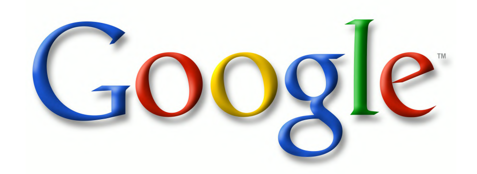
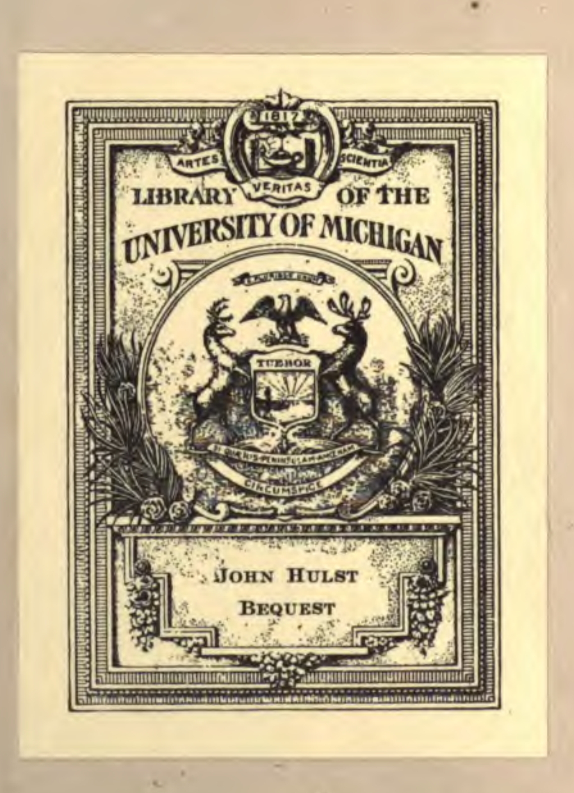





1817
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
CIRCUMSPICE
JOHN HULST
BEQUEST

269



A. H. Payne sc.

Die Alhambra



Die Alhambra

Reisebilder und Skizzen

aus

der pyrenäischen Halbinsel

nebst Blicken

auf die Länder des mexicanischen Golfes
und Californien.

Herausgegeben

von

Friedrich Heinzelmann.

Mit einem Stahlstich und einer Karte.

Leipzig, 1851.
Verlag von Friedrich Fleischer.

Reisebilder und Skizzen

aus

der pyrenäischen Halbin

nebst Blicken

auf die Länder des mexicanischen Golfes und Californien.

Herausgegeben

von

Friedrich Heinzelmann.

Mit einem Stahlstich und einer Karte.

Leipzig, 1851.
Verlag von Friedrich Fleischer.

Viertes Kapitel.

Fünftes Kapitel.

Sechstes Kapitel.

Siebentes Kapitel.

Inhaltsverzeichniß.

I.

Reisebilder und Skizzen aus der pyrenäischen Halbinsel.

---

*) R. = v. Rochau. W. = Willkomm. K. = Kingston. L. = Lichnowsky. B. = Borrow. C. = Cuendias. Z. = Zusätze vom Herausgeber aus andern Quellen.

D. Californien.

II.

Blicke auf die Länder des mejicanischen Golfes und Californien.

I.

Reisebilder und Skizzen

aus

der pyrenäischen Halbinsel.

Einleitung.

Im äußersten Südwesten von Europa erscheint die pyrenäische (auch hesperische oder iberische) Halbinsel als ein von der Natur gegen den Ansturm des Oceans aufgeführtes massenhaftes Bollwerk, umsäumt und durchzogen von Felsenmauern, und in seiner Mitte ein ausgedehntes Hochland darbietend, wie Europa seines Gleichen nicht hat. Dies in sich abgeschlossene Land bildet das Mittelglied zwischen Europa und Afrika. Es ist wie ein losgetrenntes Stück der gegenüberliegenden Berberei, und manche beiderseitige Aehnlichkeit läßt sich herausfinden. So das Rossetummeln und die Lust am Kampf mit wilden Thieren, so die großen Schafheerden der Ebene und die Ziegen des Gebirges; dagegen vertritt diesseit der Meerenge von Gibraltar das Maulthier die Stelle des Kameels. Die Geschichte zeigt hier in der Mischung mit dem Blute der Araber und Gothen die Verschmelzung des Morgenlandes und Abendlandes, wodurch Sitte und Bildung bedingt wurde. Freilich gelangte hieher am spätesten die Cultur der alten Welt; aber von hier aus wurde auch zuerst die neue Welt erschlossen und mit europäischem Geiste gefärbt. Der Charakter des Volkes bildet mancherlei seltsame Gegensätze in Liebe und Haß, in weicher Hingebung eines frommen Sinnes und hochfahrendem Stolz, der alles weibische Wesen verachtet, in ruhigem Dulden und starrem Trotz, in strenger Sittlichkeit und Ausartung bis zum Verbrechen, in vorherrschender Neigung zum süßen Nichtsthun oder zu einer in's Blaue schweifenden Abenteuerlichkeit und in beharrlicher,

verständiger Thätigkeit, die unverrückt das einmal in's Auge gefaßte Ziel verfolgt. Ein solcher Charakter entspricht der Eigenthümlichkeit des Landes, wo im Norden auf den einförmigen Hochebenen schauernder Frost und brennende Sonnengluth, wo im Süden das liebliche Thal und der zackige Fels, fruchtbare Gefilde und unwirthbare Gebirge mit einander abwechseln. Verweilen wir dabei. Zwei Königreiche nehmen die Halbinsel ein, Spanien und Portugal. Spanien zerfällt in die älteren Haupt-Provinzen: Neu-Castilien mit der Mancha im S., Alt-Castilien, Asturien, Galizien, Leon, Estremadura, Andalusien oder Nieder-Andalusien, Granada oder Ober-Andalusien, Valencia, Catalonien, Aragonien, Navarra, Biscaya oder die drei baskischen Provinzen Alava, Guipuscoa und Biscaya; daran schließt sich dann noch das Königreich Mallorca, welches die Inseln Majorca, Minorca nebst den Pityusen oder Fichten-Inseln enthält. Neuerlich (1833) hat man das Land in 48 kleinere Provinzen oder Departements eingetheilt, wovon wir jedoch absehen müssen. Portugal zerfällt in die Provinzen: Minho oder das Land zwischen Minho und Duero, Traz os Montes oder das Land jenseit des Gebirges, Beira, Estremadura, Alemtejo (zwischen Tajo oder Tejo und Guadiana); daran schließt sich im Süden das Königreich Algarve oder Algarbien. In der Mitte der Halbinsel liegen die beiden Castilien, ein weites Tafelland von 4200 □ Meilen. Die höchste Stufe dieses Tafellandes ist Alt-Castilien und Leon (Nord-Spanien), eine kahle dürre Hochfläche von 2000 bis 2500 Fuß Erhebung. Die zweite etwas niedrigere Stufe ist Neu-Castilien (Mittel-Spanien) von durchschnittlich 1800 Fuß Erhebung, ähnlich beschaffen, wie die vorige. Sie vermittelt den Uebergang zu dem Tiefland von Andalusien (Süd-Spanien). Dies die drei Hauptstufen. Daran legt sich als vierte Stufe die allmälige Senkung des castilischen Hochlandes gegen den atlantischen Ocean in dem Küstenland Portugal. Endlich läßt sich noch eine fünfte binnenländische Stufe unterscheiden, das ist nämlich die in Aragonien abgeschlossene Thalebene des Ebro, wohin man auf treppenartigen Absätzen vom castilischen Hochland hinabsteigt, und dem entsprechend senken sich dahin langsam in parallel laufenden Berg-

zügen auf niederen Terrassen die östlich gelegenen, 60 Meilen lang ausgedehnten Pyrenäen, die nach Frankreich steil abfallen. Die Gebirge der Halbinsel sind im Allgemeinen Kettengebirge und führen den Namen Sierra, d. i. Säge, womit die Unregelmäßigkeit der Form angedeutet wird, in der sich die einzelnen Gipfel auf ihrer gemeinschaftlichen Grundlage erheben. Die Hochfläche von Alt-Castilien und Leon stützt sich im N. auf das cantabrische Gebirge, welches sich in den baskischen Provinzen an die Pyrenäen anschließt, so daß auf diese Weise vom Kap Creus im O. am Mittelmeer bis zum Kap Finisterre am atlantischen Ocean eine 130 Meilen lange Gebirgskette hergestellt wird, und wie die Pyrenäen aus zwei in derselben Hauptrichtung streichenden Gliedern bestehen, so auch das cantabrische Gebirge. Das Ganze hängt jedoch nicht durch eine fortlaufende Kammlinie zusammen, sondern wird vielmehr durch untergeordnete Gebirgszweige vermittelt. Der Hauptkamm des cantabrischen Gebirges erhebt sich 4 bis 6000' über das Meer und fällt nordwärts gegen die Küste in kurzen steilen Felsabsätzen nieder. Die westliche Fortsetzung wird als asturisch-galizisches Bergland bezeichnet und breitet sich in mannigfachen Verzweigungen bis über die portugiesischen Provinzen Traz os Montes und Minho aus. Im S. der Hochebene von Alt-Castilien und Leon streicht das castilische Scheidegebirge, welches die beiden castilischen Hochebenen trennt und sich durch die ganze Halbinsel in der Hauptrichtung von O. nach W. fortzieht. Es ist keine zusammenhängende Kette, sondern vielmehr eine Anhäufung von Bergzügen mit verschiedener Benennung. Aus der Thalebene des Ebro erhebt es sich in weit ausgedehnten Terrassen und steigt südöstlich in der Peña (Penja) Golosa 6000' über das Meer auf. Am schmalsten ist es nördlich von Madrid in der Somo (Gipfel) Sierra (mit einer Kammhöhe von 7 bis 8000') und Sierra Guadarama. Daran schließen sich weiter westlich die Sierren von Gredos, Francia und Gata. Alle diese Gebirge sind wild und zerrissen mit zackigen Gipfeln und steilen Schluchten. Sie erheben sich sanft im N. und fallen im S. jäh ab in die niedrigeren Hochflächen von Neu-Castilien und Estremadura. In Portugal setzen sich die tafelförmigen

Bergmassen fort und steigen in der Serra Estrella (elja) bis zu 8000′ auf. Von da senkt sich das Hochland in niedrigeren Zügen und stürzt, namentlich mit der Serra de Cintra und dem 1600′ hohen Felskap la Roca, steil in's Meer hinab. Das Tafelland von Neu-Castilien wird im S., wo die kahlen Flächen von la Mancha (Mantscha), von dem andalusischen Scheidegebirge getragen. Dies lehnt sich im O. an die Hochflächen des nördlichen Murcia, nimmt dann eine mehr zusammenhängende Gestalt in den Parallel-Ketten der Sierra Morena, die im Durchschnitt etwa 2800′ hoch sind, erreicht seine größte Höhe in den zackigen Felsen des Gebirgszuges los Pedroches (tsch) und streicht bis nach Portugal hinein, wo sein letztes westliches Glied das Scheidegebirge von Algarve mit dem höchsten Theil, der Serra de Monchique (Mondschike), bis 3600′ aufsteigend; das äußerste Südwestende ist das 360′ hohe Kap St. Vincent. Der hohe Südrand der Halbinsel wird durch mehrere Gebirge von verschiedenen Namen gebildet. Der eigentliche Hochgebirgskern dieses Südrandes ist die Sierra Nevada oder das Schnee-Gebirge, ein massenhafter flach gewölbter Felsenrücken, dessen höchste Punkte gegen 11,000′ aufsteigen. Im NO. erhebt sich die Sierra de Segura bis 6000′. Im N. der Sierra Nevada zieht sich die niedrigere breite Bergkette von Jaen hin, und zwischen beiden liegt die Vega von Granada, ein Tafelland von etwa 2000′ Höhe und durch seinen reichen frischen Pflanzenwuchs einer grünen Matte vergleichbar. Die westliche Fortsetzung des Hochgebirges ist der nackte Felsrücken der Sierra de Malaga mit 7000′ Erhebung. Daran schließt sich die Sierra oder Serrania de Ronda, und im S. davon erhebt sich der einsam stehende, senkrecht über das Meer 1350′ hoch aufsteigende Felsen von Gibraltar. — Drei Ströme fließen mit ähnlichem Lauf vom Hochlande nach W. und SW. in's atlantische Meer: der Duero, der Tajo, die Guadiana; dahin geht auch der Guadalquibir, der Strom der südlichen Stufe. Zum Gebiet des Mittelmeers gehört nur der Ebro*). An der Nordgrenze Por-

*) Wir haben demnach auf der Halbinsel fünf Stufen des Landes, fünf Gebirgssysteme und fünf Hauptströme.

tugals ist der Minho, zwischen Guadiana und Guadalquibir der Tinto als Küstenfluß zu merken. Binnenseen fehlen. Von Tudela bis Sastago führt der Kaisercanal 33 Stunden am Ebro entlang, dessen Bett felsig und voller Stromschnellen. Ueberhaupt sind die Ströme und Flüsse mit Ausnahme des Guadalquibir nur auf kurzen Strecken schiffbar, da sie im Sommer wasserarm und zur Regenzeit heftigen Anschwellungen unterworfen sind; mehrere sind sehr reißend. Bei der geringen Küstenentwickelung fehlt es an großen Buchten und Busen, und es finden sich nur wenige gute Häfen. Groß ist der wenig ausgebeutete Reichthum der Berge besonders an Eisen, Blei, Quecksilber, Steinsalz und Steinkohlen; die einst sehr ergiebigen Gold- und Silberbergwerke sind erschöpft. Die Pflanzenwelt ist sehr mannigfaltig. Im N., wo das Klima feucht und milde, trägt Alles noch einen europäischen Charakter. Man findet dort unsere schönsten Obstbäume, als Aepfel, Birnen, Aprikosen, Kastanien. In den Castilien zeigt sich die Olive, und Eichen mit süßer eßbarer Frucht bilden große Wälder. In den östlichen Provinzen von Catalonien bis Murcia, wo wegen der kühlenden Seewinde immerwährender Frühling herrscht, wachsen Lorbeern, Maulbeerbäume, Feigen und Granaten; der Johannisbrotbaum nebst dem Mastixbaum findet sich zahlreich. Der Weinstock spielt eine Hauptrolle. In Andalusien und Algarbien, wo schon afrikanischer Gluthhimmel, sieht man Haine von Citronen und Orangen; der Mandelbaum wird von der Weinrebe umschlungen; überall grünt der Cactus und die Aloe. Man baut auf der Halbinsel vorzüglich Weizen, Mais, Reis, aber noch keine Kartoffeln; in den südlichen Provinzen Baumwolle und Zuckerrohr. Die Cultur des Weinstocks ist besonders für Andalusien und Granada wichtig, so wie für Portugal, wo das Klima wegen der Nachbarschaft des Meeres noch milder ist, als in den unter gleicher Breite liegenden spanischen Provinzen. Die Viehzucht der Halbinsel ist sehr bedeutend, wenn gleich vernachlässigt. Schafe (Merinos), Rinder, Ziegen stehen oben an; die einst berühmte Pferdezucht ist sehr in Verfall gerathen; Esel und Maulthiere müssen den Mangel an guten Pferden ersetzen. In den zum Theil sehr ausgedehnten Wäldern, welche die Abhänge der Gebirge bedecken, irren Bären

und Wölfe, Gemsen und wilde Ziegen umher. Das wilde Schaf, Mouflon genannt, und ähnlich gestaltet wie ein Reh, findet sich in Murcia, die Tigerkatze (?) auf der Sierra de Ronda, Affen haben sich von Afrika her auf dem Felsen von Gibraltar angesiedelt. Unter den Insecten bemerken wir die nützliche spanische Fliege; unter den Amphibien fehlt es nicht an Schlangen und Scorpionen. — Der Flächeninhalt der Halbinsel beträgt 10,162 □ M. mit c. 17 Mill. Einw.; davon kommen auf Spanien 8447 □ M. mit mehr als 13 Mill. Einw., auf Portugal 1725 □ M. mit 4,125,000 Einw. (1833). Nun eine kurze Uebersicht der Geschichte.

Spanien heißt bei seinen Bewohnern España (nj); die alten Römer und Griechen nannten es Iberien oder Hesperien, d. i. Abendland, sofern es damals das fernste bekannte Land gegen W. Die frühesten Bewohner der Halbinsel waren die Iberier im N. und W., die Celtiberier im O. und S. Etwa um 1100 v. Chr. landeten die Phönizier, fanden großen Reichthum an Gold und Silber, und gründeten Colonien an den Küsten des Mittelmeers, besonders in der Gegend von Cadiz (iß), damals Tarschisch, später Gades genannt. Dann kamen die Karthager aus Afrika, drangen nach dem ersten punischen Kriege (241 v. Chr.) unter Hamilkar Barkas erobernd bis zum Ebro vor und gründeten unter Hasdrubal Neu-Karthago (Carthagena in Murcia); die im N. und W. wohnenden Stämme blieben unbezwungen, lieferten jedoch Miethstruppen. Im zweiten punischen Kriege erschienen unter Scipio dem Aelteren die siegreichen Adler der Römer. Fast zwei Jahrhunderte vergingen, ehe sie die Unterwerfung vollendeten; am hartnäckigsten kämpften die Bergvölker im N. Die Stadt Numantia konnte von Scipio dem Jüngern erst nach zehnjähriger Belagerung überwältigt werden (133), und erst dem Agrippa, dem Feldherrn des Kaisers Augustus, gelang es, die tapferen Cantabrer zu bändigen (25 v. Chr.). Die Halbinsel soll damals 40 Mill. Einw. gehabt haben. Während der großen Völkerbewegung im Anfange des 5. Jahrh. n. Chr. kamen die Sueven, Alanen und Vandalen (von letzteren stammt der Name Vandalicia, nachher Andalusia). Die Westgothen drängten diese nach Afrika und

gründeten hier und im S. Frankreichs ein mächtiges Reich mit der Hauptstadt Toulouse. Im 8. Jahrhundert gingen die Araber oder Mauren unter Tarik über die Meerenge von Gibraltar und brachen (712) durch die neuntägige Schlacht bei Jerez de la Frontera (nördlich von Cadiz) die Macht der Gothen, die sich nur noch in den Gebirgen Asturiens behaupten konnten. Abderrahman wurde 756 Stifter des Hauses der Ommijaden, deren Sitz Cordoba. Künste und Wissenschaften, besonders die Baukunst, Medicin, Sternkunde und Weltweisheit gediehen unter den Ommijaden zur herrlichsten Blüthe; Ackerbau, Handel und Gewerbe erhielten außerordentlichen Aufschwung und schufen Wohlstand und Reichthum. Nach dem Aussterben jenes Regentenhauses im 11. Jahrh. zersplitterten sich die uneinig gewordenen Mauren in viele kleinere Reiche. Die Gothen in Asturien hatten sich inzwischen wieder gehoben; ihre Grafschaft Oviedo wuchs schnell, und sie hatten selbst Galizien unterworfen (740). Kaiser Karl der Große hatte den Arabern das Land bis zum Ebro entrissen und daselbst die spanische Mark mit der Hauptstadt Barcelona gegründet (778). Der Kampf mit den eingedrungenen Bekennern des Islam wurde seitdem unter wechselndem Glücke fortgeführt, und zu Anfang des 11. Jahrh. hatten sich bereits drei christliche Reiche, Leon, Castilien und Navarra gebildet. Immer siegreicher triumphirte das Kreuz, und im J. 1250 waren die Mauren auf das Königreich Granada beschränkt, wo sie sich noch 200 Jahre behaupteten. In dieser Heldenzeit der Spanier glänzte vor Allen Don Rodrigo de Vivar, der Cid genannt († 1099); auch zeichneten sich die geistlichen Ritterorden von Calatrava, St. Jago und Alcantara aus. Mit der Vermählung Ferdinands I. des Katholischen von Aragonien und Isabella's von Castilien wurden diese beiden Reiche vereinigt und mächtig genug, um das Land von den Mauren gänzlich zu befreien (1492). Die Entdeckung Amerika's (1492) und die aus den eroberten Ländern der neuen Welt herfließenden Ströme von Gold und Silber brachten einen Umschwung aller Verhältnisse hervor. Aber der Sinn der Nation wurde dadurch von Ackerbau und Industrie abgelenkt, während die Krone ihre durch die gewonnenen Reichthümer gesteigerte Macht dazu anwandte,

den Adel zu unterdrücken und das Volk durch Einführung der Inquisition unter das härteste Joch des priesterlichen Fanatismus zu bringen. Nach außen hin wurde das Reich durch die Einverleibung Navarra's erweitert, so wie durch die Eroberung von Neapel und Sicilien (1503), welche Länder bis 1713 unter spanischer Herrschaft blieben. Ferdinand dem Katholischen folgte 1516 sein, hauptsächlich durch Vermittelung des greisen, als Staatsmann und Feldherr ausgezeichneten, Cardinals Jimenez anerkannter Enkel Karl I., der auch das reiche Burgund eroberte und 1519 die deutsche Kaiserkrone (als Karl V.) erwarb. So war er unstreitig der mächtigste Fürst seiner Zeit, dabei ein großer Feldherr und ein feiner, schlau berechnender Staatsmann; doch seine Ruhmsucht verführte ihn zu beständigen Kriegen mit Franz I. von Frankreich; auch unternahm er zwei Züge gegen die afrikanischen Raubstaaten Tunis und Algier; endlich verwickelte ihn sein starrsinniger Religionseifer in Kriege mit den protestantischen Fürsten Deutschlands. Im Ganzen begleitete ihn das Glück; nur das Ende seiner Regierung wurde ihm durch fehlgeschlagene Hoffnungen und bittere Erfahrungen verkümmert. Er dankte 1556 ab († 1558) und ihm folgte sein Sohn Philipp II. († 1598), ein finsterer, frömmelnder Tyrann. Der Krieg gegen Frankreich wird unter ihm mit Glück fortgesetzt; die Siege bei St. Quentin (1557) und Grevelingen werden erfochten und der Friede zu Chateau en Cambresis (1559) geschlossen. Die Verfolgung der Mauren (Moriskos) verursacht Kampf, und nach Ueberwältigung derselben werden (1570) mehr als 100,000 der thätigsten und wohlhabendsten Familien zur Auswanderung gezwungen. Johann von Oestreich (Don Juan d'Austria) siegt zur See bei Lepanto (1571) über die Türken. Herzog Alba wird nach den Niederlanden zur Unterdrückung der Reformation gesandt, wüthet durch die Scheiterhaufen der Inquisition und zahllose Hinrichtungen, auch der Grafen Egmont und Hoorn. Daher allgemeiner Aufstand der Niederländer unter Wilhelm von Oranien, langwieriger Kampf und endliche Unabhängigkeit der 7 nördlichen Provinzen (1648). Portugal wird (1580 bis 1640) mit Spanien vereinigt; die Holländer aber erobern die portugiesischen Molukken, Java, Ceylon rc. Die

gegen England's Elisabeth ausgesandte Flotte, die große Armada, wird vernichtet (1588). Darauf wird sogar Cadiz von den Engländern überfallen, geplündert und die spanische Flotte verbrannt (1589). So war beim Tode Philipps die Seemacht gebrochen, das Land verschuldet und entvölkert, und herrliche Provinzen verloren gegangen. Philipp III. entzog durch neue Verfolgung der Morisken (1609) dem Lande abermals eine große Zahl fleißiger Hände. Unter Philipp IV. riß sich Portugal los (1640). Mit Karl II. starb (1700) der spanisch-östreichische Stamm aus. Dadurch entbrannte der spanische Erbfolgekrieg (1701) und im Frieden zu Utrecht (1713) kam mit Philipp V. das Haus der Bourbons auf den Thron; Belgien, Neapel und die übrigen Besitzungen in Italien fielen an Oestreich; Gibraltar wurde den Engländern überlassen. Aus tiefem Verfall hob sich Spanien erst wieder unter Karl III. (1759—88). Er verbesserte die Finanzen, belebte Ackerbau, Handel und Gewerbe; Manufacturen, besonders Tuchfabriken, kamen in Schwung; Canäle wurden gegraben, Straßen angelegt, in der Sierra Morena Colonien begründet. Die Jesuiten wurden verbannt. Das Unternehmen, Gibraltar wieder zu erobern, scheiterte an der tapferen Vertheidigung des Engländers Elliot (1779—82). Karl IV. verwickelte sich nach der Hinrichtung Ludwigs XVI. in Krieg mit der französischen Republik, der durch die Vermittelung des Ministers Manuel Godoi (Friedensfürst genannt) beigelegt wurde (1795), worauf denn ein Bündniß mit den Franzosen und Krieg mit den Engländern folgte. Das Volk grollte dem Bündniß, und am 18. März 1808 brach der Aufstand zu Aranjuez (eß) los. Der alte König Karl dankte ab und gab die Krone seinem Sohne Ferdinand VII. Bald bereuete er jedoch diesen Schritt, flüchtete sich unter den Schutz des Kaisers Napoleon und erklärte seine Entsagung für erzwungen. Napoleon beschied Vater und Sohn nach Bayonne; beide gingen nun ihrer Rechte verlustig und wurden als französische Gefangene behandelt. Joseph Bonaparte, bisher König von Neapel, erhielt Spanien's Scepter. Aber das Volk begann nun einen Kampf, der an Wuth und Grausamkeit seines Gleichen suchte. Die heldenmüthige Vertheidigung Saragossa's unter Palafox (1808 und 9) machte

darin Epoche. Mit Hülfe der Engländer wurde die Halbinsel endlich durch die Schlacht bei Vittoria (21. Juni 1813) von den fremden Eindringlingen gänzlich befreit. Bereits 1812 hatten die versammelten Reichsstände (Cortes) eine neue Constitution unterzeichnet, die 1814 der wieder zurückgekehrte Ferdinand VII. beschwören sollte. Allein der König verwarf die Constitution, versprach eine neue, hielt aber nicht Wort. Dadurch wurde das Signal zu vielen unheilvollen Kämpfen im Innern des Landes gegeben, während der schwache König den Einflüssen seiner Hofbedienung (Camarilla) und der wieder zurückgerufenen Jesuiten nachgab; auch hatte er gleich anfangs die Inquisition wieder hergestellt. Viele edle Männer wurden hingerichtet oder verbannt. Ein beständiger Ministerwechsel schwächte die Kraft der Regierung. Dies benutzten die amerikanischen Colonien zur Erkämpfung ihrer Unabhängigkeit. Ein Heer, welches dahin eingeschifft werden sollte, empörte sich unter Quiroga und Riego; das Volk theilte die unzufriedene Stimmung des Heeres, und so sah sich der König gezwungen, die Constitution von 1812 zu beschwören. Den Geist derselben ersieht man aus folgenden Sätzen: „Die spanische Nation ist frei und unabhängig, und jeder Spanier ohne Unterschied des Standes fühlt sich verpflichtet, nach dem Verhältnisse seines Vermögens Abgaben und zur Vertheidigung des Vaterlandes die Waffen zu tragen. Der Glaube der katholischen Kirche ist der allein herrschende und jede andere Religion ist untersagt. Die Staatsrepräsentation ist eine erbliche gemäßigte Monarchie, und die Cortes bilden vereint mit dem Könige die gesetzgebende Gewalt, die vollziehende bleibt dem König allein vorbehalten.“ Das Volk war aber noch nicht reif für eine solche Verfassung. Als die Cortes 1820 den äußerst zerrütteten Finanzen durch Aufhebung der Klöster und Majorate aufzuhelfen suchten, entstand bald allgemeine Unzufriedenheit und es erhob sich eine im Dienste des Adels und der Geistlichkeit stehende Glaubensarmee zum Kampf für die absolute Monarchie. Dadurch erreichte die Verwirrung den höchsten Grad, bis endlich ein unter dem Herzog von Angoulême einrückendes französisches Heer den König von der Constitution des J. 1812 befreite; ein Theil dieses Heeres blieb zu seinem

Schutz im Lande. Die Unruhen dauerten indeß fort, und da der König ohne Nachkommen war, so bildete sich eine sogenannte carlistische Partei, deren Bestreben dahin ging, den König zu entsetzen und seinen Bruder, den Prinzen (Infanten) Don Carlos, an's Ruder zu bringen. Der König aber vermählte sich nach dem Tode seiner dritten Gemahlin mit einer neapolitanischen Prinzessin Maria Christine, und als ihm dieselbe 1830 eine Tochter, die Infantin Isabella, gebahr, so nahm er davon Veranlassung, das sogenannte salische Gesetz umzustoßen, nach welchem die weibliche Linie, so lange noch ein männlicher Zweig vorhanden ist, von der Thronfolge ausgeschlossen bleibt. Nach Ferdinand's VII. Tode (1833) wurde demnach die Infantin Isabella unter der Vormundschaft ihrer Mutter Christine und einem Regentschaftsrath wirkliche Königin. Dagegen lehnte sich Don Carlos auf, und so entzündete sich der siebenjährige mit blutigen Gräuelthaten angefüllte Kampf zwischen den Christinos und den Carlisten, von denen die letzteren neben der Gültigkeit des salischen Gesetzes auch den Absolutismus und die Rechte der Kirche verfochten; sie fanden die meisten Anhänger in den nach den Pyrenäen zu gelegenen Provinzen (von Biscaya bis Catalonien). Don Carlos hielt sich anfangs in Portugal auf, aber das Glück seines tapferen Vorkämpfers Zumala-Carreguy gestattete ihm, selbst nach Spanien zu kommen und sich als Karl V. proclamiren zu lassen. Als darauf jener ausgezeichnete Feldherr plötzlich starb, konnte sein Verlust durch keinen Anderen ersetzt werden. Unter den Christinos selbst waren inzwischen Spaltungen eingetreten zwischen den Moderados (Gemäßigten) und Exaltados (den nach ungemessener Freiheit Strebenden). Die Cortes nahmen 1837 eine ziemlich gemäßigte Verfassung an, und auch auf dem Kriegsschauplatz trat unter Espartero's Oberbefehl eine günstige Wendung für die Christinos ein, so daß endlich der carlistische General Maroto mit seinem Heere die Waffen streckte (31. Aug. 1839). Don Carlos flüchtete sich darauf nach Frankreich und eben dahin folgte ihm Cabrera, der sich noch ein ganzes Jahr lang in Catalonien behauptet hatte. Der glückliche Espartero (Graf von Luchana, Siegesherzog) wußte bald die Königin Christine dahin zu bringen, daß sie nach

Frankreich ging und ihm die alleinige Regentschaft überließ. Er suchte durch kräftige Maßregeln auf Ruhe, Ordnung, Hebung des Ackerbaues und der Gewerbthätigkeit einzuwirken; aber obgleich alles Kirchengut, freilich mit fester Gehaltsstellung der Geistlichen, eingezogen wurde, so blieb doch die Finanznoth und mit ihr der Stoff zur Gährung. Die Königin Christine in Paris war die geheime Triebfeder einer Bewegung des Jahres 1843, an deren Spitze sich bald Navaez stellte. Madrid und die Truppen wurden gewonnen, und Espartero mußte sich nach Portugal flüchten. Am 8. Aug. 1843 wurde die dreizehnjährige Königin Isabella für mündig erklärt, und im folgenden Jahre kehrte auch ihre Mutter zurück. Die Verfassung wurde noch ein Mal im Sinne der Moderados revidirt und im Mai 1845 angenommen. Erneuerte Unruhen wurden bald gedämpft und das Ministerium Narvaez ging mit festen Schritten einher, um überall in den Provinzen Ordnung und öffentliche Sicherheit, so weit dies in Spanien möglich, unter den Schutz der Gesetze zu stellen. Der faule Fleck bleiben immer die Finanzen, die einer durchgreifenden Verbesserung bedürfen, um die auf dem Volke ruhende Last zu erleichtern und einem drohenden Staatsbankerott vorzubeugen. Die Einnahmen betrugen 1843 877 Mill. Realen, die Ausgaben 1098 Mill. Die Staatsschuld mag sich auf 17,850 Mill. Realen belaufen. Das wichtigste neuere Ereigniß ist die am 10. Oct. 1846 erfolgte Vermählung der Königin Isabella mit dem Brudersohn Ferdinand's VII. Franz, Herzog von Cadiz. Gleichzeitig fand die Vermählung ihrer Schwester mit dem Herzog von Montpensier, dem jüngsten Sohne Louis Philipp's von Frankreich, statt. — An Colonien besitzt Spanien: in Oceanien die Philippinen, in Afrika das Gebiet Ceuta und die Guineainseln, in Amerika die Inseln Cuba, Porto Rico und die Jungferninseln. —

Portugal's eigene Geschichte beginnt mit dem 11. Jahrh., als König Alfons IV. von Castilien 1094 seinem Schwiegersohne Heinrich von Burgund das zwischen dem Minho und Duero den Mauern abgewonnene Land als Statthalterschaft ertheilte. Nach dem Hafen von Porto Cale erhielt es seinen Namen. Nach dem großen Siege über die Mauren bei Ourique (1139)

wurde es selbstständiges Königreich mit der Hauptstadt Lissabon. Unter König Johann I. († 1433) wirkte dessen jüngerer Sohn, Heinrich der Seefahrer, förderlich ein auf Entdeckungsreisen (Porto Santo 1418, Madeira 1419, Azoren 1432 rc.). Nachdem die ganze Westküste Afrika's entdeckt war, erreichte Bartholomäus Diaz (Diez, ein Deutscher) das Vorgebirge der guten Hoffnung, welches unter König Emanuel d. Gr. (1495 — 1521) Vasco de Gama umschiffte (1498) und damit den Seeweg nach Ostindien fand. Dadurch kam Blüthe des Handels und des Wohlstandes bis zur Vereinigung mit Spanien (1580 — 1640), während welcher Zeit sich die Holländer der schönsten Besitzungen in Ostindien bemächtigten und das Land durch schwere Abgaben an Spanien ausgesogen wurde. Das darüber entrüstete Volk rief 1640 den Herzog von Braganza als König Johann IV. aus. Die Selbstständigkeit wurde behauptet und Portugal hob sich wiederum unter Joseph Emanuel (1750—77) durch Joseph de Carvalho, später Marquis von Pombal. Ein schreckliches Erdbeben (1755) traf freilich mit den härtesten Schlägen die Hauptstadt Lissabon; aber um so wohlthätiger wirkte die musterhafte Verwaltung des Landes und die Maßregeln zur Verbesserung des Ackerbaues und zur Belebung des Handels, so wie die Vertreibung der Jesuiten und die freiere Entwickelung des Unterrichtes (Univ. Coimbra). In dem (während des siebenjährigen Krieges) 1762 mit Spanien ausgebrochenen Kriege zeichnete sich durch sein Feldherrngenie der Graf zu Lippe-Schaumburg aus, der an der Spitze der portugiesischen und der damit verbündeten englischen Truppen das stolze Spanien demüthigte, so daß 1763 ein ehrenvoller Friede geschlossen werden konnte. Nach dem Tode Joseph Emanuels stürzte das mühsame Werk Carvalho's, der in seinen alten Tagen mit Verbannung belohnt wurde, wieder zusammen. Unter des verstorbenen Königs ältester Tochter Maria Francisca ging Alles einen Krebsgang. Als die Königin, die ihren 1786 verstorbenen Gemahl Peter III. zeitweilig zum Mitregenten angenommen, 1792 in Gemüthskrankheit verfiel, übernahm ihr Sohn Johann (nachmals Johann VI.) die Regentschaft. Als Bundesgenosse Englands mußte Portugal 1807 die Heere Napoleons einrücken sehen. Die königliche Familie

flüchtete nach Brasilien. Das Volk setzte mit Hülfe Englands den hartnäckigsten Kampf gegen die Franzosen bis 1814 fort. Aber der König Johann VI. residirte auch jetzt noch zu Rio Janeiro in Brasilien. Inzwischen blieb Portugal ganz unter englischen Einflüssen. Dies erregte den bittersten Haß des Volkes. Eine Schilderhebung zu Oporto (1820) verbreitete sich bald über das ganze Land. Der König genehmigte die Einberufung der Cortes, kehrte von Brasilien zurück und beschwor (1822) die neue Verfassung, die durch den zweiten Sohn des Königs Don Miguel, der die Truppen für sich gewann, bald wieder umgestoßen, dann aber durch englische Macht wieder hergestellt wurde. Inzwischen hatte das ebenfalls empörte Brasilien sich für unabhängig erklärt und Johann's VI. Sohn Dom Pedro wurde (1822) zu Rio Janeiro als Kaiser Pedro I. gekrönt. Johann VI. starb 1826, und in Folge davon gab der gesetzmäßige Thronfolger Dom Pedro den Portugiesen eine neue Verfassung (Charte), den Thron aber seiner siebenjährigen Tochter Donna Maria, für welche sein, derselben als Gemahl bestimmter, Bruder Dom Miguel Regent wurde. Dieser warf jedoch die neue Charte um und erklärte sich zum unumschränkten König. Dom Pedro, der (1831) die Krone Brasiliens für seinen unmündigen Sohn Pedro II. niedergelegt, schiffte nun nach Europa über, rüstete auf den seiner Tochter treu gebliebenen Azoren eine Flotte, nahm Oporto ein (1832), erfocht durch die Tapferkeit des von ihm an die Spitze der Seemacht gestellten Engländers Napier einen Seesieg am Kap St. Vincent und zog darauf (1833) in Lissabon ein. Dom Miguel wurde gänzlich entfernt und die Verfassung von 1826 wieder hergestellt. Dom Pedro starb indeß schon 1834. Das Land verfiel in neue Zuckungen, doch wurde nach mancherlei Veränderungen die Charte aufrecht erhalten, welche dem Staatsoberhaupte ziemliche Selbstständigkeit gewährt, und die Rechte der beiden Kammern auf die Gesetzgebung und Geldbewilligung beschränkt. Der Uebel größtes sind auch hier, wie in Spanien, die Schulden. Das Budget (boddschet, d. i. Voranschlag der Einnahmen und Ausgaben, vom kelt. bulga, d. i. Lederbeutel) von $18\frac{42}{43}$ schlug die Einnahmen zu 15,800,000, die Ausgaben zu 18,150,000 Thaler an; die Staatsschuld betrug über 120 Mill.

Thaler. Die Königin Maria hat sich zuerst mit dem Herzog August von Leuchtenberg († 1835), dann (1836) mit dem Prinzen von Sachsen-Coburg-Gotha Ferdinand vermählt. — Auswärtige Colonien sind: Madeira, Porto Santo, die Azoren, die Inseln des grünen Vorgebirgs; in Afrika: die Küste von Guinea, Angola und das Gouvernement von Mozambique; in Asien: Gouvernement Goa, Macao, Dilli (Timor). —

Die von uns benutzten Werke sind hauptsächlich folgende: 1) Zwei Jahre in Spanien und Portugal. Reiseerinnerungen (aus den Jahren 1844 bis Anfang 1846) von Moritz Willkomm. 3 Bde. Dresden und Leipzig, Arnoldische Buchh. 1847. 2) Reiseleben in Südfrankreich und Spanien (1845) von Aug. Ludw. v. Rochau. 2 Bde. Stuttgard und Tübingen, Cotta'scher Verlag. 1847. 3) Portugiesische Land- und Sittenbilder. Nach William Kingston's Lusitanian sketches (1843—45) von M. B. Lindau. 2 Thle. Dresden und Leipzig, Arnoldische Buchh. 1846. 4) Portugal. Erinnerungen aus dem J. 1842 von Felix Fürst von Lichnowsky. Mainz, bei Victor von Zabern. Zweite Ausgabe. 1848. 5) Fünf Jahre in Spanien (1835—39). Von George Borrow. 3 Bde. Breslau, Josef Max und Comp. 1844. 6) Spanien und die Spanier von Emanuel von Cuendias. Brüssel und Leipzig, bei Carl M. Muquardt. 1849. — Bei der Beurtheilung unserer Arbeiten wolle man sich übrigens erinnern, daß uns nur sehr enge Grenzen für einen Band gesteckt sind.

Kloster Neuendorf, im December 1850.

Erstes Kapitel.

Hier sitzen wir am Ufer eines Baches. Er ist auf keiner Karte zu finden, und die Bewohner der gegenüber liegenden Stadt Figueras nennen ihn Manolls. Wir sitzen schon seit einer halben Stunde und warten darauf, daß der Bach sich verlaufe. Strömender Regen hat ihn zu einem Strom geschwellt, dem man gleich ansieht, er würde Pferd und Wagen mit sich fortreißen, wenn wir uns hinein wagen wollten. Das Wasser ist freilich, nach den zurückgelassenen Spuren zu urtheilen, schon um zwei bis drei Fuß gefallen; nichtsdestoweniger müssen wir uns gefaßt machen, die Nacht über am Ufer zu lagern, denn der Himmel ist noch immer mit dichten Gewitterwolken verhangen und es vergeht keine Viertelstunde, ohne daß ein neuer Regenschauer niederfällt. Neben uns halten ein paar Holzwagen und eine Tartane*), die unser Schicksal theilen. — Auf einmal erscheint am jenseitigen Ufer ein junger Bauer auf zweispännigem Karren, und ohne sich einen Augenblick zu besinnen, fährt er mit seinen beiden hinter einander gespannten Pferden im vollen Trabe den Abhang hinunter und in die Fluth hinein. Aber kaum hat das Vorderpferd das erste Drittel der Wasserbreite

*) Tartanen sind zweiräderige, mit einem meist buntbemalten Plane von Wachstuch überspannte Karren, die durch ein in einer Gabeldeichsel gehendes Pferd gezogen werden. Der Kutscher sitzt auf einem kleinen, an der Deichsel angebrachtem Tritte und läßt die Beine frei zwischen die Räder hinabhängen. Das Innere ist nach Art unserer Omnibus mit zwei gepolsterten Bänken versehen, da aber der Wagen unmittelbar auf der Axe befestigt ist, so wird das Fahren für die Passagiere sehr Eingeweide-durchrüttelnd und verursacht auf gepflasterten Wegen oft erdbebenartige Stöße.

überwunden, so wird es durch die Gewalt der Wogen auf die Seite geworfen, verliert den Boden und verschwindet unter den Wellen. Glücklicherweise treibt die Strömung dem eben verlassenen Ufer zu, so daß das sehr lang gespannte Pferd rasch wieder festen Fuß fassen kann. Mit Müh und Noth gelingt es dem Bauer, seine beiden Pferde auszuspannen und an's Land zurück zu bringen; aber sein Karren bleibt im Wasser und bildet ein neues Hinderniß unseres Hinüberkommens. Das alles ist echt spanisch; denn mit den Brücken sieht's hier zu Lande schlecht aus. Der Manolls zeigt jedoch wenigstens die Trümmer einer ehemaligen Brücke.

Während unseres unfreiwilligen Aufenthaltes will ich einen Blick auf meine bisherige Reise thun. Dampf- und andere Rosse hatten ihr Möglichstes gethan, um mich vom Rhein her nach Lyon, von da die Rhone hinunter und dann weiter über Nimes und Narbonne nach Perpignan zu bringen. In dieser Hauptstadt des Roussillon war ich um die Mitte des April angelangt, und rollte nun auf dem Eilwagen als einziger Passagier durch die grüne Ebene frisch den Bergen zu, die sich bald in ein bedenkliches Grau zu hüllen anfingen. In ein paar Stunden hatten wir den Fuß der Pyrenäen erreicht, wo uns ein prasselnder Regen empfing, der uns bis über die französische Grenze begleitete. Die Vegetation beschränkt sich hier auf Buschwerk und Gebirgskräuter, zwischen denen nur hie und da ein einzelner Baum sichtbar wird. Die Felsen sind zwar nicht sehr hoch, aber äußerst steil, und die Straße kann sich nur in fortwährender Schlangenlinie hinaufwinden. Die hochgelegene, den Paß von Perthus vertheidigende Grenz-Veste Bellegarde, auf deren Wällen die dreifarbige französische Fahne flattert, präsentirt sich dem Reisenden bald rechts, bald links, bald hinter ihm, bald vor ihm, so daß man zuletzt fast daran verzweifeln möchte, die zauberhafte Burg auf diesem Wege jemals zu erreichen. Auf dem Gipfelpunkte der Straße liegen neben drei oder vier ärmlichen Häusern die Trümmer des alten Forts L'Ecluse. Dann geht es wieder bergab, bis nach dem etwa auf der halben Höhe des Abhanges gelegenen, blos aus einer einzigen Gasse bestehenden Dorfe Perthus. Hier muß der Paß zum Austritt aus

Frankreich vorgezeigt und visirt werden. Von dem Augenblicke an, wo man das Dorf verläßt, hat man zur Linken jenseits des Chausseegrabens den spanischen Boden. Die Straße selbst läuft noch ein paar hundert Schritt auf französischem Gebiet hin, bis an eine kleine, über einen Bach geschlagene und mit zwei Säulen gezierte Brücke, an deren einem Ende der letzte rothhosige Soldat steht. Noch drei Schritte weiter und wir sind in Spanien. — Zu meiner Verwunderung sah ich auf der spanischen Grenze keinen Militairposten, sondern nur ein paar Zollcarabiniere, die uns unaufgehalten unseres Weges ziehen ließen. Binnen einer halben Stunde erreichten wir das im Schooße eines romantischen Kessels eichbewaldeter Felsberge gelegene spanische Grenzdorf La Junquera. Hier sollte ich inne werden, daß ich in einem anderen Lande sei; denn ich fand in diesem Dorfe Thore mit Schießscharten, Mauern mit Schießscharten, Häuser mit Schießscharten. Die Einwohner haben nämlich ihren Ort während des Bürgerkrieges in eine Art Festung verwandelt, an welcher alle Aufforderungen und Ueberfallsversuche der Carlisten scheiterten. In der engen schmutzigen Hauptstraße hat jedes Haus seinen Balcon, über dessen Brüstung neugierige Gesichter nach der einfahrenden Diligence herunter schauen. Diese mußte vor dem Zollgebäude halten, wo das Gepäck zur Durchsuchung in eine Art zwielichtiges Kellergewölbe geschafft wurde. Es schien eigends für gewisse stillschweigende Handspedirungen gemacht zu sein. Indeß der Raum war voll Menschen, unter denen sich einige höhere Zollbeamte bemerklich machten, daß ich nicht wagte, etwas Lösegeld für meinen wohlgepackten Koffer zu bieten. Dieser wurde geöffnet und es begann eine Untersuchung, wie ich sie bis dahin noch nicht erlebt hatte. Nichts war unverdächtig, nichts wurde geschont. In jeden Stiefel sah ein Zöllner hinein, meine Reisekarte wurde auseinandergeschlagen, meine Brieftasche bis in's Einzelnste durchforscht. Welche Verleumdung, sagte ich bei mir selbst, wenn man diese pflichteifrigen Leute der Lauigkeit im Dienste, oder gar der Bestechung beschuldigt! Wie übel würde ich gefahren sein, wenn ich auf das Wort leichtfertiger Reisenden hin versucht hätte, diese musterhafte Gewissenhaftigkeit und Sorgfalt in der Amtsausübung durch ein paar

elende Silbermünzen zu lähmen! — Auf dem spanischen Abhange der Pyrenäen und bis über La Junquera hinaus werden die Korkeichen, welche innerhalb des französischen Gebietes ziemlich selten sind, immer häufiger. Ein Einwohner des genannten Dorfes, der auf eine halbe Stunde zu mir in den Wagen stieg, gab mir einige Auskunft über den sehr beträchtlichen Korkhandel, der von dieser Gegend aus mit halb Europa betrieben wird. Die Korkeiche, versichert er, sei der beste Reichthum des Landes; sie bringe weit mehr ein, als Feldwirthschaft, Weinbau und Oelbaumzucht. Vielleicht würde der Mann anders gesprochen haben, wenn er ein Ackerbauer gewesen wäre, aber er war ein Korkhändler. Seiner Versicherung zufolge ist Köln die Stadt, welche mehr Pfropfen verbraucht, als irgend eine andere, namentlich mehr als Paris, dessen jährlichen Pfropfenverbrauch er doch auf vier= bis fünfhundert Millionen Stück anschlug. Der Boden, auf dem diese Korkeiche wächst, hat ganz die rothe Färbung des Roussillon. Ja, an vielen Stellen ist er wirklich ziegelfarbig, und unter den von den Anhöhen niederstürzenden Regenbächen habe ich mehrere vom schönsten Orangegelb bemerkt. Dazu kommt in der gegenwärtigen Blüthezeit eine Menge von Bäumen und Kräutern, zumal von Futterkräutern, deren Blumen den röthlichen Ton der Landschaft bis in's Phantastische steigern. — Nach zweistündiger Fahrt und nachdem wir die letzten Vorberge der Pyrenäen längst hinter uns hatten, kamen wir an die unglückselige Furth des Manolls. Erst nach anderthalbstündigem Harren gelang es uns, sie ohne Unfall zu passiren und die jenseitige Stadt zu erreichen.

Figueras*) ist enggebaut, schmutzig und unansehnlich. Es hat aber in seiner Nähe eine besondere Merkwürdigkeit. Auf

---

*) Ueber die Aussprache des Spanischen bemerken wir kürzlich Folgendes. Alle Doppelvocale lese man getrennt, z. B. aereo, aovar, deesa, oidor, l. a-ere-o, a-ovar, de-esa, o-idor; au, ei und ey, eu, ie, ua, ue, ui und uy, so werden mit schnellem Ton in eine Sylbe verschmolzen, z. B. auto (Act, Urtheil), reina (Königin), rey (König), fieltro, Nicaragua, dueño, ruido, muy, arduo l. a-uto, re-ina, re-y fi-eltro, Nicaragu-a. du-enjo, ru-ido, mu-y, ardu-o. Unter den Con=

einer benachbarten Anhöhe befindet sich nämlich die berühmte von Ferdinand VI. erbaute Citadelle des Castillo de San Fernando, eine der größten und stärksten Festungen der Halbinsel und ganz Europa's. Sie ist ganz aus Werkstücken aufgeführt, bildet ein regelmäßiges Fünfeck und enthält so geräumige Casernen und Magazine, daß sie bequem eine Besatzung von 16,000 Mann fassen kann. — Der große, aber von elenden Häusern umgebene Marktplatz der Stadt war bei unserer Ankunft gedrängt voll Menschen, die nach dem Aufhören des Regens ihren Sonntagsspaziergang machten. Die vielen rothen Mützen gaben dem Platz die größte Aehnlichkeit mit einem Erdbeerfeld. Auf dem Zollamt fand ich Gelegenheit, meine Menschenkenntniß zu bereichern. In dem Augenblicke, wo man mir den Schlüssel meines Koffers abforderte, zog ich den Geldbeutel, um dem Schaffner eine für mich ausgelegte Kleinigkeit zu erstatten. Diese Bewegung verfehlte nicht ihren Eindruck auf den Zöllner, der dieselbe anfangs mißverstand. Was enthält ihr Koffer? fragte er mich. Nichts als Reisegeräthschaften, war meine Antwort,

---

sonanten hat b einen Anhauch des w z. B. acabar; c l. k vor a, o, ua, ui, uo (mit hörbarem u) z. B. cuando (wann); ce und ci wie im Deutschen, aber weich und lispelnd z. B. civil; ch l. tsch z. B. noche; g vor a, o, u, wie unser g in Gabe z. B. gola (Schlund); g vor e und i l. hch mit tiefem Kehllaut z. B. gente, giro l. hchente, hchiro; in den Sylben gue und gui ist das u stumm und ohne Kehllaut z. B. in guerra (franz. guerre); gn l. getrennt z. B. digno l. dig-no. h ist sanfter Hauch, stärker vor ue, wo es oft wie ein leises g klingt z. B. huerta (Garten); j hat den Kehllaut hch vor a, o, u und ist neuerlich meistens für x eingetreten z. B. jabali, Alejandro, Don Quijote l. hchabali, Alehchandro, Don Quihchote; ll wie im franz. fille z. B. brillar l. briljar; ñ l. nj wie im franz. digne z. B. Señor l. Senjor; q kommt nur noch vor ue und ui vor, wo das u stumm ist z. B. quedar, quimera; r mit leisem Hauch z. B. sentir, rr mit starkem Hauch z. B. carro; s l. ss wie im franz. son, salut z. B. santo, nach n und r stärker z. B. cansar, farsa (die Farce); v l. w z. B. vil; x bildete früher in vielen Wörtern den Kehllaut hch, wofür man jetzt j schreibt z. B. Mejico, Tejas, so daß x jetzt cs lautet z. B. examen. nur am Ende einiger Wörter hat x einen halben Kehllaut z. B. box l. bohch mit fast verschwindendem s; y als Consonant l. ij schnell weg z. B. rayo l. raijo; z mit summendem starken Hauch des ss z. B. Zefiro, Zaragoza l. Ssaragossa. — Der Ton liegt im Spanischen gewöhnlich auf der zweiten Sylbe.

Kleider, Wäsche und ein paar Bücher. Nun, da ist es nicht nöthig, ihn zu untersuchen, sagte er, indem er mir die Schlüssel zurückgab. Er geberdete sich dabei keineswegs wie ein Mensch, der auf Trinkgeld wartet, sondern begab sich vielmehr gleich nach einem anderen Theile des Gemaches, wo ich nicht ohne verschiedene künstliche Manöver meine Hand der seinigen nahe bringen konnte, um eine Peseta*) hinein gleiten zu lassen. O Tugend der spanischen Carabiniere! — In dem Gasthofe, der an das Zollhaus stößt, ließ ich mir ein Zimmer geben. Ein hübsches, frisches Mädchen brachte mir Wasser und rief mich bald darauf zum Abendtisch, an welchem ich mich einem jungen Elsasser gegenüber fand. Nachdem wir der Küche unseres Wirthes alle verdiente Ehre angethan, ging ich mit meinem Tafelgenossen in das benachbarte Kaffeehaus, wo ich zwar nur ländlich gekleidete Gäste, aber doch eine gewisse Eleganz der Einrichtung antraf, die mich Wunder nahm; so Tischplatten von feinem weißen Marmor, vergoldete Tassen und versilberte Feuerbecken zum Anzünden der Cigarren. Als Kopfbedeckung der Frauen sieht man hier durchweg ein zum Dreieck zusammengelegtes Seidentuch, das unter dem Kinn locker zugeknüpft wird und dessen doppelter Zipfel über den Nacken hinabhängt. Der weitere Anzug besteht aus einem knapp anliegenden Jäckchen, dessen enge Aermel nur bis zum Ellenbogen herabreichen. Die Sonntagsjacke meiner kleinen Aufwärterin war von schwerem grünen Seidenstoff. Unter dem Mieder wird ein faltenreicher Rock von dunkeler Farbe getragen. Die Hände und Füße der Schönen übergehen wir mit Stillschweigen, aber der Schnitt und Ausdruck ihres Gesichtes ist voll Reiz und Anmuth.

Um halb drei Uhr morgens wurde ich in Figueras aus dem breiten Familienbette geholt. Wiederum stieg ich als der einzige Reisende in die spanische Eilpost. Statt des breitschulterigen französischen Conducteurs hatte ich jetzt einen Mayoral (Schaffner), einen windigen Kerl, der von der Behandlung der

*) Eine Peseta hat den Werth von 8 Sgr. Der Peso duro, Piaster oder spanische Thaler beträgt 1 Thlr. 3 Sgr. 9 Pf. Man hat Halbe-, Viertel- und Achtel-Piaster. Auf einen Piaster gehen 20 Realen, so daß ein Real also 2 Sgr. 2 Pf. ausmacht.

Pferde so viel verstand, wie ein Schiffsknecht vom Kuhmelken. Der Postillon war ein schnurrbärtiger Bursche mit seltsam bunter Jacke, der seinen Platz unter den Schwänzen der Deichselpferde einnahm und uns, die Papiercigarre im Munde, unter schrecklichen Flüchen und ungeheuren Peitschenhieben durch die dunkeln, öden Gassen der Stadt hindurchrasselte. Es war mir anfangs unerklärlich, wie der Kutscher von seinem niedrigen Sitze aus seine sechs paarweise angespannten Pferde beherrschen konnte. Erst nach und nach begriff ich, daß dem spanischen Fuhrmann Peitsche und Zügel fast völlig entbehrlich werden durch das Wort, welches er von Zeit zu Zeit mit einem gut gezielten Steinwurf unterstützt, und er hat zu dem Ende wo möglich immer einen Vorrath von Flußkieseln neben sich auf dem Bocke liegen. — Die Straße diesseits Figueras läuft mehrere Stunden lang durch die fette Ebene, die den Namen el Ampurdán führt und in welcher der Weinstock, der Oel- und Mandelbaum eben so vortrefflich gedeihen, als Getreide, Hülsenfrüchte und Futterkräuter. Die erste Brücke in Catalonien, welches bekanntlich der bei weitem cultivirteste Theil Spaniens ist, bemerkte ich in der Nähe von Gerona, nämlich einen seltsamen alten Bau, der über den Ter geworfen ist. In Gerona selbst, einer Provinzialhauptstadt, fällt die Straße auf eine beträchtliche Strecke mit dem Bette des genannten Flusses zusammen, dessen Anschwellen jedesmal die Verbindung zwischen der Stadt und Vorstadt eine Zeit lang aufhebt.

Gerona liegt auf dem Südufer des Ter am Fuß eines steilen, durch zwei Forts vertheidigten Hügels und gilt für eine Festung; aber die Befestigungen bieten mit ihren verfallenen Wällen und zerbröckelten Mauern einen traurigen Anblick dar. Aus dem Figuerasthor schauen mehrere rostige Kanonen nach Frankreich hinüber. Ihr metallener Mund war einst der Sprecher eines glühenden Patriotismus. Länger als sieben Monate, nämlich vom Mai bis zum 10. Dec. 1809, leistete das elende Gerona den tapfersten Widerstand gegen die belagernden Franzosen. Sechszehntausend derselben waren unter den Mauern begraben, als die Stadt endlich nicht der Feindesgewalt, sondern dem Hunger und der Seuche unterlag. Der Commandant, General Mariano

Alvarez (eß), wurde nach der Uebergabe auf Befehl des großen Kaisers Napoleon todtkrank nach der Citadelle von Figueras gebracht, in deren Casematten man ihn hülflos sterben ließ. Auch schon früher hat Gerona seine Zinnen mit Lorbeern geschmückt, und es hat während der letzten anderthalb Jahrhunderte im Ganzen nicht weniger als acht langwierige Belagerungen erlitten. Zu den berühmtesten gehört die im Jahre 1653 durch den französischen Marschall Hoquisicourt, welcher Gerona 62 Tage berannte, dann aber plötzlich abzog, weil sein Heer von einem entsetzlichen Mückenschwarm überfallen wurde, was die Gerondenser der Wirkung ihres Schutzheiligen zuschrieben. — Der Umfang Gerona's zeugt von der ehemaligen Blüthe und Volkszahl, die heute nicht einmal so viel beträgt, als die von Jena. Ich bestellte mir hier ein Frühstück. Es wurde mir von einer struppigen schmutzigen Aufwärterin aufgetischt und war der Art, daß alle meine Eßlust schon durch ein paar geröstete Mandeln und ein Glas schwarzen Landweins gestillt war. Dafür zahlte ich neun Realen, d. i. nach unserem Gelde fast ein Gulden. Besser gefiel mir auf der Fortsetzung der Reise das Mittagsessen in dem durch eine hochgethürmte gothische Kirche sich markirenden Städtchen Tordera. Speisezimmer, Geschirr und Tischzeug waren von dörflicher Einfachheit, aber ziemlich sauber gehalten, und das Mahl selbst würde mancher französischen Wirthstafel alle Ehre gemacht haben. Die Suppe und alle übrigen Schüsseln machten die Runde bei den Gästen, so daß Jeder sich selbst bedienen mußte.

Einige Meilen diesseits Gerona fanden wir in einem stundenlangen, aber ziemlich dünnen Gehölze da, wo der Eilwagen im vorigen Monate zuletzt ausgeplündert wurde, einen etwa zwölf Mann starken Gensd'armerieposten, Kerle mit wahren Galgengesichtern, den Dreimaster mit aufgekrümmten Zinken verwegen auf das Ohr gesetzt und nachlässig auf ihre langen Musketen sich lehnend. Ich hätte darauf wetten wollen, daß die Hälfte dieser braven Leute noch vor sechs Monaten Brüderschaft mit den Buschkleppern getrunken hat, gegen welche sie jetzt zu Felde liegen. Das erwähnte Gehölz bestand theils aus Korkeichen, theils aus einer bei uns unbekannten Fichtenart (Pinien) von stolzem

Wuchse und luftigem, gewelltem Wipfel. Einen Wald möchte ich es wegen der dünn gepflanzten Bäume, zwischen denen nur stellenweise einiges Buschwerk wächst, nicht nennen. — Bei Tordera mußten wir den gleichnamigen Fluß durchwaten, breit wie der Main und von sehr böser Miene. Wir kamen indeß glücklich hinüber. Der Regen war seit frühem Morgen strömlings gefallen, und die Wege fingen an grundlos zu werden. Nichtsdestoweniger ging es in beständigem Trabe und zuweilen im vollen Galopp der Gäule sehr rasch vorwärts. Gleich hinter Tordera wendet sich die Straße links ab dem Meere zu. Auf der Höhe eines Hügels sahen wir das mittelländische Meer in voller Majestät vor uns liegen, unermeßlich, schwarz und am äußersten Horizonte mit dem dunkelen Himmel verschwimmend. In dieser Gegend sah ich auch zum ersten Male die Rebe nicht, wie der lateinische Dichter Horaz sagt, mit der Ulme, sondern mit dem Mandelbaume vermählt. In diesem Bilde liegt viel Wahrheit. Die geschmeidige Ranke umklammert den Baum so fest, als wolle sie ihn nur mit dem Leben lassen. Und der Baum hat dieser Umarmung seine stolzesten Zweige und seinen schönsten Blätterschmuck aufopfern müssen; beschnitten und gezähmten Sinnes steht er da, wie der Ehemann, den die Bande seines Standes halb drücken, halb beglücken, da die Rebe ihrem Gatten duftige Blüthen und süße Früchte als Brautschatz zubringt. Auch die Aloe und der Cactus fangen an sich zu zeigen. Je näher man dem Süden kommt, desto kräftiger scheint der Wuchs dieser Pflanzen zu werden. An dem Rande der Felder und Gärten bilden sie eine undurchdringliche Umzäunung. Einer der schönsten Punkte der baumreichen, trefflich cultivirten und mit Landhäusern besäeten Küste ist die Stadt Calella (lja). Sie thront auf hohen Felsen dicht am Meer und bietet einen malerischen Blick auf die Gebirge des Innern, zwischen deren waldbedeckten Kuppen der hohe Felsenwall des Monseni und einzelne Schneegipfel der Pyrenäen hervorleuchten. — Von Calella zieht sich die Straße fortwährend am Seeufer entlang, zuweilen in der schmalen Ebene, die zwischen Bergen und dem Meere liegt, oft über die steilen Uferfelder hinweg, hie und da auch durch den Meeressand. Der Weg ist über alle Begriffe schlecht. Daß wir nicht zehn Mal

umgeworfen und zehn Achsen und Räder zerbrochen haben, kann ich mir nur durch ein Wunder erklären. Oft wurde der Wagen in ellentiefen Löchern halbe Stunden lang mit Gewalt hin und her geworfen. Dabei geht diese Straße oft über hundert Fuß tiefe Felsabhänge hinweg, und ihre schärfsten Zickzackwendungen werden fast im vollen Jagen durchfahren, so daß bei dem starken Schwanken der schwerbeladene Wagenhimmel zuweilen buchstäblich über der Brandung des Meeres hing. Die zahlreichen, zum Theil großen Ortschaften am Gestade sind fast ausschließlich von Schiffern und Fischern bevölkert. Die Boote der letzteren müssen, da es die ganze Küste entlang, außer vielleicht in Mataro, keinen Hafen giebt, auf den Strand gezogen werden, wo sie in langen Reihen aufgepflanzt stehen. Diese Städte und Flecken, namentlich San Pol, Canet, Santa Maria und Arenys del Mar, haben zum Theil, abgesehen von ihrem erbärmlichen Straßenpflaster, einen ganz wohlhabenden Anstrich und die Schiffsleute, welche sich hier mit süßem Nichtsthun beschäftigen, während ihre Schiffe im Hafen von Barcelona müßig vor Anker liegen, tragen eine eigenthümlich tapfere Miene zur Schau, zu der ihre weiten Sammethosen mit rothen Gürteln und die zottigen Capuzenröcke, die sie nachlässig über die Schultern werfen, recht gut stimmen. Mataro, eine bedeutende Fabrikstadt von 25,000 Einwohnern, war mir nur dadurch merkwürdig, daß ich hier die erste Palme sah. Orangen- und Citronengärten, deren Früchte sich gerade jetzt der Reife nähern, werden hier schon sehr zahlreich.

Der Bergkegel des Montjuy zeigte sich schon längere Zeit sehr deutlich, da er mehr als ein anderes Vorgebirge dieser Küste in's Meer vorspringt, und wir waren jetzt nur noch eine halbe Meile von den Thürmen Barcelona's entfernt, als auf einmal die Schreckensnachricht an unser Ohr schlug: der Besos ist so stark angeschwollen, daß an ein Hinüberkommen für heute nicht zu denken ist. Es fing bereits an, dunkel zu werden, und das Wagniß der Ueberfahrt wurde dadurch noch gefährlicher. Daher blieb uns nichts übrig, als nach einem einzelnen nahe gelegenen Wirthshause zurückzufahren, und in dieses Geschick fügten sich selbst die uns begleitenden spanischen Damen mit dem

größten Gleichmuth; man hörte kein Wort der üblen Laune und der Klage über die Aussicht, die Nacht, statt in der Mitte der wartenden Familie, in einer elenden Fuhrmannsherberge zuzubringen. Wir wurden daselbst freundlich empfangen und in das Ehrengemach des Hauses, die große Küche, geführt, wo das Feuer prasselte und die Pfannen schmorten, als ob man uns längst erwartet hätte. Ein sauber gehaltener Gasttisch, der die eine Wand der Küche einnahm, und blankes Kupfergeschirr auf den Simsen milderten das ungünstige Vorurtheil, mit dem ich das Haus betreten hatte. In dem ungeheuren Kamine neben dem ausgebrannten Feuer saß schlafend mit untergeschlagenen Armen ein kleines hübsches Mädchen, das sich durch den Lärm der ankommenden Gäste und durch das geschäftige Treiben am Herde eben so wenig stören ließ, als ihre etwas ältere Schwester, die auf einer hölzernen Bank halb sitzend und halb liegend gleichfalls süß, wie auf einer weichen Matratze, eingeschlafen war. Es wurde mir zu warm in der Küche, und ich ging hinaus auf die geräumige Hausflur. Hier lagen in einem Winkel auf frischem Stroh fünf oder sechs Maulthiertreiber (Arrieros) und Fuhrleute. An einem großen Tische saß ein ehrwürdiger Graubart und ihm gegenüber ein französischer Ausreißer, ein Sergeant, der, nach seiner noch sehr neuen Uniform zu urtheilen, erst ganz kürzlich über die Grenze gekommen sein mußte. Inzwischen waren noch mehrere Mitglieder der Reisegesellschaft herausgetreten, um an der offenen Hausthür Luft zu schöpfen. Ich gesellte mich zu einer Dame aus Barcelona, deren Blicke in den stillen wunderschönen Abend hinausschwärmten, und die Spanierin hub zu meiner Verwunderung ein deutsch-empfindsames Gespräch an über den blauen Nachthimmel, den hier nicht silbernen, sondern goldenen Mond und über die freundlich blinkenden Sternlein. Mich brachte dies völlig außer Fassung, und ich war froh, als eine prosaische Küchenmagd erschien, die uns ankündigte, daß das Essen bereit sei. Wir setzten uns zu Tische. Die erste Schüssel bestand in weichgesottenen Eiern. Indem ich mich anschickte, das meinige zu verzehren, bemerkte ich, daß mir als ganzes Tischzeug nichts zugetheilt war, als eine hölzerne Gabel; denn die drei oder vier Messer des Hauses waren in

andere Hände gefallen. Indeß behalf sich Jeder, so gut er konnte, ohne die mindeste Bemerkung, da der Spanier an dergleichen gewöhnt ist. Ein saftiges Stück gebratenes Rindfleisch, ein Hühnchen mit Salat, und zum Nachtisch geröstete Nüsse und Mandeln vervollständigten unser Mahl, das unter lebhaftem Geschwätz und in der besten Laune von der Welt eingenommen wurde. Alles dies söhnte mich wieder vollständig aus mit den spanischen Herbergen und ihrer Küche. Die erbärmliche Kneipe in Gerona macht ohne Zweifel eine Ausnahme, und wird überdies, wenn ich nicht irre, von einer Französin gehalten. — Nach aufgehobener Tafel zündeten wir bei einem neuen Glase Wein die Cigarren an, und das Gespräch wandte sich auf die Räuberbanden, die Catalonien noch immer beunruhigen, obgleich sie mit Rücksicht auf die bevorstehende Badereise der Königin nach Barcelona seit einiger Zeit mit ungewöhnlichem Eifer verfolgt werden. Der Generalcapitain ist noch vor vierzehn Tagen in eigener Person gegen die Trabucayres im catalonischen Oberlande ausgerückt, und auf der Grenze sollte von spanischen und französischen Truppen ein gemeinschaftliches Treibjagen auf dieses Gesindel angestellt werden, das oft auf französischem Gebiet Zuflucht sucht und findet. In Gerona wurde erst kürzlich ein eingefangener Räuber nach Standrecht erschossen. — Es war eilf Uhr, als wir zum Schlafengehen aufbrachen. Man wies mir ein sogenanntes Zimmer an, in welchem ich außer dem für mich bereiteten Nachtlager durchaus nichts weiter fand, als vier Lehmwände und einen hölzernen Laden, der die Stelle des Fensters vertrat. Auf ausdrückliches Verlangen wurde mir indeß ein Stuhl verabfolgt, um meine Kleider darauf zu legen. Mein Bett bestand aus einer kaum Fuß hohen Pritsche, einem Strohsacke, einer wollenen Decke und ein paar weißen Linnentüchern. Da seit halb drei Uhr Morgens die furchtbaren Stöße des Wagens jeden Versuch, die Augen zu schließen, vereitelt hatten, so schlief ich auf der Stelle ein und ruhte die ganze Nacht hindurch wie ein Seliger.

Es mochte sechs Uhr sein, als ich durch den Lärm des Hauses geweckt wurde. Ein freundlicher Sonnenstrahl fiel durch das kleine viereckige Loch, welches das Fenster meines hölzernen

Fensters bildete, und bei seinem Lichte kleidete ich mich an. Nachdem ich nach dem Beispiel sämmtlicher Reisegefährten Hände und Gesicht auf dem Hausflur gebadet, wurde mir eine Tasse vortrefflicher Chocolade mit gerösteten Brotschnitten gereicht, und dann traten wir die Expedition nach dem Besos zum zweiten Male an. Am Ufer des Flusses fanden wir bereits funfzig oder sechszig Fuhrwerke aller Art versammelt, von denen sich eben die ersten in den Fluß gewagt hatten. Die leichten Marktwagen konnten ohne große Schwierigkeit hinüber; einige schwerere Gefährten dagegen blieben nach den ersten Schritten in dem aufgewühlten Triebsande stecken. Nachdem wir den Andern eine Weile zugesehen, setzte sich auch unser Eilwagen in Bewegung. Da die gewöhnliche Furth noch immer für durchaus unwegsam galt, so mußten wir eine Strecke unter den Weiden und Pappeln am Ufer hinfahren, das außerhalb der Furth steil abfällt. An der ausgewählten Stelle angekommen, scheuten die Pferde vor dem bedenklichen Sprung vom Lande in das Wasser und versagten ungeachtet der angewandten Peitschenstiele hartnäckig den Dienst. „Nehmt euch in Acht," warnte ein Landmann aus der Nachbarschaft, „an dieser Stelle ist ein sehr gefährliches Loch!" Die Pferde wurden indessen doch zuletzt in den Fluß hinuntergepeinigt, der Eilwagen folgte im schweren Sturz, so daß die Achsen krachten und das Wasser zu den Wagenfenstern stark hineinplatschte; der Sprung war gelungen, und ich glaubte uns aus aller Noth. Diese sollte aber erst jetzt beginnen. Der Wagen war so tief in den Sand hineingefallen, daß die Pferde ihn mit der größten Anstrengung nur zollweise vom Flecke brachten. Kutscher und Schaffner sprangen in's Wasser, zerrten die Pferde bald rechts, bald links, um durch eine Art von Laviren vorwärts zu kommen; aber es wurde dadurch kaum etwas Anderes erreicht, als daß der Wagen bei jeder gewaltsamen Bewegung in augenscheinliche Gefahr gerieth umzustürzen. Während dem war die Zahl der Fuhrwerke auf beiden Ufern zu Hunderten angewachsen, und der Fluß selbst wimmelte von Menschen, Pferden und Maulthieren. Mehrere andere Wagen befanden sich in einer eben so schlimmen oder noch schlimmeren Lage als wir. Rechts und links wildes Fluchen und Schreien,

knallende Peitschenhiebe und das Getöse des von den Füßen der Pferde gewaltsam zerarbeiteten Wassers. Mehrere Thiere und Menschen wurden von der Strömung fortgerissen, andere verschwanden ausgleitend unter den Fluthen. Die Noth und Verwirrung hatte den höchsten Grad erreicht. Ich sah die Thränen meiner Reisegefährtin, die sich fest an ihren Mann angeklammert hielt, reichlich fließen, und fing endlich an, der Sache überdrüssig zu werden. Ich rief einen rüstigen Bauerburschen heran und wurde mit ihm Handels einig, daß er mich rittlings über den Fluß tragen solle. Wohlbehalten, wenn gleich mit durchnäßten Füßen, kam ich auf dem jenseitigen Ufer an. Mehrere meiner Mitreisenden folgten diesem Beispiele, und die so erleichterte Diligence konnte sich jetzt aus dem Sande herauswinden, in welchem sie fast zwei Stunden gesteckt hatte. Solche Dinge ereigneten sich vor den Thoren der zweiten Stadt des Landes, an den Thoren des reichen Barcelona, das kein Geld anwendet, um die Wegsamkeit der wichtigen Straße nach Frankreich durch eine Brücke über den Besos zu sichern! — Nachdem unsere Pferde einen Augenblick verschnauft hatten, setzten wir uns wieder in Bewegung; mein Barceloneser Nachbar vertheilte Cigarren an das ganze Personal des Wagens, und nach einer Stunde rollten wir in die Hauptstadt des Catalanenlandes ein.

Man ist in Deutschland sehr geneigt, Spanien als ein verwildertes Land zu betrachten und seine Bewohner als von sinnlicher Gluth erfüllte, von eitlem Stolz aufgeblasene Menschen zu schildern, die nichts zu thun haben, als Revolutionen anzuzetteln und sich gegenseitig todtzuschlagen. Da denkt man wohl, daß Handel und Gewerbthätigkeit gänzlich darnieder liege, daß von Künsten und Wissenschaften gar nicht die Rede sein könne und daß überhaupt Alles sich in einem Zustande der Gesetzlosigkeit und Verwirrung befinde. Dergleichen Vorurtheile verschwinden vor dem Anblick von B a r c e l o n a wie Nebelstreifen vor der Sonne. Ich war nicht wenig überrascht, als ich in dieser Stadt überall reich ausgestattete Bazars und Waarenlager, glänzende Kaffeehäuser, elegante Hotels sah; als ich die

hohen mit Balconen verzierten Häuser betrachtete und die mit behauenen Steinen zierlich gepflasterten Straßen, in denen ein lebhaftes Volksgewühl alle Zeichen eines ausgebreiteten Welthandels an sich trug; als ich allenthalben Fabriken mit Dampfmaschinen, Gasbeleuchtung, kurz, alles Mögliche, was die fortgeschrittene Bildung unserer Zeit hervorbringen kann, gewahrte, und dies Alles in einer Stadt, die unlängst der Schauplatz blutiger Kämpfe gewesen war. Die schöne Plaza del Palacio (der Palast-Platz) ist von zum Theil sehr modernen Gebäuden umringt, deren jedes ein fürstliches Schloß sein könnte. Die prächtige Rambla, die Hauptstraße, erinnert an die Boulevards von Paris. Sie ist nämlich eine sehr breite, fast schnurgerade, über eine Viertelstunde lange Straße, welche beinahe von einem Ende der Stadt zum andern geht; in der Mitte prangt eine breite Allee von jetzt eben in voller Blüthe stehenden Akazien, und auf beiden Seiten ist sie mit einer Reihe ansehnlicher Häuser eingefaßt. Alle Häuser in Barcelona haben platte Dächer (Azoteas) und, je nach der Zahl der Stockwerke, drei bis vier Reihen übereinander liegender Balcone. Kaum hatte ich ein Zimmer in dem Hotel de l'Orient bezogen, als mich eine volltönige Militairmusik auf den Balcon rief. Ein Regiment Infanterie zog die Rambla hinab zur Parade. Es waren gut uniformirte, gut bewaffnete und gut eingeübte Truppen von eben so stattlicher Haltung, als die besten französischen Truppen. Das hier liegende Kürassierregiment hat kräftige feurige Pferde, zu deren Handhabung tüchtige Reiter erforderlich sind. Die aus Maulthieren bestehende Bespannung der Artillerie ist vortrefflich. Die Militairmusik hat das Eigene, daß darin die Clarinetten fast eben so zahlreich sind, als die Blechinstrumente. Die hiesigen Officiere machen durch Miene, Wuchs, würdevolle Haltung und sorgfältigen Anzug einen durchaus günstigen Eindruck, so daß sie sich, abgesehen von dem militairischen Geist und Wissen, den glänzendsten Officiercorps anderer Länder kühn zur Seite stellen können.

Zur Ueberschauung der Stadt und ihrer Umgebungen ist kein Punkt geeigneter als der Berg des Forts oder vielmehr der Festung Montjuy (spr. hchuy), von den Römern mons Jovis

genannt. Da hinauf windet sich eine bequeme, in vielen Zickzacks sanft ansteigende Straße. Oben eröffnet sich ein herrliches Rundgemälde. Die ganze volkreiche Stadt mit ihrer starkbefestigten Citadelle, der Hafen mit seinen zahllosen Schiffen, Barceloneta*) mit seinen Wandelgängen liegen tief unter den Füßen des Beschauers, und wohin sich das Auge wendet, erblickt es nichts, als grüne, von Getreidefeldern und Fruchtbaumpflanzungen erfüllte Niederungen und Rebenhügel, zwischen denen eine Menge wohlhabender Ortschaften, zerstreuter Fabriken, auf deren hohen Essen die Rauchwimpel der Civilisation flattern, und Landsitze hervorblicken, die von Parkanlagen und Blumengärten umringt sind. Selbst die dürren und steilen Abhänge des Castellberges sind terrassirt und mit Weingeländen umkleidet, welche theilweis von Hecken der großen Aloe (Agave americana) und der indianischen Feige (Cactus Opuntia) umschlossen werden. Lange betrachtete ich diese von einem heißen wolkenlosen Himmel überspannte Gegend, die auf der einen Seite von einem Halbkreis duftig blauer Berge, auf der andern von dem glänzenden Spiegel des Meeres umsäumt wird, dessen Wellen träge an den blendendweißen Küsten hinaufrollten. — Die Werke des Montjuy haben wenigstens eine starke halbe Stunde im Umkreis. Nach der Landseite hin hat die Veste drei oder, wenn man die Plattform mitzählt, vier Vertheidigungslinien; nach der Seeseite zu, wo der Felsabhang jäh hinunterstürzt, ist ein einziger Mauerwall mehr als hinreichend. Nächst der Stadt beherrscht der Montjuy den Hafen so unbedingt, daß ohne seine Erlaubniß kein Fischerboot ein- und auslaufen kann und daß er jede feindliche Absperrung von der Seeseite her unmöglich macht. Die Veste kann nur durch Aushungern oder Abfall der Besatzung zum Fall gebracht werden. Gegen Wassermangel ist durch eine reichgefüllte Cisterne gesorgt. Diese wird lediglich durch Regenwasser gespeist, das sich Jahre lang in unverdorbenem Zustand erhält. Ungeachtet der Unein-

*) Barceloneta ist eine als Hafenort dienende Vorstadt, etwa nur einen Büchsenschuß von den Stadtwällen entfernt, zwischen dem Seethor und dem Leuchtthurm dicht an dem ungemein langen Hafendamm gelegen, viereckig und ganz regelmäßig gebaut, mit 24 Gassen, zwei schönen Plätzen, einer Pfarrkirche und einer Promenade.

nehmbarkeit des Platzes, wußte sich der französische General Duhesme desselben dennoch am 16. Februar 1809 durch List zu bemächtigen. Er kam nämlich als Verbündeter Spaniens und als er mit seinem Armeecorps in der Stadt angelangt war, ließ er öffentlich verkündigen, daß er nur übernachten und gleich am folgenden Morgen nach Valencia weiter marschiren wolle. Bei Tagesanbruch stellen sich die Franzosen auch wirklich marschfertig vor dem Montjuy auf. Der befreundete General will sich vor seinem Abmarsch noch bei den Barcelonesen für das gute Nachtquartier bedanken und veranstaltet zu dem Ende eine glänzende Parade, wobei die Musik die neuesten französischen Arien spielt. Alles strömt neugierig herbei, und selbst die Garnison des Montjuy ist ausgerückt, um der Feierlichkeit beizuwohnen und den französischen Cameraden ihre Achtung zu beweisen. Auf einmal fällt ein Schuß, noch einer, und die Festung ist genommen. Während nämlich die spanische Garnison der Parade beiwohnte und die Aufmerksamkeit der ganzen Stadt durch die Schwenkungen und Trompetentuschen der verbündeten Truppen in Anspruch genommen wurde, hatten zwei Compagnien Italiener, die zum Corps Duhesme's gehörten, sich auf die Festung geschlichen und ein dieselbe beherrschendes Außenwerk besetzt, worauf dann die Uebergabe Montjuy's erfolgen mußte.

Wenn man zum ersten Mal die Befestigungen übersieht, von denen Barcelona umringt ist, so begreift man nicht, wie den Einwohnern jemals der Gedanke des Aufruhrs hat beikommen können. Oben auf dem Berg das uneinnehmbare Montjuy, am Fuße desselben das Fort Atarazanes, welches die Rambla, den wichtigsten Kai und den größten Platz beherrscht, jenseits des Hafens die Citadelle, welche die Hafenvorstadt Barceloneta, das volkreichste Viertel von Barcelona selbst und die Straße nach Frankreich unter ihren Kanonen hat, am entgegengesetzten Ende der Stadt die Forts Pio und Canaletas: das sind die fünf großen Punkte, zwischen denen Barcelona eingekeilt ist und deren Zwischenräume noch durch mehrere kleinere Werke ausgefüllt werden. Lernt man aber die Stadt selbst näher kennen, so sieht man bald ein, warum die Barceloneser sich durch all dies drohende Rüstzeug nicht abschrecken ließen, um wiederholt die Waffen gegen eine

ihnen mißfällige Regierung zu ergreifen. Jede Straße von Barcelona ist eine natürliche Festung, jedes Haus eine Burg. In diesen engen Gassen, zwischen diesen thurmhohen Häusern würde ein ganzes Heer zu Grunde gehen, ehe es sich im Kampf auch nur des kleinsten Theiles der Stadt bemächtigt hätte. Der Belagerer kann Barcelona zerstören, aber nimmermehr mit den Waffen in der Hand einnehmen, so lange die jetzt aus 180,000 Köpfen bestehende Bevölkerung mit ihren 30,000 rüstigen Fabrikarbeitern sich mit Preisgebung von Hab und Gut bis auf den letzten Blutstropfen vertheidigen will. Man hat allerlei Maßregeln getroffen, um die Erneuerung von Unruhen zu erschweren. Dazu gehört die Oeffnung einer neuen Straße, welche auf den Constitutionsplatz mündet, der früher immer das Hauptquartier der Empörung bildete, weil ihm von keiner Seite mit Mannschaft beizukommen war. Jetzt kann Geschütz und Reiterei dahin gelangen. Der an diesem Platz gelegene Palast der Provinzialdeputation hat gegenwärtig ein seltsames Aeußere. Sein Haupteingang ist durch eine halbkreisförmige und mit vielen Schießscharten ausgestattete, weit vorspringende Mauer gesperrt. Im Innern des Palastes sind gleichfalls förmliche Festungswerke aufgeführt, in denen eine Wache liegt, die man eine Besatzung nennen könnte. Aehnliche Anstalten hat man auf verschiedenen Punkten der Stadt getroffen. In dem erwähnten Palast befindet sich übrigens das unschätzbare, wohlgeordnete Archiv der Krone von Aragonien, deren von der gelehrten Welt noch nicht benutzte Urkunden bis in die frühesten Zeiten der Grafschaft Barcelona hinaufreichen.

Eine sehr wirksame Mitursache der heftigen Volksbewegungen, durch welche Barcelona wiederholt erschüttert wurde, war ohne Zweifel das allgemeine, von der Regierung nicht befriedigte Verlangen nach Erweiterung der Stadtmauern, um mehr Raum für die wachsende Bevölkerung zu gewinnen. Die hohen Häuser sind bis an die Dächer vollgepfropft von Menschen, die Miethpreise stehen übertrieben hoch, für neue gewerbliche Anlagen ist es unmöglich, Platz zu gewinnen, und der lebenskräftige Verkehr droht in den schmalen Gassen der Stadt fast zu ersticken. Nur auf den allerbesuchtesten Messen und Märkten kann man

bei uns ein Verkehrstreiben sehen dem ähnlich, welches sich hier tagtäglich durch die dem Handel gewidmeten Gassen bewegt. Dabei fließen die Häuser über von rüstig schaffender industrieller Thätigkeit. Alle Enden der Stadt hallen tausendtönig wieder von den Schlägen der Eisenhämmer, von dem Schwirren der Webstühle und dem Rasseln der Maschinen. Es giebt hier unter Anderm 900 Webstühle, die nichts als seidene Strümpfe weben, 2700, auf denen Bänder und Posamentirarbeiten verfertigt werden, 524, welche Sammet und seidene Stoffe liefern; über 12,000 Frauen und Mädchen beschäftigen sich ausschließlich mit der Spitzenweberei und eine Unmasse anderer Personen beiderlei Geschlechts mit dem Schuhmacherhandwerk. Das catalonische Leder ist ausgezeichnet gut, und da die Catalonier sehr feine und saubere Arbeit liefern, so sind die catalonischen Schuhe überall sehr gesucht und machen einen Hauptzweig des Handels von Barcelona aus. Man führt jährlich gegen 700,000 Paar Schuhe theils nach den übrigen Provinzen Spaniens, theils nach Frankreich aus. Unter den Arbeitern und ansäßigen Bürgern befinden sich viele Ausländer, namentlich Franzosen; auch Deutsche leben hier in nicht unbeträchtlicher Anzahl, vorzügliche deutsche Handwerker, die sehr geschätzt und den einheimischen Arbeitern vorgezogen werden, so daß sie sogar einen bessern Lohn erhalten als die Spanier. Der wöchentliche Verdienst eines guten Handwerkers steigt oft bis auf zehn Piaster und in manchen Fällen noch viel höher. In den Fabriken beträgt der gewöhnliche Wochenlohn vier bis fünf Piaster. Bei alle dem sollen die meisten Fabrikanten jährlich dreißig bis vierzig Procent aus ihrem Capitale ziehen. Daher die allgemeine Wohlhabenheit und der Luxus.

Barcelona hat im Ganzen 84 Kirchen, doch verdienen nur die Kathedrale und die Kirche Santa Maria del Mar Erwähnung. Beide sind gothisch, ihre Thürme jedoch unvollendet. Die Kathedrale ist in Vergleich mit anderen Domen Spaniens ziemlich klein und ihr Inneres macht den Eindruck der dunkelen Alterthümlichkeit. Man sieht eine Menge von Altären, aber kein einziges bedeutendes Kunstwerk. Die Glasgemälde stammen aus den ältesten Zeiten der Glasmalerei. Unter dem Hochaltare

befindet sich eine prachtvoll ausgeschmückte Kapelle, welche den Körper der Schutzpatronin von Barcelona, der heiligen Eulalia, birgt. Schön ist der Säulengang, der den mit Orangenbäumen und Fontainen gezierten Hof der Kathedrale umgiebt. Die Kirche Santa Maria del Mar macht durch das einfache, helle und freundliche Innere einen äußerst wohlthuenden Eindruck; ihre drei Schiffe werden von fünf Reihen der schlankesten Säulen getragen. Unter den neueren Bauwerken ist die an der Plaza del Palazio gelegene Lonja (lhcha) oder Börse das vorzüglichste. Sie ist im griechischen Stil erbaut und bildet ein mächtiges Viereck. Eine breite Treppe von weißem Marmor führt in das erste Stockwerk zu den verschwenderisch ausgestatteten Sälen der Kaufmannschaft. Das zweite Stockwerk enthält die Räume der Handelsschule. Der Unterricht im Zeichnen wird vielen Hunderten von jungen Leuten des Abends ertheilt, weshalb die Säle höchst brillant mit Gas erleuchtet sind. Außer den Kron- und Wandleuchtern hat jeder Schüler noch eine besondere Gasflamme neben seinem Reisbrett. — Zu den vorzüglichsten Promenaden gehört die herrliche achtfache, mit Bänken und Marmorfontainen geschmückte Ulmenallee des Paseo nuevo. Eine der Promenaden führt vom Glacis nach Gracia. Dieser Ort zählt eine Bevölkerung von 15,000 Seelen und kann als Vorstadt von Barcelona betrachtet werden, da er nur eine Viertelstunde davon entfernt ist. In und um Gracia findet man auch die schönsten Landhäuser. Unmittelbar hinter dem Orte liegt am steilen Abhange einer bebuschten Hügelkette das Kloster San Geronimo (hche), welches eine reizende Aussicht über die Stadt, das Meer und die reichbebaute Ebene des Flusses Llobregat gewährt, aus der sich der mit Wällen gekrönte Berg von Montjuy mit rothbraunen Felswänden und hellgrünen Weingeländen majestätisch emporhebt.

Eines Tages sah ich draußen in den Weinbergen den während der brennenden Mittagsgluth unablässig arbeitenden Landleuten zu, deren Tracht meine Aufmerksamkeit erregte. Sie tragen nämlich meist blos ein Hemd und weite lange Beinkleider von gestreiftem Wollenzeug, so wie eine dicke rothwollene Schärpe um den Leib. Statt der Strümpfe haben sie Sandalen, welche aus einer Art zähen Grases, Esparto genannt, geflochten sind

und oberhalb der Knöchel durch Schnüre befestigt werden. Ihren Kopf bedeckt eine gewöhnlich rothe, seltener violette, sackartige Zipfelmütze von dickem Wollenzeug, Gorro genannt und häufig so lang, daß sie bis auf's Kreuz hinabhängt. Außerdem schleppen sie stets eine dicke wollene, roth, gelb und grün gestreifte, mit Troddeln verzierte „manta" oder viereckige Decke mit sich herum, die ihnen als Schutz gegen Regen, Kälte und Hitze dient und welche sie sehr malerisch um den Oberkörper zu schlagen wissen. — Die mannigfaltigsten Trachten sieht man auf der Rambla, wohin nach Sonnenuntergang Alles strömt, um sich an der kühlen Seeluft zu erfrischen. Herren, die nach feinster französischer Mode gekleidet sind, glänzende Uniformen, elegante Damen in französischem Hut oder in dem kleidsamen spanischen Mäntelchen (Mantilla), einfache „Payésas" oder Landbewohnerinnen (aber nicht Bäuerinnen) mit weißen mantillenartigen Tüchern, vierschrötige Seeleute im bequemen Anzuge, kräftige catalonische Bauern — Alles drängt sich da, lebhaft schwatzend und Cigarren rauchend, durcheinander, beleuchtet von einer Menge hellstrahlender Gaslaternen und im Schatten der Wohlgerüche aushauchenden blühenden Akazien auf und nieder wogend. Die weibliche Bevölkerung sticht durch Weiße und regelmäßige Schönheit des Gesichtes hervor, aber die Füße sind groß und plump, und dem Wuchs mangelt die Grazie.

So sehr die Barcelonesen vornehmlich nur auf das bedacht sind, was zur Förderung des Handels und der Gewerbe dient, so zeigen sie doch viel Sinn für Musik und Theater. Es vergeht kein Abend, wo nicht alle Schauspielhäuser gefüllt wären, und die italienische Oper gilt nächst der von Madrid für die beste der Halbinsel. Auch hat man hier eine außerordentliche Vorliebe für Bälle, Maskeraden und glänzende Aufzüge. Besonders die kirchlichen Processionen zeichnen sich durch Pomp aus. Die größte ist die am Abend des Palmsonntages. Wir geben das Folgende nach der Berichterstattung eines Zuschauers.

„Die Procession geht etwa um sieben Uhr abends von der Kathedrale aus und bewegt sich langsam und feierlich unter dem Geläute aller Glocken durch die von Menschen erfüllten Hauptstraßen der Stadt. Alle Balcons der Häuser sind schwarz ver-

hangen und erleuchtet. Eine Musikbande in altrömischer Tracht, auf antik geformten Posaunen und Trompeten kriegerische Märsche blasend, eröffnet den Zug. Ihnen folgt ein Corps römischer Kriegsknechte mit Schwert, Speer und Schild. Diese schreiten unter der Anführung eines römischen Hauptmanns ganz eigenthümlich einher, indem sie nach dem Tact der Musik von einem Fuß auf den andern hüpfen und jeden Tact durch einen Stoß des Lanzenschaftes auf das Pflaster begleiten. Dann kommen in unabsehbarer Doppelreihe Tausende von schwarzgekleideten barhäuptigen Personen, die brennende Wachskerzen in den Händen halten. In ihrer Mitte trägt man Kreuze, Fahnen, Heiligenbilder und Gruppen von Figuren, welche die bemerkenswerthesten Ereignisse aus dem Leben und Leiden Jesu darstellen. Sie stehen auf hohen, ringsum mit schwarzem Sammet verhängten Bahren; der Sammet reicht bis auf den Boden, so daß die darunter gehenden Träger unsichtbar bleiben. Jeder dieser Gruppen ist von Kirchendienern und niedrigen Geistlichen umringt, die theils in ihrer Amtstracht mit dem Priesterbarett auf dem Haupte, theils in Mönchskleidern einhergehen. Letztere tragen sämmtlich die Todtenkappe, eine lange spitze schlafmützenartige Kapuze, die über den Kopf gestülpt wird und vorn in einen langen, bis auf die Brust herabhängenden Zipfel endigt; da, wo die Augen sind, hat der Zipfel gleich einer Larve zwei runde Löcher. Einige gehen in weißen, Andere in schwarzen Mönchsgewändern. Die Weißgekleideten tragen schwarze, die Schwarzgekleideten weiße Todtenkappen und Geißelstricke. Alle diese vermummten, lautlos einherschlürfenden Gestalten machen einen unheimlichen, gespenstischen Eindruck. Noch schauerlicher sahen die sogenannten Kettenbrüder aus, die zwischen den Gruppen der Kreuzigung und Grablegung Christi einherziehen. Diese gehen barfuß, sind in schwarze Mönchsgewänder mit schwarzen Todtenkappen gehüllt, tragen auf dem Rücken ein hölzernes Kreuz, und um den Leib eine lange großgliederige Kette, die noch ein gutes Stück hinter ihnen auf dem Pflaster einherrasselt. Es sind dies Nichtgeistliche, die dadurch, daß sie sich diese Buße auflegen, Vergebung ihrer Sünden hoffen. In bestimmten Entfernungen steht die Procession still, um den Bilderträgern Zeit zum Ausruhen zu

gönnen, und während dieser Pausen führen die römischen Krieger, die den Zug eröffnen und auch die Gruppe der Kreuzigung begleiten, militairische Schwenkungen und antike Tänze auf. Zuletzt kommt unter einem schwarz sammtnem Baldachin im glänzendsten Ornat der Erzbischof von Tarragona, umgeben von der gesammten höheren Geistlichkeit und einer Menge Rauchfässer tragender Diener. Eine Abtheilung Fußsoldaten beschließt den ungeheuer langen Zug, der mehrere Stunden dauert." — Großartig sind auch die kirchlichen Feierlichkeiten am Charfreitag, wo alle Kirchen schwarz ausgeschlagen sind, die Kathedrale mit schwarzem, goldgesticktem Sammet. Des Nachmittags, wo die Grablegung Christi dargestellt wird, flammen Tausende von Kerzen in dem nachtschwarzen, von Weihrauchwolken erfüllten Dom. Nachher erscheinen auf der Promenade der Rambla alle Damen in schwarzseidenen Kleidern und in der Mantilla (lj). Das Militair darf vorschriftsmäßig vom Gründonnerstage bis zum Ostermorgen keine Waffe aufrecht tragen. Alle Infanteriewachen halten dann das Gewehr unter dem Arm, den Kolben nach vorn, das Bayonnet nach hinten gerichtet; die Kavalleriepoſten halten den Säbel abwärts. Auch werden an diesen Tagen die Flaggen der Festungen, der Kriegsschiffe und Consulate nur bis zur Hälfte des Flaggenstocks emporgezogen. Aus alledem darf man keineswegs voreilige Schlüsse machen auf blinden Religionseifer und kirchliche Unduldsamkeit, wie sie vormals in Spanien herrschten. Diese Zeit ist vorüber. Der allgewaltige Einfluß der Geistlichkeit ist gebrochen, die Mönche verschwunden und an den Landstraßen sieht man kein Heiligenbild mehr. Die kirchlichen Feste werden nur noch als öffentliches Schaugepränge betrachtet, wobei man sich allen möglichen Lustbarkeiten hingiebt. Es fehlt dem spanischen Volke nicht an tiefem religiösen Sinn, wohl aber an einer besseren religiösen Bildung. Abergläubische Vorstellungen findet man jedoch weniger im Süden, mehr im Norden der Halbinsel verbreitet.

Sechs starke Stunden von Barcelona liegt der berühmte Berg Montserrat (monte serrato, d. i. Säge- oder Zackenberg).

Auf den Hügeln östlich von Barcelona zeigt er sich als ein ungeheurer tafelförmiger Felskoloß, dessen Kamm mit zahllosen spitzen Zacken, gleich der Schneide einer Säge besetzt ist, und hat eine weißgraue Farbe. Von der See aus erscheint er dagegen als eine hohe, mit sieben steilen Pyramiden besetzte Mauer, und da sein oberster Gipfel 3937 Fuß über dem Spiegel des Meeres liegt, so ist er auf der hohen See noch weithin sichtbar und wird von den Schiffern oft als Compaß benutzt. — Der Weg nach dem Montserrat fällt bis nach Esparraguera (ge) mit der über Saragoza führenden königlichen Straße nach Madrid zusammen. Man rollt auf dem Eilwagen ununterbrochen durch reizende, sorgfältig angebaute und reich bevölkerte Gefilde; die Straße selbst ist aber grundschlecht und stellenweis so völlig unfahrbar, daß die Wagen ihren Weg jenseits des Chausseegrabens über die anstoßenden Privatbesitzungen nehmen müssen. Am erbärmlichsten geht es gerade inmitten der Ortschaften. Dies erklärt sich dadurch, daß die Provinz mit den Ortschaften über die Verpflichtung zum Wegebau auf jenen Strecken seit Jahren im Streite liegt. Die Gemeinden sollen die Unterhaltung der Wege auf ihrem Grund und Boden übernehmen, diese aber lehnen eine solche Verbindlichkeit von sich ab, und so geschieht eben nichts. Bei dem durch manchen Kampf der Neuzeit berühmt gewordenen Städtchen **Molins del Rey** (e͡i) theilen sich die Straßen nach Valencia und Saragoza und man fährt nun auf der letztern am rechten Ufer des Küstenflusses Llobregat sanft aufwärts durch ein höchst anmuthiges Thal. Wein- und olivenbekränzte Hügel, düstere Kieferngebüsche, malerische Felspartien, lachende Saatfluren und Gemüsegärten, zahlreiche Gehöfte und große vielfensterige Fabrikgebäude mit hohen Dampfessen reihen sich in der mannigfaltigsten Weise an einander. Sobald man hinter dem gewerbfleißigen Städtchen Martorell den Fluß Noya (ija) passirt hat, erblickt man vor sich den Montserrat, welcher hier einer kolossalen Glocke gleicht. Leider hatte er damals sein Haupt mit einer Wolkenperrücke bedeckt, als ich aber später nach Martorell zurückkehrte, zeigte er sich hell und zauberisch umflossen vom Rosenlicht des Sonnenaufgangs. In Esparraguera, eine Stunde vom Montserrat, verläßt man den Eilwagen, um ein

Maulthier oder einen Esel zu besteigen, oder um den Weg zu Fuß fortzusetzen. Ich wählte das Letztere, was auch für jeden Andern das Rathsamste ist; denn das sicherste Thier gleitet zwanzig Mal auf den Rollsteinen aus, mit denen der Weg bedeckt ist, und es fehlt nicht an Beispielen, daß an schwierigen Punkten gute Maulesel, glücklicherweise immer ohne ihren Mann, in den Abgrund gestürzt sind. Ich ging, dem eigenen Ortssinn vertrauend, ohne Führer. — Die Wolke des Montserrat hatte sich inzwischen tiefer herabgesenkt, und es begann alsbald zu regnen. Doch schon nach einer halben Stunde brach die Sonne wieder durch den grauen Schleier hindurch. Gegen Mittag waren Himmel und Gebirg vollkommen klar, und es folgte ein stiller, aber heißer Nachmittag. Ohne auf Weg und Steg zu achten, wanderte ich über Weinberge und bebuschte Felskämme bis an den Saum des untersten Felsgürtels der Westseite.

Der Montserrat ist nicht sowohl ein Berg, sondern vielmehr ein ganzes Gebirge, denn er hat einen Umfang von acht Leguas*). Er fällt nach allen Seiten hin jäh ab. Es giebt hier keine Vermittelung zwischen dem Gebirge und der Ebene; da, wo die grüne wellenförmige Fläche aufhört, steigt der Felsenberg schroff, wie ein Riesenschloß, mit seinen Mauerwänden empor. Die Hauptrichtung geht von Osten nach Westen. Auf allen Punkten des Randes bemerkt man enge schauerliche tief einschneidende Schluchten. Eine derselben spaltet das ganze Gebirge der Länge nach und bietet den einzigen Weg dar, auf dem man zu dem höchsten Gipfel gelangen kann, der sich in der Westhälfte erhebt. Die Felsmasse besteht aus einer eisenfesten Breccie**), die aus kopfgroßen Stücken zusammengekittet und in horizontalen Schichten abgelagert ist, weshalb sie in der Nähe wie von Menschenhand gemauert und polirt aussieht. Die Farbe ist graubraun; in der Krone erscheint sie jedoch sehr hell und das Ganze ähnelt dann täuschend einem Sandsteingebirge. Die seltsamen

*) Eine Legua commune, d. i. eine gewöhnliche spanische Meile, ist etwa ¾ deutsche Meilen.

**) Breccie (bredsche) ist Gestein, das aus harten, mehr oder weniger eckigen, durch natürlichen Kitt verbundenen Bruchstücken verschiedener Mineralkörper besteht.

Formen erinnern ebenfalls an die des Quadersandsteins, zeigen sich aber viel kolossaler. An der Ost- und Nordseite stürzt der Montserrat fast senkrecht in das Thal des Llobregat (ljob); auf der entgegengesetzten Seite läuft er in ein breites vielfach durchschnittenes Hügelland aus, welches sich bis an den Noya erstreckt. Hier wächst der vortreffliche Rothwein von Bruch, einem Flecken, der am Abhange eines mit dem Westende des Montserrat zusammenhängenden felsigen Kammes liegt. Auf diesem Kamm befindet sich eine große befestigte Venta (einsames Landwirthshaus mit Stallung); nahe dabei erhebt sich ein kegelförmiger verschanzter Hügel und auf dessen Spitze ein alter Thurm. Zwischen beiden läuft die Chaussee nach Saragoza hindurch. Dieser Paß bildet den Schlüssel zum Innern Cataloniens und Aragoniens. Daher die militairische Wichtigkeit der Höhen von Bruch. Als das Land im Jahre 1808 aufstand, besetzte der spanische Landsturm diesen Punkt, um den Franzosen die Verbindung zwischen Barcelona und Saragoza abzuschneiden. Eine französische Truppenabtheilung unter General Schwartz rückte von Barcelona aus, um den Paß zu säubern, wurde aber zurückgeschlagen. Schwartz hatte nämlich kein Geschütz mitgenommen, weil er wußte, daß dies den Gegnern fehlte. Allein die catalonischen Bauern hatten sich durch eine neue Erfindung zu helfen gewußt. Sie hatten nämlich eine Art von Kanonen aus ausgehöhlten Baumstämmen verfertigt, deren Zerplatzen durch viele herumgelegte Eisenreifen verhindert wurde. Diese eigenthümlichen Kanonen luden sie in Ermangelung von Kugeln mit Steinen und begrüßten nun die Feinde von allen Seiten mit einem so lebhaften Feuer, daß diese sich genöthigt sahen, nach empfindlichem Verlust abzuziehen. — Ohne bis auf die Höhen von Bruch vorzudringen, kletterte ich an dem mit gewaltigen Steinblöcken bestreuten und theilweis von immergrünem Strauchwerk bedeckten Abhange bis zum Fuß der glatten Felswände, welche den Nordwest-Rand des Montserrat bilden. Diese durchaus senkrechten, mindestens 500 Fuß hohen Wände sind am oberen Rande mit vielen abgestutzten Zacken und kopfförmigen Vorsprüngen besetzt, weshalb sie von fern einer riesigen Festungsmauer mit Schießscharten gleichen. Nach Uebersteigung des Kam-

mes erreichte ich die Nordseite des Gebirges und schwelgte hier unter dem Schatten eines überhängenden, löwenkopfartigen Felsblockes, auf weichem blumendurchwirkten Moosteppich ruhend, in den Reizen eines prachtvollen Landschaftsgemäldes: zu meinen Füßen der Llobregat, durch ein romantisches, von Mühlen, Fabriken, Gehöften und Dörfern wimmelndes Thal sich schlängelnd, gleich einem von Perlen und Diamanten durchblitzten Silberbande; dahinter, zwischen Felsvorsprüngen und waldigen Kuppen durchblickend, mehrere über einander emporragende parallele Gebirgsketten; am Horizont die unabsehbare, theilweis mit Wolken verhüllte und von Gipfeln durchbrochene Schneelinie der Pyrenäen. Von diesem Punkte brachte mich ein schmaler schlüpfriger Pfad auf die Straße hinab, welche von Bruch zum Kloster führt. Eine Wanderung auf dieser Straße bietet die beste Gelegenheit dar, alle seltsamen Wunder dieses Gebirges kennen zu lernen; denn nirgends erscheint dasselbe so großartig, als an seinem Nord- und Ostabhang. Die Adersbacher Steine des Glatzer Gebirgslandes, das Felsenlabyrinth von Gros-Skal in Böhmen, die Sandsteinwände der Bastei in der sächsischen Schweiz, die Granitmassen des Elbgrundes und des düsteren Bodethales im Harz: alles dies ist Kinderspiel im Vergleich mit den gigantischen, von der wunderlichsten Laune der Natur gestalteten Breccienmassen des Montserrat! Runde Riesenthürme von vielen hundert Fuß Durchmesser mit senkrechten oder überhängenden Wänden, oben in phantastische Zackenkronen auslaufend; schlanke Hörner, Nadeln und Kegel von schaudererregender Steilheit, durch tiefe, rißartige Schluchten von einander geschieden; mächtige Mauern und Bastionen, deren aus hausgroßen Blöcken bestehende Zinnen drohend in der Luft schweben, als wollten sie jeden Augenblick niederstürzen; hohe Pyramiden, oben mit kopfartigen Aufsätzen gekrönt, bilden die Umgürtung der nördlichen und östlichen Seite. Viele dieser Riesenpfeiler und Wände erheben sich über zweitausend Fuß hoch unmittelbar von den Ufern des in grausig dunkler Tiefe schäumenden Llobregat. Bei jeder Biegung der größtentheils in das Gestein gesprengten Straße eröffnen sich wilde, steil ansteigende Gründe und Schluchten, welche tiefe Blicke in das geheimnißvolle Labyrinth des

Innern gestatten und aus deren dichtem Gebüsch von Epheu, Buchsbaum und anderen immergrünen Gewächsen zahllose Felsgebilde hervorragen in Formen, wie sie kaum die Phantasie eines Fieberkranken barocker ersinnen kann. Zu alle dem das herrliche Wetter, die feierliche Stille der Einsamkeit, der gewürzhafte Blüthenduft der üppigen Pflanzenwelt, das melodische Säuseln in den Nadelkronen der Föhren, der goldige Schein der Nachmittagssonne und die in ihren Schimmer getauchte, zu meinen Füßen ruhende Landschaft! — Die zauberische Romantik des Weges ließ mich Hunger und Durst, Hitze und Müdigkeit vergessen und mich gar nicht mehr an das Ziel meiner eigentlichen Wanderung denken. Erst die verlängerten Riesenschatten der kolossalen Felskegel, welche sich über die golddduftige Gebirgslandschaft Ost-Cataloniens in schwarzen Schlangenwindungen hinzogen, und die Purpurflammen, die sich auf den weißen Häuptern der Pyrenäen zu entzünden begannen, weckten mich endlich aus meinem Rausch und mahnten mich, meine Schritte zu beschleunigen.

Schon war die Sonne untergegangen; die Gründe füllten sich mit Nacht, und noch immer zeigte sich nicht die geringste Spur von der Nähe des Klosters. Glockenklang zitterte feierlich durch die stille Luft aus dem Thale des Llobregat empor, und bald zeigten Hunderte von Lichtfunken dort unten die Wohnsitze der Menschen an. Ich war inzwischen bis auf die Ostseite des Gebirges gekommen. Mehr als tausend Fuß tief lag unter mir ein kleiner Flecken mit langer Brücke über den Llobregat; zwei große Fabrikgebäude erschienen fast wie zu einem Feste illuminirt, und aus ihren schmalen weißen Dampfessen stiegen schwarze Rauchwolken, gleich Nachtgeistern, zu den luftigen Höhen des Montserrats empor. Im Südosten zeigten sich die Hügelreihen von Barcelona, in der Ferne das Schimmern des Meers. Auch auf dem Berge war es jetzt dunkel geworden. Die in den Mantel der Nacht gehüllten Felsen reckten sich gespenstisch, gleich versteinerten Ungeheuern, in die funkelnde Pracht des Sternenhimmels hinein; kein Lufthauch athmete, kein Laut unterbrach die Todtenstille der schlummernden Natur. Plötzlich tönte hell eine Glocke in unmittelbarer Nähe, die siebente Stunde ver-

kündend. Der Weg bog rasch um einen mächtigen Felsenpfeiler, dessen Spitze ein Kreuz trägt, und ich stand vor einem thurmhohen, mit vielen Balconreihen geschmückten Gebäude mit weißen Mauern. Es war das Kloster. Zwei schwarz vermummte Priester wandelten in eifrigem Gespräch unweit einer verfallenen, am schwindelnden Rande des nach dem Llobregatthale gerichteten Abgrundes erbauten Kapelle auf und nieder. Auf meine Anfrage, ob ich ein Nachtquartier bekommen könne, wiesen sie mich nach den hinterwärts liegenden Wirthschaftsgebäuden. Diese bilden fast ein kleines Dörfchen, sind aber größtentheils zerstört. Eins der besterhaltenen Häuser dient als Gasthof, und ich bezog hier ein kleines, freundliches, aus Quadersteinen gewölbtes Gemach. Es war empfindlich kühl darin, und ich begab mich daher alsbald in die Küche, um mich zu wärmen und das Abendbrot einzunehmen. Ein halbes Dutzend brauner wildblickender Kerle mit fürchterlichen Bärten, in die bunte catalonische Manta eingehüllt und die blutrothe Sackmütze tief über die Stirn herabgezogen, kauerten mit qualmender kurzer Thonpfeife im Munde auf niedrigen Bänkchen um ein prasselndes Reißigfeuer, neben welchem eine reinlich gekleidete, hübsche junge Frau die für mich bestimmten Eier sott. Es waren zum Kloster gehörige Ziegenhirten und Holzmacher. Von Zeit zu Zeit ließen sie eine jener weitbauchigen, langhalsigen, auf der einen Seite mit einer gekrümmten dünnen Saugröhre versehenen Flaschen kreisen, die durch ganz Catalonien, Valencia und Murcia verbreitet sind. Den Kopf zurückbeugend und die Flasche über sich emporhaltend, goß sich ein Jeder den dunkeln rothen, in dünnem gebogenen Strahl aus der Saugröhre niederschießenden Wein in den weitgeöffneten Mund, ohne eine Miene zu verziehen. Mein Versuch, es nachzumachen, verursachte mir den entsetzlichsten Husten. In der Mitte der geräumigen Halle stand eine lange, aus rohen Brettern gezimmerte Tafel. An einer Ecke derselben saßen mehrere Männer und Weiber aus Esparraguera, welche Lebensmittel für die Klosterbewohner auf den Berg gebracht hatten. Bald traten auch jene zwei Priester, die ich vor dem Kloster getroffen hatte, herein, setzten sich mir gegenüber und ließen sich Wein geben. Ich knüpfte ein Gespräch mit diesen Männern an und habe aus

ihrem Munde manche Klage, aber kein Wort der Bitterkeit und des Hasses gehört. Nachher wurde ich auch dem Abte vorgestellt. Dies ist ein Mann von hohem Wuchs und breiten Schultern, der seine siebenzig Jahre eben so rüstig und wohlgemuth trägt, wie seinen geflickten Ordensrock und der mit einnehmender Treuherzigkeit aus seinen blauen Augen schauet. Er war schon vor der letzten Vertreibung der Mönche im Jahre 1835 Vorsteher des Klosters, in welches er erst neuerlich auf den Ruf der Regierung und seiner geistlichen Obern zurückgekehrt ist.

Das einst wegen seiner überaus reizenden Lage, seiner Größe und seines Reichthums berühmte Benedictinerkloster des Montserrat ist das einzige Mannskloster, dessen Wiederherstellung die spanische Staatsgewalt für zweckmäßig gehalten hat. Es verdankt diese Ausnahme von dem Gesetz, welches alle Mannsklöster aufhebt*), der großen Verehrung, die das Volk seit Jahrhunderten seinem wunderthätigen Marienbilde gezollt. Einer Legende zufolge wurde dies Bild vom Evangelisten Lucas in Jerusalem verfertigt, durch den Apostel Petrus nach Barcelona gebracht, und als sich die Mauren Cataloniens bemächtigten, von dem damaligen Bischof Barcelona's in einer Höhle des Montserrat versteckt. Hier blieb es vor aller Welt bis zum Jahre 880 verborgen, wo es zufällig von einem Hirten aufgefunden wurde. Bald verbreitete sich der Ruf desselben über ganz Spanien, und man wallfahrtete dahin eben so stark, wie zu dem heiligen Jakob von Compostella. Die Wunderkraft des Bildes und die beschauliche Einsamkeit des Berges lockte allmälig mehr fromme Brüder herbei, als das Kloster fassen konnte. Daher ließ Philipp II. dasselbe niederreißen und den großartigen Bau aufführen, der jetzt zum größten Theil in Ruinen liegt. Es war im Jahre 1808, als die Franzosen hier ihren ersten Besuch machten. Damals zeigten sie sich schonend und ließen selbst den überreichen Silberschatz des Klosters unberührt, der zwei Jahre später nach Reus (e=u) wandern mußte, um dort zu Thalern, das heißt zu Waffen, gegen die fremden Eindring=

*) Die Frauenklöster hat man noch bis zum Aussterben der darin befindlichen Nonnen fortbestehen lassen.

linge ausgeprägt zu werden. Gegen das Ende des Befreiungskrieges, als den Spaniern der Montserrat zu einem Waffenplatz diente, erstürmten die Franzosen denselben, plünderten das Kloster, sprengten einzelne Gebäude in die Luft und steckten bei ihrem Abzuge Alles in Brand. Fast die sämmtlichen Nebengebäude gingen damals zu Grunde, während das eigentliche Kloster wegen seines außerordentlich starken Gemäuers weniger litt und die Kirche gänzlich verschont blieb. Nur im Innern des Klosters wüthete die Flamme und verzehrte unter Anderm die bändereiche, aus kostbaren alten Werken bestehende Bibliothek. Nach Herstellung der alten Verhältnisse unter Ferdinand VII. arbeiteten die Mönche fleißig an dem Wiederaufbau ihres Hauses, so weit es die Mittel erlaubten, die aus dem Holzschlag und Weidereichthum des ihnen zugehörigen ganzen Gebirges herflossen. Da wurdeu sie zum zweiten Mal durch die Revolution von 1820 vertrieben. Nach ihrer Rückkehr wurde von neuem Hand an den Wiederaufbau gelegt, bis das Jahr 1835 den damaligen Sturm gegen die Mönche brachte. Denen des Montserrat's wurde sowohl ihr unbewegliches als auch ihr bewegliches Eigenthum geraubt. Der Abt versicherte, daß die Commissaire der Regierung ihm alle seine Bücher, ja selbst seine priesterlichen Kleider genommen hätten. Bei diesem Klostersturm verschwand mit den Mönchen das Marienbild, und erst neun Jahre später kam es, nachdem die Regierung Bürgschaft für seine Sicherheit geleistet, wieder zum Vorschein und wurde unter unermeßlichem Volkszudrang in die Ehren seines alten Heiligthums feierlich wieder eingesetzt. Gleichzeitig fanden sich auf den Ruf ihres Abtes einige der in alle Winde zerstreuten Mönche ein, so daß man jetzt sechs Ordensgeistliche und zwei Laienbrüder im Kloster zählt. Die Einrichtung desselben ist gegenwärtig immer äußerst ärmlich. Der Abt bewohnt einen großen öden Saal mit weißen Kalkwänden und mehr als einfachem Zimmergeräth; aber obgleich er früher zu den reichsten Prälaten gehörte, so scheint ihn doch seine dermalige Armuth durchaus nicht zu drücken, und er spricht mit augenscheinlicher Seelenruhe, wenn gleich nicht ohne Wehmuth von dem früheren Glanze seines Klosters. Ihm und seinen Mönchen ist von dem vormaligen Eigenthum nichts zurück-

gegeben, als der Nießbrauch der Gebäude und der daran stoßenden Gärten. Da die von der Regierung allen Klostergeistlichen versprochenen Jahrgelder nicht gezahlt werden, und eine anderweitige Einnahme nur durch Messelesen gewonnen wird, so kann natürlich für die Wiederherstellung des Baues nichts geschehen. Das Kloster besteht aus drei mächtigen, aus Quadern errichteten Gebäuden, die einen viereckigen, mit großen Marmorplatten belegten Hof umschließen. An der Nordseite des nördlichen Flügels erhebt sich ein einfacher achteckiger Glockenthurm mit niedrigem spitzen Dach. Das nach Süden schauende Gebäude ist acht Stockwerke hoch und mit 55 Balcons geschmückt. Auf der Ostseite steht die Kirche, welche drei schmucklose Schiffe besitzt und mit polirtem schwarzen und weißen Marmor getäfelt ist. Ueber dem Tabernakel*) des Hochaltars sieht man die Madonna des Montserrat's. Die Statue ist von geübter Hand fein und geschmackvoll aus dunkelfarbigem, durch die Zeit fast völlig geschwärztem Holze geschnitzt. Als das Werk einer späteren gröberen Hand verräth sich das Christuskind auf den Knieen der Jungfrau Maria, deren Schmuck eine weiße, durch eine silberne Krone auf dem Haupte festgehaltene Spitzenmantilla und ein goldgestickter rother Sammetmantel ist. Ehemals brannten Tag und Nacht in der Kirche achtzig silberne Armleuchter; jetzt können nur mit Mühe die Kosten der Erleuchtung mit ein paar Messinglampen bestritten werden. In den durch den Brand von 1814 meist zerstörten Seitengebäuden befinden sich über hundert Zellen, wovon jede ein großes balcongeziertes Fenster besitzt. Rings umher zeugen noch von der ehemaligen Pracht zerbrochene Säulen und Statuen, eingestürzte Gewölbe, Fensterlücken, aus denen sich grünes Gezweig hervordrängt, so wie zertrümmerte Grabdenkmäler. Der ganze Klosterbau steht am Rande eines Schwindel erregenden, von Felsklippen starrenden Abgrundes, welcher den Ausgang der oben erwähnten langen, das Gebirge spaltenden Thalschlucht bildet. Unersteigliche Felskegel von 5 bis 600 Fuß

*) Tabernakel (eig. Zelt) ist bei den Katholiken das Sacramentshäuschen oder das nischenförmige Behältniß zur Aufbewahrung der geweiheten Hostie. Auch nennt man so die zeltartige Nische für Heiligenbilder, Reliquien u. dergl.

Höhe umschließen auf drei Seiten das Kloster. Dicht hinter demselben steigen Felskolosse empor, welche zum Theil über die Gebäude überhängen. Jeder derselben trägt einen fast wie eine Bischofsmütze gestalteten Riesenblock auf seiner Spitze, daher die Benennung der „drei Bischöfe". Eine benachbarte Grotte, von deren Decke ein wohlschmeckendes eiskaltes Wasser herabträufelt, wird als Brunnen benutzt. Der Klostergarten ist vom üppigsten Baumwuchs überschattet und von der mit den kolossalen Standbildern der Apostel gezierten Terrasse erblickt man die Pyrenäen, das Thal des Llobregat und das Meer. Einst lebten hier 300 Mönche. Das Kloster bezog 40,000 Thaler Einkünfte gegen die Verpflichtung, alle Wallfahrer drei Tage lang zu speisen; diese brachten jedoch bei weitem mehr ein, als die Unkosten betrugen.

Außer den Klostergebäuden giebt es noch dreizehn Einsiedeleien, die jetzt sämmtlich zerstört sind. Vormals befand sich bei jeder derselben eine Kapelle, eine Kammer, ein Gärtchen und ein in den Felsen gearbeiteter Brunnen. Sie liegen an den wildesten einsamsten und unzugänglichsten Stellen des Gebirges zu beiden Seiten der durch die Mitte gehenden Thalschlucht, aus welcher nur schmale Pfade und steile eingehauene Treppen an grausigen Abgründen vorüber zu ihnen emporführen. Ich besuchte am Morgen nach meiner Ankunft einige an dem Hauptgipfel gelegenen Einsiedeleien. Der Weg nach oben wurde ehemals so gut erhalten, daß er für Maulthiere und selbst Pferde gangbar war; jetzt ist er durchaus in Verfall gerathen. Ueberall sind die Geländer verschwunden, welche an gefährlichen Stellen Stütze und Sicherheit gewährten; oft erkennt man kaum noch die Spur eines ehemaligen Pfades; Rollkiesel, die unter jedem Fußtritt ausgleiten, erschweren das Aufsteigen: kurz, der Weg ist einer der mühseligsten. Das große Mittelthal des Montserrat's verengt sich gleich hinter dem Kloster zu einer finsteren Schlucht. Durch diese führt ein schmaler, in dem Fels gehauener Pfad und dann einige Hundert Fuß hoch bis zu einer Stelle hinauf, wo ungeheure Felsmassen das Thal so versperren, daß nur eine Spalte, kaum weit genug, um einen Menschen den Durchgang zu gestatten, übrig bleibt. Beim Rückblick hat man das Kloster in der Vogelschau unter seinen Füßen. Sobald man

diese enge Spalte auf einer Treppe passirt hat, sieht man sich in einen tiefen bebuschten Kessel versetzt, welcher hüben und drüben von pyramidalischen Felsen eingefaßt wird. Eine kurze Strecke oberhalb liegt die erste Einsiedelei auf einer schmalen Felsenkante hoch über waldiger düsterer Tiefe. Eine zweite Einsiedelei klebt auf einer runden Felskuppe, die auf zwei Seiten von furchtbaren, mehr als tausend Fuß tiefen Abgründen umgeben ist. Während ich hier den mit Alpensträuchern bewachsenen Kamm untersuchte, hüllte sich der ganze obere Theil des Montserrat's in dicken Nebel ein, und kaum war ich noch ein paar hundert Fuß höher gestiegen, so umgab auch mich der feuchte Wolkenmantel. Sorgsam auf den Pfad achtend, gelangte ich endlich zu der am höchsten gelegenen Einsiedelei des heiligen Hieronymus, wo ich so lange rastete, bis der Nebel sich zu senken begann. Der Himmel war nun hell, die Wolkenschicht unter mir aber hinderte jede Aussicht. Höchst eigenthümlich war dabei der Anblick des oberen Gebirgstheils. Nah und fern ragten vereinzelte, wirr umhergestreute, gigantische Felsen-Kegel, Thürme und Pyramiden, Klippen und Zacken aus der flockigen Wolkenschicht hervor, die im hellen Sonnenschein einer vom Sturm gepeitschten, in weißen Schaum aufgelösten Meeresfläche glich, während grausig in den düsteren Schluchten umher der Nebelgischt wogte und brodelte. Ich bestieg jetzt den höchsten Gipfel des Montserrat's, der eine kolossale abgerundete Pyramide darstellt und einen alten verfallenen Thurm auf seinem Scheitel trägt. Der Weg windet sich an einer steilen Lehne hinauf, auf welche ein ganz schmaler Sattel von etwa zwanzig Schritt Länge folgt. Rechts und links gähnen schauerliche Abgründe von ungeheurer Tiefe, weshalb einiger Muth dazu gehört, diesen Sattel zu überschreiten. Während ich in dem Thurme ausruhte, hoben sich die Wolkenmassen wieder, zerrissen dann hie und da, bis endlich die ganze Schicht sich löste und in einzelne Wölkchen zerflatterte. Jetzt entrollte sich eine unvergleichliche Rundschau. Ganz Catalonien lag zu meinen Füßen wie eine Landkarte ausgebreitet, umsäumt im Osten und Süden vom Meer, im Westen von den Gebirgen Valencia's und Aragonien's, im Norden von der langen silberweißen Kette der Pyrenäen, die man auf funfzig

bis sechszig Stunden bis zur Maladetta mit den Blicken verfolgt. Bei recht durchsichtiger Luft soll man selbst die Berge von Mallorca sehen. Auffallend unterscheidet sich die Landschaft am östlichen und westlichen Fuße des Gebirges. Dort nichts als röthliche Hügel, die gegenwärtig noch kahl und nackt erscheinen, da sie fast nur mit Weinreben bepflanzt sind; hier der üppigste Getreide- und Baum-Wuchs, ein smaragdfarbiges Meer, aus dem der Ueberfluß seine köstlichsten Perlen fischt. Dort der Uebergang zu dem catalonischen Hochland; hier die Verlängerung der Ebene von Barcelona (Campina). — Gegen Abend kehrte ich auf dem gewöhnlichen Wege über Collbato nach Esparraguera zurück, von wo mich ein Omnibus tags darauf wieder nach Barcelona brachte.

Die Catalonier reden eine eigenthümliche Mundart, die hart und unmelodisch ist. Damit harmonirt ihr Charakter. Sie sind ernst, stolz, wenig mittheilsam und mißtrauisch, dabei trotzig, heftig, jähzornig und rachsüchtig. Außerdem zeigen sie sich im höchsten Grade selbstsüchtig, hängen mit unbeugsamen Starrsinn an ihren alten Provinzialrechten und Privilegien (Fueros), und betrachten Jeden, der sich dagegen erklärt, als ihren Feind. Am liebsten möchten sie einen unabhängigen Freistaat bilden, wie vor Zeiten. Außerdem zeichnen sie sich durch viele löbliche Eigenschaften aus. Sie sind geborene Krieger und Seeleute, tapfer, keck, entschlossen, unternehmend; dabei klug berechnende Handelsleute, voll Betriebsamkeit, unermüdlicher Thätigkeit und zäher Ausdauer in Allem, was sie in's Werk setzen wollen. Ihrer Gewandtheit verdankt Barcelona seinen Handel; durch ihren Fleiß ist eine gebirgige, an und für sich unfruchtbare und arme Provinz in einen fruchtbaren Garten verwandelt und der reichste, bevölkertste und am meisten gesittete Theil der Halbinsel geworden. Nicht blos in der Hauptstadt, sondern in der ganzen Provinz gewahrt man Fabriken aller Art, die größtentheils Dampfmaschinen besitzen und jährlich eine ungeheure Menge Tuch, linnene, baumwollene und seidene Stoffe, Seife, Glas, Eisenwaaren und namentlich Papier liefern. Es giebt in Catalonien

über 200 Papiermühlen. Die der Baumwollenindustrie gewidmeten Gebäude und Maschinen wurden 1839 auf 300 Mill. Realen und das Betriebscapital derselben auf 200 Mill. geschätzt. An Baumwollenfabriken aller Art zählte man 2933. Der Werth des gesammten Fabrikates wurde auf 350 Mill. angeschlagen. In der Campina läuft neben der Ackerwirthschaft eine lebhafte häusliche Industrie. Während nämlich der Mann das Feld und den Garten besorgt, ist die Frau mit Spitzenklöppeln beschäftigt. In allen Ortschaften sieht man Weiber und Mädchen gruppenweis auf den Hausfluren oder auf den Straßen beisammensitzen und mit emsigen Händen die kleinen Hölzer regen, aus deren seltsam verwickeltem Spiel der Stoff zu den Mantillen der wohlhabenden Spanierinnen hervorgeht, jenes zierliche schwarze Gewebe, das auch von den Damen Deutschlands und Frankreichs zu mannigfachem Kleiderzierrath gekauft wird. Was die Ackerwirthschaft betrifft, so sah ich auf der Straße nach Saragoza die Felder links bis zum Seeufer und rechts bis an den Fuß der Berge im blühendsten Zustande. Das Land wird theils mit Weizen, Roggen, Mais, Reis, theils aber auch mit Bohnen, Erbsen, Zwiebeln und anderen Gartenfrüchten angebaut, die im Schatten von Oel- und Mandelbäumen eben so gut gedeihen, als ob sie den Boden allein im Besitz hätten. Hie und da sieht man Orangen- und Citronengärten. Der Landmann scheut keine Arbeit, um selbst den undankbarsten Boden noch zur Fruchtbarkeit zu zwingen. Daher sind sogar in den Gebirgen alle Thäler weit hinauf bebaut und oft nackte Felskuppen noch mit Weinreben bepflanzt. In der Benutzung des Wassers herrscht die außerordentlichste Sorgfalt und alte Gesetze überwachen die Vertheilung desselben. Freilich fehlt dem catalonischen Volke die poetische Schwärmerei des Südens. Man hört weder Guitarrenspiel und Gesang, noch sieht man öffentlich Nationaltänze aufführen: Erwerb ist die allgemeine Loosung, der man mit unermüdlicher Ausdauer nachstrebt. Allein gerade in dieser allgemeinen Rührigkeit wurzelt der Handel von Barcelona, der ein Welthandel genannt zu werden verdient. Dies ist gegenwärtig der besuchteste Hafen und die erste Handelsstadt der Halbinsel und überhaupt einer der bedeutendsten Handelsplätze von Europa.

Man veranschlagt den jährlichen Ertrag seiner Ausfuhr auf 130 Mill., die Einfuhr auf kaum 50 Mill. Realen.

Obwohl Barcelona fast durchgängig sehr neu aussieht, so ist es doch eine der ältesten spanischen Städte. Im Alterthum hieß sie Barcino, wie Einige behaupten, nach ihrem Begründer, dem Karthager Hamilcar Barcas. Unter Kaiser Vespasian wurde sie für eine römische Colonie erklärt und hieß seitdem Barcina Faventia. Damals wurde sie durch den Glanz des benachbarten Taraco (jetzt Tarragona) verdunkelt; aber nach der Zerstörung desselben durch die Gothen zur Zeit der Völkerwanderung fing Barcelona an zu wachsen. Im Jahre 711 wurde Catolonien eine Beute der Araber; später wurde es der Zankapfel zwischen Franken und Arabern. Karl der Große eroberte 778 das Land bis zum Ebro und begründete hier die spanische Mark mit der Hauptstadt Barcelona. Nach der Niederlage von Ronceval kam es wieder an die Mauren. Allein 801 eroberte Ludwig von Aquitanien, der Sohn Karls des Großen, dasselbe zum zweiten Male und gründete darin funfzehn Grafschaften, welche nach und nach alle an die Grafen von Barcelona übergingen, die sich zuletzt von Frankreich losrissen und Catalonien unabhängig machten. Im Jahre 1137 wurde die Grafschaft mit dem Königreiche von Aragonien vereinigt, und dadurch verloren die Catalonier ihre Unabhängigkeit; doch wurden sie nach ihren eigenen Gesetzen regiert, und die Könige von Aragonien durften ebensowenig, als später die Könige von Spanien, Etwas ohne die Erlaubniß der Cortes in Catalonien vornehmen. Diese bestanden aus den Vertretern der Geistlichkeit, des Adels und der Städte. Erst nach dem spanischen Erbfolgekrieg ging diese eigenthümliche Verfassung zu Grunde. Doch sind noch einige Einrichtungen davon übrig geblieben. Dahin gehören auch wohl die Classen der „Somaten" und der „Mozos de la Escuadra". Die Somaten sind eine Art Landsturm der Bauern und werden in Zeiten der Gefahr durch Glockengeläut aufgeboten. Ihnen fehlt Exercitium und bestimmte Waffe. Die Mozos de la Escuadra dagegen sind Landjäger oder Gensdarmen, bestimmt, für die Sicherheit der Straßen zu sorgen und die Uebelthäter zu verfolgen. Sie werden besoldet und haben ihre Officiere, gleich den Soldaten, sind aber ansässige

Bürger und Bauern. Sie tragen kurze offene blaue Tuchjacken mit rothem Ueberfutter und blanken Knöpfen, hellfarbige lange Pantelons, Bannerhüte mit der Nationalcocarde und eine rothe Schärpe, in welcher ein Paar Pistolen nebst einem Dolche stecken. Außerdem führen sie ein langes Gewehr mit Bayonnet. Ihre Espartosandalen sind mit blauen Bändern befestigt und auf der Schulter hängt stets die roth, gelb und grün carrirte Manta des catalonischen Landvolkes. Das Ganze giebt freilich einen malerischen, aber doch etwas räuberartigen Anstrich.

Dem Charakter des Cataloniers nahe verwandt ist der Bewohner von Aragon. Er ist eben so stolz, kühn und muthvoll als Soldat, hängt mit eben so großer Zähigkeit an den heimischen Sitten und Einrichtungen. In seinem ganzen Aeußeren spricht sich Kraft, aber auch Härte und kalte Abgeschlossenheit aus. Seine angeborene Starrheit hat ihm den Ruf des eigensinnigsten Menschen erworben, von dem man sprichwörtlich sagt: Wenn man dem Aragonier einen Nagel giebt, so wird er ihn lieber mit dem Kopfe, als mit dem Hammer einschlagen. Zu seinem festen männlichen Wesen gesellt sich Adel der Gesinnung. Er kann eine Verirrung, ja selbst ein Verbrechen eher verzeihen, als niedrige Gemeinheit. Wer einen Verrath an den Gesetzen der Ehre oder an den Pflichten der Freundschaft begangen hat, dem kann er mit kaltem Blute den Dolch in's Herz stoßen. Das sprechendste Zeugniß für seine vaterländische Begeisterung hat Saragoza in dem Freiheitskriege gegen die Franzosen abgelegt. Diese Hauptstadt Aragoniens liegt mitten in einer weiten Ebene, die vom Ebro, dem Gallego und der Huerta bewässert wird. Der Ebro trennt sie von ihrer Vorstadt, und die Verbindung mit derselben wird durch zwei Brücken hergestellt. Der den Ebro von Tudela aus begleitende Kaisercanal*) läuft hier aus, aber der Handel ist unbedeutend, und es herrscht überhaupt

*) Der Kaisercanal wurde zur Vermeidung der Stromschnellen des Ebro schon von Karl V. angelegt und ist bis jetzt etwa 12 Meilen lang, dabei 10 Fuß tief und 74 Fuß breit. Sehenswerth ist besonders die über den Fluß Xalon (cha) führende Leitung von 4200 Fuß Länge. Durch die von ihm ausgehende Bewässerung ist überall in der Umgegend die Cultur des Bodens gehoben.

wenig Leben in der finsteren, enge und winkelig gebauten, stark befestigten Stadt von etwa 50,000 Einwohnern. Die langen Straßen, darunter die Calle (Straße) Cosso, die zugleich zur vornehmsten Promenade dient, sind schlecht gepflastert. Die Häuser haben ein alterthümliches und stattliches Ansehen. Eine Universität, eine Akademie der Wissenschaft und andere gelehrte Anstalten wirken fördernd auf den Geist. Unter den Kirchen ist die „Unserer lieben Frau vom Pfeiler" (Nuestra Sennora del Pilar) durch ganz Spanien berühmt, und Tausende wallfahrten zu dem wunderthätigen, mit kostbaren Edelsteinen geschmückten Marienbilde, das in einer Kapelle auf einer Säule von feinem Jaspis steht. In der reich angebauten Umgegend liegen mehrere Klöster und das alte feste Schloß Aljuferia. — Durch die heldenmüthigste Vertheidigung unter General Palafox (ohch) in zwei Belagerungen hat sich Saragoza ein unsterbliches Andenken gestiftet. Die erste derselben begann nach Erstürmung der außerhalb gelegenen Klöster und des Berges Terrero am 3. August 1808. Das Auffliegen eines Pulverspeichers am Cosso hatte die Franzosen ermuthigt, und schon am 4. Aug. drangen sie durch eine Sturmlücke ein, vermochten aber, da jedes Haus in eine Festung verwandelt wurde, innerhalb zehn Tagen nur vier Häuser zu erobern. Während sie sich auf der einen Seite des Cosso behaupteten, fochten die Spanier auf der anderen Seite mit der äußersten Erbitterung. Priester feuerten den Muth an zum Todeskampf. Man wollte das Heiligthum der Jungfrau vom Pfeiler schützen und verdankte demselben die Rettung der Stadt. Das Anrücken einer Heerschaar von Valencia zum Entsatze veranlaßte die Belagerer in der Nacht vom 15. Aug. eilig abzuziehen, indem sie ihr schweres Geschütz in den Kaisercanal warfen. Das Volk jauchzte: Es lebe unsere liebe Frau vom Pfeiler und der General Palafox! — Vier Monate später nahm die zweite, noch heißere Belagerung ihren Anfang. Auf die Nachricht von dem Ausrüsten neuer Heermassen gegen Saragoza schuf man die Klöster in Citadellen um und machte jede Häuserreihe zu einer Schanze; in den wichtigsten Straßen wurden Querwälle gezogen und viele Häuser mit Schießscharten versehen. Man hatte 160 Feuerschlünde und bei einem hinreichenden Salpeter-Vorrath

bereitete man nur täglich das nöthige Pulver, damit kein Speicher wieder aufflöge. Lebensmittel hatte man auf sechs Monate für die 15,000 Mann starke Besatzung; aber nachdem sich nach der Niederlage der Spanier bei Tudela (23. Nov.) die Stadt mit Verwundeten gefüllt und Palafox die Zahl der Vertheidiger durch Zuziehung von zerstreuten Soldaten auf fast 30,000 Mann gebracht, trat doch bald Mangel ein. Am 20. Dec. 1808 erschien der Feind vor dem Platz. Der Torrero wurde erstürmt, und am 9. Jan. begann das Feuer aus acht Breschebatterien. Bis zum 27. Jan. waren drei große Sturmlücken geöffnet, durch die der Feind eindrang; doch mußte er jeden Schritt mit Blut erkaufen. 23 Tage lang wurde inmitten der Stadt gekämpft. Im Rücken der Franzosen sammelte sich bewaffnetes aragonisches Landvolk, um ihnen die Zufuhr abzuschneiden, und sie mußten oft großen Mangel leiden. Aber auch in der Stadt stieg die Noth. Die Seuche raffte täglich Hunderte fort; es fehlte an Heilmitteln, Decken und Nahrung; zuletzt fehlte der Boden, um die Todten zu begraben. Gleichwohl verwarf Palafox jede Aufforderung des französischen Marschall Lannes zur Uebergabe; mit den Worten: Bis zur letzten Lehmwand! (hasta la ultima tapia) verließ er den Kriegsrath. Unterdessen dauerte der Häuserkrieg Tag und Nacht fort. Von den Kellern bis zum Dach und in jedem Stockwerk wüthete der Kampf. War aller Widerstand vergeblich, so zündete man die zu dem Ende mit Theer überzogenen Häuser an oder sprengte sie in die Luft, um sich auf den Trümmern zu behaupten. Zwei kleine einstöckige Häuser wurden erst nach zwei Tagen vom Feinde erobert. So konnte derselbe erst am 7. Febr. seinen Angriff gegen den Mittelpunkt der Stadt richten und versuchte durch Stollenbau unter der Erde durchzubrechen. Die Belagerten führten Gegenminen. Oft trafen beide Parteien in den unterirdischen Gängen aufeinander und schlugen sich mit Säbel und Bayonnet, bis die weichende Partei ihren Bau zerstörte. Als es dem Feind gelungen war, durch Minen einen Theil der Universitätsgebäude zu stürzen, kämpften unter den einstürzenden Mauern und brennenden Balken selbst die Kranken mit Wuth gegen den anstürmenden Feind. Am 18. Febr. eroberte der Feind die Vorstadt auf dem linken Ufer des Ebro, und nun

war auch diese Seite des Platzes dem Feuer des Belagerungsgeschützes blosgestellt. Das entschied den Fall der Stadt. Die Franzosen hatten ein Drittel der Ringmauer, ein Viertel des Grund und Bodens inne. Sie hatten 13 Kirchen und Klöster erobert, 40 waren noch zu nehmen. Innerhalb 42 Tagen hatten sie 16,000 Bomben in die Stadt geworfen und trieben jetzt sechs neue Stollen unter dem Cosso durch; in jedem derselben waren Minen angebracht und mit 3000 Pfund Pulver gefüllt, die mit einem Schlage springen sollten, um die Häuser auf der anderen Seite des Cosso zu zertrümmern. Es gab keine Siechhäuser, keine Heilmittel mehr für die Kranken. Palafox lag seit vier Wochen bleich und abgezehrt in einem kleinen Keller. Binnen sechszig Tagen waren über 54,000 Menschen, wovon der vierte Theil Soldaten, durch Hunger, Schwert und Seuchen umgekommen. Kaum 9000 Mann waren noch dienstfähig geblieben, und am Tage der unter ehrenvollen Bedingungen abgeschlossenen Uebergabe (24. Febr.) lagen sechstausend Todte unbegraben vor den Kirchen, auf den Straßen, oder in den Schanzgräben. Saragoza's Thaten sind mit Demant an den Ehrensäulen der Geschichte eingegraben; sie lehren uns, was es heißt, Gut und Blut für des Lebens heiligste Güter zu opfern.

Zweites Kapitel.

Das Dampfschiff der „Phönicier" lichtete frühzeitig die Anker. Während der Nacht hatte es geregnet; die See ging hoch, und kaum hatten wir den Montjuy umsegelt und die Mündung des Llobregat passirt, als sich das Wetter sehr stürmisch gestaltete und mit finsteren Wolken drohte, die über den grünen Bergen der spanischen Küste daherzogen. Diese ist sehr malerisch, doch wenig bevölkert; nur hie und da stehen vereinzelt graue Wartthürme auf vorspringenden Hügeln dicht am Meer. Bei der Stadt Sitjez hielten wir einige Augenblicke an; dann steuerten wir in die hohe See hinaus und verloren bald die spanische Küste aus den Augen. Die Wogen gingen immer höher, der

Wind wehte heftiger, eine Menge Delphine tummelte sich um das Schiff, was als Anzeichen eines nahen Sturmes gilt, und mit einbrechender Dämmerung wurde das düstere Gewölk längs der spanischen Küste von rothen Blitzen zerrissen. Der Donner mischte sich in das Gebrüll der Wogen, deren Schaumkämme häufig über das Schiff hinwegspritzten. Die Nacht wurde so schwarz, daß man kaum die nächsten Gegenstände unterscheiden konnte und ein Regenschauer trieb mich bald vom Verdeck. Vergebens suchte ich nach Ruhe in meiner Coje (Kammer). Die furchtbaren Stöße, die das gleich einem Trunkenen hin und her taumelnde Schiff erlitt, das Stöhnen und Wimmern der Seekranken neben, unter und über mir, verbunden mit den üblen Gerüchen des Erbrechens, die aus den düsteren, nur matt von flackernden Lampen erhellten Räumen emporstiegen, ließen mich kein Auge schließen. Ich ruhte im mittelsten Stockwerk meiner Kammer, unter mir ein Franzose, und grade neben mir befand sich das kleine, mit fingerdicken Glase verschlossene Fenster. Plötzlich schlug eine Woge so gewaltig an's Fenster, daß die Scheiben klirrend auf den Boden flogen, und eine zweite noch stärkere Woge schwemmte mich förmlich vom Lager hinweg. Ich fiel auf den Besitzer der unteren Coje, welchen der Stoß ebenfalls vom Lager geschleudert hatte. Wir halfen uns beide unter Lachen und Verwünschungen auf die Beine und mußten die Nacht im Salon der Cajüte noch leidlich genug auf den Sophas zubringen. Beim Erwachen fanden wir das Schiff bereits vor den blühenden Gestaden von Valencia geankert; allein schwere Regenwolken entzogen uns größtentheils den Anblick der Thürme und vergoldeten Kuppeln, so wie die Aussicht auf die Felsenberge, welche die reizende Ebene Valencia's und seine berühmte Huerta*) in weitem Zirkel umkränzen.

Vor uns lag der Grao oder Hafenort von Valencia, und wegen der Seichtigkeit des Wassers waren wir eine Viertelstunde

---

*) Unter Huerta versteht man den eine Ortschaft umschließenden Gürtel von Gemüsefeldern, Parkanlagen u. dergl., kurz, das gesammte dazu gehörige Gartenland. Die Huerta von Valencia nimmt den größten Theil der Ebene zwischen den Gebirgen von Cullera, Chiva und Murviedro ein und umfaßt 54 Ortschaften.

weit vom Hafendamm vor Anker gegangen. Die Rhede ist berüchtigt wegen der Gefährlichkeit des Landens bei hochgehender See; oft ist dies ganz unmöglich. Alles schien sich auch jetzt vor der Brandung zu fürchten, und es dauerte ziemlich lange, ehe man uns das Signal gab, daß wir landen dürften. Bald tauchte ein großes, mit vierundzwanzig Ruderern bemanntes Boot aus den Wellen auf, um die Passagiere überzufahren. Doch umsonst warf man demselben Taue zu, um es an das Dampfschiff heranzuziehen; die trotzigen valencianischen Seeleute wollten nicht eher anlegen, als bis jeder der Passagiere einen Piaster als Fahrgeld versprochen hatte. Dies scheint ein ungemein hoher Preis; aber man muß die See bei Valencia gesehen haben, um es ganz natürlich zu finden. Die vielen Passagiere konnten nur nach und nach an's Land geschafft werden. Ich war einer der letzten und ward wirklich von einem leichten Schauder befallen, als ich mich in dieser Nußschale auf dem wildbewegten Meere zwischen klafterhohen Wasserhügeln sah, bald hoch gehoben, bald tief gesenkt. Die Ansicht des Strandes verhinderte der fortwährend überstürzende Wall der donnernden Brandung. Als wir uns derselben näherten, rief uns der Bootsführer zu, wir möchten uns festhalten. Gleich nachher schnellten die Ruderer unser Boot mit einem raschen Stoß auf den Kamm der Brandung hinauf. In demselben Augenblick verschwanden wir inmitten des Schaumgewühls der tobenden Wellen, welche über uns hinwegstürzten und Passagiere sammt dem Gepäck durchnäßten. Doch die Brandung war glücklich überwunden. Das Boot rannte mit solcher Gewalt auf den Sand, daß die Planken krachten und mehrere Passagiere, welche sich nicht gehörig festhielten, rücklings in's Boot stürzten. Die Matrosen sprangen nun in's seichte Wasser, um Passagiere und Gepäck auf's Trockne zu tragen. Nach Beseitigung des Zoll- und Gesundheitsamtes, wo die Reisenden einen Gesundheitsschein von der Behörde ihres Ausgangsortes vorzeigen müssen, warf ich mich in eine der zahlreichen Tartanen, deren Führer die Reisenden mit lautem Gebrüll und Peitschenknall begrüßten.

Valencia liegt drei Viertelstunden landeinwärts vom Grao. Von hier führt mitten durch die Huerta die Alameda vieja, d. i.

eine vierfache, mit steinernen Ruhebänken versehene Pappel- und Ulmenallee, in schnurgrader Richtung nach der Stadt, deren Ansicht durch die zahllosen Bäume verhüllt wird, welche das herrlich bebaute Land auf allen Seiten bedecken. Die Sonne war durch das Gewölk hindurchgebrochen und beleuchtete strichweise die im üppigsten Schmucke des Frühlings prangenden Gefielde. Wogende, bereits im Gold der Reife schimmernde Weizensaaten, durchschnitten von Alleen dicht belaubter Maulbeer-, Mandel- und Feigenbäume, wechseln mit üppigen Mais-, Artischocken-, Bataten- und anderen Gemüsefeldern, umgürtet von klafterhohen Hecken des spanischen Rohrs, welches auch die zahllosen, durch diese reiche Ebene gehenden Canäle und Gräben einfaßt. Hier ruht das Auge auf Blumengärten, dort sieht man wiederum Hanf- und Leinfelder, Orangenhaine und Cactuspflanzungen zur Zucht der Cochenille. Düstre Cypressen und breitkronige Pinien umrauschen das weiße Gemäuer der zerstreuten Landsitze, das überall durch das hellgrüne Laub der Maulbeerbäume hindurchblickt. Hie und da hebt auch eine schlanke Dattelpalme ihr anmuthvolles Blattgefieder hoch über die übrigen Bäume und ärmlichen Hütten der Arbeiter empor, deren hohe, spitze Strohdächer gewöhnlich mit einem rohen hölzernen Kreuze geziert sind. — Eine Reihe von Landhäusern, Schenken und Frucht-Verkaufsläden, die zu der weitläuftigen Vorstadt Murviedro gehören, verkündeten mir die Nähe von Valencia, dessen Thürme und Paläste gleich darauf hinter den Bäumen der Alameda oder öffentlichen Promenade erschienen, die am linken Ufer des seichten Flusses Turia oder Guadalaviar hinführt. Beide Ufer sind mit baumgeschmückten Kais eingefaßt und durch fünf lange antik gebaute Quadersteinbrücken verbunden.

Valencia wurde im Jahre 140 vor Chr. von den Römern gegründet. Wegen der Nähe von Sagunt blieb sie lange unbedeutend. Erst unter den Westgothen (seit 413) und mehr noch unter der Herrschaft der Mauren erlangte sie Macht und Größe, so daß sie sich 1027 zur Hauptstadt eines eigenen maurischen Königsreichs erhob. Im Jahre 1097 wurde die Stadt nach

zehnmonatlicher Belagerung von dem hochberühmten spanischen Helden Cid*) erobert und bis zu seinem Tode behauptet. Bald fiel sie den Mauren auf's Neue in die Hände, bis sie endlich 1238 denselben auf immer entrissen und mit der Krone von Aragonien vereinigt wurde. Gegenwärtig ist sie die dritte Stadt des Reiches mit 160,000 Einwohnern.

Valencia hat einen ganz morgenländischen Anstrich. Hohe Ringmauern mit Zinnen und mit einer Menge Thürme besetzt, Thore auf beiden Seiten mit mächtigen Festungsthürmen, hohe Häuser mit zum Theil platten Dächern, hundert Dome und Kuppeln, deren glasirte Ziegel im Sonnenschein glänzen, unzählige Kirchen, deren Thürme schlank und zierlich bis in die äußerste Spitze aus Stein gebaut sind, innerhalb der Stadtmauern ein unentwirrbares Labyrinth von Häusern, die nicht neben, sondern in und auf einander zu stehen scheinen, dazu endlich in der Landschaft vereinzelte Dattelpalmen — alles dies sind charakteristische Züge der Stadt. Auch bei näherer Betrachtung verliert sich der Totaleindruck des Morgenländischen keineswegs, wenn man die burgartigen Paläste und die kleinen unregelmäßigen Plätze sieht, oder wenn man in die vielfach verschlungenen, engen, krummen, von himmelhohen Häusern verdunkelten Gassen eintritt, in welchen, da sie nicht gepflastert sind,

---

*) Don Rodrigo (Ruy) Diaz, Graf von Bivar, von den Mauren der Cid (arab. spr. Sid), d. i. Herr, von seinem Volke el Campeador, d. i. der Kämpfer genannt, lebte von 1026 bis 1099. Er glänzt als das Urbild spanischer Ritterlichkeit durch den Ruhm eines unvergleichlichen, nie besiegten Kriegers, durch strenge Gradheit und Untadelhaftigkeit, Enthaltsamkeit und Verachtung alles weichlichen Lebens, Unbeugsamkeit des Charakters und großmüthigen Edelsinn. Unter König Ferdinand I. († 1065) hatte er mancherlei Wandelungen des Schicksals durch Verleumdungen der Höflinge zu erfahren, so daß ihm auf eine Zeit lang all sein Gut und selbst sein Weib sammt den Kostbarkeiten genommen wurde; doch blieb er nichtsdestoweniger seinem Könige und Vaterlande treu in der Stunde der Gefahr, und ging endlich mit Ehren aus allen Kämpfen gegen seine Feinde hervor. Er starb in Valencia; sein Leichnam ruht aber in Castilien zu St. Peter von Cardena neben seiner edlen Gemahlin Ximene (Chi); unter den Bäumen vor dem Kloster liegt Babieca, sein treues Streitroß. Die Dichtkunst hat den Helden durch einen Kranz von Romanzen verherrlicht.

bei trockenem Wetter ein entsetzlicher Staub herrscht. Endlich bedarf es nur eines Blickes auf die Bevölkerung, um rein erhaltenes saracenisches Blut zu erkennen; denn in jeder Straße begegnet man Landleuten, denen nur der Burnus und die lanzenlange Flinte fehlt, um den afrikanischen Beduinen bis zum Sprechen zu gleichen; auf Schritt und Tritt sieht man fremdartige Frauengesichter mit seltsam wildem Ausdrucke. Sie haben straffes schwarzes Haar, dunkle Gesichtsfarbe, eng geschlitzte und schräg gestellte Augen, gebogene Nase, vorstehende Oberlippen und einen Mund, dessen Winkel, wie derjenige der Augen, nach oben gerichtet ist. Ein davon ganz verschiedenes Geschlecht, weiß und blond und blauaugig, mit dem Ausdruck der Gutmüthigkeit, ist indeß unter den Bewohnern der Stadt entschieden vorherrschend und weist auf den altgermanischen Stamm der Gothen hin. Auf diese Weise wird die vielhundertjährige Feindschaft zwischen Stadt und Land durch die Gegensätze des Blutes erklärt. Das Mißtrauen der Stadt gegen das Land geht so weit, daß man bis in die neuesten Zeiten, so oft Feuer in Valencia ausbrach, schleunigst die Thore sperrte, damit die Bewohner der Huerta die allgemeine Verwirrung nicht etwa zu einem allgemeinen Sturm auf die Stadt mit Mord und Plünderung benutzen möchten. — Aus der Mischung der beiden genannten Stämme scheint ein reichbegabtes Geschlecht hervorgegangen zu sein; denn man sieht sehr oft rabenschwarzes Haar mit den reinsten blauen Augen, und zuweilen auch den scharfen asiatischen Gesichtsschnitt mit der weißen durchsichtigen Haut des Nordens gepaart. Dies Alles verleiht namentlich jungen Mädchen einen besonderen Reiz, die mit der leichten Anmuth des Aeußeren eine gewisse schüchterne Zurückhaltung und Verschämtheit verbinden, welche sonst bei den Spanierinnen nicht heimisch ist.

Es war eines Sonntags früh um eilf Uhr, als ich in dem Gasthof „Stadt des Cid" ankam. Da Alles von Reisenden überfüllt war, so mußte ich mit einem kleinen Gemach im dritten Stockwerk vorlieb nehmen. Doch hatte ich einen Balcon, der mir die freie Aussicht über die platten Dächer der Nachbarhäuser gestattete, eine Aussicht, die geeignet war, mir manches Volksthümliche vor Augen zu führen, sofern in Spanien häufig mehr

auf den Dächern, als in den Straßen passirt. Auch wird der Blick alsbald auf die hinter den stets offenen Hausthüren gelegenen innern Höfe gelenkt, die nicht selten von zierlichen Säulengängen umgeben sind, und jenseits der Hintergebäude bemerkt man reizende kleine Gärten, in denen die schönsten Blumen prangen und durch deren dichtes Laubwerk das Gold der Südfrüchte hindurchblinkt. — An der Table d'Hôte vermißte ich mein Tischgetränk von Barcelona; denn der Wein war schlecht, und selbst das edle Gewächs von Alicante, den ich im Auslande ungleich besser getrunken, wurde mir hier ganz in der Nähe seines Geburtslandes als eine Art Syrup aufgetragen, der aus dem Kessel eines Liqueurfabrikanten hervorgegangen zu sein schien. Ich machte bei dieser Gelegenheit die Bekanntschaft eines Hamburger Kaufmanns, der mich begleitete, um die viel gepriesenen Promenaden der Stadt in Augenschein zu nehmen.

Die Fahrt auf der Alameda*), die vorzugsweise Sonntags und Donnerstags besucht wird, beginnt nach der Mittagsruhe (Siesta), das heißt zwischen fünf und sechs Uhr und dauert bis sieben Uhr. Diese Promenade, welche den Blick auf die vielthürmige Stadt und die Huerta vergönnt, ist eine 1500 Fuß lange vierfache Allee von Silberpappeln, Platanen und Ulmen, mit steinernen Bänken und einigen Marmorfontainen, denen jedoch das Wasser mangelt. Die Ziergärten auf der linken Seite der Alameda sind im altfranzösischen Geschmack angelegt; die zu mathematischen Figuren geformten Blumenbosquets hat man mit glatt geschorenen Buchsbaumhecken umgeben, die Orangen, Cypressen, Myrten und Rosen sind zu abenteuerlichen Gestalten verschnitten, und obgleich es auch recht hübsche Partien giebt, so verdient das Ganze doch nicht das viele Rühmen, das man wohl davon gemacht hat. Anziehender ist dem Fremden das Schauspiel, das sich auf der Promenade selbst entfaltet. Diese wird nämlich durch die vier Baumreihen in drei parallele Gänge getheilt, von denen der mittelste und breiteste für die Fußgänger

*) Alameda bedeutet eigentlich Pappelallee, und man versteht darunter die zum abendlichen Lustwandeln und zu Spazierfahrten bestimmte Hauptallee oder mit Bäumen bepflanzte Hauptstraße einer Stadt.

bestimmt ist, die beiden Seitengänge dagegen für die Wagen, die am Südende der Allee, wo sich ein kreisrunder Platz befindet, umlenken und in den andern Fahrweg einbiegen, so daß man vom Mittelgange aus rechts und links eine lange Wagenreihe sieht, welche sich langsam nach entgegengesetzten Richtungen bewegen. Von großer Pracht ist dabei keine Rede. Obwohl Valencia sich durch seinen reichen hohen Adel auszeichnet, so sieht man doch nur sehr wenig, meistens altväterische und von vier Maulthieren gezogene Karossen; das beliebteste Fuhrwerk ist vielmehr die Tartane in ihrer ursprünglichen Einfachheit, ein zweirädriger Karren, auf der Achse aufliegend und mit Wachstuch überspannt, mitunter auch recht zierlich und von stattlichen, reich aufgezäumten Pferden oder Maulthieren gezogen. Gerade so wie die Wagen bewegt sich die Masse der Fußgänger, die aus den weniger begüterten Classen bestehen, im Mittelgange auf und nieder, während die niedrigen Stände und die Landleute der Huerta sich auf einer langen Steinbank zu lagern pflegen, welche längs der Mauer hinläuft, die das Flußbett des Turia begrenzt. Hier stehen auch die Buden zum Verkauf von Erfrischungen und Confect, das die Spanier, als Südländer auch Süßschmecker, außerordentlich lieben. Die Wasserträger bieten den Vorübergehenden mit lautem Geschrei Eis und Wasser an, und zerlumpte Jungen belästigen die Herren unaufhörlich mit dem gellenden Rufe: „Feuer, Feuer, meine Herren, wer will Feuer!" (valencianisch: Fog, Fog, Siñore (inj), que vol fog!), indem sie ihre brennenden Lunten zum Anzünden der Cigarren unter die Nase halten. Man zahlt dafür einen Cuarto (Kupferdreier). Weist man das Feuer zurück, so verlangen die kleinen Plagegeister wenigstens eine Belohnung für das Anerbieten, und hilft Geschrei nichts, so legen sie sich auf's Jammern, bis man ihnen zuletzt etwas giebt, um sie nur los zu werden. — Von der Alameda begiebt man sich nach sieben Uhr zur Glorieta. Dies ist ein öffentlicher Garten innerhalb der Stadtmauern, dicht am Seethore, wo die Vornehmeren bis zu Anfang des Theaters ($8^1/_2$ Uhr) lustwandeln. Besonders an Sonn- und Festtagen ist der Besuch sehr zahlreich. Wir waren kaum eingetreten, als eine Tartane nach der andern vor dem schönen vergoldeten Git-

terthor, dessen steinerne Pfeiler mit zwei Marmorlöwen geziert sind, stille hielt. Mitten durch die Glorieta läuft ein breiter, von Myrtenhecken und Organgenalleen eingeschlossener Gang, geräumig genug für einige Tausende, und auf beiden Seiten stehen in langen Reihen einfache Rohrsessel zum Ausruhen und zur Beschauung der Vorübergehenden. Ein jeder Sessel kostet zwei Quart, und der Ertrag fällt dem Waisenhaus zu. Mit Vergnügen mustert man hier die vielgepriesene Blume der spanischen Damenwelt, deren Schönheit mit der von Cadiz und Malaga wetteifert. Halbverhüllt in die durchsichtige schwarzseidene Mantilla oder in den langen weißen Spitzenschleier, den rauschenden ewig beweglichen Fächer in der Hand, mit majestätischer Haltung und im leisen, lebhaften Gespräch die dunkelen Gluthaugen hierhin und dorthin werfend, schweben sie, gleich Grazien, vorüber. Auch die dunkelhaarigen Männer zeichnen sich meistentheils durch hohen schlanken Wuchs und schwarze blitzende Augen aus, den Fremden fesselnd durch geistig bewegte Züge des Gesichts und feines zuvorkommendes, doch dabei immer gemessenes Wesen. Als Decoration der Scene denke man sich blühende Citronenalleen, Myrten- und Rosenhecken, Hängeweiden und Platanen, dazu die azurene Kuppel des durchsichtigen spanischen Himmels, an denen bereits einzelne Sterne erglimmen. Die Glorieta ist zwar ebenfalls im französischen Stil angelegt, aber gewiß einer der schönsten öffentlichen Gärten mit echt südlichem Gepräge. In der Mitte des Gartens steht eine einfache Fontaine von weißem Marmor, aus der sich auf einem Jaspis-Block ein herrlich gearbeiteter Meergott erhebt. — Nach der Glorieta geht man in's Theater. Das Haus ist einfach gebaut, hat aber einen außerordentlich großen Saal von der gefälligsten Form mit 2000 Sitzplätzen. Die Stadt unterhält stets eine stehende Schauspieler- und italienische Operngesellschaft. Die Oper ist immer am besuchtesten, da die Leute hier zu Lande große Musikfreunde sind. Bei alledem ertönen die Straßen und öffentlichen Plätze keineswegs von Sang und Klang; man hört vielmehr kaum eine andere Musik als solche, die von Amts wegen gemacht wird, im Theater, auf der Parade, von herumziehenden Gesellschaften oder auch von Spieluhren, die in großer

Gunst stehen. Diese Erscheinung mag ihren Grund darin haben, daß das hiesige Volk ein sehr zartes Ohr und dabei eine rauhe Stimme hat, die dem Ohr nicht genügt. Mich ergötzten an diesem Abend, mehr noch als die Oper, die spanischen Nationaltänze, die in den Zwischenacten mit überraschender Anmuth und Vollendung des Spiels aufgeführt wurden. Erst spät in der Nacht endigte die Oper, und beim Zuhausegehn verirrten wir uns in dem dunkeln Labyrinth der damals noch nicht, wie gegenwärtig, mit Gas erleuchteten Straßen, was zu jener Zeit, wo man fast wöchentlich von einigen in den entlegeneren Stadttheilen verübten Raubanfällen hörte, nicht unbedenklich war. Nach langem Hin- und Herlaufen trafen wir endlich einen „Seréno" oder Nachtwächter, der uns zurechtwies. Der Name Seréno, d. i. Heitermann, hat einen eigenthümlichen Ursprung, Valencia war nämlich die erste Stadt Spaniens, wo man Nachtwächter einführte. Ein jeder trägt eine Laterne und eine Hellebarde, auch muß er die Stunde, so wie das Wetter ansagen*). Da nun der Himmel gewöhnlich heiter (seréno) ist, so gab man ihnen anfangs den Spitznamen Serénos (Heitermänner), der nachher der gewöhnliche wurde.

Mit einem Franzosen, den ich auf dem Dampfschiff kennen gelernt, frühstückte ich heute Morgen in dem Jardin**) del Santisimo, einem nahe bei der Alameda gelegenen öffentlichen Gesellschaftsgarten. Es war kaum acht Uhr; gleichwohl brütete die Sonne schon heiß glühend über Valencia, dessen Bewohner, nichtsdestoweniger dicht in ihre Mäntel gehüllt, anfingen ihren Geschäften nachzugehen. Langsamen Schrittes, aber doch nicht ohne Schweißtropfen, erreichten wir den gut unterhaltenen Garten. Er liegt mit seinen Blumenpartien mitten zwischen den Maulbeerpflanzungen der Huerta, ist von zierlichen Geflechten

*) Der gewöhnliche Ruf ist z. B. um 11 Uhr (denn sie rufen in Spanien von 11 Uhr nachts bis 4 Uhr morgens): „Ave Maria, las once han dado; cielo sereno!" „Ave Maria, es hat eilf geschlagen; heiterer Himmel!"

**) Jardin ist Blumengarten.

aus spanischem Rohr umhegt und enthält eine Anzahl Lauben, überragt von einer Menge breitästiger Granatäpfelbäume, hochstämmiger Cypressen und anderer Bäume. Freundlich grüßend empfing uns die behäbige Wirthin. Wir nahmen Platz zwischen den Wänden einer Rosenlaube, und in den darüber sich wölbenden Zweigen mehrer Orangenbäume prangte zugleich neben der Frucht die Blüthe. Man brachte uns Chocolade, Erdbeeren, Orangen und köstliches Weißbrot. Um unsere schattige Blättergrotte wogte ein Meer von Licht und Farbenpracht; die Luft war mit den süßesten Düften geschwängert, fleißige Bienen summten zwischen den Rosen, und von der Stadt herüber erscholl das Geläute der Morgenglocken. Wonne umwehte mit weichem Flügel meine Seele, und die Erinnerung an diesen Maimorgen wird oft noch wie ein Sonnenstrahl aus Eden in mein Herz fallen. Selten hat mir Etwas so trefflich gemundet, als dieser Teller voll aromatischer Erdbeeren, in dem verzuckerten Safte frisch gebrochener Orangen schwimmend. Die Bewohner der Huerta cultiviren sie im Großen und bringen sie täglich in gewaltigen Massen zur Stadt. — Nicht weniger angenehm ist es, einen schönen Abend an diesem lieblichen Orte zuzubringen, wo dann die Kuppeln der vielen Thürme Valencia's im Purpur des verscheidenden Tages erglühen und die großen brennend rothen Blumen der Granaten aus dem glänzenden hellgrünen Laube wie feurige Kohlen hervorleuchten, während der Zephyr mit dem zarten Blattgefieder der trauerweidenartig niederhängenden Weinspille (Schinus molle) kos't und der feurige Benicarto in den hellgeschliffenen Gläsern blinkt und die lispelnden Klänge der melodischen castilianischen Sprache von hundert schönen Lippen ertönen. Dieser Garten ist einer von den wenigen öffentlichen Vergnügungsörtern, wohin sich selbst die vornehmsten Classen zu begeben pflegen. Denn im Allgemeinen ist es weder hier noch überhaupt in Spanien gebräuchlich, ja sogar gegen die feine Sitte, dergleichen Oerter zu besuchen; auch giebt es solche Belustigungslocale und Restaurationen, wie wir sie haben, gar nicht. Die öffentlichen Vergnügungen der gebildeten Stände beschränken sich in Spanien auf Stiergefechte, das Theater, das Erscheinen auf der Promenade, so wie auf den Besuch der

Kaffeehäuser und Eishallen. Fahrten in den Wald oder nach einem benachbarten Dorfe, um daselbst ein Concert zu hören, Kaffee zu trinken und Kuchen zu essen, kennt man nicht. Es giebt zwar überall in den Städten eine Menge sogenannter „Casas de Recres" (Restaurationen); allein in diesen versammelt sich blos das gemeine Volk.

Unter den acht Thoren der Stadt zeichnen sich besonders zwei, die Puerta de Serranos und die Puerta de Cuarte, durch ihre dicken runden zinnengekrönten gothischen Doppelthürme aus. Das letztere Thor hat auch geschichtliches Interesse durch den furchtbaren Sturm, welchen der Marschall Moncey am 28. Juni 1808 auf dasselbe unternahm; doch nach mehrstündigem Kampf und empfindlichem Verlust mußten die Franzosen den tapferen Männern Valencia's weichen.

Zu den merkwürdigsten Gebäuden der palastreichen Stadt gehört die den Handelsgerichten zum Sitz dienende sogenannte Lonja de la Seda. Die nach dem Marktplatz zu gerichtete Hauptfront hat ein schönes gothisches Eingangsthor, zu dem eine breite Marmortreppe führt. Das Erdgeschoß nimmt eine prachtvolle gothische Halle von 134 F. Länge und 75 F. Breite ein, welche durch die acht schlanken gewundenen Tragsäulen des Gewölbes in drei Schiffe getheilt wird. Diese Halle ist zum Ein- und Verkauf der rohen Seide bestimmt, die einen Haupthandelszweig von Valencia ausmacht. Daher der Name Lonja de la Seda (Seiden-Börse). Beachtungswerth ist auch das im modernen Stil am St. Domingo-Platz erbaute frühere Zollamt, jetzt eine königliche *) Cigarrenfabrik, bei der viele Hunderte von Mädchen und Weibern beschäftigt werden.

Vor der Rückkehr in meinen Gasthof trat ich in eine der Hauptkirchen. Es mußte eine besondere Feierlichkeit darin vorgehen; denn die Räume waren voll Neugieriger. Ich näherte mich dem Chor und sah innerhalb desselben einen reichen Katafalk, um welchen auf großen silbernen Leuchtern zwei Reihen Kerzen

---

*) Der Tabakshandel ist nämlich in Spanien ein Vorrecht der Krone, welches von Zeit zu Zeit verpachtet wird. Daher hat man im Lande nur wenige Tabaks- und Cigarrenfabriken; die größte ist in Sevilla (lja).

brannten, während Geistliche Kirchengebete für den Verstorbenen sprachen. Nach Beendigung der Ceremonien bewegte sich aus dem Gitterthor des Chors, unter Anführung eines stattlichen Priesters, der mit vollklingender Baßstimme pausenweis einige Worte sang, ein langer geistlicher Zug; lauter Männer in langen schleppenden Gewändern und mit schwarzen zugespitzten Mützen. Kaum war der Zug verschwunden, so fing man an das Trauergerüst abzuschlagen. Der Leichnam, der, ohne andere Umhüllung als die der Sterbekleider, mit entblößtem Gesicht und über der Brust gefalteten Händen auf dem kirchlichen Paradebett ausgestellt war, wurde nun ganz so, wie er war, in den mittlerweile herbeigebrachten Sarg gelegt. Eine Stunde später sah ich im Schiff der Martinskirche in ähnlicher Weise, aber nur auf einer einfachen Bahre, den Leichnam einer jungen Frau ausgestellt. Auf den bleichen Zügen ihres marmorweißen Antlitzes schwebte noch ein unbeschreiblicher Ausdruck von Milde und Anmuth. Das Haupt in eine Art Nonnenschleier gehüllt und mit aufwärts gefalteten Händen, lag sie da, wie eine jener Bildsäulen, die wir auf den Steinsärgen des Mittelalters sehen.

Noch etwas Seltsames sei hier angeführt, was ein anderer Reisender berichtet. Ich stand, sagt derselbe, auf dem San Juans-Platz, wo die Trödler ihren Markt haben. Da erschien auf schwarzem Roß ein schwarzgekleideter Mann. Ihm voraus ritten vier Trompeter und vier Wappenherolde, hinter ihm folgten Hellebardenträger und Soldaten. Der Schwarzgekleidete war der öffentliche Ausrufer, der aber — und darin liegt eben das Seltsame — stets auch zugleich das verachtete Fleischer-Handwerk betreibt. Daraus kann man abnehmen, in welcher Achtung bei den Spaniern die Herolde des Gesetzes stehen, und dieser Umstand wirft kein eben vortheilhaftes Licht auf die Ehrerbietung vor dem Gesetze selbst.

Valencia war schon früh einer der Hauptheerde Spaniens für Kunst und Wissenschaft, wie denn hier z. B. die Buchdruckerkunst zuerst in Spanien eingeführt wurde. Noch jetzt bezeigen die Einwohner große Liebe zu den schönen Künsten, und kaum

dürfte sich der Palast eines Adeligen finden, welcher nicht einige werthvolle Gegenstände der plastischen (bildenden) Kunst oder der spanischen Malerei *) enthielte. Viele ausgezeichnete Gemälde sind in den Kirchen zerstreut, und noch mehr befanden sich in den neuerlich aufgehobenen Mönchsklöstern. In dem Kloster del Carmen, in dessen Höfen ich acht stolze Dattelpalmen bewunderte, hat man 6 bis 700 Gemälde, die früher in Klöstern waren, zu einer Sammlung vereinigt, die manches Bedeutende aufzuweisen hat. Die größten Kunstschätze besitzt aber unstreitig die der heiligen Jungfrau geweihte Kathedrale, ein großer Marmortempel, bei dem man nur bedauern muß, daß, obgleich die Anlage ursprünglich gothisch ist, so viele Bauarten durch einander gemengt sind. Dieses Gotteshaus nimmt die Stelle der ehemaligen Hauptmoschee ein, deren Mauern wohl bei seiner Erbauung benutzt sein mögen. Das Innere besteht aus drei prachtvollen Schiffen von verschiedenfarbigem Marmor, die aber etwas niedrig sind. In dem ein gleichseitiges Viereck bildenden Capitularsaal ist der Altar, welcher eine ganze Wand einnimmt, mit einem unglaublichen Reichthum der zierlichsten Bildhauerarbeiten ausgestattet. Von hohem Kunstwerth sind auch die Nußbaumholz-Bildwerke der Chorstühle. Zwei gewaltige, in dem Saale aufgehängte Ketten wurden einst aus dem Marseiller Hafen erobert. In der Sacristei, wo man unter anderen seltsamen Reliquien einen Achatbecher zeigt, dessen sich Christus beim Abendmahl bedient haben soll, zog mich besonders eine Grablegung Christi von Murillo an. Frescogemälde von Lopez und anderen Meistern sieht man in der Kapelle des heiligen Petrus und in der Kapelle der Jungfrau der Verlassenen neben der Kathedrale. Der Hochaltar war ehedem von gediegenem Silber,

*) Man hat die beiden berühmten Malerschulen von Valencia und von Sevilla. Die von Valencia, als die ältere, erreichte unter Karl V. durch Juanes († 1579) und Ribalta († 1628) ihren Gipfelpunkt. Der größte Meister der Schule von Sevilla war Murillo († 1682), der bald alle übrigen spanischen Maler verdunkelte und nicht wenig dazu beitrug, daß die spanische Malerei nächst der italienischen für die bedeutendste galt. Der größte jetzt lebende Geschichts-Maler, Vincente Lopez (eß), ist 1772 zu Valencia geboren.

wurde aber in der neuen Zeit zu weltlichen Zwecken verwendet. Der Kirchenschatz soll freilich noch immer unermeßlich reich sein an Gold- und Silbergeschirr, an Statuen von edlem Metall, an Juwelen und ähnlichen Kostbarkeiten; doch ist dies alles heut zu Tage den Blicken der Uneingeweihten entzogen. — In dem erzbischöflichen Palast, einem ungeheuer weitläuftigen Gebäude in der Nähe der Kathedrale, befand sich früher eine an griechischen und arabischen Incunabeln*) sehr reichhaltige Bibliothek von 50,000 Bänden, eine Sammlung von mehr als 6000 römischen und griechischen Münzen, so wie viele Kunstdenkmäler aus den benachbarten Ruinen von Sagunt. Der größte Theil dieser Schätze ging indeß durch einen Brand während des Bombardements der Franzosen im J. 1812 verloren. Ein gleiches Schicksal erlitt die Universität, die dermalen für die zweite Spaniens gilt.

Die Plätze Valencia's sind zahlreich, aber meistens klein oder doch von unregelmäßiger Gestalt. Der hübscheste ist noch der Constitutionsplatz **) vor der Kathedrale. Hier war es, wo auf die Kunde von der Wegführung der spanischen Prinzen nach Bayonne und den Madrider Blutscenen ein armer Geflügelverkäufer durch den Ruf: „Es lebe Ferdinand VII.! Nieder mit den Franzosen, und der arme Vogler kündigt Napoleon den Vertilgungskrieg an!“ den Aufruhr der gesammten Bevölkerung hervorrief, in Folge dessen sich die heldenmüthigen Valencianer bis 1812 gegen die Truppen Napoleons behaupteten.

Das anziehende Schauspiel eines unendlich bewegten Volkstreibens gewährt in den Morgenstunden der Marktplatz. Mit immer neuem Vergnügen bin ich über denselben gegangen, um die hier aufgestapelten Massen von Erzeugnissen des Bodens und

*) Incunabeln (vom lat. incunabula, die Wiege, daher ab incunabulis, von der ersten Kindheit an) sind die ersten, seit Erfindung der Buchdruckerkunst bis zum J. 1500 (nach Andern bis 1536) gedruckten Bücher und insofern wichtig, als dazu viele ersten Ausgaben alter Schriftsteller gehören.

**) Seit der Revolution nach dem Tode Ferdinand VII. († 1833) führt der Hauptplatz einer jeden Stadt und eines jeden Dorfes den Namen Constitutionsplatz (Plaza de la Constitucion). Eben so ist es in Portugal

der See zu bewundern und der buntzusammengesetzten Menge zuzuschauen, welche die Buden und Tische der ihre Waaren mit lebhaften Geberden und lauthin schallendem Geschrei ausbietenden Verkäufer umwogt. Es ist ein furchtbarer Lärm, den man gassenweit hört, und inmitten des Getümmels versteht man oft sein eigenes Wort nicht. Und dazu die unendliche Mannigfaltigkeit der Trachten! Hier bieten die Landleute der Huerta ihre Früchte und Gemüse aus, gewöhnlich blos mit einem Hemd und einer kurzen, weiten, nur die Oberschenkel bedeckenden Sackhose bekleidet, den Leib mit einer rothwollenen Schärpe umwunden, an den Füßen Esparto-Sandalen, die mit blauen Bändern an dem in einem Lederschaft steckenden Schienbein befestigt sind, um den Kopf ein buntes Baumwollentuch, und die dickwollene, blau und weiß gestreifte Manta über die Schulter geschlagen. Dort bringen muskelkräftige Gebirgsbewohner in kurzen brauntuchenen Jacken und spitzen, breitkrämpigen schwarzen Filzhüten lange Züge von Eseln und Maulthieren mit Kohlen oder Wildpret beladen. Dazwischen bemerkt man neben großen, von vielfarbigen Meerbewohnern wimmelnden Binsenkörben Gruppen von trotzig blickenden Matrosen und Fischern in blauwollenen Blusen und langen gestreiften Beinkleidern, die catalonische Mütze halb über den Kopf gezogen, die Hände lässig in die dicke Schärpe gesteckt. Unweit derselben lagern einige schweigsam düstere Bewohner der Mancha (tcha), vom Fuß bis zum Kopf in dunkelbraunes Naturtuch und zerfetzte brauntuchene Mäntel gehüllt, und große Haufen von Töpfergeschirr. Zerlumpte Trödler schreien ihre auf großen Tischen sorgfältig gesonderte Waaren aus, bestehend aus altem Eisenwerk, verbrauchten Möbeln, alten Büchern und Kleidungsstücken, darunter oft die erbärmlichsten Fetzenlappen. Ehrsame, halbstädtisch gekleidete Bürgersleute rufen die Vorübergehenden aus ihren Buden an, die von Nahrungsmitteln und allerlei Lebensbedürfnissen strotzen. Dabei schreit Alles, sowohl Käufer als Verkäufer, wild durcheinander, und lacht und singt, daß Einem die Sinne darüber sich verwirren. Dazwischen bieten die Umherträger der Stadtblätter, häufig Blinde, von klingelnden Knaben geführt, ihre Schriften aus und verkünden mit lauter halbsingender Stimme die Tagesneuigkeiten. Die Wasserträger,

kleine cylindrische mit Eiswasser gefüllte Fässer auf dem Rücken, eine blecherne Büchse mit Zuckerwerk um den Leib geschnallt, und ein zierlich geflochtenes Binsenkörbchen mit Gläsern in den Händen tragend, drängen sich durch die dichtgeballten Haufen mit dem kreischenden Geschrei: „Zu trinken, Herr, wer will Wasser?" (A beber, Siñore, que vol aguia?), während von den breiten Marmorstufen der Lonja halbnackte Bettler wimmern, welche unablässig Gebete hersagend die Vorübergehenden um milde Gaben anflehen; denn trotz der vielen Wohlthätigkeitsanstalten giebt es in Valencia noch immer sehr viele Bettler. Hat sich die Stadt endlich in den späteren Nachmittagsstunden ihrer mannigfach bewegten Gäste entleert, so ziehen die Arbeiter der Huerta mit ihren Eseln durch alle Gassen, kehren allen Unrath zusammen und fahren ihn hinaus zur Düngung ihrer Felder, weshalb Valencia trotz seiner ungepflasterten Straßen und starken Bevölkerung doch eine sehr reinliche Stadt ist; auch die Häuser und Kirchen markiren sich durch sauber gehaltene Nettigkeit. — Was die Sprache des Volkes betrifft, so redet der große Haufe in Valencia zwar catalonisch, aber er ist doch schon des Castilianischen mächtig, dessen sich die Gebildeten, als der allgemeinen Nationalsprache ausschließlich zu bedienen scheinen, während in Barcelona die Provinzialzunge mit so entschiedener Vorliebe gepflegt wird, daß unter den Landeskindern aller Stände niemals auch nur ein Wort castilianisch geredet wird. Dem Deutschen tönen aus dem Catalonischen manche gewohnte Klänge in's Ohr, ja einzelne Wörter sind mit dem Deutschen ganz gleichlautend, so der Name „Paul" (castilianisch Pablo) und „blau" (cast. azul).

In dem Stadtviertel des Marktplatzes findet die Industrie ihren Mittelpunkt. Der Hauptgegenstand derselben ist, wie bereits bemerkt wurde, die Seidenfabrikation, von welcher in der Stadt und den Vorstädten gegen 30,000 Menschen leben. Außerdem fabricirt man Tuch, Baumwollenwaaren, Kupfergeschirr und andere Dinge; doch hat keiner dieser Erwerbszweige Bedeutung. Erwähnung verdienen nur noch die buntfarbigen Platten von gebrannter und glasirter Thonerde, mit denen man die Fußböden und auch wohl die Wände belegt, und die bei ihrer vor-

trefflichen Beschaffenheit vielfach und selbst in's Ausland verführt werden. Ein lebhafter Handel wird auch mit dem Reis getrieben, den man in der Huerta baut. Der Seehandel Valencias würde ausgedehnter sein, wenn der Grao statt seiner seichten unsicheren Rhede einen bequemen Hafen hätte.

Die Huerta von Valencia liegt in einer Ebene von vier Meilen Durchmesser. Sie besteht meist aus sandigem oder gypshaltigem Boden, verdankt daher ihre Fruchtbarkeit einzig der Bewässerung. Diese stammt noch von den Arabern her und ist sehr kunstreich. Acht große Canäle, welche sich in unendlich viele kleinere Canäle und Gräben zerspalten und verzweigen, führen aus dem Flusse Turia und geben den Gärten und Vorstädten Valencia's, so wie den Feldern von 54 anderen Ortschaften die Lebensader. Da der Turia durchaus nicht zu den wasserreichen Flüssen gehört, so ist die Bewässerung so ungeheurer Ländereien nur durch die größte Sparsamkeit und Gewissenhaftigkeit bei der Vertheilung möglich. Gewöhnlich alle acht Tage bekommt Jeder seinen Wasserantheil. Zu der für sein Stück Land bestimmten Stunde muß jeder Arbeiter der Huerta, und wäre es auch um Mitternacht, auf dem Platze sein, um die Schleusen aufzuziehen oder zu schließen; denn der geringste Verzug würde gleich den ganzen Gang der Maschinerie stören und großen Schaden verursachen. Um hierüber mit Strenge zu wachen und alle Streitigkeiten unter den 50,000 Bewohnern der Huerta schnell zu entscheiden, besteht seit der Zeit der Mauren ein besonderer Wassergerichtshof, zusammengesetzt aus sieben Beisitzern (Sindicos), welche von den Landleuten der sieben Hauptwasserdistricte gewählt werden. Diese Syndici sind einfache, in der Erbauung der Felder erfahrene Landleute, welche jährlich einen der Dorfrichter zu ihrem Präsidenten wählen und jeden Donnerstag um zwölf Uhr mittags sich zur Abhaltung des Gerichtes auf dem Constitutionsplatz am Haupteingang der Kathedrale versammeln. Hier setzen sie sich auf sieben einfache Strohsessel in ihrem Sonntagsstaat, angethan mit schwarzsammtenen Jacken, blausammtenen

Westen, rothseidenen Schärpen, hellgestreiften langen Beinkleidern, weißen Gamaschen und hänfenen Sandalen, die sie mit blauseidenen Bändern um die Knöchel befestigen, auf dem Kopf den mit vielen Quasten verzierten valencianischen Hut. Der Präsident unterscheidet sich nur dadurch, daß er einen erhöhten Sitz einnimmt und einen weißen Stab in der Hand führt. Dazu denke man sich die Menge der von allen Seiten herbeiströmenden, in ihre blaugestreiften Wolldecken eingehüllten Arbeiter der Huerta. Ich wohnte einer solchen Gerichtssitzung bei. Die Parteien stritten sehr lebhaft mit einander, aber der Präsident behielt beständig seine ernst feierliche Amtsmiene, während die dichtgedrängte Zuhörerschaft im Kreise umher weder durch Worte noch Geberden Zustimmung oder Mißbilligung ausdrückte. Die Parteien sprachen wohl zwanzig Mal abwechselnd mit Geläufigkeit und Eifer, aber immer mit dem größten Anstand. Endlich nahm der Präsident das Wort, um einige Fragen zu stellen; dann hörte er ein paar Zeugen ab, deren einer seine Aussagen vom Pferde herunter über den Ring der Zuhörer hinweg machte. Hierauf sprachen die Parteien von neuem, und als der Beklagte anfing hitzig zu werden, genügte eine Handbwegung des Präsidenten, um ihn in die Schranken zu weisen. Die Verhandlung endigte mit einer Vertagung wegen fehlender Zeugen. Die Strafen bestehen gewöhnlich aus Geldbußen, seltener in Gefängniß. Unbestritten befindet sich das hiesige, übrigens durch seinen jähzornigen und rachsüchtigen Charakter berüchtigte, Landvolk bei diesem einfachen Gerichtsverfahren seit Jahrhunderten wohl und ist damit vollkommen zufrieden.

Auf einem Ausfluge nach dem zwei Stunden südwestlich von Valencia gelegenen See Albufera passirte ich einen Theil der Huerta. Ein Getreidefeld ist hier eine Art Wald. Halme über mannshoch, dicker als Pfeifenstiele und so dicht aneinander gedrängt wie Palissaden. Man sieht in den Feldgärten Kürbisse, welche hundert Pfund wiegen und Melonen so groß wie unsere stärksten Kürbisse. Aber der Landmann gewinnt seine reichen Ernten auch nicht ohne Schweiß; fortwährend arbeitet er im Sturmschritt, um sich Etwas zu erübrigen; denn er ist mit

wenigen Ausnahmen nur der Pächter*) eines Bodens, dessen Eigenthümer seine Einkünfte gemächlich in der Stadt verzehrt. Ueberall hört man in der Huerta das Aechzen des Wasserrades, welches aus der Tiefe das segenspendende Element hervorholt. Ohne dieses Element würde „der Garten von Spanien", wie man mit Recht die Huerta nennt, ohne Zweifel denselben Anblick gewähren, als die sie halbmondförmig umschließenden dürren röthlich-grauen Berge. Denn im Allgemeinen giebt es keine kahleren und dürreren Gegenden, als im südlichen Theile der Halbinsel. Da sieht man keine schattigen Wälder, sondern überall starrt dem Auge das nackte Gestein des Gebirges entgegen; da ziehen sich keine frischen blumigen Wiesen wie grüner Sammet von den Bergen in die Thäler hinab, sondern man sieht nichts, als das von der Gluthsonne rothgebrannte kahle Erdreich zwischen den zerstreuten meist verholzenden Pflanzen hindurchgrünen. Der üppige Pflanzenwuchs, von dem man im Norden keinen Begriff hat, herrscht nur da, wo Wasser vorhanden ist, in den von Quellen durchrieselten Schluchten der Gebirge, so wie längs der Bäche, Flüsse und See'n.

Der See Albufera hat über zehn Stunden im Umfang. Durch eine schmale, aus bloßen Anhäufungen von Flugsand bestehende Landzunge wird er vom Meere geschieden, mit dem er durch einen engen Canal zusammenhängt. Die Landzunge ist mit Piniengehölz**) bestanden. Ich war auf meinem angenehmen Pfade zwischen den Gefilden der Huerta hindurch bald an die Gestade des Meeres gelangt. An dem flachen Strande hinschreitend, erreichte ich das Piniengehölz, und während ich nun mit der Untersuchung einiger Pflanzen beschäftigt und ganz darin

---

*) Nach altem Herkommen erben sich jedoch die einzelnen Grundstücke seit undenklichen Zeiten immer in denselben Familien fort. Die Wohnungen der Bauern stehen gewöhnlich inmitten ihrer Grundstücke. Sie sind klein und einfach, aber dauerhaft gebaut, sauber gehalten und allerlei blinkender Hausrath zeugt von einem gewissen Wohlstande.

**) Die Pinie (Pinus pinea) ist ein etwa 50 Fuß hoher Fichtenbaum mit schirmförmigen Aesten und dicken langen Nüssen an den Zapfen. Der Kern schmeckt fast wie Mandeln und wird unter den Namen Pineolen wie Hasselnüsse gegessen.

vertieft war, schreckte mich plötzlich eine rauhe Stimme auf, die mir: „Guten Tag, Herr!“ (Bon dia, Siñor!) zurief. Ein gebräunter stämmiger Valencianer mit funkelnden schwarzen Augen und struppigem schwarzen Bart, durch seine rothe Sackmütze als Seemann bemerklich, stand vor mir. Er trug ein schmutziges Hemd, dessen weitaufgestreifte Aermel die nervigten Arme enthüllten, weißlinnene Sackhosen, Esparto-Sandalen und eine rothe Wollenschärpe, aus welcher die fast zwei Zoll breite Klinge eines langen Messers hervorsah. Nachdem er mich in meiner fremdartigen Kleidung mit Hut und Rock eine Zeit lang gemustert, fragte er mich, was ich eigentlich hier mache. Ich konnte mich nur unbehülflich ausdrücken, suchte aber die Neugierde des Kerls auf die bestmöglichste Weise zu befriedigen. Obwohl der Mann wie ein Bandit aussah, dessen Habsucht durch den einsam wandelnden Fremdling leicht hätte erregt werden können, so schien er doch keine feindseligen Absichten zu haben. Er bedeutete mich etwas barsch, ihm nach besonders pflanzenreichen Stellen des benachbarten Gehölzes zu folgen. Ich hielt es für das Gerathenste, keinerlei Mißtrauen zu zeigen, durch welches sich jeder Spanier auf's Aeußerste beleidigt fühlt. Wirklich führte mich mein Begleiter, der sich später als ein Fischer der Albufera zu erkennen gab, durch das ganze Gehölz mehrere Stunden lang. Ich stieß auf gar vieles Neue und Ueberraschende. Hier zog mich eine fremdartige Blume an, die ich noch nie gesehen, dort ein Schmetterling der seltensten Art oder riesenhafte Käfer, deren wundersames Treiben ich bisher nur aus Büchern kannte. Der Ameisenbär zeigte sich mir von Angesicht zu Angesicht in seiner Raubhöhle. Vielstimmiges Geläute weckte heimathliche Erinerungen. Es war eine Heerde brauner Kühe; lauter stattliche Thiere. Unterdessen rückte die Zeit des Mittagsmahles heran. Mein Führer lud mich ein, mit ihm zu speisen. Ihm folgend, sah ich bald zwischen den dunkeln Kronen der Pinien Dampf aufwirbeln. Wir gelangten auf einen freien Grasplatz mitten im Fichtenwald, woselbst sechs starke Kerle, eben so gekleidet wie mein Führer, theils Fischer, theils Ziegenhirten, um ein lustig loderndes Feuer herumkauerten, das sie mit Rosmarinzweigen unterhielten. An einem Gestell von drei rohen Pfählen war ein

eiserner Kessel aufgehängt, in welchem Reis, Puffbohnen, kleine Fische und Landschnecken, mit Oel, Zwiebeln und Knoblauch versetzt, einträchtiglich schmorten. Mein Begleiter sagte einige mir unverständliche Worte, worauf mich Alle freundlich begrüßten, und Einer wies mir einen abgehauenen Pinienstamm, über den er ein Ziegenfell ausbreitete, zum Sitz an. Alle schickten sich darauf zum Essen an, indem sich mich zur Theilnahme einluden. Mir wurde es freilich etwas unheimlich zu Muthe, als Jeder der Sieben jetzt sein fußlanges breitklingiges Messer hervorzog, um das schneeweiße Weizenbrot zu zerschneiden, auch hatte ich keinen sonderlichen Appetit; doch konnte ich das Anerbieten schon nicht ausschlagen, da ich wußte, daß sich die Leute durch die Gesellschaft eines „Caballero" hochgeehrt, durch eine Weigerung aber sehr gekränkt fühlen würden. Aus der Schärpe, welche bei den spanischen Bauern ein wahres Magazin aller möglichen Gegenstände ist, nahm Jeder sodann noch einen kurzen hölzernen oder hörnernen Löffel. Mein Führer reichte mir seinen eigenen, nachdem er ihn sorgfältig gewaschen; er selber bediente sich meines Pflanzenspatels statt eines Löffels. Auch ein Schlauch mit etwas saurem Rothwein fehlte nicht, und da ich mir zuletzt durch Vertheilung von Cigarren die Herzen Aller gewann, so schieden wir sehr vergnügt von einander. — Einige Tage später besuchte ich die Albufera zum zweiten Male in Begleitung eines Lohnbedienten aus Valencia, und begab mich nach dem dicht am Seeufer gelegenen Fischerdorfe El Salero, von wo ich eine Fahrt auf dem See unternahm, um die gegenüber liegenden Reisfelder zu besuchen. Der Wind schwellte das dreieckige Segel unserer Barke und schnell glitten wir über die drei Viertel Stunden breite Wasserfläche. Reizend ist die Ansicht der Ufer und der aus dem grünen Fruchtwalde der Huerta hervorragenden vielthürmigen Stadt, hinter welcher in seltsamen Formen die Gebirge von Murviedro emporsteigen. Ein großartiges Bild aber bietet namentlich die ganz isolirt zwischen dem See und dem Thale des Jucar (chchu) mehrere Tausend Fuß sich erhebende und weit in's Meer vorspringende Sierra de Cullera, deren schroffe, vielfach zerklüftete Felszacken sich in dem See abspiegeln. Der Reis, kaum spannenlang, steht jetzt noch in den Beeten, in welche er

gesäet ist und aus denen er nachher Halm bei Halm auf die Felder gepflanzt wird. Alle jene Beete werden unter Wasser gesetzt, über dessen Spiegel die binsenartigen Büschel kaum mit ihren Spitzen hervorragen. Wie aller Orten, so ist auch hier der Anbau des Reises äußerst nachtheilig für die Gesundheit und mit vieler Mühe verbunden. Den ganzen Tag lang muß der Arbeiter bis an die Kniee in Wasser und Schlamm versenkt arbeiten, erst, um den Boden zuzubereiten, dann, um den Reis zu säen und zu verpflanzen, später, um das täglich überhand nehmende Unkraut auszurotten. Dabei entwickeln sich aus dem Sumpf unter der brennenden Hitze eine Menge pestartiger Dünste, welche böse Fieber verursachen und die Bewohner der zwischen den Reisfeldern liegenden Ortschaften in den besten Jahren des Lebens fortraffen. Blos in dem reichlichen Gewinn*) kann man Gründe für das Fortbestehen dieses Culturzweiges finden. — Als wir nach Salero zurückgekehrt waren, nahmen wir in einer ärmlichen, aus Baumästen errichteten und mit Rohr gedeckten Fischerhütte unser vorher bestelltes Mahl ein. Die Schüssel bestand aus Reis, jungen Erbsen, Artischocken und einigen von mir aus einem benachbarten Fischerhaus erhandelten kleinen Meeralen, welche ich nach der mir gegebenen Anweisung reichlich mit Citronensaft tränkte. Nach eingenommenem Mahle lockten mich die Töne einer lustigen Musik in das Dorf hinein, wo ich einen Haufen junger Leute um einen Fischersmann gruppirt fand, der mit dem Ausdrucke der behaglichsten Selbstzufriedenheit in der Thür seines Hauses halb sitzend und halb liegend die Guitarre spielte, während einer seiner Kameraden mit zwei Löffeln von Buchsbaum die Castagnetten dazu schlug. Von Zeit zu Zeit begleitete der Fischer sein Spiel mit den Versen eines leichtfertigen Liedchens, in welches der Chor durch schallendes Gelächter einstimmte. So nahm ich eine Reihe heiterer Erinnerungen von der Albufera mit.

Eine Tartane brachte mich nach **Murviedro**, um den Trümmern des alten Sagunt einen Besuch abzustatten. Unser

---

*) Man rechnet, daß jährlich in der Umgegend Valencia's 300 Mill. Pfund Reis erzeugt werden.

Gespann bestand aus ein paar munteren Pferden. Ueberhaupt habe ich hier eine gute Pferde- und Maulthierzucht bemerkt. Kein Lohnkutscher hat ein Pferd vor seiner Tartane, das nicht mit allen Ehren in einem Dragoner-Regiment dienen könnte. Auch habe ich Maulthiere gesehen, deren Wuchs und Gliederbau an die holsteinische Pferderace erinnert. Der Eilwagendienst wird in Valencia schon durchweg mit Maulthieren betrieben, welche theurer sind als die Pferde, weil sie weniger Futter nöthig haben, stärker arbeiten und länger dauern. — Murviedro ist eine kleine Stadt, deren Namen man von muri veteres, d. i. alte Mauern, ableitet. Sie liegt vier Leguas östlich von Valencia an der nach Barcelona führenden Landstraße und etwa eine Stunde vom Meer entfernt. Der Weg dahin ist voller Abwechselungen. Zuerst kommt man durch die Hauptstraße der weitläuftigen Vorstadt von Murviedro, wo auf beiden Seiten unzählige Weinschenken (Tiendas de Vino y Lycores) stehen, Verkaufshäuser für Früchte und Gemüse (Almacenes de Comestibles), vor deren Thüren man über helllodernden Feuern Fische in Oel siedet und Backwerk bereitet, ferner Posaden, Kaufmannsläden, und Werkstätten der Handwerker, die, wie überall in Spanien, auf offener Straße von früh bis spät arbeiten, und wo sich fortwährend die mit mächtigen Heerden von Eseln und Maulthieren ein- und ausziehenden Arrieros, so wie Reiter, Fußgänger und Tartanen drängen. Nachdem man dies Gewühl und Gelärm überwunden, sieht man zur Rechten das großartige Kloster San Miguel de los Reyes, welches an einer der schönsten Stellen der Huerta liegt. Durch einen geräumigen mit Marmorplatten gepflasterten und mit uralten Cypressen und schlanken Palmen gezierten Hof gelangt man in die mit zwei viereckigen Glockenthürmen gezierte Kirche, deren Inneres an die Kirche des Escorial erinnert. Darauf passirt man mehrere unbedeutende Ortschaften, zwischen denen Ventorillo's*) zur Einkehr winken, erreicht so die Grenze

*) Ventorillo heißt eine Weinschenke im freien Lande, Tienda, (nämlich Tienda, d. i. Kaufladen, de Vinos y Lycores, von Wein und Liqueur) ein Weinhaus inmitten eines Ortes. Eben so ist Posada oder Meson ein Gasthof mit Stallung für Pferde und Lastvieh innerhalb eines Ortes,

der Huerta und tritt nun in einen durch Weingärten unterbrochenen Hain von Oliven und breitästigen Johannisbrotbäumen ein, welcher sich bis an die Mauern Murviedro's erstreckt. Unter den freundlichen, an der Straße gelegenen Wohnplätzen ist besonders das Dorf Puig merkwürdig durch den großen Sieg Jacobs I. von Aragonien über den maurischen König von Valencia im Jahr 1237, wodurch die Eroberung der Stadt selbst vorbereitet wurde. Klafterhohe Hecken der indianischen Feige führen in Murviedro ein. An den Häusern der schlechtgebauten, finsteren und krummgassigen Stadt erinnern Säulenbruchstücke mit römischen Inschriften an die ruhmvolle Vergangenheit eines dahin geschwundenen heroischen Geschlechts. Innerhalb der Mauern des Castells, welches mit kolossalen viereckigen Thürmen auf einem Marmorberge thront, befinden sich die Ruinen des Herkulestempels. Der Zutritt dahin wurde mir jedoch wegen mangelnden Erlaubnißscheines vom Generalcapitain zu Valencia, dessen Lösung ich leider versäumt hatte, nicht gestattet. Dagegen konnte ich ungehindert die Ruinen des römischen Theaters am östlichen Abhang des Berges in Augenschein nehmen. Von der mit dem stachlichen Gebüsch der indianischen Feige überwucherten Scena, wo die Spiele aufgeführt wurden, ist nichts mehr vorhanden; aber noch sehr wohl erhalten sind die Sitzreihen und Treppen. Saftig grüne Schlingpflanzen mit purpurnen Blumen umkränzten, gleich frischen Rosen in den weißen Silberlocken eines Greisen, die verwitterten Kämme dieser aus riesigen Quadern ohne Bindemittel zusammengefügten Mauern, und ein Sturm wehmüthiger Gefühle ging durch meine Brust auf diesem Boden, dessen Bewohner sich sammt allen ihren Kostbarkeiten lieber in den Flammen des Scheiterhaufens verbrennen, als das Joch der Knechtschaft erdulden. Lange stand ich gedankenvoll auf der obersten Sitzreihe des Theaters und starrte hinab in jene üppige Ebene, wo Hannibal im Jahre 218 vor Chr. den ersten furchtbaren Sturm auf Sagunt unternahm und dabei verwundet wurde. Kaum begreift man jetzt, wenn man auf das finstere

---

Venta, ein einsames an der Landstraße stehendes Wirthshaus dieser Art; die Fonda's oder Hôtels der Städte haben keine Stallung.

Gewirr der Gassen von Murviedro niederblickt, daß vor Jahrtausenden im Schooße dieses lachenden, von malerischen Felsen umsäumten Thales, welches sich sanft nach dem Mittelmeer hinabzieht, eine mächtige Stadt mit prächtigen Tempeln und Palästen stand! — Aber der Sturz des Einen veranlaßt das Steigen des Andern: mit dem Sinken der Wagschale Sagunts hob sich Valencia.

Versetzen wir uns nun von den Trümmerhaufen und versunkenen Gräbern der Römer zurück in die volkbelebte Stadt, um den stolzen 225 Fuß hohen Hauptthurm ihrer Kathedrale zu besteigen. Da tauchen aus dem verworrenen Labyrinth der Gassen, Häuser und Paläste die Thürme und Kuppeln von 14 Tempeln und unzähligen kleineren Kapellen, so wie von 33 Klöstern und 8 alterthümlichen Thoren empor. Dazwischen wiegen zerstreute Palmen ihre luftigen Kronen über graubraunen flachen Ziegeldächern, und rings umher sieht man auf allen Seiten baumreiche Wandelgänge und Blumengärten. In anmuthigen Krümmungen schleicht die Turia, zahlreiche Canäle entsendend, durch das vielfach schattirte Grün der Huerta, welche die Stadt in einem Umkreis von zwei Stunden umschließt. Dann folgt ein dunkeler Gürtel von Oliven- und Johannisbrotbäumen, welcher sich bis an die theils kahlen, theils von hellgrünen Weingeländen überzogenen Hügel erstreckt. Dahinter ragen im Halbkreis duftig blaue Gebirgsketten: im Osten die wild zerrissenen Ketten von Murviedro und Segorbe, im Norden die sanftgerundeten Kuppen und Kegel der Gebirge von Chiva und Cabrillas, im Westen, jenseits des von dunkelgrünen Reisfeldern eingerahmten Wasserspiegels der Albufera, die zackigen Felsenmassen der Sierra de Cullera. Im Süden endlich begrenzt die hinter den Thürmen des Grao her schimmernde Azurfläche des Meeres den Horizont. Wahrlich ein zauberhaftes Rundgemälde!

Die Gebirge von Chiva (tschiva) gehören zu den höchsten Bergketten des Königreichs Valencia. Dahin lockte es mich. Der Weg nach dem sechs Leguas von der Hauptstadt entfernten Städtchen Chiva ist sehr anmuthig. Nachdem man die Ebene der

Huerta verlassen, geht es eine Zeit lang durch das lachende Thal der Turia. Zwischen dicken Hecken von blühendem Granaten=, Myrten= und Brombeergesträuch, das mit wildem Wein und zahllosen anderen Schlinggewächsen dicht überzogen ist, erreicht man die stattliche Venta del Poyo, von wo die Straße fortwährend zwischen grünen Rebenhügeln dem immer gewaltiger sich emporthürmenden Gebirge entgegeneilt, in dessen Nähe inmitten eines weiten Thales das freundliche Chiva am Fuße eines burggekrönten Hügels liegt. Mein Fuhrmann brachte mich in die erste Posada des Ortes, ein räucheriges massives Gebäude mit einem hochgewölbten Thorweg, durch den sich die spanischen Posaden und Venta's auszeichnen. An den mittelsten Balcon des Hauses hing ein geweihter Palmzweig, und ein halbverdorrter Pinienast über dem Thor bedeutete, daß hier auch Wein verkauft werde. Das Erdgeschoß war gewölbt und durch ein paar Pfeilerreihen in drei Abtheilungen geschieden. Der Raum zur Linken diente als Stallung und enthielt daher eine Menge von Krippen längs der Wände. Der gepflasterte und durch ein Hinterthor mit dem Hof in Verbindung gesetzte Mittelraum bildete die eigentliche Hausflur und enthielt zugleich den sogenannten „Cargadero" oder den Ort, wo die Lastthiere abgeladen und bepackt werden. Der Raum zur Rechten, auch blos durch einen großen Gewölbebogen von der eigentlichen Hausflur getrennt, war mit Ziegeln belegt und diente als Küche. Von hier aus führte eine Steintreppe in das obere Stockwerk. Auf diese Weise sind ungefähr alle spanischen Wirthshäuser eingerichtet. Eine dicke, jedoch reinlich gekleidete Frau empfing mich mit vieler Förmlichkeit und führte mich zu einem großen Armsessel, dicht an dem munter prasselnden Herdfeuer der Küche. Ein Arriero und Bewohner von Chiva, die, ihre Papiercigarren (Cigarritos) rauchend, auf niedrigen Strohsesseln um das Feuer saßen, betrachteten mich eine Weile schweigend mit fast mißtrauischen Blicken. Als aber mein Fuhrmann herzutrat und ihnen auseinander setzte, daß ich viele Hundert Leguas hergekommen sei, um ihre alten Berge und die Pflanzen darauf kennen zu lernen, reichten mir die einfachen Landleute treuherzig die Hände. Als ich mich darauf nach den ersten Behörden des Ortes

erkundigte, an welche ich Empfehlungsschreiben aus Valencia hatte, stieg ihre Ehrerbietung auf's Höchste, und die Tochter der Wirthin, ein verwachsenes, eben nicht sehr reizendes Geschöpf, füllte einen Becher mit dunkelrothem Wein und sprach, mir denselben fredenzend: „Es lebe der vornehme Reisende!" Ich wollte indeß meinen Hunger stillen, und auf meine Anfrage an die Wirthin, was es zu essen gäbe, bekam ich zur Antwort: „Alles, was der gnädige Herr befehlen!" (Todo lo, que usted manda, Caballero!). Trotz dieser Antwort brachte ich in Erfahrung, daß in der Posada eigentlich gar nichts als etwa Brot und Butter vorhanden sei und daß erst das zu einem Mittagsmahl Erforderliche in der Stadt gekauft werden mußte. So geht es aber in allen Posadas oder Ventas her. Man bereitett daselbst blos die Speisen zu, welche der Reisende entweder selbst mitbringt oder kaufen läßt. Im Uebrigen darf man auf nicht mehr, als ein Zimmer, Bett, Beleuchtung, Stallung und Futter für sein Pferd Anspruch machen. Mein für mich in Stand gesetztes Zimmer, welches man mir als das beste im ganzen Hause anpries, befand sich im oberen Stockwerk, auf dessen Flur eine Menge Strohhäcksel, Gerste und Johannisbrot, welches einen unangenehm süßen Geruch verbreitet und womit man das Vieh füttert, aufgehäuft lag. Das Gemach hatte einen Balcon nach der Gasse, den man durch eine alte hölzerne Flügelthür, deren Spalten den Luftzug ungehindert verstatteten, verschließen konnte. Der Boden bestand aus einem sehr schadhaften Ziegelpflaster. An den rauchgeschwärzten Wänden hingen einige verschossene Heiligenbilder in alten vergoldeten, von Fliegenkoth beschmutzten Rahmen. Außerdem fand sich noch ein aus rohen Brettern gezimmerter Tisch, so wie ein halbes Dutzend Strohstühle von verschiedener Höhe und mancherlei Gestalt. In einem, mittelst eines Vorhanges aus verschossenem grünen Wollenzeug geschiedenen, Alkofen stand die Bettstelle in Form eines seltsam zusammengefügten Brettergerüstes. Nach zweistündigem Warten trug man mir das Essen auf. Es gab eine dicke mit Speck abgezogene und reichlich mit Zwiebeln versetzte Semmelsuppe, Reis, den man in Oel gesotten und durch Saffran hochgelb gefärbt, endlich ein in kleine Bissen zerschnittenes, äußerst stark mit spa-

nischem Pfeffer gewürztes und in einer rothen Sauce von Liebesäpfeln (Solanum lycopersicum) schwimmendes Kaninchen. Weder das Zimmer noch das Essen war nach meinem Geschmack; und dennoch gehörte diese Posada zu den besten, die ich auf meinen Reisen getroffen. Nachher ging ich zu dem Alcalden*), der vor der Thür seines stattlichen Hauses saß. Er zeigte sich von schlichtem Aeußeren und führte mich sogleich in seinen Empfangssaal, wo eine Menge altväterisch gepolsterter Stühle mit hohen Rohrlehnen längs der Wände standen, und rings umher hingen einige sehr verdunkelte Oelgemälde in wurmstichigen Goldrahmen. Nachdem er selbst mir eine Papiercigarre und seine Tochter, ein flinkes braunhaariges Mädchen, mir ein Glas Limonade und einen Teller mit Zuckerwerk präsentirt hatte, las er das ihm überreichte Empfehlungsschreiben, begrüßte mich dann freundlich und bedauerte, mich nicht in sein eigenes Haus aufnehmen zu können. Nach einiger Zeit trat ein schlanker, sehr verschmitzt aussehender Landmann in's Zimmer, gehüllt in einen etwas schadhaften rothgefütterten dunkelbraunen Mantel. Er hatte sich auf Befehl des Alcalden eingestellt, und sollte mir als Führer durch's Gebirg dienen, welches er mit allen seinen Schluchten und Pfaden auf's genaueste kannte, da er während des letzten Bürgerkrieges fünf Jahre lang als Guerrillero gegen die Karlisten gefochten. Er hieß Victoriano Latorre, war seines Zeichens ein Zimmermann, dabei ein äußerst witziger und munterer Kerl.

Ich verweilte mehrere Tage in Chiva, wo ich mein Standquartier aufgeschlagen, um von hier aus einzelne Theile des Gebirgs zu besuchen. Wenn ich dann bei Sonnenuntergang heimkehrend über den Marktplatz des Landstädtchens schritt, machte es mir immer viel Vergnügen, das bunte Treiben zu betrachten, welches der dort stehende Brunnen darbot. Dies war ein großes

*) Der Alcalde steht an der Spitze der Polizei und der ganzen obrigkeitlichen Verwaltung; in dieser Eigenschaft ist er auch der Vorsitzende bei der Rathsversammlung (Ayuntamiento). Die richterliche Gewalt hat auf den Dörfern eine Art von Justizcommissarius (Regidor de Iusticia), der indeß nur die Voruntersuchungen führt und die Klagen annimmt, um sie dem nächsten Gerichtshofe zu übergeben. Der Alcalde hat daher eine höhere Bedeutung.

Becken voll des trefflichsten krystallhellen Wassers, welches aus den Bergen in einer unterirdischen Wasserleitung herfließt. Hier versammeln sich die ländlichen Schönen selbst der vornehmeren Familien, wenn die Kirchenglocken das Ave Maria verkündet haben, um Wasser zu holen, und häufig wird dieser Ort zum Stelldichein von Verliebten gewählt. Es gewährte ein wahrhaft patriarchalisches Bild, diese meist schön gewachsenen Mädchen nach allen Richtungen mit ihren zwei-henkeligen ganz antik geformten Wasserkrügen sich zerstreuen zu sehen, von denen sie den einen unter dem linken Arm, den andern mit hoch erhobener Hand voll Grazie auf dem Haupte festhalten, dessen glänzend schwarzes, in dicke Zöpfe geflochtenes Haar mit zwei goldenen Spangen an den Hinterkopf befestigt ist. — An einem Abende lernte ich bei Gelegenheit einer totalen Mondfinsterniß die liebenswürdige Familie des Stadtschreibers kennen, die meine Weisheit zu hören wünschte. Ich habe diese Naturerscheinung niemals schöner beobachtet. Die Nacht war sternenklar und so hell, daß der verfinsterte Mond einer rothbraunen goldumsäumten Scheibe auf dunkelblauem Grunde glich. Es hatte sich im Hause des Stadtschreibers noch mehr Gesellschaft um das trauliche Herdfeuer versammelt; denn auch hier diente die Küche als Empfangs- und Gesellschaftszimmer, wie es fast bei allen Häusern auf dem Lande in ganz Spanien der Fall ist. Außer den Töchtern des Hausherrn erwähne ich drei hübsche, junge lebhafte Mädchen und vier junge Leute. Letztere hatten Guitarren mitgebracht und spielten mit großer Fertigkeit Tänze und Melodien, zu denen die Mädchen bald ein- bald mehrstimmig Volkslieder sangen. Wir anderen Männer dampften Cigarritos und politisirten. Auch Victoriano hatte sich eingefunden (denn in Spanien schwindet, namentlich auf dem Lande, aller Unterschied der Stände und kein Gutsherr schämt sich, neben einem Tagelöhner zu sitzen*)

*) Ueberhaupt haben jetzt, nachdem die Macht des Adels gesunken ist, die strengen Unterschiede zwischen Grandes (Große), Caballeros (Cavaliere), Hidalgos (Edelleute) und Dons (Herren) aufgehört. Der Bürger bekommt eben so gut den Titel Don wie der Edelmann; der Knecht, die Magd und selbst der Bettler wird eben so gut mit Usted, d. i. Ew. Gnaden, angeredet, wie der reiche Kaufmann, der Gelehrte oder die vornehmste Dame. Trotz-

und ergötzte uns mit Erzählung seiner oft in's Wunderbare gefärbten Kriegsabenteuer. So schwanden die Stunden der stillen Mondnacht unter Klang und Sang und Scherzen schnell dahin.

Von meinen Wanderungen durch's Gebirg erwähne ich die Besteigung des etwa 6000 Fuß hohen Corro de Santa Maria, des höchsten Gipfels der Sierra. Begünstigt vom heitersten Wetter brach ich früh morgens von Chiva auf. Victoriano und ein Bauer Namens Manuel mit seinem Maulthier begleiteten mich. Anfangs ging's zwischen Oliven- und Weingärten hin, umgeben von den Hecken der großen Aloe (Agave americana), welche schon hie und da ihre kolossalen spargelartigen Blüthenschäfte zu treiben begann. Dann übersteigt man eine niedrige Hügelkette und schaut von der Höhe derselben auf das freundliche Chiva herab, dessen smaragdene Fluren nebst den olivenbekränzten, eben von den ersten Strahlen der aufgehenden Sonne vergoldeten Hügeln einen überraschenden Gegensatz bildeten gegen die düstere Sierra, von deren Felsenthälern uns nur noch einige Anhöhen trennten. Diese waren mit Johannisbrotbäumen bepflanzt, und hoch hinauf am Gebirge gewahrte man noch zerstreute Gehöfte, abschüssige mit Wein bedeckte Gehänge und in den feuchten Niederungen hellgrüne Weizenfelder. Der Fleiß, den man auf den Anbau des Landes verwendet, ist wahrhaft bewunderungswürdig. Der Valencianer bricht Canäle durch die Felsen der Gebirge, um das Wasser oft meilenweit auf seine Aecker zu leiten; an jedem spärlichen Quell legt er Felder an; ist der Abhang zu steil, so bildet er aus lose über einander gelegten und mit Erde bedeckten Steinen Stufen, die er mit Mais und allerhand Gemüse bepflanzt; kann er kein Wasser herführen, so bepflanzt er die Abhänge mit Wein, und wo auch dieser nicht gedeihen will, da setzt er Johannisbrotbäume hin, die bei gehöriger Wärme auch auf dem schlech-

---

dem wird die spanische Standessitte (Etiquette) bei allen öffentlichen Gelegenheiten mit gewissenhafter Genauigkeit beobachtet. Der Ton des gesellschaftlichen Umgangs aber ist überall völlig ungezwungen. Man redet jeden Spanier, er möge noch so viel Würden haben, durch Señor (Senjor) an; weiß man, wie der Mann heißt, so ist es üblich, ihn beim Vornamen mit vorgesetztem Don zu nennen, z. B. Don Juan (hchuan), José Manuel: Herr Johann, Joseph 2c.

testen Boden fortkommen. Leider sind indeß nicht alle Spanier so betriebsam, wie die Valencianer, Catalonier und Basken. — Nachdem wir die Hügelkette überschritten, kamen wir durch eine Niederung, die von einem mit Oleandern und Pistaziengesträuchern eingefaßten Bache durchströmt und von majestätischen Bergen eingeschlossen wird. Dann traten wir in das tiefe, enge und lang ausgedehnte wildromantische Thal des Barranco de Andiga ein, über dessen malerisch zerrissenen Felsgipfeln die sanftgerundete hohe Kuppe der Casoleta emporstieg. Wie bei allen Kalkgebirgen Südspaniens, so sind auch die Thäler und Schluchten der Sierra de Chiva mit dem angehenden Frühling von wilden Gebirgsbächen durchströmt, aber bald verschwindet das Wasser in den Gründen und schon Ende Mai herrscht daselbst durch das Abprallen der Sonnenstrahlen eine furchtbare Gluth. Ich hatte davon bei der Wanderung durch den Barranco de Andiga viel zu leiden und wurde dafür nur durch die entzückenden Aussichten entschädigt, die sich bei jeder der zahllosen Krümmungen des Thales darboten. An einer Stelle rücken die schroffen, wunderlich gestalteten Felsen so nahe zusammen, daß nur eine finstere gewundene Schlucht von dem Thale übrig bleibt. Nachdem wir uns mühsam auf einem oft kaum sichtbaren Saumpfade aus dem Barranco de Andiga in die Höhe gearbeitet, gelangten wir auf eine breite Hochebene, la Carrasquilla genannt. Diese wird im Norden von der letzten Kette der Sierra umsäumt, deren höchste Spitze die Santa Maria ist. Einzelne zerstreute Kiefern unterbrechen die Einförmigkeit der von niedrigem Gebüsch dicht bekleideten Hochebene. Trotzdem, daß sie wenigstens 4000 Fuß hoch liegt, gedeiht hier noch der beste Weizen. — Mittag war längst vorüber, als wir von Hitze und Durst erschöpft eine klare Quelle erreichten, die am Fuße des Kegels der Santa Maria auf grüner Matte und unter schattigen Gebüschen sprudelt. Diesen Ort hatte Victoriano zum Mittagsmahl ausersehen. Das Maulthier wurde folglich abgeladen, und ein Felsblock diente uns als Tisch, auf dem Manuel den reichen Inhalt der aus Esparto geflochtenen Tragkörbe seines Maulthiers ausbreitete, nämlich schneeweißes Weizenbrot, Schinken, ein gebratenes Kaninchen, gesottene Eier nebst einer Unzahl von Orangen, Nüssen, Mandeln und

Rosinen; zuletzt erschien noch ein wohlgefüllter Schlauch mit edlem Muscateller von Alicante. Dadurch gestärkt, unternahm ich mit Victoriano die Besteigung des steilen Kegels der Santa Maria, während Manuel sein Thier auf einen Umwege nach dem Westabhange des Berges führte. Nach einstündigem Klettern erreichten wir den Gipfel. Trotz des heftigen, kalten Windes, der um die zerborstenen Marmorklippen saus'te, verweilte ich länger als eine Stunde hier oben, mich weidend an dem großartigen Blick, der sich rings umher vor mir aufthat: im Norden und Nordosten ein Gewimmel von immer höher ansteigenden Bergreihen, zwischen denen in größerer Nähe die Thürme von Cuenca in Neu-Castilien hervorblitzten; am äußersten Horizont die Ketten von Catalonien und Aragonien, gleich ätherduftigem Gewölk mit dem Himmel verschwimmend; im Osten die Gebirge am Ebro-Thal; im Westen die Ebenen der Mancha; südlicher die Gebirge von Alicante und Sierra de Mariola bei Alcoy; im Süden endlich links die zerrissenen Ketten von Segorbe und Murviedro und dazwischen die paradiesische Ebene von Valencia, und hoch darüber hinausragend die unendliche See, wie ein weit ausgedehnter, von blauen Veilchen schimmernder Plan.

Mit sinkender Sonne fanden wir in einem am westlichen Fuße der Santa Maria gelegenen Gebirgshause, Prado de Juana genannt, gastfreie Aufnahme. Diese Gehöfte, welche Cortijos heißen und lediglich für Land- und Viehwirthschaft bestimmt sind, entsprechen im Allgemeinen der inneren Einrichtung der Häuser in den spanischen Dörfern. Durch die Hausthür tritt man in einen mit Backsteinen belegten Raum, „Cocina", d. i. Küche, indem sich ganz hinten unter dem glockenförmigen kolossalen Rauchfang ein, kaum wenige Zoll hoher Herd befindet, dessen man sich theils zum Kochen, theils als Kamin bedient. Dem zunächst steht ein niedriger, aus roh gezimmerten Stangen verfertigter und mit Esparto-Geflecht bedeckter Sessel: der Ehrenplatz für alle Fremden. Das Gemäuer dem Eingange gegenüber enthält gewöhnlich mehrere Nischen für die zweihenkeligen Wasserkrüge, und darüber sind an hölzernen Nägeln die meistens kupfernen, immer spiegelblank gescheuerten Küchengeschirre aufgehängt. Fenster hat man fast gar nicht oder es vertreten kleine viereckige

Wandlöcher die Stelle derselben; durch die Thür, welche nur des Nachts mittelst eines Holzriegels geschlossen wird, dringt hinreichende Tageshelligkeit für die Geschäfte der Bewohner, die ihre häuslichen Arbeiten auch größtentheils vor der Thür im Freien verrichten. Das obere Stockwerk enthält die Vorrathskammern, das Schlafgemach für die Familie und nicht selten eine kleine Hauskapelle. Das Dach ist ziemlich flach, mit Ziegeln gedeckt und inwendig mit spanischem Rohr ausgekleidet. Zunächst dem Wohnhause befindet sich der von einer Mauer umgebene, für die Ziegen- und Schafheerden bestimmte Hof, so wie unter freiem Himmel eine gepflasterte kreisrunde Tenne, um daselbst das Getreide durch Maulthiere austreten zu lassen. — Da es gerade Sonntag war, so hatten sich mehrere Bewohner der benachbarten Gehöfte in dem stattlichen Prado de Juana versammelt. Ich trug Wasserstiefeln, Rock und Hut, dazu eine blau- und weißgestreifte valencianische Manta, um mich dadurch bei der kühleren Temperatur und dem Luftzug der Berggipfel vor Erkältung zu schützen. In diesem Aufzug mußte ich wohl eine etwas seltsame Figur abgeben, und als Victoriano überdies eine pomphafte Schilderung von unseren Wanderungen entwarf und ich meine Pflanzen auszupacken begann, wurde ich wie ein Wunderthier angestaunt, gewann mir aber durch Austheilung von Cigarren schnell die Herzen Aller. Bei einbrechender Nacht gingen die Bewohner der Nachbarschaft fort und das Haus füllte sich darauf mit den aus dem Gebirge zurückkehrenden Hirtenknechten: kräftige Gestalten mit verwilderten Gesichtszügen, neben dem gewichtigen krummen Hirtenstab eine lange Jagdflinte führend und in der Schärpe ein breites Messer; doch das Recht der Gastfreundschaft, welches den Spanier eben so heilig ist, wie dem Orientalen, mußte jechliche Befürchtung fern halten. Alle hatten die Schienbeine mit ledernen Lappen umwickelt, um sich gegen das dornige Gesträuch zu schützen, und trugen plumpe Esparto-Sandalen. Kniee und Oberschenkel waren entblößt, so weit die faltigen Sackhosen (Zaraguëlles) sie nicht verhüllten; den Kopf bedeckte ein Tuch, den Oberkörper die Manta. In dieser malerischen Tracht kauerten die rohen Naturkinder um die helllodernde Flamme des Herdes, Stockfisch,

Reis und Puffbohnen als Abendbrot einnehmend, indem sie sich statt der Gabeln ihrer Finger bedienten. Einer derselben, der mir im Gebirg begegnet, zog eins der besten Stücke Stockfisch aus dem Tiegel und überreichte mir dasselbe nebst einem Bissen Brot. Ich kannte dies Zeichen der Gastfreundschaft, womit man dem Fremden, wie im Orient, eine Ehre anzuthun meint, und nahm das Dargebotene trotz eines natürlichen Widerstrebens, da ein Ablehnen als gröbste Beleidigung gegolten haben würde. Diese wahrscheinlich von den Mauren herrührende Sitte findet man, selbst unter den höheren Ständen, auch in Andalusien und Südportugal. — Auf einem dicht am Feuer bereiteten Lager von Ziegenfellen erquickte mich, trotz Rauch und Ungeziefer, ein sanfter Schlummer und ich sagte am folgenden Morgen den treuherzigen Bewohnern des Gehöftes ein Lebewohl.

Wer sich den Spanier vorstellt als einen ernsten, schweigsamen, steifen Form-Menschen, der sich mißtrauisch gegen den Fremden abschließt, wird von solchem Vorurtheil am besten in Valencia geheilt werden können. Da ist nichts von Steifigkeit, Förmlichkeit, mißtrauischer Abgeschlossenheit; der Valencianer ist vielmehr ein lebhaft heiterer Mensch, der sich gern mit Jedermann unterhält und sich das Leben so angenehm als möglich zu machen sucht. Wegen seiner Freundlichkeit und zuvorkommenden Höflichkeit spricht er den Fremden mehr an, als sein Nachbar, der Catalonier. Ein gewisses feines, edel anständiges Wesen habe ich auch auf dem Lande wahrgenommen. Die niedrigeren Klassen der Bevölkerung sind freilich wegen ihres leidenschaftlichen jähzornigen und rachsüchtigen Charakters übel berüchtigt; auch möchte ich es keinem mit der Sprache und Sitten des Volkes unbekannten Ausländer rathen, sich allein in die Gebirge zu wagen, wiewohl die Bewohner derselben gutmüthiger Art zu sein scheinen. Dagegen hat man in Begleitung eines Eingeborenen nicht das Geringste zu fürchten und wird überall die herzlichste Aufnahme unter den Landleuten finden. Eingeführt von meinem treuen Victoriano, fand ich überall heitere gefällige Menschen, dabei aber auch voll edlem Stolzes. Als ich Victoriano beim

Abschied durch einige Piaster belohnen wollte, wies er das Geld verächtlich zurück mit den Worten: „Mein Herr, Sie sind mir vom politischen Chef*) von Valencia empfohlen worden und deshalb mir nichts schuldig; denn obwohl ich weiter nichts bin als ein armer Arbeiter, besitze ich doch Lebensart genug, um für meine Dienste kein Geld anzunehmen.“ — Die Valencianer zeichnen sich auch durch große körperliche Gewandtheit aus, namentlich im Reiten, weshalb sie nebst den Andalusiern die treffliche Kavallerie der spanischen Armee fast ausschließlich bilden. Ich habe den Landleuten oft mit Bewunderung zugesehen, wie sie ohne Sattel, Steigbügel und Zaum auf ihren flüchtigen Pferden, denen sie blos einen Strick um den Hals binden und eine Manta auflegen, in gestrecktem Galopp über Stock und Stein, Hecken und Gräben wegsetzen. Man glaubt sich unter den Beduinen Afrika's, wenn man einen solchen Valencianer in seine hellfarbige Decke gehüllt mit einem Tuch um den Kopf dahinsprengen sieht. Von ihren Trachten war schon früher die Rede. An Festtagen pflegen sie sich in sammetene Jacken zu kleiden; um den Leib winden sie dann eine seidene Schärpe, um den Hals eben so ein rothes Seidentuch, und den Kopf bedeckt eine „Montera“, eine schwarz sammetene schirmlose Mütze mit zwei aufwärts geschlagenen Klappen oder der valencianische Spitzhut. Auch tragen sie dann kurze enganliegende Tuchhosen oder lange weite gestreifte Beinkleider, weiße Strümpfe und Hanfsandalen, die sie mit vielen blauseidenen Bändern befestigen. — Alle Valencianer lieben öffentliche Vergnügungen und sind deshalb wenig sparsam, bei alle dem aber doch wenig dem Genuß geistiger Getränke ergeben. Ihre Lust ist Musik und Tanz. Außer der Guitarre und dem Tambourin haben sie ein von den Mauren überliefertes rauhtönendes und flötenartig construirtes Instrument, Dulzaïna genannt. Auch ergötzen sie sich gern am Ballspiel, das stets von vier Personen mit Federbällen gespielt wird, und an Hahnenkämpfen, wozu in Valencia ein eigenes kleines Amphitheater bestimmt ist und welches sich fast jeden Sonntag dem

*) Gefe politico, die höchste Civilbehörde einer Provinz mit dem Titel Excellenz, entsprechend unseren Provinzial-Oberpräsidenten.

Publicum öffnet. Ueberall bemerkt man bei solchen Gelegenheiten den Dampf der Cigarren. Die Rauchfreiheit geht in Spanien überhaupt weit; denn man raucht nicht nur auf den Gassen, in Damengesellschaften, im Postwagen, sondern auch selbst unter den Kirchthüren und in den amtlichen Geschäftslocalen, jedoch nicht in den Theatern ersten Ranges.

Während meines Aufenthaltes in Valencia gab die Durchreise der Königin, welche sammt ihrer Mutter und Schwester in die Bäder Cataloniens gehen wollte, Anlaß zu mancherlei glänzenden Festlichkeiten. Alle Balcons waren mit Teppichen behängt. Man hatte sogar von einem Dache zum andern blau und weißgestreifte Tücher über die Straßen gespannt, um die Gassen schattig zu machen. Eine zahllose Menge bedeckte alle Zugänge und Plätze um das nach Madrid hingerichtete Thor San Vincente. Ich begab mich hinaus bis an das Weichbild der Stadt, woselbst ein mit dem königlichen Wappen und der Nationalflagge prangender Triumphbogen errichtet war. Hier hielten Hunderte von Tartanen; alle Gärten und Wege waren von buntfarbig schillernden Menschenwogen überfluthet. Endlich nach langem Warten verkündete gegen sieben Uhr abends das Geläute aller Glocken das Herannahen der hohen Gäste. Kürassiere von dem schönen Regiment Maria Christina in hellen Stahlpanzern und Stahlhelmen mit wallenden Roßschweifen ritten vor dem königlichen Reisewagen, der von zwölf prächtigen Maulthieren gezogen wurde. Ihm folgte der mit acht Maulthieren bespannte Wagen des General Narvaez, dann der Generalcapitain von Valencia, so wie der Hofstaat und der valencianische Adel. An der Ehrenpforte wurde die Königin von der hohen Geistlichkeit begrüßt und empfing vom Gefe politico auf rothsammetnem Kissen die Schlüssel der Stadt. Sie stieg nebst ihrer Mutter und Schwester aus, fuhr in einer eleganten offenen, von sechs prachtvoll angeschirrten andalusischen Rossen gezogenen Chaise unter dem unaufhörlichen Donner der Kanonen und unter dem Jubelruf des Volkes: „Es lebe die Königin und die Constitution!" in die Stadt. Abends war Alles illuminirt. Feenhaft machte sich die Glorieta, deren Baumgänge, Lauben und Fontainen man durch bunte chinesische Lampen erleuchtet hatte. Am

andern Morgen, als die königliche Familie zur Messe fuhr, hatte sowohl die Königin, als die Infantin und ihre Mutter statt des französischen Hutes die graziöse spanische Mantilla angethan, was großen Jubel erregte. Isabella und ihre Schwester waren in weißen Atlas gekleidet, ihre Mutter Christine dagegen trug sich schwarz. Die junge Königin Isabelle zeichnete sich blos durch ein Stirnband von Brillanten aus. Sie ist von mittlerer Statur, ziemlich stark, hat eine gelbliche ungesunde Gesichtsfarbe, dunkelblondes Haar und blaue Augen, dabei aber gutmüthige und gewinnende Züge. Reizender war ihre Schwester Doña Maria Luisa Fernanda, nachher an den Herzog von Montpensier verheirathet. Sie ist schlank und anmuthig gewachsen, hat blendendweiße Hautfarbe, ein sehr feines Gesicht, reiches schwarzes Haar und glänzende schwarze große Augen. Sie sieht ihrer Mutter, der Königin *Christine*, sehr ähnlich, die früher sehr schön gewesen sein mag, jetzt aber starkbeleibt und schon etwas verwelkt ist. — Damals befand sich ein Theil des Königreiches in großer Aufregung und man war sehr unzufrieden mit dem Ministerium Narvaez; doch legte man die vorhandenen Uebel keineswegs der jungen Königin Isabella zur Last. Diese ist vielmehr als eine durch die Gesetze geheiligte Person und als die Vertreterin der spanischen Nation der bleibende Gegenstand allgemeiner Verehrung, von dem man selbst im traulichen Gespräch mit der größten Ehrfurcht spricht, während man sich in die ärgsten Bitterkeiten gegen die Minister ergießt. Auch würde keine spanische Zeitschrift, selbst bei der freiesten Presse sich erlauben, die Königin irgendwie auf unzarte Weise durchzuhecheln.

In keinem Stücke tritt der französische Einfluß auf Spanien auffallender hervor, als in der Uniformirung der Truppen. Man findet hier kaum irgend eine Waffengattung, die nicht in ihrer äußerlichen Erscheinung ein sclavisches Nachbild des entsprechenden französischen Truppencorps wäre. Das Eindringen der französischen Tracht in das feinere bürgerliche Leben haben wir bereits mehrfach angedeutet. Mit der Annahme dieser äußerlichen Formen haben die Franzosen aber noch nicht den geringsten Boden in den Herzen des spanischen Volkes gewonnen. Denn der Spanier besitzt ein tiefes Nationalgefühl und damit geht

Hand in Hand in sein Unabhängigkeitssinn. Eine nothwendige Frucht davon ist der Haß gegen das Ausland und Alles, was vom Auslande kommt. Kein Ausländer entgeht leicht den Hänseleien und Verspottungen der niedrigeren Klassen, die man nur dadurch vermeiden kann, daß man sich so viel als möglich an spanische Sitte und Lebensart anschmiegt. Auch weiß das Volk in seinem Widerwillen gegen fremdes Wesen zu unterscheiden. Die Deutschen sind im Allgemeinen noch am liebsten gesehen, hauptsächlich wohl deshalb, weil man Deutschland wenig kennt und dasselbe sich nicht unmittelbar in die Staatsverhältnisse der Halbinsel eingemischt. Dagegen sind die Franzosen und namentlich die Engländer die Hauptzielscheibe des Nationalhasses der Spanier, die sehr wohl einsehen, daß sie diesen beiden Mächten den Zustand der Erniedrigung verdanken, in welchem sich ihr Vaterland in Bezug auf die politische Stellung befindet, und daß beide Mächte die Wirren blutiger Bürgerkriege im Grunde ganz gerne sahen, um so besser im Trüben fischen zu können, wie denn auch Frankreich jüngsthin die Verheirathung der Königin und ihrer Schwester zu seinem Vortheil ausgebeutet, während England durch die unverschämteste Schmuggelei, die hauptsächlich von Gibraltar aus betrieben wird, den Nationalhandel und dadurch die zerrütteten Finanzen des Landes drückt.

Um sich in Valencia nach Cartagena einzuschiffen, hat man nicht minder einen Gesundheitsschein nöthig, als um von Barcelona nach Valencia zu fahren, und so geht es die ganze Küste entlang. In jedem Hafen muß, ehe an die Landung zu denken ist, die Sanitätsbehörde abgewartet werden, die sich gewöhnlich mit ihrem Erscheinen nicht übereilt. Die fünf oder sechs Personen dieser Behörde begnügen sich nicht etwa damit, nur die Schiffspapiere anzusehen, um sich zu vergewissern, ob das Schiff aus keinem der Pest verdächtigen Lande kommt, sondern auch die Papiere eines jeden einzelnen Passagiers werden durchgemustert. — Cartagena, das alte Neu-Karthago der Römer, liegt an einer geräumigen Bucht und ist eine der Hauptfestungen des Königreiches. Die Stärke besteht hauptsächlich in fünf oder

sechs Citadellen, welche die Stadt beherrschen und auch den Zugang von der Seeseite her ganz unmöglich machen. Das vormals unermeßlich reiche See-Arsenal von Cartagena ist jetzt in einem höchst traurigen Zustande des Verfalles. Da sieht man unabsehbare Gebäude, in denen das Schweigen des Todes herrscht, Wasserbecken voll Schlamm und Schutt, Zimmerplätze, auf denen man Kühe weiden könnte. In einer vermorschten Umzäunung liegen wild durch einander einige Hundert verwitterte eiserne Kanonen, über welchen das Gras zusammenzuwachsen droht. Vor einigen Jahren waren derselben noch viel mehr, wie mir ein Führer erzählte; aber die Regierung ließ eine große Anzahl derselben in Stücke schlagen und verkaufte 60,000 Centner zerbrochener Kanonen für zwei Pesetas den Centner an die Eisengießereien von Barcelona*). — Ein alter Geograph bemerkt: „Man findet in dieser Gegend Edelsteine, als Diamanten, Rubinen und Amethysten, und viel Alaun." Mit diesen Schätzen mag es wohl eben so weit her sein, wie mit den eben erwähnten Kanonen. Entschieden ist jedoch die vulkanische Eigenschaft des Bodens der Provinz Murcia, wo vor ein paar Jahrzehnden unter Anderm auf einem Raum von vier Quadratmeilen etwa 5000 Oeffnungen entstanden, die Asche, Sand, Seemuscheln, Steine, Erdharz und nach Schwefel riechendes Wasser auswarfen. Das Meer trat auf verschiedenen Punkten in's Land und die Segura richtete arge Ueberschwemmungen an. Die Segura ist Hauptstrom der Provinz und das Thal derselben zeichnet sich durch große Fruchtbarkeit aus. Der Himmel Murcia's ist fast immer heiter; man kennt hier nicht die afrikanische Gluth der anderen Südprovinzen im Sommer, noch auch die eisigen Schauer des Winters, sondern man freut sich vielmehr eines beständigen Frühlings, der den Bananenbaum und die Palme neben dem Weinstock, den Ananas und die Reisstaude neben dem Apfelbaum der Normandie gedeihen läßt. Wo aber die Flüsse, Bäche und Quellen mangeln, herrscht Dürre**) und

---

*) Mit dem Jahre 1850 herrscht durch den Bau mehrerer Kriegsschiffe wieder größere Thätigkeit in den See-Arsenalen Spaniens.

**) Im Anfange des Jahres 1850 hatte es ein Mal wieder geregnet,

Unfruchtbarkeit; so in der vom Gebirg herziehenden sandigen Küstenebene (Campina), wo man weit und breit blos Lavendel, Rosmarin und verschiedene Holzblumenpflanzen (Cisten) sieht. — Im Norden der Provinz liegt Albaceta, eine Stadt von 8000 Einwohnern, die jährlich etwa 300,000 Dolche (navajas) verfertigen. Die Spitze dieser Klingen von Albaceta soll oft auf einen Stoß auch den härtesten Thaler durchbohren.

Auf der Fahrt von Cartagena nach Malaga nimmt die anfangs nackte Seeküste allmälig diesseits der Grenze von Andalusien eine freundlichere Miene an. Die Felsberge erhalten einen grünen Anflug, der sich stärker und stärker färbt, bis er endlich bei Malaga in einen reicheren Pflanzenwuchs übergeht. Weinberge ziehen sich über die ganze Landschaft hin. Cactus und Aloë kränzen die Gipfel der Bergufer, auf deren Abhang hie und da einzelne Getreidefelder und kleine Pflanzungen von Mandel- und Feigenbäumen aus Weingärten hervortreten. So weit das Auge reicht, ist die Küste mit zahllosen weißen Bauerhäusern besäet. Bei dem großen Ueberfluß der Bodenerzeugnisse hat der Wohlstand über diese Gegenden seine segentriefenden Schwingen ausgebreitet.

Malaga, das gegenwärtig eine stark im Wachsen begriffene*) Bevölkerung von 70 bis 80,000 Seelen zählt, verdankt seine Größe der Herrschaft der Mauren, und noch jetzt hat ein großer Theil der Stadt ein völlig maurisches Ansehen, namentlich die nordöstliche Hälfte, in deren finsteren, krummen und schmutzigen Gassen man sich nur mit Mühe zurecht findet. Hier und da erinnern noch einzelne altersgraue Mauerthürme und arabische Hufeisenthore inmitten der Stadt an ihre Vergangenheit; so auch die Alcazaba, ein kleines von dicken Mauern umgürtetes Viereck, einst ein befestigtes Schloß der Könige von Granada. Jetzt ist das Innere mit ärmlichen Hütten erfüllt und auf den

---

nachdem während der vorhergegangenen sieben Jahre kein Tropfen Regen gefallen war.

*) Im ersten Quartal des Jahres 1850 hatte sich die Bevölkerung allein schon um 2930 Seelen vermehrt.

zerbröckelnden Zinnen wuchert der wilde Feigenbaum neben stachlichtem Cactusgebüsch. Das alte maurische Felsenschloß Gibralfaro dient noch als Fort. Von den Wällen desselben unterscheidet man bei ganz heller Luft die röthlichen Felsen des hohen Gibl-al-Kibir unweit Ceuta in Afrika, obwohl die gradlinige Entfernung achtzehn deutsche Meilen beträgt. Der westliche Theil der Stadt ist neueren Ursprungs. Die vom Hafen ausgehende Promenaden-Straße (Calle da la Alameda), wird von palastähnlichen Häusern mit flachen Dächern eingefaßt, indem hier die reichsten Kaufleute wohnen. Die Promenade in ihrer Mitte besteht ganz aus ausländischen Bäumen, zwischen denen man antike, in der Umgegend ausgegrabene Marmorbüsten aufgestellt hat. Die mächtige im edelsten florentinischen Stil erbaute Kathedrale hebt sich wie ein Berg über die Stadt uud überragt mit ihrem 267 Fuß hohen, in einer schöngeformten Kuppel endigenden Glockenthurm alle übrigen Thürme. Der Boden der in drei Schiffe zerfallenden Kirche, die 306 Fuß lang und 123 Fuß hoch, besteht aus großen glattpolirten Platten von weißem und fleischrothem Marmor, und unter den zahlreichen Kapellen ist besonders die Kapelle und der Altar der Fleischwerdung (de la Encarnacion) mit jener unglaublichen Marmorpracht ausgestattet, die man vorzugsweise in spanischen Kirchen bewundert. — Der Hafenkai imponirt durch eine lange Reihe hoher balcongezierter Häuser. Der Hafen selbst kann bequem 400 Schiffe und mehr fassen und wird gegen Stürme durch einen weit in's Meer vorspringenden, 3916 Fuß langen Damm (Molo) gesichert, an dessen äußerster Spitze ein Leuchtthurm steht.

Malaga ist gegenwärtig nächst Barcelona die bedeutendste See- und Handelsstadt von Spanien, und sein Handel wächst von Jahr zu Jahr, während Cadiz (iß), das mit dem Abfall des spanischen Amerika seine Wichtigkeit verlor, immer mehr sinkt. Dazu kommt, daß sämmtliche Ausfuhrartikel Erzeugnisse der Umgebungen sind. Man zählt gegen 7000 Weinberge im Stadtgebiet, auf denen 30 Traubenarten cultivirt werden, die jährlich etwa 300,000 Quintales (Centner zu 100 Pfund) Rosinen und 750 Quintales Wein geben. Auch die Oelbaumzucht ist bedeutend; blos in der Stadt und ihren nächsten Umgebungen giebt

es 500 Oelpressen. Endlich führt man eine Menge Südfrüchte und Fische, namentlich Sardellen aus, deren Fang einen großen Theil der Bevölkerung beschäftigt. Das Verhältniß der Ausfuhr zur Einfuhr (Baumwollenzeuge, Stahlwaaren, Spitzen, Glas, Bauholz, Kohlen &c.) ist 33:18, was der Stadt eine glückliche Zukunft verspricht. Ihr Hafen wimmelt fortwährend von englischen, französischen und amerikanischen Schiffen; im Herbst kommen viele aus Rußland, Schweden, Dänemark, Holland und den deutschen Hansestädten, um Südfrüchte zu laden. Viele Kaufleute aus Hamburg und Bremen haben sich Handelshäuser etablirt, so wie die böhmischen Glashändler, die durch die ganze Halbinsel zerstreut sind. Den Metallreichthum der Umgegend hat man erst in neuerer Zeit auszubeuten angefangen. In Folge davon hat man bereits zwei großartige Eisengießereien angelegt, die selbst schon Dampfmaschinen fertigen. — Die Bewohner führen ein heiteres, auch durch mannigfache Kunstgenüsse gewürztes, Leben, sind aber unruhige und wankelmüthige Feuerköpfe, wozu der feurige Wein das Seinige beitragen mag. Die niedrigeren Volksklassen haben bei der Milde des Klimas wenig Bedürfnisse und befriedigen diese leicht bei der Billigkeit aller Lebensmittel, arbeiten deshalb höchstens nur, um sich des Sonntags nach Möglichkeit zu belustigen. Ein großer Theil ist durch den Zusammenfluß fremder Nationen und durch die Schmuggelei, welcher viele Kaufleute ihren Reichthum verdanken, verderbt, und Raub und Mord sollen nicht selten vorkommen. Früher wenigstens waren die Straßen der Stadt bei Nacht so unsicher, daß man nie allein oder unbewaffnet auszugehen wagte. Jetzt ist dem Unwesen durch kräftige Maßregeln gesteuert.

Im westlichen Theil der Provinz von Malaga liegt zwischen den Flüssen Guadiaro und Guadalhorce ein in vielfache Aeste gespaltenes, höchst verwickeltes Gebirge, welches den allgemeinen Namen der Serrania de Ronda führt. Den Hauptstock bildet in der Mitte die Sierra de Yunquera, die zu den höchsten Kalkgebirgen Andalusiens gehört. Von dieser geht, in nördlicher Richtung streichend, die sehr zerklüftete Kette der Sierra de la Nieve

aus, an welche sich die eigentliche Sierra de Ronda anschließt, die den nordwestlichen Rand der ganzen Serrania bildet. An das Hochgebirge von Yunquera lehnt sich die öde Hochebene von Calaluz, wo der reißende Rio verde (der grüne Fluß) seine Quellen hat. Diese Hochebene wird von der Sierra blanca begrenzt, und letztere hängt wiederum zusammen mit den Sierren von Bermeja und von Mijas, welche nebst den Bergen von Pereyla den südöstlichsten Theil der ganzen Serrania ausmachen.

Bei heißem Sonnenschein ritt ich eines Mittags von Malaga fort, übernachtete in einer schlechten Dorf-Posada und erreichte am folgenden Morgen Yunquera. Ich war an einen Herrn von Rivas empfohlen, der mich sehr gastfrei aufnahm und mich nach einem ausgesucht feinen Frühstück in's Gebirge führte, um mich mit dem Apotheker Don Gamacha bekannt zu machen, der im Grunde der Sierra mit dem Bau einer Spinnfabrik beschäftigt war. In Begleitung dieses Apothekers, der jeden Schritt in der Serrania kennt, stiegen wir nun zu dem Nacimiento del Rio grande empor, einen der größten Naturwunder Andalusiens. Dies ist nämlich eine geräumige dunkele Tropfstein-Felsenhöhle, groß genug, um ein Dutzend Pferde zu fassen, deren Boden ein gewaltiges Wasserbecken bildet, aus dem der Rio grande (große Fluß) auf einmal mit seiner vollen Wassermenge hervorströmt. Das unterirdische Becken ist zum Theil unergründlich tief und bietet die auffallende Erscheinung dar, daß sich die Wassermasse beim Ostwind bedeutend vermehrt, dagegen beim Westwind vermindert, was auf eine Verbindung mit dem Meere schließen läßt. Solcher „Nacimientos", wie man dergleichen große wasserreiche, unmittelbar aus dem Felsen sprudelnde Quellen nennt, finden sich in Spanien sehr häufig am Fuße oder in dem unteren Theile der Kalkgebirge. So liegt die Fuente grande (der große Brunnen oder Quell) am Fuße der Sierra de Alfacar bei Granada, ein großes, wohl zwanzig Ellen im Durchmesser haltendes Becken, dessen Boden aus feinem Kalksand besteht. Andere Quellen dieser Art giebt es bei Ronda, bei Chiva in Valencia und in Südportugal; aber die oben genannte del Rio grande ist die merkwürdigste theils wegen der Größe und Lage in einer Tropfsteinhöhle, theils wegen der um-

gebenden romantischen Gebirgslandschaft. Der Eingang ist nämlich von uralten wilden Feigenbäumen beschattet und gleich oberhalb des Nacimiento wird der Grund plötzlich durch eine senkrechte, quer durch das Thal sich erstreckende Felswand geschlossen, über welche ein kleiner Bach im jähen Fall sich niederstürzt.

Am nächsten Tag besuchte ich den 5540 Fuß hohen Pik Jarro, den höchsten Gipfel der Sierra de las Nieve (des Schnee-Gebirges), zu dem man von dem Convento de las Nieves emporklettert. Dies jetzt verlassene einsame Kloster liegt mitten in den Gebirgswildnissen, umringt von alten Cypressen und in der Umgebung eines anmuthigen Laubwaldes, aus dem überall malerische, mit verfallenen Einsiedeleien gekrönte Felskuppen hervorgucken. Der kahle, in vier Zacken gespaltene Jarro mit seinen furchtbaren Felsabstürzen bietet einen großartigen Anblick dar. Von seinem Scheitel überschaut man das Meer und die Ebenen des Guadalquivir, die vielfach verschlungene Serrania und die Gebirge von Granada, aus denen die seitwärts gesehene Sierra Nevada gleich einer riesigen Schneepyramide hervorragt.

Die folgenden zwei Tage widmete ich dem Hochgebirge von Yunquera. Ein junger munterer Bursche, der Contrebandist Miguel, so wie Lata, ein lustiger Schumacher und Jäger, der zu seinem Vergnügen mitging, bildeten meine Gesellschaft, und während ich mit diesen durch die wildesten Schluchten zu der Sierra emporkletterte, führte mein Diener Vicente das mit allem Nöthigen beladene Pferd auf einem andern Wege in's Gebirge. Der Morgen war heiß und wir waren sämmtlich von Durst erschöpft, als wir nach mehrstündigem Emporklimmen durch wasserlose Felsgründe zu einem spärlichen Quell gelangten, der in dem Caucon liegt. Dies ist eine große kesselförmige und nach Süden in ein breites Thal übergehende Ausweitung. In der Nähe erhebt sich der Tajo de la Caïna, eine kolossale, von grausigen Abgründen umringte Gruppe schwarzer Marmorfelsen, durch welche der Caucon von dem gewundenen Felsenthal (Cañada) la Perra geschieden wird. Während wir in letzteren unter dem Schatten der ersten Pinsapo-Fichten ausruhten, überraschte uns der Ton einer Guitarre mit dem Gesang einer kräftigen Stimme. Es war Vicente, der gleich nachher hinter einer Felsenecke her-

vorritt und sich von Yunquera eine Guitarre mitgenommen hatte, um sich die Zeit zu vertreiben. Die Cañada la Perra geht nach oben in große sanft ansteigende Alpentriften über, und auf diesem Wege kamen wir in einen ziemlich ausgedehnten Wald von Pinsapos und Alpeneichen. Dieser nimmt den Abhang eines sanft gewölbten, theilweis noch mit Schnee bedeckten Kammes ein, welcher durch einen tiefen walderfüllten Einschnitt von dem höchsten Gipfel des Gebirges getrennt ist. Hier liegt in einer Höhe von 5800 Fuß am Fuße riesiger Marmorfelsen ein eiskaltes Wasserbecken, Pilar de Tolor genannt, wo wir übernachten wollten. Während meine Begleiter nun das Bivouac einrichteten, bestieg ich allein den Gipfel, Cerro de las Plazoletas, 6533 Fuß hoch. Fast auf allen Seiten ist derselbe von jähen, meistens mit düsterem Pinsapogehölze angefüllten Abgründen umringt; doch durfte ich da oben nicht lange weilen, denn schon verbarg sich die Sonne hinter Felszacken. Daher trat ich schleunig den Rückweg an, und noch hatte ich den Thalgrund nicht erreicht, so lag bereits das ganze Gebirge in nächtliches Dunkel begraben. Als ich aus dem Pinsapo-Walde hervortrat, welcher den Bergabhang bedeckt, schlug mir der helle Schein eines Feuers entgegen, bei welchem Lata und Miguel eine Hammelkeule rösteten, während Vicente das Pferd am Wasser des Pilar de Tolor tränkte. Unser Bivouac war nämlich oberhalb des Beckens verlegt worden. Unter einer überhängenden Marmorwand, an die sich ein mächtiger Felsblock lehnte, hatte man für mich ein Lager aus den Satteldecken des Pferdes bereitet. Gegen den Block stemmte sich ein umgestürzter hohler Pinsapostamm von wenigstens vier Fuß Durchmesser. Daneben hatten meine Begleiter einen mächtigen Stoß dürrer Baumäste aufgehäuft, die wegen ihrer harzigen Beschaffenheit wie Pechfackeln loderten, wodurch bald der ganze Baumstamm in Brand gesetzt wurde. Prächtig erglühten in dem grellen Schein dieses himmelwärts aufsteigenden Wachtfeuers die zackigen Marmorfelsen, die düsteren Pinsapo-Fichten, der ernste Riesenkegel der Plazoletas, die schwarzumnachteten Schluchten und Gründe des Gebirges. Da die Tragkörbe meines Pferdes mit allen möglichen Lebensmitteln reichlich versehen waren, so hielten wir ein trefflich

mundendes Mahl. An Schlaf war aber nicht zu denken. Ich verbrachte den größten Theil der Nacht am Feuer sitzend und Cigarren rauchend, während meine drei Genossen sich die Zeit mit abenteuerlichen Erzählungen vertrieben. Dann griff Vicente zur Guitarre, und da auch Miguel gleich ihm ein geübter Spieler und Sänger war, so hallte das stille Alpenthal bald von lustigen Weisen, bald von melancholischen Romanzen wieder. Hier ein paar dergleichen zur Probe.

Don Tristan.

Von dem Stich des Speers verwundet,
Lag Don Tristan, klagte sehr;
Und es kam zu ihm der König,
Sein besorgter Vetter, her.

„Vetter! könnte ich dir helfen,
Ach, wie gerne würd' ich's thun!“ —
Doch Frau Yseult kam gegangen:
„Laßt den armen Kranken ruhn!“

„Einen Trank hab' ich bereitet,
Der ihn wohl erquicken soll.“
Und sie goß mit sanften Blicken
Schnell den goldnen Becher voll.

Kam nach einer Stunde wieder,
Fand den Kranken ganz allein:
Von Yseultens feuchten Lippen
Schlürfte Tristan Honig ein.

Und der Kranke war genesen,
Um bald wieder krank zu sein;
Schlürfte, um gesund zu werden,
Süßen Lippen-Honig ein.

Don Felix.

Weder Mond noch Stern am Himmel,
Licht und Glanz im Maskensaal,
Als Don Felix dem Getümmel
Sich des bunten Ball's entstahl.

Leonore, seine Schöne,
Zog ihn unters Fenster hin.
Seiner Zither volle Töne
Schwellten süßen Klang dahin.

An das Eckhaus angelehnet,
Sieht er lauschend über sich,
Singt und seufzt und klagt, und sehnet
Nur nach einem Blicke sich.

„Liebchen! schläfst du oder wachest? —
„Hier seufz' ich in finstrer Nacht;
Doch in meinem Herzen lachest
„Du voll heller Liebespracht."

„Nur ein Laut, ein kleines Zeichen
„Sag' mir, daß dein Herz mich liebt!
„Theure, laß dein Schweigen weichen,
„Das mich in Verzweiflung giebt!" —

Sehnlich hoffend, stand und harrt' er,
Ob von oben Antwort käm';
Ueber sich zum Fenster starrt' er,
Ob er einen Laut vernähm'.

Aber still, wie in dem Reiche
Der Begrab'nen, blieb es still. —
Sieh, da bringt man eine Leiche,
Als er eben gehen will.

Still der Zug in stiller Trauer.
Felix sah jetzt über sich,
Als ein kalter, kalter Schauer
Ihm durch alle Glieder schlich.

Immer näher kam die Leiche,
Kam der Zug dem Fenster nah.
Ach, Don Felix, flieh, entweiche,
Tod und Unglück sind dir nah!

„Dir nach, dir nach, o mein Lieber!
„Ja, ich bin im Tod auch dein."
Sieh, ein Mädchen stürzt hinüber,
Fällt am Sarg, um todt zu sein.

Felix kannte Leonoren,
Die zerschmettert vor ihm lag.
„Ha, ich bin mit dir verloren!"
Rief er, als er sich erstach.

Nach Mitternacht stieg der Mond empor und beleuchtete jenseits des nach Westen sich hinabsenkenden Thales die weißen

Klippen des Peñon de Alcazaba, welches derselbe Felsen sein soll, wo der spanische Feldherr Don Alonso (Alphons) de Aguilar in einem Kampfe gegen die Mauren seinen Tod fand. Denn die Bewohner der Serrania de Ronda, in deren Adern zum Theil afrikanisches Blut fließt, zeichneten sich von jeher durch Tapferkeit und Freiheitsliebe aus. Nur mit Mühe war es den Spaniern im Laufe des 15. Jahrhunderts gelungen, sie zu unterwerfen. Doch kaum empörten sich im Jahre 1500 die Mauren in den Alpujarras, so brach auch hier der Aufstand der Bergvölker los. Viele Spanier und namentlich die Priester fielen als Opfer ihrer Rache für die vielen Bedrückungen ihrer siegreichen Gegner. Alle Friedensvermittelungen wurden von ihnen zurückgewiesen; sie rüsteten sich in ihren unzugänglichen Bergen zu einer verzweifelten Gegenwehr. Da rückte ein Heer gegen sie in's Feld unter der Anführung des Don Alonso de Aguilar, eines der Hauptheldeu des granadinischen Krieges, und der Grafen von Ureña und Cifuentes. An vielen Orten hatte man die Empörung bereits gedämpft und lagerte nun am Morgen des 18. März 1501 am „grünen Fluß" (Rio verde) in der Sierra Bermeja, wie damals die ganze Küstenkette hieß. Die Mauren hatten alle ihre Habseligkeiten, Frauen und Kinder auf die Hochebene von Calaluz in Sicherheit gebracht und vertheidigten alle Zugänge durch ihre Kerntruppen unter El Fehri von Estepar, einem Häuptling aus edlem Geblüt. Die Grafen hatten sich gegen den Willen des erfahrenen Aguilar in die wilde Schlucht des Rio verde begeben. Letzterer erkannte jedoch die gefährliche Lage und hatte strengen Befehl ertheilt, den Fluß nicht zu überschreiten, es möge geschehen, was da wolle. Allein die Plänkeleien der Mauren wurden immer unerträglicher, und so kam es, daß drei Soldaten der Vorposten über das Ufer setzten, um einige maurische Streifzügler anzugreifen. Andere folgten und bald befand sich die ganze spanische Vorhut im Kampf. Um die Ordnung wieder herzustellen und die Feinde zu verscheuchen, befahl Don Alonso einen heftigen allgemeinen Angriff. Dieser hatte auch die gewünschte Wirkung; allein die Spanier, erhitzt und blutgierig, ließen sich nicht mehr zurückhalten und verfolgten trotz der einbrechenden Nacht die fliehenden Feinde mit Ungestüm

bis auf die Hochebene von Calaluz, wo sie sich zerstreuten. Die Mauren hatten sich inzwischen unter El Fehri wieder gesammelt. Auf den Knall einer auffliegenden Pulvertonne zeigten sich den zerstreuten beutebeladenen Spaniern auf einmal alle Höhen und Wege mit weißen Turbanen bedeckt. In demselben Augenblick begann von allen Seiten ein wüthender Angriff und ein fürchterliches Gemetzel, berühmt unter dem Namen der Schlacht am Rio verde. Nur wenige Spanier entrannen dem allgemeinen Blutbad. Der Graf von Ureña gelangte von Wunden bedeckt mit Mühe zu dem Grafen von Cifuentes, der am Rio verde zurückgeblieben war. Der Feldherr Don Alonso aber mochte den Mauren nicht den Rücken kehren. Nachdem sein Pferd unter ihm gefallen war, vertheidigte er sich, gelehnt an dem oben erwähnten Felsen, gegen einen Mauren, der ihn schon lange verfolgt hatte. Von Blutverlust erschöpft, gab er sich zu erkennen. „Wenn Du Don Alonso bist," rief der Maure, „so wisse, daß ich der Fehri von Ben Estepar bin!" und damit versetzte er ihm den Todesstoß. — Trotz des erkämpften Sieges unterwarfen sich die Bergvölker der Sierra Bermeja nachher freiwillig, als König Ferdinand mit einem zahlreichen Heere heranzog. Der Leichnam des Don Alphons von Aguilar wurde ausgeliefert und darauf zu Cordoba in der Kirche des heiligen Hippolyt beigesetzt. Da er einer der Lieblingshelden des spanischen Volkes war, so wurde sowohl sein Tod als die Schlacht am Rio verde durch Gesang verherrlicht. — Als der Peñon de Alcazabra im Mondlicht erschimmerte, da ergriff mein Begleiter Miguel die Guitarre und sang nach einigen schwermüthigen Accorden:

Die Schlacht am Rio Verde.

Rio Verde, Rio Verde,
Wälzest dunkel deine Wogen,
Sind vom Lebensblut der Christen,
Nicht der Mauren, roth umzogen.
Zwischen dir und Sierra Bermeja
Viele edle Ritter starben,
Starben Grafen und Herzöge,
Herr'n, die großen Ruf erwarben.
Dort verscheidet Urdiales,
Tapfrer Mann, den Alle achten,

Fliehend eilet Saavedra,
Wo des Berges Schluchten nachten,
Auf der Fers' ein Renegate,
Der ihn kannt' vom Heimathsorte
Und mit lautem Schall des Hohnes
Ausbrach in die Stachelworte:
„Gieb dich, gieb dich, Saavedra,
„Denn sehr wohl muß ich dich kennen;
„Sah dich sehr wohl in Sevilla
„Auf dem Platz beim Lanzenrennen.
„Gut auch kannt' ich deine Eltern,
„Kannte Clara, deine Donne.
„Sieben Jahr dient' ich als Sclave
„Dir und wußte nichts von Wonne.
„Doch nun sollst du mir dich geben,
„Und wenn's kostet mir mein Leben!" —
Saavedra, der dies hörte,
Wendet sich gleich einem Löwen.
Einen Pfeil schickt ab der Maure,
Der ihm streift am Hute eben.
Saavedra mit der Lanze
Bringt ihm bei 'ne schwere Wunde.
Niederstürzt der Renegate,
Röchelt aus zur selben Stunde.
Jetzt umringen Saavedra
Von den Mauren mehr als tausend,
Hauen ihn in tausend Stücke,
Im Zornwüthen wild aufbrausend.
Don Alonso kämpft gleichzeitig
Auf der Mordschlacht grauser Bühne.
Hingemordet lag sein Schlachtroß,
Daß es ihm als Bollwerk diene.
Angelehnt an einen Felsen,
Hält er sich mit Kraft und Stärke.
Viel der Mauren schlägt er nieder;
Doch es frommt ihm nichts zum Werke,
Denn ihn überstürzt die Menge,
Ihm versetzend tiefe Streiche,
Bis er in der Feinde Mitte
Endlich niedersinkt als Leiche.
Auch der edle Graf Ureña
Weicht ob übermäß'gen Wunden
Aus der Schlacht, geführt von Einem,
Der genau wußt' zu erkunden,

Wo man konnte Ausweg finden
Aus der Berge finstren Schlünden.
Seiner Tapferkeit zum Opfer
Mußt' manch Maur' in Blut sich baden.
Einige nur entwischen mit ihm,
Die nachfolgten seinen Pfaden. —
Don Alonso war gefallen;
Doch des Ruhmes ew'ge Krone
Strahlt um ihn im neuen Leben
Hohem Heldenmuth zum Lohne.

Ergreifend war die Wirkung dieses Liedes, das bei lautloser Stille der Mitternacht in der Umgebung dieser großartigen Natur mit kräftiger Mannesstimme gesungen wurde. — Mit dem Aufleuchten des Morgens bestiegen wir den Gipfel des genannten Felsens, von dem aus man die ganze blutgetränkte Hochebene von Calaluz überblickt und kehrten dann nach Junquera zurück. Von da ritt ich wieder nach Malaga.

Kurz vor meiner Abreise von Malaga machte ich noch einen Ausflug auf den südöstlichsten Theil des Ronda-Gebirges, nämlich auf die Sierra de Mijas. Ich war in dem am Südende der Sierra sehr romantisch gelegenen Flecken Churriana vom Pferde abgestiegen und botanisirte an dem von aromatischen Sträuchern bedeckten Gerölleabhang eines Thales, während mein Diener Vicente das Pferd auf dem holprigen Saumpfade emporführte. Nach einiger Zeit erweiterte sich die Thalschlucht zu einem runden, rings von kahlen Kalkfelsen umschlossenen Becken, in dessen Grunde Johannisbäume und immergrüne Eichen am Rande einer sumpfigen Wiese standen. Auf letzterer weideten wohl an zwanzig gesattelte und zum Theil mit bunten Decken überhängte Pferde. Das fiel mir auf. Bald schritt ein stattlicher junger Mann auf mich zu und fragte mich, indem er zugleich mein Pferd und Vicente forschend betrachtete, was mich in diese Gegend führe. Unterdessen bemerkte ich unter den Bäumen andere Männer. Eine Menge Flinten und Carabiner, die theils an Stämmen angelehnt standen, theils von den Aesten herabhingen, so wie einige zwischen dem Gebüsch hervorschimmernde Waarenballen belehrten mich aber sogleich, daß ich Contreban-

disten vor mir habe. Ich gab mich daher für einen englischen Arzt aus, da ich wußte, daß die Engländer bei den Schmugglern beliebt sind, und fügte hinzu, daß ich die Sierra besteigen wolle, um heilsamme Kräuter zu sammeln. „Dann thun Sie am besten," erwiederte der Contrebandist, „wenn Sie Ihr Pferd hier zurücklassen, da die Sierra keine Wege hat." Dieser Vorschlag schien mir bedenklich. Mein Argwohn wuchs noch, als der Bursch mein Pferd zu loben begann und ich entdeckte, daß den Schmugglern eins der ihrigen gefallen sei. Mittlerweile waren mehrere von der Bande herbeigekommen. Sie wechselten halblaut im Zigeunerdialect einige Worte mit dem zuerst erschienenen Mann, worauf dieser zu mir sagte: „Fürchten Sie nicht, mein Herr, daß ihrem Thiere ein Haar gekrümmt wird, wenn Sie es hier bei uns zurücklassen; denn — setzte er stolz hinzu — auch wir sind Caballeros. Aber Sie können uns einen großen Dienst erweisen, weil Sie ein Arzt sind. Wir haben einen Kranken, der schleuniger Hülfe bedarf." Um den Kerls kein Mißtrauen zu erwecken, mußte ich ihnen folgen, während ich es im Stillen verwünschte, mich für einen Arzt ausgegeben zu haben. Als wir bei dem gefallenen Pferde vorüberschritten, sah ich, daß es an zwei Schußwunden im Bauch verendet sei. Hinter den Bäumen waren mehrere Schmuggler beschäftigt, einigen durch Schüsse an den Beinen verletzten Pferden, die stark bluteten, ihre Wunden aus einem bereits ganz roth gefärbten Wassertümpel auszuwaschen. An ihren Kleidern bemerkte ich ebenfalls frische Blutspuren. Hinter einer Felswand waren eine Menge von Waarenballen aufgehäuft und daneben lagerten Schmuggler, von denen einige die Beine mit blutigen Taschentüchern verbunden hatten. Meine Begleiter führten mich in eine Schlucht, wo ein junger Bursche von etwa zwanzig Jahren halb entkleidet auf wollenen Decken lag. Er hielt die Augen geschlossen, röchelte schwer und war todtbleich. Zu seinen Häupten knieete ein anderer junger Mann, der sich vergeblich bemühte, mit einem Tuch und zerkauter Wurzel das aus einer Hiebwunde von der Stirn rieselnde Blut zu stillen; auch blutete der arme Bursch stark am Oberarm. Schnell beorderte ich einen der Umstehenden nach Churriana, um aus der dortigen Apotheke einige mir bekannte

blutstillende Mittel herbeizuschaffen, und untersuchte die Wunden, die sich glücklicherweise als nicht gefährlich erwiesen. Eine Kugel war durch die Muskeln des Oberarmes hindurchgedrungen und der Säbelhieb am Kopf hatte die Hirnschale noch nicht erreicht, wohl aber einige Adern zerschnitten, so daß der Kranke in Folge der heftigen Blutung das Bewußtsein verloren hatte. Nachdem er, so gut es ging, verbunden war, begab ich mich in das Gebirge, mein Pferd und Vicente bei den Schmugglern zurücklassend. Als ich zurückkehrte, war der Verwundete wieder zu sich gekommen und auch der Bote hatte die gewünschten Heilmittel gebracht. Ich legte nun einen neuen Verband an, worauf die Contrebandisten mich aufforderten, mit ihnen ihr Mittagsbrot zu verzehren. Während wir im Schatten eines breitästigen Johannisbrotbaumes die aus Südfrüchten, Wein, Schinken, Wurst, Stockfisch 2c. bestehende Mahlzeit einnahmen, erfuhr ich den Hergang des Scharmützels. Ein von Gibraltar ausgelaufenes Fahrzeug hatte Baumwollenwaaren an den Strand von Marbella gebracht, und daselbst hatten die Schmuggler ihre Contrebande auf Pferde und Maulthiere geladen, um bis nach Antequera vorzudringen. Unterwegs waren sie aber von einer Abtheilung berittener Carabineros überfallen, wobei es denn ziemlich scharf herging; doch gelang es ihnen, mit Verlust einiger Maulthiere diesen Zufluchtsort im Gebirge glücklich zu erreichen. — Bei dieser Gelegenheit erhielt ich auch einige Mittheilungen über Antequera. Dies ist eine große und gewerbfleißige Stadt von etwa 30,000 Einwohnern. Sie besitzt viele Seifensiedereien und Seidenmanufacturen, namentlich aber große Färbereien und Fabriken von einer Art groben Flanells, Bayetas genannt, in denen viele Hunderte von Weibern und Kindern beschäftigt werden. An den Häusern der Stadt erblickt man fast überall Wappenschilder, da die Bevölkerung großen Theils aus Adeligen (Hidalgos) besteht. Diese sind zwar der Mehrzahl nach verarmt und zu Handwerkern herabgesunken, stammen jedoch meist aus uralten berühmten Geschlechtern her, und da sie es bei Streitigkeiten verschmähen, sich an die bürgerlichen Gerichte zu wenden, so herrscht unter ihnen noch das Faustrecht und in Folge davon die Blutrache. Dies gilt besonders von Ehren-

sachen. Wer sich an seiner Ehre gekränkt fühlt, sucht sich an seinem Gegner zu rächen, sei es durch einen offenen Zweikampf oder durch heimliche Nachstellung. Kommt dabei eine tödtliche Verwundung vor, so entflieht der Mörder; die Familie des Ermordeten aber spürt ihm nach und ist dies erfolglos, so muß der erste beste seiner Verwandten dafür büßen. Die Gerichte erhalten von einem solchen Verbrechen niemals Anzeige; das wäre ein Verstoß gegen die allgemeine Sitte. — Oestlich von Antequera erhebt sich vereinzelt ein ungeheurer steiler Felsenberg aus der Ebene. Ueber diesen geht folgende Sage. Ein junger castilianischer Ritter ward als Gefangener Sclave eines der vornehmsten Mauren in Granada. Dieser besaß eine einzige außerordentlich schöne Tochter, die bereits mit einem maurischen Ritter verlobt war. Bald aber gewann der Spanier ihr Herz, und Beide schworen sich ewige Treue. Eines Tages entflohen sie heimlich aus Granada. Gleich darauf entdeckte man ihre Flucht. Der Maure, vor Wuth schäumend, daß seine Tochter mit einem Christen davon gegangen war, stellte sich selbst an die Spitze einer Reiterschaar und ereilte die Liebenden nahe bei Antequera. Diese flüchteten sich nach jenem Felsen, um sich in seinen Schluchten zu verbergen. Die Mauren entdeckten sie jedoch und trieben sie endlich, ihnen von Klippe zu Klippe nachsetzend, bis auf den höchsten Gipfel. Schon streckte der Vater seine Arme aus, um seine Tochter zu ergreifen, als sich die Liebenden umarmten und sich rasch über die ungeheure Felswand der Ostseite hinabstürzten. Seitdem heißt der Berg „der Felsen der Liebenden." Da aber, wo das Paar von den Verfolgern eingeholt wurde, entstand aus den Thränen des Mädchens ein wasserreiches Nacimiento, welches man „die Quelle der Maurin" nennt. Dieses Nacimiento befindet sich eine Viertelstunde von Antequera am Fuße der Sierra, dicht an der nach Malaga führenden Straße.

Drittes Capitel.

Der Wind blies frisch aus Norden, und Alles versprach eine rasche glückliche Fahrt, als der Barcino, der mich nebst einem jungen deutschen Arzte nach Gibraltar bringen sollte, am frühen Morgen den Hafen von Malaga verließ. Tags vorher hatte ein schrecklicher Gewittersturm aus Südwest geraßt; daher ging die See außerhalb des Hafens noch furchtbar hoch, und schon nach Verlauf einer Stunde war die Mehrzahl der Passagiere von der Seekrankheit befallen. Auch mein deutscher Freund unterlag diesem Uebel. Er ließ sich an einer Bank des Hinterdecks anbinden und zeigte sich von da an unempfindlich gegen Alles, was um ihn her vorging. Unterdessen entschwand Malaga unseren Blicken, und ein hellrother Streif am östlichen Horizont, der immer breiter und purpurner wurde, verkündete den Aufgang der Sonne. Schon wurden die weißschimmernden Wogen wie mit Rosenblättern bestreut; bald erschien der Saum des Meeres glühend wie flüssige Lava, verwandelte sich drauf plötzlich in Gold, und der Feuerball der Sonne tauchte strahlend aus der wildbewegten Fluth. Die Schaumkronen der Wogen schienen in diesem Augenblick aus sprühendem Golde zu bestehen; aus den dunkelen Wellenthälern zuckten purpurne, blaue und gelbe Flammenzungen auf; die ganze See glich einem ungeheuern Kessel voll schmelzender, in tausend Farben spielender Metalle. Dazu leuchteten die schöngeformten Felsgebirge der Küste in wechselnden Farbentinten; darüber flammten die Gipfel der Sierra de Junguera in rosiger Gluth; dann breitete sich wieder ein goldiger Schimmer über Meer und Land, der schnell dem hellen Lichte des Tages wich: es war ein wunderbar großartiges Naturschauspiel. — Der Capitän ließ nun die Segel des Vordermastes aufspannen, und von Dampf- und Windeskraft getrieben flogen wir lustig dem Felsen von Gibraltar entgegen, der nach wenigen Stunden sichtbar wurde. Der Himmel war fast ganz rein; nur am südwestlichen Horizont lagerte ein Damm weißer Wetterwolken. Dieser schob sich, als wir ungefähr die Höhe von Estepona erreicht hatten, plötzlich rasch empor,

ward immer dunkler und färbte sich endlich, bei immer heftiger werdenden Südwest, kohlschwarz. Gleich darauf wurden die Wolken von flammenden Blitzen zerrissen, und der Donner rollte krachend über unseren Häuptern. Augenblicklich strichen wir die Segel, und kaum war dies geschehen, als die See längs des Backbords*) zu einem mächtigen Wall emporbrauste; sein Kamm wurde immer schärfer und durchsichtiger; jetzt bildete er eine uns zugekehrte hohle Wölbung und überschlug sich dann mit furchtbarem Gebrüll, den Schaum hoch über unser Schiff wegspritzend. Noch war diese Woge nicht zerflossen, als eine gleiche, noch höhere, an der Steuerbordseite emporstieg und sich eben so überschlug. Das Dampfboot sank jetzt tief in einen gähnenden Abgrund und wurde dann wieder hoch auf den Gipfel eines riesigen Wellenberges emporgeschleudert, so daß die Räder kaum das Wasser streiften. Dies war Sturm. Ich wollte mich vor den über das Schiff hinwegschlagenden, Alles überschwemmenden Wellen in die Kajüte retten; aber in diesem dunstigen, stinkenden Raum vernahm man nichts als das dumpfe Brüllen der See und das Gewimmer der Seekranken. Ich kletterte also wieder auf's Verdeck, umfaßte eines der stärksten Taue und ließ nun ruhig die hereinschlagenden Wellen über mich hinweggehen. Der Anblick, der sich mir darbot, war eben so schön, als schauerlich. Nachtschwarzes Gewittergewölk, mit zuckenden Blitzen über dem düsteren Chaos der aufgethürmten Meereswogen hängend, verhüllte die ganze Südhälfte des Himmels; die andere Hälfte hingegen prangte im heitersten Blau, und die nahe spanische Küste lag hell von der Sonne beschienen da. Der Barcino flog wie ein Ball herum und lag so geneigt bald auf dieser bald auf jener Seite, daß die Enden der Segelstangen ins Wasser tauchten und ein Rad immer frei in der Luft umherwirbelte. Die Maschine keuchte und ächzte, alle Planken knarrten, der Sturm pfiff heulend durch das Takelwerk, die Wellen zischten und brüllten wie wüthende Löwen, und unaufhörlich rollte der Donner: es war ein grausiges Concert. Ein spanisches Segelschiff taumelte

---

*) Backbord ist die linke Seite, Steuerbord die rechte Seite des Schiffes.

zwischen uns und der Küste und suchte vergeblich die hohe See zu gewinnen. Bald strich es alle Segel und schwankte eine kurze Zeit auf demselben Flecke hin und her. Wahrscheinlich hatte es die Anker ausgeworfen; allein die Taue mochten gerissen sein, denn es trieb von Neuem gegen die Küste. Jetzt zog es die Nothflagge auf, aber wir konnten ihm nicht helfen. Plötzlich klappte es wie ein Taschenmesser zusammen; die Wellen schlugen darüber hinweg, und gleich darauf erschien sein dunkler Körper wieder über dem Wasser, ohne daß man jedoch etwas von den Masten sehen konnte: das Schiff war gestrandet. Als ich dies sah, überlief es mich eiskalt, und ich heftete ängstlich meine Blicke auf die schwarzen immer näher rückenden Klippen des Gibraltarfelsens. Die Umsegelung der Punta de Europa war das Bedenklichste. Glücklicher Weise endete das Gewitter, als wir in den Eingang der Meerenge gelangten, und der Sturm ließ merklich nach. Die Engländer schickten uns von dem Berge jetzt ein Signal nach dem andern zu, uns bedeutend, wie wir fahren sollten, um nicht an die Felsen getrieben zu werden. Niemals habe ich eine prachtvollere Brandung gesehen als hier. Die Wogen schlugen nicht nur über die Felsen und Wälle der Punta de Europa hinweg, sondern spritzten ihren Schaum sogar bis an die Laterne des Leuchtthurms empor. Endlich war die Umsegelung dieses gefährlichen Punctes gelungen; allein der Golf von Gibraltar war so aufgeregt, daß der Capitän auf der schlechten Rhede von Algeciras, wo die spanischen Dampfschiffe anzulegen pflegen, nicht vor Anker zu gehen wagte. Er fuhr daher in den hintersten Theil des Golfes, wo das Wasser ruhiger war, und ließ hier in der Gegend des Campo de San Roque die Anker fallen. — Ich und mein deutscher Begleiter waren die einzigen Passagiere nach Gibraltar, und da der Capitän von hier aus weiter nach Cadiz segeln wollte, so ließ er uns am andern Morgen in aller Frühe auf einem seiner Boote an's Land bringen, ungeachtet aller unserer Einrede dagegen, indem uns der in Algeciras zu lösende Erlaubnißschein oder die „Licencia“ nach Gibraltar fehlte. Es war noch Nachts, als man uns an den einsamen Strand von San Roque aussetzte. Kaum aber hatten wir den Boden betreten, so erscholl von mehreren Seiten

ein barsches „Wer da?" dann noch ein barscheres „Halt! oder wir geben Feuer!" folgte. Wir gewahrten nun mehrere dunkle bewaffnete Gestalten herankommen, die wir als spanische Zollsoldaten erkannten. Da wir an einer ungesetzlichen Stelle gelandet waren, so hatten sie uns für Schmuggler gehalten. Sobald sie unser eigenthümliches Schicksal erfuhren, wurden sie höflich, führten uns später Fischer herbei und halfen uns beim Accordiren mit denselben, ohne dafür Geld zu verlangen. Die Fischer meinten, wir würden als Fremde auch ohne Licencia in Gibraltar eingelassen werden. Wir ließen uns also bei prächtigem Wetter über dem blauen Golf nach Gibraltar hinüberrudern.

Je näher man Gibraltar kommt, desto majestätischer erscheint der in drei Kuppen gespaltene Felsen. Auf der mittelsten und höchsten Spitze steht das Signal-Haus, auf dessen Walle stolz die englische Flagge weht. Nach Süden zu läuft der ziemlich sanft geneigte Felsen in eine felsige Landzunge aus, an deren äußerstem Ursprunge, Punta de Europa genannt, inmitten furchtbarer Festungswerke der Leuchtthurm steht. Die nördliche Kuppe stürzt jäh ab. Hier bezeichnen drei Reihen von Oeffnungen die innerhalb des Felsens angebrachten Batterien, von denen aus die spanische Linie des Campo de San Roque beschossen werden kann. Eine Reihe schwimmender Tonnen deutet die Grenze des englischen Gebietes an, wo immer mehrere englische Kriegsschiffe vor Anker liegen. Hier erst gewahrt man den üppigen Baumwuchs und die zahllosen Landhäuser, die sich vor der Stadt längs des Strandes hinziehen. Es war halb zehn Uhr, als wir am Hafendamm des Wasserthors (Waterport) anlegten. Der englische Thorbeamte war sehr höflich. Wir mußten indeß noch drei Stunden vor dem Thore warten, ehe es uns auf Verwendung des preußischen Consuls „ausnahmsweise" gestattet wurde, das Thor zu passiren und nach gestellter Bürgschaft eine Aufenthaltskarte zu empfangen, um in Gibraltar bleiben zu dürfen. Die Licencia ermächtigt nämlich blos zum Eintritt in die Stadt. Wer länger als einen Tag bleiben will, bedarf der Bürgschaft eines Einwohners. Nichts ist jedoch leichter als dies, indem

die in Gibraltar wohnhaften Juden gegen einen halben Piaster oder etwas mehr gern bereit sind, Bürgschaft auf so lange, als man will, zu leisten. — Während der langen Wartezeit hatte ich Gelegenheit, die vielen Nationen zu beobachten, die sich am Hafen herumtrieben. Engländer, Schotten, Spanier, Italiener, Juden, Mauren, Neger und Mulatten: Alles wogt bunt durcheinander. Die Mauren zeichneten sich durch die stolze Ruhe aus, die auf ihren stark bebarteten, von dem weißen Turban halbverhüllten Gesichtern thront. Kaum würdigten sie die afrikanischen Juden eines Blickes, die mit aller möglichen Geschmeidigkeit und Redseligkeit ihre Dienste anboten. Diese Juden lassen sich jedoch selbst dann nicht abschrecken, wenn ein Maure ihnen ins Gesicht spuckt oder sie wie einen räudigen Hund mit dem Fuße fortstößt. Die afrikanischen Juden gehen ebenfalls in morgenländischer Tracht; nur tragen sie statt der Turbane lederne Käppchen und statt der gelben Pantoffeln der Muhamedaner schwarze Pantoffeln. Die fast olivenbraunen Marokkaner kleiden sich meist in Roth und lieben grüne Turbane. Sowohl Mauren als Marokkaner umhüllen sich mit dem weißen faltenreichen Burnus (Mantelkragen). Die Juden tragen einen Aermelmantel, und ihre Frauen weite, mit schwarzem Sammet verbrämte Mäntel aus rothem Tuch, die eine haubenartige Kapuze haben und zwei Schlitze, um die Arme hindurchzustecken. Keiner dieser Afrikaner darf sich in Gibraltar ansiedeln; trotzdem leben viele fast immer hier, indem sie nach abgelaufener Aufenthaltsfrist nach Afrika gehen und dann alsbald wiederkommen.

Durch das Wasserthor gelangt man auf einen großen, von Casernen umschlossenen Platz, und von da in die Königsstraße (King-Street), die schönste der Stadt. Man glaubt sich in ein anderes Land versetzt! Die Häuser haben keine Balcons und sämmtlich grüne Jalousieen, sind gelb, auch wohl schwarz angestrichen. Eine Cigarrenfabrik folgt der andern; große Gasthöfe, Wein- und Porterstuben, Kaffeehäuser, Waarenlager, Kunst- und Buchhandlungen: Alles mögliche ist auf engem Raum dicht zusammengedrängt. Dazwischen gewahrt man die Buden der maurischen Kaufleute, die schweigsam rauchend und aus kleinen Porcellantassen Kaffe schlürfend, auf weichen Polstern vor ihren

niedrigen Tischen sitzen, auf denen Rosenessenzen, wollene und seidene Schärpen, Teppiche, Felle und dergl. ausgebreitet sind. — Unangenehm ist der Kalkstaub, den der Wind durch die nicht gepflasterten, sondern blos chaussirten Gassen treibt. Diese steigen zum Theil so steil am Berge auf, daß die Schwelle des einen Hauses dem Dache des anderen gleich steht. Manche Gassen sind auch blos in das Gestein gehauene Treppen. — Mit einer Aufenthaltskarte kann man beliebig die Thore passiren. Von diesen führt das Südthor nach dem dicht davorliegenden Promenaden-Garten (Alameda-Garden). Dies ist ein mit den herrlichsten ausländischen Gewächsen erfüllter Park, dessen Bänke und Lauben reizende Blicke auf den Golf, die spanischen Gebirge und die afrikanischen Küsten gewähren. Hier steht das bronzene Standbild des Herzogs von Wellington. Ueberall zwischen den Anlagen bemerkt man in den Schanzen lange Kanonenreihen. Furchtbar ist auch die etwa hundert Fuß hohe Punta de Europa befestigt; auf allen Felskuppen erheben sich Batterien und kleine Forts. Bei hellem Wetter erkennt man von hier aus mit bloßen Augen die Wälle und Gebäude von Ceuta, obwohl die Entfernung 7½ Stunden beträgt.

Von der Stadt aus kann man auf verschiedenen, mannigfach sich windenden Wegen bis zur Höhe des Signal-Hauses emporsteigen und von dort aus den ganzen Berg nach Belieben in Augenschein nehmen. Nur zur Besichtigung der berühmten unterirdischen, mit Kanonen gespickten Kasematten bedarf es einer besonderen Erlaubniß des Gouverneurs. Diese Kasematten sind lange Gänge, die man in den lebendigen Fels eingehauen hat. In diesen Gängen stehen auf einem wenig erhöhten Pflaster von kleinen Kieselsteinen die durch roh ausgehauene Oeffnungen schauenden Kanonen, neben jeder auf der einen Seite eine Kugel-Pyramide, auf der andern der Kanonier-Kasten. Uebrigens füllen sich diese Aushöhlungen beim Gebrauch der Kanonen bald so sehr mit Pulverdampf, daß es die Artilleristen nicht aushalten können, weshalb bei allen Probeübungen Unglücksfälle vorgekommen sind. — Der Felsen von Gibraltar hat einen Umfang von zwei Leguas oder drei Meilen, ist über eine Stunde lang und etwa ein Drittel davon breit. Der höchste

Gipfel liegt 1439 Fuß über dem Mittelmeer. Die Aussicht von da oben ist deshalb so eigenthümlich, weil man da gleichsam wie ein Vogel in der Luft über dem Meere schwebt. Grausig schaun sich die furchtbar zerklüfteten, zum Theil senkrecht in die Tiefe fallenden Felswände des Ostabhanges an. An dieser Seite hausen die einzigen Affen Europa's in den vielen kleinen Schluchten und Höhlen, die sich zwischen den Klippen befinden. Sie nähren sich vorzüglich von den jungen Schößlingen der Zwergpalme, die hier außerordentlich häufig wächst und Stämme von drei bis vier Fuß bildet. Es ist der sogenannte türkische Affe (Simius sylvanus s. inuus), dieselbe Art, die man bei uns gewöhnlich mit den Bären herumführen und tanzen sieht, gelbbraun und ungeschwänzt. Sie zeigen sich selten; nur einmal sah ich ein halb Dutzend, die sich lustig zwischen den Büschen tummelten und an den Felsen herumkletterten. Zu gewissen Zeiten des Jahres erscheinen indeß manchmal Heerden von 40 bis 50 Stück, die aber bald wieder verschwinden. Sie dürfen bei hoher Geldstrafe weder getödtet, noch gefangen werden. Daher kommen sie auch ganz dreist bis an die Brustwehr des Signal-Hauses heran und lassen sich füttern; ehe man es sich aber versieht, werfen sie unter den fürchterlichsten Grimassen mit Steinen. — Unter den Höhlen ist am besuchtesten die St. Michaels-Höhle. Sie liegt nach Afrika zu, mehrere hundert Ellen über der See. Ihre Mündung ist eine gähnende Felsenspalte, etwa zwölf Fuß im Geviert. Nicht weit vom Eingange steht eine von der Natur gebildete Säule, die wie der Stamm einer ungeheuren Eiche emporsteigt, als sollte sie die Decke stützen. Ein äußerst jäher Pfad führt über hundert Fuß abwärts, wo die Höhle an einem Abgrund endet, der zu unerforschten Tiefen führt. Alle Versuche, ein Ende zu finden, sind bis dahin vergeblich gewesen; ein steiler Abhang und Abgrund folgt da dem andern in scheinbar endloser Folge; dann und wann zeigen sich vorspringende Ränder, die den Waghälsen Gelegenheit geben auszuruhen und ihre Strickleiter für ein noch tieferes Hinabsteigen zu befestigen. Mancher Officier oder Soldat der Besatzung hat auf diese Weise schon sein Leben einbüßen müssen. Auch an anderen Stellen bemerkt man finster drohende Schlünde und schaurige Höhlen, die sich

nach allen Richtungen hin ausdehnen, und unter der Erde verzweigen, so daß man leicht zu der Ansicht kommt, das ganze Gestein sei im Innern wie Bienenzellen durchlöchert.

Der Felsen von Gibraltar war schon in den ältesten Zeiten als eine der Säulen des Herkules bekannt. Im Jahre 711 landete hier der arabische Feldherr Tarik und gab ihm den Namen Gibl-al-Tarik d. i. Berg des Tarik. Später kam der Platz in die Hände der Spanier und 1704 ward er während des Erbfolgekrieges im Namen des Erzherzogs Karl von Oestreich durch die Engländer besetzt und seitdem nicht mehr geräumt. Unter den vielen vergeblichen Versuchen, Gibraltar den Engländern wieder zu entreißen, ist die Belagerung des Jahres 1782 am berühmtesten geworden. Am Fuße des Berges standen 30,000 Spanier und Franzosen, und man setzte alle seine Hoffnung auf die Anwendung schwimmender befestigter Batterien, welche mit zwei Dächern so verwahrt waren, daß ihnen Bomben und Kugeln keinen Schaden zufügen konnten. Man hatte zehn solcher Batterien gebaut, die zusammen 397 Kanonen führten; auf Bedienung jeder Kanone hatte man 36 Mann gerechnet, was eine Besatzung von mehr als 14000 Mann ergiebt. Man hatte Verbrecher dazu genommen und ihnen eine bedeutende Pension versprochen, wenn sie ihre Schuldigkeit thun würden. Am 13. Sept. 1782 näherten sie sich der Festung und fingen an zu feuern. Der englische Gouverneur Elliot wollte diese Batterien mit glühenden Kugeln beschießen, wußte aber kein Mittel, dieselben in hinreichender Menge anzufertigen. Indeß ein deutscher Nagelschmied, Schwänkendiek, half ihm aus der Verlegenheit, indem er einen Ofen dazu einrichtete. Nun regneten Tausende von glühenden Kugeln auf die Batterien herab. Schon am Nachmittage sah man aus der Hauptbatterie Rauch aufsteigen, und vergebens suchten die Feinde den Brand zu löschen und die Löcher zuzustopfen. Um ein Uhr nachts standen bereits drei Batterien in vollen Flammen, und einige andere fingen an zu brennen. Die bedrängte Mannschaft gab der spanischen Flotte Nothsignale. Allein zwölf Kanonenböte, die aus der Festung ausliefen, verhinderten die Böte der Belagerer herbeizukommen und machten zugleich ein gewaltiges Feuer auf

die befestigten schwimmenden Batterien, deren Mannschaft sich mit Tagesanbruch in der jämmerlichsten Lage befand und zum Theil auf den brennenden Batterien um Hülfe schrie. Jetzt eilten die Belagerten selbst den Nothleidenden zu Hülfe, so gefahrvoll dies auch war, da die Kugeln der glühend gewordenen Kanonen und Holzstücken ihnen von den zerberstenden Batterien entgegenflogen; 13 Officiere und 344 Gemeine verdankten den Engländern das Leben. Auch einen Hauptangriff von der Landseite vereitelte Elliot.

Die Besatzung Gibraltars besteht gegenwärtig aus 4000 Mann. Die übrige Bevölkerung kann man auf 16000 Seelen anschlagen. Obgleich diese aus Leuten aller Art zusammengesetzt ist, so herrscht doch eine bewunderungswürdige Ordnung in allen Verhältnissen. Man sieht keinen Bettler auf den äußerst reinlich gehaltenen Straßen; jeder Stand und jede Nation haben ihre bestimmten Rechte, und da vollkommene Religionsfreiheit gestattet ist, so können auch zwischen den Bekennern der verschiedenen Kirchen keinerlei Reibungen vorkommen. Bei alledem ist Gibraltar wenig mehr als ein Raubnest, da die Engländer den Schmuggelhandel auf die unverschämteste Weise beschützen, und dadurch wirken sie zugleich sehr verderblich auf die Sittlichkeit des spanischen Volkes ein.

Ein englisches Dampfschiff sollte mich nach Cadiz bringen. Je unfreundlicher sich das Wetter auf der Reise von Malaga nach Gibraltar gezeigt hatte, desto heiterer lächelte es diesmal. Die See war glatt wie ein Spiegel, und mit Vergnügen konnte ich mich an der Eigenthümlichkeit der Landschaft weiden, welche eine Fahrt durch diese Meerenge zwischen zwei Welttheilen darbietet. Gegenüber dem Punkt, wo Gibraltar sich gleich einem gewaltigen Ungeheuer weit in die See hinein erstreckt, erscheint auf der afrikanischen Küste ein weißgrauer Berg, der seinen Gipfel bis über die Wolken erhebt. Es ist der Abyla oder wie er in der Maurensprache heißt, Gibl Muza d. h. Berg Muza's, weil er das Grab eines Propheten enthält. Seine Ränder und Abhänge nehmen die maurische Küste mehrere Wegstunden weit

nach verschiedenen Richtungen ein, und es ist dies der andere von den beiden natürlichen Höckern der Erde, welche man im Alterthum die Säulen des Herkules nannte. Aus der Ferne gesehen, ist der afrikanische Bergpfeiler der höchste und massenhafteste; aber bei näherer Betrachtung wird der europäische Pfeiler doch den Triumph der größeren Bedeutung davon tragen. Der Gibl Muza ist eine ungeheure gestaltlose Masse, eine Felsenwildniß, wo nur hie und da einige wenige Bäume und Sträuche aus den Spalten seiner Abgründe herabnicken; er ist unbewohnt, außer von Wölfen, Ebern und Affen. Gibraltar dagegen, von Natur ein ganz nackter Fels, ist mit den Bäumen seiner Wandelgänge, zu deren Wachsthum man das Erdreich erst herbeischaffen mußte, mit seinen Batterien und unterirdischen Gewölben, mit seinen, von den verschiedensten Nationen bewohnten Häusern und Fabriken ein Wunder der menschlichen Kunst und Betriebsamkeit. — Die Felsgestade auf beiden Seiten sind außerordentlich hoch und steil. Die Stadt Tarifa, die inmitten düsterer, mit seltsamen Felsmassen geschmückter Felsmassen liegt, ist mit ihrem mitten in der See auf einem schroffen Felseneiland erbauten Leuchtthurm der südlichste Punkt von ganz Europa. Von hier an näherten wir uns der afrikanischen Küste, und auf der Höhe von Tanger sahen wir die blendend weiß getünchten Häuserreihen dieser maurischen Stadt mit ihren schlanken Minarets und dem hochgethürmten Castell aus dem Schooße schöngeformter Berge emporsteigen, welche die weite Bai von Tanger unarmen und hinter deren Kuppen sich die weiß schimmernden Zinnen der Atlas-Mauern zeigen. Bald darauf verkündeten die langen und breiten Wellen, die uns entgegenrollten, die Einfahrt in den atlantischen Ocean. Nach Verlauf von etwa fünf Stunden ließ das Dampfschiff den Anker in der Bai von Cadiz (iß) fallen.

Cadiz liegt auf einer langen schmalen Landzunge, die sich in den Ocean hinaus erstreckt, und von hier aus hat man den Anblick einer Inselstadt, deren Mauern auf allen Seiten von den Wellen bespült werden; nur an der Ostseite wird die Verbindung mit der Küste Spaniens durch eine sandige Landenge

hergestellt. Ungefähr hundert Fahrzeuge, größtentheils Küstenfahrer, zählte ich in dem Hafen, wo sich noch vor vierzig Jahren die mit den Schätzen Amerika's beladenen Galionen drängten. Zwei oder drei Corvetten und Brigantinen bildeten die ganze Kriegsflotte vor derselben Stadt, welche 1790 binnen drei Monaten dreißig Linien-Schiffe ausrüsten und in See stechen lassen konnten. Dreihundert Jahre lang war Cadiz die Königin des amerikanischen Welthandels. Jetzt ist diese Königin entthront, aber darum noch keineswegs verarmt. Sie genießt vielmehr in gemächlicher Ruhe die reichen Früchte einer früheren angestrengten Thätigkeit. Die Stadt sieht in der That aus, als ob hier alle Tage Sonntag wäre. In vielen Straßen haben die großen schneeweiß gehaltenen Häuser mit ihren zierlich gehaltenen Balcons und Schauthürmchen eine äußerst vornehme Miene und verrathen auf den ersten Blick, daß hier noch manche Tonne Goldes von Peru und Mejico geborgen liegt. In der Anlage des Ganzen bemerkt man, als Ausnahme unter allen anderen spanischen Städten, eine große Regelmäßigkeit. Die Straßen durchschneiden einander größtentheils in rechten Winkeln. Sie sind im Verhältniß zu ihrer Höhe sehr eng, so daß sie nur von den Strahlen der Mittagssonne erleuchtet werden. Breiter ist indeß die Hauptstraße. Diese mündet auf einem großen mit Bäumen besetzten Platz, unter denen marmorne Ruhebänke angebracht sind. Hier und auf anderen öffentlichen Plätzen sieht man zu jeder Tageszeit unter schattigen Akazien und Ulmen zahlreiche Gruppen junger und alter Herren, die plaudernd und Cigarren rauchend ausruhen vom Nichtsthun oder höchstens vom Zeitungslesen; denn die Zeitungen pflegt man sehr eifrig zu studiren. Am Abend füllen sich die herrlichen Spaziergänge, zumal die Alameda (Promenade) am Meer, mit schöner Welt. An Schauspielhäusern fehlt es auch nicht, um das Werk des Tages würdig zu krönen. — Aus dem Munde der Kaufleute hört man vielfach über den Ruin ihres Handels klagen, und viele derselben sind nach Sevilla ausgewandert, wo es wohlfeiler zu leben ist. Bei alledem muß eine Bevölkerung von 70 bis 80,000 Seelen noch immer viel Leben und Geräusch auf den Straßen mit sich bringen.

Obwohl die Südküste von Portugal nicht weit von Cadiz entfernt ist, so hält es doch ziemlich schwer, direct zur See hinüber zu kommen, da keine regelmäßige Verbindung statt findet. Ich entschloß mich also, an Bord des Falucho Virgen de las Angustias zu gehen, um auf demselben die an der Mündung des Guadiana gelegene spanische Grenzstadt Ayamonte zu erreichen. Unter einem Falucho versteht man ein kleines Fahrzeug mit einem einzigen Mast, der bedeutend nach vorn zu geneigt ist und ein einziges großes Segel von dreieckiger Form trägt. Unser Falucho, etwa 40 Fuß lang und kaum 15 Fuß in größter Breite haltend, war mit Waarenballen, Kisten und Fässern dergestallt angefüllt, daß blos in der fensterlosen Vordercajüte, die kaum so hoch war, um aufrecht darin sitzen zu können, noch so viel Raum blieb, daß ein Mensch darin liegen konnte. Dieses finstere Loch wurde mir bei meiner Ankunft am Abend als Aufenthalt angewiesen. Einer der fünf Matrosen gab mir seine Matratze, aus welcher ich mir mit Hülfe meines Mantels und Schlafrockes ein Lager bereitete, wobei mir das Bugspriet als Kopfkissen diente. Am Hintertheil hatten die Seeleute ein Zelt errichtet, unter dem sie kochten, aßen, und schliefen. Dies die wenig tröstliche Einrichtung des Fahrzeuges. Ueberdies war die Fahrt sehr ungünstig. Bald nach unserem Auslaufen überfiel uns eine Windstille, und darauf folgte sehr stürmisches Regenwetter. Als wir nach drei Tagen an der westlichen Mündung des Kanals von Huelva ankerten, stieg ich an's Land und machte einen Spaziergang am Strande. Dieser war mit den buntfarbigsten Seemuscheln und Schnecken, so wie mit Korallen und Tausenden von Seesternen bedeckt, welche das stürmische Meer ausgeworfen hatte. Die Wellen gingen noch entsetzlich hoch und die Brandung bildete einen so hohen Wall, daß ich kaum darüber hinweg sehen konnte. Die Nacht brachte neuen Westwind, so daß der Falucho vor Anker liegen bleiben mußte. Ich benutzte daher am anderen Tage eine Fischerbarke, um mich nach Huelva zu begeben, und da im Winde immer noch keine Aenderung eintrat, so gab ich es auf, zur See weiter zu reisen und ließ mich nach dem Dorfe Aljaraque übersetzen. Dort miethete ich ein Pferd für mich und mein Gepäck und

gelangte um fünf Uhr Nachmittags nach **Ayamonte**. Hier fand ich ein hübsches reinliches Zimmer, ein sehr gutes Bett und gute Beköstigung für einen wahren Spottpreis. Das Haus lag mit seiner Hinterseite dicht am Guadiana. Von der hier befindlichen Terrasse überblickte ich das reiche Stromthal und grade gegenüber lag die schönste Partie des portugiesischen Ufers, das burggekrönte Castro-Marim. Bald stellte sich wieder das heiterste Wetter ein und lockte mich zur Fortsetzung meiner Reise in's Königreich Algarbien.

Ein leichter Kahn, gerudert von zwei herkulischen ayamontiner Fischern, schaukelte mich in früher Morgenstunde über den breiten Strom an das portugiesische Ufer. Meine Aufmerksamkeit erregte die immer näher rückende Vorderseite der Stadt **Villareal** de Santo Antonio, die von Spanien aus einem gewaltigen Palast gleicht. Die sämmtlich weiß angestrichenen und mit Balcons verzierten Häuser sind nämlich ganz gleich, mehrere Stock hoch, dicht aneinander in grader Linie am Guadiana-Ufer gebaut. Der übrige dahinterliegende Stadttheil dagegen besteht aus schmutzigen Gassen mit schlechten einstöckigen Häusern. Villareal wurde erst 1774 durch Josephs I. Minister, den Marquis von Pombal, gegründet. Es sollte ein großer Handelsplatz an der Mündung des Guadiana werden; allein es fehlten die Bedingungen zur Verwirklichung dieses Planes, und so mußte derselbe trotz aller angewandten Mühe scheitern. — Eine Anzahl brauner zerlumpter Kerle erwarteten uns am Ufer. Als sie einen „Fremden" (Estrangeiro) in unserem Boote bemerkten, nahm die ganze Gesellschaft die Hüte ab, und kaum hatte ich den Boden betreten, so drängten sie sich um mich herum, mir mit lautem Geschrei ihre Dienste anbietend. „Was befiehlt der Herr?" fragte der Eine, mir Stock und Regenschirm aus der Hand nehmend. „Was steht Eurer Herrlichkeit zu Diensten?" fragte ein Anderer, sich meines Gepäckes bemächtigend. „Wohin wünscht Ew. erlauchte Gnaden geführt zu wer-

den?" brüllte ein Dritter, sich mir zum Führer aufdringend. „Halt dich ruhig, Portugieschen, wir werden schon selbst den Weg finden!" rief einer von meinen Spaniern, welcher die Arme gekreuzt und seine catalonische Sackmütze tief über den Kopf herabgezogen, bisher schweigend mit verächtlichem Lächeln die herumtanzenden Lumpen betrachtet hatte, in gebrochenem Portugiesisch dem zuletzt erwähnten Kerl zu, ihm zugleich einen Stoß versetzend, daß er auf den Sand flog. Schweigend raffte sich der Portugiese wieder auf, drückte seinen zerlöcherten Hut auf das struppige Haar und machte sich, dem riesigen Ayamontiner einen wüthenden Blick zuwerfend und ein zischendes: „Malditos sejao os Hespanhoes!" (Verflucht seien die Spanier!) durch die Zähne stoßend, eiligst aus dem Staube. In Begleitung des Spaniers und der beiden Portugiesen, die meine Sachen aufgerafft hatten, und gefolgt von dem ganzen Troß ihrer Genossen, welche fortwährend den Hut in der Hand neben mir herliefen, schritt ich den Kai entlang und wollte eben in eine Gasse einbiegen, als ein an der Ecke stehender Mann in grauem, militairisch zugeschnittenem Rocke mit blauen Aufschlägen mich höflichst grüßte und einige mir unverständliche Worte zu mir sprach. Ich merkte, daß es sich um Visitirung meines Gepäckes handele und begab mich sofort nach dem in der Mitte des Kai's gelegenen Zollgebäude, von dessen Giebel die blau und weiß gestreifte portugiesische Flagge wehte. Der mit der Visitation beauftragte Beamte erklärte mir, ich müsse bis neun Uhr warten, denn eher werde die Expedition nicht geöffnet. Als ich jedoch ein Wort von bereitwilliger Mühevergeltung fallen ließ, lächelte er schlau, untersuchte meine Sachen und fand außer einigen Rieß Löschpapiers nichts Verbotenes. Das Papier mußte ich nach Ayamonte zurück schicken, da in Portugal eben so wie in Spanien die Einfuhr fremden Papiers jeder Art untersagt ist. Darauf begab ich mich zur Polizei, wo man mir einen portugiesischen Interimspaß zur Bereisung des Königreichs Algarbien ertheilte. Da ich damals nur sehr wenig Portugiesisch wußte, so verstand ich die portugisischen Zoll- und Polizei-Behörden fast gar nicht. Diese ließen sich aber nicht herab, sich mir in der Sprache des Landes, aus welchem ich

kam, verständlich zu machen, während sie doch sicher bei dem regen Verkehr zwischen Ayamonte und Villareal des Spanischen mächtig waren. Vielleicht sprachen sie blos aus National-Widerwillen kein Spanisch; denn der Portugiese haßt den Spanier aufs äußerste, weil der Spanier den Portugiesen verachtet und, wo er nur kann, verspottet und lächerlich zu machen sucht, wozu der komische Hochmuth der Portugiesen allerdings hinreichend Anlaß giebt. Dieser Haß giebt den Schlüssel dazu, daß hier an der Grenze aller vermittelnde Uebergang zwischen Spaniern und Portugiesen gänzlich vermißt wird. In Ayamonte ist Alles ächt andalusisch; auf dem andern Ufer des Guadiana ist dagegen Alles, in Bezug auf Bauart und Einrichtung der Häuser, Gesichtsbildung, Tracht, Sitten, Sprache und Benehmen der Menschen so ächt portugiesisch, wie man es tief im Lande nicht besser finden kann.

Mein Plan war, Faro, die Hauptstadt Algarbiens, neun Leguas von Villareal entfernt, noch denselben Tag zu erreichen. Ich miethete daher ein Pferd für mich und mein Gepäck. Um neun Uhr brach ich in Begleitung eines jungen Burschen, der mir als Führer und Knecht dienen sollte, von Villareal auf. Das ganze Stück Landes, das durch die Lagunen von Castro-Maria, durch den Guadiana und den Ocean abgegrenzt wird, besteht aus reinem Flugsande, der sich längs der Küste in parallelen Reihen ungeheuer hoher, schneeweißer Dünen aufgethürmt hat. In den durch das durchsickernde Seewasser fortwährend feucht erhaltenen Niederungen liegen große Pflanzungen süßer Orangen und Citronen. Links davon bemerkt man die elenden Rohrhütten des Fischerdorfes Montegordo, Hauptpunkt der Sardinenfischerei an der algarbischen Küste. Nach Ueberschreitung einer niedrigen pinienbewaldeten Hügelkette betrat ich eine herrlich bebaute Gegend, die mit allen Reizen südlicher Fruchtbarkeit prangte. Obwohl der ganze Küstenstrich Algarbiens aus bloßem Sande besteht, so ist er doch durch den unermüdlichen Fleiß seiner sonst wenig civilisirten Bewohner vermittelst künstlicher Bewässerung, indem man unzählige Brunnen grub oder Gräben aus den Küstenflüssen leitete, in einen prachtvollen Garten verwandelt. Wahre Wälder alter Oliven- und breit-

ästiger Johannisbrotbäume, welche auch die Vorberge des algarbischen Gebirges fast gänzlich bedecken, wechseln mit Feigen- und Orangen-Pflanzungen, mit Weingärten und Gemüseland ab. In den Niederungen wogen goldene Weizensaaten, die von Maulbeer- und Mandelbäumen oder von Agave- und Cactus-Hecken umgeben sind. Hie und da hebt auch eine hohe Palme ihr gekröntes Haupt über den Fruchtwald empor. Die Gegend zwischen dem Flecken Conceição und Nossa Senhora da Luz oder der Bezirk von Tavira gleicht in der That einem Park. Die gutgebauten Häuser der zahlreichen Gehöfte und Ortschaften bezeugen den allgemeinen Wohlstand. Die Wege zwischen den Gehöften sind breit, sauber und von üppigen Hecken eingefaßt. Hohe schwarze Cypressen und schlanke Pinien umgeben gewöhnlich die weißschimmernden Landhäuser (Quintas). Die Pflanzungen der Südfrüchte haben eine Einfassung weißgekalkter Mauern auf denen meistens kurze Säulen stehen, und in den Zwischenräumen derselben hat die Weinrebe üppige Netze gewoben. — Inmitten dieser fruchtreichen Gefilde liegt Tavira, die schönste Stadt Algarbiens, mit 8800 Einwohnern auf beiden Seiten des Rio Segua, der eine halbe Legua weiter südlich in den Ocean fällt und der an seiner Mündung eine geräumige Rhede bildet, wo selbst Seeschiffe ankern können. Seine Ufer sind nach dem Meere zu, wie es fast bei allen Flüssen Algarbiens der Fall ist, mit Salzmorästen eingefaßt. Ueber diesen Fluß führt eine lange stattliche Steinbrücke, und von hier aus hat Tavira, dessen größere Hälfte sich auf dem rechten Ufer am Fuße bewaldeter Hügel sanft emporzieht, ein wirklich großstädtisches Ansehen, da es mehrere mit Kuppeln gezierte Kirchen und Klöster besitzt und die modernen Häuser fast sämmtlich Balcons haben. Die alterthümlichen Thore und ein finsteres Kastell am rechten Ufer erinnern noch an die Herrschaft der Araber.

Mein Pferd war blos bis Tavira gemiethet, und ich bekam nun ein Maulthier unter der Obhut eines anderen Burschen, der mich bis Faro begleiten sollte. Sein Vorgänger sprach geläufig spanisch; dieser Kerl dagegen sprach weder spanisch, noch verstand er eine Sylbe davon. So oft ich ihn um etwas

befragte, nahm er ehrerbietig seinen Hut ab und lachte mir ganz vergnüglich in's Gesicht, wenn er mich nicht begriffen hatte. Er trug sich ziemlich zerlumpt und schmutzig, schlenderte meist faul hinter dem Maulthiere her, sich an den Schweif desselben anhaltend, und öffnete den Mund höchstens, um einen Vorübergehenden zu grüßen oder ein »arre, besta!« (Vorwärts, Beest!) auszustoßen, wobei er niemals unterließ, das ebenfalls träge Thier mit seinem zugespitzten Stock in die Beine zu stechen. Eine Stunde hinter Tavira ging er plötzlich abseits in ein Olivengehölz, mir bedeutend, ich möge nur immer weiter reiten, er werde schon nachkommen. Bald nachher holte mich ein Reiter ein. Es war ein in Tavira angesiedelter Spanier, der meinen Kerl gesehen hatte und recht wohl kannte. Er sei, fügte er hinzu, sehr gutmüthig, ein bischen einfältig und so faul, daß er wenigstens eine halbe Stunde bedürfe, um sich die Jacke zuzuknöpfen; wenn er sich aber einmal in Bewegung setze, laufe er schneller als ein trabendes Pferd. Ich benutzte die Gesellschaft des Spaniers, um bei ihm Sprachstunde zu nehmen. Es kam mir dabei wohl zu statten, daß ich mich früher mit dem Portugiesischen beschäftigt hatte; doch erst nach einigen Tagen, als sich das Ohr etwas an den Klang der breiten Vocale und der vielen Zisch- und unkenartigen Nasen-Laute gewöhnte, gelang es mir, die Leute zu verstehen, was freilich um so schwieriger ist, als die Algarbier kein reines Portugiesisch sprechen, namentlich hängen sie den Wörtern wohl einen Schwanz an oder schneiden einen solchen ab, auch verwandeln sie das e häufig in einen zwischen a und ä schwankenden Laut. — Eine gute Legua hinter Nossa Senhora da Luz zieht sich hinter einem breiten baumlosen und theilweis unbebauten Thale ein niedriger, mit Zwergpalmen und einzelnen Pinien bewachsenen, steil in's Meer abfallender Höhenkamm hin, auf dem das Städtchen Fuceta liegt. Im Norden gewahrt man die waldbedeckten Wellenberge der Serra de Cadeiro mit dem Serro de São Miguel, einer 2000 Fuß hohen Bergkuppe, die eine Eremitage auf dem Scheitel trägt. An ihrem südöstlichen Fuße liegt in einem Walde von Johannisbrotbäumen der große Flecken Moncarapacho. Der Spanier, der nach Fuceta wollte, verließ mich hier, und so ritt ich denn allein weiter durch

die Unwissenheit ist, die unter der spanischen Geistlichkeit herrscht. In Spanien ist dagegen das Volk aufgeklärt, während das Volk hier in Barbarei aufwächst. Rafael Pinto zeigte umfassende Kenntnisse in der Politik, der Geschichte, den Naturwissenschaften, in der Kunst und Literatur nicht nur Portugals, sondern auch des Auslandes. Er wußte sich sehr fein zu benehmen. Sowohl in seinem Hause, als auch unter dem Volke war er heiter und gesellig. Wenn er ausging oder ausritt, ohne auf Amtswegen begriffen zu sein, so pflegte er die allgemeine Landestracht anzulegen. Er beschäftigte sich eifrig mit dem Landbau, namentlich mit der Baumzucht. Er liebte die Mechanik und Physik, und es war ihm gelungen, Blitzableiter einzuführen, die Bewässerung und die Mühlen zu verbessern. Ich speis'te bei ihm und besuchte mit ihm die Stadt und die Umgegend. Eines Morgens führte er mich zu der nahe bei der Stadt gelegenen Kapelle de Nossa Senhora da Piedade, welche ein wunderthätiges Marienbild enthält. Der Weg dahin führt aus dem Thale des Rio Macai im Zickzack auf den Gipfel des Hügels, wo die Kapelle steht, und ist mit den Stationen der Leidensgeschichte Christi besetzt. An ein Geländer der oberen Terrasse gelehnt, erblickte ich nun ein eigenthümliches Schauspiel. In langen Zügen kamen festlich geschmückte Männer und Weiber unter dem Absingen geistlicher Lieder herbei und warfen sich nicht allein während des Hinaufsteigens bei jeder Station nieder, um zu beten, sondern rutschten auch vom Thore der Terrasse auf den Knieen bis zur Kirche hinein; ja, einige Frauen rutschten den ganzen Berg auf ihren Knieen hinauf. So Etwas hatte ich in Spanien nie gesehen, und mir entfuhr ein Ausruf des Erstaunens. Der Pfarrer versetzte darauf ganz unbefangen in spanischer Sprache: „Sie wundern sich über die gläubige Demuth dieser Leute? — Das finde ich begreiflich, da Sie aus Spanien kommen. Dort herrscht zu wenig religiöse Ehrerbietung, bei uns zu viel. Indeß ist es besser, die Leute glauben zu viel, als zu wenig. Der gemeine Mann ist nicht fähig, sich durch eigenes Nachdenken eine Religion zu schaffen; darum muß ihm etwas bereits Fertiges gegeben werden, woran er sich halten und erbauen kann. Unsere Bauern glauben, die Madonna in Person vor sich zu haben,

wenn sie ihr schön angekleidetes, von Kerzen umstrahltes Bild sehen; sie glauben, durch die Selbstpeinigung des Rutschens ihren Zorn über begangene Sünden zu brechen und dadurch ihre und Christi Vermittelung zur Versöhnung mit Gott auszuwirken. Dabei befinden sie sich glücklich, und es wäre himmelschreiend, ihnen diesen tröstlichen Glauben zu rauben. Man kläre das Volk politisch auf, man begeistere es für sein Vaterland, seine Freiheiten und Rechte; aber man rüttele nicht an der Kirche, an der Religion, wie es in Spanien und leider auch schon in Portugal geschehen ist. Die Regierung zerbricht das Ruder des Staatsschiffes, wenn sie die Kirche sinken läßt, und das Volk wird unglücklich, wenn es das Zutrauen zur Kirche und ihren Dienern verliert, ja sie und die heiligsten Mysterien der Religion dem Spotte preisgiebt, wie es im Nachbarlande geschieht." Das etwa war der wesentliche Inhalt seiner Rede, die freilich manches Treffende enthielt, wobei jedoch die heilsamen Folgen einer fortschreitenden allgemeinen Aufklärung gänzlich außer Acht gelassen waren. Die Geistlichkeit sieht auch sehr wohl ein, daß damit die Stützen alles religiösen Aberglaubens nothwendig wanken und endlich zum Sturz gebracht werden müssen; deshalb bemüht sie sich, das Volk in Unwissenheit zu erhalten, während sie sein leibliches Wohl möglichst zu fördern sucht. Die Bedingungen dazu liegen vor Allem in der sorgfältigsten Cultur des Bodens. Dieser ist an sich, wie wir gesehen haben, keineswegs ergiebig; aber die feuchte Seeluft und die Benutzung des Wasserreichthums der Gebirge sind unter Mitwirkung einer Gluthsonne die Hauptursachen der ungemein großen Fruchtbarkeit. So kommt's, daß Algarbien, obwohl die kleinste, kaum hundert Quadratmeilen enthaltende Provinz Portugals, doch die bevölkertste und reichste ist. Der Ackerbau hat keine Bedeutung; dagegen erzeugt diese Provinz ungeheure Mengen von Feigen, süßen Orangen, Citronen und Johannisbrot, welche Früchte besonders nach England und Gibraltar ausgeführt werden. Sehr bedeutend ist auch der Fang der Sardinen, Stock- und Thunfische. Endlich birgt die Serra in ihrem Schooße einen Reichthum an Metallen, namentlich an Kupfer, der erst neuerlich durch eine Gesellschaft Lissaboner Kaufleute ausgebeutet wird.

gestellt, sondern sind auch so am Fensterstock befestigt, daß sie sich zur Hälfte von unten nach oben emporschlagen lassen. Namentlich liebt man letztere Jalousieen im Erdgeschoß. Ferner sind die Fußböden der Zimmer in Algarbien und ich glaube in ganz Portugal gedielt, während sie in Spanien entweder mit Backsteinen, mit Gyps oder Marmor belegt sind. Auch die Treppen pflegen meist hölzern zu sein. Diese Einrichtung erinnert mehr an den Norden, als an den Süden. Damit harmonirt, daß ich weder hier noch sonst wo in Algarbien eine mit Bäumen bepflanzte Promenade gefunden habe. Die Landschaft umher ist flach und gut angebaut, aber nicht so baumreich wie um Tavira. Die Ränder der durch einen ausmündenden Küstenfluß gebildeten Bucht von Faro sind morastig. Ein von niedrigen Inseln abgegrenzter Theil dieser Bucht dient als Hafen und hat selbst für größere Seeschiffe Wasser genug. Den westlichen Schenkel der Bucht bildet ein sandiger Höhenkamm, auf dessen Endvorsprung das Fort Barreta liegt; den östlichen Schenkel bildet eine flache, in Kap Santa Maria auslaufende Landzunge. Auf dieser Seite erhebt sich ein flacher Hügel, wo ein Theil der Stadt und ein mächtiges, von alten maurischen Befestigungen umgebenes Schloß liegt. Die größere Hälfte der Stadt zieht sich an der sanft abschüssigen, aus gelbem Sandstein bestehenden Küste empor. Man bemerkt eine Menge Klöster und Kirchen, doch ist keine der letzteren ausgezeichnet. In der Kathedrale fiel mir auf, daß sowohl der Bischof, welcher die Messe las, als auch die Domherren blutrothe Strümpfe trugen, und so sah ich sie nachher auch auf der Straße gehen. Auf dem Haupte trägt die portugiesische Geistlichkeit eine barettartige Kappe, während die spanischen Geistlichen einen zweikrämpigen, beinah wie eine Dachrinne aussehenden Hut haben.

Beim schönsten Wetter verließ ich Faro in Gesellschaft eines Maulthiertreibers, den ich gleich für die ganze fernere Reise gemiethet hatte. Sein Thier war zwar etwas faul, jedoch stark und zahm, er selbst gutmüthig, aber sehr dumm und verwildert. Er hatte die Blößen seiner Armuth blos mit einer stark geflickten Jacke, einer löcherigen Hose und einer verschossenen Schärpe verhüllt. Als ich mich über das ihm mangelnde Hemd verwun-

derte, sagte er, seine Frau sei gerade bei der Abreise damit beschäftigt gewesen, das Hemd zu waschen, woraus sich auf den Besitz eines einzigen schließen ließ. Die Füße hatte er mit zerrissenen Schnürstiefeln bekleidet, das ungekämmte verworrene Haupthaar bedeckte ein Hut, der ehemals schwarz gewesen sein mochte, mit der Zeit aber eine weißliche Farbe angenommen hatte. Bei aller seiner Dummheit war der Kerl ganz brauchbar; er kannte alle Wege und Kneipen, zeigte eine unermüdliche Ausdauer, war dabei genügsam, immer vergnügt und forderte nur sehr mäßigen Lohn. — Nach dreistündiger Wanderung begrüßten wir Loulé, eine alte, aber freundliche Stadt von 8000 Einwohnern, in der anmuthigsten Umgebung. Das kleine Königreich Algarbien zerfällt nämlich in drei mit der Südküste parallel laufende natürliche Streifen, welche das Volk als Küste, Hügelland und Gebirge unterscheidet. Der höchstens drei Stunden breite Küstenstrich besteht aus Sand, das Hügelland aus Kalk, Kalktuff, Mergel und Thon, das Gebirge, eine Fortsetzung der Sierra Morena, aus Thonschiefer und Grauwacke*). Loulé liegt nun innerhalb des von Oel- und Johannisbrotbäumen bewaldeten Hügellandes, dessen Kuppen sich bis zu einer Höhe von fast tausend Fuß erheben, und in den zwischen den einzelnen Kämmen befindlichen wasserreichen Thälern wimmelt es von Mühlen, Landhäusern, Bauerhöfen, die von Feigen-, Mandelbäumen und Orangen dicht umpflanzt sind. Dies die immergrüne Umgürtung der Stadt, deren Mauern im Osten und Süden der Rio Macai bespült, welcher durch ein hügelerfülltes äußerst fruchtbares Becken strömt. Dies Becken wird von vier höheren Bergkuppen umschlossen, von deren Gipfel man die prächtigste Aussicht auf die Umgegend, das Meer und die Serra genießt.

Von Cadiz aus war ich an den Pfarrer von Loulé Rafael Pinto empfohlen, und fand bei ihm und anderen Priestern eine Intelligenz vor, die mich hier um so mehr überraschte, je größer

---

*) Dieses Gestein ist zusammengesetzt aus eckigen und abgerundeten Stücken oder Körnern verschiedener Quarze, welche durch feine Körner von Feldspath und Quarz verkittet sind. Die herrschende Farbe ist grau.

die Unwissenheit ist, die unter der spanischen Geistlichkeit herrscht. In Spanien ist dagegen das Volk aufgeklärt, während das Volk hier in Barbarei aufwächst. Rafael Pinto zeigte umfassende Kenntnisse in der Politik, der Geschichte, den Naturwissenschaften, in der Kunst und Literatur nicht nur Portugals, sondern auch des Auslandes. Er wußte sich sehr fein zu benehmen. Sowohl in seinem Hause, als auch unter dem Volke war er heiter und gesellig. Wenn er ausging oder ausritt, ohne auf Amtswegen begriffen zu sein, so pflegte er die allgemeine Landestracht anzulegen. Er beschäftigte sich eifrig mit dem Landbau, namentlich mit der Baumzucht. Er liebte die Mechanik und Physik, und es war ihm gelungen, Blitzableiter einzuführen, die Bewässerung und die Mühlen zu verbessern. Ich speis'te bei ihm und besuchte mit ihm die Stadt und die Umgegend. Eines Morgens führte er mich zu der nahe bei der Stadt gelegenen Kapelle de Nossa Senhora da Piedade, welche ein wunderthätiges Marienbild enthält. Der Weg dahin führt aus dem Thale des Rio Macai im Zickzack auf den Gipfel des Hügels, wo die Kapelle steht, und ist mit den Stationen der Leidensgeschichte Christi besetzt. An ein Geländer der oberen Terrasse gelehnt, erblickte ich nun ein eigenthümliches Schauspiel. In langen Zügen kamen festlich geschmückte Männer und Weiber unter dem Absingen geistlicher Lieder herbei und warfen sich nicht allein während des Hinaufsteigens bei jeder Station nieder, um zu beten, sondern rutschten auch vom Thore der Terrasse auf den Knieen bis zur Kirche hinein; ja, einige Frauen rutschten den ganzen Berg auf ihren Knieen hinauf. So Etwas hatte ich in Spanien nie gesehen, und mir entfuhr ein Ausruf des Erstaunens. Der Pfarrer versetzte darauf ganz unbefangen in spanischer Sprache: „Sie wundern sich über die gläubige Demuth dieser Leute? — Das finde ich begreiflich, da Sie aus Spanien kommen. Dort herrscht zu wenig religiöse Ehrerbietung, bei uns zu viel. Indeß ist es besser, die Leute glauben zu viel, als zu wenig. Der gemeine Mann ist nicht fähig, sich durch eigenes Nachdenken eine Religion zu schaffen; darum muß ihm etwas bereits Fertiges gegeben werden, woran er sich halten und erbauen kann. Unsere Bauern glauben, die Madonna in Person vor sich zu haben,

wenn sie ihr schön angekleidetes, von Kerzen umstrahltes Bild sehen; sie glauben, durch die Selbstpeinigung des Rutschens ihren Zorn über begangene Sünden zu brechen und dadurch ihre und Christi Vermittelung zur Versöhnung mit Gott auszuwirken. Dabei befinden sie sich glücklich, und es wäre himmelschreiend, ihnen diesen tröstlichen Glauben zu rauben. Man kläre das Volk politisch auf, man begeistere es für sein Vaterland, seine Freiheiten und Rechte; aber man rüttele nicht an der Kirche, an der Religion, wie es in Spanien und leider auch schon in Portugal geschehen ist. Die Regierung zerbricht das Ruder des Staatsschiffes, wenn sie die Kirche sinken läßt, und das Volk wird unglücklich, wenn es das Zutrauen zur Kirche und ihren Dienern verliert, ja sie und die heiligsten Mysterien der Religion dem Spotte preisgiebt, wie es im Nachbarlande geschieht." Das etwa war der wesentliche Inhalt seiner Rede, die freilich manches Treffende enthielt, wobei jedoch die heilsamen Folgen einer fortschreitenden allgemeinen Aufklärung gänzlich außer Acht gelassen waren. Die Geistlichkeit sieht auch sehr wohl ein, daß damit die Stützen alles religiösen Aberglaubens nothwendig wanken und endlich zum Sturz gebracht werden müssen; deshalb bemüht sie sich, das Volk in Unwissenheit zu erhalten, während sie sein leibliches Wohl möglichst zu fördern sucht. Die Bedingungen dazu liegen vor Allem in der sorgfältigsten Cultur des Bodens. Dieser ist an sich, wie wir gesehen haben, keineswegs ergiebig; aber die feuchte Seeluft und die Benutzung des Wasserreichthums der Gebirge sind unter Mitwirkung einer Gluthsonne die Hauptursachen der ungemein großen Fruchtbarkeit. So kommt's, daß Algarbien, obwohl die kleinste, kaum hundert Quadratmeilen enthaltende Provinz Portugals, doch die bevölkertste und reichste ist. Der Ackerbau hat keine Bedeutung; dagegen erzeugt diese Provinz ungeheure Mengen von Feigen, süßen Orangen, Citronen und Johannisbrot, welche Früchte besonders nach England und Gibraltar ausgeführt werden. Sehr bedeutend ist auch der Fang der Sardinen, Stock- und Thunfische. Endlich birgt die Serra in ihrem Schooße einen Reichthum an Metallen, namentlich an Kupfer, der erst neuerlich durch eine Gesellschaft Lissaboner Kaufleute ausgebeutet wird.

Für dergleichen materielle Zwecke mögen die Hände eines algarbischen Landmanns allerdings leichter in Thätigkeit zu setzen sein, als die Kräfte seines Denkvermögens für das Interesse an den höheren Angelegenheiten des Lebens. Denn mit der geistigen Begabung der niederen Classen scheint es nicht weit her zu sein. Das gemeine Volk des südlichen Europa's zeichnet sich im Allgemeinen durch Schärfe des Verstandes und Schnelligkeit der Auffassung aus, womit sich ein gewisses Feuer der Bewegungen und große Lebhaftigkeit der Gesichtszüge, namentlich des Auges, verbindet. Nicht so der Algarbier. Dieser sieht entweder geradezu dumm aus oder pfiffig, aber Geist verräth er nicht. Seine Gesichtsbildung ist eigenthümlich. Die spitze Nase, die vorstehenden Backenknochen, die schmalen Lippen, die kleinen, tiefliegenden, schwarzen, stechenden Augen geben ihm ein Gepräge großer Verschmitztheit. Dabei hat er ein stilleres, ernsteres Wesen, als sein Nachbar, der Andalusier, ist auch größer und brauner. Er könnte Einem bei seiner beduinenartigen Verwilderung in der That Respect einflößen, wenn er nicht so viel Komisches hätte. Dies liegt in der körperlichen Haltung, in dem lächerlichen Hochmuth und in der knechtischen Höflichkeit. Er schreitet steif einher und sucht eine würdevolle Miene zu ziehen, sieht aber dabei plump und unbeholfen aus. Sein Hochmuth äußert sich besonders gegen den Andalusier, wenn ihn dieser zur Zielscheibe seines Witzes macht und von seinem Lande spricht, wie man bei uns von Krähwinkel oder Schöppenstädt. Dann blickt ihn der Algarbier wohl eine Zeit lang mit gravitätischer Miene und mit hochmüthigem Nasenrümpfen an, bis ihm etwa die Bemerkung entfällt, daß ein grimmig aussehender Portugiese genüge, um alle „Castelhanos" in der Welt davon zu jagen. Der spottsüchtige Andalusier überbietet dann seinen steifen Gegner durch zehn Mal größere Prahlereien; denn darin sucht er seinen Meister, indem er z. B. ganz ernsthaft, als wenn das eine ausgemachte Sache sei, sagen kann: „Wenn ich mein Messer ziehe, zittert die Erde," oder: „Wenn ich mit dem Fuße stampfe, fallen die Sterne vom Himmel." Kurz, das Schrauben dauert so lange, bis der Algarbier zuletzt in ein „Verfluchter spanischer Hund!" ausbricht, womit das Signal zur Prügelei gegeben ist. Auf der Grenze

und in den Hafenorten giebt es fast wöchentlich dergleichen Händel, die nicht selten einen sehr blutigen Ausgang nehmen. Der lächerliche Hochmuth und die kriechende Höflichkeit scheinen überhaupt Eigenschaften des portugiesischen Nationalcharakters zu sein. Daher manche Sitte, die ein unwillkürliches Lächeln erregt. So zählen die Portugiesen ihre Cavallerie nicht nach Pferden, sondern nach Pferdefüßen, damit es mehr klinge. Unter der Infanterie soll es (nach Versicherung von Spaniern) ein besonderes Commando-Wort geben, welches den Soldaten befiehlt, ein grimmiges Gesicht zu machen, wenn sie gegen den Feind zu marschiren, damit dieser sich fürchte. Unter den Kriegsschiffen sah ich selbst ein ganz kleines von drei Kanonen, und welchen Namen führte dasselbe? — »O terror do mundo«, d. h. der Schrecken der Welt. Beispiele von der kriechenden Höflichkeit der Algarbier habe ich schon bei der Gelegenheit angeführt, als ich den ersten Fuß auf's Land setzte. Aber an demselben Tage machte ich die Erfahrung, daß auch Alle, die mir auf der Straße begegneten, schon in der Entfernung von mehreren Schritten den Hut tief abnahmen, stehen blieben, sich verbeugten und regelmäßig folgende lange Formel hersagten: „Adieu, mein Freund! Zu den Befehlen Ew. Herrlichkeit! Ew. Gnaden gehaben sich wohl! Glückliche Reise! Es lebe mein Herr!" Spricht man mit einem Algarbier, so nimmt er bei jeder Erwiederung den Hut ab und bei der Verabschiedung fügt er die Worte hinzu: „Ich bin Ew. Herrlichkeit niedrigster Diener!" Bei alledem scheint sich unter dieser anhündelnden Kriecherei oft ein heimtückisches Gemüth zu verbergen, das den Gekränkten fähig macht, seinen hochgestellten Beleidiger hinterrücks zu erdolchen. Gegen den Fremden sind die Algarbier mittheilsam, gastfrei und dienstfertig, ohne sich aus Habsucht irgend eine Prellerei zu Schulden kommen zu lassen. — In Lebensweise, Tracht und Sitten unterscheiden sie sich sehr von den Andalusiern. Alle bis auf den gemeinsten Maulthiertreiber hinab trinken von früh bis spät Thee (Cha) und essen Butterbrot dazu. Ihr dunkelfarbiges, aus Mais- und Gerstenmehl gebackenes Brot ist locker und sandig, und schmeckt trocken und kraftlos. Der Reis ist Lieblingsgericht. Die Tracht der Männer aus den gebildeten Ständen ist, wie in Spa-

nien, französisch. Die aus dem Volke tragen lange weite Beinkleider und weite kurze schmucklose Jacken aus grobem braunen Tuch, eine kattunene Weste, Schnürstiefeln und einen großen schwarzen Filzhut. Letzterer hat einen niedrigen runden Kopf, sehr breite Krämpen und ist mit einem breiten schwarzen Atlasband, mit Quasten und messingenem Schmuck verziert. Des Sonntags legen sie eine fein tuchene blaue Jacke mit blanken Messingknöpfen an, so wie eine scharlachrothe Weste mit kleinen goldenen Knöpfchen, ein rothseidenes Halstuch und eine rothe Schärpe. Alle, zum Theil auch die Vornehmeren, tragen weite brauntuchene Aermel-Mäntel, die gewöhnlich mit grünem oder blauem Wollenzeug gefüttert sind; daran befindet sich ein kurzer faltenreicher Kragen und eine Kapuze, die bei schlechtem Wetter über den Kopf gezogen wird. Das weibliche Geschlecht ist munterer, als das männliche, hübsch gewachsen und von weißerer, frischerer Gesichtsfarbe, als die Andalusierinnen, dabei aber plumpfüßig und mit breitem Gesicht. Die Damen kleiden sich ebenfalls französisch und tragen auf dem Kopf entweder den französischen Hut oder blos ein feines weißes mit Spitzen eingefaßtes dreieckiges Taschentuch. Die Frauen der mittleren Stände tragen ein weißes oder gelbes Kopftuch, dazu ein scharlachrothes wollenes Umschlagetuch, dessen Kante mit schwarzen Blumen gestickt ist; außerdem gehen sie in langen Kleidern aus buntem oder hellfarbigem Kattun. Die Bäuerinnen tragen meistens einen dunkelblauen rothgefütterten, unten mit schwarzem Sammet eingefaßten Kattunrock, ein schwarzsammetnes kurzärmeliges vorn offenes Mieder, ein buntes kattunenes Hals- und Kopftuch und einen portugiesischen Männerhut. Um die Schultern schlagen sie eine fast immer brauntuchene mit grünem Sammet eingefaßte Mantilla, deren abgerundete Zipfel bis über die Kniee hinabhängen. An Sonn- und Festtagen binden sie ein schwarzseidenes Halstuch um und die reichen Pächterinnen Halsbänder, die aus an einander gereiheten Ducaten bestehen. Alle, selbst die vornehmeren Frauen, tragen weite faltenreiche dunkelfarbige Tuchmäntel mit langen Kragen und ohne Aermel, ganz wie die spanischen Männermäntel. — Als Nationalspiel beobachtete ich eins, dessen Aufgabe ist, eine eiserne, durch einen Stockhieb

in Bewegung gesetzte Kugel durch einen in den Boden gesteckten engen Ring zu jagen.

Von Loulé begab ich mich nach Alte, einem kleinen, bereits am Saume der Serra in einem kesselförmigen Thale gelegenen Dörfchen, in dessen Nähe sich reiche Kupferminen befinden. Am Eingange der steil ansteigenden Gassen schießt ein Bach über eine von Felszacken starrende abschüssige Fläche mit jähem Fall in die Tiefe. An den von Schlingpflanzen üppig umrankten Rändern rauschen die Räder mehrerer Mühlen, und gerade über dem Wasserfall ist eine hohe schmale Brücke ausgespannt, wodurch das sonst elende Dörfchen etwas ungemein Malerisches bekommt. Die Bewohner sind sehr arm und leben meist blos vom Kohlenbrennen, Bergbau und dem Verarbeiten des dort häufig wachsenden Espartos. Mit letzterem Geschäft geben sich namentlich die Weiber und Mädchen ab. Auch in Loulé und dem ganzen Hügellande bemerkte ich einen ähnlichen aber eigenthümlichen Industriezweig. Die Frauen daselbst flechten nämlich allerhand Matten, Decken, Körbe, Geräthschaften, ja selbst allerliebste Blumen und Zierrathen aus den Fächerblättern der in Algarbien äußerst gemeinen Zwergpalme (Chamaerops humilis), welche sie in dünne Streifen zerschneiden und an der Sonne bleichen. In Andalusien verfertigt man Besen daraus.

Hinter Alte erlebte ich in dem Flecken São Bartholomén dos Messines einen seltsamen Auftritt. Auf dem Marktplatz begegnete mir nämlich ein Leichenzug. Wie in Spanien, stand der Sarg offen und die Leiche hatte man blos in ein Leinewandtuch gehüllt. Plötzlich mochten die Träger Durst bekommen, setzten die Bahre mitten auf den Markt nieder, ließen die singenden und betenden Geistlichen laufen, wohin sie wollten, und traten in einen Gasthof, um ein Glas Wein zu trinken und eine Cigarre zu rauchen. — Ueber einen kahlen Kamm des immer näher rückenden düsteren Granitgebirges der Serra de Monchique gelangten wir in ein fruchtbares Thal, das von einem breiten Flusse durchströmt wird. Hier liegt die uralte Stadt Silves, einst Residenz der maurischen Könige von Algarbien. Noch mahnen die mächtigen geschwärzten Mauren und Thürme eines großen, den Gipfel eines Hügels einnehmenden Castells und die finsteren

Thore an jene Zeit. Hier fand ich zu meiner Freude einen Gasthof, dessen Besitzer ein Spanier war. Auch das Dienstpersonal bestand aus Spaniern; denn der Wirth wollte lieber höheren Lohn geben, als Portugiesen in seinen Dienst nehmen, die er sämmtlich als „heimtückische Hunde" bezeichnete. Es waren noch mehrere Spanier zugegen, Seeleute, deren Schiffe in dem benachbarten Hafen von Villanova lagen, und aus ihren Gesprächen wurde mir erst recht klar, welch ein glühender Haß zwischen Spaniern und Portugiesen herrscht.

Den folgenden Tag vertiefte ich mich von Neuem in die dunkeln Wellenberge der Serra, die schon von fern in rosigen, gelben und weißen Farben schimmerten, indem verschiedene Haide-Arten, stachelige Ginster und andere Sträucher in voller Blüthe standen. Auch die Niederungen und grasigen Abhänge boten einen sehr bunten Anblick dar. Kleine gelbe Narcissen, blaue wohlriechende Hyacinthen, weiße Maaslieben und weiße rothgeaderte crocusartige Lilien, violette Löwenmäuler (Antirrhinum Linaria) ꝛc. wuchsen hier in Menge und verliehen dem Gebirge das Ansehen eines Blumengartens. Nachdem wir diese bunten bebuschten wellenförmigen Kämme überstiegen, stand das Gebirge in seiner ganzen Ausdehnung vor uns. Die Serra de Monchique besteht blos aus zwei breiten Kuppen von gewaltigem Umfange, die durch ein tief einschneidendes Thal von einander geschieden sind. Die westliche sanftgerundete und höchste Kuppe heißt die Foïa, die östliche von der Form einer breiten stumpfen Pyramide, heißt die Picota. Der Fuß der Serra ist von Korkeichen bewaldet, dann folgen Kastanienwälder bis zur halben Höhe. Die obere Hälfte ist kahl, theils mit Gerölle, theils mit Matten bedeckt. Am steilen Südostabhang der Foïa ungefähr 2000 Fuß hoch über dem Meer liegt höchst romantisch das Städtchen Monchique. Man steigt allmälig dahin empor durch Gehölze alter Korkeichen, die mit Gemüsefeldern und Obstpflanzungen abwechseln, so wie durch ein herrliches, von zahlreichen Mühlen durchrauschtes Thal. Die Ansicht des Ortes wird verhindert durch die dichten Kastanienwälder, welche alle Abhänge bedecken, bis man aus einer mit Orangen erfüllten Schlucht tritt, durch welche ein Bach braus't. Ueber den höchsten Gassen

der Stadt hängt ein Kloster gleich einem Schwalbennest auf steilen Granitfelsen, und darüber erheben sich die hohen grauen Kuppen der ernsten Foïa. Auf der entgegengesetzten Seite zeigt sich der breite und lange, mit einzelnen Gehöften und Hütten übersäete Abhang der Picota, und dazwischen blickt man hinaus auf die Wellenberge von Alem-Tejo. Im Uebrigen ist die Stadt sehr schlecht gebaut, und mein Gasthof war eine Höhle voll Schmutzes und Ungeziefers, deren Bewohner düster, mißtrauisch und verwildert aussahen. In Begleitung eines Advocaten und eines Kaufmanns machte ich einen Ausflug nach dem Gipfel der Foïa, wohin man bequem reiten kann. Dieser Berg erreicht eine Höhe von 3830 Fuß, ist von vielen Schluchten durchfurcht, deren Bäche bis hoch hinauf von der orientalischen Alpenrose eingefaßt sind, und besteht größtentheils, wie die ganze Serra, aus einem hellfarbigen Granit. Den Gipfel krönt eine aus Steinen errichtete Pyramide. Durch das Fernrohr konnte man die Umrisse der Serra da Arrábida an der Tejo-Mündung erkennen, so wie die Thürme von Beja in Alem-Tejo. Diese Provinz überblickt man fast ganz und gar. Ein großer Theil derselben wird von den welligen Vorbergen der Serra de Monchique eingenommen, der Rest ist entweder vielfach durchschnittenes Hügelland oder (in der Mitte und nach dem Meere zu) unabsehbares, nur mit Gestrüpp oder dürrer Haide bekleidetes Flachland. Nach Südwesten zu dacht sich das algarbische Scheidegebirge allmälig ab und geht in die Sandsteinbildung über, woraus die schroffen Klippen des Kaps St. Vincent zusammengesetzt sind. Diese südwestliche Spitze Europa's springt als schmale Landzunge weit in den Ocean vor und wird rings von senkrechten Sandsteinwänden ummauert. Auf dem äußersten Vorsprunge steht ein Kloster. Die See brandet hier fortwährend furchtbar. Durch das Fernrohr konnte man deutlich erkennen, wie der Schaum der Brandung einen silberweißen Gürtel um die rothgelben Klippen schlang und häufig bis an den oberen Rand des Kaps hinaufspritzte.

Noch besuchte ich Lagos, eine leidlich gebaute Stadt von 5000 Einwohnern und zugleich Festung, die aber blos nach der Seeseite zu durch einige hohe Wälle gut vertheidigt wird. Die

Citadelle hat gar keinen Werth, da sie von den benachbarten Höhen beherrscht wird. Die ziemlich weite, von malerischen Sandsteinwänden umschlossene Bucht würde ein guter Hafen sein, wäre sie nicht von Untiefen erfüllt. — Meine Rückreise von da nach Cadiz ging ohne weitere merkwürdige Zwischenvorfälle von statten.

Viertes Kapitel.

Ein Dampfboot verkürzt den Weg zwischen Cadiz und Puerto de Santa Maria, die zu Lande sechs Leguas von einander entfernt sind, und schon nach Verlauf einer Stunde läßt es den Anker in dem durch die Mündung des Guadalete gebildeten Hafen dieser Stadt fallen, die den Mittelpunkt des Weinhandels der Umgegend bildet. Die Gassen fand ich still und menschenleer, freute mich aber der großen und schönen Spaziergänge, in denen ganze Wälder der edelsten Fruchtbäume mit einer Fülle seltener Zierpflanzen und Blumen abwechseln. Durch die reizenden Anlagen des Paseo de la victoria am nördlichen Stadtende wanderte ich dem eigentlichen Ziele meines Ausflugs zu. Jenseits des Weichbildes der Stadt führt der Weg eine halbe Stunde lang durch eine Niederung, die links von einem Fichtengehölz begrenzt wird und die sich rechts bis hinaus an's Meer heruntersenkt. Magere Kornfelder wechseln hier mit Haideland, in dem hie und da einige kümmerlich gedeihende Oliven angepflanzt sind. Am nördlichen Rande dieser Ebene erhebt sich ein felsiger Hügel, der stellenweis mit einer dünnen Sandschicht und Gestrüpp bedeckt ist. Eine verlassene Venta und die Trümmer einer Kapelle sind die einzigen Spuren menschlichen Treibens in dieser Oede. Durch Disteln und Dornen arbeitete ich mich zu dem Gipfel des Hügels hinauf und vor mir lag das Schlachtfeld von Jerez de la Frontera. Von meinem Standpunkte aus beherrschte ich im Süden die Ebene von Puerto de Santa Maria und die Bai von Cadiz, im Norden ein langes und breites, erst in großer Entfernung von einigen grauen Berg-

zügen begrenztes Wellenland, in dessen Mitte Jerez (hchereß) liegt. Nach Osten zu wird durch den Guadalete von den Niederungen am Meer die Landschaft geschieden, deren sanfte Schwingungen sich westwärts bis an den Horizont ausdehnen. In diesem Wellenlande wurde Spanien durch eine einzige Schlacht für den Islam gewonnen. Wie das unermeßliche Ergebniß des Sieges von 711, so ist der Sieg selbst fast unbegreiflich. König Roderich hatte die Blüthe der Gothen, wohl 100,000 Krieger, um sich versammelt. Der arabische Feldherr Tarik hatte nicht mehr als 12,000 Saracenen, dazu eine Rotte christlicher Ueberläufer und eine große, mehr zum Raub als zum Kampf geneigte Schaar halbnackter Mauren. Außer ihrer Uebermacht hatten die Gothen die Vortheile des unebenen Bodens für sich, in welchem sie die Hülfsmittel ihrer von den Römern ererbten Kriegskunst mit dem größten Nutzen gegen die rohe Kampfweise der Araber anwenden konnten, deren Schlachtordnung die aller orientalischen Völker überhaupt war und auch nachher immer blieb: ein wilder Haufen Fußvolk in der Mitte, ein ungeordneter Troß Reiterei auf beiden Flügel, und so vorwärts zum Siege oder zum Verderben. Die afrikanische Reiterei, auf dem Blachfelde furchtbar wie Sturmwind, konnte auf dem hügeligen Terrain von Jerez nur einen geringen Theil ihrer Kraft entwickeln. Wir lesen von sieben Tagen der Schlacht, die in dem heißen Monat Juli (19. bis 26.) gefochten wurde. Aber die ersten drei wurden mit Gefechten der Vortruppen hingebracht, die drei letzten mit Verfolgung der Flüchtlinge: der vierte Tag war der Tag der eigentlichen Entscheidung. Blutig und lange zweifelhaft wurde gestritten, bis die verrätherischen Prinzen, mit ihrem Oheim, dem Erzbischof, aus den Reihen der christlichen Streiter in die der Ungläubigen übertraten und hierdurch das Verderben der Westgothen und ihres Reiches herbeiführten. Zwei Jahre nach der Schlacht bei Jerez gab es außer den Gebirgen von Asturien kein Land mehr, das den Gothen in Spanien gehörte, und hundert Jahre später hatte das spanische Volk seine Trachten, seine Sitten, seine geschichtlichen Erinnerungen, kurz sein ganzes moralisches Eigenthum bis auf die Religion an die Araber verloren. — Wer weiß, ob der felsige Gipfel, auf dem ich meinen

Sitz genommen, nicht derselbe ist, den König Roderich auf der Flucht erstieg, um einen letzten Blick auf die Wahlstatt zu werfen, wo seine Krone und sein Reich in Trümmern ging! Mein Hügel, wie der des Gothenkönigs, war der höchste der ganzen Umgegend. Auf todmüdem Rosse, triefend von Blut, den Helm voll Beulen, das Schwert zur Säge zerhackt und von allen den Seinigen verlassen, floh Roderich, wie ein Volkslied sagt, dem Guadalete zu. Nachher fand er sein Grab in den Fluthen des Guadalquibir.

Die Fahrt von Cadiz nach Sevilla den Guadalquibir hinauf ist höchst eintönig. Dem Dampfboote fehlte es freilich keineswegs an Eleganz und bequemer Einrichtung; aber den niedrigen und baumlosen Ufern des trüben schlammgelben Stromes, der eine mittlere Breite von 4 bis 600 Fuß haben mag, fehlt aller Reiz. So weit das Auge reicht, giebt es in der flachen Umgegend nichts als Stoppelfelder und Haiden, die hin und wieder von Pferde- und Rinderheerden belebt werden; nur in der Ferne erscheint eine Reihe hoher blauer Sierras. — Die Sonne war bereits untergegangen, als sich im Hintergrunde der Landschaft lang hingestreckt das vielthürmige Häusermeer von Sevilla zeigte, hoch überragt von dem himmelanstrebenden Thurm der Giralda.

Sevilla hieß zur Zeit der Römer Hispalis (am Bätis). Im Jahre 712 fiel die Stadt den Arabern in die Hände, und seit dem Jahre 1090 wurde sie Hauptstadt des Reiches der Almoraviden und Almohaden, welche von hier aus das ganze muhamedanische Spanien mit Ausnahme des Emirats von Saragoza beherrschten. Im Jahre 1248 mußte sie sich dem König Ferdinand III. von Castilien unterwerfen. Aus Furcht vor dem wüthenden Fanatismus dieses Königs wanderten mehr als zwei Drittel der Bevölkerung (und Sevilla zählte damals über 300,000 Seelen) nach Granada aus. Zur Zeit der Entdeckung Amerika's blühte Sevilla zum zweiten Mal empor. Als Hauptstapelplatz des spanischen Handels überflügelte sie bald durch

Reichthum und Luxus, durch Bevölkerung und Größe alle übrigen Städte von Andalusien, ja von ganz Spanien. Die reichsten Granden der Monarchie siedelten sich hier an und unter ihrer Gunst entwickelte sich jene Glanzperiode der spanischen Malerei, aus welcher die unsterblichen Schöpfungen eines Murillo, Velazquez, Zurbaran, Valdes Leal u. A. hervorgingen. Zwei Jahrhunderte hindurch besaß Sevilla einzig und allein den Handel von Amerika; die Silberflotten gingen von hier aus und landeten hier, um sich ihrer Schätze zu entledigen; eine Menge Abenteurer strömte hier zusammen, um die spanischen Schiffe zu bemannen, und die Seelenzahl der Stadt wuchs von Jahr zu Jahr. Doch seitdem im Anfange des 18. Jahrhunderts die Bourbonen den Thron bestiegen und Cadiz begünstigten, welches einen besseren Ankerplatz für die größeren Seeschiffe darbot, sank Sevilla, und erst neuerlich hat es sich wieder mehr und mehr gehoben, so daß es gegenwärtig nächst Barcelona und Malaga die bedeutendste Handelsstadt Südspaniens ist; an Reichthum aber übertrifft sie alle andalusischen Städte. Die Stadt liegt in einer weiten muldenförmigen sehr fruchtbaren Ebene dicht am Guadalquibir, zum Theil tiefer als der Wasserspiegel desselben, daher die häufigen Ueberschwemmungen. Mit Einschluß der Vorstädte ist es die an Umfang größte Stadt Spaniens. Die Einwohnerzahl übersteigt jedoch kaum 100,000 Seelen, weshalb große Strecken ziemlich verödet stehen. Das eigentliche alte Sevilla oder die Altstadt liegt am linken Stromufer, beinahe kreisrund und größtentheils noch von der alten mit zahllosen Thürmen gekrönten arabischen, ja selbst noch römischen Ringmauer umgürtet, durch welche zwölf Thore in das Innere der Stadt führen. Dies Innere ist, wie alle maurischen Städte, ein Gewirr von engen und krummen, theilweis sehr schlecht gepflasterten Gassen. An der Südseite der Stadt liegt das Barrio de San Bernardino, eine große, von der niederen Klasse bewohnte Vorstadt. Das rechte Stromufer nimmt Triana ein, ein offener modern gebauter Ort, der Wohnsitz der Majos und der Schauplatz unendlicher Raufereien. Ueber den Strom, wo durchschnittlich immer 80 bis 100 Seeschiffe ankern, führt jetzt eine Drahtbrücke.

Unter den Denkmälern der Baukunst nimmt die Kathedrale den ersten Platz ein; es ist die erste großartige gothische Kirche, die ich seit dem Dome von Barcelona gesehen. Sie steht an der Stelle der ehemaligen Hauptmoschee, von welcher blos noch der Thurm, die Giralda, übrig ist, und bildet mit ihren Nebengebäuden ein ungeheures Viereck. Die nördliche Hälfte davon füllt der mit Orangenbäumen bepflanzte und mit zwei Fontainen gezierte Orangenhof. Der Dom selbst, 420 Fuß lang und 260 Fuß breit, zerfällt durch 32 Pfeiler in fünf Schiffe von 126 Fuß Höhe. Die hohen mit prachtvollen Glasgemälden geschmückten Fenster verbreiten ein magisches Dämmerlicht, wie solches in die von grünen Büschen und bunten Riesenblumen umgebene Laubhalle eines Götterhaines fällt. Im Uebrigen sind alle Verhältnisse einfach, edel und würdig gehalten, ohne alle Ueberladung in Verzierung und Vergoldung; der Boden ist mit schwarzem und weißem Marmor getäfelt, und schlanke Säulen von grauem Gestein tragen die kunstreich verschlungenen Verzweigungen der hohen Bogen und Gewölbe. So macht das Ganze den Eindruck schöner Erhabenheit; doch würde die Wirkung noch mächtiger sein, wenn nicht, wie in den meisten spanischen Kirchen, das Chor in der Mitte des Hauptschiffes angebracht wäre. Von den beiden daselbst aufgestellten Orgeln enthält die größte 5000 Pfeifen. Das auf einem Sockel von schwarzem Marmor ruhende Hochaltar besteht aus Cedernholz und besitzt ein Tabernakel von massivem Silber. Die Zahl der Altäre sowohl in den Hauptschiffen als in den Seitenkapellen beläuft sich auf 82. In der Kapelle der Könige wird der Körper Ferdinands des Heiligen in einem silbernen Sarge aufbewahrt, der auf dem Altartisch unter einem Baldachin von purpurrothem goldgestickten Sammet steht. In dem Schatz dieser erzbischöflichen Kirche, die vier Bischofssitze und 234 Parochieen umfaßt, findet sich eine Masse der werthvollsten Kostbarkeiten aufgehäuft. Wir erwähnen darunter die einen Dom darstellende Custodia von massivem Silber, die 510 Mark wiegt, so wie die in Gestalt einer Sonne ganz aus Gold gearbeitete Monstranz, deren Strahlen mit Edelsteinen besetzt sind; eben so sind die sämmtlich aus Silber oder Gold gearbeiteten Kronen, Kreuze, Kelche, Candalaber rc.

mit kostbaren Steinen besetzt. Es giebt sogar ein ganzes Altar mit lebensgroßen Engeln, bestimmt für das Frohnleichnamsfest, ebenfalls von Silber. In der Capilla mayor zeigt man als Merkwürdigkeit die aus Silber bestehenden, reich vergoldeten Stadtschlüssel, welche dem Könige Ferdinand von den Mauren bei der Uebergabe von Sevilla überreicht wurden. — Auf der Ostseite der Kathedrale erhebt sich die berühmte Giralda, der höchste Thurm Spaniens, durch einen arabischen Baumeister von Backsteinen aufgeführt, ist bis zur Höhe von 172 Fuß viereckig, und die Wände sind mit Arabeskenwerk aus Stuck*) überzogen. Jedes Stockwerk wird durch ein zierliches Fenster in Form von drei- oder fünffachen Kleeblättern bezeichnet. Der obere, erst im 16. Jahrhundert von den Spaniern erbaute Theil besteht aus drei über einander gestellten Tempeln mit 22 harmonisch zusammenklingenden Glocken. Die Gesammthöhe des Thurmes beträgt 364 Fuß, und seine Spitze ziert eine kolossale Bildsäule des Glaubens, nach welcher der ganze Thurm La Giralda benannt wurde. Man ersteigt die Giralda auf einem inwendig führenden Wendelgange, dessen sanfte Hebung die Stufen entbehrlich macht. Man könnte da auch hinaufreiten oder selbst hinauffahren, wenn der Gang für einen Wagen breit genug wäre. Von oben hat man die Aussicht über eine unermeßliche und zwar flache, aber doch keineswegs uninteressante Landschaft. Zu den Füßen des Beschauers dehnt sich Sevilla aus, mit seinen zahllosen, zum Theil im Schimmer vielfarbiger Glanzziegel prangenden Kirchen, Klöstern und Thürmen vom tobenden Volksgewühl durchfluthet, das wie das dumpfe Gemurmel eines fernen, durch Klippen und Felsen niederrauschenden Wasserfalles emporklingt. Rings um die Häusermasse zieht sich ein Kranz von Gärten und Promenaden. Dazwischen drängt sich der majestätische Strom, windet sich in mächtigen Krümmungen durch die weite Ebene und bespült die Mauern zahlreicher Ortschaften, deren Namen manche geschichtliche Erinnerungen wecken. Im Norden bemerkt man Algaba mit seinem maurischen Castell, wo zur Zeit der Bela-

*) Der Stuck, gebrannter mit Leimwasser angemachter und gefärbter Gyps, dient zur künstlichen Nachbildung des Marmors.

gerung Sevilla's manch romantischer Kampf mit Schwert und Lanze gekämpft wurde. Den nördlichen Horizont umsäumen die die dunkelblauen Kuppen der Sierra Morena, und bis zu den ersten Wellenbergen derselben zieht sich längs des rechten Stromufers eine äußerst fruchtbare mit Dörfern und Landhäusern übersäete Ebene hin, in welcher bei dem Dorfe Santiponce die zerstreuten Trümmer eines Amphitheaters von dem früheren Dasein der alten römischen Stadt Italica zeugen. Am Fuße eines olivenbedeckten Höhenzuges, welcher diese Ebene im Westen begrenzt, liegt Castillego de la Cuesta, dessen Kirche die Gebeine von Ferdinand Cortez birgt, und nahe bei der Triana glänzen zwischen Palmen die Kuppeln des Karthäuserklosters von Nuestra Señora de las Cuevas, wo der Leichnam des Columbus (1506) beigesetzt wurde mit der einfachen Grabschrift: „Dem Reiche von Castilien und Leon — gab eine neue Welt Colon" (A Castilla y a Leon nuevo mundo dio Colon); in neuerer Zeit wurde der Leichnam nach Cuba gebracht. Von Süden her blinken aus Saatfeldern und Orangenbüschen die Thürme von Coria, römisch Caura, im Alterthum ein Hauptstapelplatz des Handels, jetzt ein unbedeutender Flecken. Weiter aufwärts leuchtet das Schloß Gelves, wo Fernando de Herrera (c. 1600), der Sänger der Schlacht von Lepanto, seine „Eliodora" dichtete, und eine halbe Stunde unterhalb von Sevilla spiegeln sich im Strom die weißen Häuserreihen des freundlichen Städtchens San Juan de Aznalfarache, einst eine der maurischen Vorvesten von Sevilla, jetzt ein Landaufenthalt der vornehmen Städter, die daselbst ihre Villen haben. Das linke Stromufer zeigt mit den sich daran schließenden weiten Ebenen nur eine geringe Zahl von Ortschaften. Meist sind es blos Cortijos oder große Stutereien, die vereinzelt zwischen den Piniengehölzen und den von Palmengestripp überzogenen Weiden hervorgucken. Ostwärts, zwischen dem römischen Carmona und dem durch sein vielthürmiges Castell ausgezeichneten Städtchen Alcala de la Guadaira, zieht sich im Zickzack die weiße Linie der Caños de Carmona oder der von Julius Cäsar erbauten Wasserleitung, die aus 410 Bogen besteht und Sevilla noch heute mit Trinkwasser versorgt.

Neben der Giralda ist die schönste Reliquie maurischer Archi-

tectur der Alcazar, ein von hohen Festungsmauern eingeschlossener arabischer Königspalast, in welchem Prunkgemächer, prächtige Säulenhöfe, Terrassen, Gallerien und herrliche Gärten in labyrinthischer Folge mit einander abwechseln. Ein bedeutender Theil dieses Schlosses ist freilich durch Neuerungssucht entstellt oder durch die Zeit zerstört; allein es bleibt davon immer genug zur Bewunderung übrig. Durch ein elegantes Eingangsthor tritt man in den Haupthof, einen viereckigen, von einem zierlichen Säulengang umschlossenen Raum, der mit Marmorfontainen, Orangen- und Citronenbäumen geschmückt ist; den Säulengang tragen 52 Marmorsäulen. Daneben befindet sich der große Saal der Gesandten, eine hohe thurmähnliche Halle, überspannt von einer kunstvoll aus Holz zusammengefügten Kuppel, welche die Gestalt einer halben Orange hat. Noch zeigt man in den unterirdischen Geschossen des Palastes die bombenfest gewölbten Bäder der maurischen Könige, die sehr geräumig sind. Die weitläuftigen, mit Fontainen und Bildsäulen versehenen Gärten sind recht hübsch, jedoch im steifen französischen Stil angelegt.

In der Nähe des Alcazar zieht die königliche Cigarrenfabrik die Blicke des Fremden auf sich. Es ist ein ungeheures Gebäude mit Wall und Graben, das einer Citadelle gleicht. Im Innern ist Alles sehr zweckmäßig eingerichtet und sauber gehalten. Mehr als 1400 Mädchen und Frauen werden hier beschäftigt. Der Bau dieses Palastes hat nicht weniger als 2,775,000 Thaler gekostet. Das schönste Gebäude neuerer Baukunst in Form eines großen regelmäßigen Vierecks ist die Consulado oder die Lonja, ehemals die Börse der Stadt, gegenwärtig der Aufbewahrungsort für das Archiv von Indien, eine Sammlung aller Werke, Gesetze, Verordnungen rc., die seit Entdeckung der neuen Welt in Bezug auf Amerika und die anderen überseeischen Besitzungen erschienen sind. Endlich führen wir noch die Plaza de Toros (Platz der Stierkämpfe) an. Dieser leider nur halb vollendete Circus, ganz aus Stein nach Art der antiken Amphitheater erbaut und nahe am Guadalquibir gelegen, ist der größte auf der ganzen Halbinsel, indem er 20,000 Menschen faßt.

Ueberreich ist Sevilla an Kunstschätzen. Aus den Tausenden der Gemälde, die sich in den Kirchen und öffentlichen oder Privat-

Sammlungen finden, wollen wir nur ein paar kostbare Perlen des Meisters Murillo auszeichnen. In der Antoniuskapelle der Kathedrale stellt ein Bild den heiligen Antonius dar, wie er in himmlischer Entzückung die Arme ausbreitet, um das Jesuskind zu empfangen, das, von Engelchören umgeben, aus den Wolken zu ihm hinabsteigt. Stellung und Ausdruck des mit außerordentlicher Farbenpracht ausgestatteten Heiligen machen einen großen Eindruck. In dem Nationalmuseum (Museo de Pinturas) fällt vor allen in's Auge „die Himmelfahrt der Jungfrau", ein kolossales Gemälde, bestimmt, den Hochaltar einer Kirche zu schmücken. Die Jungfrau in weißem durchsichtigen Gewande, von einem blauen Shawl umschlungen, die Hände vor der Brust gefaltet, das Auge erdenwärts gesenkt, schwebt einsam, getragen von leuchtenden Wolken, gen Himmel. Das größte Meisterwerk Murillo's wird jedoch in der Kirche des Hospitals von San Jorge oder der Caridad aufbewahrt. Es ist sein Moses oder das Fließen des Wassers, ein Riesenbild mit 28 Figuren in Lebensgröße. Moses hat so eben das Wasser aus dem dürren Fels hervorgerufen und blickt nun, den Zauberstab zwischen den emporgehobenen Händen haltend, dankend gen Himmel auf, von dem ein wunderbares Licht aus schwarzem Gewölk herabfällt. Zu seiner Rechten steht sein Bruder Aaron und betrachtet ihn voll Bewunderung. Neben ihm sprudelt das Wasser so hell und natürlich, daß man glaubt, es rauschen zu hören. Ringsum stürzen Menschen und Thiere herbei, um ihren Durst zu löschen. Von diesen ist jede einzelne Figur von ergreifender Wahrheit. So auf einem schönen weißen Pferde ein kleines Kind, das eben getrunken hat und zu seiner Mutter gewandt, lächelnd nach dem Felsen deutet, während das Pferd erschöpft sein müdes Haupt über einige Personen hinweg nach dem Kessel voll Wasser streckt, den ein junges Mädchen über dem Kopf vorüberträgt. — In und um Sevilla hat man viele römische Bildhauerwerke aufgefunden. Zu den merkwürdigsten derselben gehören die beiden, auf der Alameda beinah im Mittelpunkt der Stadt aufgestellten Bildsäulen, von denen die eine den Herkules, die andere einen Imperator, angeblich Julius Cäsar, darstellt. Sie ruhen auf frei stehenden sehr alten Säulen, deren jede bei einer Höhe von etwa vierzig

Fuß aus einem einzigen Granitblock besteht. Herrliche antike Bildsäulen schmücken auch den Hof von dem sogenannten Hause des Pilatus, eines jetzt ziemlich verödeten Palastes, der von einem Marquis von Bibera nach dem aus Jerusalem mitgebrachten Grundriß der vermeintlichen Wohnung des Pilatus in einem höchst wunderlichen Stil erbaut wurde.

Die Straßen von Sevilla sind im Durchschnitt ansehnlich und freundlich. Die Häuser kann man am allerwenigsten „hohe Prachtgebäude" nennen, wie das in einem bekannten Liede geschieht. Sie sind im Allgemeinen von mittlerer Größe und haben durchweg einen blendend weißen Kalkanstrich, der ihnen einen festlichen Anstrich giebt, und dieser wird noch erhöht durch die Blumenfülle, die auf den zierlichen Balcons prangt. Die innere Einrichtung derselben ist fast römisch, und wirklich sollen die Gebäude der benachbarten Stadt Italica in früherer Zeit dabei zum Muster gedient haben. Alle Häuser besitzen nämlich eine kleine viereckige Vorhalle, die auf der einen Seite nach der Gasse hinausführt, auf der anderen Seite durch ein großes eisernes Gitterthor mit einem geräumigen, im Mittelpunkte der Gebäude befindlichen, viereckigen Hofe in Verbindung steht. Dieser Hof, der Patio, ist der Ausgangs- und Einigungspunkt für alle Treppen und Gänge des inneren Hauses. Auf die Verschönerung desselben wird die meiste Sorgfalt verwandt. Der Boden ist fast immer mit Marmor getäfelt. In seiner Mitte plätschert ein Springbrunnen, halb versteckt in einem Hain von Rosen und anderen Zierpflanzen, oder umschattet von Orangenbäumen, oder doch wenigstens mit Blumentöpfen umstellt; Gold- und Silberfischchen spielen in dem Becken des Brunnens. Rings umher oder doch auf der einen Seite des Patio entlang läuft eine Bogenhalle mit Marmorsäulen, die sich zuweilen auch im zweiten oder dritten Stockwerk wiederholt. Dahin öffnen sich alle Wohnungen im Erdgeschoß, die meist keine Fenster, sondern Glasthüren haben. Die Decke des Hofes bildet entweder ein dichtes Netz von lebendigem Weinlaub, oder es wird in den heißen Tagesstunden ein Sonnendach von Hanf oder geflochtenem Esparto darüber ausgespannt. Hinter Haus und Hof folgt oft noch ein Gärtchen oder ein zweiter Patio mit Gängen zum

Lustwandeln. Im Sommer dient der erst genannte Raum als Empfangs-, Gesellschafts- und Familiensaal. Die schattigen Bogengänge desselben werden möblirt, neben seinem kühlen Springbrunnen wird der Tisch gedeckt, hier wird Mittagsruhe (Siesta) gehalten, des Tags über gearbeitet, am Abend auf der Guitarre gespielt und gesungen. Da der Patio entweder ganz offen oder nur durch eine Gitterthür verschlossen ist, so kann man von der Straße aus bequem sehen, was in jedem Hause vorgeht. In Gasthöfen und Kaffeehäusern herrscht dieselbe Einrichtung. Auf diese Weise wird Sevilla von einem Geiste der Oeffentlichkeit durchdrungen, wie kaum eine andere Stadt des südlichen Europa. Die Häuser sind übrigens in der Regel blos von einer Familie bewohnt, da es zum guten Ton gehört, ein ganzes Haus zu seiner Verfügung zu haben*). Daher wird es bei der nach Verhältniß des Stadtumfangs sehr geringen Bevölkerung und bei der Menge der leer stehenden Häuser auch ärmeren Familien möglich, sich ein Haus zu miethen. Die niedrigeren Klassen drängen sich in den Vorstädten zusammen.

Die Sevillaner zehren jetzt von dem triefenden Fett der Vorzeit. Ihr Reichthum ist ein Erbstück der Väter und kann nur durch weisen Genuß erhalten werden. In diesem Bewußtsein hüten sie sich vor aller kostspieligen Verschwendung. Eine Loge im Theater und ein paar schöne Pferde oder Maulthiere machen gewöhnlich den größten Luxus aus, den sich eine reiche Familie erlaubt. Die Dienerschaft erscheint ohne allen Prunk. Die Wagen sind durchweg einfach, und manche Karossen gehören ihrer Form nach dem vorigen Jahrhundert an. Freilich darf man nicht vergessen, daß die geschmackvolleren im Auslande gebauten Wagen einer Steuer von zwei- bis dreitausend Realen unterliegen. Man begnügt sich daher um so eher mit den Lei-

*) Dieselbe Sitte herrscht in Palma, der Hauptstadt von Mallorca (mit 35,000 Einw.), wo viele, aber zum Theil verarmte Adelige in Besitz weitläuftiger Gebäude sind. Dennoch mag sich bei aller Concurrenz von Fremden kein einziger dazu entschließen, Miethsleute in sein Haus zu nehmen, weil dies Anstoß geben würde.

stungen der einheimischen Wagenbauer. In anderen Stücken muß indeß die fremde Industrie doch aushelfen. So bezieht man die feinen Handschuhe und die kostbarsten Mantillen aus Paris. Eben daher kommen die Fächer, welche hier einen Theil des Damenanzugs ausmachen und dabei zugleich eine Art Schutz- und Trutzwaffe sind. Dagegen sind dem Südspanier kostbare Möbeln und reich verzierte Zimmer noch kein Bedürfniß. So hat mein nahe am Mittelpunkt der Stadt gelegener Gasthof ein sehr stattliches Ansehen und dem Patio fehlt keine Schönheit; aber mein ziemlich geräumiges Zimmer ist nur mit vier schönen weißen Kalkwänden tapezirt, deren Decoration in einem Spiegel von der Größe eines halben Briefbogens besteht. Ein mit grünem Fliegennetze überhängtes Feldbett, ein kleiner Tisch, ein Dutzend Binsenstühle und ein Fußteppich von Strohgeflecht und vor dem Fenster ein paar hochrothe Vorhänge — das ist die ganze Ausstattung meines bescheidenen Zimmers. Nichtsdestoweniger möchte ich dasselbe mit dem Prunkgemach manches Palastes nicht vertauschen. Wenn ich des Morgens früh beim Aufstehen mein Fenster öffne, so strömt mir von der Terrasse des Nachbarhauses der feinste süßeste Blumengeruch entgegen. Von dem Thurm der alterthümlichen Michaeliskirche gegenüber klappert mir, von seiner stelzfüßigen Brut umringt, der Storch seinen Morgengruß entgegen. Es währt nicht lange, so zieht eine ganz vortreffliche Militairmusik die Straße herauf, und die ganze weibliche Nachbarschaft eilt an die Fenster und auf die Balcons. Ich schlürfe indeß behaglich meinen Thee, denn der Kaffee ist überall in Spanien fast ungenießbar, während die Chocolade, die man sonst in jedem spanischen Bauernhause auf's beste hat, hier ausnahmsweise nur mittelmäßig ist. Was das Essen betrifft, so kann ich über die viel gepriesene Nüchternheit der Spanier bemerken, daß dieselben sich des Morgens nicht etwa mit ein paar Eiern begnügen, sondern ganz gehörig Beefsteaks und Schinkenschnitte frühstücken, daß sie sich um vier Uhr mit großer Gewissenhaftigkeit an der Wirthstafel einfinden und daß sie unmittelbar vor dem Schlafengehen noch einen handfesten Nachtimbiß zu sich nehmen. Wein wird wenig getrunken. Wohnung und Tisch werden in meinem Gasthof mit einem Piaster täglich bezahlt.

Die versengende Hitze, die häufig die Balcongeländer und andere metallene Gegenstände von schwarzer Farbe so heiß macht, daß man sie nicht angreifen kann, ohne sich die Hände zu verbrennen, nöthigt die Bewohner, am Tage in den schattigen Höfen ihrer Häuser zu bleiben. Versinkt aber die Sonne, und ist es kühl geworden (jetzt im Juni gegen neun Uhr), so füllen sich die Gassen mit Menschen an. Alles strömt auf die Spaziergänge und das Toben des lustigen, zu tausend Neckereien aufgelegten jungen Volkes, welches unter Guitarrenspiel jauchzend und singend die Straßen durchzieht, dauert bis in die tiefe Nacht. Der meiste Lärm herrscht immer in der Triana, dem Viertel der Handwerker, Schifferknechte, Fischer und Zigeuner, und kaum darf ein Fremder, zumal in französischer Tracht, es wagen, nach Sonnenuntergang durch die entlegeneren Gassen dieses Stadttheils zu gehen. Vor den Thüren der zahlreichen Weinschenken stehen dann ausgelassene Gruppen, die alle Vorübergehenden hänseln. Kommen ein paar Majos hinzu, so giebt es gewöhnlich einigen Zusammenstoß, der jedoch selten ernsthafte Folgen nach sich zieht. Unter Majos versteht man nämlich eine Art Stutzer aus den niederen Ständen, die sich in Niederandalusien und namentlich in Sevilla finden. Es sind dies junge unverheirathete Männer, die dem Contrebandistenhandwerk obliegen, Söhne wohlhabender Bürger, die mit ihrem Gelde groß thun können und etwas darin suchen, den Caballero zu spielen, den Frauen den Hof zu machen und auf allerhand Abenteuer auszugehen. Sie kleiden sich gewöhnlich etwas phantastisch. Sie tragen kurze zierliche knappe Jäckchen von Sammet oder Seide, die prächtig gestickt und mit einer Art Epauletts aus Quasten und Franzen versehen sind. Aus den beiden offenen Taschen dieser Jacke guckt der Zipfel eines gelbseidenen Schnupftuches hervor. Dazu nehme man eine weiße Piquéweste, eine feine seidene Schärpe und ein dergleichen vorn durch einen goldenen Ring gezogenes Halstuch, enge kurze blausammetne Beinkleider, gestickte Gamaschen-Schuhe mit großen Sporen und einen großen Schirmhut. So herausgeputzt, ergehen sich die Majos in den übertriebensten Prahlereien und stellen sich als wollten sie Jedermann mit Haut und Haaren verschlingen. Treffen zweie von ihnen zusammen, die in der Erzählung ihrer

meist erlogenen Abenteuer und Heldenthaten wetteifern, so bricht gewöhnlich bald Streit unter ihnen aus. Nun geht es an ein Schimpfen und Fluchen, bis sie sich endlich unter den drohendsten Geberden fordern. Das Volk bildet einen Kreis und feuert die erzürnten Majos noch mehr zum Kampf an. Die beiden Gegner legen darauf ihre Jacken ab, schlagen ihren Mantel um den linken Arm, um die Stöße zu parariren, und stellen sich auf acht bis zehn Schritt mit vorwärts gebeugtem Oberleib einander gegenüber, die Navaja (Dolch) in der rückwärts gezogenen rechten Hand. Sobald der Eine angreift, reißt der Andere aus und Beide umkreisen sich im schnellen Lauf, indem Einer dem Andern von hinten beizukommen sucht. Endlich fallen einige Stöße und man ritzt sich gegenseitig ein wenig die Haut, worauf es gut ist. Trifft ein Majo mit einem ihm unbekannten Gegner zusammen, so geht's nicht selten wie mit dem kreißenden Berg, der eine Maus gebiert. Der Majo flucht, tobt und geberdet sich, als wollte er seinen Gegner in Stücke zerreißen. Läßt sich dieser aber nicht einschüchtern, sondern tritt er ihm entschlossen und schweigend (bei dem Andalusier ein Zeichen größter Erbitterung) entgegen, so giebt der Majo bald kleinlaut nach, sucht durch einen Witz der Sache eine andere Wendung zu geben und behandelt zuletzt seinen Gegner als seinen Gevatter. Wie es Majos unter den Männern giebt, so auch Majas unter den Frauen, wie man Diejenigen nennt, welche ein männliches Wesen affectiren. Sie kleiden sich mit der größten Sorgfalt möglichst elegant und phantastisch, wissen alle Volkstänze zu tanzen, die Guitarre zu spielen, alle Lieder und Romanzen zu singen, die Navaja zu handhaben, so wie Cigarren zu rauchen und bestreben sich, durch berechneten Blick und Bewegung die Augen der Männer auf sich zu ziehen. — Am besten lernt man die Majos im Theater des Guadalquibir, das der Triana angehört, kennen. Hier darf man nur in der Nationaltracht erscheinen, wenn man nicht Gefahr laufen will, hinausgeworfen zu werden. Es ist eins von den Schauspielhäusern des niedrigsten Ranges, wo es fürchterlich zugeht. Nicht nur, daß man den Hut aufbehält und beständig raucht und zecht: man spricht auch in's Stück hinein, sucht die Schauspieler aus ihrer Rolle zu bringen, trinkt ihnen

zu, verhöhnt und schimpft sie mit lauter Stimme, kurz, man erlaubt sich die größten Ungezogenheiten, aber mit einer sehr ergötzlichen Harmlosigkeit. Dergleichen Volkstheater giebt es noch mehre. Außerdem besitzt Sevilla noch zwei größere Schauspielhäuser für die höheren und mittleren Stände, nämlich das Haupttheater (Teatro principal) und la Campana. In dem letzteren werden die sogenannten „Saynetes" am besten gegeben. Diese ähneln dem französischen Vaudeville, haben jedoch nur einen Act und sind weniger Lustspiele, als Sittengemälde mit Scenen aus dem Volksleben, indem der Dialect der Provinz, wo sie spielen, gewöhnlich beibehalten wird.

Ein großartiges Etablissement, wo man besonders die Landbewohner sieht, ist die Plaza de la Encarnation, oder der Fleisch-, Fisch-, Gemüse- und Brotmarkt: ein ungeheures Viereck mit einer Menge Gallerien aus Stein. Doch muß man sich hier vor den nicht seltenen Taschendieben hüten, die im Entwenden von Taschentüchern außerordentlich gewandt sind. Ueberhaupt giebt es in Sevilla sehr durchtriebene Gauner, die es mit den abgefeimtesten Spitzbuben von Paris und London aufnehmen können. Obgleich die Behörden jetzt sehr wachsam sind, so fallen doch auch jetzt noch oft genug Beraubungen in den entlegneren Stadttheilen vor. Deshalb ist es nicht rathsam, sich des Abends bei einer Verirrung nach dem Wege zu erkundigen, indem es leicht geschehen kann, daß man von einem Unbekannten, der sich als Führer anbietet, in einen Spitzbubenwinkel gebracht wird.

Ein bekanntes deutsches Lied beginnt mit den Worten: „Nach Sevilla möcht' ich ziehn", und in der That hat die Stadt etwas eigenthümlich Anmuthiges, was auf die Dauer fesseln könnte. Dazu tragen nicht wenig die vielen grünen Partien bei, von denen das Innere durchwachsen ist, die Mauern umgeben und die Ufer des Guadalquibir eingefaßt sind. Die eigentliche große Promenade erstreckt sich außerhalb der Mauern von dem Thore der Triana an längs des linken Stromufers. Ihr schönster Theil ist der Salon de Christina, ein kleiner Park, dessen Mittelpunkt ein großer, mit Marmorplatten gepflasterter und einer

doppelten Reihe von Marmorbänken umsäumter, erhöheter Platz, zu dem vier oder fünf Stufen hinaufführen und der von ausländischen Bäumen umschattet wird. Nahe beim Eingange dieses Parkes dicht am Fluß steht der Goldthurm (Torre del Oro), ein dicker zwölfeckiger Thurm, der noch von Julius Cäsar herrühren soll, obwohl er keineswegs im römischen Stil gebaut ist. Den Namen hat dieser uralte Thurm davon erhalten, daß er Peter dem Grausamen zur Schatzkammer gedient oder daß hier ehedem die Silberflotten hier anlegten, um ihre Schätze auszuladen. An die Alameda schließt sich ein Lustwäldchen, die Delicias, wenigstens eine halbe Stunde weit flußabwärts. Hier kann man sich an dem mannigfaltigsten Wechsel der Naturscenen und des Menschenlebens ergötzen. Zu deinen Füßen strömt der Guadalquibir; auf dem jenseitigen hügeligen Ufer blicken schneeweiße Dörfer und Landhäuser aus den Gärten und Baumpflanzungen hervor; dann zeigt die Vorstadt Triana ihre stattlichen Uferstraßen und die Kuppeln ihrer vielen Kirchen. Triana gegenüber liegt der Hafen mit hundert Segeln und dem buntesten Gewühle. Durch die Schattengänge aber sprengen schmucke Reiter auf feurigen Rossen; hin und wieder kommt auch ein altväterlicher Staatswagen, mit fünf oder auch mit sieben reich aufgeschirrten Maulthieren bespannt. Hier prangt ein Blumenfeld im Buschwerk, wie eine Perle in smaragdener Einfassung; dort sticht das saftige Grün eines Orangenhaines hell ab gegen die dunklere Färbung der Akazien und Platanen; weiterhin wuchert über dem weichen Pflaum des Grases Granatengebüsch mit purpurnen Blüthen. Geputzte Menschen erhöhen noch die Reize der Natur. Draußen pflegt sich die gute Gesellschaft nach Sonnenuntergang wohl auf der Terrasse der Christina, jedoch mit Leuten aller Stände untermischt, sehr zahlreich einzufinden. Inmitten der Stadt ist es vorzüglich der Herzogsplatz (Plaza del Duque), der des Abends von schönen Damen und eleganten Herren wimmelt. Akazien bilden ein über den ganzen Platz hinüberreichendes Laubgewölbe, das im Schimmer von hundert Laternen feenartig erglänzt. Im Mittelpunkt des Platzes sprudelt eine Fontaine. Längs der vier Seiten sind prächtig erleuchtete Zelte und Buden errichtet, wo man Eiswasser und andere kühlende Getränke reicht.

Da lustwandelt sich's nun ganz behaglich tief in die Nacht hinein unter heiterem Gespräch und Scherz und Lachen. Denn hier zu Lande kann Jeder seinen fröhlichen Muth auf dem Markte zeigen, ohne damit anzustoßen. Die Abendversammlungen gewinnen einen eigenthümlichen Anstrich der Vertraulichkeit dadurch, daß die Damen im bloßen Kopfe erscheinen, denn die Mantilla fällt entweder ganz weg oder sie wird nur über die Schulter geworfen. Eine Rose oder eine Nelke macht den ganzen Kopfputz der Damen aus, und dazu stimmt denn vortrefflich der zwischen beiden Geschlechtern herrschende zwanglose Ton und die Sitte, sich gegenseitig beim Vornamen anzureden. Freilich mag's oft ein gefährlich Ding scheinen, den wegen ihrer Schönheit gepriesenen Sevillanerinnen in die Augen zu schauen. Diese Augen sind in der That groß, glänzend schwarz, voll Feuer, stolzen Sinn, Kühnheit und entschlossenes Wesen verrathend, — aber, es spiegelt sich darin keine Tiefe des Gemüthes, kein zartes weibliches Herz ab. Doch der Geschmack ist verschieden, und wir wollen den Spaniern die Bewunderung ihrer Schönen keineswegs verargen.

Wir haben bisher das Leben der Andalusier im Sommer geschildert. Während des Winters tritt dies natürlich bei weitem weniger in die Oeffentlichkeit. Nur die Weihnachtszeit macht eine Ausnahme davon. In der Woche, die vor dem heiligen Abend vorhergeht, wird eine Art Christmarkt gehalten. Der Platz dazu ist in Sevilla der geräumige vor dem Thor von Triana zwischen der Brücke und dem Goldthurm gelegene Plan. Hier verkauft man in den zahlreichen Buden allerhand Gebackenes, namentlich den beliebten „Turon“, ein blos zu Weihnachten gebräuchliches, aus Weizenmehl, Honig und Mandeln zusammengesetztes steinhartes Backwerk, ferner Früchte, buntseidene Bänder, Volkslieder, Gebetbücher, Rosenkränze, Heiligenbilder und allerlei musikalische Instrumente, besonders Tambourins und „Zambombas“. Die Zambomba ist eine Art Rumpeltopf; sie besteht nämlich aus einem thönernen gewächstopfartigen Gefäß, dessen Boden ein rundes Loch hat und dessen weite Mündung mit einem Trommelfell überspannt ist. In letzterem ist ein dünnes

Rohrstäbchen befestigt, und fährt man mit feuchter Hand daran auf und nieder, so giebt die Zambomba einen eigenthümlich brummenden oder gurgelnden Ton von sich, der je nach der Größe des Gefäßes höher oder tiefer ist. Mit dem Spielen dieses unharmonischen Instrumentes belustigt sich nun Alt und Jung am Weihnachtsabend. Desgleichen pflegt man an diesem Abend Mandelsuppe und Turones zu essen, so wie während der Feiertage Truthühner, die in Spanien sehr billig sind und die zu dieser Zeit in ungeheuren Heerden, namentlich von den Zigeunern, nach den Städten zum Verkauf gebracht werden. Dagegen weiß man in Spanien nichts von Weihnachts- und Neujahrsgeschenken. — Folgender Auszug aus einem Reisebericht giebt uns ein dahin schlagendes Bild von Sevilla und seiner Winterlandschaft: „Am Morgen vor Weihnachten hatte das schlechte Wetter der vorhergehenden Wochen aufgehört; der Himmel zeigte sich zum ersten Male wieder wolkenlos, und die Sonne schien frühlingswarm auf das üppig grüne Land. Dies veranlaßte mich zu einem Ausflug in die Umgegend. Die fußhohen Weizensaaten, die mit Goldfrüchten reich beladenen Orangenhaine, die stolzen Palmen, aus deren Kronen lange Trauben sich röthlich färbender Datteln herabhingen, die blühenden Schlingpflanzen, welche die Cactus- und Agavehecken durchschlangen, — diese ganze erwachende Pflanzenwelt ergriff mich mächtig bei dem Gedanken an die ferne, unter dem Frost des nordischen Winters starrende Heimath, und kaum würde ich mich beim Anblick des wonnig blauen Himmels und der hell strahlenden Sonne überzeugt haben können, daß Weihnachten sei, hätten nicht die entlaubten Aeste der Feigen- und Mandelbäume und der Schnee auf den entfernten Gebirgsketten von Ronda an den Winter gemahnt. Das Ziel meiner Wanderschaft war das Amphitheater des alten Italica. Es ist von länglich runder Gestalt mit zwei Thoren, nach Osten und nach Westen. Auf allen Seiten erblickt man die verwitterten und zertrümmerten Granitbänke, von denen einst Tausende auf den Platz herniederschauten, wo der Gladiator schrie und der Löwe und Leopard brüllte. Unter den Bänken befinden sich gewölbte Gemächer, aus denen Menschen und Thiere durch verschiedene Thüren zum Kampf hervorstürzten. Durch Fenchelstauden und

Gestripp bahnte ich mir einen Weg zu diesen Gewölben, jetzt der Aufenthalt von Nattern und anderem Gewürm. Nachdem ich die Ruinen in Augenschein genommen, schlug ich einen anderen Weg ein und erreichte einen Platz, wo auf einem halb verzehrten todten Pferde mit blitzenden Augen ein ungeheurer Geier stand, der bei meiner Annäherung sich langsam in die Luft erhob und sich dann auf das östliche Thor des Amphitheaters niederließ, von wo er ein heiseres Geschrei ausstieß, wie im Zorn darüber, daß ich ihn von seinem Leichenmahle verscheucht. — Als ich zu Mittag nach Sevilla zurückkehrte, herrschte lärmendes Volksgewühl an allen öffentlichen Plätzen. Am ärgsten war es vor dem Thor der Triana. Alles schrie und jubelte wild durch einander. Ueberall hörte man das Quieken der Kindertrompeten, das Gezirp des Tambourins und das Brummen der Zambomba, das Rasseln von Klappern und Castagnetten (eine Art Handschellen, oder hölzerne Klappern in Form einer Nußschale, welche um den Daumen gebunden und an einander geschlagen werden). Auf der Alameda hielten Landleute mit Hunderten von Eseln und Maulthieren neben Haufen von Orangen, Citronen und Gemüse. Den Flußkai entlang lagen große Stöße von Bataten, frischen Weintrauben, Bananen, Ananas und zerschnittenes Zuckerrohr aufgeschichtet, die von Malaga und anderen Orten der südandalusischen Küste gekommen waren. Selbst Cocosnüsse fehlten nicht: zu einer Peseta (8 Sgr.) das Stück wurden sie von dunkelfarbigen Mulatten verkauft, da eben einige amerikanische Schiffe geankert waren. Geputzte Stadtmädchen, das kleine schwarzseidene Saluppentuch lose um den bräunlichen Nacken geschlungen und frische Rosen in dem glänzend schwarzen Haar, feilschten mit phlegmatischen Matrosen, die neben großen Körben voll Seefischen lagerten. Die Romanzenverkäufer priesen mit lauthin schallendem Geschrei ihre Gesänge und ihre mit seltsamen Holzschnitten verzierten Flugblätter voll Mord- und Wundergeschichten. Bisweilen durchbrach ein phantastisch gekleideter Majo auf stolzem Roß das wilde Gedränge, und allenthalben ertönte das gellende Geschrei zerlumpter Zigeunerweiber, die über prasselnden Kohlenbecken Kastanien und Pinienzapfen rösteten, oder Waffelkuchen buken. Das eigentliche Volksleben begann

erst nach Sonnenuntergang. Banden von buntgeputzten jungen Leuten beiderlei Geschlechts durchzogen singend und jauchzend unter Guitarrenspiel und Castagnettengeräusch, begleitet von den schrillen Tönen des Tambourins und der Zambomba alle Gassen, hielten hier und da auf den Plätzen und führten Nationaltänze auf, zu denen sie eigenthümliche Lieder sangen. Gegen eilf Uhr hörte der Lärm auf, und die Gassen wurden menschenleer. Da unterbricht auf einmal die Stille der heiligen Nacht das feierliche Geläute aller Glocken der Giralda, welches die Geburt des Welterlösers verkündet und die gläubige Christenheit zum Hochamt in der Kathedrale ruft. Bald sieht man schwarz verschleierte Frauen und in dunkle Mäntel gehüllte Männer schweigend und langsam nach dem Dom pilgern. Auch ich schloß mich ihnen an. Es war eine wunderbar schöne Nacht. Die Luft war still und warm und die hellsilbernen Strahlen des Vollmondes umkränzten mit magischen Lichtblumen die gothischen Verzierungen der Kathedrale. Im Innern des Doms lag Alles in stummer Andacht auf den Knieen, und nur die betenden Worte des Priesters am Hochaltar, so wie die pausenweis von Meisterhand gespielten Accorde der herrlichen Orgel unterbrachen die Stille der nächtlichen Feier. Trotz der tausend Kerzen, die in den Kapellen und namentlich an dem von dicken Weihrauchwolken umwirbelten Hochaltar flammten, war das Innere der Kirche nur matt erhellt und das Auge suchte vergeblich das Gewölbe in der düsteren Höhe. Gespenstisch streckten die riesigen Pfeiler, theilweis vom Kerzenlicht grell beleuchtet, ihre Arme in die finstere Nacht der oberen Regionen aus und hier und da fiel ein Streif des Mondlichtes durch die bunten Glasgemälde der hohen Bogenfenster und übergoß die verschleierten knieenden Frauen mit seltsamen Lichtern. Um zwei Uhr endete die Messe, die Kerzen erloschen und geräuschlos entleerte sich der Dom."

Den Weg von Sevilla nach Cordoba machte ich zu Pferde. Ein alter Genueser begleitete mich, um mein Pferd wieder zurückzubringen. Wir passirten die kleine Stadt Alcala, berühmt wegen der Ruinen eines gewaltigen maurischen Schlosses, das

auf einer felsigen Anhöhe liegt und malerisch über den Guadalquibir sich neigt. Die erste Nacht blieben wir in Carmona, einer maurischen Stadt mit hohen düstern Mauern, die in kurzen Zwischenräumen mit viereckigen Thürmen von so massenhaftem Bau besetzt sind, daß sie dem Zahn der Zeit Trotz zu bieten scheinen. Die Ostseite der Stadt, welche die Stirn eines Hügels einnimmt, blickt über eine weite Ebene hin, welche meilenweit unbepflanzt und unbebaut sich von der Sierra Nevada bis zur Sierra Morena erstreckt. Am folgenden Morgen betraten wir diese Ebene. Sie bildet einen Theil der großen Wüste von Andalusien, einst ein fruchtbarer Garten, nach der Vertreibung der Mauren ein nur hie und da mit Kornfeldern und Olivenpflanzungen abwechselndes Haideland, wo es nur wenige Dörfer und Städte giebt. Gegen Mittag kamen wir zu einem Orte Namens Moncloa, der aus einer Venta und einem wüst aussehenden alten Schlosse bestand, über dessen äußere Mauer ein einsamer Palmbaum sein Haupt erhob. Wir traten in die Venta, banden unsere Pferde an die Krippe und nachdem wir Gerste für sie bestellt, setzten wir uns am Heerde nieder. Der Wirth und die Wirthin setzten sich ebenfalls zu uns. „Das sind böse Leute", sagte der alte Genuese auf italienisch zu mir, „und das ist ein böses Haus; es ist eine Diebsherberge und es sollen sogar Mordthaten hier vorgefallen sein." Ich betrachtete die Leute aufmerksam. Beide waren noch jung, der Mann etwa fünfundzwanzig Jahr alt. Er war ein kleiner dicker Bauer, augenscheinlich von ungemeiner Körperstärke; auf seinem sonst ziemlich hübschen Gesicht lag etwas Finsteres und in seinen Augen eine düstere Gluth. Seine ihm etwas ähnelnde Frau hatte ein offeneres und gutmüthigeres Gesicht. Mich überraschte die schöne rosige Gesichtsfarbe und das hellbraune Haar. Bei näherer Erkundigung erzählte mir die Wirthin, daß ihre beiderseitigen Großeltern aus Deutschland hierher eingewandert seien, indem vor etwa hundert Jahren ein König von Spanien *) Ab-

*) Seit 1767 siedelte in diesen Gegenden der Minister Carl's III. Olavides Deutsche und andere Ausländer bis über 10,000 an, die bald mehrere Dörfer und Städte, als Carolina, Santa Helena, Carlota u. a. gründeten.

gesandte nach Deutschland geschickt und jedem Landmanne, der dies Land anbauen wolle, eine Wohnung, ein Joch Ochsen nebst Futter und Mundvorrath auf ein Jahr versprochen habe. In Folgen dessen seien viele Familien hieher gekommen und ihre Ansiedelungen hätte man deutsche Colonien genannt; deren gäbe es mehrere sowohl disseits als jenseits Cordoba. Die deutsche Sprache ist unter diesen Colonisten gänzlich ausgestorben. Als ich den Wirthsleuten bemerkte, daß sie als ächte Abkömmlinge des deutschen Volkes, doch auch gewiß rechtschaffene Leute wären und keine Diebe unter sich hätten, sah mich die Wirthin einen Augenblick an, blickte dann auf ihren Ehemann und lächelte. Der letztere, der bis dahin schweigend und mit verdrießlicher Miene geraucht hatte, schleuderte jetzt den Rest seiner Cigarre in das Feuer des Heerdes, stand auf und ging brummend von dannen.

Auf der Fortsetzung unseres Rittes erzählte mir mein Begleiter von dem berüchtigten Räuber Navarro, der hier noch vor Kurzem mit seinen Banden haus'te und alle Postwagen plünderte. Vom Volke hatte er nichts zu fürchten, da er überall, wo er sich immer aufhielt, eine Menge Almosen unter die Armen vertheilte. Dabei spielte er den Caballero und wußte den Reisenden die Börse immer mit vielem Anstand zu leeren. Dies erfuhren auch ein paar reiche Lords, die sich in Sevilla aufhielten und den heroischen Beschluß gefaßt hatten, dem Räuber Navarro einen Besuch abzustatten. Sie kundschafteten glücklich aus, daß allwöchentlich ein Frachtwagen nach Cordoba gehe, der niemals beraubt werde, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil der Führer desselben die Räuber mit Munition versorgte. Die beiden Engländer benutzen diese Gelegenheit und wissen den Führer durch Geld zu bewegen, daß er sie zu Navarro bringt. Dieser, von dem Besuch schon benachrichtigt, empfängt die beiden Abenteurer in brillante Majotracht gekleidet auf einem einsamen Landhause unweit Cordoba, bewirthet sie auf's herrlichste und bezaubert seine Gäste durch sein feines Wesen und durch seine gewandte witzige Unterhaltung. Als sie endlich aufbrechen wollen, ersucht sie Navarro noch einen Augenblick zu verziehen, öffnet ein Pult und legt ihnen einen auf ihren eigenen Banquier in Sevilla ausge-

stellten Wechsel über eine sehr bedeutende Summe zur Unterzeichnung vor. John Bull ist ganz bestürzt, und protestirt und wird endlich grob. Da schellt der Räuber; die Flügelthüren gehen aus einander und es erscheinen vor dem Eingange des Gemaches wohl an zwanzig bis an die Zähne bewaffnete Kerle mit weitmündigen Trabucos (Karabinern). Die Lords müssen also gute Miene zum bösen Spiele machen und unterschreiben. Navarro begleitet sie nachher noch eine weite Strecke und entläßt sie endlich sehr höflich, seine Rede mit den Worten schließend: „Ich brauche Ihnen wohl nicht bemerklich zu machen, daß Sie von den heutigen Vorgängen schweigen werden. Sollten Sie es nicht thun, so —", damit hält er den Reisenden den blitzenden Stahl seines Dolches vor Augen, grüßt sie und sprengt davon. Die Engländer zahlen darauf in Sevilla ganz still ihren Wechsel und entfernen sich schleunigst nach Gibraltar. Erst später ward diese Geschichte ruchbar, wahrscheinlich auf Navarros eigne Veranlassung. Dieser trieb jedoch nicht lange mehr sein Wesen; er wurde gefangen und erschossen.

Von dem sogenannten Hügel des Dornbusches (Cuesta del Espinal) sahen wir bei Sonnenuntergang das etwa noch zwei Meilen weit entfernt Cordoba. Da die Gegend, in der wir waren, nach Angabe meines Begleiters auch jetzt noch durch Räuber unsicher gemacht wurde, so strengten wir unsere besten Kräfte an, um die Stadt noch vor Anbruch der Nacht zu erreichen; mein Genuese war indeß ein sehr schlechter Reiter und sein Thier hatte große Neigung, von der Schwäche des alten Mannes Vortheil zu ziehen. Ich wurde seines Schneckenschrittes bald überdrüssig, resolvirte mich daher kurz, indem ich den Zügel des saumseligen Pferdes an den Schwanzriemen des meinigen befestigte, sodann weder Sporen noch Hiebe sparend, mein eigenes Pferd in den Trab brachte, wodurch das andere gezwungen wurde, seine Schenkel ebenfalls schneller zu bewegen. Zweimal versuchte es, sich niederzuwerfen, zum großen Schrecken seines bejahrten Reiters, der mich widerholt bat, anzuhalten und ihn absteigen zu lassen. Ich nahm indeß keine Notiz davon, sondern setzte meine Thätigkeit mit Sporen und Peitsche unablässig fort, was den Erfolg

hatte, daß wir in weniger als einer halben Stunde am Thore von Cordoba anlangten.

Cordoba (Corduba) war schon zur Zeit der Römer eine bedeutende Stadt, der Geburtsort der beiden Dichter Seneca und Lucanus. Die Periode des höchsten Glanzes begann unter der Herrschaft des letzten der Omeyaden Abderhaman I., der 755 von Afrika herüberkam und nach der Unterwerfung von fast ganz Spanien Cordoba zur Residenz seines Emirates erhob, die er mit asiatischer Pracht ausstattete und wo er die nachher so berühmte Akademie der Mathematik, Astronomie und Medicin gründete. Er begann den Bau der großen Moschee, die nächst der Kaaba in Mecca der größte von allen ursprünglich muhamedanischen Tempeln ist. Er befreite seine Unterthanen von der Priesterherrschaft des Orientes, indem er sich selbst mit der oberpriesterlichen Würde bekleidete, und so ward Cordoba die heilige Stadt der Mauren. Abderhaman III., der 912 den Thron bestieg, nahm den Titel eines Kalifen an. Während seiner 49 jährigen Regierung erhob sich Cordoba zu einer staunenswerthen Höhe der Macht und des Reichthums. Bei seinem Tode zählte die Stadt 200,000 Häuser und eine Million Einwohner; sie bedeckte beide Ufer des Guadalquibir und hatte einen Umfang von fast fünf Stunden. Der Kalif selbst umgab sich mit einer blendenden Pracht. Zwölftausend bewaffnete Ritter bildeten seine Leibwache. Seiner Favoritin Zehra zu Ehren ließ er zwei Meilen von Cordoba innerhalb der Sierra eine Stadt ihres Namens erbauen. Ihr Palast war außer 40 antiken Säulen aus Granit mit 1200 Säulen aus spanischem und italienischem Marmor geschmückt. Die Wände des Pavillons, wohin sich der Kalif mit seiner Geliebten zurückzuziehen pflegte, waren von Arabesken aus Gold und Edelsteinen überzogen, die Kuppel von hundert Lampen aus Krystallglas erhellt und in der Mitte des Gemaches sprang aus einem Alabaster-Becken eine Fontaine von Quecksilber. In dem „Saale des Kalifats“ befanden sich goldene Thiergestalten, die aus ihren Rachen Ströme von wohlriechendem Wasser in alabasterne Schalen ergossen, und in der Mitte des Saales schwebte eine kostbare orientalische Perle. Die Einkünfte des überreich bevölkerten Staates waren so ungeheuer, daß Ab-

derhaman unter allen Herrschern der damaligen Zeit für den reichsten und eben deshalb für den mächtigsten galt. Sein Sohn Al-Hakem II., beförderte vor Allem Künste, Wissenschaften und Gewerbe; auch sammelte er eine Bibliothek von 600,000 Bänden. Von nah und fern strömten Gelehrte und Lernbegierige nach Cordoba, vorzüglich um sich in der Astronomie, Medicin und in den Naturwissenschaften zu vervollkommnen; ja, selbst die christlichen Könige von Leon schickten ihre Söhne dahin oder beriefen cordobische Gelehrte zu deren Erziehung an ihren Hof. Das Kalifat ging 1031 unter und nachdem Cordoba 1236 eine Beute Ferdinands III. geworden war, entvölkerte sich die Stadt und verfiel rasch. — Gegenwärtig zählt Cordoba 57,000 Einwohner während es mehr als 100,000 fassen könnte. Die Straßen sind mit wenigen Ausnahmen ein Bild des kläglichsten Verfalles. Dichtes Gras wuchert über ihrem Pflaster, ellenhohe Pflanzen wachsen lustig auf den bemoosten Dächern, die Häuser drohen den Einsturz, Wind und Wetter ziehen durch ihre leeren Fensterhöhlen. Nur auf dem Constitutionsplatz, wo Markt gehalten wird, bemerkt man des Morgens viel Leben; man beschränkt sich indeß auf den Austausch der nothwendigsten Bedürfnisse. Eingemachte Oliven bilden den einzigen Ausfuhrartikel des Handels. Die trefflichen Orangen und Granatäpfel der Umgegend können bei der Schwierigkeit des Transportes nur in die Nachbarschaft verführt werden. Man verkauft hier auch in Menge die halbrothen an langen Stielen hängenden Früchte des im nahen Gebirge häufig wild wachsenden Erdbeerbaumes (Arbutus Unedo). Diese ähneln den Erdbeeren, sind jedoch größer und ganz rund; sie schmecken säuerlich-süß und wirken, wenn man viel davon ißt, berauschend. Im Anfang des Septembers wird ein Markt gehalten, wo man hauptsächlich Pferde verkauft, derenwegen Cordoba berühmt ist. Hier befindet sich nämlich die größte Stuterei von ganz Andalusien innerhalb des sogenannten königlichen Palastes, eines großen modernen Gebäudes unweit der Kathedrale.

Die Kathedrale selbst, die frühere maurische Moschee, zeugt noch allein von der vormaligen Herrlichkeit. Der ganze Bau bildet ein ungeheures Viereck, dessen nördliche Hälfte der Orangenhof einnimmt. Dieser ist um vieles größer als der

gleichnamige Hof in Sevilla; denn seine Länge beträgt 600, seine Breite 180 Fuß. Rings umher läuft eine von 72 Säulen getragener Bogengang, der Boden ist mit Marmor getäfelt und mit prächtigen Orangen oder Citronenbäumen bepflanzt, zwischen denen viele weißmarmorne Fontainen sprudeln. Von hier aus führten ehemals 17 Portale, die man jetzt bis auf zwei zugemauert hat, in das Innere der den östlichen Theil des Viereckes einnehmenden Moschee. Man tritt in einen Wald von Säulen. Diese bilden 32 Schiffe, die, 14 Fuß breit und 250 Fuß lang, von Westen nach Osten laufen, und außerdem noch 16 viel breitere, 600 Fuß lange Schiffe, die von Norden noch Süden laufen. Alle Säulen bestehen aus einem einzigen Marmorblock und sind durch zierliche Hufeisenbogen unter sich verbunden. Da sie in regelmäßigen Zwischenräumen stehen, so gruppiren sie sich wohin man auch schauen mag, zu langen sich allmälig verjüngenden Gängen. Da man jedoch in den Mittelpunkt der Moschee ein katholisches Chor hineingebaut und zu dem Ende Hunderte von Säulen herausgeschlagen hat, so haben nur die außerhalb dieser Mitte liegenden Schiffe ihre vollständige Länge. Die Zahl der Säulen beträgt noch 860; alle sind rund, glatt polirt und anderthalb Fuß dick; kaum zwei giebt es, die aus ein und demselben Marmor beständen. Der Eindruck dieses riesenmäßigen Tempels würde noch gewaltiger sein, wenn die Schiffe höher wären. Die Säulen haben nämlich blos eine Höhe von zwanzig Fuß, so daß das Gewölbe nicht mehr als einige dreißig Fuß über dem Boden erhaben ist. Dieser Uebelstand verschwindet, wenn man bedenkt, daß diese Hallen zur Zeit des Kalifats von 4700 Lampen aus geschliffenem Krystallglase erleuchtet wurden. Kein Theil der Moschee giebt einen anschaulicheren Begriff von der einstigen Pracht des ganzen, als die auf der Ostseite gelegene, noch fast ganz in ihrer ursprünglichen Gestalt erhaltene Kapelle des Gebetes, wo die Kalifen zu beten pflegten. Die Ausschmückung dieser Kapelle übertrifft an Reichthum Alles, was die christliche Kunst in ähnlicher Art geleistet hat. Diese besteht aus drei neben einander befindlichen, durch Pforten mit halbmondförmig ausgezackten Hufeisenbogen verbundenen Hallen. Die mittlere und größte derselben wird von sechszehn Säulen aus verschieden-

farbigem Marmor mit vergoldeten Köpfen getragen. Alle drei Hallen werden von hohen Kuppeln aus weißem, arabesken-bedecktem Marmor überwölbt. An den Hufeisenbogen der Eingangspforten bemerkt man ebenfalls das zierlichste Arabeskenwerk auf rosenrothem Grunde. Sowol die Eingangspforten als die Wände aller drei Hallen sind mit prachtvollen Mosaikarbeiten aus kleinen Steinchen ausgelegt, welche das zierlichste Blätterwerk durchschlungen von zarten Gewinden phantastischer Blumen in den brennendsten Farben auf Goldgrund darstellen. Rings um die Simse laufen arabische Schriftzüge, Sprüche aus dem Koran, ebenfalls aus Mosaik. Hinter der mittleren Halle liegt ein kleineres achteckiges Gemach, noch prachtvoller als die Kapelle, welches man nur bei Fackelschein besichtigen kann, da kein Licht von außen hineinfällt. Statt der Kuppel besitzt es eine reizend geformte, aus einem einzigen ungeheuren Stück weißem Marmor gearbeitete Muschel. Die Reinheit des Genusses wird indeß gestört durch einen hier angebrachten christlichen Altar mit einem an sich werthvollem Gemälde des heiligen Abendmahls, wodurch fast die ganze herrliche Mosaik des Hintergrundes verdeckt wird. Das katholische Chor in der Mitte der Moschee ist an sich freilich ein Meisterwerk der Kunst, aber es kann doch nur störend auf den Eindruck des Ganzen einwirken.

Von Cordoba aus machte ich einen Ausflug in die Sierra Morena. Diese ist das längste Gebirge der pyrenäischen Halbinsel, denn sie dehnt sich fast 80 geographische Meilen aus; die Breite wechselt zwischen 4 und 10 Meilen, die Höhe ist nicht bedeutend. Die Sierra Morena beginnt auf der Grenze zwischen Neu-Castilien und Murcia und zieht sich westwärts bis in Portugal hinein, wo wir sie als algarbisches Scheidegebirge bereits kennen gelernt. Der größte Theil, und zwar die Mitte des breiten Landes der Sierra besteht aus Thonschiefer und Grauwacke. Diese Felsarten bilden sanftgerundete, durch flache Thäler getrennte und mit immergrünen Gebüschen*) überzogene Wellen-

*) Es sind besonders harzreiche aromatische Cist-Rosen, namentlich

berge, weshalb sie im Sonnenschein plötzlich erstarrten Wogen eines stürmischen Meeres gleichen. So angenehm ihr dunkeles Grün auf das Auge wirkt, so sehr ermüden sie doch durch ihre höchst gleichförmige Gestaltung, weshalb es auch schwer ist, sich hier zurecht zu finden, und wegen ihrer Leblosigkeit machen sie einen düsteren Eindruck. Denn in den Thälern liegen nur spärliche Ortschaften, indem es fast nirgends Quellen giebt und das Brunnenwasser äußerst schlecht ist. Die wenigen Bäche und Flüsse der größeren Thäler führen meist ein trübes ungesundes Wasser. Im hohen Sommer schrumpfen sie fast alle zu einzelnen Tümpeln zusammen und wimmeln dann von Blutegeln. Diesen gleichförmigen melancholischen Charakter bewahrt die Sierra an 50 Meilen weit; erst im westlichsten Theile von Andalusien erhebt sie sich zu Bergen von mehr als 3500 Fuß Höhe und bildet tiefere, walderfüllte, wasserdurchrauschte, zum Theil sehr romantische Thäler. Die schönste Bewaldung haben die Sandsteinberge, welche Sierra de Cordoba heißen. Diese sind über und über von einem klafterhohen Buschwerk immergrüner Sträucher bedeckt, unter denen der Steinlorbeer, die Myrte, der Erdbeerbaum, die Kermeseiche, der wilde Oelbaum, die Therebinthe und Pistazie die Hauptrolle spielen. Dazwischen stehen Gehölze schlanker Pinien oder verknorrter Korkeichen. In den Thalgründen spinnen Weinreben und andere Schlingpflanzen undurchdringliche Netze zwischen den Kronen der Eschen, Erlen, Ulmen und Silberpappeln, welche einzelne Mühlen umschatten an Bächen, die mit Oleandergebüsch und seltsamen Felsbildungen eingefaßt sind. Im Norden von Cordoba breitet sich eine hügelige, wasserarme, fleckenweis von Immergrün-Eichen bewaldete Hochebene aus, deren Kern Granit und die los Pedroches (tsch) heißt. Sie wird im Osten, Norden und Westen halbmondförmig von malerischen Sandsteinfelsen umsäumt, die bis 4000 Fuß aufsteigen und deren vielverzweigte Ausläufer einen ziemlich großen Theil der hohen Mancha (tsch) und Estremadura's einnehmen. — Die

---

Cistus ladaniferus und monspeliensis, welche ganze Quadratmeilen bedecken, und bei ihrem Blühen, im März und April, muß das ganze Gebirge wie beschneit aussehen

Sierra Morena hat einen außerordentlichen Metallreichthum. Silber mit Blei, Kupfer und Eisen finden sich in ziemlicher Menge in der Provinz von Jaen und Sevilla, reichhaltige Steinkohlengänge in der Provinz von Cordoba. Die bedeutendsten Bergwerke sind die Kupferminen des Rio Tinto in der Provinz von Huelva und die weltberühmten Zinnobergruben von Almadén del Azogue (arab. d. i. Bergwerk des Quecksilbers). Beide gehören der Krone, während alle übrigen von Actiengesellschaften ausgebeutet werden. Die Minen von Rio Tinto liefern große Massen des vortrefflichsten Cementkupfers, und ihr Hauptschatz ist ein schwarzer aus einer Felskluft hervorströmender Bach, dessen Wasser aus einer Kupferauflösung besteht. Almaden ist eine sehr belebte Stadt von 10,000 Einwohnern, die von dem Bergwerk ganz unterminirt wird. In demselben herrscht eine überraschende Ordnung und Sauberkeit. Hinein führt ein geräumiger aus Quadern erbauter Tunnel, der sich am Ende in mehrere in das Muttergestein des Erzganges gehauene Stollen spaltet. Die Minen bestehen im Ganzen aus neun Stockwerken und erreichen eine Tiefe von 1140 Fuß. Der Zinnobergang, auf den man baut, streicht von Ost nach West und neigt sich oben in einem Winkel von 60 bis 70°. Im ersten Stockwerk beträgt seine Mächtigkeit 18 Fuß, im untersten dagegen sogar 60 Fuß; denn der Erzgang wird, je tiefer hinab, desto breiter und dicker. Dieser Umstand, verbunden mit der geringen Menge des Wassers, verbürgt den Gruben von Almaden eine Dauer für Jahrtausende. Prachtvoll schillert an den Arbeitsstellen der dunkelrothe Zinnober, der bald erdig, bald in dichten krystallinischen Massen, bald in einzelnen schönen Krystallen auftritt. Dazwischen bemerkt man Krystalldrusen von Kalkspath und an vielen Stellen kleine, mit gediegenem Quecksilber gefüllte Höhlen und Risse. Die jährliche Gesammtausbeute beträgt durchschnittlich eine Million Centner Zinnobererz, und diese geben 80,000 Centner reines Quecksilber zu einem Werthe von etwa 8 Millonen Thaler Courant. — Die Bewohner der Sierra Morena, „Serranos" genannt, finden zum Theil in den zahlreichen Bergwerken Beschäftigung; Ackerbau und Viehzucht ist unbedeutend; meistentheils geben sich die Serranos mit dem Kohlenbrennen und der

Jagd ab. Sie sind von kräftigem Körperbau, sehr gebräunt, aber schweigsam, verschlossen, mißtrauisch gegen Fremde und rachsüchtig. Sie halten starr am Althergebrachten und zeichnen sich durch kriegerischen Muth, Ausdauer, Genügsamkeit und Einfachheit sowohl der Sitten als der Lebensweise aus. Ihre Tracht besteht in einer einfachen Jacke mit Stehkragen aus dunkelbraunem Tuch, kurzen Beinkleidern und Gamaschen aus demselben Stoff mit einer Reihe messingener Knöpfe, einem dunkelfarbigen Tuchmantel, einer roth- oder baumwollenen Schärpe, ledernen Schuhen oder Schnürstiefeln und einem breitkrämpigen Spitzhut von schwarzem Filz. Die bevölkertsten Theile der Sierra Morena ist die erwähnte Hochebene los Pedroches, wo einige Städte liegen, und das an der Sierra von Cordoba grenzende Hochland von Fuente-Ovejuna. Sonst kann man Tage lang reisen, ohne auf ein Dorf, ja auf ein einziges Haus zu stoßen. Dabei ist die Sierra von jeher wegen ihrer Unsicherheit berüchtigt gewesen, und es thut daher Noth, stets wohl bewaffnet zu reisen. Erschwert wird das Reisen noch durch die aller Orten mit wenigen Ausnahmen herrschende Uncultur. Man trifft zwar überall auf Posaden, doch verdienen diese eher den Namen von Viehställen als von Wirthshäusern. Nur in den wenigsten kann der Reisende ein eigenes Zimmer erhalten, und wo es ein solches giebt, ist es ein finsteres fensterloses Loch voll Ungeziefers. Meistens bestehen die Posaden blos aus einem einzigen Raume, von dem ein Winkel als Küche dient, alles Uebrige als Lagerstätte der Pferde, Maulthiere und Esel; dazwischen oder daneben müssen sich die Gäste ein Quartier suchen. Gewöhnlich giebt es blos ein Paar Thorwege, selten ein Fenster. Dies ist auch nicht nöthig; denn das Haus wird hinlänglich durch das Licht erhellt, welches durch den großen glockenförmig gestalteten Schornstein und das meist zerlöcherte Dach hineinfällt. Eines Abends trat ich, von einem langen Marsch ermüdet und bedeutend hungerig, in eine solche Posade der Sierra Morena. Ein dicker stinkender fettiger Qualm schlug mir entgegen und biß mir in die Augen. Erst allmälig gewöhnte ich mich daran und merkte, daß ich mich in einer größtentheils mit unebenen Steinen gepflasterten Halle befand; blos die Ecke, wo der Schornstein herabhing, war mit

Ziegeln gepflastert. Rings um die Wände lief eine Krippe, an welcher bereits Lastthiere aller Art angekettet waren. Das eigene Gepäck diente Jedem als Sitz. Als ich die dicke, von Schmutz triefende Wirthin fragte, was es zu essen gäbe, bekam ich die gewöhnliche Antwort: „Alles, was der gnädige Herr befehlen.“ Diesmal beschränkte sich das „Alles“ auf ein halbes Dutzend Eier und etwas schlechtes Brot. Ich bestellte daher Spiegeleier. Bei meiner Ankunft saßen drei zerlumpte Maulthiertreiber (Arrieros) auf ihren Kohlensäcken und verzehrten ihr Abendbrot, bestehend aus Reis, in ranzigem Oel geschmort, mit hineingebrocktem Brot, Zwiebeln, Liebesäpfeln und anderen Zuthaten, den sie mittelst ihrer schmutzigen Fingern aus einem rauchgeschwärzten Casserole herauslangten. Als diese Kerle fertig waren, nahm die Wirthin das Casserol, wischte das Gefäß mit dem Zipfel ihrer von tausend Brühen strotzenden Schürze etwas aus und war schon im Begriff die bestellten Eier hineinzuschlagen, als ich es fluchend noch verhinderte, ihr bemerkend, daß sie eine Erzsau sei. Sie erwiederte keck: „Was thut das, mein Herr? Das Casserol ist rein genug, denn das siedende Oel befreit die Eier von jedem Schmutz“ und bequemte sich nur brummend zum Auswaschen des Gefäßes mit Händen, die auf höchst zweideutige Weise röthlich gefleckt waren. Endlich warf ich mich auf ein aus dem Sattel meines Pferdes bereitetes Lager. Gegenüber lagerte die Familie des Hauses zwischen Eseln, Pferden und Arrieros. Das Feuer erlosch und blos eine kleine Oellampe erhellte dürftig das räucherige Gemach. Trotz der zahllosen Schaaren beißender Thierchen, deren verschiedene Geschlechter zu bestimmen die Düsterheit nicht gestattete, war ich endlich etwas eingeschlummert. Auf einmal kam es mir vor, als würde ich mit warmer Brühe übergossen. Ich riß die Augen auf und erblickte über mir ein Maulthier, das sich losgerissen. Ich stieß die Bestie fort, aber meine Schlaflust war vorüber. Einigen Arrieros ging es eben so. Sie schürten daher das Feuer wieder an und vergnügten sich damit, beim Cigarrenrauchen die schnellfüßigen Insassen ihrer Kleider zu fangen und in's Feuer zu werfen. Doch genug davon! — Ungefähr wie die Posaden sind die meisten Häuser der Gebirgsdörfer im Osten und in der Mitte

der Sierra. Fast alle sind blos einstöckig, haben eine erdfahle Farbe und flache Dächer aus graubraunen Ziegeln. Am unfreundlichsten sehen die Ortschaften der Hochebene von los Pedroches aus. Sie haben freilich sehr hohe Kirchthürme, aber man sieht wenig grünes Gemüseland umher, auch fast nie einen Baum. Die Aecker sind gewöhnlich mit Mauern aus lose über einander gelegten Steinen umgeben, was sich ruinenartig macht und das Oede der Gegenden keineswegs mildert. Eben so erdfahl und unfreundlich sehen die spärlichen Ortschaften an der Grenze von Estremadura aus, einer Provinz, die nächst der Mancha für die menschenleerste und uncivilisirteste von Spanien gilt. Diese Dörfer hier sind jedoch belebter, aber nicht von Menschen, sondern — von Schweinen. Die berühmten Schinken Estremadura's sind allerdings sehr ansehnlich und appetitlich; um so weniger gilt dies von dem meist ganz nackten fetten schwammigen und schwarzen Rüsselvieh selbst. Dabei scheinen sie fast ganz gleiche Freiheitsrechte mit den Menschen zu genießen; denn sie tummeln sich nicht allein auf allen Gassen und Wegen herum, sondern liegen auch vor und auf den Thürschwellen, ja nicht selten hockt ein ganzes Rudel in der Hausflur beisammen oder es schnobbern solche liebenswürdige Geschöpfe in der Küche an den Kochtöpfen herum und reiben sich an den Thürpfosten und Wänden. Die Kinder spielen draußen, wo möglich in paradiesischer Unschuld, mit dem schwarzen Ferkelchen und helfen mit wühlen und quieken; die Alten freuen sich über dies harmlose Spiel ihrer Sprößlinge, und so herrscht allenthalben die größte Zufriedenheit. Ihrem Charakter nach sind die Bewohner von Estremadura die ernsthaftesten Leute von ganz Spanien. Ein Estremeño kann stundenlang auf einem Flecke sitzen und seine Cigarre rauchen, ohne ein Wort zu sprechen. Er liebt die Stille und nur selten verzieht er das Gesicht zu einem Lächeln. Er trinkt und ißt und arbeitet wenig. Diesem melancholischen Wesen und der natürlichen Livree seiner vierfüßigen Freunde entspricht die aus fast ganz schwarzem Tuch gefertigte Kleidung; selbst die nie fehlende Schärpe hat eine dunkelblaue, violette oder schwarze Farbe, weshalb die Kerle von fern aussehen wie die Schornsteinfeger.

Fünftes Kapitel.

Von einer Wagenverbindung zwischen Cordova und Granada kann aus dem Grunde keine Rede sein, weil es zwischen beiden Städten auf einer Strecke von sechszehn Meilen keine fahrbare Straße giebt. Drei Maulthiere sollten demnach mich, einen Engländer und unser Gepäck in drei Tagreisen nach Granada bringen. Unser spanischer Begleiter war Felipe, ein zwar schlauer, aber doch gutmüthiger Kumpan. Eine Jagdtasche mit hartgesottenen Eiern, Würsten, Brot und einer Flasche Wein sollte uns vor dem Fasten schützen, wenn wir etwa dergleichen Dinge von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang unterwegs nicht anträfen. Die Luft war trotz der frühen Stunde unseres Aufbruches drückend schwül; das am Horizont aufsteigende Gewölk weissagte nichts Gutes, und schon nach kaum einer Stunde begann das Gewitter sich unter Donner und Blitz zu entladen. Der Himmel öffnete seine Schleusen, und bald waren wir bis auf die Haut durchnäßt. Das Wetter blieb den ganzen Tag über gräßlich. Hörte der Platzregen für den Augenblick auf, so kam im nächsten ein Wolkenbruch hinterdrein. Und dazu die heillosesten Wege: Berge so steil, daß ein Fußgänger Mühe gehabt haben würde, sie bei festgetrocknetem Boden zu ersteigen, angeschwollene Bäche ohne Brücke oder Steg, ungebahnte Feldpfade, auf denen die Thiere bis an die Knie versanken. An ein Obdach, einen Ruheplatz war auf dem ganzen Wege nicht zu denken. So erreichten wir am Abend Baena, den Geburtsort unseres Führers, und fanden die Stadt in sonntäglicher Bewegung: auf dem Markte zahlreiche Gruppen schwarzbärtiger Männer, in braune Mäntel gehüllt, weiterhin junges Volk, das den Fandango tanzte, Sang und Klang in allen Gassen. Der Fandango ist der von den Spaniern leidenschaftlich geliebte Volkstanz. Die fast convulsivischen, aber doch stets harmonischen Bewegungen der sich bald fliehenden, bald wieder annähernden Tänzer drücken auf's lebendigste alle Kämpfe einer glühenden Liebe in bangem Leid und düsterer Schwermuth, in quälender Eifersucht und wonnevollem Entzücken aus. Der in den Zwi-

schenpausen der Theaterstücke gebräuchliche Bolero ist ein mehr künstlich ausgebildeter Abklatsch des Fandango mit dem Charakter leichten tändelnden Gefühles und wechselnder Zuneigung. An diesen Tänzen nehmen die Zuschauer unwillkürlich Antheil und wenn sich ihre Melodie hören läßt, so werden Alle wie von einer Art Zauber ergriffen, der sich auf den Mienen des Gesichtes abmalt. Valencia ist die Heimath des Eiertanzes, bei dem eine Tänzerin nur mit der äußersten Fußspitze die leeren Stellen zwischen eng an einander liegenden Eiern berührt. — Das Zimmer unseres Absteigequartiers hatte wenig Einladendes. Es war nur mit Lehm austapezirt; die Stelle der Decke vertrat das Dach, dessen Zustand für die Nacht jede Art astronomischer Beobachtungen selbst vom Bette aus zuließ, während die Spalten und Löcher des bedenklich schwankenden Fußbodens eine ziemlich freie Aussicht auf Küche, Stall und Wirthszimmer, alles in einem Raum vereinigt, gestattete. Man darf nicht vergessen, daß dies unser Quartier in einer Stadt war. — Am anderen Morgen zogen wir in aller Frühe wohlgemuth über Berg und Thal. Ich unterhielt mich eben mit unserem treuen Felipe, als dieser plötzlich mit auffallend veränderter Miene nach einem kleinen Gebüsch hart am Wege hinüberblickte, wo ich, indem ich seinem Auge folgte, zwei Männer mit alten rostigen Gewehren neben einander gelagert sah. Felipe bot ihnen einen Gruß, den sie kaum mit Kopfnicken erwiederten. „Haben Sie die Kerls gesehen?" fragte mich der Maulthiertreiber leise, als wir vorüber waren. »Freilich,« antwortete ich, »und ich wundere mich, daß sie uns nicht um ein Trinkgeld angesprochen haben, wie die anderen Weghüter*), denen wir früher bereits begegnet sind.« „Schöne Weghüter!" versetzte Felipe. „Wäre ich nicht bei Ihnen gewesen, so würden diese Herren ein böses Wort mit Ihnen gesprochen haben; aber sie wissen, daß ich sie kenne, und wagten deshalb nichts zu unternehmen." »Ihr spaßt, Felipe,« entgegnete ich.

*) Die Guardias del camino (Wächter des Weges) sind eine angebliche Sicherheitspolizei. Von Zeit zu Zeit trifft man nämlich einen kümmerlichen alten Burschen mit einem dienstunfähigen Gewehr auf der Schulter, der sich das Ansehen giebt, als halte er die Straße von Räubern frei und kraft dieses Verdienstes Anspruch auf die Freigebigkeit der Reisenden macht.

»Würden sich Leute mit räuberischem Gewissen wohl hier an den Weg legen, wo sie jeder Vorüberziehende sehen kann? Ueberdies trugen sie auch eine Art Uniform.« „Allerdings, allerdings," antwortete Felipe mit Eifer; „es sind Salinenwächter von da und da, sie haben als solche das Recht, Waffen zu führen, und brauchen sich also nicht zu scheuen, bewaffnet gesehen zu werden; ich weiß aber auf das Bestimmteste, daß sie keine günstige Gelegenheit versäumen, um mit Hülfe dieser Waffen die Taschen der Reisenden zu erleichtern." — Unser zweites Nachtquartier hielten wir in der Stadt Alcala, die sich malerisch am Abhange eines Berges hinaufzieht, dessen breiter Rücken die mächtigen Ruinen eines alten Schlosses trägt. Alcala führt zur Unterscheidung von zehn gleichnamigen Orten den Beinamen la real, d. i. das königliche. Wir konnten aber in dem einzigen Gasthof der Stadt nichts finden, was diesem stolzen Beinamen entsprochen hätte. Der für uns bestimmte „Saal" zeigte vier Kalkwände, und zwei auf den Boden gelegte Matrazen mußten die Stelle der Betten vertreten. — Am anderen Tag zogen wir des Nachmittags durch ein ödes menschenleeres Bergland und stiegen dann gegen Abend langsam an den Abhängen der Felsengebirge hinab, welche Granada im Halbkreise umgeben. Vor uns erschienen die seltsam zerklüfteten Felsenkuppen der hohen Sierra de Jarana und zur Rechten entrollte sich die majestätische Kette der Sierra Nevada, die mit ihren von Eis und Schnee schimmernden Gipfeln den ganzen südlichen Horizont wie ein ungeheurer Wall begrenzte. Endlich erblickten wir dicht am Fuße dieses gewaltigen Gebirges die weißen Häuserreihen der alten maurischen Königsstadt, überragt von den braunrothen Thürmen der Alhambra, und auf der anderen Seite umgürtet von den paradiesischen Fluren der Vega (Ebene) Granada's. Je mehr man sich der Stadt nähert, desto zahlreicher werden die Landhäuser, Gärten und Fruchtbaumpflanzungen. Durch das maurische Thor von Elvira gelangten wir nach dem großen Triumphplatz (Plaza del Triumfo), demselben Platz, wo die Königin Isabella am 6. Jan. 1492 Musterung über ihr siegreiches Heer hielt, bevor sie ihren triumphirenden Einzug in die eroberte Stadt hielt. Ich wünschte eine Wohnung in der Nähe der Alhambra. Man hatte mir die

Fonda del Comercio empfohlen. Ein dienstfertiger Gallego belud sich mit allen meinen Sachen und führte mich dahin durch das engverschlungene Labyrinth der Gassen; doch als wir ankamen, war daselbst kein Quartier mehr zu finden; auch lag der Gasthof keineswegs in der Nähe der Alhambra. Verdrießlich begab ich mich in eine gegenüber liegende Casa de Pupilos*), wo ich ein Zimmer auf unbestimmte Zeit miethete, obgleich mir weder das Haus noch die Wirthsleute gefielen. Um mich zu zerstreuen, ging ich aus, und ehe ich's dachte, befand ich mich am Eingange des schattigen Ulmenparkes, welcher den Hügel der Alhambra auf zwei Seiten bedeckt. Rasch stieg ich den breiten Weg hinan, der mich bald an ein Thor brachte, durch welches ich in das Innere der maurischen Festung gelangte. An der Brustwehr des Walles gelehnt, weidete ich mich an dem Zauber-Gemälde des Sonnenuntergangs. Wie eine glühende Zackenkrone leuchteten die Schneegipfel der Sierra Nevada am tiefblauen Himmel; ein durchsichtiger Rosenduft lag über der zu meinen Füßen ruhenden Stadt und der üppigen Vega, die westwärts von fernen Gebirgsketten umsäumt war, deren einzelne purpurn angehauchte Zinken man auf dem Grunde des reinsten Azurs in so scharfer Zeichnung erkennen konnte, als wären sie blos wenige Stunden entfernt; die drei mächtigen Kegel der Sierra de Elvira, hinter denen die Sonne flammend versank, erschienen mit goldigen Rändern im dunkelsten Schwarzpurpur und warfen langgestreckte violette Schatten über den grünen Sammet-Teppich von Santa Fé: Alles, Himmel und Erde, schwamm in einem Glorienmeer von Licht. Noch staunte ich das großartige Naturschauspiel an, das sich hier fast jeden Abend wiederholt, als ein hochgewachsener hagerer Mann mit grauem Haar sich zu mir gesellte und sich mir für den folgenden Tag zum Führer auf der Alhambra anbot. Er nannte sich Mateo Jimenez, und es war derselbe, der früher von Washington Irving in seinen „Erzählungen von der Alhambra" als Sohn der Alhambra verewigt wurde, indem er mit

*) Eine Art von Hôtels garnis oder Häuser, deren Besitzer Fremde auf längere Zeit nach getroffenem Uebereinkommen in Quartier und Kost nehmen.

Stolz behauptet, daß seine Ahnen schon zur Zeit der Eroberung von Granada die Veste bewohnt. Ich ließ mich mit diesem durch Localkenntnisse ausgezeichnetem Mann in ein Gespräch ein und auf seinen Rath bezog ich des folgenden Tags auf der Alhambra selbst ein Haus, welches mich sowohl durch die Treuherzigkeit der Wirthsleute und die Reinlichkeit des Zimmers, als auch durch die reizende Aussicht vollkommen zufrieden stellte.

Granada ward im zehnten Jahrhundert von den Mauren an derselben Stelle erbaut, wo die früher von ihnen zerstörte römische Stadt Illiberis lag. Der Name soll daher rühren, daß der Grundriß der Stadt die Gestalt eines aufgesprungenen Granatapfels (span. Granada) hat. Bis zum Sturze der Ommeyaden (1031) gehörte Granada zu dem mächtigen Kalifat von Cordoba, dann ward es die Residenz eines unabhängigen Emirs, doch nur auf kurze Zeit. Der Sultan von Marocco, Jusef-Aben-Taschfin, eroberte es auf einem Zuge gegen die Christen 1090 und nach manchem Wechsel der Herrschaft proclamirte sich endlich im Jahr 1236 Mohammed Alamahr zum Muley oder König von Granada. Mit Riesenschritten wuchs die Stadt an Macht und Reichthum. Schon 1350 zählte sie 20,000 Seelen und am Ende des 15. Jahrhunderts das Doppelte davon. Eben so bevölkert waren auch die übrigen Theile des Königreiches, welches seit 1266 blos noch den Raum des heutigen Königreichs Granada einnahm. Je dichter aber die Bevölkerung des Reichs zusammengedrängt wurde, um so mehr entwickelten sich die Subsistenzmittel durch bewunderungswürdige Bodencultur, durch Handel und Gewerbe; auch die Wissenschaften und Künste erhoben sich zu einem Glanze, der selbst den von Cordoba verdunkelte. Doch die Herrlichkeit dieser Spätblüthe des Araberthums sollte bald verbleichen. Zur Zeit Isabella's der Katholischen herrschte in Granada der kriegerische Muley-Hassan. Als Isabella nun 1478 den Letzterem an die lange vergessene Tributpflichtigkeit der Könige von Granada erinnern ließ, gab er die Antwort: „Die Münzen von Granada prägen nicht mehr Gold, sondern Lanzenspitzen und Säbelklingen.“ Damit

kam's zu gegenseitigen Feindseligkeiten; doch würde den Spaniern die Unterwerfung der Mauren schwerlich sobald gelungen sein, wenn diese ihre Kräfte nicht durch bürgerliche Unruhen geschwächt hätten. Daran war Muley-Hassan selbst schuld. Um nämlich die Kinder seiner späteren Geliebten Fatimah la Zoraya (Licht des anbrechenden Morgens), einer gefangenen, zum Islam übergetretenen Spanierin, auf den Thron zu bringen, hatte er auf den Rath derselben mehrere seiner Söhne, die er mit der Aira, einer Prinzessin aus königlichem Geblüt, gezeugt, enthaupten lassen. Nur einen Sohn Aira's, Abu-Abdilehi, von den Spaniern abgekürzt Boabdil genannt, hatte der unnatürliche Vater aus Furcht vor dem Volke am Leben gelassen, obgleich die Gestirne seiner Geburt besagten, daß unter seiner Regierung das Königreich Granada enden werde. Um diese Weissagung Lügen zu strafen, beschloß Muley-Hassan, diesen Prinzen nie zur Regierung zuzulassen und sperrte ihn deshalb mit seiner Mutter in den Thurm der Alhambra Torre de Comares ein. Die Sultanin wußte jedoch den Prinzen, während Muley-Hassan auf einem Kriegszug begriffen war, zu befreien, indem sie ihn bei Nacht an den zusammengebundenen Shawls ihrer Frauen in das Thal des Darro hinabließ. Boabdil veranlaßte darauf eine Empörung der Bürger von Granada, die ihn zum König ausriefen. Das Land theilte sich zwischen Vater und Sohn, die sich mit der größten Erbitterung bekämpften. Letzterer rief die Hülfe Ferdinands des Katholischen an. Dieser erschien als Eroberer. Eine Stadt, eine Festung nach der andern fiel in die Hände der siegreichen christlichen Truppen, und da der innere Zwiespalt unter den Mauren auch nach dem Tode des greisen Muley-Hassan fortdauerte, so konnte das von Strömen Bürgerblutes befleckte Granada seinem Schicksal nicht länger entgehen; es wurde eingeschlossen*) und mußte sich endlich 1492 unterwerfen. Boabdil übergab Ferdinand dem Katholischen die Schlüssel der Alhambra und der rothen Thürme mit den Worten: „Sie gehören Dir,

*) Das Belagerungsheer lag an der Stelle, wo jetzt die Stadt Santa Fé steht, zwei Stunden von Granada. Das Lager war nämlich in Brand gerathen und zur Ermuthigung der Soldaten baute man darauf die Stadt.

o mächtiger König, da Allah es so beschlossen. Mache von Deinem Glück einen weisen und mäßigen Gebrauch!" So endete die Herrschaft der Araber in Spanien nach einer Dauer von 780 Jahren. Boabdil lebte eine Zeit lang mit seiner Familie und seinem Hofstaat in den Alpujarras, wo man ihm einige Ländereien angewiesen hatte, dann schiffte er sich nach Afrika ein, wo er bei dem König von Fez wohnte, bis er in einer Schlacht fiel. — Die Mauren behandelte man anfangs mit Milde und Duldung; allgemach wurden sie hart bedrückt und gezwungen, sich taufen zu lassen. Unter Karl V. und Philipp II. wurde den Moriscos, wie man die zum Christenthum bekehrten Mauren nannte, alles verboten, was an orientalische Sitten erinnern konnte; auch sollten sie spanisch sprechen und schreiben lernen. Darüber brach endlich 1568 in den Alpujarras, dem Hauptsitze der Moriscos, ein allgemeiner Aufstand los, den erst der berühmte Bastardbruder Philipps II., Don Juan d'Austria, damals noch ein Jüngling, dämpfen konnte. Die Bedrückungen begannen von neuem, bis Philipp III. 1609 die Vertreibung aller maurischen Abkömmlinge aus Spanien befahl, in Folge dessen die blühendsten Gegenden Andalusiens der Entvölkerung und Verödung anheimfielen.

Granada, welches gegenwärtig eine Beölkerung von etwa 90,000 Seelen hat, liegt 2300 Fuß über dem Meeresspiegel und trägt in seinem Grundriß noch ganz den Charakter einer orientalischen Stadt. Es hält schwer, sich in diesem Labyrinth enger und krummer Gassen zurechtzufinden. In einigen Stadttheilen giebt es Gäßchen, die so eng sind, daß kaum zwei Menschen neben einander hindurchgehen können und deren nach oben überhängende Häuser mit ihren Dächern fast zusammenstoßen. Unter den zahlreichen Kirchen ist die Kathedrale die bedeutendste. Das Innere stellt eine längliche, aus verschiedenfarbigem Marmor im florentinischen Stil erbaute Rotunde dar. Vor dem Hochaltar der „königlichen Kapelle" (Capilla real) sieht man das prachtvolle weißmarmorne Grabmonument Ferdinand's des Katholischen und der Isabella, so wie der Eltern Karl's V. Eine enge Treppe führt in die Gruft hinab, wo die Särge dieser Könige stehen. In der Kirche des Klosters von San Geromino ruhen die Ge-

beine des großen Feldherrn Gonzalo Fernandez de Cordoba. Der schönste Platz ist die Vivarrambla, jetzt Constitutionsplatz, wo 1498 der Kardinal Jimenez de Cisneros sämmtliche arabische Bücher Granada's, wohl 80,000 Bände, verbrennen ließ, eine Barbarei, wodurch die größten Meisterwerke der arabischen Literatur zu Grunde gingen. Die Alcayceria oder der alte maurische Bazar, der ehemalige Stapelplatz der Reichthümer Asiens und Afrikas, brannte vor einiger Zeit ab, ist aber im maurischen Stil wieder hergestellt worden und besteht aus mehreren Gallerien, die lauter Kaufhallen enthalten. Das Ganze macht, obwohl die Arabesken und andere Verzierungen blos gemalt sind, einen sehr heiteren Eindruck. Sonst erinnert weder die Bauart noch die Einrichtung der Häuser an den Orient, nur die in allen Städten Andalusiens gebräuchlichen Jalousien stimmen genau mit denen des Orients überein. Sie bestehen aus dem schon erwähnten durchbrochenem Geflecht, hinter dem man ganz bequem Alles, was auf den Gassen vorgeht, beobachten kann, ohne selbst bemerkt zu werden. Wer das Volksleben und namentlich die Sitten der Zigeuner kennen lernen will, muß an einem Sonntage den Albaycin besuchen, das abgelegenste und armseligste Stadtviertel, obwohl die Lage desselben sehr malerisch ist; denn seine meist einstöckigen Häuser steigen terrassenförmig am Abhange einer Hügelkette, welche die rechte Thalwand des Flusses Darro bildet, empor und sind an der Nordseite noch von der alten, mit vielen viereckigen Thürmen versehenen Mauer umgeben. Der Darro geht mitten durch Granada und verbindet sich mit dem Jenil, welcher die Südseite begrenzt. Die eigentliche Stadt zieht sich im Halbmond um den Hügel der Alhambra herum. Die höchst merkwürdige Alhambra ist die vormalige maurische Citadelle oder Burg. Der Hügel, auf dem sie erbaut ist, senkt sich südwärts sanft in das Thal des Jenil (hche) hinab, nordwärts stürzt er steil und felsig gegen 800 Fuß tief, zu den Ufern des Darro ab; er mag wohl eine Stunde im Umfang haben. Eine enge Schlucht scheidet diesen Hügel von einem noch höheren, Silla del Moro (Stuhl des Mauren) genannt, an dessen Abhang der Ginaraliph, die Villa der Königinnen von Spanien, liegt. An dem steilen Rande des Alhambrahügels,

welcher der Schlucht und dem Darro-Thale zugekehrt ist, steht nun der Palast der maurischen Könige, von dem aus eine dicke und hohe, mit Zinnen und 13 viereckigen Thürmen gekrönte Mauer rings um den Hügel herumläuft und die Umgürtung der Veste bildet. An der Südwestseite der Mauer erhebt sich über dem Hauptthor ein gewaltiger Thurm, der für den ältesten Theil der Alhambra gilt. Den Eingang zu diesem Thor bildet eine Vorhalle, die von einem hochgeschwungenen Bogen überspannt wird. Dieser Bogen heißt „der Bogen der Gerechtigkeit", weil hier die Könige von Granada jeden Donnerstag öffentlich Gericht zu halten pflegten. Von dem Thore aus gelangt man auf einen großen ebenen Platz, wo zwei Wasserbehälter in den Felsen gehauen sind, geräumig genug, um die Festung für ein Jahr mit Wasser zu versorgen. Auf der einen Seite dieses Platzes erhebt sich der Palast Karls V., der die Stelle des weggerissenen maurischen Winterpalastes einnimmt; er bildet ein großartiges, im edlen Stil erbautes Viereck, ist aber nur bis auf die Mauern vollendet. An die Nordseite desselben lehnt sich der maurische Sommerpalast an. Dieser sieht von außen mit seinen hohen fast fensterlosen Mauern, die von einigen viereckigen Thürmen und zwei achteckigen Pavillons überragt werden, ganz unscheinbar aus. Sobald man aber das Pförtchen, den einzigen Zugang zum Schloß, durchschreitet, glaubt man sich auf einmal in eine neue Welt versetzt. Man tritt in einen länglich viereckigen Hof. Der Boden ist mit glattpolirten weißen Marmorplatten belegt und ringsumher läuft eine von weißen Marmorsäulen getragene Bogenhalle. Alle diese Säulen zeichnen sich durch ungemeine Schlankheit und Zierlichkeit aus; sie sind meist paarweis gestellt und durch Hufeisenbogen verbunden. An den Säulenköpfen und den mit Stuck bekleideten Wänden der Bogenhallen bemerkt man die elegantesten Arabesken und an den Simsen Inschriften, zwischen deren Buchstaben sich, eben so wie in der Gebetskapelle von Cordoba, zartgebildete Blumenguirlanden hindurchschlingen. Ein in der Mitte des Hofes befindliches Wasserbecken von 130 Fuß Länge wird von zwei Springbrunnen fortwährend mit Wasser gefüllt und von Myrten-, Rosen- und Oleanderhecken umringt. Auf der Nordseite dieses Hofes steht die Torre de Comares, ein

ungeheurer viereckiger Thurm mit erstaunlich dicken Mauern. Den unteren Theil des Thurmes nimmt „der Saal der Gesandten“ ein, ein mächtiges viereckiges Gemach, dessen magisches Halbdunkel kaum hinreicht, die Vergoldungen der kunstvoll aus Cedernholz zusammengefügten Decke zu erkennen; doch sieht man noch die Stellen, wo der Thron und die Divans standen, so wie die Haken, von denen die Kronleuchter herabhingen. Von den Balcons der sechs paarweis gestellten Saalfenster genießt man eine zauberische Aussicht auf das Thal des Darro, den gegenüberliegenden Albaycin und die lachenden Gärten des Ginaraliph. In dem oberen Theile des Thurmes befinden sich die Gemächer, in welchen König Muley-Hassan seine Gemahlin Aira mit ihrem Sohne Boabdil einsperren ließ. Dem Eingange des ersten Hofes gegenüber führt eine Pforte in den „Löwenhof“, den Haupthof des Palastes. Es ist ein regelmäßiges Viereck, und die umlaufende von 168 Jaspissäulen getragene Bogenhalle hat zwei pavillonartige Vorsprünge, deren Säulen durch spitze halbmondförmig ausgezackte Bogen mit einander verbunden sind. Vieles ist freilich schon umgewandelt: das Marmorpflaster des Bodens ist verschwunden und die glänzenden Fliesen der Dächer haben gewöhnlichen Ziegeln Platz gemacht; aber das Ganze imponirt doch noch immer als Prachtstück. In der Mitte des Hofes steht der berühmte „Löwenbrunnen“. Dies ist eine riesige von zwölf Marmorlöwen getragene Alabasterschale, aus der sich eine zweite kleinere Schale mit einer runden Pyramide erhebt, und aus der Spitze derselben spritzt, wenn die Fontaine spielt, ein mächtiger Strahl Wassers empor, das, von einer Schale in die andere fallend, endlich wieder aus dem Rachen der Löwen hervorströmt. Letztere sind übrigens nur plump gearbeitet, da den Mauren das Talent abging, Thiere und Menschen nachzubilden. Zu beiden Seiten des Löwenhofes liegen die Säle der zwei Schwestern und der Abencerragen. Der Saal der zwei Schwestern hat seinen Namen von zwei weißen, dem Boden zu beiden Seiten der im Mittelpunkt befindlichen Fontaine eingefügten, ungeheuren Marmorplatten. Dies ist der schönste Theil des ganzen Palastes. Das Gemach ist viereckig und seine Wände sind theilweis mit musivischer Arbeit überkleidet, in welcher man die Wappen sämmt-

welcher der Schlucht und dem Darro-Thale zugekehrt ist, steht nun der Palast der maurischen Könige, von dem aus eine dicke und hohe, mit Zinnen und 13 viereckigen Thürmen gekrönte Mauer rings um den Hügel herumläuft und die Umgürtung der Veste bildet. An der Südwestseite der Mauer erhebt sich über dem Hauptthor ein gewaltiger Thurm, der für den ältesten Theil der Alhambra gilt. Den Eingang zu diesem Thor bildet eine Vorhalle, die von einem hochgeschwungenen Bogen überspannt wird. Dieser Bogen heißt „der Bogen der Gerechtigkeit", weil hier die Könige von Granada jeden Donnerstag öffentlich Gericht zu halten pflegten. Von dem Thore aus gelangt man auf einen großen ebenen Platz, wo zwei Wasserbehälter in den Felsen gehauen sind, geräumig genug, um die Festung für ein Jahr mit Wasser zu versorgen. Auf der einen Seite dieses Platzes erhebt sich der Palast Karls V., der die Stelle des weggerissenen maurischen Winterpalastes einnimmt; er bildet ein großartiges, im edelen Stil erbautes Viereck, ist aber nur bis auf die Mauern vollendet. An die Nordseite desselben lehnt sich der maurische Sommerpalast an. Dieser sieht von außen mit seinen hohen fast fensterlosen Mauern, die von einigen viereckigen Thürmen und zwei achteckigen Pavillons überragt werden, ganz unscheinbar aus. Sobald man aber das Pförtchen, den einzigen Zugang in's Schloß, durchschreitet, glaubt man sich auf einmal in eine neue Welt versetzt. Man tritt in einen länglich viereckigen Hof. Der Boden ist mit glattpolirten weißen Marmorplatten belegt und umher läuft eine von weißen Marmorsäulen getragene Bogenhalle. Alle diese Säulen zeichnen sich durch ungemeine Schlankheit und Zierlichkeit aus; sie sind meist paarweis gestellt und durch Hufeisenbogen verbunden. An den Säulenköpfen und den mit Stuck bekleideten Wänden der Bogenhallen bemerkt man die elegantesten Arabesken und an den Simsen Inschriften, zwischen deren Buchstaben sich, eben so wie in der Gebetskapelle von Cordoba, zartgebildete Blumenguirlanden hindurchschlingen. Ein in der Mitte des Hofes befindliches Wasserbecken von 130 Fuß Länge wird von zwei Springbrunnen fortwährend mit Wasser gefüllt und von Myrten-, Rosen- und Oleanderhecken umringt. Auf der Nordseite dieses Hofes steht die Torre de Comares, ein

nier in Generalife verderbt haben. Die alten Gebäude sehen größtentheils wüst und verfallen aus und in den umringenden Gärten, zur Zeit der Mauren so berühmt wie die schwebenden Gärten zu Babylon, stehen nur noch uralte düstere Cypressen als Zeugen der vergangenen Herrlichkeit da. Unter den zahlreichen Wasserkünsten in der Umgebung der Villa ist die „Treppe der Wasser" (Escalera de las Aguas) zu erwähnen, eine breite sanft ansteigende, von dunkelen Granatbüschen beschattete Marmortreppe, wo jede Stufe an beiden Ecken mit einer Fontaine versehen ist. Bei Nacht, wenn alle diese Fontainen in flüssigen Silberstrahlen sprudelten und wenn dazwischen Leuchter mit Fackeln aufgestellt waren, wie es bei maurischen Hoffesten üblich gewesen sein soll, muß diese Treppe einen mährchenhaften Anblick geboten haben. An dem Gipfel der hinter dem Ginaraliph steil sich erhebenden Silla de Moro finden sich eine Menge Höhlen vor, von denen die Granadiner behaupten, daß sie zur Zeit der Araber als Grabkatakomben für die Könige von Granada gedient hätten. — Am westlichen Vorsprunge des Alhambrahügels steht die Torre de Vela, der höchste Thurm der Alhambra. Auf seiner Plattform erhebt sich einer jener seltsamen im Süden so häufigen Glockenthürme, die blos aus einer aufrechten Wand mit einer Oeffnung bestehen, in der eine Glocke hängt. Diese Glocke ist dazu bestimmt, die Nacht hindurch den mit der Bewässerung der Vega beschäftigten Landleuten fortwährend die Stunde zu verkündigen, damit keine Irrung in den Bewässerungsterminen eintreten kann. Zu dem Ende wird die Nacht in zwei Wachen getheilt. Die erste Wache geht von 10 bis 12 Uhr, die zweite von 12 bis 4 Uhr. Von 10 bis 11 Uhr thut die Glocke in regelmäßigen Pausen von fünf Minuten zwei Schläge, von 11 bis 12 Uhr drei Schläge. Von 12 bis 1 Uhr tönt blos ein Schlag, von 1 bis 2 Uhr hört man zwei, von 2 bis 3 Uhr drei, von 3 bis 4 Uhr vier Schläge. Punkt 4 Uhr wird Ave Maria geläutet und an die Glocke geschlagen. Der Thurm von Vela steht gerade zu Häupten des neuen Platzes (Plaza nueva), dem ungefähren Mittelpunkt Granada's, und von ihm hat man den besten Ueberblick über die Stadt und ihre Umgegend, obwohl man wegen der bergigen Lage nicht alle Theile übersehen kann.

Ganz Granada mit seinen Vorstädten hat jetzt noch zwei Stunden im Umfang; zur Zeit der Araber waren es vier Stunden und die starke Mauer wurde durch 1030 Thürme vertheidigt, von denen kaum noch einer übrig ist. Rings um die Mauern geht ein breiter Gürtel von Landhäusern und Gemüsegärten. Auf diesen Gürtel folgen die Gefilde der Vega, die 5 bis 8 Stunden im Durchmesser hält und außer zahllosen einzelnen Gehöften 38 Ortschaften umfaßt. Sie wetteifert an Fruchtbarkeit mit der Huerta von Valencia und ist der Schauplatz vieler merkwürdigen geschichtlichen Ereignisse.

Granada ist eine jener bevorzugten Stätten der Erde, die nur ein Mal vorhanden sind, die sich mit Nichts vergleichen lassen und sich mit Feuerzügen dem Geist eines Jeden einprägen, der sie nur ein Mal gesehen hat. Eine solche Rosenfülle, wie noch im Juni in und um Granada herrscht, ist mir nirgends mehr vorgekommen. Alle Höfe, alle Balcons, alle Terrassen sind von duftenden Rosen erfüllt, alle Hecken und Mauern von Rosen umsponnen und zumal scheint die Alhambra auf einem Bett von Rosen zu ruhen. Dazu flöten die Nachtigallen Tag und Nacht in den schattigen Gebüschen, die zahllosen blühenden Granatbäume schlingen einen mit Scharlach gestickten Smaragdgürtel um die alte Königsstadt; grün schimmert die Vega, und die benachbarten Hügel, die einen Monat später schon dürr und braun da liegen, sind mit einem tausendfarbigen Blumenteppich überzogen. Aus allen Schluchten, von allen Höhen, aus allen Gärten steigt Blüthenduft empor und füllt die ganze Atmosphäre mit gewürzhaftem Wohlgeruch. Kein Dunst trübt das tiefe Azurblau des Himmels. Die Sierra Nevada, die gleich einer Königin im Silbermantel von den Felsenpyramiden ihres Thrones auf Granada herabschaut, haucht mit leisem Oden kühle Lüfte aus, die in den dichtverschlungenen Kronen der Ulmen spielen. Wohin man blickt, ist eine Farbenpracht, ein Lichtglanz, der das Auge blendet, ein Klingen und Duften, welches die Sinne berauscht und unwillkürlich in süße Träume einwiegt. Und dennoch war bei meiner Ankunft die schönste Zeit schon vorüber, die von der

Mitte des April bis gegen Ende des Mai dauert. Dann wimmelt Granada von Fremden. Spanier und Ausländer eilen herbei, um in diesem Rosenparadies die Sorgen des Alltagslebens zu vergessen und in der durch Reinheit und Gesundheit ausgezeichneten Luft neue Lebenskraft einzuschlürfen.

Die Tage, die ich hier und in der Umgegend zubrachte, schwanden mir, wie die durchblätterten Seiten eines schönen Bilderbuches, schnell dahin, und die Erinnerung kann nicht verfehlen, die anmuthigsten Scenen mit einem Goldrand einzufassen. Doch wollen und können wir diese nicht sowohl copirend abmalen, als vielmehr nur im Schattenriß andeuten. — Ich hätte schwerlich eine angenehmere und für mich passendere Wohnung finden können, als die war, die ich auf Mateos Rath in der Alhambra bezogen hatte. Abgesehen von dem Zauber, den der Gedanke auf mich ausübte, innerhalb der alten Zwingsburg der Könige von Granada zu weilen, wo es keinen Thurm, keinen Söller, keine Fenster giebt, an das sich nicht geschichtliche Vorgänge oder Sagen von wunderbaren Begebenheiten knüpften; abgesehen von der beschaulichen Stille meines versteckten Aufenthaltsortes war es für mich von ganz besonderem Werth, nicht innerhalb der weitläuftigen Stadt, sondern an einer Stelle zu wohnen, wo wenige Schritte genügten, mich im freien Felde, ja an der Schwelle der Sierra Nevada zu befinden. Denn die Alhambra liegt auf dem letzten Vorsprunge des Joches, welches die Thäler des Jenil und Darro trennt und das von Stunde zu Stunde immer höher anschwellend zuletzt Berge von 5 bis 6000 Fuß bildet, die unmerklich in den Hauptwall der Sierra übergehen. Zwar war das in einem abgelegenen Winkel der Festung gelegene Haus, wo ich mich einquartirt, eine Fonda, die zugleich als Restauration diente; allein einestheils war ich der einzige Gast, was mir den Vortheil einer ausgezeichneten Bedienung brachte, anderntheils waren die Leute, welche die Fonda namentlich des Sonntags besuchten, sämmtlich Bewohner von Granada, so daß ich Gelegenheit fand, den Charakter und die Sitten derselben hinlänglich kennen zu lernen. Der Herr des Hauses, Manuel, war ein anspruchsloser stiller Mann und besaß eine Bildung, die ich bei dem Sohne eines asturianischen Bauern

nicht vermuthet hätte. Er las sehr gern und hatte eine artige Bibliothek von spanischen Classikern und neueren französischen Romanen, so wie der übersetzten Werke von Shakespeare, Walter Scott, Rousseau. Mein Zimmer war sehr einfach, aber freundlich. Ein Tisch mit einem Putzkästchen, ein paar Rohrsessel und ein Bett bildeten die ganze Ausstaffirung meines mit Ziegeln gepflasterten, einfach geweißten Zimmers; aber sowohl hier als in dem ganzen Hause herrschte stets die musterhafteste Reinlichkeit und jeden Morgen fand ich meinen Tisch mit einem Glase frischer Blumen geschmückt, eine Aufmerksamkeit, welche in Andalusien den Gästen häufig erwiesen zu werden pflegt. Von dem Balcon aus überschaute ich einen Theil des Albaycin, und das gegenüberliegende Fenster bot mir eine großartige Ansicht der Sierra Nevada. Meine Streifzüge in die Sierra machte ich zu Pferde und in Begleitung eines Dieners, auch leistete mir wohl Mateo Gesellschaft. Auf seinen Rath bediente ich mich der andalusischen Tracht, indem ich mich in eine kurze Jacke (chaqueta), einen flachen breitkrämpigen Hut (Sombrero Calañés), kurze Beinkleider (Bombachos), gelbledeme Gamaschen (Botines) und Schuhe kleidete. Dadurch gewann ich mir leichter das Vertrauen der Landleute und Gebirgsbewohner. Oft schweifte ich allein zwischen den von zahllosen Bewässerungskanälen durchschnittenen Getreidefeldern und Fruchtbaumpflanzungen der Vega und war bei einer Verirrung genöthigt, mich von den Bauern zurecht weisen zu lassen; manchmal kehrte ich auch wohl in ein einsames Wirthshäuschen ein und unterhielt mich bei einem Glase Wein und einem Cigarrito mit den eben anwesenden Gästen, meist Maulthiertreibern, Hirten oder Bauern; aber niemals begegnete mir eine Unannehmlichkeit, überall fand ich unter den Landleuten dieselbe Gutmüthigkeit. War ich des Abends in meine Wohnung zurückgekehrt, so konnte ich doch noch nicht an Ruhe denken. Entweder mußte ich noch ein Stündchen in der Tertulia*) des

*) Tertulien sind gesellige Zusammenkünfte mit Gästen, die ein- für allemal eingeladen und als Hausfreunde willkommen sind. Diese Zusammenkünfte legen aber der Familie keineswegs den Zwang au', zu Hause zu bleiben. Ist diese etwa auf einem Spaziergang begriffen und finden die

Wirthes bleiben, die beim kreisenden Becher unter den Weinlauben des Hofes gehalten wurde, oder ich brachte den späten Abend in Mateo's Wohnung zu, in dessen von ein paar uralten Feigenbäumen überschattetem Gärtchen sich immer eine Anzahl junger Leute zu versammeln pflegte; dann fehlte nie eine von Hand zu Hand wandernde Guitarre, und die Zeit verging unter heiterem Gespräch und Gesang maurischer Balladen, andalusischer Volkslieder oder aus dem Stegreif gedichteter Verse. Wenn die Klänge des Fandango durch die Saiten rauschten, so forderten die jungen Burschen die schwarzäugigen Granadinerinnen auf, im silbernen Lichte des Mondes nach Landessitte zu tanzen.

Die Sierra Nevada erstreckt sich südlich von Granada etwa 15 Meilen lang und 4 bis 6 deutsche Meilen breit in der Richtung von Westen nach Osten. Die mittlere Höhe ihres Hauptkammes beträgt 9000 Fuß, die Gipfelhöhe erreicht 11,200 Fuß. Diese Sierra ist demnach nächst den Alpen das bedeutendste Gebirge Europa's. Die aus Gneis und Glimmerschiefer bestehende Hauptkette, an welche sich auf beiden Seiten eine mächtige Kalkbildung anlehnt, stürzt nach Norden zu ungemein steil ab, auf der Südseite senkt sie sich mit sanfter Abdachung in langgestreckten Kämmen. Auf dieser Seite schließt sich daran das wilde unzugängliche Bergland der Alpujarras. Die beiden Hauptgipfel der Sierra Nevada sind der Cerro Mulahacén und der nur viertehalb hundert Fuß niedrigere Picacha de Veleta. Letzteren kann man von Granada aus mit einiger Anstrengung in einem Tage besuchen. Ich unternahm dies in Gesellschaft zweier Franzosen und eines Nordamerikaners.

Noch lag das ganze Land im Schatten der Dämmerung begraben, als wir um drei Uhr morgens fortritten. Ein leidlicher Saumpfad führt von Granada aus bis an den eigentlichen Kegel des Picacho de Veleta. Es ist der Schneeweg, so genannt von den Schneemännern (Neveros), einer besonderen

---

Gäste das Haus leer, so nimmt Niemand Anstoß daran. Man erscheint bei der Tertulia ganz zwanglos in der gewöhnlichen Hauskleidung.

Klasse von Maulthiertreibern, die das Vorrech. genießen, die zahlreichen Conditoreien der Stadt mit Schnee zur Eisanfertigung zu versorgen. Fortwährend geht es auf dem breiten Kamme hin, der die Thäler des Jenil und Monachil scheidet, wo er sich bald an tiefen Abgründen hinwindet, bald über felsige Lehnen, natürlichen Treppen vergleichbar, emporklettert, bald im losen Schiefergerölle der Schneeregion streckenweis verschwindet. Wir waren schon hoch in den Vorbergen der Kalkalpen, als die Sonne am östlichen Horizont wie eine Goldrose aufzublühen anfing. Ueberrascht von der prangenden Aussicht, hielten wir unsere Pferde einen Augenblick an und ließen uns von Mateo die interessantesten Punkte der Gegend nennen. „Die merkwürdigste Stelle", hob er an, „ist die, an welcher wir uns jetzt befinden. An diesem Abhange, wo jetzt Disteln und Dornen wachsen, stand ehedem ein reiches Gehöft inmitten eines großen Kastanienhaines, und diese spärliche Quelle war damals ein voller Brunnen. Da verliebte sich ein junger Morisco, der Enkel eines alten Goldschmiedes, der in jenem Häuschen am Rande des Jenilthales wohnte, in die schöne Tochter des Besitzers vom Kastanienhofe, eines Spaniers von unvermischtem Blut. Dieser, ein geschworener Feind der Moriscos, gab den Burschen bei der Inquisition als heimlichen Ketzer an. Der Maure entwischte jedoch aus dem Kerker und ging in die Alpujarras. Wüthend, seine Rache vereitelt zu sehen, wußte der Herr des Kastanienhofes den alten Großvater des jungen Burschen in sein Haus zu locken und ermordete ihn mit eigener Hand neben dem Brunnen. Seine Tochter wollte die Unthat verhindern; doch der rohe Vater versetzte ihr einen Stoß, daß das arme Kind kopfüber in den Brunnen stürzte und ertrank. Da erzitterte die Erde, die Felsen wankten, der Boden spaltete sich und das Gehöft versank mit dem Verbrecher in einen glühenden Schlund. Dies geschah im Jahr 1569. Seitdem will hier kein Samenkorn mehr sprossen; des Nachts hört man oft das Klagegewimmer der ruhelos umher irrenden Seele des Mörders, und häufig sieht man beim Mondschein die weiße Gestalt des schuldlos gemordeten Mädchens bei der Quelle sitzen, die seitdem Kastanienquelle heißt." — Eine Stunde später gelangten wir auf die Hochebene von Puche, die

zum Theil mit Getreidefeldern bedeckt ist. Hier hatten wir die Aussicht auf die majestätische Hauptkette der Sierra, deren gewaltige Schneefelder, zwischen nackten schwarzen Schieferfelsen zerstreut, blendend hell im Sonnenschein leuchteten. Um zehn Uhr erreichten wir die Estancia de los Neveros, eine Stelle, die in einer Schlucht zwischen den ersten Schneefeldern liegt und von den Neveros häufig als Lagerplatz benutzt wird. Hier hört der Schneeweg auf, doch kann man noch eine Stunde durch das Gerölle am sanft ansteigenden Fuß des Picacho bis zu dessen eigentlichem Kegel emporreiten. Obgleich die Estancia de los Neveros 8200 Fuß hoch liegt, so brannte die Sonne doch so heiß, daß wir gern den Schatten eines Felsens suchten, um unsere Mundvorräthe auszukramen, die in den Tragkörben eines mitgenommenen Maulthieres enthalten waren. Trotz der Sonnenhitze besaßen die benachbarten Schneefelder noch eine außerordentliche Dicke, obwohl sie blos von dem vergangenen Winter herrührten, denn sogenannten ewigen Schnee giebt es in der Sierra Nevada fast nirgends. Die an den Rändern der Schneefelder stehenden Pfützen gewährten uns das einzige Trinkwasser zu unserem frugalen Frühstück. Nachdem wir noch eine halbe Stunde geritten, ließen wir die Pferde zurück und erklommen zu Fuß, geführt von Mateo, den Kegel des Picacho, dessen höchste Felskuppe wir Punkt zwölf Uhr erreichten. Die Besteigung ist gefahrlos, jedoch etwas beschwerlich, sofern der untere Theil des Kegels aus großen, locker auf einander liegenden und vom Schneewasser schlüpfrigen Schieferplatten besteht, weshalb man hier leicht ausgleiten kann, namentlich im ledernen Schuhwerk. Zweckdienlicher sind hiezu die bei den Granadinern gebräuchliche „Alpargatas" oder Hanf-Sandalen. Weiter oben wird der Boden fester; wer sich aber zum Schwindel neigt, muß sich durch den Schnee des Westabhanges emporarbeiten, indem die schmale, nackte Felsenkante, die als Pfad dient, dicht am Rande des Corral de Veleta hinläuft, eines schauerlichen über drittehalb tausend Fuß tiefen Felsenkessels, der die Nordseite des Picacho spaltet. Athembeschwerden haben wir erst in einer Höhe von 10,000 Fuß empfunden. Doch war es weniger Beklommenheit der Brust als eine eigenthümliche Kraftlosigkeit, die mich immer in den oberen

Schneeregionen befallen hat, so daß ich mich alle funfzig Schritt niedersetzen und ausruhen mußte. Die Aussicht vom Gipfel des Picacho, wo ich zwischen dem Schiefergerölle mit Vergnügen großblumige heimathliche Veilchen und Ranunkeln entdeckte, war schlecht, indem die aus den Gründen aufsteigenden Dämpfe die Atmosphäre trübten und längs des Horizontes jener rothbraune Höhenrauch lagerte, der im Süden während des hohen Sommers die Fernen stets in einen undeutlichen Nebelschleier hüllt. Schön war jedoch die Ansicht der Sierra selbst, deren größter Theil in der Vogelschau vor uns lag. Nur im Osten wird der Blick durch die kolossale abgestutzte Pyramide des Mulahacen gehindert. Wer von hier aus dahin will, muß zuvor in ein tiefes und weites Alpenthal hinabsteigen, welches beide Bergriesen scheidet; denn der schmale Felsengrath, der den Picacho unmittelbar mit dem Mulahacen verbindet, ist so spitz wie ein Dach und stets mit Schnee- und Eismassen erfüllt, so daß es hier völlig unmöglich ist, hinüber zu kommen. In dem bezeichneten Alpenthal liegt ein ziemlich großer See. Die Zahl solcher See'n oder Lagunen (Alpenteiche) in der Sierra ist sehr bedeutend. Sie liegen sämmtlich in der Schneeregion, umringt von moorigen Wiesen, zum Theil von unergründlicher Tiefe, und enthalten ein wundervoll klares Wasser, aber wegen der Kälte desselben leben keine Fische darin. Der Ueberblick der Schneeregion ist eben so großartig als unheimlich. Diese gewaltigen langhin gestreckten Kämme, überschüttet von grauem glitzernden Schiefergerölle; die großen, oft Stunden langen Schneefelder an den Abhängen der Berge, die furchtbar zerklüfteten, meist senkrecht abstürzenden und oft mehrere tausend Fuß hohen Schieferfelsen, die den Nordabhang der höchsten Gipfel umgürten; der fast schwarzblaue Himmel, von dem die Sonne mit bleichen Glanz herabscheint: alles dies verleiht der Scene einen erschütternden, beängstigend großartigen Charakter. Die Kürze der Zeit und der schneidend kalte Ostwind erlaubten uns nicht, lange auf dem Gipfel des Picacho zu verweilen. Am Fuße des Kegels angelangt, bestiegen wir rasch wieder unsere Pferde, nahmen dann unser Mittagsmahl im Schatten der ersten Alpensträucher ein und waren des Abends um acht Uhr in Granada.

Das Innere der Sierra Nevada ist wenig bekannt. Mateo wußte nur den Weg nach dem Picacho, und selbst in dem Gebirge hält es oft sehr schwer, Führer zu bekommen, da auch die Hirten nur selten die höchsten Gipfel besteigen, indem sie nicht höher gehen als ihre Ziegen. Die einzigen Personen, die eine umfassende Kenntniß der Schneeregion besitzen, sind die Jäger der „Montesas" oder wilden Ziegen (aber keiner Gemsen!), die sich blos in dem obersten Theil der Sierra aufzuhalten pflegen; doch giebt es deren nur wenige. Daher beschloß ich, mich von meinem eigenen Ortssinn leiten zu lassen, um die Beschaffenheit der Sierra Nevada und ihre Bewohner näher kennen zu lernen. Zu dem Ende quartierte ich mich in dem Cortijo*) de San Geronimo (Baude des heiligen Hieronymus) ein. Dies Gehöft ist das am höchsten gelegene am Nordabhang der Sierra (5064 Fuß über dem Meer). Seine Umgebungen sind großartig und wildromantisch: gerade hinter dem Hause der 6507 Fuß hohe Felsengrath des Dornajo; gegenüber, jenseits der dunkelen waldigen Schlucht, in deren Grunde der Monachil sich schäumend zwischen kolossalen Marmorblöcken hindurchwindet, die senkrechten Felsenwände des Cerro Tesoro; weiter nach Süden der hohe Wall eines mit Gebüsch und Alpenwiesen bekleideten Abhangs, die Dehesa de San Geronimo genannt, wo überall wasserreiche Bäche in tausend Kaskaden hinabstürzen; endlich über der finsteren Schlucht des oberen Monachilthales die gigantische Eispyramide des Picacho hoch in die Luft emporragend. Trotz der bedeutenden Höhe gedeiht hier doch der schönste Weizen, der in den Schluchten der Dehesa selbst noch bis 6000 Fuß gebaut wird. — Meine Erscheinung in dem abgelegenen Gehöft machte unter seinen Bewohnern nicht geringes Aufsehen, und die Frau vom Hause erklärte mir mit schlecht verhehltem Mißtrauen, daß sie mich nicht beherbergen könne; doch ließ sie sich bereden, erst die Rück-

*) Man unterscheidet Cortijos de Verano (Sommerbauden), und Cortijos de Invierno (Winterbauden). Erstere sind leicht gebaute Hüttchen mit meistens nur einem Gemach zum Obdach für die Hirten und Bauern während des Sommers. Die Winterbauden dagegen, zu denen der Cortijo de San Geromino gehörte, sind große Gehöfte für die Land- und Viehwirthschaft und werden das ganze Jahr hindurch bewohnt.

kehr ihres Ehemannes abzuwarten. Tomas, so hieß der Besitzer des Gutes, ein kräftiger hochgewachsener Mann in den Vierzigen mit rothblondem Haar und blauen Augen trat bald darauf mit der stolzen Miene eines unumschränkten Herrschers in's Haus. Gestützt auf sein lange Escopeta (Flinte) und gefolgt von zwei großen Wolfshunden, grüßte er mich mit fast herablassender Freundlichkeit. Da ich gehört, daß er als Feldwächter alle Bewohner des Monachilthals zu beaufsichtigen habe, so ersuchte ich ihn sogleich um seinen besonderen Schutz, was nicht verfehlte, seiner Eitelkeit zu schmeicheln und ihn schnell zu meinem Gunsten zu stimmen. Nachdem ich ihn über meine Absichten belehrt hatte, zog er eine lederne Tabakstasche (Petaca) aus seiner blutrothen Schärpe, drehte einen Cigarrito, überreichte mir denselben, schüttelte mir hierauf treuherzig die Hand und sprach zu seinen zahlreichen Knechten gewendet: „Dieser Cavalier ist von heute an mein Freund und mein Gast." Sämmtliche Hirten begrüßten mich hierauf, ihre zerlöcherten Hüte ein wenig lüftend, und reichten mir vertraulich ihre schwieligen Hände. Diese kurze Empfehlung von Seiten des „Amo" (Hausherrn) genügte, um mir Achtung und Sicherheit bei den Bewohnern dieser ganzen Gegend zu verschaffen. Jetzt wurde auch die „Ama" (Hausherrin) freundlicher und winkte ihrer Tochter, die hierauf einen Weinschlauch von der Wand nahm, einen „Jarillo" (kleiner irdener Krug mit vier Schnauzen) füllte und mir denselben credenzte. Der Krug machte alsdann die Runde unter sämmtlichen Anwesenden; ich vertheilte ein paar Dutzend Cigarren unter die Hirten, die sich inzwischen vor der Hausthür unter schattigen Weiden auf niedrigen, aus Korkrindenstücken verfertigten Sesseln niedergelassen hatten, um ihr Mittagsmahl einzunehmen, und ward von Stund an als ein Mitglied der Familie betrachtet. Man wies mir ein enges Gemach im oberen Theile des Hauses an, das als Vorrathskammer und zugleich als Hauskapelle diente. Eine Thür fehlte, und vor dem ganz kleinen Fenster stand ein Gemüseschrank, auf dem ein rohes Crucifix aus Holz angebracht war. Darüber hing ein vergelbtes Bild des heiligen Hieronymus, des Schutzpatrons von dem Gehöft. Alle kirchlichen Handlungen, Kindtaufen ꝛc. wurden in diesem

Gemach vollzogen. Dies war so enge, daß mein Bett es fast ganz ausfüllte. Das ganze Haus war keineswegs übertrieben reinlich und besonders die Wirthin sehr schmutzig. Fleisch und Milch der Ziegen nebst Küchenerbsen machten die gewöhnliche Speise aus, womit sie etwas kargte. Sonst war sie gutmüthig und stets für meine Sicherheit besorgt. So oft mein Diener nach Granada geritten war und ich allein ausgehen wollte, gab sie mir stets einen großen starken Wolfshund als Begleiter mit, um mich gegen etwaige Wölfe zu sichern. Letztere sind noch sehr häufig in der Sierra, und fast jede Nacht vernahm ich ihr klägliches Geheul in der Nähe des Gehöftes, den sie zu umschleichen pflegten, um Ziegen zu stehlen. Deshalb ist es nie rathsam, unbewaffnet auszugehen, obwohl die Wölfe während des Sommers, wo die Nahrung nicht mangelt, vor dem Menschen zu fliehen pflegen. — Die Besitzer aller hochgelegenen Cortijos der Sierra leben weniger von der Ackerwirthschaft als von der Käsewirthschaft, die sehr bedeutend ist. Tomas besaß allein über 3000 Ziegen, welche fast sämmtlich weiß und langhaarig sind. Nur ein geringer Theil davon kam des Abends in das Gehöft zurück, die übrigen blieben bei dem im Gebirg zerstreuten „Hatos" oder Sennhütten, die theils blos aus einem Zelte, theils aus niedrigen Hütten bestehen, deren Mauern aus lose über einander gelegten Steinen zusammengesetzt sind und die ein spitzes Dach aus Baumästen, spanischem Rohr und dürrem Laub haben. Des Nachts bezeichnen die aufsprühenden Wachtfeuer die Stellen dieser Hatos. Zu jedem Hato gehören ungefähr ein halbes Dutzend Hirtenknechte, die unter einem „Moyoral" oder Oberhirten stehen und sämmtlich bewaffnet sind. Sie tragen gewöhnlich kurze Jacken und Beinkleider aus rothbraunem Leder, breitkrämpige Spitzhüte, an den Schienbeinen ungegerbte mit Espartostricken befestigte Ziegenfelle, an den Füßen selbstverfertigte plumpe Esparto-Sandalen, um den Leib unter der rothwollenen, mit einer langklingigen Navaja versehenen Schärpe, eine geldkatzenartige Tasche, die zwanzig Patronen, Zündschwamm, Stahl, Feuerstein und Zündhütchen enthält; denn sie führen sämmtlich Percussionsgewehre. Ihre mitgenommenen Lebensmittel bestehen aus Brot, Salz, Puffbohnen und Zwiebeln. Oft kommen sie den ganzen Sommer

13*

nicht in ihre Heimath. Beim Herannahen des Winters ziehen die Mayorals mit ihren Heerden nach den niedrigeren Gebirgen der Küste. — Die Bewohner des Cortijo de San Geronimo waren, wie die der ganzen Sierra, ein zufriedenes, heiteres und gutmüthiges Völkchen. Mein Diener hatte nicht vergessen, eine Guitarre aus Granada mitzunehmen und am Abend, wenn die Männer aus dem Gebirg heimgekehrt, ertönte der Fandango, die Castagnetten wurden herbeigeholt und der Hausflur oder der Platz vor dem Hause mußte als Tanzboden für die sämmtlichen Hausbewohner dienen. Am lautesten war der Jubel, als ich am Vorabende eines Festes zu Ehren eines Heiligen einen Piaster zu Wein gegeben hatte. Für dies Geld hatte man in Monachil, der nächsten Stadt, zwei Esel mit vier derben Weinschläuchen beladen, und von dem trefflichen Saft, den diese Gebirgssöhne nur selten zu kosten bekommen, wurde nun die ganze Nacht hindurch gezecht, bis am folgenden Morgen kein Tropfen mehr übrig war. Gegen Sonnenuntergang ward ein Feuer vor der Thür angezündet. Die weiblichen Bewohner erschienen im Sonntagsstaat, das Haar mit frischen Feldblumen geschmückt; die Hirten hatten ihre plumpen Sandalen mit neuen Hanfschuhen vertauscht. Darauf ging's an's Tanzen. Alle sehr graziös aufgeführten Tänze wurden mit kleinen, sehr häufig aus dem Stegereif gedichteten Liedern begleitet, und sobald ein Tanz vorüber war, ging die Tänzerin im Kreise umher und empfing von jedem der anwesenden Männer den „Abracito" oder eine flüchtige Umarmung, eine in ganz Andalusien übliche Sitte. Durch lautes Händeklatschen forderte man zur Fortsetzung des Tanzes auf. Zu alle dem nehme man die ausdrucksvollen Gesichter der im Kreis herum sitzenden Hirten, die von den zuckenden Flammen grell beleuchteten Gruppen der Tänzer, die geisterhaft schimmernden Felsen, das dumpfe, orgelartig zu dem Castagnettengeräusch accompagnirende Brausen des schäumenden Alpenbaches, endlich das düstere Dunkel des ganzen Thales, während die noch lange in Kohlengluth glühenden Schneefelder des Picacho allmälig verglommen und der Himmel seinen sternendurchwirkten Baldachin über unseren Häuptern ausbreitete.

Ein anderes Quartier schlug ich in dem vier Leguas ober-

halb Granada's gelegenen Dorfe Guejar-Sierra auf. Es liegt 3529 Fuß hoch in einer sehr großartigen Alpenlandschaft. Berge von 6 bis 8000 Fuß umringen den tiefen Kessel des Jenilthales und erzeugen dadurch eine so hohe Temperatur, daß hier alle Südfrüchte eben so gut wie in der Vega von Granada gedeihen. Auf diese Weise liegt das Dorf in einem Wald von Fruchtbäumen begraben, zwischen denen die Alles überrankende Weinrebe undurchdringliche Hecken bildet. Ueberall rauschen Bäche von den mit Kastanien und immergrünen Eichen bedeckten Bergabhängen herab, und auf dem Platze des Dorfes befindet sich ein Brunnen, der aus seinen Röhren vier armsdicke Strahlen des köstlichsten Wassers ergießt. Ich bewohnte in Guejar ein kleines Häuschen, das Eigenthum eines armen Tagelöhners; denn Wirthshäuser giebt es in diesen Gebirgsdörfern nicht. Mein Zimmer war ein Theil des von dem durchlöcherten Ziegeldach überdeckten Bodens der Hütte. Ein unförmliches Loch in der Wand, eben groß genug, um den Kopf hindurchstecken zu können, stellte das Fenster dar; ein Heerd in der einen Ecke diente mir als Tisch. Einige zerrissene, von Flöhen wimmelnde Matratzen waren mein Lager, und wenn unten Feuer angemacht wurde, füllte sich mein Gemach zum Ersticken mit Rauch an. Die Bewohner dieses Hauses zeigten sich als gutmüthige treuherzige Leute. Bald nach meiner Ankunft besuchte mich der Alcalde des Ortes und der Pfarrer, ein junger und für einen spanischen Geistlichen recht gebildeter Mann, dessen Wirkungskreis sich über eine große Menge Cortijos bis zu einer Entfernung von vier Stunden ausdehnt, wohin er häufig genug bei Nacht geholt wird, um einem Sterbenden die letzte Oelung zu geben. Das größte Wohlwollen bewies mir aber mein Nachbar, der Besitzer von fünf Sennhütten und mehr als 7000 Ziegen. Dieser Bauer, Namens José Ramos, hatte einige dreißig Hirten unter sich und ließ an sämmtliche Mayorals den Befehl ergehen, mir auf alle Weise behülflich zu sein und mich gastfrei zu beherbergen. Das thaten denn auch diese Hirten, ohne je die geringste Bezahlung für ihre Dienste anzunehmen. — Von meinen Ausflügen, die ich von Guejar aus in's Gebirge machte, will ich blos einen erzählen, der mir leicht hätte das Leben kosten können. Dem

höchsten Gipfel der Sierra, dem Mulahacen, ist auf der Nordseite wegen der ungeheuren Abgründe schwer beizukommen. Ich brachte nun in Erfahrung, daß von Guejar aus ein Saumpfad über den hohen Paß von Vacares nach den Alpujarras hinüberführe und daß ich jenseits dieses Passes in einer Sennhütte Namens Vacares, zu übernachten habe, um am folgenden Tag den Mulahacen von der Südseite aus besteigen zu können. Ich versah mich folglich mit Lebensmitteln auf drei Tage und brach frühzeitig mit meinem Diener und meinem stark beladenen Pferde auf, um die Sierra zu überschreiten. Der einsame Saumpfad, welcher fortwährend an der rechten Wand des Jenilthales emporführt, wird allmälich immer undeutlicher und beschwerlicher, so daß ein so geübtes Gebirgspferd wie das meinige dazu gehörte, um, ohne Hals und Beine zu brechen, diese Felsentreppen hinauf- und hinabzuklettern. Es war schon Mittag vorüber, als wir an den Barranco de Vacares kamen, einen starken Bach, der sich mit dem Jenil vereinigt. Wir stiegen um den bebuschten Abhang des Calvarienberges hinauf, der das Jenilthal von dem genannten Bache trennt, verloren aber bald den Weg zwischen dichtem Gebüsch. Nach einigen Umherirren führte uns aufsteigender Rauch zu einer Sennhütte. Die Hirten empfingen uns freundlich, obwohl wir ihnen wildfremd waren, und tauschten von mir Pulver, Schrot und Zündhütchen gegen Käse und Salz ein. Während wir mit ihnen ihr aus Puffbohnen und Ziegenmilch bestehendes Mittagsbrot verzehrten, erkundigte ich mich genauer nach Vacares. Sie hatten die Sierra noch niemals überschritten, zeigten uns aber den Weg nach einer tausend Fuß höher gelegenen Sennhütte. Nach drei Uhr erreichten wir diese Hütte, die ziemlich nahe am Gipfel des Calvario lag. Der Mayoral belehrte uns auch über den Weg, bemerkte aber, er wisse nicht genau, ob Vacares diesseits oder jenseits der Sierra liege; jedenfalls möchten wir eilen, wenn wir noch vor Sonnenuntergang den Kamm des Gebirges erreichen wollten. Wir eilten also rasch vorwärts, doch wollte der Weg, der sanft an einem mit losem Schiefergerölle überschütteten Abhang emporführte, kein Ende nehmen. Bereits neigte sich die Sonne, als wir die Höhe des Kammes und nun plötzlich die höchste Kette

der Sierra in größter Nähe erblickten, doch geschieden von uns durch ein tiefes Felsenthal. Mein Pferd war entkräftet, und nichts verkündete die Nähe eines lebendigen Wesens. Um mich zu überzeugen, ob kein Hirt in der Nähe sei, schoß ich eine Pistole ab. Der Schuß hallte tausendfach verstärkt in den zahllosen Gründen und Schluchten wieder. Gleichzeitig sprangen ein paar Wolfshunde mit wüthendem Gebell hinter einer Felsecke hervor. Eine kräftige Stimme rief sie zurück und darauf zeigte sich ein hochbejahrter Mann in Hirtentracht, der auf seine Flinte gelehnt uns ruhig erwartete. Ich fragte ihn nach dem Weg; er aber streckte die Hand nach dem Mulahacen aus, dessen Felszacken im Abendsonnenschein wie mit Blut übergossen aussahen und erwiederte: „Sehen Sie dort den Nebel, welcher hinter jener Felsecke, die eben von Geiern umkreis't wird, links vom Mulahacen emporsteigt? — Dort jenseits liegen die Lagunen la Caldera. Wenn die Lagunen dampfen, giebt es Sturm. Ich rathe Ihnen, von Ihrem Vorhaben abzustehen.“ Ich erklärte, daß ich erst morgen, wenn die Witterung es zuließe, den Mulahacen besteigen wolle und fragte nach dem Paß und der Sennhütte von Vacares, die ich möglichst bald erreichen wollte. „Der Paß von Vacares steht vor Ihnen, mein Herr,“ war die Antwort des Hirten, „eine Sennhütte von Vacares giebt es aber gar nicht, sondern blos eine Höhle, die den Namen Pollo de Vacares führt. Diese liegt hier ganz nahe bei und dient einigen Hirten als Zufluchtsort, deren Mayoral ich bin. Wollen Sie diese Nacht mein Gast sein, so folgen Sie mir.“ Wir nahmen dies Anerbieten mit Freuden an. Die Höhle von Vacares befand sich in einer mächtigen Wand von Schieferfelsen, 7403 Fuß hoch gelegen. Das Innere war mit düsterem Rauch erfüllt, der nur undeutlich die Gestalten ihrer Bewohner erkennen ließ: Kerle von dem verwildertsten Ansehen, die mich aber mit derselben Gutmüthigkeit aufnahmen, die ich überall bei diesem unverdorbenen Volke der Sierra Nevada wahrgenommen habe. Während Einige mein Pferd in eine eingehegte Felsschlucht führten, bereiteten Andere mir ein Lager aus ihren eigenen groben Mänteln und Ziegenfellen. Nach acht Uhr stieg der Mond hinter den Eiszacken des Alcazaba auf und erfüllte die Alpenlandschaft mit

Silberglanz. Der prophezeite Sturm blieb nicht aus. Gegen Mitternacht trübte sich der Himmel; bald ras'te der Wind von den Gipfeln der Sierra hernieder und trieb den Flugsand der Schneeregion bis in unsere Höhle. Doch ließ er gegen Morgen nach, und so beschloß ich, die beabsichtigte Besteigung des Mulahacen noch zu unternehmen. Ich ließ daher mein Pferd und Gepäck bei den Hirten zurück, nahm blos einige Lebensmittel mit und verließ früh um sieben Uhr in Begleitung meines Dieners die Höhle. Nach mühsamem Emporsteigen auf den schlüpfrigen Alpenwiesen erreichten wir um zehn Uhr den Kamm des 9472 Fuß hoch gelegenen Passes von Vacares. Die Aussicht war wegen des nebeligen Horizontes schlecht. Ueber dem Meer lagen Wolken und an dem weißlichen Schimmer desselben erkannte man, daß es vom Sturme gepeitscht werde. Einige hundert Fuß unterhalb des Kammes liegt die Laguna de Vacares, ein zirkelrunder Alpenteich von unergründlicher Tiefe. Um mir einen Ueberblick über die Gegend zu verschaffen, stieg ich trotz des heftigen und schneidend kalten Windes, der vom Meere heraufwehte, zu dem Cerro de Vacares empor und entdeckte nun auf der anderen Seite desselben ein breites, von mehreren Teichen erfülltes Thal am Fuße des mächtigen Alcazaba, hinter dem sich ein langgestreckter Bergrücken bemerklich machte, welchen ich für den Abhang des Mulahacen hielt. Im Süden täuschen die Entfernungen oft außerordentlich wegen der großen Durchsichtigkeit der Luft. Daher erschien mir auch der vermeintliche Rücken des Mulahacen so nahe, daß ich länger, als rathsam, bei den Lagunen verweilte. Je mehr wir uns dem Kamme näherten, desto weiter schien er sich zu entfernen und desto mehr wuchs seine Höhe. Als wir endlich den steilen Abhang erklommen hatten, bemerkten wir zu unserem Schrecken, daß der Bergrücken zum Alcazaba gehörte, während sich die Felsmassen des Mulahacen jenseits eines ungeheuer tiefen und breiten mit vier Lagunen (la Caldera genannt) erfüllten Grundes hoch emporthürmten. Die Sonne stand bereits nahe am Horizont, der Wind war zum heftigsten Sturm angewachsen und die Luft so kalt, daß uns alle Glieder erstarrten. Uns blieb daher nur schleunige Rückkehr nach der Höhle von Vacares übrig. In anderthalb Stunden ging die Sonne unter,

und bei der im Süden so schnell eintretenden Nacht mußten wir uns unfehlbar verirren. Wollten wir aber auf demselben Wege, den wir gekommen, zurückkehren, so bedurften wir dazu mindestens acht volle Stunden. Auf gut Glück in die Thäler der Alpujarras hinabzusteigen, war wegen der Schneemassen und der Schiefergerölle ebensowenig rathsam. Wir mußten daher entweder in der Schneeregion übernachten oder einen Weg über die Felsen des Nordabhanges hinab direkt nach der Höhle von Vacares suchen. Wir waren leicht gekleidet, hatten blos einige Eier und etwas Brot, dazu gab es nicht den kleinsten Strauch, um ein Feuer anzuzünden. In der Schneeregion zu übernachten, war daher bei dem eisigen Sturm so gut wie gewisser Tod. Daher faßte ich schnell den verzweifelten Entschluß, am Nordabhange hinabzuklettern. Wir befanden uns in einer Höhe von etwa 10,000 Fuß, und als ich nun auf den Felsengrath gelangte, welcher den Alcazaba mit dem Mulahacen verbindet, und die furchtbaren Abgründe erblickte, die sich zu unseren Füßen öffneten, ergriff mich unwillkürlich ein Grausen. Gerade vor uns gähnte uns ein schwarzer Felsenschlund entgegen. Ich fragte meinen Bedienten, ob er entschlossen sei, mir zu folgen. Dieser zitterte an allen Gliedern und nickte in der Angst blos mechanisch mit dem Kopfe. Nach langem Suchen entdeckte ich eine Felsleiste, ungefähr drei bis vier Fuß breit, die sich unter 45 bis 50° geneigt an der senkrechten über 1000 Fuß hohen Felswand hinabzog. Mit dem Gesicht gegen die Felswand gekehrt und uns mit den Händen an den vorspringenden Zacken anklammernd, stiegen wir langsam in den furchtbaren Abgrund hinunter; bei einer einzigen Anwandelung von Schwindel waren wir verloren! Auf die schmale Felskante folgte ein eben so langer Abhang, der aus losem Schiefergerölle bestand. Diesen kamen wir ziemlich schnell hinunter, obwohl überschüttet von einer Menge nachrollender Steine. Jetzt kam ein gleich hoher, noch steilerer Abhang, der aber blos aus ellentiefem Flugsand bestand; unten dagegen bezeichnete eine Anzahl vorspringender Schieferklippen eine neue Felswand. Doch wir mußten hinunter: es gab keinen andern Weg! Ich zog die Schuhe aus, legte mich auf den Rücken, nahm meinen Stock in die eine, meinen Spatel in die andere Hand,

um mich einigermaßen damit festzuhalten, und überließ mich meinem Schicksal. In rasender Schnelle rollten wir den Abhang hinab und wußten uns glücklicherweise so zu lenken, daß wir unten an eine der vorspringenden Felszacken anprallten; sonst wären wir einige hundert Fuß über senkrechte Felsen hinabgeflogen! An Händen und Füßen blutend, rafften wir uns wieder empor und gelangten bald darauf an einen Bach, wo wir unsere letzten Lebensmittel verzehrten. Schon trat die Dämmerung ein. Nach einem nicht minder gefährlichen Hinabsteigen über morastige Alpenwiesen, erklommen wir nun eine Thalwand, wo wir uns der Höhle von Vacares unmittelbar gegenüber befanden, doch getrennt durch eine schwarze Kluft, die wir umgehen mußten. Auf diesem Wege hatten wir unzählige kleine, von Bächen durchrauschte Thäler zu kreuzen. Dorniges Gestripp, Felsblöcke, Sümpfe und Bäche erschwerten hier jeden Schritt, und auf allen Seiten ließ sich das Geheul der Wölfe näher vernehmen. Glücklicherweise ging der Mond auf, uns eine willkommene Leuchte. Endlich verkündete das Gebell der Wolfshunde die Nähe der Hirten. Es war zehn Uhr vorüber, als wir zum Tode ermattet die Höhle von Vacares erreichten.

Späterhin bewerkstelligte ich die Besteigung des Mulahacen dennoch von dem Dorfe Trevelez aus, welches unmittelbar am Südfuße desselben liegt. Ich begab mich zu dem Ende nach der fünf Stunden oberhalb Guejar 6700 Fuß hoch an der linken Wand des Jenilthales gelegenen Sennhütte Cabaña vieja, wo ich zufolge einer Verabredung José Ramos traf. Dieser hatte mich nämlich benachrichtigt, daß sich wegen des bevorstehenden Jahrmarktes von Ujijar, der Hauptstadt der östlichen Alpujarras, eine Räuberbande in einer gewissen Gegend des Gebirges gebildet, und mich nach Cabaña vieja beschieden, von wo er mich auf einem sicheren Wege nach dem Paß von Vacares bringen lassen wollte. Während ich in der Sennhütte übernachtete, gab es ein Abenteuer, wie man es nur in der Sierra Nevada erleben kann. Nach einer ungeheuren Hitze, die den ganzen Tag über geherrscht hatte, überzog sich am Abend der Himmel mit dickem Gewölk, welches sich immer tiefer senkte und eine rabenschwarze Dunkel-

heit verbreitete, so daß man bei dem schwachen Scheine des erlöschenden Wachtfeuers kaum noch die nächsten Gegenstände erkennen konnte. Doch rührte sich noch kein Blatt, und die Hitze stieg mit jeder Minute. Endlich gegen Mitternacht erhob sich auf einmal ein furchtbarer Sturm, der im Nu das Dach unserer Hütte abhob und die Hürden umstürzte, in welche einige hundert Ziegen eingeschlossen waren. Gleichzeitig zerrissen flammende Blitze die schwarzen Wolken, die fast den Boden streiften und der Donner hallte schauerlich wieder in den Klüften und Gründen. Während ich nun nebst meinem Diener beschäftigt war, meinem Pferde, das sich losgerissen, den Zaum anzulegen und die Füße zu binden, die Hirten aber mit ihren Wolfshunden sich bemühten, die zersprengten Ziegen wieder zusammenzutreiben, begann ein entsetzliches, mit Schnee und Regen gemischtes Hagelwetter und die Temperatur sank binnen wenigen Minuten zu einer empfindlichen Kälte herab. Kaum hatten wir uns unter schützende Ziegenfelle verkrochen, als wir das Geheul und Schnauben einer Anzahl Wölfe in unmittelbarer Nähe vernahmen, welche sich die allgemeine Verwirrung und Dunkelheit zu Nutze gemacht hatten, um unbemerkt von den unter das Gebüsch geflüchteten Hunden herbeizuschleichen und in die Ziegenhürden einzubrechen. Alles eilte sogleich zu den Waffen. Der Regen hatte die letzten Reste des Feuers ausgelöscht und die Finsterniß war so groß, daß man wörtlich kaum die Hand vor den Augen sehen konnte. Nur dann und wann beleuchtete ein zuckender Blitz die grausige Verwirrung, die der Ueberfall der Wölfe hervorgebracht. Das Rollen des Donners, das Brausen des Sturmes, das Rauschen des Regens, das Geheul der Wölfe, das Bellen der Hunde, das Wimmern und Schreien der Ziegen, die schnell auf einander folgenden Flintenschüsse gaben dieser nächtlichen Scene einen wahrhaft höllischen Anstrich. Ein Dutzend Flintenschüsse genügte, um die gierigen Bestien zu verscheuchen; doch waren fünf Ziegen und ein Wolfshund, deren furchtbar zerfleischte Reste man am Morgen fand, die Opfer der Wölfe geworden. Das Gewitter ging schnell vorüber, wie es im Süden meist der Fall zu sein pflegt, und am Morgen prangte der Himmel im durchsichtigsten Blau. — Um acht Uhr verließen wir, begleitet von José und

vier Hirten, alle bis an die Zähne bewaffnet, die Cabaña vieja und erreichten bald in der Nähe einer rauhen Felsschlucht, des sogenannten Höllengrundes (Val de Infierno) den Gipfel eines Kammes, wo wir Halt machten, um noch einmal gemeinschaftlich zu frühstücken. Darauf schied José Ramos, den seine Geschäfte anderswohin riefen, von uns, ließ mir aber einen Knecht zurück, um mich bis auf die Wiesen von Vacares zu führen. Der Pfad wand sich im Zickzack steil in den Höllengrund hinab, bis wir an den Eingang desselben kamen. Diese Stelle heißt „Schatzthor" (Puerta del Tresoro), weil nach der Volkssage hier große Schätze von Zauberern vergraben worden sind, die von Zauberern bewacht werden. Das Gebell unseres Hundes verrieth die Nähe von Menschen. Es waren einige Jäger, eben beschäftigt, eine Montesa auszuweiden. In ihrer Gesellschaft bemerkte ich einen jungen Mann in der Kleidung der reichen Bauern aus der Vega von Granada, der, in trotziger Stellung auf seine Flinte gelehnt, uns mit mißtrauischem Blick zu betrachten schien. Mein Führer schien den Mann zu kennen, denn er begrüßte ihn mit einer vertraulichen Handbewegung, worauf er mich den Jägern als einen Freund von José Ramos vorstellte und sich bei ihnen nach dem Weg erkundigte. Als der Unbekannte dies hörte, schritt er auf mich zu, begrüßte mich mit edlem Anstand und erbot sich mein Führer bis auf die Wiesen von Vacares zu sein, da er die Gegend besser zu kennen glaube als der mitgegebene Hirt. Ich nahm sein freundliches Anerbieten gern an und gewann bald sein Vertrauen. Als ich mich wunderte, daß er ein so reines Castilianisch in so gewählten Ausdrücken redete, theilte er mir mit, daß er sich bemüht, eine Revolution zu Gunsten Esparteros hervorzurufen in der festen Ueberzeugung, er sei der einzige Mann, welcher das Ruder des Staatsschiffes so, wie es das Wohl und die Ehre der Nation erheische, zu führen vermöge, das Complott sei jedoch entdeckt und er, als einer der Haupträdelsführer zum Tode verurtheilt; aber schon vorher sei es ihm gelungen zu entfliehen und er müsse seitdem in den verborgensten Wildnissen der Sierra leben. Als ich ihm bemerkte, daß Narvaez ja allen politischen Flüchtlingen aus jener Zeit die Gnade der Königin unter gewissen Bedingungen versprochen,

unterbrach er mich mit wildem Lachen: „Ha, ha, ha! Glauben sie denn, daß der General Narvaez sein Wort hält? Er hat mein Vermögen eingezogen, meinen Vater zum Bettler gemacht. Meine Mutter ist vor Gram gestorben und ihrem Sohne, ihrem Liebling (seine Stimme wurde weich und seine Brust fing an krampfhaft zu arbeiten), ihm ist nichts übrig geblieben, als ein Bandit zu werden! Und wenn ich auch wüßte, daß ich Verzeihung erhielte, wenn ich mich dem General zu Füßen würfe; ich könnte es nicht thun, denn (sagte er stolz) ich bin ein Spanier!" — Auf höchst beschwerlichen Wegen, die durch die Regengüsse der vergangenen Nacht noch schlechter geworden waren, gelangten wir gegen Mittag zu den Wiesen von Vacares, wo unsere beiden Begleiter von uns schieden. Um zwei Uhr erreichten wir den Paß von Vacares. Einige hundert Fuß unterhalb der gleichnamigen Lagunen beginnen die ersten Alpenwiesen, auf welchen die Quellen der Bäche liegen, die durch einen langen, allmälich immer tiefer werdenden Grund in das Thal von Trevelez hinabfließen. Nach mehrstündigem Bergabsteigen benutzten wir eine Acequia (Bewässerungsgraben) in der sicheren Voraussetzung, daß uns dieselbe an bewohnte Orte bringen werde. Wir hatten uns auch nicht getäuscht, denn nach ungefähr einer Stunde kamen wir an große Strecken bebauten Landes und entdeckten einen kleinen Cortijo, in dessen Nähe eine Menge Arbeiter beschäftigt waren, auf einer „Era" (Tenne unter freiem Himmel) Roggen auszudreschen. Es war dies das erste Mal, daß ich Getreide mit Flegeln ausdreschen sah, wie bei uns, da man sich sonst der Maulthiere oder Pferde bedient, um die Körner heraustreten zu lassen. Diese Leute erhoben, als wir herankamen, ein großes Geschrei, indem sie uns unter eine Menge von Flüchen geboten, die Acequia nicht als Bahn für unser mit Lebensmitteln und Gepäck beladenes Pferd zu benutzen, widrigenfalls sie uns alle Knochen zerschlagen würden. Ehe wir noch Zeit hatten, uns mit ihnen zu verständigen, trat ein halb städtisch gekleideter Mann aus dem Häuschen, gebot den Arbeitern Ruhe und fragte mich nach meinem Begehren. Nachdem er gehört, wer ich sei und daß ich beabsichtige in Trevelez zu übernachten, gab er sich mir als der Dorfrichter zu erkennen,

und bot mir bei dem Mangel einer Posada sein eigenes Haus an. Da ihn selber Wirthschaftsgeschäfte im Gebirge zurückhielten, so gab er uns einen seiner Knechte als Führer mit. Nachdem wir einen wild-romantischen Felsengrund, der eins der Hauptthäler der Alpujarras bildet, passirt, schwollen die Berge immer höher an und allenthalben öffneten sich tiefe, von Felsmassen eingeengte Schluchten, aus denen zahlreiche Bäche hervorströmten. Als wir in Trevelez anlangten, war es bereits finster geworden und mühsam arbeiteten wir uns an den steil ansteigenden, von Schmutz schlüpfrigen und abscheulich gepflasterten Straßen empor. Um so angenehmer überraschte mich das stattliche Haus des Dorfrichters, von dessen Mutter und Geschwistern wir freundlich bewillkommnet wurden. — Als ich am folgenden Morgen auf die Terrasse des Hauses trat, überraschte mich ein eigenthümlicher Anblick. Die Gassen von Trevelez sind nämlich sehr eng und krumm, so daß man sie von oben gesehen fast gar nicht bemerkt. Da aber die Häuser sämmtlich einstöckig sind und ganz platte Dächer mit halbkugeligen, sich backofenartig erhebenden Feueressen haben, überdies nicht eben durch Weiße hervorstechen, so sieht das Dorf in der Vogelschau wie ein Klumpen von großen Maulwurfshaufen aus. Auch steigen die Gassen so steil an, daß sehr oft das Dach des einen Hauses mit der Thürschwelle des nächsten gleich wagerecht liegt. Deshalb spazierten die hier zahlreichen Schweine ganz gemüthlich auf den Dächern zwischen den zahlreichen Kindern umher, die sich hier in paradiesischem Naturzustande sonnten und sammt den genannten liebenswürdigen Thieren in den hier aufgeschichteten Haufen von Maiskolben wühlten, um ihren Appetit zu stillen. Die Bauart der Häuser, dieselbe, in der die Araber Nordafrika's und des Orients noch heutzutage bauen, findet man eben so fast in allen Dörfern der oberen Alpujarrasthäler. Während ich in meinem Zimmer mit Einlegung einiger Pflanzen beschäftigt war, trat ein Mann ein, der eine „Samarra" (kurze Pelzjacke aus Bärenfell mit auswärts gekehrtem Haar), lange Pantalons und einen runden französischen Hut trug. Sein langer Rohrstock mit dem silbernen Knopf bezeichnete ihn als Alcalden. Er hieß Antonio Lopez, und ich fand in ihm einen wissenschaftlich gebildeten Mann,

der in Madrid Medicin und Chirurgie studirt hatte, und wahrscheinlich in Folge politischer Verhältnisse hieher verschlagen war, wo er das Amt eines Alcalden und Arztes verwaltete. Ich verdanke ihm viel belehrende Mittheilungen über den Charakter, die Sitten und die Sprache der Alpujarras-Bewohner. In seiner ganz netten Bibliothek bemerkte ich unter anderem eine Geschichte der Reformation mit den Bildnissen und Lebensbeschreibungen von Luther, Melanchthon und Calvin. Er bedauerte nichts mehr, als die Kürze meines Aufenthaltes, indem es ihm, wie er sagte, seit sieben Jahren zum ersten Mal vergönnt war, mit einem gebildeten Menschen zu verkehren. — Trevelez liegt 5004 Fuß hoch und ist eins der größten Dörfer der Alpujarras. Trotz dieser hohen Lage giebt es in der Umgebung viele Kastanien- und Nußbäume. Auf den sanfteren Abhängen bauen die Bewohner Roggen, Gerste und Kartoffeln. Je abschreckender das Innere des Dorfes ist, desto anziehender ist die Gegend: überall nichts als dunkelschluchtige schroffe Felsmassen, durchbraus't von wilden Bächen, umkränzt von dunkelem Gebüsch, darüber hellgrüne Alpenmatten, graues Schiefergeröll und leuchtende Schneefelder. Die Besteigung des Mulahacen ist von Trevelez aus mit gar keiner Gefahr verbunden, wiewohl sehr angreifend, indem man einen ziemlich steil sich erhebenden Kamm von sechs Stunden Länge durch dorniges Gestripp und Felsblöcke, oben aber durch Gerölle bis zum mächtigen Gneisfelsen des Gipfels emporklimmen muß. An den Abhängen giebt es Alpenwiesen, hie und da in tiefen Felsenkesseln Lagunen. An einen Weg ist natürlich nicht zu denken. Der Tag war herrlich und die Luft so ruhig, daß sich kein Blättchen bewegte. Die Sonne brannte selbst auf dem höchsten Gipfel ganz tüchtig, und bei der Reinheit des Horizontes und der Durchsichtigkeit der Atmosphäre konnte man selbst die entferntesten Gegenstände deutlich unterscheiden. Gegen zehn Uhr gelangten wir an die Lagunas de Peñas negras, die höchsten Alpenteiche der Sierra Nevada, an deren grasigen, von blauem großblüthigen Enzian bedeckten Rändern wir kurze Zeit rasteten, um die Schärfe unserer Zähne an dem gerösteten Fleische eines alten Bockes zu probiren, das nebst einem Stück ungesäuerten Roggenbrotes und einer Zwiebel

unser Frühstück ausmachte. Nach zwölf Uhr erreichten wir die höchsten Felsmassen des Gipfels und wurden durch eine Aussicht belohnt, die keine Feder zu beschreiben vermag. Daher nur einige flüchtige Andeutungen. Ein Meer von Gebirgen lag gen Osten, Norden und Westen. Dann folgten weit hinaus die unermeßlichen Ebenen der Mancha und Castiliens, die allmälig mit dem Blau des Himmels verschwammen; nur am fernsten nördlichen Horizont bezeichnete eine scharfe Wellenlinie die Sierra de Guadarrama hinter Madrid. Gegen Süden überblickte man einen großen Theil der Küste von dem keck hervorspringenden Felsen von Gibraltar an bis zum Cabo de Gata jenseits des Golfs von Almeria, und über dieser Landschaft spannte sich im blauen Bogen das Meer aus. Während des Aufsteigens zum Mulahacen hatte eine lange Reihe röthlich weißer Wolken längs des südlichen Horizontes die Küste von Afrika bezeichnet. Kaum hatten wir den Gipfel erreicht, als diese sich plötzlich hoben, so daß nun auf einmal die ganze Küste Afrika's von den Säulen des Herkules an bis weit gen Osten, vielleicht bis Oran, im hellsten Sonnenschein dalag; und nicht blos die in sanft geschwungenen Linien emporsteigende Küste, denn als die vom Südwind rasch fortgetriebenen Wolken sich mehr und mehr von Afrika entfernten, zeigten sich im Westen die hohen schneebedeckten Gipfel des großen Atlas von Marocco! Auf dem höchsten Punkte des gesammten westlichen Europa stehend, umfaßte ich mit einem Blick einen großen thatenreichen Schauplatz zweier Welttheile, und mein geistiges Auge drang noch weit über die röthlich schimmernden Gebirge Marocco's in das unbekannte Innere des sonnendurchglühten Afrika! Es war vielleicht der größte Moment meines Lebens! — — Ein höchst anziehendes Schauspiel boten auch jene Wolkenmassen dar, deren anfangs zusammenhängender Damm bald in eine Menge kleiner Wölkchen zerflatterte, die blendend weiß in der Sonne schimmernd eine Heerde von Schwänen zu sein schienen, welche auf dem tiefblauen Meere schwammen. Nicht minder großartig war die Ansicht der Sierra selbst, zumal der Alpujarras, mit ihren weiten Thälern und kesselförmigen Gründen, umsäumt von Felszacken und durchwoben von schauerlich schwarzen Klüften, silbernen Schneegefilden,

blauen See'n, grünen Wiesen und Matten, während der untere Theil hie und da von zerstreuten Ortschaften wimmelte.

Große Eitelkeit, die sich in der Sorgfalt des Anzugs und in einer entschiedenen Vorliebe für Putz zeigt; eine weniger verletzende als komische Arroganz, die sich in Prahlsucht und im Haschen nach pomphaften Phrasen kund giebt; eine hochmüthige Verachtung nicht nur gegen Ausländer, sondern auch gegen die Bewohner des gesammten übrigen Spaniens; ein unbesiegbarer, auf ruhmvollen historischen Erinnerungen pochender Stolz; übermüthige Fröhlichkeit, unauslöschliche Redseligkeit, namentlich in Betreff des lieben Ich; große Vorliebe für sinnliche Vergnügungen aller Art, eine gewisse ritterliche Ueberspanntheit und liebenswürdige Nachlässigkeit (Nonchalance); dabei große Gutmüthigkeit, durchdringend scharfer Verstand, angeborene Gewandtheit in der Auffassung und eine glühende Phantasie: das sind die Hauptzüge des andalusischen Volkscharakters, die sich bei allen Bewohnern des großen Landstriches wiederfinden, den die Sierra Morena und der Guadiana begrenzen. Die Granadiner mischen diesen Zügen noch Manches Orientalische bei. Letzteres Element hat freilich einen bedeutenden Einfluß auf ganz Südspanien geäußert, aber nirgends tritt es so scharf hervor wie hier, da Granada das letzte Bollwerk des Islams auf der Halbinsel war, wo noch vor viertehalb Jahrhunderten der Halbmond glänzte. Der Granadiner ist nämlich bei aller angeborenen Lebendigkeit um Vieles ernster und schweigsamer als die Bewohner vieler Theile des übrigen Andalusiens. Er antwortet auf Befragen kurz und wird erst redselig, nachdem er Vertrauen gewonnen hat. Namentlich aber tritt der orientalische Charakter hervor in dem Glauben an geheimnißvolle Naturkräfte und wunderbare Ereignisse, so wie in den poetischen Ergüssen des Geistes. Die Andalusier können die Guitarre nicht zur Hand nehmen, ohne zugleich zu singen; auch wird die Musik des Fandango und anderer Tänze stets von Liedern begleitet. In den Stegreif-Dichtungen zeichnet sich aber der Bewohner Granada's vor Allen aus, und seine blumenreiche Sprache erinnert unwillkürlich an

das Morgenland. Folgende in der Eile nur als Bruchstück aufgezeichnete Strophen, die ein granadinischer Bauer dichtete, indem er wetteifernd mit einem andern die Reize seiner Geliebten schilderte, mögen dies beurkunden.

Ich habe Perlen und Demantgepränge,
Kann Gold= und Silberschatz mir heben
Nebst Elfenbein und Goldgeweben:
Von Allem gewinn ich die reichste Menge,
Wenn du mich liebst, o Mädchen meiner Seele,

Dein Granatenblüthenmund, o Engel,
Ist süßer und schöner ohne Zweifel
Als frischen Morgenthaus Geträufel,
Das im Mai ruht auf dem Lilienstengel;
Gewürze sind die Lüfte, die du athmest.

Nicht ist's der Schnee an Gebirges Zinnen
Mit dem man zu vergleichen fände
Die Frische und die weiße Blende
Von deinem Busen, den das Linnen
Einhüllet deines einfach groben Mieders.

Wie aus dem Himmel des Blitzstrahls Zücken
Zu Boden schmettert die Palme, die hohe,
So versenget Aller Herzen die Lohe
Von deinen glühenden Feuerblicken:
Gesegnet seien deine schönen Augen!*)

Die Lebhaftigkeit der Einbildungskraft läßt wohl auf Neigung zum Aberglauben schließen. Doch kennt der Bergbewohner von Granada, so wenig als der Spanier überhaupt, die Furcht vor Gespenstern, er bevölkert seine Berge, Thäler und Flüsse nicht mit Kobolden, Wassernixen und Elfen, glaubt nicht an Anzeichen, nicht an die unheilschwangere Zahl Dreizehn und an die glückbringende Neun, weiß nichts von dem zweiten Gesicht Schottlands und von den Nebelgeistern Norddeutschlands. Dagegen glaubt das hiesige Volk steif und fest an die Wahrsagekunst, weshalb die Zigeuner in großer Gunst stehen, so wie an die wunderbaren Kräfte von gewissen Steinen, Pflanzen und Thieren.

*) Bei der etwas schwierigen Nachbildung im Deutschen mußte natürlich Manches von der schönen Einfachheit des Originals verloren gehen.

So erzählen die Bergbewohner viel von einer geheimnißvollen Pflanze, Pito Real genannt, welche die Kraft besitzen soll, jede Art von Blindheit zu heilen, und einen so scharfen Saft, daß, wenn ein Pferd zufällig darauf tritt, das Hufeisen augenblicklich zerspringt, zugleich aber schrumpft die Pflanze selbst zur Unkenntlichkeit zusammen. Nur Ein Vogel kennt dies wunderbare Gewächs, welcher ebenfalls Pito Real heißt und sein Nest einzig aus dem Kraute der Pflanze baut. Er soll blos in dem maurischen Palast der Alhambra nisten und zwar an Stellen, wo kein Mensch ihn beobachten kann; merkt er indeß, daß dies beabsichtigt wird, so zerstört er sein Nest gänzlich und siedelt sich an einer anderen Stelle an. Dieser Vogel ist eine Art Nußheher, den das Volk sehr verehrt. Dergleichen Ueberlieferungen über geheimnißvolle Kräfte von Naturkörpern werden fast immer mit den Mauren in Verbindung gebracht, deren große Ueberlegenheit in der Medicin und Naturkunde man gern anerkennt. Im ganzen Süden von Spanien findet man ferner die Lust an Märchen-Erzählungen und schauerlichen Sagen aus den Gebirgen, die sich meist an geschichtliche Ereignisse knüpfen und theilweis in Balladen niedergelegt sind. Hieher gehören auch die vielen Erzählungen von ungeheuren Schätzen, die von den Mauren vergraben worden sind, regelmäßig unter einem Zauberspruch stehen und von Magiern, Drachen und Ungeheuern aller Art bewacht werden. Die Bewohner der Alpujarras zeichnet noch die Gesichtsbildung als Morgenländer; auch wimmelt ihre Sprache von sehr hispanisirten, aber ursprünglich arabischen Wörtern. Nicht weniger kann man als Erbtheil der Mauren betrachten die Gastfreiheit der Gebirgsbewohner und ihr Festhalten an dem gegebenen Wort. Diese Tugenden finden sich freilich wohl bei allen unverdorbenen Naturvölkern in einem gewissen Grade ausgebildet; doch ist echt morgenländisch die schon früher erwähnte Höflichkeitsbezeigung, daß man dem Fremden während der Mahlzeit einen Bissen Brot überreicht, ferner die durch ganz Andalusien verbreitete Sitte, beim Halten einer Mahlzeit im freien Felde, wie dies täglich auf Reisen im Innern vorkommt, die Vorübergehenden zur Theilnahme an derselben einzuladen. Dies geht so weit, daß ein Bauer oder

um mich einigermaßen damit festzuhalten, und überließ mich meinem Schicksal. In rasender Schnelle rollten wir den Abhang hinab und wußten uns glücklicherweise so zu lenken, daß wir unten an eine der vorspringenden Felszacken anprallten; sonst wären wir einige hundert Fuß über senkrechte Felsen hinabgeflogen! An Händen und Füßen blutend, rafften wir uns wieder empor und gelangten bald darauf an einen Bach, wo wir unsere letzten Lebensmittel verzehrten. Schon trat die Dämmerung ein. Nach einem nicht minder gefährlichen Hinabsteigen über morastige Alpenwiesen, erklommen wir nun eine Thalwand, wo wir uns der Höhle von Vacares unmittelbar gegenüber befanden, doch getrennt durch eine schwarze Kluft, die wir umgehen mußten. Auf diesem Wege hatten wir unzählige kleine, von Bächen durchrauschte Thäler zu kreuzen. Dorniges Gestripp, Felsblöcke, Sümpfe und Bäche erschwerten hier jeden Schritt, und auf allen Seiten ließ sich das Geheul der Wölfe näher vernehmen. Glücklicherweise ging der Mond auf, uns eine willkommene Leuchte. Endlich verkündete das Gebell der Wolfshunde die Nähe der Hirten. Es war zehn Uhr vorüber, als wir zum Tode ermattet die Höhle von Vacares erreichten.

Späterhin bewerkstelligte ich die Besteigung des Mulahacen dennoch von dem Dorfe Trevelez aus, welches unmittelbar am Südfuße desselben liegt. Ich begab mich zu dem Ende nach der fünf Stunden oberhalb Guejar 6700 Fuß hoch an der linken Wand des Jenilthales gelegenen Sennhütte Cabaña vieja, wo ich zufolge einer Verabredung José Ramos traf. Dieser hatte mich nämlich benachrichtigt, daß sich wegen des bevorstehenden Jahrmarktes von Ujiijar, der Hauptstadt der östlichen Alpujarras, eine Räuberbande in einer gewissen Gegend des Gebirges gebildet, und mich nach Cabaña vieja beschieden, von wo er mich auf einem sicheren Wege nach dem Paß von Vacares bringen lassen wollte. Während ich in der Sennhütte übernachtete, gab es ein Abenteuer, wie man es nur in der Sierra Nevada erleben kann. Nach einer ungeheuren Hitze, die den ganzen Tag über geherrscht hatte, überzog sich am Abend der Himmel mit dickem Gewölk, welches sich immer tiefer senkte und eine rabenschwarze Dunkel-

heit verbreitete, so daß man bei dem schwachen Scheine des erlöschenden Wachtfeuers kaum noch die nächsten Gegenstände erkennen konnte. Doch rührte sich noch kein Blatt, und die Hitze stieg mit jeder Minute. Endlich gegen Mitternacht erhob sich auf einmal ein furchtbarer Sturm, der im Nu das Dach unserer Hütte abhob und die Hürden umstürzte, in welche einige hundert Ziegen eingeschlossen waren. Gleichzeitig zerrissen flammende Blitze die schwarzen Wolken, die fast den Boden streiften und der Donner hallte schauerlich wieder in den Klüften und Gründen. Während ich nun nebst meinem Diener beschäftigt war, meinem Pferde, das sich losgerissen, den Zaum anzulegen und die Füße zu binden, die Hirten aber mit ihren Wolfshunden sich bemühten, die zersprengten Ziegen wieder zusammenzutreiben, begann ein entsetzliches, mit Schnee und Regen gemischtes Hagelwetter und die Temperatur sank binnen wenigen Minuten zu einer empfindlichen Kälte herab. Kaum hatten wir uns unter schützende Ziegenfelle verkrochen, als wir das Geheul und Schnauben einer Anzahl Wölfe in unmittelbarer Nähe vernahmen, welche sich die allgemeine Verwirrung und Dunkelheit zu Nutze gemacht hatten, um unbemerkt von den unter das Gebüsch geflüchteten Hunden herbeizuschleichen und in die Ziegenhürden einzubrechen. Alles eilte sogleich zu den Waffen. Der Regen hatte die letzten Reste des Feuers ausgelöscht und die Finsterniß war so groß, daß man wörtlich kaum die Hand vor den Augen sehen konnte. Nur dann und wann beleuchtete ein zuckender Blitz die grausige Verwirrung, die der Ueberfall der Wölfe hervorgebracht. Das Rollen des Donners, das Brausen des Sturmes, das Rauschen des Regens, das Geheul der Wölfe, das Bellen der Hunde, das Wimmern und Schreien der Ziegen, die schnell auf einander folgenden Flintenschüsse gaben dieser nächtlichen Scene einen wahrhaft höllischen Anstrich. Ein Dutzend Flintenschüsse genügte, um die gierigen Bestien zu verscheuchen; doch waren fünf Ziegen und ein Wolfshund, deren furchtbar zerfleischte Reste man am Morgen fand, die Opfer der Wölfe geworden. Das Gewitter ging schnell vorüber, wie es im Süden meist der Fall zu sein pflegt, und am Morgen prangte der Himmel im durchsichtigsten Blau. — Um acht Uhr verließen wir, begleitet von José und

Maulthiertreiber, der auf seinem Thiere reitend vielleicht weiter nichts als ein Stück trockenen Brotes verzehrt, dies den Begegnenden mit den Worten: „Wollen Sie Brot, Freund?" (Quiere usted pan, amigo?) anbietet, und sollte man es bedürfen, so würde er sich nicht weigern, sein letztes Stückchen mit Einem zu theilen. — Die Kleidung der Granadiner stimmt im Allgemeinen mit der durch ganz Andalusien verbreiteten überein. An Sonn- und Festtagen putzen sich die wohlhabenderen Bauern auf's sorgfältigste heraus. Sie ziehen dann gewöhnlich knapp anschließende, dunkelgrüne Sammetjäckchen an, besetzt mit schwarzem Sammet, seidenen Schnüren und kleinen vergoldeten Knöpfen, häufig mit aufgeschlitzten, blos am Handgelenk zusammengehaltenen Aermeln, um das feine blendend weiße Baumwollenhemd sehen zu lassen. Die hellfarbige, vorn offene Weste hat zwei Reihen zierlicher, an kurzen Kettchen hängender Silberknöpfchen. Um den Leib schlägt sich eine Schärpe von rother, gelber oder rosafarbener Seide, um den Hals ein seidenes Tuch von derselben Farbe, welches entweder vorn zusammengeknüpft oder durch einen goldenen Ring gezogen wird. Dazu tragen sie kurze, enge Beinkleider von blauem Sammet oder feinem Tuch, auswärts von dichtgereiheten silbernen Knöpfen und an den Knieen mit blauseidenen, in große Quasten endigenden Schnüren zusammengehalten, außerdem Schuhe und Gamaschen aus starkem weißgelben Leder, häufig mit Stickereien geschmückt und nach außen offen stehend, um die stramme, von dem feinen Strumpfe bedeckte Wade zu zeigen. Von dem buntseidenen Kopftuch hängen zwei große Zipfel nach hinten hinab, und darüber wird ein feiner, oft mit Blumen und bunten Bändern geschmückter schwarzer spitzer Filzhut gestülpt. Da die Granadiner fast durchweg schön und kräftig gewachsen sind, so sehen die Bauern, wenn sie des Sonntags auf ihren muthigen Pferden, die sie mit vieler Gewandtheit zu lenken wissen, einherreiten, ungemein stattlich aus. Während des Sommers kleiden sich fast alle Stände, zumal die jungen Leute, national. — Das Volksleben von Granada beobachtet man am besten an den Tagen der „Ferias" oder Jahrmärkte, die an den Namenstagen gewisser Heiligen in der Nähe der ihnen geweihten Kirchen und Kapellen abgehalten werden.

Dann ziehen vom frühen Morgen an Trupps geputzter Landleute zu Pferde, ihre Frauen hinter sich auf dem Sattel (so reist auch wohl der Herr mit seinem Bedienten hinter sich auf einem Pferde), unter Musik durch die Straßen der Stadt und eilen nach der Kapelle. In den engen Gassen des Albaycin wogt dann eine dicht gedrängte Volksmenge, sich an den Tänzen ergötzend, die vor den Thüren der Häuser oder unter den Weinlauben von phantastisch geputzten Zigeunerinnen aufgeführt werden. Allenthalben schallt Gesang, klingen die Guitarren, klirrt das Tambourin und klappern die Castagnetten; überall herrscht Jubel und Freude, aber auch wahnsinnig tobender Lärm, wobei es denn beim Streit nicht ohne Dolchstiche abzugehen pflegt. Einen eigenthümlich malerischen Anblick gewähren besonders am Abend die unzähligen Feuer, umringt von fröhlichen Gruppen, die sich mit Tanz, Gesang und Zechen vergnügen. Man spielt auch wohl Ball und Kegel. Bei einer solchen Gelegenheit sah ich das berühmte, von den Mauren herrührende „Ringspiel" (Juego de la Sortija), das nur noch in Granada gebräuchlich ist. Es besteht darin, daß ein nicht sehr großer Ring schwebend an einer Stange oder an einem Baumast befestigt wird, und es handelt sich darum, denselben zu Pferde in gestrecktem Galopp mit einer Lanze herabzuholen, wozu eine außerordentliche Gewandtheit gehört. Am geübtesten zeigten sich darin die Zigeuner (Gitanos), deren es eine große Anzahl zu Granada giebt. Es sind dies ansässige, zum Theil wohlhabende Leute, die sich namentlich mit Vieh- und Mäkelgeschäften abgeben. Die Mehrzahl ist jedoch liederliches Volk, das als Roßkämme, Schmiede, Trödler, Wasserträger sich Brot verdient und alle Welt zu übervortheilen sucht. Sie kleiden sich andalusisch, verrathen sich aber leicht durch ihre eigenthümlich gelbe Gesichtsfarbe. Unter einander sprechen sie einen besonderen Dialect. Die von Granada sind gefürchtet wegen ihrer Gewandtheit im Werfen der Navaja, mit welcher sie auf zwanzig Schritt und mehr sicher zu treffen wissen, und berühmt wegen der Vollendung und Anmuth ihrer Tänze. — Als Volksfest wird auch der zweite Januar, der Tag der Uebergabe von Granada, gefeiert. Dabei findet eine seltsame Sitte statt. An diesem Tage wird nämlich die Glocke des Vela-

thurms auf der Alhambra von früh bis spät fortwährend geläutet, und zwar von jungen Bürgermädchen, indem man sagt, daß diejenige, welche die Glocke am besten und kräftigsten zu läuten wisse, sich in demselben Jahre verheirathe. Abends wird dann im Theater ein großes Spectakelstück und Trauerspiel gegeben, voll von Blitz und Donner, von spanischen Wundergeschichten und maurischen Zaubereien. Zugleich ist dies der einzige Tag im Jahre, wo sämmtliche Wasserkünste der Alhambra und des Ginaraliph in Gang gesetzt werden.

Fünftes Kapitel.

Afrikanische Sommergluth lastete schwer auf den Gefilden der herrlichen Vega, als ich zum letzten Male zu den Thoren von Granada hinausritt, um mich über Jaen nach Madrid zu wenden. Durch die dürren Kalkberge, die das Flußgebiet des obern Guadalquibir von dem Becken des Jenil scheiden, windet sich die Straße in unaufhörlichen Krümmungen hindurch. Je kahler die felsigen Kuppen sind, desto freundlicher erscheinen die tiefen Thäler, zwischen deren Olivenpflanzungen hie und da die weißen Mauern einsamer Gehöfte hindurchschimmern. Ich übernachtete in dem Flecken Campillo de Arenas, dem einzigen bewohnten Orte zwischen Jaen und Granada, durch welchen die Chaussee hindurchgeht. Dieser sehr vortheilhaften Lage hatte ich es zu verdanken, hier eine ziemlich gute Posada zu finden. — Eine halbe Stunde hinter dem Flecken wird die Sierra de Arenas, ein Zweig der Gebirge von Jaen, durch eine schmale Schlucht gespalten, in deren Tiefe der Rio de Campillo fließt, und durch die vorspringende Felsenwand des linken Ufers führt ein kurzer Tunnel, welcher das Thor (Puerta) von Arenas heißt. Die äußerst romantische, von waldigen Felsenbergen eingeengte Schlucht mündet einige Stunden weiter unten in das weite, wegen seiner köstlichen Früchte berühmte Thal des Flusses von Jaen. Dies gleicht einem großen Garten, denn es ist erfüllt mit Fruchtbäumen aller Art, unter denen Aepfel, Birnen, Pfirsiche,

Aprikosen und Feigen die ersten Plätze einnehmen; hie und da bemerkt man auch viele Maulbeerbäume, selbst Granaten- und Orangenhaine fehlen nicht. Eine Menge Landhäuser und Gehöfte, umringt von sauber gepflasterten Gemüsegärten, blicken aus diesem Fruchtwalde hervor, und die hindurchgehende Straße ist beständig von Wagen, Karren, Arrieros, Reitern und Fußgängern belebt. Die umliegenden Höhen sind mit silberschimmernden Oliven bedeckt, und darüber steigt zur Linken der gewaltige Felsenwall der Sierra de Jaen empor, dessen höchste Kuppen sich nahe an 5000 Fuß erheben. Bald erblickten wir la Guardia, einen am Abhange der linken Thalwand auf schroffer Felsenhöhe liegenden Flecken, dessen Häuser sich fast ganz unter Feigen-, Mandel-, Aepfel- und Birnbäumen verstecken. Weiterhin zeigten sich dicht am Abhange der Sierra die riesigen Trümmer des alten Schlosses oder Castells von Jaen, wo einst Mohammed Alamahr residirte, bevor er sich Granada's bemächtigte. Allmälich entfalteten sich längs des Castellberges die Häuser von Jaen (hcha-en), in dessen alterthümliche und finstere Thore wir gedrückt von einer fast unerträglichen Hitze einzogen. Die Umgebungen der Stadt sind kahl und dürr, nichtsdestoweniger ist ihre Lage ziemlich romantisch; denn sie ist an dem steilen Abhange des Marmorberges erbaut, auf dessen Scheitel die weitläuftigen Ruinen des Castells herumliegen, von dem noch ein Theil als Staatsgefängniß dient. Die Franzosen zerstörten diese sehr feste Burg im Befreiungskriege, als sie sich aus Andalusien zurückziehen mußten. Gleich hinter dem Castellberg und blos durch einen schmalen Grund davon geschieden, erheben sich die schöngeformten, von grotesken Felsmassen umgürteten Kuppen der Sierra, die fast in allen Gassen über die Dächer der Häuser herübergucken. Außer der im edelsten römischen Stil erbauten Kathedrale bietet Jaen nichts Sehenswerthes dar. Die Aussicht vom Burgberge wurde mir durch die „Calina" oder den im hohen Sommer rings um den Horizont lagernden Höhenrauch*)

*) Die Calina oder der Sommerrauch fängt Mitte oder Ende Juni an, sich als einen schmalen bläulich grauen Nebelstreif rings um den Horizont zu zeigen. Dieser wächst bis Mitte August, wo er mit der höchsten Hitze

getrübt. — In Jaen bestieg ich den Eilwagen, und das freundliche Städtchen **Baylen** war der letzte andalusische Ort, den wir passirten. Ein theilweise von Oliven bedecktes Hügelland zwischen Baylen und dem Guadalquibir war am 19. Juli 1808 in der unmittelbaren Nähe des Ortes der Schauplatz einer den Franzosen gelieferten Schlacht, wo das krieggewohnte Heer des General Dupont von dem an Zahl geringeren, erst wenige Wochen früher in Sevilla gebildeten spanischen Heere geschlagen und nach zehnstündigem Kampf zu der schimpflichen Capitulation von Baylen gezwungen wurde, kraft welcher der Feind mit Waffen und Munition kriegsgefangen blieb. Drei Mal versuchte Dupont vergeblich die spanische Linie mit gefälltem Bayonnet zu durchbrechen, und als die feindliche Cavallerie ihm den Rückzug abgeschnitten hatte, ergab er sich.

Von Baylen aus fuhren wir auf der von Sevilla nach Madrid führenden Hauptstraße der dunkeln Sierra Morena entgegen, an deren Fuß in einer geräumigen, doch wasserlosen Ebene **la Carolina** liegt, die größte der deutsch schwäbischen Colonieen mit etwa 2000 Einwohnern. Es ist ein offener Ort mit städtischem Ansehen. Die breiten geraden Straßen, die gleichförmigen Häuser, die jedoch der Balcons entbehren, die spitzen Schieferthürme an den Haupteingängen, die großen regelmäßigen Plätze, kurz ein unverkennbarer Stempel der Neuheit und Planmäßigkeit zeugt davon, daß la Carolina nicht aus sich selbst herausgewachsen, sondern durch fremden Willen auf einen Schlag entstanden ist. Der ganze Ort liegt halb versteckt in Pflanzungen von Fruchtbäumen, Platanen und Ulmen, und nur dem unermüdlichen Fleiß der deutschen Anbauer, die eine Menge

---

etwa ein Viertel des Himmels bedeckt und am Horizont braunröthlich aussieht, weiter hinauf in's Gelbliche übergeht. Von da an breitet sich ein durchsichtiger schleierartiger Dunst über das ganze Firmament aus, welcher das Blau des Himmels trübt und diesem ein bleifarbenes Ansehen giebt. Dann sind alle Horizonte verhüllt und die Aussicht bis auf eine Entfernung von drei oder vier Stunden getrübt, alle näher gelegenen Gegenstände dagegen hell und scharf beleuchtet. Gegen Ende September verschwindet die Calina, welche, als durchaus geruchlos, mit unserem periodischen Moorrauch nichts gemein hat.

Brunnen geöffnet haben, um das Land zu bewässern, konnte es gelingen, den an und für sich unfruchtbaren Schieferboden in ein ergiebiges Gartenland zu verwandeln. Noch erinnern blonde Haare und blaue Augen an die germanische Abkunft der Bewohner, die sich sonst völlig hispanisirt haben. Hier wurde im Jahr 1808 eine schreckliche Greuelthat verübt. Der französische General René nämlich, der in geringer Begleitung nach Madrid reis'te, wurde an diesem Orte von den wüthenden Bauern, deren Franzosenhaß nach den abscheulichen Plünderungen von Cordoba und Jaen den höchsten Grad erreicht hatte, ergriffen und lebendig verbrannt. — Am Südabhange des Kammes der Sierra trafen wir noch auf eine andere der schwäbischen Colonien, Santa Helena. Nach Uebersteigung des Kammes senkt sich die Straße in großen Schneckenwindungen zum Thal des Magaña (nja) hinab, wo die verwilderte Weinrebe die dicht zusammen gedrängten Erlen, Ahorne und Eichen mit den malerischsten Gewinden umschlingt. Dann kommt man durch den prachtvollen Felsenpaß des Puerto de Despeñaperros, die großartigste Partie der ganzen Sierra Morena. Riesige Schieferfelsen umgürten in den abenteuerlichsten Formen beide Seiten der Schlucht, in deren dunkler Tiefe der Magaña schäumt. Dieser über eine Viertelstunde lange Paß, berüchtigt durch manchen Raubanfall und durch manche Mordthat, ist als das Thor von Andalusien in militairischer Hinsicht immer sehr wichtig gewesen. Die Chaussee ist gänzlich in die Felsen der rechten Thalwand gesprengt und durch wahre Festungsmauern nach dem Abgrund zu geschützt. Der großartige, unter Karl III. vollendete Bau ist das am besten unterhaltene Stück der ganzen von Andalusien nach Madrid führenden Heerstraße, die oft, namentlich in der Mancha, kaum den Namen einer Straße verdient. Der Weg läuft noch eine Zeit lang im Thale des Magaña fort, wo wir in der Venda de Cardenas einkehrten, die durch Hunderte von Guerillakämpfen, so wie als Lieblingsaufenthalt des berüchtigten Bandolero-Häuptlings*) José Maria, der nach dem Befreiungs-

---

*) Bandoleros oder Salteadores heißen die häufig berittenen Glieder einer bewaffneten Räuberbande, die einem Hauptmann gehorchen. Einzelne

kriege in diesen Gegenden haus'te, einen Namen erworben hat. Von ihm erzählte uns der Wirth eine lustige Geschichte. Man hatte nämlich einen bedeutenden Preis auf seinen Kopf gesetzt. Ein armer Teufel von Officier, der irgendwo mit seiner Compagnie Soldaten in Quartier lag, um die Straße vor Räubern zu schützen, hatte durch seine Spione erfahren, daß José Maria sich in der Nähe von Santa Helena befinde. Sogleich bricht er mit den entschlossensten seiner Soldaten auf, um das kostbare Wild zu fangen. Da es aber sehr heiß war, so will er seine Kehle erst in der Venta ein wenig erquicken. Hier ist außer dem Wirth Niemand zugegen als ein elegant gekleideter Majo, welcher die Eintretenden sehr freundlich begrüßt und sie einladet, mit ihm eine gute Flasche Wein zu trinken. Der arme Lieutenant nimmt dies Anerbieten mit Freuden an, und nachdem der feurige Traubensaft seine Zunge gelöst, erzählt er dem Majo den Zweck seines Zuges und bittet ihn um guten Rath, wie er den ausgesetzten Preis am sichersten verdienen könne. „O, mein Herr, nichts ist leichter als dies!“ ruft der Fremde lachend, indem er aufsteht und mit Nachdruck hinzusetzt: „Ich bin Josè Maria!“ In demselben Augenblick ergreift er ganz ruhig seinen Trabuco und verschwindet vor seinen verblüfften Trinkgenossen. Da er nur reiche und vornehme Leute plünderte, ja einen großen Theil der geraubten Güter unter die Armen vertheilte, so schützte ihn das Volk und er trieb noch lange in den Bergen ungestraft sein Wesen, bis ihn endlich sein eigener Schwager aus Eifersucht ermordete.

Das Dorf Visillo ist der letzte Ort der Sierra Morena, und vor uns breiteten sich die sonnenverbrannten Steppen der entvölkerten Mancha (tsch) aus. Von der Höhe eines felsigen Hügelkammes überschauten wir die dürre Ebene von Santa Cruz de Mudela, einem elenden Nest, in dessen Nähe sich jedoch sehr ergiebige Antimon-Bergwerke befinden. Mehr Anziehendes hat für den Reisenden Valdepeñas, dessen hügelige Umgegend von

---

Strauchdiebe werden Rateros genannt. Letztere werden vom Volk auf's Tiefste verachtet, während das Handwerk der Bandoleros (gleichsam als übriggebliebenes Stück der mittelalterlichen Raubzüge des Adels) für etwas Ritterliches gilt.

zahlreichen Weingärten bedeckt wird, wo der beste spanische Rothwein wächst. Aber je weiter man aus der sogenannten oberen (alta) Mancha nach der unteren Mancha (Mancha baja) vordringt, desto einförmiger wird der Anblick des Landes, desto trostloser wird die Fahrt in der Diligence, wo man unendlich viel von Hitze und Staub zu leiden hat. Wenn man bedenkt, daß die Räder oft handtief im Staube gehen, in den sich das kalkige Material der Straßen während des regenlosen Sommers auflöst und daß die vielen Maulthiere, deren Zahl bei jeder Diligence wenigstens acht beträgt und sich in gebirgigen Gegenden wohl bis auf zwölf steigert, fortwährend zum schnellsten Trabe angehalten werden, so kann man sich eine Vorstellung von den Staubwolken machen, worin die armen Reisenden eingehüllt sind, da sie wegen der Hitze die Wagenfenster offen lassen müssen. Die Maulthiere sind sämmtlich paarweise gespannt. Im vordersten Paare geht ein Pferd, auf welchem der Zagal oder Postillon reitet, um die scheuen Maulthiere im Schritt zu halten. Außer dem vordersten Zagal, der eine kurze Hetzpeitsche und große Radsporen führt, giebt es noch einen Zagal, welcher theils auf dem Kutschersitz neben dem Schaffner (Mayoral) sitzt, theils neben dem Wagen herläuft oder von Zeit zu Zeit, wenn er müde geworden ist, auf die Wagentritte springt und mit seiner langen Peitsche die Thiere zum Lauf antreibt. Der Schaffner muß sämmtliche Zugthiere lenken. Dies thut er aber weniger mit den Händen, als mit dem Munde, indem er ein jedes Maulthier bei seinem Namen ruft, als Valerosa (die Tapfere, wie gewöhnlich das vorderste heißt), Capitana, Rosita xc. Da nun Schaffner und Postillone fortwährend aus Leibeskräften schreien, fluchen und mit ihren Peitschen knallen, überdies jedes der Zugthiere ein Schellenband am Halse trägt, so kann man sich den Lärm denken, der eine spanische Diligence umtobt. Außerdem gehören zum Dienstpersonal ein paar Schutzbeamte, welche zur Vertheidigung gegen etwanige Räuberanfälle dieselbe Waffe führen, deren sich auch die Räuber und Contrebandisten zu bedienen pflegen, nämlich „Trabucos" oder Karabiner mit zwei Zoll dickem Lauf und weiter trompetenähnlicher Mündung, in die gewöhnlich drei bis vier Kugeln geladen werden. Uebrigens sind die Dili-

gencen nicht Staats-, sondern Privatunternehmen von Actiengesellschaften. Die Reisekosten betragen um die Hälfte mehr als in Frankreich, und dabei hat man noch eine Menge Trinkgelder zu zahlen. Behufs Erholung der Reisenden macht man Halte von fünf, sechs, ja acht Stunden. Dadurch wird indeß die Fahrt sehr verzögert. Die Verpflegung in den Wirthshäusern ist auch nicht eben billig zu nennen, und da die Gastwirthe bei dem geringen Verkehr ihre Speisen nur an die Reisenden los werden können, so muß Jeder derselben sein Couvert an der Gasttafel bezahlen, er mag essen oder nicht. Ein Frühstück kostet 10 Realen, ein Mittagsmahl 12, ein Bett 4 und ein Morgenimbiß, bestehend aus einer Tasse Chocolade oder Kaffee mit geröstetem Weißbrot, 2 Realen. Dazu kommt für jede Mahlzeit ein Real Trinkgeld, was täglich 30 Realen oder 1½ Piaster oder 2 Thlr. 7 Sgr. 5 Pf. ausmacht. — Die Gegend um Manzanares ist zwar ganz eben, aber reich an Getreide und Saffran, den man vielfach in der Mancha baut. Das Merkwürdigste in der ziemlich hübsch gebauten Stadt war mir ein blindes Mädchen, welches nach dem Gasthofe, wo wir unsere Pferde wechselten, kam, um von den Passagieren eine kleine Beisteuer zu erheben. Sie war in einem Kloster erzogen worden und wußte Jedem von uns einen improvisirten witzigen Reim in spanischer und lateinischer Sprache zu sagen. Hinter Manzanares passirten wir das Städtchen Villaharta de San Juan, das in einer olivenreichen Landschaft in dem flachen Thale des Rio Giguela, eines Zuflusses des Guadiana, liegt. Dieser Strom entspringt in der Sierra de Alcaraz, verschwindet dann nach einem kurzen Lauf in Sümpfen und bildet sich von neuem aus einer Menge von Lagunen, die man deshalb „die Augen des Guadiana" (los Ojos del Guadiana) nennt; sie befinden sich zwischen Villaharta und Ciudad Real, der Hauptstadt der Mancha alta. Der letzte Ort, wo wir vor unserer Ankunft in Madrid von Sonnenuntergang bis um ein Uhr morgens rasten mußten, war Ocaña, die uralte, etwa 6000 Einwohner zählende Hauptstadt der unteren Mancha. Diese ist hier dürr, wasserarm und menschenleer; doch wird die Einförmigkeit des nur leidlich bebauten Landes durch zahlreiche Hügelreihen von rother und weißer Farbe unterbrochen; hie und

da gewahrt man auch ein kleines Gehölz immergrüner Eichen oder verkrüppelter Oliven. — In Ocaña treffen die Straßen von Andalusien und Valencia zusammen. Auf der letzteren Straße lernt man die untere Mancha nach ihrer ganzen traurigen Be-Beschaffenheit kennen: eine baumlose wüstenartige Ebene, wo sich häufig nichts zeigt, als das nackte, von der Sonnengluth aufgesprungene, mit rothem Staub bedeckte, von einzelnen gelben Disteln überstreute Erdreich, oder große Strecken niedrigen schwarzgrünen kaum fußhohen Strauchwerks, nur selten ein Getreidefeld; keine Spur von Wasser, höchstens ein versumpfter Bach; einzelne, von Ruinen umringte, erdfahle Ortschaften, aus einstöckigen Hütten bestehend, meilenweit von einander entfernt! Kommt die Diligence in ein Dorf oder Städtchen*), so wird sie von einer Menge zerlumpten Volkes umringt, das die Reisenden um Almosen anheult. Es sind hagere Gestalten mit bleichen verhungerten Gesichtern voll von düsterer Melancholie und stumpfer Gleichgültigkeit, in grobes dunkelbraunes Naturtuch vom Kopf bis zum Fuß gekleidet, den Leib mit einer dunkelblauen Schärpe umwickelt, auf dem Haupte eine aus rohem Schaffell verfertigte Montera. Die Wirthshäuser sind oft ganz erbärmlich: ein staubiger Speisesaal, unreinliche, mit zerlöcherten Wolldecken überhängte Betten, schmutziges Geschirr, ranziges Oel, saurer Wein, fauliger Essig, schlechtes Brot, ja zuweilen selbst schmutziges Wasser. Aber die Wirthshäuser der Mancha bieten dem Reisenden doch hin und wieder etwas eigenthümlich Anziehendes dar. Das sind nämlich buntgekleckste Bilder, welche Scenen aus dem Don Quijote vorstellen, an dessen wahrhaftige

*) Eigentliche Dörfer in unserem Sinne giebt es in Spanien gar nicht. Die Dörfer oder Flecken sind hier sämmtlich, wie schon in Frankreich, stadtartig gebaut: eine Anhäufung dicht an einander gereiheter Häuser, wo mehrere tausend Menschen in engen Gassen wohnen. Dagegen giebt es im Süden viel mehr einzeln stehende Gehöfte als bei uns. Die Unterschiede der Ortschaften werden folgendermaßen bestimmt: Aldea, ein Weiler oder kleiner Ort oder Kirche; Pueblo, ein größeres Dorf oder offener Flecken; Villa, ein ummauertes Städtchen mit einer einzigen Kirche; Ciudad, eine größere Stadt mit mehreren Kirchspielen; Capital, Hauptstadt einer Provinz; Madrid heißt als Residenz la Corte.

Existenz jeder gemeine Spanier steif und fest glaubt und aus dessen Leben jeder Mayoral und Zayal lustige Anekdoten aufzutischen weiß. Man hat diesen in dem reinsten Castilianisch geschriebenen Roman des unsterblichen Cervantes († 1616) als Lesebuch in den spanischen Volksschulen eingeführt, und es ist merkwürdig, wie die Schilderungen des großen Dichters noch heutiges Tages auf die Trachten, Sitten, Ventas, kurz auf alle Zustände passen. Noch zeigt man in der Mancha eine Reihe von sechszehn neben einander stehenden Windmühlen, als denen entsprechend, die der Ritter von der traurigen Gestalt zum Gegenstande seiner abenteuerlichen Kampfeslust machte, und eben so wird el Toboſa, ein elendes, eine halbe Stunde westlich von dem armseligen Städtchen la Mota gelegenes Trümmernest, als der vermeintliche Geburtsort der „unvergleichlichen Dulcinea" des Don Quijote bezeichnet. Abgesehen von dem poetischen Zauber, den Cervantes über die Mancha ausgegossen hat, machen die weit ausgedehnten braunen Steppen, über welchen rings am Horizont ein schwefelblauer Sommerrauch lagert, auch an und für sich einen großartigen Eindruck. Man glaubt sich da auf einem erstarrten Ocean zu befinden. Dann und wann taucht ein zerborstener Wartthurm auf und mahnt an eine blutige Vergangenheit. Oder es zeigt sich ein einsamer Hirt, unbeweglich wie eine Bildsäule auf seinen gekrümmten Stab gelehnt, umringt von seiner braunwolligen Schafheerde. Von Zeit zu Zeit ertönt der helle Ton einer Blechglocke, und aufwirbelnde Staubwolken verkünden eine Karawane von Arrieros, die, um sich gegenseitig gegen etwanige Raubanfälle zu schützen, immer in größerer Anzahl zu reisen pflegen, und da ein einziger Arriero oft zehn bis funfzehn Lastthiere besitzt, so will ein solcher Zug manchmal gar kein Ende nehmen. Voraus geht die Delantera, ein stattliches Maulthier mit einer großen Blechglocke am Halse, dem die übrigen Maulthiere und Esel willig folgen. Häufig sind die Thiere auch an einander gekettet. Das Riemenzeug ist mit einer Menge von Troddeln und Franzen von schwarzer, rother und gelber Wolle verziert. Am Ende des Zuges folgen die Arrieros auf besseren Maulthieren oder Pferden, deren aus vielen bunten Wollendecken bestehender Sattel ebenfalls mit fuß-

langen Franzen besetzt ist, und zur Rechten hängt an einem eisernen Ringe die lange Flinte (Escopeta) oder der weitmündige Trabuco. Die Arrieros sitzen meist in der Quere und vertreiben sich die Zeit durch Stegereif-Verse, die sie nach der eintönigen Musik des Fandango singen, oder durch alte Balladen, die sie in unharmonischen Tönen ausschreien. Von Madrid bringen sie den Provinzialstädten die nöthigsten Gegenstände der Civilisation oder aus Castilien Getreide nach der Küste. Die castilianischen Arrieros kleiden sich wie die Bewohner der Mancha in kurze Jacken, kurze Beinkleider und Gamaschen mit einer Reihe blanker Knöpfe, alles von dunkelbraunem Tuch, dazu kommen statt der Sandalen unförmliche lederne Schuhe, eine rothwollene Schärpe und ein breitkrämpiger flacher Filzhut. —

Bald hinter Ocaña verläßt man die Mancha und tritt in die Provinz Toledo ein. Die Straße windet sich durch ein enges, von felsigen Höhen eingeschlossenes Thal zu einem öden Kamm empor, von dem aus man auf einmal das weite, von steilen Gypshügeln umgürtete Thal des Tajo erblickt, dessen Spiegel hie und da aus dem Wiesengrunde oder zwischen dem Laube des weitläuftigen Gehölzes hervorblitzt, aus dessen Mitte die Kuppeln und Thürme des Schlosses von Aranjuez (hchueß) emporragen. Dieser berühmte Landsitz der Könige von Spanien macht den Eindruck einer Oase. Bis an den Rand des Tajothales ist Alles eine von weißen Gypshügeln durchzogene Wüste; eine Viertelstunde weiter, und man sieht sich in einer üppig-frischen Landschaft. Eine Robinien- und Ahornallee führt von der Höhe nach Aranjuez, welches auf den Vorschlag Grimaldi's, zeitweiligen Gesandten in den Niederlanden, nach holländischem Muster erbaut wurde. Daher die äußere Nettigkeit der Häuser und die Regelmäßigkeit der Gassen, die durchweg mit Alleen geziert sind. Die Chaussee geht eine Stunde lang durch den prächtigen königlichen Park, der an den Ufern des mit 25 Steinbogen überbrückten Jarama aufhört, und klettert dann in vielen Schneckenwindungen an dem entgegengesetzten steilen Ufer hinauf. Urplötzlich befindet man sich nun wieder auf der Hochebene von Neu-Castilien, die sich in einförmigen Wellen hebt und senkt, überall aber fleißig angebaut ist, meistentheils mit Getreide, hie

und da auch mit Wein- und Oelbäumen. Auf der fünf Meilen langen Strecke trifft man kein einziges Dorf, sondern nur einzelne Gehöfte, in denen umgespannt wird. Seitwärts von der Straße zeigen sich jedoch mehrere ansehnliche Ortschaften und an dem vorliegenden Horizont die hohen Linien der Sierra de Guadarrama, welche allmälig näher rückt und deren schneeige Kuppen im Schein der Nachmittagssonne erglänzen. Bald hinter dem Städtchen Valdemoro bemerkt man rechts vom Guadarrama-Gebirge auf einer flachen Höhe eine langhingestreckte Häusermasse, überragt von einer Menge pyramidaler Thurmspitzen und Kuppeln. Es ist **Madrid**. Kein Garten, kein Sommerhäuschen verkündet die Nähe der Hauptstadt. Eine doppelte Reihe alter Ulmen führt in das flache, doch recht hübsch grüne und ziemlich baumreiche Thal des Manzanares hinab, den man auf der großartigen Brücke von Toledo überschreitet. Der massive Bau dieser Brücke, ihre im Vergleich mit dem Flusse riesenmäßigen Verhältnisse und der reiche Schnörkelstil, in welchem das von Quadern aufgeführte Geländer mit seltsam gestalteten Aufsätzen, Thürmchen und Nischen für Heiligenbilder geziert ist, das alles sagt uns deutlich: hier geht der Weg in die spanische Königsstadt. — Die Toledo-Brücke mündet auf einen halbkreisförmigen Platz, dessen Rand mit kolossalen Standbildern, mit Pyramiden und gestutzten Säulen besetzt ist. Von diesem Platz aus laufen in gleichmäßiger Entfernung von einander drei breite Baumgänge nach drei verschiedenen Thoren der Stadt. Wir schlugen den mittleren dieser Wege ein, der zwischen einer achtfachen Akazienreihe nach dem in Form eines römischen Triumphbogens gebauten Thore von Toledo aufsteigt. Sobald man dies Thor passirt hat, befindet man sich in der schönen gleichnamigen Straße mit dem Getreidemarkt, wo man von einem lärmenden Menschengewühl empfangen wird, das nach der Todtenstille der Umgegend einen eigenen Eindruck macht. Im raschesten Laufe kreuzte unser Eilwagen die Hauptpulsader von Madrid, die Puerta del Sol, und hielt in der prachtvollen Straße von Alcala. Weder Paris noch Bordea[illegible] n sich einer solchen Straße rühmen. Sie ist sc[illegible]
gepflasterten Fah[illegible]

fahren können, auf beiden Seiten mit breiten, theilweis von Akazienalleen beschatteten Granit-Trottoirs und von hohen, viele Balconreihen tragenden Häusern mit platten Dächern eingefaßt. Kaum war ich ausgestiegen, als sich ein furchtbares Gewitter zu entladen anfing und der Regen in Strömen niederstürzte. Ich eilte in das mir empfohlene Hotel, fand dasselbe aber besetzt und fand nun in der Casa de pupilos, einer Privatwohnung, ein sehr anständiges Unterkommen, indem auch hier bürgerliche Familien ein paar Zimmer zur Aufnahme von Miethsleuten einzurichten pflegen. Mein Quartier war freundlich und sauber gehalten, auch die Beköstigung wohlfeil. Die Spanier selbst ziehen auf Reisen diese Häuser immer den Gasthöfen vor. Die letzteren sind in Madrid schlechter und viel theurer als in den Provinzialstädten.

Die Geschichte der Gründung von Madrid ist in Dunkel gehüllt. Die Stadt kommt zuerst unter dem Namen Magerit im Jahre 939 n. Chr. vor, wo sie durch König Ramiro II. von Leon erstürmt und auf kurze Zeit den Arabern entrissen wurde. Die Stadt gewann erst an Bedeutung, als Ferdinand IV. hier, als im Mittelpunkte des Königreichs, die Stände (Cortes) versammelte. Heinrich III. († 1406) wählte Madrid zu seiner Residenz und machte den Alcazar oder das alte maurische Schloß zur Schatzkammer des Reiches. Kaiser Karl ließ dasselbe in einen königlichen Palast verwandeln; aber erst Philipp II. erklärte Madrid 1560 für die Hauptstadt der Monarchie und verlieh ihm die jetzige Größe. Daher kommt es, daß die ehemaligen Thore gegenwärtig mitten in der Stadt liegen, und da die alten Thore selbst längst verschwunden sind, so tragen noch manche Plätze ihren Namen, z. B. die Puerta del Sol, das Sonnenthor, ein geräumiger, fast genau im Mittelpunkte gelegener Platz. Im Laufe der Zeiten hat sich die Stadt trotz mannichfacher Stürme vergrößert und verschönert, namentlich neuerlich in Folge der 1836 erfolgten Aufhebung der Mönchsklöster, indem nicht weniger als [illegible] zerstört und an ihrer Stelle theils Privat- [illegible] neue Straßen und öffentliche Plätze gegründet

wurden. — Madrid, welches jetzt über 206,000 Einwohner zählt, liegt auf mehreren flachen Hügeln am östlichen Ufer des Manzanares 2412 Fuß über dem Meeresspiegel und ist somit die am höchsten gelegene Residenz Europa's. Aus diesem Grunde, so wie wegen seiner weit vom Meere entfernten Lage in einer unfruchtbaren baumlosen, im Norden von hohen, meistens schneebedeckten Gebirgen umschlossene Hochebene ist das Klima weniger angenehm, als die südliche Breite, die der von Neapel entspricht, vermuthen lassen könnte, ja für den Fremden sehr gefährlich, theils wegen der außerordentlich trockenen und scharfen Luft, theils wegen der großen Veränderlichkeit der Temperatur, die sehr häufig und plötzlich von einem Extrem zum anderen überspringt, so daß man im Sommer oft an einem Tage nach Gewitterentladungen erstickende Hitze und empfindliche Kälte zu tragen hat. Eben deshalb sind hier Rheumatismen und Wechselfieber an der Tagesordnung.

Die Hauptstadt Spaniens gehört unstreitig zu den schönsten Städten von Europa, sofern es dabei auf regelmäßige Straßen und Plätze, gutes Pflaster, geschmackvoll gebaute Häuser, Promenaden u. dergl. ankommt. Das großartigste Gebäude von Madrid ist das königliche Schloß, gewiß einer der größten Paläste, die es giebt (das Schloß von Versailles dürfte sich kaum damit messen). Nachdem das alte von Karl V. erbaute Schloß 1734 in Flammen aufgegangen, ließ Philipp V. diesen neuen Palast im florentinischen Stil aufführen, der ganz aus gelblichem Sandstein und Marmor besteht. Er sollte ursprünglich zwei durch zwei Flügel verbundene regelmäßige Vierecke bilden; aber nur das westliche wurde vollendet. Das Prachtgebäude hat demnach vier gleiche Fronten, wovon jede 470 Fuß Länge hält und 100 Fuß Höhe bis zu dem Hauptgesimse, über dem eine Brustlehne hinläuft, um das Bleidach zu verstecken. Die Nordseite ist viel höher als die andern und besteht aus fünf Stockwerken, ohne die Halbgeschosse und das Kellergeschoß. Alle Seiten sind mit einer Menge schöner Statuen, Urnen und anderen Ornamenten überreich geschmückt. Das 140 Fuß haltende Quadrat des Schloßhofes wird von Säulenhallen umgeben und enthält die Marmorbilder der in Spanien geborenen römischen

Kaiser Trajanus (geb. in Italica) und Theodosius (geb. zu Cauca in Galizien), so wie der beiden Söhne des letzteren Arcadius und Honorius. Das Innere des Schlosses sucht an Glanz der Ausstattung seines Gleichen. Besonders prächtig ist der 120 Fuß lange und 40 Fuß breite Königssaal. Das Schloß liegt am Westende der Stadt auf einem ziemlich steil abfallenden Hügel am Manzanares. Die Umgebungen bilden auf dieser Seite einen grellen Gegensatz zu dem verschwenderischen Glanz des Innern. Im Schatten der mächtigen Grundmauern liegen nämlich armselige strohgedeckte Hütten von Tagelöhnern und Zigeunern. Endlos erstreckt sich nach Süd und West die traurige Hochebene, und kaum bringt das flache Thal des im Sommer fast ganz ausgetrockneten Manzanares einige Abwechselung in das düstere Gemälde. Vor der östlichen Front des Schlosses befinden sich recht hübsche Gartenanlagen im englischen Stil, die durch ein bronzirtes Eisengitter getrennt sind von dem schönen geräumigen Platze del Oriente. In der Mitte dieses Platzes erhebt sich, umgeben von einem ovalen Blumengarten, an dessen eisernem Eisengitter die kolossalen Standbilder von 44 spanischen Herrschern stehen, auf einem mächtigen Würfel die bronzene Reiterstatue Philipps IV., das berühmte Meisterwerk des Florentiners Pietro Tacca. Das Roß, auf welchem der König in gebieterischer Haltung sitzt, ist in der Stellung des Paradegalopps dargestellt. Nur mit den Hinterfüßen steht es auf dem Boden, und vier Fünftheile seines Körpers schweben sammt dem Reiter ohne Stützpunkt in der Luft. Dies wäre unmöglich, wenn man nicht zur Herstellung des Gleichgewichts dieser ungeheuren, 18,000 Pfund wiegenden Metallmasse den Hintertheil des hohlen Rosses mit Blei ausgefüllt hätte. Man giebt den Werth der Statue auf 400,000 Thaler Gold an. — Gerade am entgegengesetzten Stadtende liegt das königliche Lustschloß Buen Retiro, wo Philipp IV. (1621—1665) seinen glanzvollen Hof hielt, den ein Lopez de Vega, Calderon*), Murillo

*) Lopez de Vega († 1635) zeigte eine unglaubliche Fruchtbarkeit in allen Gattungen der Dichtkunst, besonders im Drama, da er in seiner Blüthenzeit fast wöchentlich ein Gedicht und monatlich ein Schauspiel

und andere große Geister des Jahrhunderts verherrlichten. Daher entstanden in den Umgebungen dieses Schlosses mehrere Kirchen, ein schönes Theater, viele Prachtwohnungen und unermeßliche Gartenanlagen. Während der Franzosenherrschaft wurde der Retiro in ein Bollwerk verwandelt, um Madrid im Zaum zu halten. Ein großer Theil der Gebäude und Gärten wurde damals zerstört. Nachher wurde noch (1812) die berühmte Porzellanfabrik, aus der so viele Kostbarkeiten königlicher Paläste hervorgegangen sind, von den freundschaftlichen Engländern den Flammen preisgegeben. Ferdinand VII. ließ den Rest der noch immer ziemlich weitläuftigen Schloßgebäude, die sehr unregelmäßig und durchaus nicht schön oder großartig gebaut sind, wiederherstellen. Auch die Gärten wurden wieder in Stand gesetzt, und man arbeitet noch fortwährend an der Erweiterung und Verschönerung dieser Anlagen, die von der eleganten Welt viel besucht werden. Gegenüber den geschlossenen Gärten der Königin, die durch ein mächtiges Bassin von dem Park getrennt werden, hat man den reichsten Blick auf die große seeartige Wasserfläche, die dichten Laubmassen, die breiten Baumgänge, die Kuppeln und Thürme der Stadt, über welche die weißschimmernden Kuppen der Sierra Guadarrama emporsteigen. Auf dem Bassin wurden von Seiten des Hofes Lustfahrten in Gondeln veranstaltet. In strengen Wintern geschieht es wohl, daß dieser Teich zufriert, und dann giebt sich die lebenslustige Bevölkerung von Madrid dem seltenen Vergnügen hin, hier Schlittschuh zu laufen.

Zur Rechten des Lustschlosses liegt die große befestigte Artillerie-Caserne, die früher zu den Gebäuden des Retiro gehörte und vor dieser erhebt sich dicht am Prado auf einem mit Bäumen umpflanzten Platze das Denkmal des zweiten Mai. Als nämlich am 2. Mai 1808 die spanischen Infanten nach Frankreich weggeführt werden sollten, brach ein armes Weib

---

lieferte. Vielleicht wurde nie ein Dichter von seinen Zeitgenossen so bewundert und verehrt. Nicht weniger zeichnete sich Calderon de la Barca († 1681), namentlich als tragischer Dichter, aus. Den meisten Werth legte er auf seine 95 Frohnleichnamsstücke; die Zahl seiner Schauspiele beläuft sich allein schon auf 127.

mit lauter Stimme in die Worte aus: „Gott stehe mir bei, sie schaffen die ganze königliche Familie nach Frankreich!“ Dieser Ausruf fand von allen Seiten einen Wiederhall in dem Geschrei: „Es lebe Ferdinand VII.! Nieder mit den Franzosen!“ Damit stürzte das Volk sich wüthend auf die französischen Soldaten und ermordete sie mit Messern, Dolchen und anderen Werkzeugen. Blitzschnell verbreitete sich der Aufruhr. Die beiden Artilleriehauptleute Daoiz und Velarde öffneten dem Volke das Zeughaus und stellten sich an die Spitze desselben. Der Kampf war äußerst hartnäckig und blutig. Selbst die Frauen nahmen daran Theil, indem sie siedendes Wasser von den Balcons auf die französischen Soldaten gossen, während von den Dächern und Fenstern Steine und Dachziegel auf ihre Häupter hernieder hagelten. Nur mit Mühe gelang es der Uebermacht der Franzosen, den Aufstand zu dämpfen. Velarde fiel von einer Kugel; Daoiz wurde durch mehrere Säbelhiebe und Bajonnetstiche zu Boden gestreckt. Hunderte von Opfern, darunter viele Frauen, Mädchen, Greise, ja selbst Kinder, wurden nachher noch an der Stelle hingerichtet, wo jetzt das Denkmal der patriotischen Kämpfer steht, deren Vorgang die Schilderhebung der gesammten spanischen Nation veranlaßte. Auf einem 10 Fuß hohen achteckigen Granitsockel, zu dem mehrere Stufen emporführen, ruht ein 21 Fuß langer Sarkophag von fleischfarbenem Granit, an dessen Hauptseite in einer Nische die 8 Fuß hohe Urne von weißem Marmor steht, welche die Asche der Gefallenen enthält. Auf diesem Sarkophag steht ein zweiter achteckiger Granitsockel von 3½ Fuß Höhe. Dieser dient einem 15 Fuß hohen Piedestal zur Grundlage, auf dem sich ein aus einem einzigen fleischfarbenen Granitblock gearbeiteter Obelisk von 52½ Fuß Höhe erhebt mit der Inschrift: „Der zweite Mai“ (Dos de Mayo). Das ganze Denkmal ist demnach 102 Fuß hoch.

Jetzt nimmt uns der berühmte Prado in seine schattigen Baumgänge auf, eine mit vielen Ulmenalleen, die durch laufendes Wasser fortwährend erfrischt werden, mit Steinbänken und acht herrlichen Marmorfontainen gezierte, 9650 Fuß lange Promenade, welche die ganze Ostseite der Stadt umschließt; früher ein großer Weideplatz für Ziegenheerden (daher der Name el

Prado, d. i. die Wiese). Die Bildhauerarbeiten der Fontainen zeichnen sich durch hohen künstlerischen Werth aus. Wir wollen nur die Cybele und den Neptun an den beiden Enden des Haupteingangs zum Prado erwähnen. Cybele sitzt in leichter Anmuth auf einem erhabenen Muschelwagen, von Löwen gezogen, die Wasser aus ihrem Rachen ausströmen, während die Göttin selbst einen fächerförmigen Wasserstrahl aus ihrem Kruge weithin in das große Becken spritzt. Auf der entgegengesetzten Seite steht in majestätischer Haltung mit einem Dreizack Neptun auf dem Muschelwagen, von brausenden Seepferden gezogen und von wasserspeienden Delphinen umspielt. Beide Brunnen sind von weißem Marmor. — Der Mündung der Straße von Alcala gegenüber bewundern wir den prachtvollen Triumphbogen des Thors von Alcala, zusammengesetzt aus fünf Portalen, von denen die mittleren drei Hauptthore (jedes 70 Fuß lang und 17 breit) gewölbt sind; jede Façade schmücken zehn jonische Säulen aus weißem Marmor; hoch oben hält die Fama das königliche Wappen, Alles ebenfalls aus weißem Marmor. Von hier wenden wir uns durch die Straße von Alcala zu dem volksbelebten Platze der Puerta del Sol, von dem nach allen Richtungen sechs der schönsten Straßen auslaufen, und gelangen endlich durch die Calle mayor auf die Plaza mayor, einen großen, regelmäßig viereckigen Platz, umringt von einem Bogengange, auf dem die Fronten fünfstöckiger, balcongezierter und ganz gleichmäßig gebauter Häuser ruhen; nur eins derselben, die königliche Bäckerei, unterbricht die Einförmigkeit. Dieser geräumige Platz dient jetzt zu großen königlichen Festen, namentlich zu den großartigen Stiergefechten, welche bei außerordentlichen Gelegenheiten veranstaltet werden.

Unter den Kirchen Madrid's ist nur eine einzige eines Besuches werth, nämlich die ehemalige Jesuitenkirche, jetzige Collegiatkirche des heiligen Isidor in der Straße Toledo. Sie besteht, wie die meisten neueren Kirchen Spaniens, aus einem einzigen Schiffe, das sich über dem Hochaltar zur Kuppel emporwölbt; ihre zwei stumpfen viereckigen Thürme sind nicht vollendet. Im Hochaltar ruht der Leichnam des heiligen Isidor, des Schutzpatrons von Madrid.

Die bedeutendste Kunstsammlung, welche Madrid und überhaupt die gesammte Halbinsel besitzt, ist das Museo del Prado oder die königliche Gemälde-Gallerie. Das Museum enthält fast blos Meisterwerke, und dennoch beläuft sich die Zahl der hier aufgestellten Gemälde auf beinahe 2000, von denen über ein Drittel der niederländischen Schule angehört; außerdem sind die italienischen und spanischen Schulen am meisten bedacht. Dies erklärt sich daraus, daß die Glanzperiode der spanischen Monarchie gerade in die Blüthezeit jener Malerschulen fiel. Doch ist das Museum auch keineswegs arm an ausgezeichneten Producten der deutschen und französischen Schule. Sämmtliche Bilder sind in schönen hellen Sälen aufgestellt und sorgsam nach der geschichtlichen Entwickelung der Kunst geordnet, so daß man hier den reichsten Stoff zu vergleichenden Betrachtungen findet, wie ihn kaum ein anderes Museum darbietet. Unter den vielen bewundernswerthen Schöpfungen der Spanier strahlt vor Allem Murillo hervor, von dem es 46 Gemälde giebt. Eine so reine Wahrheit, wie die Werke dieses Künstlers athmen, sucht man vergeblich bei seines Gleichen. Am unübertrefflichsten sind seine Heiligen und seine Kinder. Er malt den Menschen, wie er ist, aber mit solcher Natürlichkeit, daß man glaubt mit dem Bilde sprechen zu können. Daher sind auch seine Jungfrauen keine höheren Wesen, keine verklärten Himmelsköniginnen wie die Madonna der Italiener, sondern es sind irdische Jungfrauen, aber umflossen von einer unbeschreiblichen Glorie der Unschuld. Kein anderer Maler hat seinen Heiligen eine solche Innigkeit der Andacht, eine solche Glaubensstärke und eine so große religiöse Begeisterung ohne die geringste Beimischung von Bigotterie zu verleihen gewußt, obgleich Murillo gerade zur Zeit des ärgsten Fanatismus lebte. Aus seinen Physiognomien spricht die ausdrucksvolle Lebendigkeit des Südens und überdies sind seine Hauptfiguren dadurch ausgezeichnet, daß sie immer durch einen überirdischen Schein beleuchtet werden, der aus dunkler Nacht, wie die Sonne durch finsteres Gewölk, hervorbricht. Wie Murillo der Maler der Heiligen ist, so steht Velazquez († 1660) als historischer Darsteller, namentlich als Maler der Schlachten, Helden und Fürsten, in der spanischen Kunst unübertroffen da.

In einem besonderen Saale sind die besten Erzeugnisse der neueren Maler, als eines Aparicio († 1838), Madrazo, Vicente Lopez u. a. m. Das berühmteste Gemälde des madrider Museums ist die unter dem Namen „die Perle" gefeierte heilige Familie von Raphael, bei dessen Anblick Philipp IV. ausrief: „Das ist die Perle meiner Gemälde!" Doch wir können uns nicht in dieses Meer von kostbaren Kunstschätzen vertiefen nnd gehen weiter. In dem untern Stock des ungemein großartigen Museumsgebäude befinden sich die weniger bedeutenden Bildhauerwerke. Unter den unendlich vielen hier aufgehäuften Kostbarkeiten wollen wir nur mehrere außerordentlich schöne Mosaiktische erwähnen, welche vom Pabst Pius V. zum Andenken an die Schlacht von Lepanto (1571) geschenkt wurden. Einer derselben, in dessen Zeichnungen besonders viele Edelsteine eingerahmt sind, soll allein 90,000 Piaster gekostet haben! — Das Nationalmuseum wird gegenwärtig in dem ehemaligen Dreifaltigkeitskloster noch baulich eingerichtet. Es zählt an tausend Gemälde, die aber zum Theil noch gar nicht zugänglich sind. Zwei davon haben einen bedeutenden Ruf, nämlich Simson im Kampf mit dem Löwen von Rubens und die Transfiguration oder Verklärung Christi, welches Einige für die Copie dieses berühmten Raphaelischen Gemäldes im Vatican zu Rom, Andere für das Original halten. Der Geldwerth desselben wird auf 40,000 Piaster geschätzt. Eine andere nennenswerthe Gemäldesammlung ist in der Akademie des heiligen Ferdinand (VI.) für schönste Künste. Unter den 300 Nummern nimmt den ersten Rang ein das berühmte Bild Murillos, welches die heilige Isabella, Königin von Ungarn, darstellt, wie sie arme Kranke heilt. Endlich sind viele Paläste reich an werthvollen Gemälden, die dem Fremden mit der größten Zuvorkommenheit gezeigt werden.

Nicht minder bedeutend sind die wissenschaftlichen Sammlungen. Dem königlichen Schlosse gegenüber befindet sich in einem unscheinbaren Gebäude die königliche Rüstkammer mit vielen merkwürdigen Stücken. Gleich beim Eintritt in die große, helle und sehr sauber gehaltene Gallerie fallen die im Mittelpunkt aufgestellten Figuren Kaiser Karls V., Philipps II. und III.,

in ihren prächtigsten spiegelblanken Rüstungen zu Roß, in die Augen. Die Rüstung des Kaisers ist die, welche er auf seinem Zuge gegen Tunis trug. Unter zahlreichen anderen Rüstungen zeichnet sich die des letzten Königs von Granada, Boabdil, durch die äußerst sonderbare Form des Helmes aus. Unter der ungeheuren Menge von alten Waffen und Siegeszeichen wollen wir blos das Schwert des Cid, die Säbel von Boabdil und Ali Pascha, Anführer in der Schlacht von Lepanto, so wie die indischen und amerikanischen Waffenstücke hervorheben. Viele merkwürdige Armaturen der letzteren Art hat auch das Artillerie-Museum in Buen Retiro aufzuweisen. Man sieht dort den Schuppenpanzer eines Kazikén von der schönsten Arbeit. Nicht weniger beachtenswerth ist die Rüstung eines 1837 auf Mindanao getödteten malayischen Sultans. Der lederne Helm und Brustharnisch sind vortrefflich gearbeitet, eben so der mit Elfenbein und farbigem Holz ausgelegte Schild. Auffallend roh sind dagegen die Angriffswaffen, darunter eine Art Dreizack, dessen Spitzen man aus drei Gewehren des Schwertfisches verfertigt hat. — Die Nationalbibliothek, in einem Gebäude an der Plaza del Oriente, enthält 140,000 Bände. In ein paar Sälen dieses Gebäudes werden die Münzen, unter ihnen namentlich viele arabische in allen Metallen, nebst geschnittenen Steinen und einer Menge ägyptischer, hetrurischer, römischer, griechischer, gothischer, arabischer, chinesischer und amerikanischer Geräthschaften oder Kunstwerke aufbewahrt. — Im zweiten Stockwerk der Akademie der Künste befindet sich das naturhistorische Kabinet. Hier bewundert man das vollständige ungeheure Skelett des Megalhericum americanum, eins der größten vorweltlichen Thiere, welches 1789 bei Buenos-Ayres entdeckt wurde, das wohlerhaltenste existirende Exemplar. Ausgezeichnet ist die mineralogische Sammlung. Nichts geht über die Pracht der mächtigen Krystalldrusen und Erzstufen. Zu letzteren gehörte früher ein berühmter Goldklumpen aus Peru von 16 Pfund und 6 Unzen Gewicht, welcher im Sommer 1845 gestohlen wurde. Höchst anziehend ist endlich die mit diesem Museum vereinigte Sammlung von Trachten und Erzeugnissen der Indianer Amerika's, Westindien's und der Philippinen. — In dem botani-

schen Garten überraschen besonders die riesigen Exemplare von Cacteen und anderen Fettpflanzen. Er bildet eine der angenehmsten Promenaden von Madrid.

Dem erwähnten Artillerie-Museum ist im Buen Retiro auch der sogenannte „Saal der Königreiche" eingeräumt, wo im vorigen Jahrhundert gewöhnlich die Cortes versammelt wurden. Man sieht dort in Gold und prahlenden Farben die Wappen der verschiedenen Länder, die einst dem spanischen Scepter gehorchten. Außer den eigentlich spanischen Königreichen und Fürstenthümern sind daselbst die Wappenschilder von Portugal, Mailand, Neapel, Sardinien, Sicilien, Burgund, Flandern, Brabant, Mexico, Peru und — auch von Oesterreich versammelt, um der Krone von Spanien zu huldigen. In allen diesen Ländern, freilich mit der kleinen Ausnahme von Oesterreich, galt der Wille des Mannes, der sich den Buen Retiro als Lustort erbaute (Philipp IV.). Jetzt ist Spanien eine gesunkene politische Größe. Auch die in seiner Hauptstadt gesammelten Schätze der Kunst und Wissenschaft predigen eigentlich nur den Glanz der Vergangenheit. Auf die Frage: Wie steht es gegenwärtig in Spanien mit Wissenschaft, Kunst und Literatur? pflegt man im Auslande wohl mitleidig die Achseln zu zucken. Dennoch liegen diese keineswegs so tief darnieder, als man wohl zu glauben geneigt ist. Außer der Universität, welche die erste und besuchteste*) von Spanien ist, außer einer Menge von Akademien, Lehranstalten aller Art bestehen hier noch eine Anzahl von Instituten und Gesellschaften, welche die Förderung der Wissenschaften und Künste zum Zwecke haben und die zum Theil mitten in den Wirren der Bürgerkriege entstanden sind. So das „spanische Institut" (seit 1838), welches sich vorzugsweise dem Unterricht widmet, das Atheneum (seit 1835) für politische, mathematische und Natur-Wissenschaften, so wie für Literatur und schöne Künste, das artistisch-literarische Lyceum (seit 1836), wo man unter Anderm alljährlich literarische Wettkämpfe feiert, deren Prämien die Königin selbst zu vertheilen pflegt. Unter der Protection der Königin Maria Christine wurde (1830) das

*) Im Jahre 1850 zählte man 5000 Studenten.

Conservatorium der Musik begründet, wo 300 Zöglinge beiderlei Geschlechts von italienischen und spanischen Meistern unterrichtet werden. — Mehrere ausgezeichnete Geister der neueren Zeit wirken wohlthätig auf die Wiederbelebung der Nationalliteratur. Unter den Trauerspiel-Dichtern wird auch der Herzog von Rivas und Martinez de la Rosa genannt. Der berühmteste aller Dramatiker, namentlich im Lustspiel, ist jedoch Tomas Rodriguez Rubi, der seinen Ruf durch sein großes Schauspiel „das Glücksrad" begründete; ganz neuerlich machte Ventura de la Vega ungemeines Aufsehen durch sein Lustspiel „der Weltmensch". In vielen Stücken der Dramatiker spricht sich die Absicht aus, die Spanier daran zu erinnern, daß sie einst eine einige und mächtige Nation waren, und sie für ihre Unabhängigkeit vom Auslande zu begeistern. Zur Zeit der Freiheitskriege wirkte namentlich Juan Bautista de Arriaza durch seine patriotischen Lieder nicht weniger begeisternd auf das Volk, als bei uns ein Körner und Arndt.

Während der großen Hitze werden die Theater*) geschlossen, nicht aber werden deshalb die Stiergefechte ausgesetzt, die während des Sommerhalbjahres in Madrid wöchentlich ein Mal statt finden. Gleich den ersten Sonntag nach meiner Ankunft wurde eine „Corrida" (Lauf), wie man das nennt, gehalten. An einem solchen Tage spricht man von nichts und interessirt sich für nichts als für die Stiere (Toros); und sollte auch die Welt untergehen, so würde man sich wenig darum kümmern, wenn deshalb nur dies Lieblingsvergnügen des Volkes nicht unterbliebe. — Der Ursprung der Stiergefechte verliert sich in's Dunkel der Vorzeit. Der Cid wird als einer der ersten genannt, die sich durch ihre Geschicklichkeit im Stierkampf Ruhm erwarben. Dieser Kampf war damals und viele Jahrhunderte hindurch eine vorzugsweise ritterliche Uebung, woran bei großen Hoffesten die Edelsten und Angesehensten, oft selbst die Könige Theil

*) Madrid hat drei Haupttheater; diese sind zwar sehr elegant eingerichtet, stehen jedoch an äußerlicher Größe den Theatern von Barcelona und Valencia weit nach.

nahmen. Unter Arabern und Spaniern wurden die wackersten Stierfechter in Liedern gefeiert. Auch in andern Ländern, namentlich in Italien und Frankreich, suchte man das Beispiel der Spanier nachzuahmen, doch ohne sonderlichen Erfolg. In Rom kamen in einem Jahr, 1332, neunzehn Edelleute unter den Hörnern des Stiers um, obgleich man ihn dort immer an einem Seil festband. Dergleichen Vorgänge versalzten die Lust. Isabella I. erklärte sich zuerst dagegen und verordnete, daß man die Hörner des Stiers mit einer ledernen Scheide überziehe, um die Kraft seines Stoßes zu brechen. Doch scheint man diese Verordnung wenig beachtet zu haben. Kaiser Karl V. machte sich die Vorliebe der Spanier für diese Kämpfe so zu eigen, daß er persönlich dabei auftrat und namentlich in einem Gefecht zur Geburtsfeier Philipps II. in Valladolid mit eigener Hand einen Stier erstach. Auch Philipp IV. kämpfte persönlich mit. Unter Karl II. erreichten diese Feste ihren höchsten Glanz. Sie waren noch immer fast ausschließlich eine Belustigung des Adels und des Hofes, wobei das Volk nur als Gast zugelassen wurde, und nach alter Kampfweise griff man dabei den Stier im Galopp mit dem kurzen Jagdspieß an. Philipp V. zeigte sich als entschiedener Gegner der Stiergefechte, die von jetzt an als nobele Passion in Verfall geriethen und nun als gymnastische Kunst ausgebildet wurden. Aus dieser Zeit rührt die Fechtergesellschaft (Cuadrilla) in ihrer heutigen Tracht und Zusammensetzung her. Bis dahin war der Stier immer von einem einzigen Fechter zu Pferde bekämpft worden. Romero war der erste, der den Stier zu Fuß mit dem Degen tödtete. Die Reiter eröffneten von jetzt ab nur das Vorspiel des Kampfes, indem sie statt des Jagdspießes mit fußlangem Eisen eine lange Lanze mit kaum zolllanger Spitze, bestimmt, den angreifenden Stier blos zurückzutreiben, erhielten. Während der Kriege gegen die Franzosen milderte sich die Liebhaberei für dies Vergnügen. Ferdinand VII. brachte es wieder in Blüthe und stiftete selbst eine Schule der Stierfechtkunst in Sevilla. Das Auftreten des ausgezeichneten Kämpfers Montes hat in neuerer Zeit die Lust wieder zur höchsten Leidenschaft gesteigert. — Der Circus oder der Stierplatz von Madrid liegt ein paar hundert Schritt vor

dem Thore von Alcala: ein kreisförmiges Gebäude, welches 5 bis 600 Schritt im Umfang hält und mehr als 12,000 Personen faßt. Der kreisrunde Kampfplatz (die Arena) wird von einer mannshohen Bretterwand umschlossen. In dieser sind in regelmäßigen Zwischenräumen schmale Oeffnungen angebracht, welche in einen acht bis zehn Fuß breiten hinter der Bretterwand herumlaufenden Gang münden und die dazu dienen, um die den Angriffen des wüthenden Stieres ausweichenden Fußkämpfer hindurch zu lassen. Eine zweite höhere Barrière trennt diesen Gang von den Sitzreihen der Zuschauer, die stufenweis emporsteigen. Die untersten aus hölzernen Bänken bestehenden Reihen sind für die niedrigen Volksklassen bestimmt und unbedeckt. Auf diese folgen die bedeckten Sperrsitze, über ihnen die Logen. Gerade über dem Behältniß, worin die Stiere eingesperrt sind, ist die Loge des Ayuntamiento, von der aus das Gefecht durch die oberste Civilbehörde geleitet wird, denn ohne den Vorsitz dieser Behörde kann das Schauspiel nicht vor sich gehen.

Der Anfang war um fünf Uhr Nachmittags angesetzt, doch bereits anderthalb Stunden vorher wogte ein bunter Menschenstrom die breite Alcalastraße hinab, um sich durch die fünf Pforten des Thores zu ergießen. Zwischen den beiden Reihen der Fußgänger auf jeder Seite der Straße herrschte ein unglaubliches Gewimmel von Wagen, Karren, achtspännigen Omnibus, Staatscarrossen, alterthümlichen Kutschen, Reitern zu Roß, zu Esel und zu Maulthier, oft zu zweien in einem Sattel. Bei unserer Ankunft war das Haus schon gedrängt voll, so daß wir Mühe hatten, auf unsere Sperrsitze zu gelangen, und eine Menge Volks trieb sich auf der geräumigen Arena umher, allerlei Neckereien gegen die Zuschauer ausübend. Eine Compagnie Infanterie umgab die Loge der Civilbehörde, auch hatte man alle Zugänge mit Militairwachen besetzt. Nichtsdestoweniger darf das Volk bei solchen Gelegenheiten nach Belieben lärmen, fluchen und toben und sich allerhand kleine Ausschweifungen erlauben, wenn es nur nicht die vorher bekannt gemachten gesetzlichen Vorschriften überschreitet. Ein auf einer Tribüne aufgestelltes Musikchor dient eines Theils zur Unterhaltung des Volkes, andern Theils soll durch schmetternde Musik die Wuth der Stiere erhöht werden.

Es gab sechs Stiere, die gewöhnliche Zahl, zu bekämpfen. Diese waren schon während der letzten Nacht in den Zwinger gebracht worden und hatten seitdem weder etwas zu fressen, noch zu saufen bekommen, um sie durch Hunger und Durst noch mehr zu stacheln. Je näher die festgesetzte Stunde herbeirückte, desto mehr wuchs die Spannung und gährende Aufregung dieser bunten Versammlung von 10 bis 12,000 heißblütigen Menschen. Tausende verlangten auf einmal die Eröffnung des Schauspiels, indem sie mit den Füßen und Stöcken stampften, auf die Behörden schimpften und fluchten, die Wachen verhöhnten und einen gräulichen Lärm machten mit Klappern, Pfeifen, Kindertrompeten und anderen disharmonischen Instrumenten. Endlich schlug es fünf Uhr, und mit dem Glockenschlag ritt eine Abtheilung Lanciers in die Arena hinein, um die unbefugten Eindringliche hinauszutreiben. Eine Minute später erschienen die Kämpfer, angeführt von zwei in schwarze Seide gekleideten Alcalden zu Pferde, und bewegten sich in feierlichem Aufzug um die Arena. Zuerst kamen sechs Picadores (Lanzenkämpfer) auf mageren Gäulen (denn man nimmt nur ausrangirte Thiere), denen man die Augen verbunden hatte. Diese Reiter trugen kurze bunt gestickte Jacken aus rehfarbenem Leder, eben solche kurze Beinkleider, gelblederne Gamaschen und Schuhe. Um den Leib haben sie gewöhnlich eine gelbseidene Schärpe, auf dem Kopf einen breitkrämpigen, ganz flachen, gelblichgrauen Filzhut, verziert mit einer Bandquaste und einem Blumenstrauß. Ihre Pferdesättel sind vorn und hinten mit hohen Lehnen versehen und in ihren maurischen hölzernen Kastensteigbügeln ist der Fuß vor allen Stößen gesichert. Zu dem Ende tragen sie auch unter den Beinkleidern Panzerschienen. Den Namen haben sie von der langen Lanze (Pica), ihrer einzigen Waffe. Den Picadores folgten vier Espadas zu Fuß mit ihren vier Trupps (Cuadrillen), Chulos und Banderilleros*). Ihre

*) Chulos und Banderilleros heißen die zum Anreizen des Stiers bestimmten Fußkämpfer, erstere durch Vorhalten bunter Tücher, letztere vermittelst der Banderillos; das sind kurze mit bunten Bändern gezierte und an ihrer Spitze mit scharfen Widerhaken versehene Wurfspieße. Der Espada, d. i. der Degen oder Schwertmann, hat den Stier zu tödten. Wir pflegen diesen fälschlich Matador zu nennen, worunter man in Spanien einen

Tracht ist die der andalusischen Majos und zwar nach bestimmten Farben. Die Sammet-Jacken und Beinkleider des ersten Espada und des ersten Trupps waren dunkelblau mit Gold gestickt, die des zweiten grün mit Silber, des dritten hellblau mit Silber, des vierten hellbraun mit Gold; ebenso waren die seidenen Schärpen und Halstücher des ersten dunkelroth, des zweiten gelb, des dritten rosenfarben, des vierten himmelblau. Alle trugen langes, durch einen Haarbeutel zusammengehaltenes Haar, eine seltsame, mit vielen Troddeln und Quasten geschmückte schwarze Sammetmütze, weißseidene Strümpfe und zierliche kleine Schuhe. Am linken Arm tragen sie die „Capa", ein großes seidenes Tuch, länglich viereckig und grellfarbig, namentlich roth. Sobald dieser Zug unter rauschender Musik den Kampfplatz umkreis't hatte, entfernten sich die Espadas, die Picadores stellten sich in regelmäßigen Zwischenräumen an dem Umkreis des Raumes auf und einer der Alcalden erbat sich von der vorsitzenden Civilbehörde die Auslieferung des Schlüssels zum Zwinger der Stiere. Dahin starrt in diesem Augenblicke Alles mit gespannter regungsloser Erwartung. Ein langgedehnter Trompetenstoß erschallt: die Alcalden flüchten sich in gestrecktem Galopp zum Circus hinaus, die Schranken öffnen sich und wuthschnaubend stürzt der Stier auf den Kampfplatz. Das Schmettern der Trompeten, das Jubelgeschrei des Volkes betäubt ihn. Er bleibt einen Moment unschlüssig stehen, blickt scheu mit rollendem Auge umher, brüllt und scharrt mit den Füßen im Sande. Da erblickt er einen der Picadores und mit hoch erhobenem Schweif und gesenkten Hörnern stürzt er auf den Reiter los. Es war ein sehr großer, ganz schwarzer Stier, flink und leichtfüßig, mit langen spitzen Hörnern. Sein Angriff ist furchtbar. Kaum hat der erste Picador Zeit, sein Pferd rasch auf die linke Seite zu wenden und die Lanze einzulegen, um den Stoß des von rechts angreifenden Stiers zu pariren. Er trifft denselben auch glücklich in den Nacken, allein die Lanze zersplittert wie Rohrhalm; mit weitaufgeschlitztem Bauch überschlägt sich das Pferd und schützt mit

---

gar nicht zum Fechterpersonal gehörigen Knecht versteht, welcher dem bereits gefallenen Stier mit einem Dolch den letzten Gnadenstoß versetzt.

seinem Leibe den unter ihm liegenden Reiter gegen die wiederholten Stöße des wüthenden Stiers. Die Chulos eilen jetzt von allen Seiten herbei, um den hülflosen Fechter zu retten und halten dem Stier ihre Tücher vor. Dieser wendet sich gegen sie, aber schnell sind sie wieder aus einander gestoben. Nur Einem wird von der Bestie hart zugesetzt: schon erreichen ihn beinah die Spitzen seiner Hörner: da schleudert er sein rothes Tuch dem Stier auf den Kopf und schwingt sich im leichten Sprunge über die Barrière, während der Stier das Tuch zerfetzt. Wüthend ob der Täuschung rennt er auf einen anderen Picador zu. Dieser verfehlt die Parade; auch seinem Pferde wird der Bauch aufgeschlitzt, doch fällt es nicht, sondern galoppirt in krampfhaften Sprüngen umher, bis es sich in seine eigenen verlorenen Gedärme verwickelt und sterbend zusammenbricht. Blitzschnell greift der Stier den dritten Reiter an und trifft das Pferd gerade in's Herz. Ein armstarker Blutstrom springt hervor. Das Pferd fällt, der Reiter, mit den Füßen noch in den Steigbügeln, bricht im Sturz ein Bein und erhält einen Stoß in den Unterleib. Die Chulos umschwärmen den Stier von neuem. Der wendet sich um, verscheucht sie, und während man den verwundeten Picador hinausträgt, wirft er sich auf den nächsten Reiter. Dieser, voll Entsetzen über die eben statt gehabte blutige Scene, giebt seinem Pferde die Sporen und reißt aus; allein der grimmige Feind holt ihn mitten in der Arena ein, spießt das Pferd von hinten, hebt es hoch in die Luft auf seinen Hörnern, und der herabgestürzte Reiter hinkt mit verstauchtem Bein, sich auf seine Lanze stützend, unter der Verhöhnung der Zuschauer aus dem Circus hinaus, während man dem Stier mit donnerndem: »Bravo, Toro!« applaudirt. Der fünfte und sechste Picador theilen das Schicksal ihrer Genossen. Andere reiten auf frischen Pferden in den Circus; doch das schäumende Unthier, obwohl mehrfach von den Lanzenspitzen verwundet, streckt eins nach dem andern mit aufgeschlitztem Leib in den Sand. Neun Pferde bedecken die Arena; ein zehntes wird tödtlich verwundet hinausgeführt. Das Volk verlangt immer mehr, allein die Civilbehörde läßt die Picadores abtreten. Ein neuer Trompetenstoß verkündet den zweiten Act des Kampfes. Vier Bande-

rilleros treten auf, jeder mit zwei Wurfspießen (Banderillos). Die Chulos locken den Stier durch ihre Tücher herbei. Dieser nimmt einen der Banderilleros auf's Korn, aber in dem Augenblicke, wo er den Kopf zum tödtlichen Stoß senkt, springt der Fechter graziös auf die Seite und stößt ihm rasch beide Spieße in den Nacken, wo sie wegen ihrer Widerhaken hängen bleiben. Der schon vielfach verwundete Stier sucht vergeblich die Spieße abzuschütteln, scharrt den Sand auf, brüllt laut auf vor Raserei und Schmerz, zerspaltet mit gewaltigem Stoß die starken Bretterwände und sucht über die Schranken zu springen; wendet sich dann wieder gegen die ihn umgebende flinke Schaar der Gegner und erhält abermals Spieße in den Nacken. Er taumelt wild im Kreise umher, zerfleischt in furchtbarer Wuth die gefallenen Pferde, wirft sie hoch in die Luft und wird zu immer neuen Angriffen aufgehetzt, die ihm nur neue Verwundungen einbringen. Ein dritter Trompetenstoß macht diesem grausamen Spiel ein Ende. Der letzte Act beginnt. Der Espada tritt auf, den blutrothen Mantel um den linken Arm geschlagen, grüßt das Publicum und bittet die vorsitzende Behörde um die Erlaubniß, den Stier bekämpfen zu dürfen. Man reicht ihm ein drei Fuß langes Schwert. Unerschrocken schreitet er ganz allein dem Stier entgegen und zeigt ihm seinen rothen Mantel. Der Stier stürzt auf ihn los; der Espada springt seitwärts und sucht ihm sein Schwert in den Nacken zu stoßen. Allein diesmal gelang es nicht; das Schwert zerbrach; der Espada fiel durch die Gewalt des Stoßes zur Erde und war in augenscheinlicher Gefahr von dem Stiere durchbohrt zu werden, als die jetzt von allen Seiten herbeieilenden Chulos ihn noch rechtzeitig von dem Angriff befreien. Es wird ein neues Schwert gebracht; noch zwei Mal sucht der Espada den Stier zu treffen, allein mit schlechtem Erfolg. Unter Schmähungen muß er auf Verlangen des Volkes den Platz räumen. Ein zweiter Espada erscheint. Es ist el Chiclanero, der berühmte Schüler von Montes. Schallender Jubel empfängt ihn. Der Chiclanero bedankt sich, läßt den Stier angreifen und bohrt ihm das Schwert auf den ersten Stoß bis an das Heft zwischen die Schulterblätter. Alsbald quillt dem Stier ein Blutstrom aus Nüstern und Maul und

Maul, und lautlos sinkt er zusammen. Hinterdrein folgt furchtsam der Matador (denn man kann nicht wissen, ob das Thier nicht noch den einen letzten Kraftaufwand zu einem tödtlichen Stoß versucht) und giebt ihm mit seinem Dolch den Gnadenstoß in's Genick. Trompeten und Pauken ertönen, der donnerndste Beifall begrüßt den siegreichen Espada und unter rauschender Musik werden die gefallenen Pferde, so wie zuletzt der Stier von drei prachtvoll angeschirrten Maulthieren vom Kampfplatz hinweggeschleift. Mehrere Knechte bestreuen die blutigen Flecke mit frischem Sande, und darauf wiederholt sich das eben geschilderte Schauspiel von neuem. Das Gefecht dauerte bis acht Uhr abends. Die noch übrigen fünf Stiere waren zwar alle tapfer, verrichteten jedoch nicht solche Heldenthaten, wie der erste. Im Ganzen blieben 26 Pferde und das Gefecht galt daher für ein sehr gutes.

Die Stiergefechte, eine so barbarische Sitte sie auch an und für sich sein mögen, haben doch für den daran gewöhnten Spanier etwas Berauschendes, unwiderstehlich Hinreißendes. Gewiß dienen sie dazu, den kriegerischen Geist des Volkes zu erhalten, die körperliche Gewandtheit und den persönlichen Muth zu heben. Schon aus manchem Stierkämpfer (Torero) ist zur Zeit der Kriege ein gewandter Guerillaführer geworden. In allen größeren Städten Spaniens, mit Ausnahme Cataloniens, wo es keine Kampfplätze für Stiere giebt, werden mehrmals des Jahres Stiergefechte veranstaltet; nirgends aber ist die Leidenschaft dafür größer als in Andalusien, wo es kaum ein Dorf giebt, in dem nicht am Tage seines Schutzheiligen „zu Ehren Gottes und der Jungfrau Maria" ein Stiergefecht veranstaltet würde; namentlich ist Sevilla die Wiege dieser Fechtkunst*). Die Kosten werden theils von der Ortsobrigkeit, theils von Actiengesellschaften bestritten und durch die hohen Preise der Plätze wieder eingebracht. Die Fechter, fast durchgängig Andalusier, sind, wie unsere Schauspieler, entweder umherziehende

*) In Portugal hat man auch Stiergefechte, aber sie sind dort weniger gefährlich, da man den Stieren hie und da hölzerne Kugeln auf die Hörner zu stecken pflegt.

Banden, oder in größeren Städten fest besoldete stehende Gesellschaften. Jeder Espada bekommt für einen getödteten Stier 50 Piaster, jeder Picador 30 bis 40, die Banderilleros weniger. Wer ein guter Torero werden will, muß den Stier in allen seinen Eigenthümlichkeiten genau studiren. Denn die spanischen Stiere sind keine deutschen Ochsen. In der abgeschlossensten Wildniß aufgewachsen, kennen sie den Menschen nicht, besitzen eine außerordentliche Kraft, die sie sehr abzumessen verstehen, sind dabei äußerst schnellfüßig und setzen mit der Gewandtheit des Rehes über die Barrièren des Circus. Beim Kampf beobachten sie gewisse Regeln. So greifen sie ihren Feind immer von der rechten Seite an, und führen den Stoß stets mit dem linken Horn. Dagegen ist ihr Naturell sehr verschieden. Manche stoßen in blinder Raserei gleich Alles über den Haufen, während andere anfangs ganz gelassen erscheinen, ohne auf Hetzen und Locken zu achten, dann aber ganz unvermuthet auffahren und tödtliche Stöße ertheilen. Oft ist ein Stier wirklich vollkommen friedliebend. Will bei solchem kein Reizmittel mehr anschlagen, so werden ihm Banderillos, die man mit Schwärmern, Kanonenschlägen u. dergl. umhüllt hat, angezündet in den Nacken gestoßen und machen ihn gewöhnlich durch die Pulverblitze und Knalle entsetzlich wild. Manchmal will ein Stier gar nicht angreifen (denn sowohl Espadas als Picadores müssen den Angriff abwarten) und geht feig zurück. Dann hetzt man große afrikanische Bluthunde auf ihn, damit sie ihn festhalten, worauf er schimpflich vom Matador erdolcht wird. Ist aber ein Stier so wild und unwiderstehlich, daß er Alles, was er trifft, Pferde und Menschen, spießt; so geschieht es zuweilen, daß das Volk sein Leben verlangt und er in seine Wildniß zurückkehren darf.

Der Stierkampf erinnert uns an den eigenthümlichen Bärenkampf der Asturier. Ihrer Zwei gehen aus, von denen der Eine, der Händelsucher genannt, einen langen Prügel führt, der Andere, der Messerschwinger, ein langes Messer. Sobald man eines Bären ansichtig wird, tritt ihm der Händelsucher in den Weg und droht ihm mit dem Prügel. Der Bär stürzt sich auf seinen unhöflichen Gegner. Dieser wirft den Prügel weg und sich dem Bären in die Arme, den er mit kräftigen Fäusten um-

klammert; in demselben Augenblick aber muß er auch seinen Kopf vor dem Rachen des Ungeheuers sicher stellen, indem er sich mit der Stirn fest gegen die Gurgel des Thieres anstemmt; gelingt ihm dies nicht, so ist er verloren. Der Bär sucht seinen Gegner mit den Tatzen zu packen und zu zerfleischen; doch der Händelsucher ringt mit ihm auf Tod und Leben, bis sein Gefährte dem Thier von hinten beikommt und ihm das Messer bis an das Heft in den Leib stößt und zwar so, daß er in's Herz trifft. — Mancher Asturier hat das Bärenringen seit seinen Jünglingsjahren mehrmals in der Woche wiederholt, ohne eine Narbe davon zu tragen.

Ein Eilwagen brachte mich nach dem königlichen Lustschloß San Ildefonso, das man gewöhnlich mit dem Namen la Granja bezeichnet. Der Platz ist wegen seiner hohen Lage*) am Fuße des nördlichen Abhanges der Sierra Guadarrama für den Sommeraufenthalt sehr geeignet. Die höchsten Berge der Sierra umgeben das Schloß und die Stadt in Form eines Hufeisens, welches sich nach der fruchtbaren Ebene von Segovia hin öffnet. Die Berge zur Rechten sind bis zum Gipfel hinauf mit Fichten bewaldet, die zur Linken, welche hier ihre größte Höhe erreichen, sind beinah völlig kahl und noch jetzt, beim Beginn der Hundstage, an vielen Stellen mit großen Schneemassen bedeckt. Die unmittelbare Nachbarschaft des Gebirges bringt dem Orte selbst im Hochsommer kühle Luft und einen Wasserreichthum, der den üppigsten Baumwuchs hervorbringt und mehr als hinreichend ist, um die vielen Wasserkünste wochenlang zu speisen. Dazu kommt die wilde Schönheit der Gegend, die Mannichfaltigkeit prächtiger Gesichtspunkte, der Ueberfluß an Jagdthieren aller Art. Faßt man dies Alles zusammen, so wird man zugeben, daß Ildefonso viel mehr von der Natur begünstigt ist als Versailles, als dessen Nachbild es in den zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts erbaut wurde. Das Schloß läßt sich freilich dem Umfange nach

*) La Granja ist das am höchsten gelegene Fürstenschloß in Europa, da es in gleicher Linie mit der Kegelspitze des Vesuv (3500 Fuß hoch) steht.

nicht mit dem Palast Ludwigs XIV. vergleichen, aber es kann doch groß genannt werden. Seine Hauptfront ist dem Garten zugekehrt. Auf der entgegengesetzten Seite laufen von den beiden äußersten Flügeln symmetrische Nebengebäude aus. Diese schließen einen ungeheuer großen Hofraum ein, der vorn durch ein Gitter gesperrt ist; aber dieser Hofraum ist mit Gras überwachsen, die stattlichen Dienstgebäude sind verödet. Denn seitdem die Granja der Schauplatz der Revolution von 1836 war, meidet die königliche Familie diese Stätte *). Daher ist auch das Innere des Schlosses vernachlässigt und die Fenster der im Erdgeschoß befindlichen Gallerie von Gemälden und Bildhauerwerken sind durch Läden verschlossen. Dagegen belohnt sich ein Blick in den Schatz der Schloßkirche. Es ist unmöglich, kostbarere Kirchengewänder zu sehen, als hier in vielen Dutzenden in alten Eichenschränken vergraben liegen. Ein mit großen Smaragden und Diamanten besäetes goldenes Kreuz mag viele Millionen werth sein. — Rechts vom Schloß liegt die kleine Stadt Ildefonso. Ihre breiten Straßen gehen schnurgerade an den kasernenartigen massiven Häusern entlang; aber diese Straßen sind wie ausgestorben und diese großen Häuser sind theils halb verfallen, theils verschlossen und verlassen. Nur etwa 500 Menschen bilden die stehende Bewohnerschaft. Viele finden Beschäftigung in einer hiesigen königlichen Glashütte, die zu den besten und thätigsten des Landes gehört. Man zeigte mir einen Spiegel von 131 Zoll Höhe und mehr als 70 Zoll Breite, einen der größten, die bis jetzt irgendwo zu Stande gebracht sind. Sommers nehmen einige Familien aus Madrid für ein paar Wochen in San Ildefonso ihren Landaufenthalt. Seine Glanztage feiert der Ort an den Namenstagen der Häupter der königlichen Familie, wo man allein im ganzen Jahre die Wasser spielen läßt. — Am diesjährigen Namenstage der Königin Mutter (24. Juli) war der Zudrang nach der Granja ungewöhnlich stark. Madrid und das benachbarte Segovia hatten zahlreiche Sendlinge zu dem Festtagspublicum gestellt; die große Masse desselben bestand jedoch aus Landleuten der Umgegend, unter denen die Frauen durch die

*) Neuerlich hat sich das wieder geändert.

schreienden Farben der Provinzialtracht hervorstachen. Aus Segovia waren viele Zöglinge der dortigen Artillerieschule herübergekommen, lauter stattliche junge Leute, die durch ihre Haltung und vielleicht auch durch ihre geschmackvolle Uniform und ihre großen Säbel auf das schöne Geschlecht gewiß den günstigsten Eindruck hervorbrachten. An einem solchen Tage macht jeder Einwohner des Ortes, so gut es gehen will, den Gastwirth. Allerdings fehlt es nicht an Platz zum Unterkommen, denn man hat Zimmer im Ueberfluß, aber gewöhnlich weder Stuhl noch Tisch weder Bank noch Bett darin, und die Einwohner können bei ihren sehr beschränkten Mitteln in der Regel eine nur geringe Zahl von Zimmern zur Aufnahme vorbereiten. So ist es denn natürlich, daß die zuletzt Kommenden entweder zwischen den vier nackten Wänden auf platter Erde schlafen, oder die geringsten Bequemlichkeiten mit Gold aufwiegen müssen. In einem einzigen Zimmer des Hauses, welches ich bewohnte, mußten während der Nacht siebzehn Personen neben einander lagern. Die Spanier haben indeß die glückliche Gabe, sich in alle Widerwärtigkeiten des Lebens mit einem bewunderungswürdigen Gleichmuth zu finden.

Der im französischen Stil angelegte Garten von la Granja ist sehr groß und zieht sich am Abhang des Gebirges hinauf. Die durch Berg und Thal begünstigten mannichfach wechselnden Anlagen werden durch eine Fülle fließenden Wassers belebt; überall hört man es rauschen, sieht man es sprudeln, schäumen und blinken. Bildhauerwerke in dem seltsamen Geschmack der Zeit Ludwigs XIV. schmücken die dem Schloß zunächst gelegenen Theile des Gartens. Hier sieht man eine Gruppe olympischer Personen in der Stellung und mit der Miene Fächer spielender Hofdamen, dort einen Schwarm von Liebesgöttern, welche Wölfe und Eber bändigen, weiterhin in einem Wasserbecken ein gräßliches Ungeheuer; an der Hauptfront des Schlosses zieht sich eine Reihe von Sphinxen entlang, auf denen hie und da ein Amor reitet. — Nach drei Uhr nachmittags, der gewöhnlichen Stunde des Mittagessens in Spanien, füllte sich der Schloßgarten mit Menschen, und es mochten sich wohl an zehntausend versammeln. Die Wasserkünste sollten der Ankündigung gemäß um

vier Uhr beginnen, es vergingen indeß noch anderthalb Stunden, ehe der Verwalter des Schlosses erschien, um das Zeichen zum Anfang des prächtigen Schauspiels zu geben, ohne daß sich inzwischen die Langmuth der harrenden Menge einen Augenblick verläugnet hätte. Die Wasserkünste selbst sind außerordentlich zahlreich und mannichfaltig. Mehrere der bedeutendsten Fontainen sind nicht im dienstfähigen Zustande, aber was ich davon gesehen, reicht hin, um die Behauptung zu rechtfertigen, daß die hiesigen Wasserkünste die von Versailles bei weitem übertreffen. Nicht nur ist in la Granja die Masse und Kraft der aus einem seeartigen Behälter gespeis'ten Wasser größer als in Versailles, sondern man hat hier den flüssigen Stoff auch weit besser zur Hervorbringung zauberhafter Schaumgebilde zu benutzen gewußt; nur ist der Anblick hier insofern weniger großartig, als man die Stücke einzeln nach einander pielen läßt. Das reichste und schönste Stück gab die Fontaine der Frösche (fuente de las ranas). Riesenmäßige Frösche und menschliche Gestalten, die sich in Froschgestalt zu verwandeln schienen, speien Hunderte von starken Wassersäulen aus und bilden dadurch einen phantastischen Kuppelbau, aus dessen Mittelpunkt eine mächtige Thurmspitze emporsteigt. In jedem Augenblicke wechseln die Formen des Schaumdomes, bis sich zuletzt aus der krystallenen Wölbung urplötzlich ein feiner Staubregen entwickelt, der die Häupter der dicht umher gedrängten Menschenmasse mit Millionen von glitzernden Edelsteinen und leuchtenden Perlen bestreut. Mit Geschrei stiebt die Menge auseinander und hinter ihr versinkt das Nixenschloß. Die letzte der Fontainen, die der Fama, treibt ihren Hauptstrahl 130 Fuß hoch, so daß man die Silberpyramide von dem anderthalb deutsche Meilen entfernten Segovia aus ganz deutlich sieht.

Am folgenden Morgen wollte ich nach dem acht Leguas entfernten Escorial, abreisen. Die Plätze im Eilwagen waren alle besetzt und ich schickte also nach einem Reitthier aus. Bald nachher wurde mir gemeldet, daß das einzige Pferd, dessen man noch in Ildefonso habhaft werden könne, vor der Hausthür auf mich warte. Ich stieg hinunter, besah mir das Pferd und erklärte dann dem Eigenthümer, hier müsse nothwendig ein Miß-

verständniß obwalten, indem ich ein Pferd verlangt habe, um mich nach dem Escorial zu tragen, nicht aber um dies jämmerliche Pferd dorthin zu tragen, wie er vorauszusetzen scheine. Der Bauer schrie laut auf über die schlechte Meinung, die ich von seinem Gaul hege, dem er eben so viele vortreffliche Eigenschaften beilegte, als ein Sultan Titel hat, und um die Wahrheit seiner Worte durch die That zu beweisen, führte er sein Thier ein paarmal vor dem Hause auf und ab. Da zeigte sich denn, daß der Gaul wirklich drei beinah dienstfähige Beine hatte und daß er nicht viel mehr, als je eine Secunde gebrauchte, um eins dieser Beine vor das andere zu setzen. Unter solchen Umständen entschloß ich mich kurz und reis'te auf meinen eigenen Beinen ab. — Mein Weg führte anfangs über eine Berghaide, hie und da mit Eichengebüsch und mit großen noch blühenden Rosensträuchern bewachsen. Zur Rechten zeigten sich jenseits eines Waldbaches die Trümmer eines Schlosses und vor mir stand schwarz und schroff die wilde Sierra Guadarrama, deren erste Stufen ich binnen einer halben Stunde erreicht hatte. Bis dahin hatte mich der aus hundert Büschen tönende Gesang der Drosseln begleitet; nun aber wurde die Natur umher schweigsam. Als ich im Schatten der Fichtenwaldung den jähen Abhang hinauf klomm, hörte ich keinen andern Laut, als den rauhen Schrei eines Adlers, der mich vom Felsgipfel her begrüßte. Adler und Raubvögel aller Art sind in Spanien zahllos. Im Gebirg und selbst in der Ebene vergeht kein Tag, ohne daß man des Königs der Vögel ansichtig würde, und in den größten Städten zumal des Südens, sieht man beständig Dutzende von Falken die Kirchthürme umkreisen, in denen sie ungestört horsten. — Je höher man steigt, desto lichter wird die Waldung, und auf dem höchsten Punkt des Weges, dem Paß von Navalcerrado, hört der Baumwuchs ganz auf. Ueber diesen Höhepunkt hinweg läuft die Grenze der beiden castilianischen Königreiche, die hier durch zwei steinerne Pfeiler bezeichnet ist. Nach Süden überblickt man die wellenförmige Ebene von Neucastilien bis über Toledo hinaus, nach Norden liegt ein großer Theil des kornreichen Flachlandes von Altcastilien vor dem Auge ausgebreitet da. Unmittelbar zu meinen Füßen fiel steil die Bergwand ab, von der

sich der Weg von la Granja her emporschlängelt. Nordwärts senkt sich das Gebirge viel sanfter. Der genannte Paß liegt 4800 Fuß hoch über der castilianischen Ebene, welche sich etwa 3000 Fuß über das Meer erhebt. Zu beiden Seiten des Passes aber steigen die Berge noch etwa 1500 in die Höhe, so daß die äußersten Spitzen der Sierra über 9000 Fuß hoch sein möchten; auch sind noch jetzt mehrere Gipfel mit Schnee bedeckt. Die Sierra bildet eine werkwürdige Wasserscheide. In la Granja ist der Himmel fast immer bewölkt und die Luft kühl; aber kaum hat man die Höhe des Gebirges überstiegen, so tritt man während des Sommers in eine glühende Atmosphäre ein. Die Sierra Guadarrama fängt nämlich alle Wolken auf, die von Westen und Norden heranziehen, und indem sie dieselben festhält, sichert sie Madrid den blauen Aether, der dort im Sommer nur selten getrübt wird. Dazu kommt, daß der Südabhang der Sierra fast ganz von Wald entblößt ist, und ihre nackten Granitfelsen werfen gleich einem ungeheuren Metallspiegel, die Sonnenstrahlen auf die Ebenen zurück. Daher die Hitze in Madrid, wo das Thermometer jetzt sehr oft 32 Grad Reaumur zeigt und im August steigt es wohl bis 34, ja 36 Grad. — Nachdem ich mich in einer armseligen Venta, der einzigen des ganzen Weges von la Granja, mit einem Stück Brot und etwas Ziegenmilch erfrischt, stieg ich den Südabhang der Sierra vollends hinab. Die Gegend wird immer nackter, rauher, düsterer. Den einzigen heitern Punkt bildet ein Thal zur Rechten mit zwei freundlichen Dörfern. Am Fuße der Sierra nähert man sich einem kleinen Orte, der den Namen Guadarrama führt; dann läuft die Straße zwei Stunden weit die ungeheure Granitmauer entlang, an welche sich der Escorial anlehnt. Der Ort und das Kloster liegen in einem versteckten Winkel des Gebirges, so daß man ihrer erst in der Entfernung einer Viertelstunde ansichtig wird. Die Sonne war inzwischen untergegangen, und urplötzlich stürzte sich von den Höhen der Sierra ein eisiger Wind, der im Nu die Schwüle des Tages in eine empfindliche Abendkühle verwandelt hatte. Diesem Winde, der aus erster Hand unerträglich ist, verdankt das sechs Meilen entfernte Madrid die angenehme Frische seiner Abende und Nächte.

Der Escorial im eigentlichen Sinne besteht aus zwei unbedeutenden Flecken. Unten im Thal liegt der ältere Flecken Escorial bajo mit seiner unscheinbaren Pfarrkirche. Oberwärts, am kieferbewaldeten Saume der Granitberge, schimmern die neueren Gebäude des Escorial de Arriba und zu seiner Linken entfalten sich in schöner Ordnung die ungeheuren Massen des Klosterpalastes von San Lorenzo (Palacio monasterio de San Lorenzo el Real de la Victoria), wie dies Gebäude eigentlich heißt, denn der Flecken des Escorial hat damit nichts gemein, obwohl man den berühmten Palast gewöhnlich darnach benennt. Philipp II. that am Tage der Schlacht von St. Quentin am 10. August 1557 dem heiligen Laurentius, dessen Fest grade auf diesen Tag fällt, das Gelübde, er wolle im Falle des Sieges dem Heiligen ein Kloster gründen. Die Schlacht wurde mit Glanz gewonnen, und Philipp gab nun seinem Baumeister Juan Bautista de Toledo, einem Schüler Michel Angelo's, den Auftrag, ein Kloster und einen Palast zu bauen, die ihres Gleichen auf Erden nicht hätten. Johann von Toledo lös'te die ihm gestellte Aufgabe durch die Schöpfung des Escorial, den jedoch erst sein Schüler Juan de Herrera vollenden konnte. Der erste Eindruck dieses kolossalen Baues überwältigt jede Erwartung; er steht vor den Augen des Beschauers da, wie eine Masse künstlich bearbeiteter Granitfelsen. Der Klosterpalast bildet ein rechtwinkliges Parallelogramm von dem Umfang einer starken Viertelstunde und ist im dorischen Stil gänzlich aus blauem Granit erbaut. Alle seine Fußböden, Verzierungen, Wandbekleidungen, Altäre u. drgl. bestehen aus verschiedenartigem Marmor, und die Thüren sind vielleicht das einzige Holz darin. Der Grundriß hat die Gestalt eines Rostes als Anspielung auf die Todesart des heiligen Laurentius, der auf einem Rost gebraten sein soll. Den Handgriff des Rostes bilden die königlichen Wirthschaftsgebäude und die vier Füße desselben sind durch die vier Eckthürme des Klosterpalastes bezeichnet. Die Hauptfront des letzteren ist westwärts dem Gebirge zugekehrt, welches in der Entfernung eines Büchsenschusses beinah senkrecht aufsteigt. An den beiden Ecken stehn zwei viereckige Thürme, jeder 200 Fuß hoch, und zwischen denselben befindet sich der aus drei großen Portalen bestehende

Haupteingang. Durch diesen tritt man in den geräumigen „Hof der Könige" (el patio de los reyes), so genannt von sechs kolossalen, 15 Fuß hohen Granitstatuen israelitischer Könige, im Hintergrund des Hofes. Diesen Hintergrund bildet die Vorderseite der ungeheuren Klosterkirche. Sie hat die Form eines Kreuzes und ist oben mit einer unglaublich kühnen Kuppelwölbung geschlossen: das Prachtstück des ganzen Baues. Sie macht einen durchaus erhebenden Eindruck. Einfach und edel, und dabei doch großartig und elegant ist sowohl der Bauplan der Kirche als der Geschmack ihrer Ausstattung. Keine Ueberladung, kein überzierliches Schnitzwerk, sondern überall Maß, Ernst und gediegenes Wesen. Das Innere zerfällt durch zwei Reihen mächtiger Pfeiler in drei Schiffe und macht einen tiefen fast niederschmetternden Eindruck. Zu erstaunlicher Höhe wölben sich die ungeheuern, aus glattpolirten Granitquadern zusammengefügten Bogen und die von Meisterhand gemalten Frescogemälde der Gewölbe scheinen wirklich in goldenen Wolken über dem Haupte des Beschauers zu schweben, während das durch die hohen Bogenfenster einfallende Tageslicht Alles umher hell erleuchtet, was nicht wenig dazu beiträgt, den strengen Ton des Ganzen noch zu erhöhen. Das Hochaltar ziert eine massiv silberne Bildsäule des heiligen Laurentius von 450 Pfund. Darüber wölbt sich in edelster Form bis zu einer Höhe von 330 Fuß die mächtige freskengeschmückte Kuppel, durch deren Fenster ein rosiges Licht auf den Altarplatz fällt. Der Fußboden besteht aus einem glänzenden Getäfel von schwarzem und weißem Marmor. Die Seitenkapellen enthalten 48 Altäre. Ueber dem Hochaltar sind die Marmorbilder zweier Engel angebracht. Von unten gesehen erscheinen sie wie Kinder; dringt man aber auf einem schmalen längs des Simses innerhalb der Mauern herumlaufenden Gange, der die beste Gelegenheit giebt, das Gigantische des Baues zu bewundern, bis zum Hochaltar vor, so bemerkt man, daß jeder Engel zwölf Fuß hoch ist, auch wird man hier durch die Riesenmäßigkeit der Figuren in der Decke überrascht. Unter den aus dem kostbarsten Holz geschnitzten Chorsitzen zeigt man mit großem Lobe der Demuth des Königs den Platz den Philipp II. einzunehmen pflegte. Dieser Sitz ist in einem Winkel angebracht,

aus dem man jedoch Alles, was in der Kirche vorging, gar trefflich beobachten konnte. In der Mitte des Chors steht ein drehbares Pult aus Bronze, bestimmt, bei der Messe die Chorbücher darauf zu legen, das 12,500 Pfund wiegt, aber bei dem geringsten Druck des Fingers sich um seine Axe dreht. Eine breite Marmortreppe, deren polirte Jaspiswände den Schein der Lichter spiegelhell zurückwerfen, führt unter dem Hochaltar in das sogenannte Pantheon, die dunkle Todtengruft spanischer Könige, jedoch nur solchen, die Nachkommen hinterlassen haben. Es ist ein achteckiger, durch eine Kuppel geschlossener Raum, dessen Boden und Wände mit blankem Jaspis und verschiedenfarbigem Marmor überkleidet und mit Ornamenten aus vergoldeter Bronze verziert sind. Rings an den Wänden sind 26 Nischen mit gleichgeformten Marmorsärgen angebracht, in denen die Gebeine Karls V., Philipps II. und die der folgenden gekrönten Häupter bis auf Ferdinand VII. Acht Nischen stehen noch leer. Von dem Schlußstein der Kuppel hängt ein antik geformter ungeheurer Kronleuchter herab, der dies Prachtgemach bei Gelegenheit einer Beisetzung erleuchtet. — Die zweite Abtheilung des Klosterpalastes, welche den südlichen Theil des ganzen Bauwerkes bildet, enthält einen großen Kreuzgang, der in das Kloster führt, woselbst sich die jetzt leer stehenden Zellen für zweihundert Mönche befinden. Die dritte Abtheilung, der nördliche Theil des Ganzen, enthält in seinem großen Hofe den königlichen Palast, dessen Innres mit verschwenderischer Pracht ausgestattet ist. — Einst war der Escorial das bedeutendste Kunstmuseum von Spanien. Ueber hundert der vorzüglichsten Gemälde sind neuerlich in's Madrider Museum gewandert; indeß bewahrt der Escorial immer noch über 400 Originale von Meistern namentlich der niederländischen Schule. In einer der Kapellen sieht man das berühmte marmorne Christusbild, das dem Benvenuto Cellini zugeschrieben und streitig gemacht wird. Die äußerst werthvolle Bibliothek des Escorial ist in einem heitern, geschmackvoll decorirten Raume aufgestellt. Die Bücher, größtentheils in rothes marokkanisches Leder gebunden, stehen in Glasschränken; es giebt mehr als 24,000 Bände, sämmtlich ältere Werke namentlich viel geschichtliche; von den 4000 Handschriften

gehört die Mehrzahl der arabischen Literatur an. Unter den Oelgemälden der Bibliothek ergriffen mich mächtig die von Pantoja (†1610) gemalten Portraits Kaiser Karls V. und Philipps II., Vater und Sohn hängen einander gegenüber und bilden den grellsten Contrast. Kaiser Karl im kräftigsten Mannesalter hoch aufgerichtet, angethan mit glänzender Stahlrüstung, das schöne von dunkelbraunen Locken umwallte Haupt mit feurigem Herrscherblick und wohlwollenden Zügen stolz emporhaltend, in der Rechten das Scepter, während die Linke auf dem Helm ruht, der auf einem mit rothem Sammet bekleideten Tische liegt. Ihm gegenüber Philipp in vorgerücktem Mannesalter und etwas gebückter Stellung, sich kraftlos mit der Rechten auf einen Armsessel, stützend, in der Linken einen Rosenkranz, ganz in schwarzseidene, eng anliegende Kleider gehüllt, das von dünnen weißen Locken umflatterte Haupt mit einer spitzen schwarzsammetnen Mütze bedeckt; und dazu dies Gesicht, diese hageren abgehärmten Wangen, diese vornehmen feinen scharfgeschnittenen Züge mit marmorbleicher durchsichtiger Farbe, der unsichere Blick, die schmalen zitternden Lippen, dieser Seelenjammer, der sich in den Zügen malt, dieses ganze gedrückte Wesen, so daß es Einem vorkommt, als müßte man den König einmal Athem holen sehen und als müßte das goldene Vließ, welches an breiter Kette auf die Brust herabhängt, sich einmal bewegen: es ist unübertrefflich schön! — Ueber die Schätze und Kostbarkeiten, die silbernen und goldenen Geräthschaften, die der Escorial besitzt, hat man verschiedene Ansichten; die Einen sprechen von unermeßlichem Reichthum, die Andern von Armuth; wenn man indeß nur das viele Kupfer oder Messing betrachtet, das in allen Theilen des Gebäudes, namentlich der Kirche verschwendet ist, so begreift man kaum, wie alle Erzgruben der Welt vermocht haben, so ungeheure Massen dieses Metalls zu liefern. In einer dunkeln Kapelle stehen zwei Armleuchter, welche Tausende von Centnern wiegen müssen; auch in den vielen messingenen Geländern und Gitterthoren, deren Stäbe oft die Dicke eines Mannsschenkels haben, stecken allein schon Millionen. — Außer den vier bereits erwähnten Thürmen, die an den Ecken des ganzen Bauwerkes stehen, bezeichnen noch vier andere Thürme von 200 Fuß Höhe, worin

zusammen 51 harmonisch gestimmte Glocken enthalten sind, die vier Ecken der im Mittelpunkt liegenden Kirche und zwischen diesen ragt stolz und feierlich die mächtige Kuppel empor. Diese ist doppelt aus Granitquadern gewölbt, und zwischen der inneren und äußeren Schale führt eine Treppe auf den höchsten Kranz der Kuppel. Von hier aus überschaut man bequem das ganze labyrinthische Bauwerk mit seinen 16 Höfen, 63 Fontainen, die allenthalben Strahlen krystallenen Wassers hoch in die Luft spritzen, seinen anmuthigen Gärten und dem sich daran schließenden umfangreichen Park. Nach Norden und Westen wird die Aussicht durch die Felsberge der Sierra beschränkt, die unmittelbar hinter dem Escorial aufsteigen. Im Uebrigen gewahrt man in der Ferne nichts als eine baumlose grauröthliche Fläche, die hinter den Thürmen von Madrid, aus dessen unförmlicher Häusermasse der königliche Palast wie ein gewaltiger Quaderstein heraustritt, am Horizont verschwindet. — Im Park des Escorial liegt das königliche Lustschloß Casa del Principe, welches eine Menge von Kostbarkeiten und herrlicher Kunstwerke einschließt, unter denen ich nur die von spanischen Meistern gefertigten feinen Elfenbeinarbeiten erwähnen will, wo man z. B. den Raub der Sabinerinnen und das Urtheil Salomons in schönen Gruppen dargestellt sieht.

Auf dem Rückwege nach Madrid bemerkt man zur Rechten in einer Niederung das königliche Jagdschloß la Zarzuela, umringt von einem ausgedehnten Laubgehölz. Die unfruchtbare wellenförmige Hochebene gewährt gerade jetzt einen freundlicheren Anblick, da sie größtentheils mit blühendem, balsamisch duftendem Lavendel bedeckt ist. Nur hie und da zeigen sich einzelne elende Flecken, grau und düster wie der dürre Gypsboden, auf dem sie stehen.

Madrid bot zur Zeit meiner Anwesenheit nicht das belebte Bild dar, das ihm sonst eigen sein soll. Die Abwesenheit des Hofes und mit ihm der Mehrzahl des hohen Adels (der Grandezza) bewirkte, daß damals eine Menge eleganter Equipagen und Toiletten fehlten, welche namentlich den Promenaden des Prado

einen schimmernden Glanz verleihen. Nichtsdestoweniger war das eigentliche Volksleben geblieben. Wie immer bildete die Politik den Hauptgegenstand der lebhaften Unterhaltungen auf der Puerta del Sol, welche von zehn Uhr morgens an der Sammelplatz aller Literaten, Stutzer, Pflastertreter und Glücksritter ist. Da hatte ich denn vielfache Gelegenheit, den feinen Witz und die launige Persiflage, worin die gebildeteren Klassen der Madrider stark sind, kennen zu lernen. Der Glanz des Prado entfaltete sich mir bei einem Volksfest, daß zu Ehren eines Heiligen angestellt wurde. Erst um zehn Uhr abends begann nach der drückenden Schwüle des Tages das eigentliche festliche Treiben auf den Promenaden des Prado, der gegen die Stunde des Spaziergangs immer mit Hülfe unterirdischer Kanäle reichlich besprengt wird, um den Staub zu löschen, während auch die vielen Springbrunnen angenehme Kühlung verbreiten. Unter den schattigen Ulmen wurden zahlreiche Feuer angezündet, um welche sich das im Sonntagsstaat prangende Volk schaarte, um Nationaltänze aufzuführen, Balladen zu singen und allerhand Nationalspiele zu veranstalten. Die gewöhnliche Zahl der Zelte und Buden behufs Verabreichung von Erfrischungen hatte sich verzehnfacht und in den Seitenalleen waren Feldküchen aufgerichtet, über deren Flackerfeuer in großen Kesseln die Pfannkuchen siedeten und die Waffeleisen klapperten. Zierlich gekleidete Zigeunermädchen trugen das frische Backwerk aus, das sie, schlank und glatt wie Aale sich durch die dichten Massen hindurchwindend, auf blumengeschmückten Tellern präsentirten. Leichtgeschürzte Valencianer boten mit gellendem Geschrei Orangen in artig geflochtenen Binsenkörbchen aus oder priesen mit dem weitbauchigen Steinkruge auf der Schulter ihre Limonade und ihr Eiswasser an, während Andere „Hielo" feil hatten, das heißt „Eis": ein eigenthümliches, etwa wie zusammengebackter Schnee aussehendes Zuckergebäck. Außer den dunkelgekleideten Castilianern bemerkte ich mehrere durch ihre Tracht auffallende Gruppen. Darunter die Gallegos oder Bewohner von Galizien, die in Madrid wie in allen Hauptstädten Spaniens das Geschäft der Auflader, Pack- und Wasserträger, Kärrner u. dergl. versehen und die nicht gerade in dem Rufe stehen, das Pulver erfunden zu haben.

Sie führten einige plumpe, aber höchst possierliche Tänze auf und waren überall die Zielscheibe des Spottes. Ihre Kleidung, Gesichtsbildung und Sprache verräth nahe Verwandtschaft mit den Portugiesen. Am meisten fielen mir einige Maragatos auf. So heißen die Bewohner eines kleinen Districts in dem unzugänglichen Gebirgsthal des Königreichs Leon. Ihr Name Maragatos, d. i. maurische Gothen, führt auf ihre Abstammung zurück; auch unterscheidet sich ihre Tracht wenig von den Mauren der Berberei, diese ist nämlich eine weite, lange, bis über die Hüften hinabreichende und durch einen breiten Gürtel zusammengehaltene Tuchjacke, sehr weite und faltenreiche, am Knie endigende Pluderhosen, Strümpfe und Schnürstiefeln (ähnlich den Altenburgischen Bauern); statt des Turbans haben sie den Sombrero oder den breitkrämpigen niedergeschlagenen Hut der Spanier mit rundem Kopf. Es sind durchaus starke athletische Männer, dabei tölpisch und schwerfällig. Sie sprechen langsam und schlecht in rauhen Tönen; sinnreiche Einfälle, im Gespräch mit anderen Spaniern so häufig, kommen bei ihnen selten oder nie vor. Nicht leicht lassen sie sich aus ihrer Gemüthsruhe bringen; doch sind sie einmal erregt, so ist ihr Zorn fürchterlich. Zu Hause müssen die Frauen die kieselreichen Felder pflügen und die spärliche Ernte einsammeln. Die Männer und Söhne dagegen bilden ein Volk von Arrieros oder Fuhrleuten. Da sie sich durch große Ehrlichkeit und Treue auszeichnen, so geht fast der ganze Handel von halb Spanien durch ihre Hand, und auf jeder Landstraße sieht man Trupps dieser Leute bei Sommergluth auf ihren gewaltig großen, schwerbeladenen Mauleseln hingestreckt oder schlummernd. Sie lassen sich ihre Dienste gut bezahlen und verstehen es, sich bei geistigen Getränken und wohlversüßten fetten Speisen gütlich zu thun. Bei alledem sind sie sparsam und sammeln sich oft ein schönes Vermögen. Sie halten überaus fest an ihren Sitten und Gebräuchen, verheirathen sich auch nur unter einander. — Die ganze sternenhelle warme Sommernacht wurde singend, spielend, zechend und tanzend unter den Bäumen des Prado zugebracht. Ueberall ertönte heiterer Scherz, Musik und Gesang; überall bemerkte man Gruppen tanzender Zigeuner, die andalusische Tänze nach dem schrillen Ton des Tambourins

und dem klappernden Geräusch der Castagnetten aufführten. Auf allen Seiten erscholl die eintönige Melodie des Fandango, welche die castilianischen Bauern auf verstimmten Guitarren spielten. Dazwischen hörte man die quikenden Töne des baskischen Dudelsacks oder die heiseren Accorde der valencianischen Dulzaina. Während dem stiegen unaufhörlich Hunderte von Schwärmern, Raketen und Leuchtkugeln mitten aus dem dichten Menschenknäul zum schwarzblauen Himmel empor und verbreiteten über das ganze bunte Gewühl und die dunkelen Laubgänge mit den schäumenden Springbrunnen eine märchenhafte Beleuchtung. Eine neue Abwechselung brachte in die Scene die Erscheinung des jungen und schönen Herzogs von Orsuna, der in glänzendster Equipage, umringt von einer Menge fackeltragender Reiter in brillanter Livree, über den Prado fuhr.

Der Herzog von Orsuna gilt für den reichsten Grand (hohe Adelige) von Spanien. Die Granden sind gegenwärtig nicht zahlreich. Sie machen kaum vierzig Familien aus, von denen die meisten eine ganze Reihe von Titeln ausgestorbener Geschlechter führen, welche sie sammt den Gütern derselben durch Erbschaft überkommen haben. Auf diese Weise sind unermeßliche Besitzungen in einzelnen Händen vereinigt, und die Güter des genannten Herzogs, so wie des Marquis von Medina Celi möchten sich leicht mit dem Umfang manches deutschen Fürstenthums messen können. Der Ertrag dieser Güter entspricht jedoch keineswegs ihrem Umfang, sofern sie in den Händen einer Menge kleiner Pächter sind, deren Familien oft seit unvordenklichen Zeiten von Vater auf den Sohn das Grundstück inne haben und deren Pachtzinse erst durch die Hände der Oberaufseher an die Eigenthümer gelangen. Die Sitten des Landes erheischen große Schonung gegen die Pachtschuldner; die Oberaufseher sorgen so viel als möglich für sich, und die Grundherren zeigen sich gegen diese wieder so nachsichtig, daß oft eine Reihe von zwanzig oder dreißig Jahren ohne Rechnungsabnahme verstreicht. Der einzige Zweig der Landwirthschaft, welchen ein großer Grundherr für eigene Rechnung ausbeuten läßt, ist die Zucht von Pferden und Kampfstieren. Die Grandeza und der spanische Adel überhaupt lebt in Madrid und andern großen Städten des Reiches. Adelige

Landsitze giebt es in Spanien wegen der Unsicherheit des Wohnens so gut wie gar nicht. Bei aller Volksthümlichkeit bildet der hohe Adel eine Welt für sich. Ein Herzog oder Markgraf gehört auf der Straße, im Theater, auf dem Stierplatz zum großen Haufen; er spricht den ersten besten Handwerker um Feuer für seine Cigarre an; er redet mit dem Bauer so höflich wie mit einem Weltmanne; er sagt seinem Bedienten nie ein hartes Wort und nennt selbst den Bettler Euer Gnaden. Nichtsdestoweniger ist sein Lebenskreis durch eine unsichtbare Schranke von allen niedrigeren Kreisen seiner Mitbürger getrennt. Die spanische Grandeza hat nämlich die Vorrechte, die ihnen die alte Hofetikette eingeräumt, durch den Revolutionssturm hindurch gerettet. Jeder Große ist Vetter des Königs, er darf sich in Gegenwart des Königs bedecken, es gebührt ihm ein besonderer militairischer Gruß der Hellebardierwache im Schlosse. Außerdem haben einzelne Familien manche zum Theil sehr seltsame Vorrechte. Der Markgraf von Rivadeo rettete dem König Jayme II. von Aragonien einst das Leben oder doch die Freiheit dadurch, daß er in einem gefährlichen Augenblicke die Kleider mit ihm wechselte und sich selbst statt seines Lehnsherrn in die Gewalt des Feindes gab. Dafür erhielt er und seine Erbfolger das Recht, am Dreikönigstage an der Tafel des Königs zu speisen und den Anzug zu verlangen, den der König gerade trägt. Dies Recht wurde Jahrhunderte lang gewissenhaft ausgeübt, und der Markgraf von Rivadeo kam dadurch in den Besitz der merkwürdigsten Kleidersammlung, die es vielleicht auf der ganzen Erde gab. In Widerspruch mit der Steifheit und Förmlichkeit der Grandeza steht, daß sämmtliche Glieder derselben ohne Unterschied des Alters und Geschlechtes sich untereinander „Du“ nennen. Uebrigens redet auch der König und die Königin einen jeden Spanier mit Du an.

Ein Ausflug über Aranjuez nach Toledo! — So lautete meine Reiseroute. Das königliche Schloß von Aranjuez, von Juan de Herrera erbaut und von Philipp II. zur stehenden Frühlingsresidenz erhoben, ist ein regelmäßiges, nicht eben sehr

großes Gebäude in dem einfach edlen Stile jener Zeit. Die innere Ausstattung ist im Ganzen bescheiden zu nennen. Einige der Gemächer haben z. B. nur Strohstühle und statt der Fußteppiche dienen überall wegen des warmen Himmels Strohdecken. Eine glänzende Wirkung macht das Porzellanzimmer. Die Wände und Decken dieses Saales bestehen aus Porzellanplatten, aus denen menschliche Gruppen, Thiere, Blumen und allerlei Schnörkelwerk in halber Rundung hervortreten; der Kronleuchter ist ein Porzellanknäuel, in dem sich phantastische Gestalten in hundertfacher Umarmung verschlingen. Am besuchtesten ist die königliche Betkapelle, deren Altar eine herrliche Himmelfahrt von Titian ziert; ihr Gewölbe ist vom Italiener Giordano († 1704) mit Fresken bemalt. — Nachdem ich das Schloß besehen, trat ich in den daran stoßenden Inselgarten. Der Schloßvogt, der mich auf einen Erlaubnißschein des Intendanten bis gegen Mittag überall umher geführt, verließ mich an der Brücke, die nach einer durch zwei Arme des Tajo gebildeten Insel geht, bemerkend, daß, wenn ich den Garten verlassen wolle, ich mich blos an den Wächter des an dem Antononiusplatz befindlichen Thores wenden dürfe. Ich hielt mich nun etwas lange in dem Park auf, dessen riesige Baumvegetation, zumal der am Tajo entlang laufenden Platanen-Alleen, an die Wunder der tropischen Pflanzen erinnert. Als ich endlich an das Thor kam, war der Wächter nicht wach und kein menschliches Wesen zu sehen von wegen der Siesta oder Mittagsruhe. Das Gitter war freilich blos angelehnt; allein zwei langgekettete englische Doggen, die mir knurrend ihre Zähne entgegenfletschten, beherrschten den Eingang so, daß keine Katze hindurch konnte. Ich kehrte nach dem Schlosse zurück und klingelte; doch umsonst: Todtenstille rings umher; kein Blatt rührte sich an den Bäumen, kein Vogel, kein Insect unterbrach das Schweigen; die ganze Natur schien zu schlummern, und die Strahlen der Sonne brannten furchtbar von dem wolkenlosen Himmel nieder. Ich ergab mich in mein Schicksal, flüchtete mich wieder in den Park und auf einer Marmorbank hielt ich im Schatten eines breitästigen Lorbeers ebenfalls Siesta. Da schlägt durch die Stille fernher ein Rauschen an mein Ohr. Ich schreite näher und entdecke einen Wasserfall. Spiegelglatt kommt der

Tajo aus dicklaubiger Baumgruppe dahergezogen. Eine zierliche Drahtbrücke mit großen Standbildern auf ihren vier Endpfeilern wölbt sich über seinem langsam majestätischen Schritt wie ein Triumphbogen, und kaum hat er dieselbe hinter sich, so stürzt er mit einer raschen Wendung zur Rechten brausend über ein etwa zwanzig Fuß hohes Wehr hinab. Das üppige Grün der Baumlauben auf beiden Ufern, ein freundliches Müllerhaus jenseit des Flusses, und im Hintergrunde die dürre Hügelkette, welche die ganze Scene überragt, das Alles macht diese Stelle des Inselgartens zu einem sehr reizenden Punkte. Mittlerweile schlug es zwei Uhr auf dem Schloßthurm, und noch keine Erlösung. Da entschloß ich mich rasch, erspähte eine Pforte, wo eine Brücke über den tiefen, das Schloß umringenden Wallgraben führte, und kletterte über die spitzen Eisenstaketen hinüber. Kaum hatte ich den Boden berührt, als ein Trompetenschall sich hören ließ und eine Escadron Lanciers über die Drahtbrücke nach Aranjuez hineinritt. Wären diese eine Minute eher gekommen, so hätte mir leicht Unangenehmes widerfahren können. — Der schönste Theil der gesammten weit ausgedehnten Parkanlagen von Aranjuez ist der mehrere Stunden im Umfang haltende „Fürstengarten" (Jardin del Principe), der auf der einen Seite von dem sich hundertfach krümmenden Tajo begrenzt wird. Die Ueppigkeit des Baumwuchses und die Schönheit der Gruppen übertrifft bei weitem den gepriesenen Park von Versailles. Die Cypressen scheinen hier wirklich in den Himmel wachsen zu wollen. Zwischen den breiten Hauptgängen erstreckt sich dunkles Walddickicht, hie und da von einem geheimnißvollen Pfade durchschnitten. In den wildesten Partien wird das Strauchwerk von der Farbenpracht der Blüthen durchleuchtet und bunt schillert es auf den Beeten von den edelsten Blumen, deren Königin, die Rose, hier noch jetzt (7. August) in ihrer vollen Herrlichkeit dasteht. Hie und da bilden zwei Reihen von Obstbäumen ein Dach von Blättern und Früchten, welches die Kuppel eines Tempels der Pomona bilden könnte. Alles dies ist ein Werk des Tajo, dessen Wasser in hundert Gräben und Rinnen frisches gedeihliches Leben in dem Fürstengarten schafft. Am nördlichen Ende desselben, ein Stündchen von der Stadt entfernt, liegt das

kostbarste aller Bauernhäuser, die sogenannte Casa del Labrador. Diese Schöpfung Karls IV. ist eigentlich nur eine großartige italienische Villa. Das Innere aber überrascht durch eine erstaunenswerthe Verschwendung an Marmor, Gold, Edelsteinen und an Kunstwerken aller Art. Die Fußböden bestehen aus Marmormosaik oder feinen Porzellanfliesen, die Wände sind mit Seidenstoffen von unglaublichem Reichthum bedeckt und, eben so wie die Vorhänge der Thüren und Fenster, Meisterstücke der Weberei und Stickerei, die Zimmermannsarbeiten sind von Mahagoniholz, die Schlosserarbeiten versilbert oder vergoldet, und zwar so schwer, daß man zur Vergoldung der Haupttreppe nicht weniger als 600 Unzen verwendet hat. Was soll ich von den Zimmergeräthen sagen! Die geschnitzte Rücklehne eines einzigen Stuhles, wie man deren Hunderte sieht, muß einer geübten Künstlerhand wochenlange Arbeit gekostet haben. Die Spiegeltische, die Kamine, die Ecktische strotzen von den herrlichsten Porzellangefäßen und Erzarbeiten. Ein paar Zimmer enthalten eine Sammlung von Bildhauerwerken, unter denen sich Alterthümer befinden, auf die jedes Museum stolz sein könnte. Das kostbarste Stück dieses Juwelenkastens ist ein kleines Zimmer, kaum fünf bis sechs Schritt lang. Ich muß darauf verzichten, dem Leser einen Begriff von der Pracht und dem Reichthum dieses Gemaches beizubringen. Die Masse der edlen Metalle, die man hier als Schmuckwerk aller Art in den vollendetsten Kunstformen angebracht hat, nebst anderen Verzierungen, sollen 14 Millionen Realen (etwa 1 Million Thaler) gekostet haben. Die Umgebungen des Schlosses sind ganz ländlich: grüne Wiesen mit einigen Blumenboskets, durchschnitten von breiten Sandgängen, in weitem Umkreis umringt von Baumgruppen. — Kaum eine halbe Stunde südlich von Aranjuez liegt der „Berg Parnaß“, ein bebuschter Hügel mit einem jetzt verfallenen Pavillon. Von hier aus übersieht man die Stadt und eine ziemlich lange Strecke von dem Lauf des Tajo, erkennbar aus den Windungen des grünen Gürtels, den er auf Schritt und Tritt mit sich führt. Der Fluß selbst wird in seiner dichten Baumeinfassung nirgends sichtbar. Die Baumzone, kaum eine halbe Stunde breit, erfüllt indeß nur etwa ein Viertel des Tajothales. Die doppelte Hügelkette, welche

die Ufer des Thales bildet, ist kahl und verbrannt und ihr düsteres Braun sticht grell ab gegen die smaragdene Bekleidung des Thales. Die Parkanlagen erstrecken sich stromaufwärts und stromabwärts meilenweit, und auch da, wo sie nur eine einzige Allee ausmachen, sind sie ein reicher Schmuck der Gegend. Denn die Vegetation von Aranjuez sucht in Europa an brausender Kraft und saftiger Frische ihres Gleichen. Die Blätter der Platanen werden tellergroß, die Zweige der Ulmen und andere Bäume drohen unter der Last ihres Laubes zu brechen; manche einzelne Weide am Ufer des Tajo würde für sich allein ein Landschaftsbild ausfüllen. Auch muß die mittlere Wärme in Aranjuez weit stärker sein als in Madrid; denn ich sehe, daß hier der Granatbaum herrlich gedeiht, der in Madrid wohl nicht den ersten Winter überstehen würde. Ein Theil der schweren Blüthen hängt hier noch in voller Frische an den Zweigen, die gleichzeitig mit eigroßen Früchten belastet sind, während die Granaten in Andalusien bereits mit der ersten Hälfte des Juni fast ausgeblüht hatten. Die Spanier pflanzen die Granaten gewöhnlich zum Gartenzaun an den Weg oder auf den Rand der Gräben, welche die Felder einfassen. — Wenn der Plan zur Ausführung käme, den Tajo von Aranjuez an für Dampfboote schiffbar zu machen, so wäre die Fahrt auf diesem Flusse zwischen der doppelten Reihe der grünen Hecken, die an vielen Stellen aus seinem Spiegel herauszuwachsen scheinen, gewiß eine höchst anmuthige Partie. Indeß wird es mit der Dampfschifffahrt auf dem Tajo wohl noch ein Weilchen dauern, eben so wie mit der Eisenbahn über Aranjuez nach Andalusien, welche gegenwärtig hier von englischen Ingenieurs vermessen wird *).

Der Weg von Aranjuez nach dem fünf Meilen weit entfernten Toledo ist während der ersten Stunden eine breite gerade Straße zwischen zwei Reihen herrlicher Bäume, neben denen ein doppelter Saum niederigeren Gehölzes herläuft, das nur hie und da eine Durchsicht nach der Seite hin gestattet. Kleine

*) Den neuesten Zeitungsnachrichten zufolge hat man den Bau dieser Eisenbahn bereits mit großem Eifer in Angriff genommen, aber wegen der vielen Unebenheiten des Bodens ungemein viel Schwierigkeiten zu überwinden.

Gräben leiten das lebenbringende Wasser des Tajo am Fuße der Bäume vorüber und helfen die Luft der staubigen Straße kühlen. Da, wo die Bäume aufhören, tritt traurig dürre Wüste ein. Die Straße wird mit jedem Schritte unwegsamer und verengt sich zuletzt so sehr, daß zwei Wagen sich an manchen Stellen kaum würden ausweichen können. Man hat indeß eine solche Begegnung nicht zu fürchten; denn die ganze Landschaft ist wie ausgestorben. Erst auf halbem Wege stößt man auf einsames Haus, und dies ist in der Nähe besehen nur eine Ruine. Früher stand hier ein ansehnliches Gebäude, welches außer den Wohnungen für mehrere königliche Jagdaufseher eine Kapelle und einen Gasthof enthielt. Das alles haben die Karlisten niedergebrannt. In einem Winkel der Ruine hat sich ein armseliger Schenkwirth eingenistet und für die Jäger der Königin ist eine niedrige Baracke eingerichtet, an deren vier Ecken Backsteinthürme mit Schießscharten gepflanzt wurden. Das ist keine vereinzelte Erscheinung, sondern die hundertste Wiederholung eines Schauspiels, dem ich in allen Provinzen begegnet bin. Ueberall sieht man, wie in Folge der Bürgerkriege der häusliche Herd zerfiel und aus seinem Schutte Festungsmauern gebaut wurden. In einer kleinen Stadt fand ich sogar die Kirche in eine Citadelle verwandelt, während Dutzende von Häusern längs der Straße den Einsturz drohten. Gebe der Himmel Spanien endlich dauernde Ruhe! — Zwischen Aranjuez und Toledo ist weit und breit die Krone Eigenthümerin alles Grund und Bodens, und sie benutzt dies unermeßliche Gebiet nur zur Jagd und Viehweide. Die Jagd beschränkt sich auf Kaninchen und Rebhühner; die Weide ist hauptsächlich für die Pferde, Esel und Maulthiere des königlichen Gestüts in Aranjuez bestimmt. Ohne Zweifel war diese öde Gegend früher Ackergebiet und könnte immer noch in Getreideland umgeschaffen werden. In der Nähe von Toledo, wo das Krongebiet aufhört, sah ich einige Strecken mit dicht stehendem Weizen angebaut.

Aus der Ferne gesehen macht Toledo keinen bedeutenden Eindruck. Der Alcazar oder das alte maurische Schloß ist nach Osten hin das einzige stark hervortretende Gebäude der Stadt, die er durch seine breite schwere Masse zu erdrücken scheint.

Aber je näher man kommt, desto eigenthümlicher und großartiger wird der Anblick. Die Stadt liegt auf einem freistehenden, steil gewölbten Felsen, und ihre altersgrauen Häuser scheinen nicht neben, sondern über einander gebaut zu sein. Aus der verworrenen Masse der Wohngebäude ragen an unzähligen Stellen mächtige Trümmer einer glanzvollen Vergangenheit hervor, Ueberreste von starken Festungsmauern und stolzen Schlössern, stattliche arabische Thürme neben eben so gewaltigen, aber weniger zierlichen Thürmen der frühen christlichen Jahrhunderte. In das volle Mittelalter glaubt man einzutreten, wenn man nach langem Ansteigen endlich über die von Fels zu Fels gesprengte Brücke von Alcantara, unter welcher der Tajo schäumend durch Klippen braus't, in das gleichnamige massive Thor fährt. Ueberall hängen malerische Ruinen an dem Felsberge, an dem sich die engen, fortwährend steil ansteigenden Gassen hinaufwinden bis zu dem Hauptplatze, welcher die Plattform des Felsens von Toledo bildet, nur überragt von dem höhern Gipfel, den der Alcazar krönt. Man macht keinen Schritt in den Straßen der Stadt, ohne durch die Form eines Hauses, durch ein Bruchstück eines alten Mauerwerks, durch eine Säule oder ein anderes Bildhauerwerk, durch ein inneres Thor oder einen Thurm, an welchen sich Wohnhäuser anlehnen, daran erinnert zu werden, daß man den Boden einer großen Geschichte unter seinen Füßen hat. — Um die höchst merkwürdige örtliche Lage Toledos im Einzelnen kennen zu lernen, unternahm ich mit Sonnenaufgang von der Alcantara-Brücke aus am Tajo entlang eine Wanderung rings um die Stadt. Diese Aufgabe ist nicht ganz leicht, da nur Fußpfade nach bestimmten Stellen des Flusses oder an Felsabhängen hinunter führen. So muß man sich oft bergauf bergab über Klüfte und Klippen den Weg selbst bahnen. Nach anderthalbstündigem Klettern erreichte ich schweißgebadet die Brücke San Martin, wo der Tajo, der die Stadt von Osten her in einem engen öden Felsenthal wenigstens auf drei Viertheilen ihres ganzen Umfangs umkreis't, sich nordwestlich von der Stadt abschwenkt und nun wieder an lachenden Ufern vorüberzieht. Der Felsen von Toledo erhebt sich 5 bis 600 Fuß über den Spiegel des Flusses und fällt mit nackten Wänden steil nach

dem Ufer desselben ab; von den Höhen des entgegengesetzten Ufers wird er noch ein wenig überragt. Auf den höchsten Felszacken dieser linken Seite hängt hie und da eine altersgraue Kapelle oder eine verfallene Einsiedelei. Die rechte Seite zeigt altergraues moosbedecktes Gemäuer und halb verfallene Festungsthürme, zwischen denen hie und da auch ein Neubau sichtbar wird. Die Uferwände sind überall scharf abgeschnitten, und nur an einer einzigen Stelle bemerkte ich am Rande des Tajo einen kleinen Rasenplatz mit einer Gruppe üppig grüner Bäume, welche ein Fischerhäuschen beschatteten. Als natürliches Bollwerk, das nur durch Hunger und Durst (denn man hat nur ein paar dürftige Quellen) bezwungen werden konnte, mußte Toledo, bei den Römern Toletum, schon in der alten Kriegsgeschichte eine wichtige Rolle spielen. Es wurde Residenz der gothischen Könige und vertheidigte sich sehr tapfer gegen die Araber, welche sich des Platzes erst zwei Jahre nach der Schlacht bei Jerez de la Frontera mit Hülfe der zahlreichen schwer gedrückten jüdischen Bevölkerung bemeistern konnten. Um die häufig rebellirende Stadt im Zaum zu halten, erbaute der Kalif Hakem, der Enkel Abderrhamans, die Burg und im Anfange des eilften Jahrhunderts wurde hier der Sitz der Kalifen aufgeschlagen. Funfzig Jahre später veranstaltete Alphons VI. einen förmlichen Kreuzzug, an welchem Ritter und Reisige aus allen Ländern der Christenheit Theil nahmen, und eroberte dies stärkste Bollwerk Castiliens, welches sich von nun an 150 Jahre lang gegen alle Angriffe der Saracenen behauptete, bis diese durch den großen Sieg bei Las Navas über die Sierra Morena hinausgeworfen wurden. Toledo sank mit dem Steigen von Madrid. Im 14. Jahrhundert zählte es 200,000 Bewohner, unter denen sich allein 55,000 Strumpf- und Tuchweber befanden; jetzt hört man von 15,000 Seelen, und heutiges Tags würde man vielleicht vergebens nach einem einzigen Weber suchen. Die „guten Klingen von Toledo“ werden noch gegenwärtig in einer königlichen Fabrik zum Gebrauch des Heeres verfertigt. Unter dem allgemeinen Verfall hat nur die Kirche den äußeren Glanz hier bewahrt, wo der vornehmste Erzbischof des Reichs, der sich Primas von Spanien nennt, seinen Sitz hat.

Die Kathedrale des vormals reichsten Prälaten der Christenheit hat sich so gut erhalten, daß an ihr kaum eine Spur von den schweren Zeitenstürmen des laufenden Jahrhunderts wahrzunehmen ist. Das Aeußere verschwindet in einer Masse rings umher angebrachter kirchlicher und bürgerlicher Neubauten. Im Innern findet man bei aller räumlicher Ausdehnung keinen eigentlich großartigen und erhebenden Charakter. Die fünf Schiffe haben über 400 Fuß Länge und 200 Fuß Breite; aber die Gewölbe scheinen zu breit gedrückt, und die ursprüngliche Kirche ist nach und nach durch eine Menge von Nebengebäuden erweitert, die als Begräbnißkapellen, Sakristeien oder auch als Versammlungssäle des Kapitols den inneren Raum beinah verdoppeln. Endlich ist dieser ganze ungeheure Bau mit Kunstwerken des Mittelalters nicht angefüllt, sondern überfüllt. Die zahllose Menge von Kostbarkeiten jeder Art ist das, was die Kathedrale von Toledo vor allen ihren Schwestern in Spanien, Frankreich und Deutschland voraus hat. Das einfache Verzeichniß dieser Sehenswürdigkeiten würde Bände füllen. Zahllos sind zumal die Bildhauerwerke in und an der Kathedrale; nur hat man leider viele dieser zierlichen Figuren und Gruppen, welche die Hauptthüren und Wände bedecken, übertüncht. An vielen der in weißen Marmor gearbeiteten erhabeneren Figuren (Reliefs) sind die Säume der Gewänder vergoldet; an manchen sind überdies hie und da Farben aufgetragen, und ich muß gestehen, daß diese Behandlung des Steins, geschmackvoll ausgeführt, eine sehr gute Wirkung macht. Jetzt begreife ich, daß es die Ausübung einer selbstständigen, aber gewiß schweren Kunst war, wenn die Alten ihre Bildsäulen vergoldeten und bemalten. Unter den vielen alten Gemälden bemerke ich die Altarblätter in drei neben einander liegenden Kapellen, je in acht oder zehn Abtheilungen auf Holz und Goldgrund gemalt. An den Thüren ist ein unglaublicher Reichthum von Bildwerken in Holz und Erz angebracht, die durchweg zu den ausgezeichnetsten Vermächtnissen dieser Art aus früheren Jahrhunderten gehören. Daneben sieht man allerlei Centauren, Sphinxe, Liebesgötter und wunderliche Phantasiegeschöpfe eingefaßt von Laubgewinden und Arabesken, um den Gegensatz des Weltlichen hervorzuheben. Die Marmor-

mosaiken des Fußbodens, die unvergleichlichen Fenstermalereien, die Fresken der Gewölbe, die arabischen Stuckarbeiten, welche hie und da in die Wände eingefügt sind, dies Alles kann ich nur beiläufig erwähnen und viele andere Merkwürdigkeiten muß ich ganz ungenannt sein lassen, da mich mein Gedächtniß im Stiche läßt. Von dem Hochaltar will ich nur sagen, daß er von innen und außen nichts ist als ein ungeheurer Schrein voll Kunstjuwelen, und seine bauliche Einfassung ist mit einem Netze von Vergoldungen überzogen, das sich an den vielverschlungenen Rippen des Gewölbes über die ganze Decke hinwegrankt. Das kostbarste Stück des weltberühmten Kirchenschatzes ist, künstlerisch genommen, eine Monstranz in Form eines gothischen Thurmes, von vier Engeln getragen, wohl zehn Fuß hoch. Vater, Sohn und Enkel einer Goldschmiedsfamilie haben ihr ganzes Leben auf dem Bau dieses aus massivem Gold und Silber zusammengesetzten Thurmes zugebracht. Daneben nenne ich noch einen Schmuck der Jungfrau Maria. Der Mantel und die Brustbekleidung sind eine Stickerei von Perlen und Edelsteinen, unter welcher der seidene Stoff buchstäblich verschwindet. Aber der Mantel wird noch von dem Juwelenwerthe der Krone und der Armbänder übertroffen, deren Steine zum Theil so schwer sind, daß man leicht an ihrer Aechtheit zweifeln möchte. Den Apfel der Krone z. B. bildet ein Smaragd von der Größe einer wälschen Nuß. Die Bibliothek der Kathedrale ist besonders reich an seltenen Handschriften, deren sie etwa 7000 besitzt; doch werden diese, ungeachtet der hier befindlichen Universität, wohl ein vergrabenes Pfund sein. — Der erzbischöfliche Stuhl von Toledo, der früher 400,000 Piaster Einkünfte hatte, ist seit neun Jahren ledig, seine ehemaligen vierzig Klöster sind bis auf zwei oder drei aufgehoben und von seinen sechs und zwanzig Pfarrkirchen ist ein großer Theil geschlossen. Gleichwohl ist Toledo noch immer die feste Burg der hier außerordentlich zahlreichen Geistlichkeit und auch die Bevölkerung eine der kirchlich frömmsten im ganzen Lande. Das Kapitel war damals bis auf zwölf Mitglieder zusammengeschmolzen. Nichtsdestoweniger sah ich selbst an Wochentagen die Sperrsitze des Chors größtentheils ausgefüllt, wenn nicht von Geistlichen, so doch von Männern in geistlichem Rocke,

die Mütze mit den vier Zinken auf dem Kopf. Denn man muß sich hier hüten, von der Tracht sogleich auf den Geistlichen zu schließen. So sah ich einen bejahrten Mann im scharlachfarbenen Mantel, der mit karminrothem Sammet ausgeschlagen war, in der Kathedrale auf und nieder wandeln. Ich glaubte einen hohen Würdenträger der Kirche vor mir zu sehen, zumal der Mann ein rothes Sammetbarett in der Hand trug. Auf nähere Erkundigung erfuhr ich jedoch, daß dies Niemand anders sei, als der Hundevogt der Kirche, und wirklich sah ich den Rothmäntler bald nachher auf einen vierbeinigen Eindringling Jagd machen. — Neben der Kathedrale verdient noch vor unzähligen Bauwerken der Art Erwähnung die Kirche San Juan de los Reyes, ein zierliches und namentlich an Bildhauerarbeiten reiches Denkmal gothischer Kunst aus der Zeit Ferdinand's und Isabella's. Merkwürdig sind hier auch die an der äußeren Kirchenmauer aufgehangenen Kettenkränze, eroberte Christenfesseln aus muselmännischer Schmiede. Ihre Schwere erweckt Grauen und Entsetzen. Die Fußschellen bestehen aus zwei Ringen von dem Durchmesser eines Vierundzwanzigkreuzerstücks, die durch zwei schuhlange Glieder von derselben Stärke verbunden sind.

Auf dem höchsten Gipfel des Felsens von Toledo liegt, wie bereits bemerkt, der Alcazar. Der alte maurische Bau war seit langer Zeit zerstört, als Karl III. († 1788) ihn wieder herstellte und mit verschwenderischer Pracht ausstattete. Aber im Kampf mit den Franzosen ging Alles in Flammen auf, und man sieht jetzt nur eine prächtige Ruine. Die an zwei mächtige Thürme gelehnte, der Stadt zugekehrte Hauptfront hat sich bei der ungeheuren Stärke ihrer Granitmauern ziemlich gut erhalten und ist von überraschender Wirkung. Das schönste Stück ist jedoch der große Hof, mit vortrefflich gearbeiteten korinthischen Säulen eingefaßt, die noch alle aufrecht stehen. Ein kleiner Theil des Erdgeschosses dient gegenwärtig zu einem Kavalleriestalle; vormals gab es unter der Erde hier Ställe für 3 bis 4000 Pferde. — Unter den Araberbauten der Stadt befinden sich viele Thore und Thürme, welche die äußerste Zierlichkeit der Formen mit einer Festigkeit vereinigen, welche selbst römischen

Werkleuten Ehre machen würde. So namentlich das nach Madrid führende Sonnenthor (Puerta del Sol). Auf römische Eingangsthore, Thürpfeiler und Säulen trifft man bei den gewöhnlichsten Wohnhäusern.

Die meisten Häuser haben nach andalusischer Sitte einen inneren Hof, der mit Säulen umgeben, mit Blumenpartien geschmückt und zuweilen durch ein dichtes Dach von Weinlaub gegen den Sonnenstrahl geschützt ist. Denn im Sommer herrscht auf diesem Granitfelsen eine afrikanische Hitze. Darnach folgt im Winter eine außerordentliche heftige Kälte, welche den Tajo zuweilen mit Eis überbrückt und die um so empfindlicher ist, als es im weiten Umkreis weder Holz noch Kohlen, noch anderen Brennstoff genug giebt, um wenigsten den Brasero oder das Feuerbecken zu unterhalten, das in Spanien die Stelle des Ofens oder Kamins vertreten muß. Die Straßen sind durchweg eng und abschüssig; daher findet man hier weder Fuhr- noch Reitwerk, die vielen Esel ausgenommen, welche das Wasser vom Tajo in der Stadt herumtragen. Am Abend dient die Gasse der Jugend als Ballsaal. In der Hausthür sitzen die Alten, auf einer steinernen Bank daneben ein paar Burschen mit der Guitarre, und mitten im Wege tanzen die durch auffallend viel hübsche Gesichter hervorstechenden Mädchen den Fandango. Der allgemeine Versammlungsort ist des Abends der mit Akazien bepflanzte und mit steinernen Bänken eingefaßte Marktplatz. — Von dem hohen und schönen Hauptthurm der Kathedrale überschaut man die Ebene von Toledo, die wohl eine halbe Stunde lang und breit ist. Nur in der unmittelbarsten Nähe des Tajo hat man sie angebaut und erzielt herrliche Ernten von Gartenfrüchten, werthvoller als das Gold, welches der Flußsand mit sich führt. Aber man verwendet so wenig Mühe auf eine ausgedehntere Bewässerung der Ebene, als auf die früher bestandenen Goldwäschereien. Dagegen zeigt man in der Ebene noch ein weitläuftiges wohl erhaltenes Quemadero: die Brandstätte, wo Tausende von Juden und Muhamedanern als Opfer der Inquisition den Flammentod des Scheiterhaufens erleiden mußten. Dem Alcazar gegenüber liegt jenseit des Tajo auf einem Felsen ein kleines Schloß, Castillo de San Cervando, der gewöhnliche

Spaziergang der Toledaner, und bei der Vorstadt bemerkt man die Ueberreste eines römischen Amphitheaters.

Von dem Hauptsitze der Geistlichkeit wenden wir uns noch einmal zurück nach dem Sitze des Hofes. Der Einfluß des Hofes tritt überall bei den Bewohnern Madrids hervor. Da ist Alles verfeinert und den Forderungen moderner Civilisation angepaßt, zumal bei den Frauen. Diese machen einen unerhörten Aufwand. Die Frau des Handwerkers geht in Sammet und Seide, um als Señora zu erscheinen; die Gattin des Beamten wetteifert mit den Damen der Grandeza: alle bestreben sich, mehr zu scheinen als sie sind, verachten die Nationalsitten und kleiden sich nach den neuesten Moden von Paris und London; kaum kann die graziöse Mantilla sich noch neben dem französischen Hut behaupten. Man schreibt den Madridern viele natürliche Anlagen, Geist und Witz zu, aber man beschuldigt sie zugleich, daß sie mit ihrem Pfund nicht zu wuchern wissen, daß sie die Arbeit scheuen, das Kaffeehaus, den Prado, das Schauspiel, die Tertulia fast einzig zum Gegenstande ihrer Beschäftigungen machen und deshalb ohne alle tiefere Bildung bleiben. Die Arbeitsscheu haben sie freilich mit allen Castilianern gemein, aber, obgleich in der Mitte von Castilien wohnend, sind sie doch weit entfernt davon, Castilianer zu sein, ja sie sprechen nicht einmal die reine castilianische Sprache. Ihr Charakter entbehrt durchaus der eigenthümlich hervorstechenden Züge. Bei den Söhnen Madrids findet man weder den schweigsamen Ernst des Castilianers, noch die trübe Melancholie des Estremano oder Manchego, weder das trotzige zurückhaltende Benehmen des Cataloniers, noch die leidenschaftliche Gluth des Valencianers oder die übersprudelnde Heiterkeit und eitle Prahlsucht des Andalusiers: hier ist vielmehr ein Mischmasch aller dieser Elemente und Verflachung des Ursprünglichen zu höfischer Abgeschliffenheit. Dagegen versteht man es in Madrid trefflich, die Eigenthümlichkeiten der verschiedenen Landesbewohner in der Weise des Spottes und des Tadels auszubeuten, wie denn der Spanier überhaupt von seinen Landsleuten in anderen Provinzen selten etwas Gutes zu reden weiß,

und die gegenseitigen Beschuldigungen von einer Provinz zur andern pflegt man durch eine Menge lustiger Geschichten zu unterstützen. Hat sich ein General in der Schlacht schlecht benommen, so sagt man mit Achselzucken: Er ist ein Andalusier. Denn jede körperliche Anstrengung ist dem genußsüchtigen Andalusier bis in den Tod verhaßt, und er ist ihrer selbst unfähig. Daher taugt er sehr wenig zum Kriegsdienst, und im letzten Bürgerkriege mußte man gewöhnlich die Hälfte der Soldaten aus jener Provinz auf Troßpferde und Wagen packen. Ein Augenzeuge versicherte mich, daß er deren einst fünf auf einem einzigen Maulthiere gesehen. — Den Aragonesen gesteht man wohl Ausdauer und Tapferkeit zu; aber zeigt sich Jemand grob, undienstfertig und unverschämt, so darf man sich nicht darüber wundern, denn er ist ja ein Aragonese. Man erzählt folgende charakteristische Anekdote. Ein großer Eigenthümer auf der Grenze der Rioja hatte vor ein paar Jahren so viel Wein geerntet, daß er, um Raum für die nächste Lese zu gewinnen, unter Trommelschlag in dem Städtchen ausrufen ließ, wer Lust habe, könne sich umsonst Wein bei ihm holen. Auf diese Einladung stellte sich am ersten Tage eine Menge von Leuten mit Krügen und Flaschen ein; am zweiten Tage erschien Niemand. Der Herr beauftragte nun seinen Haushofmeister, die Leute wissen zu lassen, daß noch immer Wein bei ihm zu haben sei. Der Haushofmeister begab sich zu dem Ende persönlich auf den Marktplatz. Der dort versammelte Haufe hörte eine Zeit lang schweigend zu, bis zuletzt Einer hervortrat und im Namen seiner Mitbürger erklärte: „Wenn der Herr Markgraf will, daß wir ihm Wein abholen, so soll er uns auch Käse dazu geben; wo nicht, so rühren wir keine Hand und keinen Fuß mehr.“ — Die Catalonier sind bei weitem geschliffener und gewandter, dabei äußerst thätig, aber auch ungefüge gegen Gesetz und Ordnung und im Jähzorn stets zum Messer bereit. Im Kriege fehlt es ihnen bei aller Tapferkeit an Mannszucht. Dagegen leisten sie als Streifcorps (Guerilleros) die trefflichsten Dienste, zumal kraft ihrer unglaublichen Schnellfüßigkeit und Ausdauer. Während der letzten Revolution machten 500 Freiwillige den Weg von Catalonien nach Madrid in fünf Tagen. Die baumlangen wild-

aussehenden Leute, ihre rothe Beutelmütze auf dem Kopf, die bunte Manteldecke auf der Schulter, das Gewehr im Arm und das lange Messer im scharlachfarbenen Gürtel, setzten bei ihrem Einmarsch Madrid in Angst und Schrecken, und nicht ohne Grund, denn als die Catalonier auf dem Sonnenthor-Platz Halt machten, hatten sie auf ihrem Wege durch die Stadt schon zwei Menschen getödtet. — Der Castilianer gilt für prahlerisch und zeichnet sich durch eine besondere Vorliebe zum Nichtsthun aus, nicht etwa um sich, wie der Andalusier, in Muße zu belustigen, sondern um sich eben des Müßiggangs zu erfreuen. Der castilianische Lazzarone der Provinzialstädte rührt keine Hand zum Arbeiten, wenn ihn nicht das unmittelbarste Bedürfniß treibt. Einer meiner Bekannten geht unlängst mit einem Packet über den Markt von Burgos, wo eine ganze Schaar jener Braunmäntler auf dem Pflaster in der Sonne liegt, unbeweglich wie die Krokodile auf dem Sandufer des Senegal. Er fragt einen dieser Leute, ob er für Geld sein Packet nach dem Gasthof tragen wolle. Der lang hingestreckte Castilianer giebt sich anfangs gar nicht die Mühe zu antworten, und auf die wiederholte Frage versetzt er, indem er sich auf die andere Seite herumdreht: „Ich habe schon einen Real verdient" (tanga ya mio realito). Damit ist für das Bedürfniß des Tages gesorgt, und morgen mag für sich selbst sorgen. — Das Gegenstück davon ist der Galizier (Gallego). Ein unermüdlicher Arbeiter, wandert er jung aus seiner armen Provinz in die Fremde, nach Madrid, nach Lissabon, um hier als Lastträger, Auflader, Hafenarbeiter ein kleines Kapital zusammenzubringen, mit dem er in seine Heimath zurückkehrt. Denn wie alle Völker, bei denen der Dudelsack Nationalinstrument, haben die Galizier einen unvertilgbaren Zug nach der Heimath, und da sie oft am Heimweh leiden, ja selbst daran sterben, so taugen sie auch bei aller Tapferkeit nicht zu Soldaten. Ihr Geiz ist zum Sprichwort geworden; doch sind sie grundehrlich, dabei wenig geschliffen, ungeschickt und beschränkten Verstandes. Der Tölpel des spanischen Lustspiels, der gehänselt wird und Prügel bekommt, war früher eine stehende Person unter dem Namen el Gallego. — Damit verwandt ist der Asturianer, nur daß er sich leichter abschleifen und schulen läßt.

Deshalb treten die Asturianer in der Fremde vorzugweise als Bediente in wohlhabende Häuser ein, wo sie sich durch Anhänglichkeit und Treue oft ein unbeschränktes Vertrauen erwerben. — Die Valencianer haben den schlimmsten Ruf unter allen Spaniern, indem sie für treulos, feige, rachsüchtig und blutgierig gelten, doch sind sie arbeitsam, sparsam und äußerst nüchtern in der Lebensart. — Den besten Ruf haben die Bewohner des Baskenlandes als treu, zuverlässig, arbeitsam, ehrbar in Zucht und Sitte, dabei tapfer und freiheitsliebend; doch wirft man ihnen unbeugsamen Starrsinn vor. Daß bei alle dem nach den neuesten amtlichen Berichten die größte Zahl der Verbrechen, namentlich wegen Mordes, Todtschlags und gefährlicher Verwundung, unter dem wohlhabenden und fleißigen Baskenvolk*) vorgekommen, läßt sich nur aus der bodenlosen Verwilderung erklären, die der dort sieben Jahr wüthende Bürgerkrieg zur Folge hatte. Die geringste Zahl der Verbrechen findet sich bei dem armen einfachen Völkchen von Asturien, nächstdem bei den sonst so wilden und aufrührerischen, aber nicht weniger gewerbfleißigen Cataloniern.

Sechstes Kapitel.

Aus dem Thore von San Vincente fuhr ich beim Scheiden von Madrid abermals der Sierra Guadarrama zu. Salamanca war mein nächstes Reiseziel. Ist man über das Gebirg hinweg, so geht die Straße fast durchaus über sandige und dürre Ebenen, die hie und da mit dünnen Kieferwäldchen besetzt sind. Die gebirgigen Theile dieser Gegenden sind der vorzüglichste Sommeraufenthalt der spanischen Wanderschafe oder **Merinos** (eig. Wanderer). Die in Verfall gerathene Zucht derselben hat sich neuerlich wieder gehoben. Sie werden in Heerden nach ihren Eigenthümern eingetheilt, welche eine mit besonderen Vorrechten ausgestattete Gesellschaft (Mesta) bilden. Eine Heerde ist selten

*) Man vergleiche über die Basken den V. Band unserer Reisen S. 363 f.

unter 10,000, oft gegen 40,000 stark, die wieder in Trupps von tausend bis zweitausend Schafen zerfallen. Ein Oberhirt (Mayoral) führt die Aufsicht und Rechnung über das Ganze; unter ihm stehen einige Schafmeister und Hirten. Die Gebirge zwischen Alt- und Neu-Castilien sind die höchste, die von Molina, im Westen Aragoniens, die niedrigste Sommerweide; die erstere hat aber den Vorzug der gewürzreichsten Kräuter. Im Herbst ziehen die Heerden nach den südlichen Ebenen der Mancha, Andalusien's und namentlich Estremadura's. Auf diesem Zuge muß ihnen eine breite Straße frei gelassen werden, sie dürfen frei auf allen Triften weiden und die Winterweide muß ihnen um einen festgesetzten geringen Preis überlassen werden. An ihrem Standort werden Hürden und für die Schäfer Laubhütten gemacht. Zur Errichtung derselben, so wie zur nöthigen Feuerung dürfen die Schäfer von jedem Baum einen Zweig abhauen. Die Ufer des Tajo und Guadiana sind dann dicht mit Schafen bedeckt, und das Land umher gleicht einem ungeheuren Anger, auf dem blos einige Giftpflanzen stehen bleiben. Man schätzt die Zahl der Wanderschafe in Spanien auf acht Millionen (in Portugal, wo sie in den Ebenen von Estremadura und Alemtejo überwintern, auf viertehalb Millionen). Die edle Raçe wurde durch Widder erzeugt, welche Peter IV. von Aragonien im 14. Jahrhundert, später Kardinal Jimenez, aus Afrika kommen ließ. Die Heerden waren anfangs Krongut und wurden nachher bei Zerrüttung der Finanzen an Adelige und Klöster verkauft. Man glaubte früher, daß nur die wandernden Schafe eine feinere Wolle lieferten; allein die Erfahrung hat das Gegentheil gelehrt, und man erzielt jetzt in Deutschland die beste Wolle, die nur der von Tibet und Kaschmir nachsteht. Stärker noch als die Schafzucht wird auf der ganzen Halbinsel die Zucht der Ziegen betrieben, die dem gemeinen Mann, Fleisch, Milch und Käse geben. Die Rindviehzucht wird dagegen sehr vernachlässigt und ist in manchen Gegenden fast unbekannt. — Am anderen Tage, als wir den Gipfel einer kleinen Anhöhe erreichten, gewahrten wir eine gewaltige Kuppel, goldglühend im feurigen Sonnenstrahl. Sie gehörte der Kathedrale von Salamanca, und wir schmeichelten uns mit der Hoffnung, bald dort zu sein.

Wir hatten indeß noch vier Stunden Wegs bis zu der Stadt zurückzulegen, deren kolossal emporgethürmte Kirchen und Klöster schon in bedeutender Ferne gesehen werden können und daher den Reisenden durch einen Anschein von Nähe täuschen, die noch nicht da ist. Ich machte in dem Eilwagen die Bekanntschaft eines Mannes, bei dem ich mich nach dem besten Gasthof erkundigte. Er empfahl mir den in der Ecke der Plaça mayor gelegenen „Parador del Rincon", wohin mich nach unserer Ankunft ein Knabe geleitete. Fast alle Privathäuser in der Stadt hatten ein unansehnliches Aeußere, und ich wurde daher angenehm überrascht, als man mich in ein großes reinliches Zimmer wies, das trotz seines Fußbodens von Ziegeln mit zwei hübschen Betten, Waschtischchen, Sopha's, Tischen und Stühlen ausgestattet war. Außerdem fand ich zur Bedienung ein allerliebstes kleines Mädchen, Manuela genannt, die Enkelin der Wirthsfrau. Sie nahm es in der Anrichtung des Tisches und in dem Wechsel der Teller bei jedem der sechs bis acht Gerichte mit dem flinkesten Kellner auf. Nachdem die Schwarzäugige mir am folgenden Morgen Chocolade mit geröstetem Brot und köstliches frisches Wasser gebracht, ging ich zur Besichtigung der Stadt aus, welche etwa 14.000 Einwohner zählen mag.

Salamanca täuscht mehr als irgend eine andere Stadt, die ich besucht habe. Unter Trümmerhaufen erheben sich großartige Gebäude, abgedeckte Kirchen, eingerissene Klöster und verlassene Collegien. Die Straßen sind enge, unregelmäßig, hügelig und schmutzig, die Häuser klein und elend. Aber dann ergötzt man sich wieder an der ungeheuren und prächtigen Kathedrale, an dem ehemaligen Jesuiter-Collegium, das in der letzten Zeit von den irländischen Studenten bewohnt wurde, und an der Universität, einst einer der reichsten und wichtigsten Sitze der Wissenschaft in der Welt. Der Constitutionsplatz ist ein vollkommenes Viereck mit Bogenhallen und schön verzierten Häusern umgeben, eben so die schon erwähnte Plaça mayor. Das Ganze wird von Mauern mit mehreren herrlichen Thoren aus der Zeit der Bourbonen und einem schattigen Wandelgang eingefaßt. — Die aus röthlichem Stein erbaute gothische Kathedrale macht im Innern einen durchaus wohlthätigen Eindruck. Mit wahrer Lust wan-

delte ich durch die zu beiden Seiten des Schiffes sich erhebenden Chorgänge, deren hohe Säulen, gebildet aus dünnen zarten Säulchen, wie zusammengefügtes Schilfrohr, dem Gotteshause das Ansehen einer durch Zauberhand in Stein verwandelten riesenhaften Laube geben. Hier sieht man keine Tünche, keine Malerei und Vergoldung eines verderbten modernen Geschmackes, wodurch die züchtige Einfachheit des reinen Steines gestört würde, durch dessen bleichrothe Färbung der ganze Bau ungemein leicht und luftig gemacht wird. In der Sakristei sieht man nur eine Vergoldung an den Rahmen von vier ungeheuren Spiegeln, die dazu dienen, daß die Priester ihre Gewänder in der geziemenden Anmuth und Zierlichkeit anlegen. Die alte gothische Kathedrale, die neben der neuen wie ein Zwerg neben einem Riesen steht, zeichnet sich noch mehr durch einfache Würde der Bauart aus. — Die akademischen Anstalten lassen durch ihre großartige Einrichtung ahnen, was sie zur Zeit ihrer Blüthe im 16. Jahrhundert waren, wo hier oft allein 8000 Spanier und 6 bis 7000 Ausländer studirten, während man gegenwärtig kaum 600 Studenten zählt. Die Kleidung derselben ist durchaus gleich: eine Art Priesterrock mit einem schwarzen Mantel. Die Bibliothek enthält 28,000 Bände. Ich besuchte das irländische Collegium. Es ist nach demselben Plane gebaut, wie fast alle andern: ein großes Viereck, in der Mitte mit einer Arcade auf jeder Seite am Erdgeschoß und mit einer Gallerie um das obere Stockwerk; das Dach wird von Säulen getragen. Die Zimmer sind prunkvoll und üppig nach englischer Art eingerichtet. Eine große Versammlungshalle gleicht mit ihren Sopha's und Stühlen von reich verziertem spanischen Leder, mit ihrer schön gemalten Decke und ihrem mit dicken indischen Matten belegten Fußboden eher dem Gesellschaftszimmer eines großen Edelmanns, als einer akademischen Aula. — Ueber den Fluß Tormes führt eine Brücke mit 27 Bogen von maurischer Bauart; in der Mitte ist sie mit einem Thore versehen, das ein hohes Dach, gleich der Spitze eines chinesischen Tempels, trägt. Ein naher Hügel gewährt eine gute Ansicht von Salamanca. Die Ufer des Flusses, an welchem die Stadt steht, sind felsig, und die alten verfallenen Mauern lassen sich hie und da kaum von dem natürlichen

Gestein unterscheiden. Die Thürme der Kirchen und Klöster drängen sich um die Kathedrale, wie die Großen eines Reiches um ihre Königin. Oberhalb der Stadt bildet der Fluß einen jähen Fall über Felsen und setzt eine Anzahl daselbst versammelter Mühlen in Thätigkeit. — Bei meiner Rückkehr über die Brücke begegnete mir ein Ehepaar auf einem prächtig geschmückten Pferde; die Dame saß hinter ihrem Gemahl auf einem Sattelkissen. In den Straßen sieht man Schaaren Eseln ohne Halftern, die theils Wasser in Krügen, theils Straßenkehricht in Strohkörben, theils Kohlen in Säcken und ähnliche Dinge tragen; weder Pferde, noch Maulthiere scheint man zu Lastthieren herabzuwürdigen.

In dem irländischen Collegio hatte ich einen Engländer kennen gelernt, der in meiner Gesellschaft die Reise nach den nördlichen Theilen Portugals machen wollte. Der Engländer war beritten, und auch ich miethete mir einen Gaul, der mich noch eine gute Strecke über die Grenze hinaus tragen sollte. Wir nahmen in der Frühe unseren Weg über die Brücke in der Richtung der Stadt Torre de Moncorvo. Wir bedauerten, daß uns keine Zeit übrig blieb, das anderthalb Meilen von der Stadt entfernte Dorf und die beiden Höhen von Arpiles zu besuchen, wo die Britten und ihre Bundesgenossen am 22. Juli 1812 in der von uns genannten Schlacht bei Salamanca einen ruhmvollen Sieg über die Franzosen erfochten. Nachdem wir den Tormes aus dem Gesichte verloren, verfolgten wir gerade nach Westen hin einen wilden Pfad, der fast nur von Schleichhändlern benutzt wird. Die Gegend, ein offenes Gelände mit einzelnen aus der Ebene emporsteigenden Bergen, hin und wieder von einem Eichwald unterbrochen und mit weit von einander liegenden Ortschaften, bot uns wenig Reize dar. Die Sonne war noch über dem Horizont, als wir den großen Flecken Villiar erreichten, wo wir übernachten wollten. Als wir die Straße hinaufritten, wurden wir von mehreren hübsch gekleideten kleinen Mädchen begrüßt, die vor unseren Pferden tanzten. Mein Engländer zeigte ihnen einen Hundskopf auf dem Knopfe seines Stockes. Sie brachen in ein fröhliches Gelächter aus und führten uns auf einen offenen Platz vor einer Kirche, wo eine Menge

buntgekleideter Burschen und Mädchen gar lustig mit höchster Anmuth in allen Bewegungen tanzten. Einige der jungen Leute begleiteten mit Castagnetten den Spielmann, der unermüdlich mit einer Hand eine Trommel schlug und gleichzeitig in der anderen ein Flageolet (eine Art Pfeife) spielte, was eine sehr lebendige Musik gab. — Plötzlich ertönte von der Kirche die Abendglocke. Augenblicklich verstummte die Musik; die Mädchen standen mit gesenktem Blick, während sie sich bekreuzten; die Burschen zogen ihre Hüte ab und sprachen knieend ein kurzes Gebet. Der Anblick war anziehend und schön. Kaum aber waren die Töne der Glocke verhallt, so lös'te sich der Zauber der Andacht. Die Musik spielte wieder die muntersten Melodien und die Tänzer waren wieder in raschester Bewegung. — In der Posoda erquickte uns ein Abendessen von gebackenen Birnen; dann ruhten wir in der uns angewiesenen Schlafkammer von unseren Mühen bis zum Tagesanbruch aus. — In der Hoffnung, die Grenze vor Abend zu überschreiten, ritten wir schnell vorwärts. Endlich kamen wir in ein elendes Dorf, Val de Rodrigo. Nicht weit davon liegt Roderich's (des Cid, Rodrigo de Bivar) Stadt, Schloß und Thal. Vor der kleinen Schenke des Dorfes fanden wir eine große Anzahl von Schleichhändlern, die Kegel schoben, andere saßen auf dem Boden und theilten einen Haufen Kupfergeld. Anfangs hielten die Schleichhändler uns für Franzosen und begrüßten uns mit grimmigen Blicken, als sie aber hörten, wer wir wären, zeigten sie sich sehr höflich. Der einzige schattige Platz zum Ausruhen und Verzehren einiger gesottenen Eier war für uns vor der Hinterthür, wo eine kleine Familie von Schweinen uns umgrunzte, während wir die Aussicht auf die Ställe hatten. Unter einer erstickenden Hitze erreichten wir gegen Sonnenuntergang das spanische Grenzdorf Meisa, wo wir in unserer Schlafstube zwei halb mit Getreide gefüllte Säcke fanden, die man als Matratzen auf den Fußboden gelegt. Ich bemerkte dem Wirthe, sie wären zu kurz, da unsere Beine keine Unterlage haben würden. „O, das thut nichts", erwiederte er kaltblütig, „Eure Beine brauchen auch kein Bett; eins für den Körper ist gerade genug." — Des andern Tags kamen wir über eine Haide und durch einige Getreidefelder. Wir stiegen

bergan, dann aber ging's immer tiefer hinab auf einem äußerst steilen Pfade. Die Gegend umher hatte ein sehr wildes Ansehen; nur hie und da wuchsen ein paar Oelbäume und an einigen Stellen wurde Wein gebaut. Der Weg war auf der einen Seite von Gesträuchen und Klippen überragt, während auf der anderen ein jäher Abhang sich im Zickzack zu einem reißenden Bach hinabsenkte, der mit dumpfem Gemurmel in eine Thalschlucht stürzte. Dort unten in der Thalschlucht stand in höchst romantischer Umgebung auf einer Anhöhe das Grenz-Zollhaus. Schroffe und seltsam gestaltete Berge himmelten auf allen Seiten empor, und hinter ihnen zeigte sich das Wasser des Douro. Die Grenzwächter blickten stumpfsinnig auf unsere Pässe, die sie wahrscheinlich nicht lesen konnten, und wiesen uns dann den durch ein Olivenwäldchen führenden Weg nach der Fähre.

Da, wo wir uns übersetzen ließen, geht der Lauf des Douro von Norden nach Süden. In schäumenden Katarakten ergießt er sich über ungeheure Felsen und wird erst eine Strecke weiter hinab bei dem Orte Barco d'Alva schiffbar. Das jenseitige Ufer starrte eben so wie das diesseitige von senkrechten Klippen. Im Zickzack wanden wir uns empor und nachdem wir eine Stunde lang unter einer glühenden Sonne fortwährend bergan gestiegen waren, begrüßten wir mit Freuden einige von Kastanienbäumen dicht beschattete Flächen und zogen endlich in das erste portugiesische Dorf Guaça ein. Wir fanden jedoch in dem großen Orte mit mehreren ganz leidlich hübschen Häusern, die einen freien Platz umgaben, kein Wirthshaus. Es war uns daher sehr willkommen, als einige der Landbewohner uns einluden, bei ihnen Quartier zu nehmen. Die guten Leute fegten eiligst ihr bestes Zimmer, deckten einen Tisch, sotten Eier und pflückten Früchte, so daß ein ganz treffliches Mahl zu Stande kam. Allerdings hatten wir eine Menge Neugieriger als Zuschauer, doch benahmen sich alle mit der größten Bescheidenheit und Artigkeit. Mir werden die vielen freundlichen Gesichter mit angenehmen Zügen, in denen Wohlwollen und herzliche Theilnahme sich malte, nicht leicht aus dem Gedächtniß kommen. Der fortgesetzte Weg führte uns durch romantische Gänge und zwischen hohen Kastanienbäumen, dann wurde er breit und eben.

Wir ritten an einem Wald vorüber, als uns die einbrechende Dunkelheit überraschte. Wir spornten unsere Pferde und gelangten bald in ein bedeutendes Dorf. Vor einem Hause, das man uns als Estalagem (Wirthshaus) bezeichnete, machten wir Halt. Der Wirth bewies sich äußerst höflich, seine Frau aber als bösartiger Zankteufel. Freilich hatte sie vollauf zu thun, um für einen Haufen nach Miranda wandernder Arbeiter, die das Haus erfüllten, zu kochen. Als unser Engländer sich herausnahm, ihr einige Vorschriften über die Bereitung eines für uns bestimmten Hasen zu machen, wurde sie sehr entrüstet; doch einige sanfte Worte löschten schnell die auflodernde Flamme ihres Zornes und wir wurden die besten Freunde. Als Beweis ihrer Aufmerksamkeit setzte sie uns eine Schüssel voll trefflicher Suppe vor und ihr Hasenbraten mundete uns köstlich. Dagegen bestand unser Schlafgemach aus einem bloßen Schuppen, und als über Nacht sich ein heftiger Wind erhob, mußten wir einige Zeit damit zubringen, die größeren Spalten zu verstopfen.

Am nächsten Morgen war der Himmel mit drohenden Wolken verhüllt, und es waren alle Vorzeichen eines schlechten Wetters da. Wir ritten drei Meilen*) über Berge und Thäler mit sandigen Gründen, den Becken vormaliger See'n, stiegen dann in das reizend gelegene Torre de Moncorvo. Die Stadt besitzt eine große schöne Kirche, und in einer Kapelle an der Straße sahen wir eine runde steinerne Kanzel, offenbar von bedeutendem Alter. In dem Gasthof fanden wir Alles trefflich. Der Douro ist nur eine halbe Stunde entfernt. Wir schickten hinab, ob wir ein Boot bis Regoa bekommen könnten, doch ging unsere Hoffnung nicht in Erfüllung, und wir mußten daher den Weg bis Regoa noch zu Lande machen. Während wir durch die Straßen wanderten, brach ein furchtbares Wetter los, und der Sturmwind schleuderte uns die Dachziegel um die Köpfe. Einer der uns begleitenden Diener, der den Zug führte, trieb uns jedoch zur Eile an, indem er sagte: „Wir müssen ohne Aufschub über die Brücke, oder wir möchten sonst so bald nicht dahin kommen.“ Wir bestiegen daher unsere Klepper und ritten

*) Die portugiesische Meile ist $\frac{1}{4}$ einer deutschen.

troß dem Sturme weiter. Bis dahin hatte es nur wenig geregnet; doch nachdem wir nur eine kleine Strecke zurückgelegt, schoß der Regen in Strömen herab und wüthend umtobte uns der Wind. So legten wir zwischen malerisch gestalteten Bergen drei unendlich lange Meilen zurück und erreichten gerade vor Anbruch der Nacht die höchst anmuthig zwischen Mandelbaum-Wäldern auf einer Anhöhe thronende Stadt Villa Flor. Völlig durchnäßt kehrten wir in dem Gasthofe ein, worin eine sehr zanksüchtige Familie haus'te. Sie bestand aus einem ungemein fetten Vater, einer alten gebeugten Mutter, vier Töchtern und eben so viel Söhnen; einer der letzteren war ein Priester, der sich ernst und durchaus schweigsam verhielt, während alle Uebrigen unter abwechselndem Keifen einen heftigen Zungenkrieg gegen einander führten. Das Haus schien geräumig genug, war aber so erbärmlich eingetheilt, daß wir nur eine kleine Nische mit zwei dicht neben einander stehenden Betten als Schlafgemach erhalten konnten. Auch pfiff der Wind durch die Gemächer und trieb uns, nachdem wir trockene Kleider angelegt, troß Schmuß und Rauch an's Küchenfeuer. Wir unterhielten uns mit den Wirthstöchtern, die verschiedene Küchengeschäfte theils für uns, theils für eine Anzahl in der Haupthalle versammelter Arbeiter, theils für die Familie verrichteten, und es belustigte uns, als einer von den jungen Männern, der auch naß geworden war und sich zu Bett gelegt hatte, ohne alle Umstände sich ein Glas von unserem Glühwein ausbitten ließ. Er stand später auf und half uns auch noch die Gerichte verzehren, die seine Schwestern uns vorsetzten. Er mochte dies keineswegs aus Unverschämtheit thun, sondern er hatte sicher nur eine sehr gute Meinung von sich selber und wollte uns zugleich eine Artigkeit erweisen.

Der nächste Morgen ließ besseres Wetter hoffen. Wir verfolgten einen äußerst mühsamen Weg. Nachdem wir an Wäldern von Oliven und Kastanien, an Weinbergen und Kastanien vorübergezogen, ging es bergauf, bergab über rauhe und nackte Höhen, ohne auch nur eine Strecke von zwanzig Ellen anzutreffen, wo wir unsere Pferde hätten in Trab setzen können. Die nächste Stadt, die wir zu passiren hatten, war Mourça; aber wir sahen uns vergebens darnach um. Es verging Stunde

um Stunde, und man sagte uns noch immer, sie sei zwei bis drei Meilen entfernt. Einige romantische Punkte wechselten mit kleinen Thälern, und jedes Fleckchen, was der Pflug erreichen konnte, war sorgfältig angebaut. Endlich lag Mourça auf einem Berggipfel vor uns; aber wir mußten erst ein breites Thal durchreiten und manchen Bogen machen, ehe wir dahin gelangten. Wir hatten jetzt die Grenzen des Weinbezirks erreicht und kamen an einem großen Gebäude vorüber, welches der Wein-Compagnie gehörte. Das Innere der Stadt hatte, ungeachtet ihrer schönen Lage, wenig Anziehendes. „Sind das eure einzigen Zimmer?" fragten wir im Gasthaus den Wirth, als uns derselbe in einen scheunenartigen Raum mit Wänden von unbehauenen und unbetünchten Steinen brachte, wo hinter einer hölzernen Scheidewand zwei Betten standen und nicht ein einziges Fenster mit Glas versehen war. „Ja, Senhor," erwiederte er mit einer Verbeugung, „und es sind schöne luftige Zimmer. Wenn sie Ihnen nicht gefallen sollten, so mögen Sie sich andere suchen, aber sie werden keine besseren finden." Wir hätten uns gern davon gemacht, aber da inzwischen draußen ein neuer Gewitterregen niederströmte, so erklärten wir dem Wirth, daß wir unter seinem Dache übernachten wollten. Er hatte, wie die meisten portugiesischen Schenkwirthe, noch einen zweiten Beruf und besaß unter dem Gastzimmer eine Schuhmacher-Werkstätte. Außerdem befanden sich unter uns noch Ställe, und die Gerüche, die daraus emporstiegen, waren nichts weniger als angenehm. Ich miethete hier ein anderes Pferdchen und suchte dann mein Lager. Die benachbarte Küche war von einem Volk Hühner bewohnt, dessen lärmsüchtiger Sultan uns schon lange vor Tagesanbruch weckte. Unser Frühaufstehn half uns jedoch nichts, da mein Pferd erst beschlagen werden mußte, so daß unser Aufbruch sich bis zum Frühstück verzögerte. Wir hatten wieder einen heitern Tag, und obgleich die Wege eine Strecke weit abscheulich waren, so fanden wir doch Entschädigung in den Reizen der Gegend. Wir fütterten in dem Dorfe Villa Verde, und als wir es verlassen hatten, entdeckten wir bald, daß unser neuer Begleiter, der mein Pferd wieder zurückbringen sollte, ungeachtet aller seiner Prahlerei keinen Zoll vom Wege kannte. Wir

mußten daher oft dem eigenen Ortssinn vertrauen. Durch einige Dörfer reitend, erstiegen wir einen hohen wilden Berg mit einer Kapelle auf dem Gipfel, von wo wir der hohen Kette des rauhen Marão ansichtig wurden. Dann gings zu den fruchtbaren Gefilden des hübschen Dorfes St. Martins hinab. Jenseit des Thales stiegen wir wieder bergauf und trabten zwei Meilen weit auf einem guten Reitwege über ein Bergland, bis wir den äußeren Weinbezirk erreichten. Die höchste Kuppe gewährte uns die großartigste Aussicht über einen Ocean weinbedeckter Berge, die volle Hälfte des Weinlandes. Den Lauf des Douro bezeichneten schroffe Klippen; über einem üppigen Thale zeigte sich etwa eine Meile entfernt Villa Real, und dahinter stand wie ein finsterer Riese der mächtige Marão. Wir stiegen gegen eine Stunde immer zwischen Weinbergen hinab, zuweilen auf einem schönen breitgepflasterten Wege und stellenweis wieder mit Gefahr, in die tiefen Gleise und Löcher zu fallen. Auf den Bergen und in den Thälern lagen viele hübsche zierliche Landhäuser zerstreut, darunter einige von bedeutender Größe, den reichen Eigenthümern der benachbarten Weinberge gehörig. Endlich begrüßten wir wieder die Ufer des Douro und ritten eine halbe Stunde an seinem Rande hin, bis wir in die langersehnte Stadt Regoa einzogen, wo wir in einem ganz leidlichen Gasthofe Quartier fanden. Der Wirth miethete uns für den nächsten Morgen ein Boot nach Oporto.

Mit Tagesanbruch bestiegen wir das Boot. Die Mannschaft bestand aus vier Männern und einem Knaben, der mehr arbeitete, als alle übrigen. Die aus einem Segel und einer Matte gebildete Decke, über Bogen von Weidenruthen gespannt, war schlecht befestigt und wurde daher vom ersten Windstoß abgeweht; doch gelang es uns, sie wieder fest zu machen. Die Landschaft längs der Ufer ist in dieser Gegend äußerst wild und schön, ja an einigen Punkten fast erhaben zu nennen. Hinlängliche Abwechselung erhält die Flußfahrt auch durch die Stromschnellen. Der Douro ergießt sich hier in einem eingeengten Raum zwischen hohen Klippen über ein rauhes Felsenbett. Die schäumenden Wogen tanzen hoch und schlagen in das Boot, wenn es pfeilschnell hindurchschießt. Das sind Augenblicke einer

aufregenden Spannung. Denn auf beiden Seiten zeigen dunkle Felsen ihr drohendes Haupt; ein Stoß dagegen und das Boot wäre zertrümmert. Aber eine kundige Hand lenkt das schlangenartige Steuer: die Barke scheint in ihr Verderben zu stürzen; da flieht sie durch eine Berührung der Ruderpinne wieder hinweg vom Ufer, und die Gefahr ist überwunden. Ungefähr acht Meilen von Oporto bei dem Orte „Entre ambos os Rios" nimmt der Douro die Tamega auf und wird hier bedeutend, während die Landschaft ein lieblicheres und cultivirteres Ansehn gewinnt. — Wir wurden während des Tages von mehreren heftigen Wetterschauern heimgesucht. Gleich bei dem ersten fuhren die Bootsleute ans Ufer und krochen theils unter die Decke, theils brachten sie große rothbaumwollene Regenschirme hervor, um sich gegen den Regen zu schützen. Nachdem wir eine Weile gewartet, bestanden wir auf Fortsetzung der Fahrt und waren nicht wenig belustigt, als einige der Bootsleute ihre Regenschirme über die Köpfe der Ruderer hielten. Durch ähnliche wiederholte Verzögerungen geschah es, daß es Abend wurde, ehe wir Oporto erreichten. Die Wolken hatten sich inzwischen aufgeklärt, es schimmerten die Sterne, und während die Bootsleute einen lauten Gesang anstimmten, glitten wir zwischen den dunkelen geheimnißvollen Ufern hinab, bis uns die Lichter der Stadt begrüßten. Zu gleicher Zeit rief uns vom Ufer aus eine Zollhauswache an, die uns anzulegen nöthigte, aber nicht länger als nöthig aufhielt und nichts von unserem Gepäck öffnete.

Oporto oder Porto war bereits im 5. Jahrhundert vorhanden, erhielt aber erst im 18. Bedeutung durch die Vereinigung der Villas (Städte) Gaia und Villa Nova. Gegenwärtig mag die Stadt etwa 80,000 Einwohner haben. Sie erstreckt sich am Nordufer des Douro bergauf, bergab, wohl eine halbe Stunde in der Länge und Breite. Die Hälfte dieses Flächenraums wird überdies noch von Gärten bedeckt, die nur wenigen Häusern fehlen. Die Häusermasse steigt vom Rande des Flusses zu zwei hohen steilen Bergen empor und verbreitet sich über mehrere kleinere Hügel und Thäler. Die ehemalige Umgebung

einer Mauer von mächtigen ohne Kitt verbundenen Quadersteinen ist überall nach der Landseite hin weit überschritten; am Ufer ist sie noch vollkommen erhalten, und fünf Wasserthore gehen hindurch. Die Bauart der Häuser ist sehr verschieden. Die in den ältesten Stadttheilen sind massiv und reich verziert; die aus neuerer Zeit haben keine Spur von Plan und Regel. Betrachtet man die Stadt vom Flusse aus, so tritt zumeist der erzbischöfliche Palast hervor, ein großes viereckiges Steingebäude mit vielen Festern auf einem Berge im Mittelpunkte des alten Oporto. Ihm zunächst erblickt man die Thürme der Kathedrale und gleich diesen erhebt sich über die vielen zerstreuten Thürmchen der mit maurischem Bildwerk verzierte kegelförmige Thurm dos Clerigos. Oestlich zeigt sich eine schöne Ketten-Hängebrücke zur Verbindung der beiden Ufer. Unmittelbar darüber steht einer der alten Thürme der Stadtmauer, später in ein Sommerhaus der Nonnen von Santa Clara umgewandelt, deren Kloster nicht weit davon einen rauhen Abhang krönt. Am südlichen Ufer des Douro bemerkt man auf dem Gipfel einer hohen Klippe das jetzt verfallene, einst reiche Serra-Kloster mit seiner hohen Kirche und seinem Kuppeldach. Unter demselben dehnt sich die Stadt Villa Nova da Gaia am Flusse entlang, und die langen niedrigen Gebäude, die dort ins Auge fallen, sind die weltberühmten Weinspeicher der Kaufleute von Oporto.

Nach dieser flüchtigen Ansicht der Stadt wollen wir sie durchwandern, indem wir zuerst den Fuß auf den neuen breiten Kai nächst dem Zollhaus setzen, wo Fahrzeuge von zweihundert Tonnen ihre Ladungen ausschiffen können. Das Zollhaus, ein elendes Gebäude, zur Rechten lassend, ersteigen wir unter Waarenballen und Ochsenkarren einen kleinen steilen Hügel und treten in die „neue Straße der Engländer" (Rua nova dos Inglezes). Sie ist nicht lang, aber die breiteste Straße der Stadt und zählt einige hübsche Häuser, worunter die englische Factorei das beste ist. In dieser Straße und ihrer Nachbarschaft, wo sich auch die neue Börse befindet, haben die Kaufleute ihre Geschäftslocale; sie selbst wohnen in den höheren gesünderen Theilen der Stadt oder auf dem Lande. Das östliche Ende der Rua nova dos Inglezes durchkreuzt die vom Flusse einen steilen Berg

hinaufsteigende Rua Nova de San João. Sie ist am regelmäßigsten gebaut, indem nach einer streng befolgten Anordnung jedes Haus mit dem gegenüberstehenden in gleichem Stil erbaut sein muß; die Häuser sind hoch und mit schön bemalten und vergoldeten Balcons verziert. Der Blick fällt zunächst auf einen hohen steinernen Springbrunnen. Dergleichen giebt es hier überall, meist in maurischem Geschmack aufgeführt und sämmtlich mit einem Bildwerk geschmückt. Man sieht sie zu jeder Tagesstunde von Gallegos mit ihren Wassertonnen und von Mädchen umringt, die theils ihre Henkelkrüge füllen, theils mit Waschen beschäftigt sind. Oben an der Rua Nova de St. João, treten wir, uns rechts wendend, in die Rua das Flores, welche die reichsten Waaren der Stadt enthält. Sie wird hauptsächlich von Goldschmieden und Tuchhändlern bewohnt. Die Kaufläden der letzteren sind finstere Gemächer, die ohne Glasfenster ihr Licht durch zwei offene Thüren erhalten, vor welchen die Tuchballen aufgehäuft liegen. Anziehender sind dagegen die Gewölbe der Goldschmiede mit ihren prächtigen Schmucksachen von durchbrochener Goldarbeit, die an den genuesischen Silberschmuck erinnern; auch ihre Juwelen sind äußerst schön und dabei viel billiger als anderswo. Am Ende dieser Straße steht das große Nonnenkloster von St. Bento, jetzt nur noch von einigen bejahrten Nonnen bewohnt, die Eingemachtes und Zierbüchsen mit getrockneten Früchten besonders an die englischen Kaufleute verkaufen und sich damit ihren Unterhalt erwerben. Die Straßen sind, mit Ausnahme der ältesten, hell und luftig. Die Reinlichkeit verdanken sie ihrer Lage; denn bei jedem Regen rauscht das Wasser von den Bergen in Strömen herab und spült allen Schmutz fort. — Die Stadt hat sieben bis acht freie Plätze (Praças). Der größte darunter ist die Praça de St. Ovidio, einer der höchsten Punkte mit einer äußerst reinen und gesunden Luft. Auf der einen Seite steht hinter der Hauptkaserne die Kirche Nossa Senhora da Lapa, wo Dom Pedro's Herz ruht; in deren Nähe genießt man von einer baumbepflanzten Terrasse aus einer reizenden Aussicht über die Stadt, den Strom und die mit Fichtenhainen, Feldern und Dörfern bedeckte Umgegend. Zur Rechten sieht man einen öden Felsen und gerade vor sich die

Burg nebst der Bade-, Fischer- und Lootsen-Stadt St. João da Foß, so wie die endlos blauende Fläche des etwa eine Stunde weit entfernten atlantischen Oceans. Nicht weniger fesselnd ist die Aussicht von dem Lustgang der Fontainhas, der längs dem Rande der Klippen am Douro hingeht. Da sieht man tief unten den dunkel leuchtenden Strom, zur Rechten die Hängebrücke, die Thürme und alten Mauern der Stadt, gegenüber das Serra-Kloster und Villa Nova. Zur Linken zwischen den hohen und nackten Klippen schauen grüne lachende Ufer hervor und in der Ferne die Thürme des malerischen Palastes Freiro. Hier und dort erblickt man auf einem hervorragenden Punkte eine kleine Hütte oder die weißen Flügel einer Windmühle. Mitten unter dem geborstenen Gestein wachsen Reben und Buschwerk und über die moosigen Felsen schäumt mancher Gießbach in die Tiefe hinab. Mein Gefährte erzählte mir, wie er hier vor einigen Jahren mit dem englischen blinden Reisenden Lieutenant Holmann zusammengetroffen sei und ihm alle Einzelheiten der Aussicht vom Gang der Fontainhas beschrieben habe, worauf er so ergötzt, als hätte er Alles mit seinen leiblichen Augen gesehen, ausgerufen: „Ich seh' es, ich seh' es! Es ist lieblich!“ Dieser Blinde ist wirklich ein höchst merkwürdiger Mensch, der mit einem immer fröhlichen Muth die anziehendste und kenntnißreichste Unterhaltungsgabe verbindet und, wie er sagt, den größten Theil der Welt „gesehen“ hat. Er reis't ohne Diener und miethet stets einen Eingeborenen des Landes, das er besucht. Dabei schreibt er sein Tagebuch, rasirt sich, kleidet sich an und bepackt seinen Reisesack durchweg mit eigener Hand, ohne das Mindeste zu verlieren. Er bereis'te das Innere Portugals auf einem Maulthiere, welches ihn einst abwarf und sich über ihm zu wälzen begann. Er war betäubt, aber sonst nicht ernstlich verletzt und wieder aufsteigend setzte er seine Reise fort, als wäre nichts vorgefallen. — Von den Kirchen Oporto's ist keine ausgezeichnet zu nennen; die der Clerigos hat den höchsten Thurm in Portugal. Die Farbe des Stadthauses, blau und gelb, kann ein Pröbchen von dem Geschmacke der Portugiesen abgeben. Bedeutend sind die Wohlthätigkeitsanstalten, darunter das Hospital des St. Antonio, ein ungeheures Gebäude, aber noch unvollendet. Man findet in

Oporto ein Asyl, wo Ehemänner, die auf Reisen gehen, ihre Frauen unterbringen können. Auch hat man eine Art Bußhaus, wo zänkische oder treulose Weiber eingesperrt werden.

Fährt man auf dem Douro, so erstaunt man über die Anzahl schöner einheimischer Schiffe, die ihn beleben, von dem schwerfälligen Brasilienfahrer bis zu den leichten Rascas. Dies sind kleine Küstenfahrer, lang, schmal und tief, mit rundem Stern und drei kurzen Stummeln statt der Masten, an welchen die hohen lateinischen Segel hängen, die malerischesten Schiffchen, die auf den Wellen tanzen. Eigenthümlich sind auch die Toldo-Boote, eine Art Gondeln, welche die Reisenden auf dem Flusse befördern. Sir erheben sich vorn in einem langen, über das Wasser hängenden Bug; am Hintertheil sind sie niedrig und abgerundet. Das beinah flache Dach ist grün bemalt und mit Vorhängen versehen. Sie fassen ungefähr zehn Passagiere, die auf den Seitenbänken einander gegenüber sitzen, und gleiten mit ihrem flachen Boden ohne Mühe über die schlammigen und seichten Stellen des Flußbettes. — Mannichfachen Wechsel bietet eine solche Gondelfahrt auf dem Douro unter dem reinen Blau eines heißen Himmels. Eine stattliche Barke mit wehenden weiß und himmelblauer Nationalflagge kehrt eben, den Wind in allen Segeln, von ihrer langen westlichen Reise in den Strom zurück, von hundert neugierigen Zuschauern begrüßt und von Pilotenbooten umschwärmt, die jeden Augenblick, wo der leichte Wind nicht mehr ausreichen sollte, bereit sind, die Taue auszuwerfen und es aus der Nähe der drohenden Felsen zu bugsiren. An der Barre ziehen einige Flußfischer in engen flachen Kähnen, die an beiden Enden wie chinesische Schuhe aufgeschnäbelt sind, ihre Netze aus dem Wasser, während eine Flotte größerer Fischerboote mit ihren kleinen hohen Segeln schnell nach dem Ufer gleitet. Einige fahren den Fluß hinauf, andere landen ihre schuppige Ladung an der Cantareia (einem Hafendamm), welche jetzt von Weibern wimmelt, die alle ihre Körbe füllen wollen. Ein Theil der Fischer leert die Boote, andere waschen ihre Netze, während ein Haufen von Knaben nach der kleineren Fischbrut und Krabben hascht; alle sind fröhlich, lachen, jubeln und plappern. An jener Felsenspitze tummeln sich kleine nackte Buben im

Wasser. Sie schreien uns mit gellender Stimme an, daß wir ihnen eine Kupfermünze auswerfen sollen, und siehe, mit bewundernswerther Geschwindigkeit holen sie die Münze, ehe sie den Grund erreicht hat, aus dem Wasser und tragen sie dann triumphirend als Belohnung davon. — Die Reihe weißer Häuser dicht an der Mündung, mit einer Kirche in der Mitte, einem Leuchtthurm auf einem Hügel zur Linken und den niedrigen Kastellen, die den Eingang des Flusses auf der rechten Seite decken, ist die Bade-, Fischer- und Lootsen-Stadt St. João (a-ung) da Foß oder St. John's, wie die Engländer sagen. Dahin begiebt sich im Sommer auf einem breiten mit Linden, Pappeln und Weiden besetzten Weg Oporto's feine Welt, um sich gesellschaftlicher Vergnügungen, hauptsächlich aber der Badelust zu erfreuen. Es giebt zwei bis drei vom Meer bespülte Punkte mit klarem Sand und auf beiden Seiten von Felsen eingeschlossen, und am Strand ist ein förmliches Dorf von kleinen Zelten aufgeschlagen, die den Badenden als Ankleidegemächer dienen. Der Badeanzug der Damen besteht aus türkischen Beinkleidern, Sandalen und einem kurzen blauen Oberkleid; einige lassen das lange Haar ihres meist mit großen goldenen Ohrringen gezierten Hauptes frei flattern, andere haben dasselbe mit einem Tuch verbunden. Die Kleidung der Männer ist ähnlich, nur daß sie lang niederhängende Mützen von verschiedener, meist rother Farbe tragen. So ausstaffirt gehen die Damen, gewöhnlich von starken Bademännern, die Männer von Weibern begleitet, gleichzeitig in's salzige Wasser des Oceans, während die Felsen mit sitzenden oder stehenden Zuschauern besetzt sind und am Strande vor den Zelten auf Stühlen schön geputzte Frauen sitzen. Die Reihen der weißen Zelte, die beweglichen Gruppen der Zuschauer, deren Jeder einen buntfarbigen Sonnenschirm hält, dazu einige dreißig bis vierzig Damen und Herren, dick und mager, groß und klein, alt und jung, die zusammen unter einander gemischt im Wasser plätschern, untertauchen, lärmen und schreien, wenn die weißbekränzte Welle gegen sie heranzieht, und wovon einige zu schwimmen versuchen, andere aus Furcht, durch die Gewalt der Wogen in's Meer hinaus gerissen zu werden, sich an den Arm ihrer Begleiter klammern und wieder nach dem

festen Lande streben: alles dies giebt ein höchst unterhaltendes und lebendiges Schauspiel. Zuweilen gehen drei bis vier junge Damen zusammen, zuweilen führt ein Herr eine schöne Bekannte, alles aber bewegt sich in den Schranken des strengsten Anstandes.

Entzückend fürwahr ist es, an einem schwülen Sommertage auf leichtem Fahrzeug in den endlosen Ocean zu rudern. O welche Wonne, wenn man den frischen Hauch der Seeluft um seine Wangen spielen fühlt und die köstliche Kühle athmet, die dem ermatteten Körper wieder neue Spannkraft verleiht! Aber dies Wasser, welches jetzt so ruhig lächelt, kann morgen schon im wilden Aufruhr kochen, um mit furchtbarer Gewalt jedes von seinem Strudel erfaßte Fahrzeug zu zertrümmern. Wie das Meer, so auch der Douro, wenn im Frühling unter dem warmen Hauch des Südens der Schnee auf den Gebirgen schnell zusammenschmilzt und gleichzeitig strömender Regen die vielen Flüßchen und Bäche anschwellen läßt, welche sich in den Hauptstrom ergießen. Noch vor wenigen Stunden floß er klar und sanft in seinem Bett; auf einmal schwillt ihm der weißschäumende Kamm der Tobewuth. Dreißig bis vierzig Fuß hoch steigt seine Fluth in den hohen und engen Ufern, füllt die Erdgeschosse des tieferen Theils von Villa Nova, reißt Häuser nieder und Bäume aus, wälzt Vieh, menschliche Wesen und ihre gebrechlichen Barken hinaus in die See. Aber der heftigste Kampf beginnt an der Mündung, wo der wüthende Strom und die Wogen des Meeres sich begegnen und den leuchtenden Schaum hoch emporwerfend, wie zwei erbitterte Löwen der Wüste, laut brüllend und mit wehenden Mähnen gegen einander rennen. Der Fluß jedoch siegt über allen Widerstand und seine gelbe Fluth strömt weit hinaus in den Ocean, ehe sie sich mit demselben vermischt. Vor vielen Jahren — so erzählte der mich begleitende Engländer — kam die Fluth urplötzlich fast ohne eine einzige Warnung aus dem Inneren des Landes auf die Stadt herab, riß mehrere Fahrzeuge vom Anker und schleuderte sie an's Ufer oder in die See. Eins dieser Schiffe, die schöne Irländerin, sollte am nächsten Tage die Anker lichten. Es hatte den nachmals in Indien berühmt gewordenen General M'Crea und all sein Gepäck

an Bord; seine Familie schlief glücklicherweise am Ufer. Als die tobende Fluth sich herabwälzte, zerrissen die eisernen Ketten und dicken Seile, woran das Schiff befestigt war, wie Bindfaden. Kaum gewann der General Zeit, an's Ufer zu springen, und der Strom zog nun die schöne Irländerin in seine verderblichen Wirbel. Einige der unglücklichen Mannschaft, die sich im unteren Schiffsraum befanden, eilten auf's Verdeck, um Zeugen ihrer entsetzlichen Lage zu sein. Sie wurden mit reißender Schnelligkeit fortgetrieben; das Schiff legte sich, und während der Kiel sich nach oben kehrte, bohrten die Masten sich in den Sand. Einige der Seeleute tauchten aus dem Abgrund wieder empor; sie kletterten an den Seiten des Schiffes hinauf und erhielten sich auf dem Kiel. So vergingen einige Stunden, indem die in den Sand gebohrten Masten das Schiff hielten; aber ihr schwacher Widerstand konnte in jedem Augenblick gebrochen werden. Die Unglücklichen saßen nun fest angeklammert an dem wogenumschäumten Kiel, der nach der Meerseite zu einen förmlichen Katarakt bildete; sie schwenkten ihre Hüte und suchten mit allen von der Verzweiflung eingegebenen Zeichen sich Rettung vom Ufer her zu erflehen. Das Ufer füllte sich mit Menschen. Der Consul Crispin und die brittischen Kaufleute bieten Gold über Gold denen, die sie retten würden. Aber keine menschliche Kraft vermag, ein Boot durch den rasenden Strudel zu steuern. Man läßt von oben herab Boote an starken Tauen vom Ufer treiben: kein einziges kann die Armen erreichen. Diese schwenken ihre Hüte immer heftiger und schreien verzweifelter; aber ihr Hülferuf erstirbt im Gebrause der Wogen. Die Herzen der Zuschauer schlagen ängstlich; es sind schreckliche Augenblicke. „Ist denn gar keine Hülfe möglich?" so hört man oft wiederholt fragen. „Keine! Sie sind in Gottes Hand!" so lautet die Antwort. Aber Niemand kann sich abwenden von dem Trauerspiel. „Allmächtiger Gott!" rufen jetzt Alle, „die Masten sind gewichen!" Das Schiff bewegt sich, und noch immer klammern sich die Matrosen an's Leben; es wendet sich, stürzt über, und im nächsten Augenblick sind sie von den Wellen verschlungen.

Es war an einem schönen Augustmorgen, als ich in Gesellschaft von sechs Reisegenossen, alle auf kräftigen Pferden, die Stadt verließ, um die Provinz Minho (njo) zu besuchen. Ein Maulthier wurde mit unserem Gepäck auf der geraden Straße nach Guimaraens, wo wir übernachten wollten, vorausgeschickt, während wir rechts nach den altberühmten Bädern von Vizella abschweiften. Die Sonnenstrahlen brannten, aber wir waren guten Muthes; denn wir hatten in unseren leichten weißen Röcken, breitrandigen dicken Strohhüten und großen gelben Stiefeln eine höchst luftige und zweckmäßige Tracht; überdies fanden wir bei der Reinheit der Luft die Hitze nicht eben allzu drückend. Nachdem wir die breite macadamisirte Straße von Guimaraens verlassen, ging der Weg durch reifende Maisfelder. Links lag eine wellenförmige Landschaft mit einem zackigen Bergrücken, wo sich 1833 die letzten Ueberreste von Dom Miguel's Heer verschanzt hatten; rechts dehnten sich die öden Rücken der Valongo-Berge aus, reich an Mineralien, besonders Kohle und Antimonium (Spießglanz). Die von ihnen herabfließenden Bäche treiben Mühlen und bewässern die mit Getreide erfüllten Thäler. Wir ritten darauf unter hohen Thalwänden, deren überhängende Bäume und Büsche uns wie eine Laube gegen die Sonnenstrahlen schützten. Hinter einem kleinen Dorfe, wo wir gefrühstückt, begegneten uns wandernde Musikanten mit Trommeln und Pfeifen. Als wir weiterhin einen Fichtenhain passirten, rief Einer vor uns: „Ei, tragen die Bäume hier kleine Mädchen!" In der That sahen wir, wie hier und dort in den Gipfeln der höchsten Fichten verschiedene Mädchen mit kleinen Beilen sich auf den dünnen Zweigen schaukelten, ohne daß wir begreifen konnten, wie sie hinaufgekommen, da die schlanken Stämme auch nicht einmal einen Aststummel hatten. Einer aus der Gesellschaft gab uns Aufklärung. Die kleinen behos'ten Mädchen schlingen nämlich einen breiten Gurt um die Fichte und ihren Leib, schieben dann den Gurt mit den Händen allmälich höher, indem sie mit den nackten Füßen an den Stamm drücken, und steigen so allmählich bis zum Gipfel empor. Oben hauen sie mit einem Beil die jungen Fichtenschößlinge ab, die als Streu für die Ochsen dienen. — Unser Weg führte uns jetzt auf den Gipfel

hoher Berge, von wo wir hinter uns das blaue Meer, üppige Thäler und fichtenbewaldete Hügel liegen sahen. Die Stadt und der Douro waren im Sommerrauch verschwunden, während im Osten und in jeder anderen Richtung Hügel über Hügel, Gebirge über Gebirge sich erhoben und endlich im Hochblau des Himmels verschwammen. Hinter dem Dorfe Sobrão mußten wir im Thale einen schlammigen Bach passiren. „Diese Pferde haben zuweilen eine eigene Neigung sich im Wasser zu wälzen", bemerkte Einer von uns, ein munterer Irländer, „seht Euch vor, meine Freunde!" Doch kaum war das Wort über seine Lippen, als sein eigenes Pferd sich niederwarf. Es gelang ihm, sich loszumachen und das Ufer zu erklettern, das Thier aber wälzte sich mit allem Sattelzeug vergnüglich im Wasser, ohne sich weder durch Prügel noch durch Zerren am Zügel davon abbringen zu lassen. Die Scene war komisch genug, und als der Irländer auf die Frage, warum er denn sein Pferd nicht gespornt, sehr naiv erwiederte: „Wie konnte ich denken, daß mein eigenes Pferd sich wälzen würde!" brach ein allgemeines Gelächter aus. Nachdem das Pferd sein Bad beendigt, setzten wir den Weg bis auf den Gipfel der bis dahin angetroffenen höchsten Berge fort und ritten einige Stunden auf fast ebenem Boden von weichem Sand. Die Luft auf diesen Höhen war rein und kühl, die Gegend auf beiden Seiten wild und lieblich. Ueberall lagen auf den Felsen runde dunkle Granitblöcke, gleich zerschellten Riesenschädeln, umher. Auf einem der höchsten Punkte stand am Wege ein plumpes steinernes Kreuz. Ein Maulthiertreiber (Almocreve) war hier nach der Erzählung unseres Führers vom Blitz erschlagen, und jeder Vorübergehende hält es für seine Pflicht, einen Stein dahin zu werfen, damit die bösen Geister verscheucht werden. Endlich ging's wieder bergab und wir zogen nun durch ein äußerst fruchtbares Thal. Es war buchstäblich mit Obstgärten angefüllt und enthielt unter vielen riesenhaften Bäumen, Sträuchern und Pflanzen namentlich mächtige Kirschbäume, während die Rebe mit ihren reifen schweren Trauben in dicken Gewinden von den Bäumen herabfiel, die am Wege standen, so daß wir, um nicht in ihren Verschlingungen gefangen zu werden, uns tief auf den Hals unserer Pferde beugen mußten. Eine

plötzliche Wendung des Weges brachte uns auf eine hohe einbogige Brücke, die über ein blinkendes Flüßchen führte. Auf beiden Seiten stiegen hohe grünbekleidete Ufer mit Landhäusern und Hütten empor. „Das Thal von Ems im Kleinen! Aber noch lieblicher als Ems!" rief ich. Die in allen Richtungen an den schroffen Felshöhen hangenden Hütten hatten nach Schweizerart breite Dachtraufen und große Balcone, zu denen Treppen hinaufführten. Etwas weiterhin öffnete sich vor uns ein weiter Raum, eingefaßt von netten sauberen größeren und kleineren Häusern und Lustgärten mit vielen Wandelgängen und Bänken. Es war Vizella, wo schon die alten Römer prächtige Schwefelbäder eingerichtet, die erst vor ungefähr funfzig Jahren wieder entdeckt wurden. Die Regierung hat Häuser darüber bauen lassen und den Gebrauch der Bäder ganz frei gegeben. Wir fanden den Wärmegrad von 91° bis 120° Fahrenheit. Behufs der Namenbezeichnung sind die Thüren der verschiedenen Gebäude mit den wechselnden Gestalten des Mondes bemalt; andere werden nach der Sonne und den Sternen benannt. Wo Männer badeten, hatten wir unbehinderten Zutritt. Wir besuchten unter anderen ein erst vor drei Jahren entdecktes, großes rundes Bad, dessen Boden und Wände getäfelt waren. Ein in der Mitte schwimmender Mann schilderte uns ruhig seine Empfindungen, ohne sich durch unseren Eintritt stören zu lassen. Nur in der zum Baden geeignetsten Zeit vor Sonnenaufgang hat der Bademeister das Recht, Alle, die ihn nicht bezahlen, zurückzuweisen. Das größte Bad ist 30 Fuß lang, 25 Fuß breit, 5 Fuß tief und kann auf einmal 50 Personen fassen. Indem wir durch die schattigen Gänge der mit Trauerweiden, Kastanien, Maulbeerfeigen, Akazien und anderen Bäumen bewachsenen öffentlichen Gärten gingen, kamen wir an eine halbkreisförmige mit Steinsitzen versehene Mauer, aus deren Mitte ein dampfender Quell hervorsprudelte. „Das ist die heiße Trinkquelle, Senhor", sprach der Aufseher, „und man rühmt ihre wunderbare Heilkraft." Einer von uns nahm einen tüchtigen Schluck davon. „Gesottene faule Eier und Schwefel, bei Allem was gräßlich ist!" rief er mit verzerrtem Gesicht. Ich kostete auch ein wenig, und der Geschmack ist allerdings nicht der angenehmste.

Nachdem wir hinläglich gerastet, machten wir uns wieder auf den Weg, der ebenfalls von überhängenden, mit röthlichen Trauben beladenen Reben höchst anmuthig eingefaßt war. Die schweizerartigen Häuser, an denen wir vorüber ritten, hatten auf ihren steinernen Fenstersimsen Töpfe mit Blumen zu stehen, und überhaupt zeichneten sich alle Hütten durch ein freundlicheres, behaglicheres Ansehen aus, als mir seither in anderen Landestheilen vorgekommen. — Schon fing es an zu dunkeln, als wir in der Stadt Guimaraens unser ersehntes „Estalagem d'Oliveira" erreichten, wo wir in dem oberen Stockwerk sehr bequeme und gute Zimmer fanden mit der Aussicht auf den gothischen Thurm und den reich verzierten Eingang der Kathedrale. Zu unserer Linken lag das Rathhaus, ein altes, von Bogen getragenes Gebäude.

Wir saßen eben bei einer trefflichen Mahlzeit, als auf einmal all die mächtigen Glocken der nahen Kathedrale ihre dröhnenden Stimmen erhoben, und in dies Geläute stimmten sogleich alle übrigen Glocken der Stadt mit ein. Zu gleicher Zeit wurden alle Fenster auf dem Platze erleuchtet. Vor unseren Augen stieg eine Rakete in die Luft; aus den Fenstern des Thurmes brachen Flammen hervor und die ganze Plattform war ein Feuerklumpen. Dann stieg ein voller Strauß Raketen empor und fiel als feuriger Regen wieder herunter. Dazu erscholl das Getöse einiger zwanzig Trommeln und die Glockenläuter schienen mit verdoppelter Anstrengung zu arbeiten. Dies Alles dauerte eine gute Weile, bis auf einmal wieder jeder Ton verstummte. Man feierte den Vorabend zum Feste des Schutzheiligen der Kathedrale. Wir besichtigten diese am folgenden Morgen. Unter den daselbst aufbewahrten Schätzen der heiligen Jungfrau bemerkt man einen vergoldeten, prächtig gearbeiteten silbernen Schrein, welcher dem König Johann von Castilien als Reiseschrein diente und in seinem Zelte aufgestellt wurde, aber 1385 in der Schlacht bei Aljubarotta dem siegreichen Könige von Portugal, João I., in die Hände fiel. Dem Haupteingange der Kathedrale gegenüber steht ein kleiner gothischer Tempel mit einem kunstreich ausgehauenen Kreuz, dicht daneben, auf einer grünenden Erhöhung und von einem Eisengitter umgeben, ein

von den Einwohnern hoch verehrter Baum. Hier war nämlich vor vielen hundert Jahren ein freier Platz in einem schönen Walde, wo man Markt hielt. Nun war der König des Landes ohne Nachfolger gestorben und es lebte in der Umgegend ein durch außerordentliche Frömmigkeit ausgezeichneter Landmann, Namens Wamba. Eines Tages war das Volk auf dem Platze sehr zahlreich versammelt. Die Angesehensten darunter brachten die Wahl eines neuen Königs zur Sprache, und das einstimmige Urtheil fiel dahin aus, daß Niemand dazu würdiger sei, als Wamba. Dieser war nicht zugegen; aber kaum hatte man sich über die Wahl geeinigt, als Wamba sich dem Platz näherte. Er trieb ein paar ungemein schöne Ochsen mit einem langen Stabe vor sich her und bot sie als Tauschmittel gegen Korn, Wein und Oel an, um einigen frommen Mönchen ein Geschenk damit zu machen. Da wurde er zu seinem Erstaunen vom Volke als König begrüßt. Er hielt dies anfangs für einen Spott und wollte nach Hause. Das Volk aber umdrängte ihn auf der Anhöhe, wo er gerade stand, und bat ihn flehentlich, die Krone anzunehmen. „Das ist eine Thorheit, meine Freunde!“ rief er endlich ärgerlich aus und stieß dabei seinen langen Stab tief in die Erde. „Wenn mein Stock, den ich vor zwanzig Jahren mir abgeschnitten, wieder zu grünen anfängt, dann werde ich, will's der Himmel, Euer König werden oder was Ihr sonst aus mir machen wollt; bis dahin aber, das schwöre ich bei dem heiligen Evangelium, soll es mir nicht in den Sinn kommen, einen so großen Thoren aus mir zu machen!“ Auf diesen Eidschwur zog das Volk betrübt von dannen; aber alsbald bemerkten einige der Zurückgebliebenen, daß aus dem trockenen eisenbeschlagenen Stabe, der in der Erde steckte, nach allen Richtungen grüne Blätter hervorsproßten. Wamba eilte auf die Nachricht davon herbei und wollte den Stab aus dem Boden ziehen, indem er alles für ein Werk der Zauberei hielt; aber es war vergebens, der Stab hatte zu feste Wurzel geschlagen: ein Sinnbild der portugiesischen Königsherrschaft. Wamba mußte nun die Krone nehmen und regierte lange und glücklich. Sein Stab erwuchs zu einem Baum, der von den nachfolgenden Geschlechtern stets mit frommer Sorgfalt gepflegt wurde, aber nie an Größe

weder gewann noch verlor; er ist der erste, der im Frühling Blätter treibt, der letzte, der sie im Herbste verliert: eine lebendige Offenbarung von der Wahrheit der Wunder. So die Sage. — Nach Besichtigung der Kathedrale schlenderten wir über einen freien Platz, die Praça da Feira, gingen von da über die Brücke eines von Trauerweiden umschatteten Flüßchens und stiegen dann zu einer hohen Terrasse empor, die vor dem Palast des Barons de Villa Pouca liegt und von wo aus man die von Gärten umgebene Stadt mit ihren Klöstern, Kirchen und Thürmen übersieht, während fruchtbare Felder mit eingestreuten Quintas, Olivenhainen und Obstpflanzungen nach allen Seiten sich ausdehnen. In der Mitte steht auf einer Felshöhe mit seinen viereckigen Thürmen ein alterthümliches Schloß, welches Alfonso, Portugals erster König (derselbe, der die Mauren 1140 in den Ebenen von Ourique besiegte) erbaute, und rings umher erheben sich die grünen lachenden Berge, welche das Becken umschließen, in dem Guimaraens liegt. Das erwähnte Schloß ist noch wohl erhalten, und ein Theil davon wird gelegentlich als Kaserne benutzt. Dagegen ist die in seiner Nachbarschaft gelegene, einst stolze Veste Guimaraens gegenwärtig nur noch eine stattliche Ruine. Ein gewundener Pfad zwischen rauhen Felsen führte uns zu dem stark verwahrten Thore der Veste, die von einem düsteren, ungeheuer hohen Thurme überragt wird. Wir kletterten über eine verfallene Mauer durch eine enge Pforte in das Innere dieses Thurms und entdeckten etwa zwanzig Fuß über der Stelle, wo wir standen, eine kleine Oeffnung, während auf allen übrigen Seiten bis zu einer bedeutenden Höhe gar keine Oeffnung zu sehen war. Wahrscheinlich hatte der Thurm die Bestimmung, im Fall einer Erstürmung des Bollwerks den Vertheidigern als letzte Zuflucht zu dienen, und in der guten alten Zeit vor Erfindung des Schießpulvers konnte die Besatzung sich hier lange halten, bis Freunde zu Hülfe kamen.

Es giebt hier zahlreiche Kaufläden von Messerschmiedarbeiten, die in Portugal sehr geschätzt werden. Das Eisen kommt von auswärts über Oporto, wird hier und in Braga verarbeitet und wandert dann in Gestalt von Messern, Sporen, Schlössern rc. über das ganze Land. Wir versorgten uns mit einigen dieser

trefflichen Waaren, die den englischen Fabrikaten wenig nachstehen, und ritten dann durch das düstere Thor der Altstadt nach Braga zu. In den benachbarten Obstgärten wachsen jene köstlichen Guimaraens-Pflaumen, die getrocknet, von den Nonnen in kleine runde Büchsen gelegt und mit Blumen von Silber und Seide verziert, weit umher verschickt werden. — Ich würde kein Ende finden, wollte ich die reizenden Naturgemälde schildern, an denen wir vorüberzogen: auf beiden Seiten fruchtbare Thäler und lachende Berge, reiche Gärten und üppige Felder, jede Hecke von schlanken Reben überhangen, deren saftige Früchte wir im Vorbeireiten nach Herzenslust pflücken konnten. Das ist die fruchtbare Provinz Minho, Lusitaniens Perle. Allerdings sind auch rauhe und steile Gebirge eingewebt, aber sie sind bis hoch hinauf mit Kornfeldern und Weinbergen bedeckt und auf den Gipfeln weiden Heerden von Schafen oder Ziegen. Anderthalb Meilen von Guimaraens passirten wir das Dorf Taipas, wo sich auch warme Bäder befinden. Die Häuser haben ein nettes freundliches Ansehen, in Bezug auf seine Lage aber kann sich dieser Ort mit Vizella nicht messen. — Nachdem wir von da eine Strecke geritten waren, stiegen wir auf sehr beschwerlichen Pfaden zu einem steilen und rauhen Gebirge empor; jedoch die reine kühle Luft, die von den felsigen Gipfeln wehte, erfrischte und stärkte unsere ermüdeten Körper. Seitwärts am Wege erblickten wir ein verlassenes Kloster, und auf einer Terrasse vor einer kleinen Kapelle lehnten sich mehrere Soldaten über die Brustwehr, deren Bestimmung war, das Gebirge von Raubgesellen und Landstreichern frei zu halten. Auf der Spitze des Berges angekommen, lag zu unseren Füßen ein herrliches, von waldbekränzten Bergen umgebenes Thal, und in der Mitte desselben prangte, ein Juwel in grüner Fassung, Braga mit seinen alten Thürmen, Kirchen, Klöstern und weit verzweigten Vorstädten. Jenseits Gebirge über Gebirge sich hebend, rechts der Berg des guten Jesus mit seinen vielen hundert Stufen, links schweifte der Blick über die Kuppen und Thäler bis zu dem im Sonnenlicht blitzenden Ocean.

Wir waren noch nicht fünf Minuten durch die Stadt geritten, als wir Braga für einen sehr angenehmen Ort erklärten. Die

Straßen sind breit und luftig; das Pflaster besteht aus flachen Fliesensteinen mit der Gosse in der Mitte. In den Erdgeschossen der Häuser befinden sich größtentheils offene Kaufläden; dann kommen einige Stockwerk mit Vergitterungen, zuletzt ein Geschoß mit zwei bis drei zurückstehenden Fenstern. Hinter den aufgezogenen Gitterfenstern bemerkten wir manches liebliche Antlitz, und da es gerade ein Feiertag war, so konnte uns die Schönheit der hiesigen Frauen im vollen Glanze des Schmuckes entgegenstrahlen. — Wir hatten uns als Gäste auf einem am äußersten Ende der Stadt gelegenen Landhause anmelden lassen und wurden daselbst von dem befreundeten Hausherrn mit jener einnehmenden Höflichkeit begrüßt, wodurch die vornehmen Portugiesen sich so sehr auszeichnen. Unser Wirth gehörte zu einer der ältesten Familien des Landes und war ein Fidalgo (Edelmann) erster Klasse. Die „Casa das Infias", die er bewohnt, ist nach Art der meisten portugiesischen Sommersitze ein langes zweistöckiges Gebäude mit einem geräumigen, von Mauern umschlossenen Hofe auf der Vorderseite und Nebengebäuden zur Rechten und Linken. Eine doppelte Treppe erhebt sich zur Saalthür des oberen Stockwerks, während ein gewölbter Thorweg unter den Treppen und dem Hause selbst in die Gärten führt. Wir ergingen uns mit Lust in den dichtbelaubten Gängen, wo kaum ein Sonnenstrahl durchdringen konnte, während an anderen Stellen inmitten buntfarbiger Blumenbeete Springbrunnen ihren funkelnden Regen aussprüheten. Am Abend nahmen wir Theil an einer Gesellschaft. Man tanzte Quadrillen und Walzer, und in den Pausen sang ein schönes Fräulein mit langen bis auf den Schwanenhals herabfallenden Locken italienische und französische Lieder; sie war auch des Englischen mächtig und drückte sich sehr geläufig darin aus. Die älteren Männer spielten in einem anstoßenden Gemache Karten. Es wurden Erfrischungen aller Art herumgereicht, und nach drei Uhr kehrten wir sehr vergnügt über den angenehm erlebten Abend in unseren Gasthof zurück.

Braga ist eine sehr alte Stadt, welche während der Römerherrschaft 24 Städte unter ihrer Gerichtsbarkeit hatte und jetzt etwa 20,000 Einwohner zählt. Sie ist die Hauptstadt der Provinz und Sitz des ältesten Erzbisthums. Dem erzbischöflichen

Palast gegenüber liegt die Kathedrale. Diese ist eine der ältesten gothischen Kirchen Portugals im reinen Stil; aber leider wird ihre Ansicht durch andere Gebäude verdeckt und das Innere vielfach durch geschmacklose Neuerungen entstellt; man hat die Wände mit schlechten Malereien besudelt und an den Seiten der Altäre ganz unpassende Säulen errichtet. In einer der Kapellen bemerkte ich ein Altarstück von trefflicher, ganz erhabener Arbeit in Holz. Der Gegenstand war ein Sieg der Religion. Der Krieg, der Raub und der Mord, in Gestalt von männlichen Figuren vorgestellt, werden unter den Rädern eines Wagens zermalmt, vor welchem sich ein Roß bäumt, dessen Reiter den römischen Adler und die Schlüssel des heiligen Petrus hoch empor hält. Unter den prächtigen goldgestickten Gewändern waren einige so schwer, daß auch der stärkste Prälat, der je auf dem Stuhle von Braga saß, hinlänglich daran zu tragen haben mußte. Doch darf man nicht vergessen, daß jene mächtigen Bischöfe früherer Tage auch an das Tragen von Panzerhemden gewöhnt waren und eben so gut mit dem Schwert als mit der Feder umzugehen wußten. Dies vergegenwärtigte uns in der Kapelle von „Nossa Senhora da Libramento" die in einem Glaskasten neben dem Altar aufbewahrte Mumie des tapferen Dom Lorenzo, Bischofs von Braga, der in der Schlacht von Aljubarotta (1385), wo 7000 Portugiesen eine vier Mal stärkere castilische Macht überwanden, so heldenmüthig focht und einen furchtbaren Säbelhieb empfing, dessen Narbe auf der rechten Wange des noch vollkommen gut erhaltenen Körpers zu sehen ist. Eben so prangte in der Sakristei mitten unter den Statuen der Bischöfe in einem Glaskasten der Schädel der Santa Candida, mit einem Kranz weißer Rosen gekrönt. Unter den kostbaren Gefäßen war das schönste ein großer Kelch von fein getriebenem Gold und mit Glöckchen bekränzt, die, wenn man ihn aufhob, einen harmonischen Ton von sich gaben. Ein anderer Becher von Silber und mit Gold ausgelegt war vor mehr als 700 Jahren bei der Taufe des großen Alfonso Henriquez benutzt worden. Auf beiden Seiten des Hochaltars der Kathedrale sieht man die Grabmäler seiner Eltern, des Grafen Heinrich von Besançon († 1112) und der Infantin Donna Theresia, deren

Hand ihrem Gemahl alles Land zwischen dem Minho und Duero zubrachte, das damals von dem Hafen Porto Cale den Namen Portugal erhielt. Sehr geschmackvoll ist das unweit des Haupteingangs stehende bronzene Grabmal des Dom Sebastian, des zehnjährigen Sohnes Johannes I., der unter einem von vier leichten Säulen getragenen Prachthimmel aus Bronze ruht. Das Orgelchor strahlt förmlich von vergoldetem Schnitzwerk; eben so glänzt von Goldstoff der Tisch des Hochaltars und der erzbischöfliche Thronhimmel. — In einer großen Halle des erzbischöflichen Palastes kann man die Bildnisse der verstorbenen Bischöfe beschauen. Vor dem Palast steht ein schöner Springbrunnen. Sechs Figuren tragen eine große Muschel; die Spitze derselben trägt einen Felsen mit einer sehr kunstvoll ausgehauenen vielthürmigen Burg, unter welcher das Wasser hervorquillt und die Muschel überschwemmend in das untere große Becken sich ergießt. Auch die sieben freien Plätze der Stadt sind mit Springbrunnen geziert. Auf einem dieser Plätze mit Arcaden und großen Gebäuden bemerkten wir das Waisenhaus für Knaben, deren mehrere Hundert bis zu ihrem Eintritt in die Welt hier gekleidet, ernährt und erzogen werden. Eine gleiche Anstalt für verwais'te Mädchen befindet sich außerhalb der Stadt. Ausgezeichnet ist auch das Hospital, dessen Aerzte für die geschicktesten in Portugal gelten. Dadurch, daß die Luft hier sehr rein und das Wasser sehr heilsam ist, wird die Heilung der Kranken bedeutend gefördert. — Daß die Römer diesen Theil des Landes sehr zahlreich besuchten, geht aus vielen architectonischen Ueberresten hervor, die man in dem tieferen Thale südwärts von Braga entdeckte. Auch auf der Via Romana, die über den Gipfel des Gerez-Gebirges läuft, hat man viele Alterthümer aufgefunden, zu deren Aufstellung man die Praça dos Carvalhos, einen öffentlichen Garten, benutzt hat.

Ungefähr eine halbe Stunde weit von der Stadt entfernt ist der Berg des guten Jesus, kurz weg „Bom Jesus" genannt. Wir ritten eine Weile durch die ausgedehnten Vorstädte, darauf durch Gassen von Weinreben und Gestripp, bis wir zwei kleine Kapellen und ein eisernes Thor am Fuße der Höhe erreichten. Vor unseren Blicken erhoben sich in unabsehbarer

Aufeinanderfolge Stufen über Stufen, Mauerwerk über Mauerwerk, hin und wieder auch kleine Kapellen als Ruheplätze für die Andächtigen. Auf beiden Seiten ist der Berg dicht bewachsen und mit mächtigen Steinblöcken besäet, die jeden Augenblick herab zu rollen drohen. Auf jeder Seite der Treppe, die sich gegen den Gipfel zu in zwei Arme theilt, erheben sich hohe Brustlehnen mit Bildsäulen von Heiligen, in der Mitte sprudelt von oben bis unten Quelle auf Quelle; an der Außenseite steht kurzverschnittener Buchsbaum. Auf dem höchsten Punkte, bis zu welchem die Kapellen sich erstrecken, liegt über der Hauptkirche ein freier Platz mit der Himmelfahrts-Kapelle. Alle Kapellen dieses merkwürdigen Baues sind mit eisernen, stets verschlossenen Gitterthüren versehen; im Innern sieht man Gruppen aus der Leidensgeschichte. Die Figuren sind meistens sehr gut aus Holz geschnitzt. Die Kapellen haben eine ansehnliche Größe, eine runde oder vielmehr achteckige Gestalt und enthalten einige zwanzig Figuren, die nach Umständen theils auf Felsen, theils unter Bäumen gruppirt sind. In dem sehr einfach gehaltenen Innern der hübschen Hauptkirche sieht man, meisterlich geschnitzt, einen lebensgroßen Christus am Kreuz und vor ihm gegen zwanzig ebenfalls lebensgroße Figuren. Die Bauart ist modern. Von der Spitze des Glockenthurms, dessen klangvolle Glocken wir beim Hinabsteigen läuten hörten, übersieht man Braga mit seinen breiten Straßen und weißen Häusern, so wie das ganze Thal und den Berg selbst. Wir zählten von oben bis unten außer der Himmelfahrts-Kapelle noch zwölf Kapellen. Die beiden untersten enthalten das Abendmahl und Jesum am Oelberg, in den beiden folgenden wird Jesus verrathen und Petrus haut dem Malchus ein Ohr ab, und so ist alles Einzelne bis zur Auferstehung durchgeführt. Die Kosten aller dieser Bauwerke sind durch freiwillige Gaben frommer Christen bestritten. Am Feste des Bom Jesus versammeln sich Tausende aus allen Theilen des Landes, um hier ihre Andacht zu verrichten und sich nebenbei in den vielen Buden der Kuchen- und Weinhändler zu belustigen. Dann lebt der ganze bewaldete Berg von Menschen in den verschiedenartigsten malerischen Trachten; einige kommen zu Fuß, andere auf Pferden, Maulthieren oder Eseln, alle aber

lärmen und lachen, schreien und jubeln bunt durch einander. Mit diesem Feste ist Portugals bedeutendster Vieh- und Jahrmarkt in dem gewerbfleißigen und wohlhabenden Braga verbunden.

Es war vier Uhr morgens, und noch funkelten die Sterne am Himmel, als wir, von zwei Dienern begleitet, die Stadt verließen, um noch die berühmten Pässe von Salamonde zu sehen. Wir ritten am Fuße des Berges Senhor do Monte vorüber, den man in der Dunkelheit noch nicht sehen konnte, verfolgten dann einen rauhen Pfad, der uns durch ein reiches Thal führte, und klommen endlich auf einem Zickzackweg durch Felsen und über Geröll zu der hohen Bergkette Carvalho d'Este empor. Auf dem höchsten Gipfel öffnete sich uns bei erster Tageshelle zur Linken eine prächtige Aussicht über das liebliche Thal von Gerez. Den Grund des Thales verschleierte ein silberweißer Nebel, aus welchem die Wipfel dichtbelaubter Kastanien und das zarte Grün der Weide oder hie und da die weißen Mauern einer Bauernhütte hervorschauten, während die tieferen Abhänge bereits mit Heerden von Kühen, Schafen und Ziegen belebt waren. Die gegenüberliegende Felswand erschien im grauen Licht, und durch eine Oeffnung gegen Abend schauten die blauen Linien der fernen Gebirge. Als wir weiter ritten, schienen die leichten Flockenwölkchen im Osten sich plötzlich in glühende Massen zu verwandeln; allmälig färbte den Himmel ein rothes Licht, bis die Sonne selbst in all ihrem Glanze emporstieg und helles Gold über die Gebirgshöhen ausgoß. Ein mir unvergeßlich schöner Anblick! — Wir nahmen unseren Weg zur Linken des Thales und indem wir allmälich immer höher stiegen, erblickten wir bei einer Wendung um den Berg auf einem hohen Gipfel zur Rechten den berüchtigten Thurm von Lanhozo. Seine Lage ist im höchsten Grade wild. Er ragt vereinzelt über ein Meer nackter Berge hervor, die nach allen Richtungen hin sich abdachen und hinabsenken. Diese einsame Veste war es, wo die verwittwete Donna Theresia, nachdem sie die königliche Würde durch Buhlerei geschändet, von ihrem Sohne Alfonso I. eingesperrt gehalten wurde. Auf der Plattform des viereckigen hohen Thurmes stand sie einst und fluchte ihrem Sohn, als er mit seinem Heere vorüberzog, um in das

galizische Gebiet einzufallen; ihn aber begleitete der Sieg. — In dem Estalagem des freundlich gelegenen Dörfchens St. Jean tranken wir zu unserem Morgenimbiß ein paar Tassen Kaffee. Von da verfolgten wir eine Meile weit den Kamm einer öden Felshöhe. Hinter dem Dorfe Padeira erblickten wir abermals zur Linken das Thal von Gerez und folgten auf einer bedeutenden Höhe dem Rande desselben in gleichlaufender Richtung mit dem Flusse Cavado, bis wir um zehn Uhr in dem Dorfe Salamonde ankamen. Hier war es, wo der französische Marschall Soult im Jahre 1809, sich von Oporto her vor den Engländern zurückziehend, mit seinem aufgelösten Heere zuerst Halt machte, um von Guimaraens aus den Paß von Salamonde zu erreichen, wo die Franzosen entweder Rettung oder Untergang finden mußten. Die Straße ist so schmal, daß nicht drei Reiter neben einander Platz haben, ja stellenweis hätte man nicht an einem Ochsenkarren vorüberkommen können, ohne an der steilen Bergwand hinanzuklettern oder Gefahr zu laufen, in das Thal hinabzustürzen. Man kann sich daher vorstellen, mit welchen Gefahren und Beschwerden der Rückzug der Franzosen verbunden war, wo es Eile galt. Wir hatten auf dem ganzen Wege höchst romantische Umgebungen. Hoch über uns zur Rechten erhob sich die Wand eines tiefen Thales mit mächtigen Bäumen, welche an vielen Stellen über den Weg hingen, während ihn anderwärts die Ranken des Weinstocks überlaubten oder rauhe aus der Bergwand hervorstehende Klippen uns nöthigten auszuweichen oder ungeheure düstere Felsen uns zu zerschmettern drohten, indem wir darunter hinritten. Links unter uns blinkte hell und klar der Cavado, von der Sommerhitze zusammengetrocknet; aber an den ausgespülten Klippen hoch über seinem jetzigen Spiegel sieht man, zu welchem wild schäumenden Strom er in der nassen Jahreszeit anschwellen muß. Jenseit desselben ragten die hohen und jähen Klippen des Gerez-Gebirges, und auf der anderen Seite waren die Berge in Schluchten und kleinere Thäler gespalten; auch sahen wir trotz der Dürre mehrere Bäche in schäumenden Wasserfällen von den Abhängen niederstürzen. In einem Dörfchen bot uns ein junges Mädchen sehr höflich einen Trunk Wasser aus ihrem Kruge an; ich labte mich daran.

Als ich der freundlichen Spenderin eine kleine Silbermünze dafür anbot, weigerte sie sich anfänglich erröthend sie anzunehmen; aber mehrere dabei stehende Männer sagten ihr lachend, die Fidalgos hätten dergleichen ganze Säcke voll und sie brauchte sich nicht im mindesten zu bedenken, worauf sie die Gabe mit vielem Dank annahm.

In Salamonde erfuhren wir, daß die Ponte Nova noch eine halbe Meile und die Brücke der Miserella noch eine volle Meile entfernt sei. Ein alter Mann mit einem langen Stocke wurde in Begleitung seines Sohnes, eines flinken Burschen, unser Führer auf einem steilen schmalen Pfade, der sich zwischen einigen zerstreuten Eichen und andern Bäumen und Schluchten hinwand, während sich über uns die Rücken der Serra de Cabreira und die Höhen von Salamonde und Ruivaens erhoben. So ritten wir an den rauhen Bergwänden hinab. „Ich erinnere mich noch sehr deutlich der Zeit, Senhor, als die Franzosen und Engländer hier ankamen," sprach unser Führer. „Das Wetter war kalt, regnerisch und stürmisch, und es wurde schon Nacht, als die Franzosen in und um Salamonde Quartier nahmen. Die Soldaten rissen die Häuser nieder und trugen die Bretter und Balken weg, um die Ponte Nova wieder gangbar zu machen. Der Uebergang dauerte den ganzen folgenden Tag, und sie marschirten in Gliedern von zwei bis drei Mann. Aber sie hatten guten Grund zu eilen, denn ehe es Abend wurde, erreichten die brittischen Truppen jene Höhen über uns. Ich war auf die Gebirge entkommen und werde nie die langen Reihen von Bajonetten vergessen, die, so weit das Auge sehen konnte, aufgestellt waren. In jener Höhlung, dort zur Rechten, warfen die Franzosen manche Maulthierladung von Schätzen weg, welche die Engländer erbeuteten; jener tiefe Graben war mit todten Maulthieren, Pferden und Menschen überfüllt und die ganze Seite des Berges mit Leichen besäet." — Eine plötzliche Wendung des Weges brachte uns zur Ponte Nova, die über einen in den Cavado fallenden Bergstrom führt. Sie besteht aus einem einzigen hohen Bogen und ist nur so breit, daß nicht mehr als vier Mann neben einander hinüber kommen können. Zu beiden Seiten der Brücke erheben sich Felsen, und der Weg geht

im Zickzack, während am Fluß die Berge rauh und steil emporsteigen. Hier war es, wo das meiste Blut floß; denn ehe die französische Nachhut übergegangen, begannen die brittischen Kanonen schon zu spielen, so daß Mann und Reiter zerschmettert in den Abgrund stürzten, und die Brücke und die Berge und der Engpaß jenseit waren mit verstümmelten Körpern bedeckt. „Es war spät am Abend, als die Engländer erschienen," sprach der Alte, „und man säumte keinen Augenblick mit dem Angriff. Die Nacht allein machte dem Morden ein Ende. Ehe noch die Franzosen alle über die Brücke waren, wurde sie abgebrochen, und es verging eine Weile, ehe die Engländer sie wieder herstellen konnten. Unterdessen entkamen die Franzosen; aber sie hatten es nun auf ihrem Marsche mit den Guerillas zu thun, die über ihnen auf den Bergen schwärmten und furchtbare Lücken in ihre Reihen brachten. Das waren schlimme Zeiten, Senhor." Jenseits der Brücke lief der Weg am Cavado hin, größtentheils so schmal, daß nicht mehr als drei Mann Fußvolk neben einander gehen konnten. Oben waren düstere Felsen, unten Abgründe; alles war hier rauher und schluchtenreicher, auch die Bäume älter und in ihrer Gestalt phantastischer. Ungefähr eine kleine Meile von der Ponte Nova fanden wir ein niedriges Haus, früher ein Estalagem, wo wir unsere Pferde zurückließen. Durch eine der romantischsten Gegenden, die ich in Portugal gesehen, wanderten wir nun noch über eine Viertelstunde im Thale entlang, zu unsrer Linken die jähen Abfälle zum Cavado, über uns schroffe Felsenwände, und uns allmählig rechts wendend, gelangten wir bald an die steilen Ufer der Miserella, nahe an deren Mündung die schmale einbogige Brücke liegt, welche die Franzosen vor ihrem Uebergang erstürmen mußten. Auf beiden Seiten erheben sich hohe geborstene Klippen mit Bäumen in ihren Spalten, und der Bergstrom stürzt mit Fällen von zehn bis zwanzig Fuß aus einer Lagune der höheren Gebirge herab. Wäre die Brücke völlig zerstört und durch regelmäßige Truppen mit guten Officieren statt der Guerillas vertheidigt worden, so hätte die äußerste Tapferkeit der Franzosen nichts dagegen ausrichten können. Ich kletterte an dem felsigen Ufer hinab, um von hier aus eine Ansicht der Bergschlucht für mein Skizzenbuch zu gewinnen. Zu

meinen Füßen schäumte und brauste das Wasser über ungeheure Felsmassen, und dennoch war dies die trockenste Sommerzeit; wie wild mag er getobt haben, als Schneeschmelze und Winterregen ihn angeschwellt, und ich gedachte der Unglücklichen, die seine reißende Fluth verschlang. — Auf dem jenseitigen Ufer sahen wir unterhalb der Brücke einen klaren und ruhigen Teich und bekamen Lust uns zu baden. Der Führer warnte uns vor der verrätherischen Tiefe, denn das Wasser gehe bis in die Eingeweide der Erde. „Seid unbesorgt, mein Freund," erwiederte ich, „wir wollen blos auf der Oberfläche schwimmen." Wir fanden unter einem Felsen eine Stelle zum Auskleiden, und in einigen Minuten schwamm ich mit den Schwimmkundigen auf dem klaren Spiegel, während die Uebrigen eine seichte Stelle suchten. Das von den heißen Sonnenstrahlen hinlänglich erwärmte Wasser war nach der Hitze und dem Staube des Morgens höchst erquicklich. Wir verzehrten hierauf mit dem trefflichsten Appetit unsere Mahlzeit im Schatten eines großen Baumes.

Der Tag war schneller verstrichen, als wir wähnten, und auf unserem Rückweg, wo die Sonnenstrahlen schräger herabfielen, erschien die Gegend doppelt schön, indem über den entfernteren Klippen jener leichte blaue Sommerrauch hing, der zu dem prächtigen Grün des Vordergrundes einen anmuthigen Contrast bildete. Während meine Gefährten in Salamonde Halt machten, ritt ich voraus und hatte sie auf meinem flinken Pferde bald weit zurückgelassen. Schon begann es zu dämmern, und ich war fest überzeugt, in der Nähe des Dorfes zu sein, wo wir am Morgen gefrühstückt hatten. Als es bereits ganz finster geworden war, sah ich in einem Hüttenfenster ein Licht leuchten. „Ah," dachte ich, „das ist das Wirthshaus." Eitle Täuschung! Man sagte mir, das Wirthshaus liege noch eine Strecke weiter. Mein Pferd schien den Weg, den ich nicht mehr sehen konnte, genau zu kennen; daher ließ ich es seinen Gang gehen. Bald trabte es, bald galoppirte es. So gelangte ich auf den nackten Gipfel eines Berges, wo nach allen Richtungen Wege auszulaufen schienen. Ich dachte in diesem Augenblicke daran, daß mein Pferd doch irren könnte, auch dachte ich an die Banditen dieser Gegend, von denen man uns in Braga erzählt. Doch in

der nächsten Minute kehrte mein Vertrauen zu dem Scharfsinn des Pferdes wieder zurück. Es verfolgte seinen Weg ohne Stocken und Zögern, und ich dachte nicht daran, es zu lenken. So ritt ich eine ganze Meile, bald an Abgründen hin, bald steile Höhen hinab, die in finstere Schlünde zu führen schienen, bis endlich mein braves Thier einen schmalen, zwischen hohen Bergwänden hinlaufenden und von Bäumen dicht überlaubten Weg einschlug. Da hörte ich menschliche Stimmen, die Stimmen junger Mädchen, deren fröhliches Lachen mir durch die stille Nacht wie Musik entgegen schallte. „Bin ich hier bei St. Jaens, ihr schönen Kinder?" rief ich. Ihr Gelächter verstummte, und ich wiederholte meine Frage. „Das ist hier! Das ist hier!" riefen mehrere zugleich. Mein Pferd trabte weiter, und indem es sich auf einmal links wendete, stieß ich fast mit dem Kopf gegen die Thür eines Stalles, wo es am Morgen gefüttert wurde. Ich rief, daß man die Thür öffne, reichte dem Thier reichlich Mais und kochte dann in Gesellschaft der beiden lustigen Wirthstöchter für meine Gefährten Kaffee. Diese langten nach etwa einer Stunde an und hatten von allerlei Unfällen zu berichten, so wie von ihrer Besorgniß um meine Person. Einige, die fast erschöpft waren, wollten hier übernachten, Andere stimmten für den Aufbruch, und diese drangen durch. Unsere Diener hatten drei Fackeln mitgenommen, aber damit reichten wir nicht den halben Weg, denn wir hatten bis Braga noch zwei gute Meilen. Wir beschlossen daher sie erst am Abhang des Carvalho d'Este anzuzünden. Der Hauptmaulthiertreiber ging voraus, wir folgten, und ein greiser Diener führte den Nachtrab. Die Burg von Lanhozo lag schon weit hinter uns, als wir mit Hülfe unserer Feuerzeuge die erste Fackel anbrannten; aber die Sonnengluth hatte sie so ausgedörrt, daß sie schnell verloderte. Glücklicherweise fanden wir eine Lache, in welche wir die beiden andern eintauchten. Unser Zug war so lang, daß die einzelne, mit ungewissem Lichte voran flackernde Fackel den Weg für die Nachfolgenden nur noch unsicherer machte. An einer sehr schmalen Stelle, wo zur Rechten ein steiler Abgrund gähnte, hielt mein Vordermann rasch sein Pferd zurück. „Guter Gott!" rief er mit ängstlicher Stimme, „er ist verloren!" Beistand war unmöglich, kein Reiter konnte an dem

andern vorüber, ohne das Schicksal unseres Gefährten zu theilen dessen Pferd gestürzt war, und seine Beine hatten sich in die Steigbügel verwickelt. Das Pferd wälzte sich nach dem schwarzen Abgrund zu; aber zum Glück gelang es dem Reiter, sich loszumachen und sein Pferd, das mit instinctmäßigem Schrecken zurückfuhr kam wieder auf die Beine. Unser Freund stieg wieder auf, und wir ritten ohne einen anderen Unfall weiter, bis uns unsere Führer auf einem kahlen Berge erklärten, sie hätten den Weg verloren. Sie kehrten also wieder um, und während wir ihnen folgten, zündeten sie Haufen trockenen Haidekrautes an, welche die nächste Umgebung sehr malerisch beleuchteten. Endlich fanden wir die rechte Straße wieder; aber noch hatten wir den Abhang des Carvalho d'Este zu passiren. Einer der Maulthiertreiber ging zu Fuß und trug eine Fackel, um uns an den schwierigsten Stellen zu leuchten, währen der Weg auch für den übrigen Zug durch angezündete Haidekrautbündel erhellt wurde. So ging Alles gut; aber kaum hatten wir das Thal erreicht, so erlosch unsere letzte Fackel, und wir ritten nun noch eine lange ermüdende Meile in wahrhaft unterirdischer Finsterniß, bis uns Bragas Lichter freundlich entgegenschimmerten. Von da kehrten wir wohlbehalten nach Oporto zurück.

Nachdem wir versucht, die nördlichen Provinzen Portugals zu schildern, wollen wir einige Bemerkungen über den dortigen Weinbau hinzufügen. Der Bezirk des Douro, wo die Rebe zuerst gebaut wurde, besteht aus wellenförmigen Geländen oder steil ansteigenden Bergen mit rothem Thonboden und beginnt ungefähr zwanzig Stunden von Oporto. Der hier erzeugte Wein gilt jedoch jetzt für dünn und kraftlos. Den besten gewann man erst seit der Entdeckung, daß die steilen Wände der Felsen, welche der vollen Kraft der Sonnenstrahlen ausgesetzt sind, die günstigste Lage für die Cultur der Reben bieten. Darnach entstanden nun an den Felswänden Terrassen von einigen Fuß Breite, die von unten auf bis nahe an den Gipfel reichen, und man erbaut vier bis fünf Fuß hohe Mauern, um den Boden

zu halten, der aus dem Abfall des thonigen Schiefers oder Kalksteins entsteht. Nachdem man die Gebirgswand mit Mühe und Kosten so vorgerichtet, pflanzt man im Herbste nach der Ernte die Weinstöcke, indem man Ableger der alten Reben flach auf den Boden legt und die Enden mit Erde bedeckt, bis sie Wurzel schlagen, worauf sie zwei Fuß tief und etwa drei Fuß von einander entfernt eingegraben werden. Es vergehen nun vier bis sechs Jahre, ehe sie gut tragen. Man sieht vorzüglich dahin, daß im Herbste alle langen dünnen Sprößlinge bis auf den Hauptschößling abgeschnitten werden. Die Zeit der Weinlese wechselt in verschiedenen Jahren um einen Monat, von Anfang September bis Mitte October. Es sind dann 20,000 Gallegos und ungefähr 10,000 portugiesische Männer, Weiber und Kinder in dem Bezirke beschäftigt, theils die gesunden Trauben zu lesen, theils die faulen oder trockenen herauszusuchen, während die Gallegos die Körbe auf dem Rücken an den steilen Abhängen hinabtragen. Die Trauben, aus welchen man den köstlichen Portwein gewinnt, werden, wenn man sie in die Sonne hängt, eine vollkommene Zuckermasse, und diesen reichen Zuckerstoff haben nur die in der größten Sonnengluth gereiften. Die Pressen sind steinerne, hoch über dem Boden stehende Becken von 2 bis 3 Fuß Tiefe und 20 bis 30 Fuß im Geviert. Mitten drin steht ein Knabe und harkt die hereingeschütteten Trauben zu einer gleichen Fläche. Sind die Becken voll, so springen 20 bis 30 nacktbeinige Gallegos hinein und tanzen nach der Musik von Guitarren, Pfeifen, Geigen, Trommeln und ihren eigenen Stimmen 40 oder 50 Stunden, mit einer sechsstündigen Pause zwischen je achtzehn Stunden, darin herum, bis der Saft völlig ausgepreßt und aus den rosigen Hülsen alle Farbe gewichen ist. Nun läßt man den Saft sammt Hülsen und Stielen 2 bis 6 Tage in Gährung; die Hülsen und Stiele steigen dann empor und bilden einen vollkommenen Kuchen. Es kommt viel darauf an, den richtigen Moment wahrzunehmen, wo der Saft auf „Tonels" oder Kufen abgezogen werden muß. Letztere liegen in einem tieferen Gebäude und stehen mit der Presse durch einen Kanal in Verbindung. Sie enthalten oft je 30 Pipen (150 Eimer). Die Douro-Traube ist so kräftig, daß sie bei einmal begonnener

Gährung nicht eher damit aufhört, als bis sie sich in eine bittere Flüssigkeit und endlich in Essig verwandelt hat. Daher muß vor der Entwickelung Branntwein zugegossen werden. Der Geschmack des Saftes ist, ehe er in die Kufen gelassen wird, süß und widerlich, seine Farbe dunkel und trübe; in zwei bis drei Jahren ist aber der herbe, hell funkelnde Portwein daraus geworden. Kein Arzt kann seinen königlichen Kranken sorgfältiger pflegen, als der Weinbauer seine Tonels, wovon seine ganze Einnahme abhängt. Es besteht in Oporto eine gesetzliche Prüfungscompagnie. Diese prüft die Weine im Januar und stellt über die Güte einen Schein aus. Die Wein-Messe beginnt dann in der Mitte des Februar. Von diesem Zeitpunkt an eilen die Kaufleute, begleitet von ihren Buchhaltern, Commissarien und Küfern auf Mauleseln und von einer Schaar Dienern zu Fuß, in die verschiedenen Meiereien des Weinbezirks. Nach dem Abschluß des Handels wird der Wein unter Aufsicht eines Commissars auf Pipen gezogen und an das Ufer des Douro geschafft. Von da wird er in große Boote eingeschifft, deren jedes 70 Pipen faßt, und in die Weinlager von Villa Nova gebracht. Von der Ernte des Jahres 1844, die sich auf 66,566 Pipen belief, verzeichnete man 21,238 Pipen als Wein erster Klasse. Es gingen in diesem Jahre 25,493 Pipen nach England; alle übrigen Versendungen betrugen nur 8453 Pipen.

Der Charakter der Portugiesen hängt innig mit ihren früher durchlebten Schicksalen zusammen. Die Entdeckungen unbekannter Länder im 15. Jahrhundert, die mit unglaublicher Tapferkeit vertheidigt wurden, gaben ihnen einen abenteuerlichen und kühnen Sinn; die Mühseligkeiten, welche sie auf ihren vielen Seefahrten zu ertragen hatten, machten sie geduldig; die Sehnsucht nach dem entfernten Vaterlande erweckte glühende Anhänglichkeit an den mütterlichen Boden; durch die Reichthümer ihrer Colonien wurden sie hochmüthig und verschwenderisch. Alle Vortheile der Colonialbesitzungen gingen unter der spanischen Herrschaft (1580 bis 1640) verloren; daher erblicher Nationalhaß gegen die Spanier. Von dem alten Nationalruhm blieb nur sein Schatten, die Prahlsucht, verbunden mit einer durch

jeden Widerspruch leicht aufgeregten großen Empfindlichkeit. Die fortdauernde Hoffnung auf bessere Zeiten bewirkt leidenschaftliches Ergreifen alles Neuen. Andere Charakterzüge fallen mit denen aller heißblütigen Südländer zusammen, als vorherrschende Sinnlichkeit, die sich gern dem heiteren Lebensgenuß hingiebt, und schnell auflodernder Jähzorn, der bei Streitigkeiten gleich zum Messer greift. Dagegen darf man von den Portugiesen rühmen, daß sie sehr mäßig und wohlthätig, sehr zärtlich, aber auch eben so eifersüchtig, in der Freundschaft edelmüthig und treu sind. Die portugiesische Artigkeit im geselligen Leben hat bei längerem Verkehr etwas Wohlthuendes, da man sich überzeugt, daß sie zum Theil aus natürlicher Gutmüthigkeit entspringt. Ein Portugiese hat eine wahrhafte Scheu, das Gefühl des geringsten Menschen zu verwunden, und besitzt er beißenden Witz, so wird er ihn selten, wenn auch noch so verblümt, gegen einen Anwesenden richten und sich der weitläuftigsten Umschreibung bedienen, um eine unangenehme Wahrheit vorzubringen.

Der portugiesische Adel ist im Allgemeinen von feiner Erziehung; doch mit den aristokratischen Vorrechten sind auch die Scheidewände der verschiedenen Klassen gefallen. Auf den großen Bällen in Oporto vereinigen sich alle gebildeten Stände unter gleichen Ansprüchen, und die Töchter des vornehmsten Edelmannes lassen sich von jedem anständigen Herrn mit und ohne Stammbaum zum Tanze führen, ohne erst eine steife Vorstellung abzuwarten. Auf dem Lande sind die Häuser der Edelleute fast jeden Abend für die benachbarten Bekannten geöffnet, und man weiß sich die Zeit sehr angenehm mit Tanz, gesellschaftlichen Spielen und Musik zu vertreiben. Fast alle jungen Damen spielen das Fortepiano und gewöhnlich sehr gut. Das bevorzugte und auch von vielen Herren gespielte Instrument ist jedoch die Guitarre, und sie sitzen häufig im Kreise, indem sie abwechselnd improvisirte Verse singen, ganz wie in Spanien. Die portugiesische Sprache eignet sich wunderbar zur zärtlichen und pathetischen, so wie auch zur komischen und satirischen Poesie, und es gewährt nicht geringes Vergnügen, wenn die Improvisatoren sich in Versen der letzteren Art ergießen und dadurch die Heiterkeit der Anwesenden erwecken, ohne jedoch dabei irgend-

wie mit Gift getränkte, tief verletzende Pfeile zu entsenden. Auch in dem Stande der wohlhabenderen Krämer, Handwerker und Unterbeamten findet man viele gute Musiker, und es giebt kaum ein anständiges Haus in Oporto, das nicht sein Pianoforte besäße. Die Männer dieser Klasse unterscheiden sich von der vornehmeren Klasse hauptsächlich durch größeren Prunk in reicher Lockenfülle und goldenen Ketten. In der Kleidung wetteifern sie mit den höheren Ständen. Männer und Frauen erscheinen allgemein in der Pariser Tracht. Die Mantilla tragen die Frauen jetzt nur noch, wenn sie zur Messe gehen. Die reicheren tragen eine schwarzseidene Mantilla, welche aus einem Rocke und einer langen Kappe mit einem dreieckigen Pappendeckel an der über den Kopf hängenden Spitze besteht und vorn mit den Händen zusammengehalten wird. Die Frauen von geringerem Stande tragen sie von einer Art Wollenzeug (Kamelott).

Die Bewohner des platten Landes lernt man am besten bei Gelegenheit einer „Romaria" oder anderen Lustbarkeit kennen. Eine Romaria ist ein Fest zu Ehren eines Heiligen, das man gewöhnlich auf einem freien Platze vor der Dorfkirche feiert. Hier werden Buden errichtet zum Verkauf gebratener Fische, süßer Kuchen und Abbildungen des Heiligen, womit die Gäste ihre Hüte schmücken. Das Volk versammelt sich aus einem Umkreis von einigen Stunden: die jungen Männer mit ihren flachköpfigen breitrandigen Hüten, die lustig auf einer Seite sitzen, mit ihren Jacken auf den Schultern, um die schöne farbige Weste und die weißen Hemdsärmel sehen zu lassen, größtentheils auch mit der dreisaitigen Guitarre in der Hand; die jungen Mädchen in noch weit bunterer Tracht mit und ohne Mantel, einige mit einem weißen Tuch über dem Kopf und einem bunten über dem Hals, andere in flachen Hüten, unter denen die zierlichsten Locken hervorschauen, wieder andere in hochköpfigen schwarzen mit Blumen und Bändern bedeckten Hüten und mit einem prächtigen Shawl um die Schultern. Am glänzendsten machen sich die Pachterfrauen in Hüten der letzteren Art, in blauen Reitkleidern, mit goldenen Ketten, die buchstäblich den Hals bedecken, und mit großen goldenen Ohrringen. Sie erscheinen gewöhnlich auf einem

Maulthier, Esel oder Pferd, während ihre Eheherren hinter ihnen her reiten. Die älteren Männer tragen lange blaue Röcke und einen dünnen langen Stock. Bei solchen Festen wird etwas gebetet, viel gegessen und getrunken, noch mehr getanzt und gesungen. Obgleich man zahllose Weinfässer herbeifährt, so ist doch Trunkenheit etwas Seltenes, noch weniger kommt Zank und Rauferei vor. Die Tänze bestehen in einer mit Sprüngen und Hopsen verbundenen Bewegung in Gestalt einer Acht nach einer langsamen Melodie. Eine dabei vorfallende witzige Bemerkung wird mit Händeklatschen und Gelächter belohnt. Man spielt auf Guitarren (Castagnetten habe ich noch nicht bemerkt), welche die Tänzer mit Gesang begleiten. Bei bedeutenden Festen spielen große Musikbanden. Es ist höchst ergötzlich, in Gesellschaft Vieler von einer Romaria heimzuziehen. Ein Dutzend Männer oder mehr gehen mit einander und lassen zu ihren Stimmen das Saitenspiel ertönen, indem einer nach dem anderen seine poetischen Stegreif-Ergießungen bald ernst, bald lustig, wie es die augenblickliche Stimmung mit sich bringt, zum Besten giebt, und die Frauen ihnen antworten. Ihre Gesänge sind etwas eintönig, aber auch hier, wie in Spanien, bewegen sich diese ländlichen Poeten in den lieblichsten Bildern. Der Himmel und die Sterne, die grünen Thäler, die klaren Ströme und die romantischen Berge, Lusitaniens tapfere Söhne und ihre Liebe zur Freiheit, vor Allem aber ihre schwarzäugigen Mädchen sind die Gegenstände ihrer Muse. — Von den Mädchen kommen wir auf das Freien. Dies ist unter den Landleuten eine sehr zarte Angelegenheit. Wenn ein lusitanischer Bauer seiner Geliebten begegnet, so nimmt er ehrerbietig seinen Hut ab und bleibt auf seinen Stab gestützt in einiger Entfernung stehen, während sie, nachdem sie ihren Korb an einer Thür oder Mauer abgesetzt hat, verschämt die Augen senkt und mit einem schelmischen Lächeln von Zeit zu Zeit aus ihren feurigen Augen so glänzende Blicke auf ihren Schäfer wirft, daß es kein Wunder ist, wenn sein Herz in Flammen aufgeht. Hat die Freierei ihr Ziel erreicht, so schreitet man zur Trauung, die bei den unteren Klassen in der Pfarrkirche statt findet. Der Priester bindet buchstäblich die Hände des Brautpaares zusammen, und zwar mit dem Ende

seiner Stola*), ehe er den Ring ansteckt. Er verrichtet die Einsegnung in lateinischer Sprache, und kaum ist diese vorüber, so begrüßen die Zuschauer Braut und Bräutigam noch in der Kirche mit einem Hagel von Bonbons. Die höheren Stände empfangen den Segen in der Privatkapelle ihrer Häuser. Hinterher folgt ein Ball, bei dem das neue Paar beständig zugegen sein muß. — Bei Taufen hält jeder der Pathen eine lange Wachskerze und stellt sich damit um den Taufstein. Der Priester nimmt darauf das Kind in seine Arme, salbt dessen Lippen und Augen mit Oel, macht endlich mit Wasser das Zeichen des Kreuzes auf die Stirn und schließt mit einigen schnell gesprochenen Gebeten. Ein Beweis von Duldung ist es, daß man auch Protestanten als Taufzeugen zuläßt. — Mit besonderen Feierlichkeiten werden in Portugal die Begräbnisse vollzogen. Stirbt eine vornehme Person, so wird sie am folgenden Tage in seiner von Kerzen erleuchteten Kapelle zur Schau ausgestellt. Am Abend bringt man die Leiche in einem offenen Sarge nach einer der Hauptkirchen und stellt sie unter einem Prachthimmel von schwarzem mit Silber besetztem Sammet auf eine eben so bedeckte Bahre. Die Trauernden stellen sich mit Wachskerzen rings umher auf, während ein Trauergottesdienst mit sanften Tonstücken gehalten wird. Nach Beendigung desselben wird der Sarg geschlossen und der Schlüssel den nächsten Verwandten ausgeliefert. Dann begleiten die Trauernden den Sarg nach dem Friedhof. Bei Jungfrauen ist der Prachthimmel immer blau mit Silber, bei gestorbenen kleinen Kindern bunt. Letztere nennt man „Anjinhos", Engelchen, und da man glaubt, daß ihre Seele unmittelbar in den Himmel kommen, ohne erst durch's Fegefeuer zu müssen, so wird ihr Tod nicht betrauert, sondern als ein freudiges Ereigniß betrachtet und man legt die schönsten Gewänder an; auch empfangen die Eltern statt Beileid nur Glückwünsche. Die Armen scheuen kein Opfer, um die kleinen Leichen

*) Die Stola ist eine lange breite weiße mit Steifleinwand gefütterte Binde von Seide oder Silberstoff, welche die Priester der römischen Kirche bei feierlichen Amtshandlungen über beide Schultern und die Brust kreuzweis herabhängend tragen; sie ist mit drei Kreuzen bezeichnet und an den Enden oft mit Glöckchen versehen.

auf's lieblichste auszuschmücken. So begegnet man nicht selten Frauen mit einem kleinen offenen Sarg auf dem Kopf, worin ein Kind in Seide und Flitterstaat und mit lebensfrisch gemalten Wangen liegt. Die Idee ist sehr ansprechend; denn das Kind erscheint nun der Mutter beim letzten Blick in all der Schönheit eines holden Engels, der hinüber schwebt in das Reich der Seligen. Nach dem Absterben eines Familiengliedes folgt das „Pesemo", der Beileidsbesuch der nächsten Verwandten. Beim Eintritt in's Haus findet der Besucher Flur und Gang nur düster erleuchtet, und ein Diener bringt ihn in ein schwarz verhangenes Zimmer, wo nur eine einzige kleine Kerze brennt. Hier verbeugt man sich vor den Leidtragenden, spricht ein paar Worte und nimmt dann auf den an den Wänden angebrachten Sitzen unter den übrigen Gästen Platz, mit denen man flüsternd sich unterhalten darf. So sitzen die Leidtragenden drei Abende lang zur Schau, was für ein durch den Todesfall erschüttertes Gemüth höchst peinlich sein muß. Nach der Bestattung verrichtet man fleißig Gebete für die Seele des Verstorbenen und opfert große Summen für Messen, um sie aus dem Fegefeuer zu erlösen. Unzählige Bilder, die von Flammen umgebene Leiber darstellen, findet man über allen Altären am Wege mit der Ueberschrift: „Spendet zu Messen für die Seelen im Fegefeuer!" und der Glaube daran ist dem Volke tiefer eingeprägt, als irgend ein anderer. Man erzählt eine Anekdote von einem Manne, der sich durch Seeräuberei ein ungeheures Vermögen erworben und dem sein Beichtvater, ein Bernhardiner, auf dem Sterbebette vorstellte, er müsse entweder sein Vermögen ihrem Kloster vermachen oder unendlich lange im Fegefeuer schmachten, daß er seinen ältesten Sohn kommen ließ, um denselben seinen frommen Vorsatz zu eröffnen. „Bedenke, mein Sohn", erwiederte er auf dessen Einwendungen, „welche Martern mich in den brennenden Flammen erwarten, bedenke, unter welchen verruchten Gesindel ich tausend und aber tausend Jahre zubringen muß, wenn ich nicht für eine hinlängliche Anzahl Messen zahle." — »Und bedenke auch du, mein Vater, welches Elend mich und deine anderen theuren Kinder erwartet, wenn du dein Vermögen jenen faulen Mönchen giebst«, entgegnete der zärtliche Sohn

und drückte liebevoll die Hand seines sterbenden Vaters. »Bedenke das, mein theurer Vater. Und was ist es auch am Ende mit dem Fegefeuer, gewiß wirst du dich bald daran gewöhnt haben!« — Als der Mönch wieder kam, war der alte Pirat bereits aus der Welt gegangen; sein Sohn aber zeigte sich nachher immer als einen äußerst musterhaften Menschen.

Früher wimmelte Portugal von Mönchen. In Oporto und Villa Nova gab es nicht weniger als vier und zwanzig klösterliche Anstalten. Jede Stadt, ja fast jedes Dorf in der Nachbarschaft hatte wenigstens Ein Kloster. Jetzt sind diese einst stolzen Gebäude geschwärzte Steinmassen oder verlassene Trümmer, und ihre Bewohner darben als Verbannte oder plündern als Straßenräuber. Viele sind bereits im Elend verschmachtet, während andere noch in den Häusern ihrer frommen Anhänger ein kümmerliches Dasein fristen. Wer wollte es nicht bedauern, daß Männer, worunter gewiß viele schuldlose und tugendhafte waren, in ihren alten Tagen von einem so harten Schicksal betroffen wurden! Aber man sah sich leider gezwungen, den schädlichen Baum, der das Land verdumpfte, mit Wurzeln und Zweigen gänzlich auszurotten; denn wäre nur noch ein einziger Keim zurückgeblieben, so würde dieser alsbald wieder emporgewachsen sein und mit zehnfacher Kraft geblüht haben. Mancher Künstler mag es beklagen, daß dem Lande viel Romantisches und Malerisches durch Aufhebung der Klöster verloren gegangen; doch sind dem Lande dadurch auch Tausende von fleißigen Händen gewonnen und Millionen Geldes, welche vormals in die von der Welt abgeschlossenen Klostermauern wanderten, um dort als todter Schatz unbenutzt aufgehäuft zu werden, dienen gegenwärtig dem Aufschwung der Gewerbthätigkeit.

Werfen wir einen Blick auf den Stand der hiesigen Gewerbthätigkeit. In und um Oporto giebt es Hunderte, ja Tausende von Webestühlen, wo eine bedeutende Masse von Seidenstoffen verfertigt wird. Fast in jedem Hause der Vorstädte findet man einen Webestuhl. Man fertigt auch einen dicken wollenen Stoff, den man bunt färbt und als Wintershawls trägt. Die portugiesische Leinwand ist sehr fest und von verschiedener Feinheit. Eine Bäuerin sieht man nie ohne Rocken

unter dem Arme, selbst wenn sie mit ihrem Korbe auf dem Kopf zu Markt geht, spinnt sie unterwegs. Außer den Zeugen wird in der Stadt und Umgegend ein Ueberfluß von Töpferwaaren producirt, die theils roth, theils sehr dünn und schwarz, die stärkste Hitze aushalten. Aus zwei Eisengießereien Oporto's gehen Gitter, Oefen und alles mögliche Hausgeräth hervor. Die Handwerker der Stadt haben Innungen, und es zeichnen sich unter ihnen durch treffliche Leistungen die Schuh-, Hut- und Kleidermacher aus. Auf den Aushängeschildern lies't man allerhand sogenannte stehende Witze; so über der Thür eines Zimmermanns: „Professor der Kasten", auf dem Schilde eines Hutmachers: „Herausgeber und Verleger von Hüten." Vor den meisten Läden hängt ein Zeichen. Die Zahnärzte hängen eine Reihe ungeheurer Zähne aus, Barbiere eine Art Helm, Handschuhmacher einen goldenen Handschuh, Weinhändler eine Rebe. Die Waaren sind gewöhnlich in den Thüren der meistens nur kleinen und finsteren Läden aufgestellt. Von Pastetenbäckerläden wußte man früher nichts, jetzt findet man mehrere dergleichen mit sehr feinem Zuckerwerk. Auch einen Fruchtladen giebt es; aber meistens werden Früchte aller Art in den Straßen von Weibern ausgerufen, welche die Waare in Körben auf dem Kopfe tragen. Eben so verkaufen Weiber Fische und Federvieh, Ziegenkäse, den man am oberen Douro bereitet, und geröstete Kastanien, welche sie in runden Krügen herumtragen, und, um sie warm zu erhalten, mit ihrem Mantel bedecken, während andere Weiber mit einem Korbe voll roher Kastanien und einem kleinen Ofen zum Rösten derselben von früh bis in die Nacht fast an allen Straßenecken sitzen. Wildes Geflügel und Wildpret wird von Männern feil geboten. Tannzapfen zum Feueranmachen bringt man in großen Netzen auf Eseln zur Stadt. Essig sah ich von einem alten Mann ausbieten, dessen abgelebter Esel zwei kleine Fässer trug. „Schönen Essig! schönen Essig!" rief er; „den schönsten Essig in der Provinz kauft, kauft! Er geht schon auf die Neige!" Mit dieser Versicherung beginnt er den frühen Morgen und wiederholt sie den ganzen Tag. Der Ausruf aller dieser Waarenverkäufer ist ein gedehnter und singender Ton mit steigender und fallender Stimme. Im Sommer werden auf Trage-Tischen

kühlende Getränke verkauft, im Herbst locken große Haufen von Melonen, besonders von saftigen Wassermelonen. Beide Arten werden ungemein groß; eine von ganz gewöhnlicher Größe wog 28 Pfund und hatte 2 Fuß 10 Zoll im Umfang. — Eine eigenthümliche Volksklasse bilden die Gallegos als die Last- und Wasserträger der Stadt. Sie nähren sich von der schlechtesten Kost, tragen die gröbsten Kleider und schlafen in einer gemeinsam gemietheten Hütte, zeichnen sich aber durch Ehrlichkeit und Arbeitsamkeit aus. Daher nimmt man sie auch gern als Bediente an, und die Damen Oporto's bedienen sich ihrer fast ausschließlich bei ihren Abendbesuchen, welche sie gewöhnlich in Tragsesseln machen. Die Träger baben einen großen Livreerock und einen Hut mit einem Bande; vor denselben leuchtet ein Diener mit einer Fackel. Diese Sitte wird durch die vielen steilen Berge der Stadt bedingt. Troß dem fährt man auch in Wagen der verschiedensten Art von der alterthümlichen Familienkutsche bis zur neumodigen leichten Britzka. Erstere ist ein höchst sonderbares mächtiges Fahrzeug, das weder Rücksitz noch Kutscherbock hat, und der Führer desselben trägt einen Rock von Stroh, einen abgenutzten Hut und, falls er nicht barfüßig, hölzerne Schuhe, statt der Peitsche hält er eine lange Stange mit eiserner Spitze in der Hand, statt der Pferde hat er ein paar geduldige Ochsen vorgespannt. Zu Reisen bedient man sich häufig der Sänften, häßlicher bunt angestrichener Maschinen mit Vorhängen, hinten und vorn mit Deichseln, die auf den Schultern zweier Maulthiere ruhen, wozu immer die stärksten und gelehrigsten ausgesucht werden, damit das Leben der Reisenden nicht etwa durch die Launen eines solchen Thieres in Gefahr gebracht werde. Durch den Einfluß der Engländer, deren es etwa funfzig Familien in Oporto giebt, ist der Gebrauch englischer Wagen eingeführt, und ihre Zahl wird sich ohne Zweifel vermehren, je mehr die Verbesserung der Wege vorschreitet; doch ist dies natürlich durch dauernde Ruhe des Landes und glückliche Zeiten bedingt.

Die tief im Volke lebende Hoffnung des Bessern hat den Glauben an die Wiederkehr des Königs Sebastian erzeugt. Dieser, ein junger feuriger Mann, bestieg den Thron zu einer Zeit, wo das Reich im höchsten Glanze stand. Er beschloß, seine Regierung

durch eine ruhmvolle Waffenthat zu verherrlichen und setzte (1578) nach Afrika über, um dies Land zu erobern. Aber sein Heer ward nach heißem Kampfe, der selbst dem maurischen Sultan Mulei Mahomed das Leben kostete, geschlagen, und Sebastian verschwand im Getümmel der Schlacht, ohne daß man je über sein Schicksal etwas erfahren konnte. Da verbreitete sich der Glaube, er sei durch maurische Zauberei in ein gefeites Schloß versetzt, wo er in ewiger Jugend fortlebe, und er werde einst wiederkehren, um sein Volk aus schmählichen Fesseln zu erretten und zu dem früheren Glanz zu erheben. Es hieß, eines Morgens, wenn der Himmel von Wolken und Nebeln dicht verhüllt wäre, würde plötzlich ein helles Licht die Dunkelheit durchbrechen und himmlische Wesen würden des Königs Barke aus den Wolken in den Tajo geleiten, die Verkünderin von Glück und Frieden. So haben denn die Anhänger dieses Glaubens, Sebastianisten genannt, an manchem trüben Morgen schaarenweis auf den Kais von Belem, wo der Fluß sich in's Meer ergießt, nach der Barke ausgeschaut. Die Zahl derselben, vor Jahren vielleicht ein Drittel des Volkes umfassend, hat sich allmälich sehr verringert, seitdem mehr Bildung heimisch zu werden beginnt. Ich habe mich vergeblich bemüht, einen solchen Sebastianisten kennen zu lernen; denn gegen Fremde ist man natürlich in solchen Punkten am meisten zurückhaltend. Eben so verhält sich's mit anderen abergläubigen Vorstellungen, die namentlich unter dem Landvolke herrschen; nur durch einen portugiesischen Freund konnte ich etwas davon erfahren. Die furchtbarsten aller übernatürlichen Wesen sind die Bruxas (Bruchas). Sie erinnern an die Vampyre. Während des Tages erfüllen sie, wie andere Weiber, musterhaft ihre häuslichen Pflichten. Sie können liebenswürdig, ja schön sein; doch liegt in ihrem Auge ein gewisser wilder Ausdruck und auf ihrer Stirn eine bedeutungsvolle Runzel. Niemand kann sagen, welche Frauen Bruxas sind, und sie selbst hüten sich wohl, ihr Geheimniß zu entdecken. Sie sind eine vom Himmel verstoßene Schwesterschaft, und ihre Seelen sind durch einen Vertrag, der allnächtlich erneuert wird, dem Fürsten der Finsterniß verfallen. Die teuflische Macht regiert sie vom Untergang bis zum Aufgang der Sonne. Dann werden sie in riesenhafte

Eulen oder Fledermäuse verwandelt. So fliegen sie in Schaaren weit hinweg von ihrer Heimath über Berge und Thäler, Sümpfe und Teiche, in deren Spiegel sie ihre häßliche Gestalt schauen müssen. Freunde oder Verwandte, die ihnen auf ihren nächtlichen Streifzügen begegnen, führen sie irre über rauhe Berge und dorniges Gestrüpp. Nachdem sie heimgekehrt, dringen sie in die Hütten ihrer Nachbaren und Freunde, fächeln die schlafenden Kinder derselben mit ihren schwarzen Flügeln zur Ruhe und saugen ihnen das Lebensblut aus den Adern, ja sie verschonen selbst ihre eigenen Kinder nicht. Wenn ein Kind des Morgens todt, schwarzblau und mit kleinen Stichen bezeichnet gefunden wird, so sagt man: „Das hat eine Brura gethan." Doch Niemand weiß, wer es gewesen; denn mit dem ersten Licht des Tages erhalten die Bruras ihre menschliche Gestalt zurück. Fast nicht minder furchtbar ist das Loos der Lobishomes, die unter bösem Stern geboren und dadurch der Nothwendigkeit eines eisernen Geschickes verfallen sind. Dieser Fluch waltet über jungen Leuten beiderlei Geschlechtes, und obgleich jede Familie davon weiß, so bewahrt sie es doch als das tiefste Geheimniß, weil es für eine große Schande gilt, damit belastet zu sein. Gewöhnlich verfällt der siebente von sieben Söhnen oder Töchtern einer Familie dem dämonischen Einfluß, und man kann sich nur dagegen schützen, wenn man einen von den sieben Adam tauft. Bei Tage sind die Lobishomes frei von ihrem bösen Zauber und sie sitzen dann in düsterer Schwermuth mit verwildertem Anzug am Herd. Aber des Nachts verlassen sie ihre Wohnung, das Landmädchen seine Hütte, der adelige Jüngling sein stolzes Schloß. An einem wilden einsamen Ort werfen sie ihre Kleider ab und werden augenblicklich in Rosse mit langen wehenden Mähnen, feuerschnaubenden Nüstern und wuthentbrannten Augen verwandelt. Furcht peitscht sie von dannen, und so brausen sie, dem Sturmwind gleich, über rauhe Gebirge und tiefe Thäler, über Ströme und Winterfluthen, durch Schnee und Eis, durch Regen und leuchtende Blitze. Meilen durchstürmen sie in eben so vielen Secunden. Sie wiehern vor Pein, und alle Thiere fliehen vor ihnen. Eine unwiderstehliche unsichtbare Macht treibt sie unaufhaltsam vorwärts. Ihre Pulse pochen

schneller, ihr Athem stockt, aber sie können, sie dürfen nicht rasten. So beschreiben sie weite Kreise von einigen hundert Meilen, und bei Tagesanbruch müssen sie wieder genau an der Stelle sein, von wo sie ihren Lauf begonnen. Nachdem sie daselbst ihre Menschengestalt zurückerlangt, kehren sie bleich und elend heim. Höchstens sieben Jahre halten sie dies Leiden aus, dann macht der Tod demselben ein Ende. Oft hören die Hüttenbewohner über sich Töne, wie das Geschrei eines gepeinigten Pferdes; sie hören schallenden Hufschlag und das Geräusch eines vorüberbrausenden Sturmwindes; dann rufen sie: „Es ist ein unglücklicher Lobishome! Die Heiligen seien ihm gnädig!“ Zuweilen sehen auch Hirten, wenn sie auf den Gebirgshöhen ihre Heerden hüten, ein wildes Roß flüchtig wie ein feuriges Meteor durch die Ebene jagen, während die Schafe und Ziegen scheu auseinander stieben. — Außerdem findet man in Portugal den Glauben an Hexen und boshafte Kobolde, kleine zusammengeschrumpfte alte Männchen, die auf Bäumen sitzen und die Vorübergehenden mit Steinen werfen, wie bei uns. Eben so gilt auch hier der Johannisabend für die Zeit, wo die unterirdischen Geister nach Belieben schalten und walten können. Dann pflegen die jungen Bursche allerhand tolle Streiche zu verüben. Auch können junge Leute in dieser Nacht, wie bei uns in der Neujahrsnacht, auf verschiedene Weise ihr Schicksal erfahren, vornehmlich dadurch, daß man das Weiße eines Eies in ein Glas gießt. Die Gestalt, die es annimmt, entscheidet das Loos des Fragenden. Eine Kathedrale bedeutet einen Bischof, eine Kirche den Priester, ein Schiff den Seemann, eine Anzahl kleiner Zeichen den Soldaten 2c. Gelingt es Jemandem, am Johannisabend dem Messe lesenden Priester ein vierblätteriges Kleeblatt unmerklich in's Meßbuch zu legen, so erhält er dadurch die Bürgschaft für die Erfüllung aller seiner Wünsche und kann alle Art von Zauberei bewirken. Der Priester aber nimmt sein Meßbuch bei dieser Gelegenheit wohl in Acht und empfiehlt vielmehr den Schutz seiner **Heiligen** als bestes Hülfsmittel gegen alle Zauberei.

St. Antonio ist der Lieblingsheilige, und es giebt unzählige Bilder von ihm in allen Größen, womit man von Thür zu

Thür geht, um dafür zu sammeln. Er wird von einem Mann in einem gelben, blauen oder rothen Mantel herumgetragen, der zu jedem Hause seines Kirchspiels geht und um fünf Reis*) für den heiligen Antonio und zum Besten der Seele des Gebers bittet. Die Ansprache hat jedoch nicht immer guten Erfolg; denn oftmals habe ich sagen hören: „Ei was! Er ist vorige Woche hier gewesen; ich habe nichts für ihn!" oder: „St. Gonsalves sorgt für meine Seele; ich kann nicht auch noch den heiligen Antonio bezahlen!" Bei der großen Zahl der Heiligen hat jeder derselben sein bestimmtes Amt: St. Cyprian schützt vor Bezauberungen, St. Jerome vor Blitz, St. Ildefonso vor plötzlichem Tod, St. Eymidius bei Erdbeben, St. Sebastian heilt böse Fieber, St. Benedict giftige Bisse, St. Michael Beulen und Krebsschaden, St. Judas Husten, St. Ovidio Taubheit, die heilige Apollonia Zahnschmerz, die heilige St. Clara Augenkrankheit, St. Barbara wacht über das Geschütz, St. Joseph über die Zimmerleute, St. Cecilia über die Musiker, St. Lukas über die Maler, St. Martha über die Weinstöcke, St. Franz von Sales überwacht die Studenten, St. Brigitta mildert die Schwierigkeiten des Lernens, St. Christoph die Langeweile, St. Rita de Cascia vermittelt die Unmöglichkeiten. St. Georg spielt merkwürdigerweise eine Hauptrolle bei der Prozession am Frohnleichnamsfeste. Zuerst kommen seidene Fahnen, dann, von einem Priester unter einem Prachthimmel getragen, die heilige Hostie, bei deren Anblick Alles auf die Kniee fällt. Daran schließt sich eine lange Reihe von Personen mit Wachskerzen und endlich erscheint St. Georg auf einem reich geschirrten Schlachtroß, in glänzender Rüstung, mit Helmbusch, Lanze und dem Mantel eines Kreuzfahrers. Hinter ihm folgt ein Zug schön geputzter Pferde, gestellt von den vornehmen Leuten des Ortes und geritten von ihren Dienern in den schönsten Livreen mit großen aufgestülpten und seitwärts sitzenden Hüten. Der nächste im Zuge ist der Bischof unter einem Baldachin, und die daran

---

*) Reis (Rees) portug. Rechnungsmünze, die zu 5, 10 und 20 R. in Kupfer ausgeprägt wird. Man rechnet nach 1000 oder Milreis = 1 Rthlr. 18 Sgr. 8 Pf. Demnach sind 20 Reis fast = 1 Sgr.

befestigten Schnuren werden von den angesehensten Ortsbewohnern gehalten. Wie bei allen dergleichen Festaufzügen machen Soldaten und Musikbanden den Beschluß. Auch pflegen bei solchen Gelegenheiten nicht einige kleine Engel zu fehlen mit rosenrothen, blauen oder silbernen Flügeln, mit Helmen auf den Köpfen und mit weißgefütterten goldbesetzten Kleidern von schönfarbigem Atlas ausgeputzt. Auch sieht man Gruppen lebensgroßer, mit seidenen Gewändern bekleideter Figuren, Gegenstände aus der biblischen Geschichte vorstellend und auf Plattformen von schwarz gekleideten maskirten Leuten getragen. Dieser Dienst war früher eine beliebte Art der Bußübungen. Das Landvolk hält noch immer viel auf Bußübungen, da sie selten sehr schwer sind und den bequemsten Weg zur Beruhigung des Gewissens darbieten. Die strengsten sind, wenn etwa aufgelegt wird, auf nackten Knieen um die Kirche zu rutschen, wobei man zuweilen noch einen Sack voll Sand auf die Schultern legt, der allmälich auslaufen muß. Oft sind dies auch freiwillige Gelübde. Ein bei den Landwirthen beliebtes Gelübde besteht darin, der Kirche so viel Korn oder Wachs zu schenken, als das eigene Gewicht beträgt. Zu dem Ende findet man in einem Nebengemache der Kirchen wohl eine ungeheure Wagschale, um Geber und Gabe darauf zu setzen. Man erzählt auch eine Geschichte von zwei Damen, die das Gelübde gethan, nach einem ungefähr zwei Wegestunden entfernten Orte zu wallfahrten, ohne zu sprechen. Neun Mal versuchten sie es vergeblich und mußten sich endlich durch schweres Geld von dieser Verbindlichkeit loskaufen. Selbst Thiere sind von den Bußübungen nicht ausgeschlossen, und es kommt nicht selten vor, daß man Kühe, die einer Viehseuche entgangen sind, um ein beliebtes Madonnenbild führt, desgleichen Pferde, Ochsen und Esel, zuweilen selbst Schweine. Die beiden letztgenannten überschreiten bei dieser Ceremonie durch ihre disharmonischen Töne hin und wieder die Grenzen der Schicklichkeit; den Ochsen dagegen kommt ihre natürliche Ernsthaftigkeit dabei wohl zu statten.

Siebentes Kapitel.

Am 10. September ritten wir in aller Frühe über die Kettenbrücke des Douro eine hohe enge Straße nach Süden hinauf. In der kleinen Schenke von Vendas Novas frühstückten wir gekochte Eier, Brot und Wein. Während unsere Thiere ihren Mais kauten, gingen wir aus, um einen Viehmarkt zu besuchen, der auf einer Wiese in der Nähe des Dorfes gehalten wurde. Die Leute fingen in dieser frühen Stunde erst an, sich zu versammeln. Die Weinverkäufer waren bereits auf dem Platz mit ihren Karren voller Fässer und mit ihren Tischen voller Gläser, Brotschnitte und Biscuit. Andere waren beschäftigt, Fische und Reis zu kochen. Einige hatten ihre Stände mit laubigen Zweigen umgeben, Andere ungeheuer große bunte Schirme darüber zum Schutz gegen die Sonne ausgespannt. Jetzt kam ein ehrbarer Landmann mit ein paar Ochsen, ein munterer Bursche galoppirte auf einem Maulthier heran, ein anderes an der Halfter führend, ein alter Mann trieb einige betrübte Esel vor sich hin, ihm folgte ein Pferdehändler und so fort, bis der Markt sich füllte. Dann begann ein vollständiger Chor von Eselgeschrei, Wiehern und Brüllen, während mehrere unbewachte Maulthiere und Esel sich losrissen und ihre langen Schwänze schwenkend mit lautem Freiheitsgeschrei durch die Stände und Buden über das Feld liefen. Und gerade diese Scenen schienen eine Hauptbelustigung des Tages zu bilden; denn die Thiere hemmten entweder alsbald ihren Schritt, um zu grasen oder kehrten in einem weiten Bogen zu ihren Kameraden zurück. — Um eilf Uhr brachen wir wieder auf und ritten durch zerstreute Fichtenhaine bis auf einen höheren Punkt, von wo wir eine breite wohlbebaute Ebene unter uns mit der Stadt Freia zur Rechten, weiter hinaus einen breiten Gürtel von gelbem Sand bis zum Meer überschauten. Eine Stunde lang ritten wir im Angesicht der blauen schimmernden Wasserfläche; dann passirten wir ein paar kleine, ziemlich anmuthig gelegene, reinliche Städte, wie denn überhaupt dieser Theil des Landes reich mit Städten und Dörfern besetzt ist, die an den Ufern der vielen in's Meer

mündenden Flüßchen erbaut sind. Ueber hochliegendes flaches Land ging's weiter durch einen wohlbestandenen Fichtenwald. So erreichten wir gegen Abend Alt-Albergaria, welches das beste Wirthshaus zwischen Oporto und Coimbra besitzt, das gewöhnliche Nachtquartier der dahin Reisenden. Wir wollten indeß noch bis Sardão, um am nächsten Morgen bei Zeiten in dem Kloster Busaco einzutreffen. Die Sonne sank bereits über düstere Fichten hinab, als wir nach kurzer Rast das Dorf verließen. Es war ein stiller anmuthiger Abend; die Hecken hauchten ihre lieblichsten Düfte aus, die Grillen zirpten lustig, die Vögel sangen ihren späten Preisgesang. Wir kamen durch einen Hain von Korkbäumen, die bis an die Zweige von ihrer Rinde entblößt waren, und so verfährt man alle drei Jahre, innerhalb welcher der Kork wieder bis zu seiner früheren Stärke wächst. Die Gegend erschien angenehm, hüllte sich aber, nachdem wir den Fluß Vouga auf langer Brücke überschritten, in schwarze Schatten. Fast eine Meile lang ritten wir in der Dunkelheit und inzwischen erzählte uns unser Führer José von Räubern, welche ihn sammt zwei Studenten von Coimbra in einem Walde überfallen, fast ganz nackt ausgezogen und dann an Bäume gebunden, wo sie vor Kälte schauernd hätten aushalten müssen, bis ein vorübergehender Landmann sie befreit; das Gepäck war fort, aber ihre wohl gezeichneten Maulthiere weideten in der Nähe. Bei dem bleichen Lichte von unzähligen Feuerfliegen passirten wir die Brücke eines Flüßchens, dann das große Dorf Aguida an einem gleichnamigen Flüßchen, der mit dem See von Aveiro, von da mit dem Meere in Verbindung steht und mittelst eines Kanals einem bedeutenden Landstrich Fruchtbarkeit gewährt. Es folgte eine zweite lange Brücke, ein Berg, endlich die Stadt Sardão (da-ung). Das Wirthshaus war klein und schmutzig. An den Wänden hingen colorirte biblische Bilder; eins stellte die Heimkehr des verlorenen Sohnes vor, der einen grünen Rock und Stulpstiefel trug. Das Haus war voll Viehhändler, die bis spät in die Nacht durch unser Schlafgemach nach einer Hinterkammer gingen, wo sie in ihre Pferdedecken gehüllt, lachend und schwatzend bunt durcheinander lagen; auf der andern Seite hörte man das Schellengeklingel der Maul-

thiere; in dem Bette belästigten uns blutgierige Insecten. Nichtsdestoweniger lagen wir, ermüdet von den ausgestandenen Strapazen, bald in den Armen des süßesten Schlummers.

Mit Tagesanbruch saßen wir im Sattel und trabten munter hinaus auf der Straße nach Lissabon. Die Bergketten im Osten sollen an Metallen und Kohlen reich sein. Auch gewinnt man hier röthlichen granitartigen Sandstein und verwendet ihn zu Häusern, Pfeilern und Brunnen. Zu beiden Seiten des Wegs lagen meist auf ebenem, nur sanft erhöhtem Lande große Weingärten, deren leichtes Gewächs man unter dem Namen Figueira-Wein kennt, weil er von Figueira aus verschifft wird. Aus den Weinbergen kamen wir in einen Bezirk mächtiger Olivenwälder, die der Gegend eine düstere Färbung gaben. Zu unserer Linken in der Provinz Beira Alta erhob sich jetzt eine kreisförmige Kette von Gebirgen; der nördliche Theil heißt der Caramulo, der südliche, der an den Fluß Mondego reicht, die Serra de Busaco. Ein paar rauhe Pfade bilden den einzigen Uebergang. Indem wir uns von der Landstraße links abschwenkten, gelangten wir durch ein labyrinthisches Gewirre von Bergen und Hügeln zu dem Fuße eines kegelförmigen Gipfels, auf dem wie ein Adlerhorst das Kloster Busaco thront. Als wir die steilen Wände zu ersteigen begannen, wurden wir von der mannichfaltigen Schönheit der Landschaft entzückt. Zu beiden Seiten starrten hohe, von Bäumen überhangene moosbedeckte schroffe Felsen mit vielen von den Winterströmen ausgespülten Höhlen, aus welchen murmelnde Bächlein rieselten. Vor uns lagen die fruchtbaren Thäler und schwellenden Berge, die wir durchwandert hatten, darüber hinaus eine weite, von Fichtenwäldern durchbrochene Ebene mit dem silberfunkelnden Ocean in der Ferne, und das ganze schöne Bild war mit einem blauen durchsichtigen Schleier überwoben, durch welche lichtstrahlend das Antlitz der Natur hervorsah. Mühsam uns emporwindend, erreichten wir endlich eine Plattform, wo das Gartenthor des Klosters sich uns öffnete, und wir ritten nun in den geheiligten Hain von Busaco ein, wo der Schatten mehrhundertjähriger Cypressen uns empfing, die zu Tausenden auf diesem bevorzugten Fleck der Erde wachsen. Es ist die portugiesische Cypresse (Cy-

pressus lusitanica), vor zweihundert Jahren von Goa hieher gebracht und der Ceder des Libanon täuschend ähnlich. Ihre schlanken Stämme sind von dichtem Epheu umrankt und ihre mächtigen Aeste überragen undurchdringliche Gebüsche von Lorbeersträuchen. Mit den dunkeln Nadeln der Cypressen vermischt sich das Laub riesiger Platanen, Kastanienbäume, immergrüner Süßeichen, dann die langen Büschel der Strandfichte (Pinus maritima), die zierlichen Kronen der Waldpinien und die dicken knotigen Stämme der Korkeichen. Alles prangt in jungfräulicher Naturwüchsigkeit; man glaubt sich in die Urwälder des Orients versetzt. Gewiß ist, daß der Klosterpark von Busaco seines Gleichen in Europa nicht hat. Keine Art hat ihn je berührt. Den Schlüssel dazu findet man, wenn man am Haupteingang die in weißen Marmor gehauene Bulle lies't, durch welche der Pabst Urban VIII. (1643) Alle in den Bann thut, die hier Bäume fällen. Auf unserem Wege fanden wir in kurzen Zwischenräumen kleine Kapellen, deren Inneres mit biblischen Holzfiguren angefüllt war, wie jene auf dem Bom Jesus von Braga. Leider hatte muthwilliger Unfug viele dieser Holzbilder kläglich verstümmelt, und wir konnten nur bedauern, daß diese der Andacht geweihten Stätten nicht von den Wirkungen des Bürgerkrieges verschont blieben. Das Kloster selbst, mitten auf einer Wiese gelegen, ist ein langes niedriges Gebäude mit engen Zellen, früher von Karmelitern bewohnt, als vorübergehender Aufenthalt für solche Brüder der ganzen Gemeinschaft, die ihre Sünden durch Schweigen, Kasteiung und Fasten büßen wollten; nur der Prior und ein Laienbruder lebten für immer hier. Eine Art Vorhalle ist mit grobem Mosaik und Kiesel und Schlacke bedeckt und hat aus der Ferne das Ansehen einer großen Muschelgrotte. An den Wänden verschiedener Kreuzgänge sieht man die Bilder der Aebte. Decken und Thüren dieser Gänge und anderer Gemächer waren mit Kork bedeckt, der sie im Winter warm, im Sommer kühl erhält. Die Kirche ist mit vielem rohen Bildwerk und einem Ueberfluß von Malerei ausgestattet. Man zeigte uns auch ein großes Gemach, wo Wellington vor der am 27. Sept. 1810 hier den Franzosen gelieferten Schlacht Quartier genommen. Wir brachen unverweilt auf, um die be-

rühmte Hochfläche des Schlachtfeldes zu besuchen. Es ist gewiß das höchste und auch steilste europäische Schlachtfeld. Der französische Marschall Massena machte einen erfolglosen Versuch, über den Busaco zu gehen, um nach Lissabon vorzudringen; er zählte über 60,000 Veteranen, während Wellington kaum 50,000 Mann, wovon die Hälfte ungeprüfte Soldaten, aufstellen konnte. Die meisten Portugiesen waren junge Recruten, aber sie fochten so tapfer, daß ihre Feinde nachher kaum glauben mochten, sie hätten es mit Portugiesen zu thun gehabt. Die Schlacht zog sich in Folge eines Angriffs von Ney nach den Höhen hin, auf denen in der Nähe des Klosters die englische Armee stand. Diese Höhen sind so steil, mit so viel Geröll und zerstreuten Felsblöcken bedeckt, daß es schwer wird zu begreifen, wie diese zum Theil erstürmt und wieder genommen werden konnten. Auf dem höchsten Punkte der Hochfläche steht ein Telegraph, Mittelstation zwischen Lissabon und Oporto. Einige tausend Schritte davon wird durch eine vorspringende Kuppe eine Art Vorgebirge (Punta da Serra de Busaco) gebildet, von dem aus sich die weiteste Fernsicht ausbreitet. Rechts zu unseren Füßen sahen wir die grünen Thäler, durch welche zwischen Gebüschen der Mondego dem Meere zueilt; Coimbra, Montemor, Figuera und sein Hafen erschienen in nächster Umgebung. Ueber dem langen Küstenstreif hinaus nahm das Meer den größten Theil des Bildes ein; mehr nach der Gebirgsgegend hin tauchen wie Maulwurfshaufen Hunderte größerer und kleinerer Hügel auf, dann Wälder, Fluren und Felder, die kleinen Gartenbeeten glichen; in entgegengesetzter Richtung endlich zog sich von Nord nach Süd die mächtige Kette der Serra d'Estrella oder des Sterngebirges zackig und dunkel am Horizont hin. — Die Sonne mahnte zum Aufbruch. Wir kletterten die Berglehne herab, nahmen von Busaco und seinen Cypressen Abschied, brachen noch Zweige der Lorbeern und Muscheln der Grotten und trabten dann wohlgemuth dem Endziele unserer Tagereise zu. Nach einem zweistündigen Ritte über Los Fornor sahen wir Coimbra's Thürme und Klöster im Abendschein vor uns liegen wie eine ungeheure, gen Himmel emporragende Burg.

Coimbra, das alte Conembrisca, Hauptstadt der Provinz Beira mit 12 bis 15,000 Einwohnern, einst Sitz der ersten Könige Portugals, liegt im Rundkreis auf mehreren steil vom Mondego sich erhebenden Hügeln. Der Fluß, bis dahin von Felsenufern eingeengt, hat hier freieren Lauf gewonnen und wird von einer langen steinernen Brücke überspannt. Weit umher Kirchen und ungeheure Klöster, darunter das von Santa Clara auf einem gegenüber stehenden Hügel des waldgekrönten Südufers, eine schöne Wasserleitung, der hohe Thurm der Sternwarte im Mittelpunkte der Stadt, und nahe dabei der Universitätspalast — so viele große Gebäude auf beschränktem Raum zusammengedrängt und rings die grüne Ebene, Campo do Mondego genannt, von Alleen durchschnitten, mit einzelnen Quintas überstreut und in Gärten getheilt, wo der indische Lorbeer frei wächst, — dies Alles giebt Stadt und Land einen mittelalterlich südlichen Anstrich, und man glaubt sich in vergangene Jahrhunderte versetzt. Eine nähere Betrachtung hebt diese Vorstellung nicht auf. Die engen gewundenen, mit runden Kieselsteinen gepflasterten Straßen, die winkeligen Plätze und steilen Durchgänge zeugen selbst in ihrer Trauer von der früheren Befestigung und kriegerischen Bedeutung des Platzes, wo Alles sich am Hauptabhang zusammendrängte. Als später diese Bedeutung aufhörte, um den Musen freieren Spielraum zu gönnen, dehnte sich die Häusermasse mit geraden Straßen mehr in der Ebene aus. Unter den sonderbarsten Eindrücken irrte ich in den Straßen der Stadt umher. Diese schmalen Häuser mit hohen Giebeldächern, vorspringenden Erkern und kleinen Fenstern schienen mir ganz unserer deutschen Vorzeit anzugehören, und nun vollends die Studenten, die in schwarzer, halbgeistlicher Tracht einhergingen, in Gruppen auf den Plätzen standen und bei weitem den geachtetsten Theil der Bevölkerung bilden. Coimbra ist stolz auf seine Studenten, die aus allen Theilen des Landes nach dieser seiner einzigen Hochschule kommen. Ihre Anzahl beträgt gegenwärtig etwa 1100. Sie wissen den Degen und die Guitarre mit gleicher Kunstfertigkeit zu führen. Außerhalb der verfallenen bethürmten Stadtmauern führen sie ein ganz vergnügliches Leben, indem sie in den Dörfern und Städtchen der

Umgegend nach Herzenslust kneipen und jubeliren, während der Ferien aber galoppirend und musicirend das Land durchstreichen. Heimgekehrt, verfallen sie wiederum der strengen Disciplin des akademischen Gerichtes, unter dem sie allein stehen. Sie gehen nie anders aus, als in der seit Jahrhunderten unveränderten schwarzen Tracht, wodurch die Gleichheit Aller auch äußerlich dargestellt wird, lassen sich Nachts auf keiner Straße blicken, schreiten ernst und schweigsam durch die Gänge und Hallen des Universitätspalastes und nehmen ehrerbietig ihre schwarze Zipfelmütze ab, wenn sie den Rectoratshof betreten. Die Universität wurde 1291 vom König Dionys zu Lissabon gestiftet und 1308 hieher verlegt. Zu der Zeit, als der Marquis von Pombal zur Macht gelangte (1750), war sie durch Besetzung der Lehrstühle mit Jesuiten in Verruf und Verfall gekommen. Nachdem diese vertrieben, gab ihr der große Minister eine ganz neue Gestalt und besetzte die Lehrerstellen mit den gelehrtesten und freisinnigsten Männern. Seitdem ist sie der Sitz des aufgeklärten Fortschrittes geblieben. Das palastartige Gebäude, auf einer erhöhten Plattform errichtet, beherrscht Stadt und Thal. Die Aula (der große Versammlungssaal) und die Hörsäle nehmen drei große Flügel ein, an deren einem Ende ein kirchenartiges Gebäude die aus 60,000 Bänden bestehende Bibliothek enthält. Auf der vierten Seite erhebt sich die Sternwarte, von deren Terrasse man die Ebene des Mondego überschaut. Ein kleineres Nebengebäude mit viereckigem Hofe, der Wohnung des Rectors und den Kanzeleien bestimmt, heißt der Rectoratshof. In dem mit rothem Damast und vergoldeten Schnitzwerk ausstaffirten Conferenzsaal der Universität hängen die Bilder der seit 1537 bekannten 45 Rectoren. Der erste derselben war Militair, alle seine Nachfolger waren geistliche Herren; nur der jetzige, der Graf von Terena, gehört wiederum zum Laienstande. Wir hatten Gelegenheit, ihn als Vorsitzenden bei einer juristischen Disputation im Ornat zu sehen. Der alte Herr, in dessen Zügen sich Milde mit Würde paarte, thronte im portugiesischen Degenkleide auf einem erhöhten Stuhle unter einem Baldachin. Um ihn herum saßen die Decane und trugen nach den Farben ihrer Fachwissenschaften gelbe, grüne, weiße, himmelblaue, rothe

und violette Kragen über ihren schwarzen Talaren. Die Disputation ward in lateinischer Sprache ziemlich fließend geführt, und als der Rector sich am Schluß erhob, schritten zwei Pedelle mit silbernen Keulen sehr gravitätisch vor ihm her. Indem wir darauf durch mehrere lange, mit Gemälden behangene Gallerien gingen, sahen wir von den Balconen die verschiedenen, acht bis zehn Hörsäle, die sich nach dem innern Viereck des Gebäudes hin öffnen. Sie waren groß und, was alljährlich während der Sommerferien geschieht, neu gemalt. Die Bibliothek ist mit großer Eleganz eingerichtet und scheint reich zu sein an theologischen, mathematischen und juristischen Werken. Die Sternwarte ist mit den besten astronomischen Instrumenten ausgestattet. Unter den Sammlungen des mit der Universität verbundenen Museums erwähne ich einen Magnet, der für den stärksten in der Welt gilt und der ein Gewicht von 2786 Pfund hebt. Jeder von uns konnte sich an einem von ihm gehaltenen eisernen Ring anhängen. Auch findet man daselbst eine große Auswahl südamerikanischer und indianischer Waffen, Kleider und Geräthschaften, so wie über tausend Exemplare brasilianischer Hölzer. In dem botanischen Garten, der im verjüngten Maßstabe dem Pariser Pflanzengarten ähnelt, sahen wir unter Anderm einige prachtvolle Cedern aus Goa und Dattelpalmen von der Dicke unserer hundertjährigen Fichten. Von der Terrasse eines benachbarten Berggipfels schaut man in ein reiches Thal voll dunkellaubiger Oliven, goldglänzender Orangen und anderer Fruchtbäume, aus denen Hütten und Landhäuser hervorschimmern. Hier versammeln sich an Sommerabenden die Studenten, um die von den Gebirgen wehende erquickende Luft zu athmen und sich durch Guitarrenspiel und Gesang zu ergötzen. Von da fuhren wir über die Brücke des Mondego durch das kleine Thal von Santa Clara nach dem „Garten der Thränen" (Quinta das Lagrimas), dem Schauplatz der Liebe zwischen Dom Pedro und der reizenden Donna Inez (ß) de Castro und ihres traurigen Todes*). Der Garten ist mit Gesträuchen und Blumen aller Art

*) Inez de Castro, aus castilischem Königsstamm, Ehrendame bei der Constancia, Gemahlin des Infanten Pedro, Sohnes von Alfons IV. von

angefüllt. Am Ende eines Laubgangs sprudelt silberhell die Liebesquelle (Fonte dos Amores) aus der kleinen Höhle eines hohen moosbedeckten Felsens, umschattet von hohen schlanken Cypressen und einer Trauerweide. Das Wasser fällt zunächst in ein Becken und ergießt sich dann in den „Kanal der Liebe" (Canal dos Amores), so genannt nach der Sage, daß Donna Inez von hier aus auf einem Schiffchen ihre Briefe bis zum Ufer des nahen Mondego hinabgleiten ließ, wo Dom Pedro sie mit Ungeduld erwartete. Der Sitz seiner Donna ist noch vorhanden, ein verwitterter harter Stein, und daneben sieht man auf einer Steinplatte einige schöne Strophen der Lusiaden eingegraben, die dem Sinne nach in folgender freier Uebersetzung wiedergegeben sind:

Die Nymphen des Mondego haben Thränen vergossen
Ob ihres traur'gen Todes lange an dieser Stell';
Und aus den Thränen, welche ihren Augen entflossen,
Entstand zum ew'gen Gedächtniß dieser klare Quell;
Und nach den Tönen, womit sie klagten unverdrossen,
Nennt murmelnd den Namen Inez Rieselbachs Gefäll'.
Leis flüstert es aus Wassern, Blumen und Gebüschen,
Daß mit dem Namen der Liebe Thränen sich vermischen. —

Nach unserem Quartier zurückkehrend, besuchten wir noch das vormalige Augustinerkloster vom heiligen Kreuz, in dessen einfach schöner gothischer Kirche man die mit überladener Pracht ausgeführten Grabmäler des Königs Sancho und Alfons I. sieht. Das Kloster ist eins der größten in Portugal; es bildet fast allein eine Stadt und erstreckt sich, bergauf, bergab, mit umfangreichen Gärten über einen bedeutenden Raum. Gegenwärtig sind die Gärten, wie das Kloster selbst, in Verfall gerathen. Mehrere Gebäude werden zu öffentlichen Zwecken eingerichtet.

Portugal und nach dem Tode der Constancia heimlich mit Pedro vermählt, aber auf Veranlassung des Königs erdolcht (1355). Nachdem Pedro den Thron bestiegen, ließ er die Mörder grausam hinrichten und Inez feierlich zu Alcobaça bestatten. Der berühmte portugiesische Dichter Camoëns (spr. Camong, † 1579) hat Inez verherrlicht in seinem Heldengedicht „die Lusiaden" (Portugiesen), worin er die Thaten der Portugiesen, namentlich Vasco da Gama's in Indien, besang.

Dasselbe geschieht zum Theil auch mit den Gebäuden der zahlreichen anderen Klöster, deren hohe düstere Mauern gewiß die Hälfte der Stadt einnehmen; namentlich hat die Straße St. Sofia, die einzige breite Straße Coimbra's im unteren Stadttheil, fast nichts als Klöster. Man sucht sie als Krankenhäuser, Schulen Kasernen und zum Behuf öffentlicher Aemter zu benutzen. Für alle diese Gebäude einen Zweck zu finden, ist indeß unmöglich, daher ihr Verfall.

In Coimbra nahm ich Abschied von meinem Engländer, der mich bis dahin als treuer Reisegefährte durch Portugal begleitet, und ritt nun eines Morgens auf einem raschen Pony längs des Mondego nach Montemor zu. Die Luft war in der Frühe rein und kühl; an den Zweigen hingen noch die Thautropfen und blinkerten im ersten Glanze der aufgehenden Sonne, und die Vögel sangen entzückt, als sie die wärmenden Strahlen fühlten. Der Fluß, der im Winter, durch Gebirgswasser geschwellt, austritt und das Land überschwemmt, war in dieser Jahreszeit so ausgetrocknet, daß er überall Furthen bot und an manchen Stellen sich im Sande zu verlieren schien. Doch that dies den eigenthümlichen Reizen der Gegend keinen Abbruch. Zu beiden Seiten erhoben sich sanfte bebaute Abhänge mit Gärten, Villas und Klöstern. Große Leinwandsbleichen, um welche im Wasser und beim Trocknen Schwärme von Weibern und Kindern beschäftigt waren, gaben dem Ganzen ein Ansehen von Wohlhabenheit und Thätigkeit. Die Ufer selbst sind dicht mit Bäumen, besonders mit den herrlichsten Trauerweiden bepflanzt. Aus dem weißen Holze der letzteren schnitzt man ungeheure Massen von Zahnstochern; es sind äußerst zierliche Instrumente, und bei jedem Gerichte wird ein neuer genommen und der benutzte zerbrochen. — Montemor ist nur merkwürdig durch sein altes Schloß, in den frühesten Zeiten der Sitz mehrerer Könige von Portugal. Nun steht es verlassen und öde, und die ehrwürdigen Mauern, die an manche grauenhafte Sage der altportugiesischen Geschichte erinnern, sehen trauernd auf diese Thäler herab, die, durch Jahrhunderte mit so vielem Blute gedüngt, doch nicht aufblühen und glücklich sind, wie sie es sollten. In Montemor bestieg ich einen Segelkahn, wo eine kleine Cajüte

oder vielmehr ein niederer Verschlag mich gegen die Sonnengluth schützte. Zwischen hohen Bergen und steilen, hie und da mit Burgruinen gekrönten Felsen, zwischen grünen Fluren und der üppigsten Vegetation riesiger Bäume und dichter Gesträuche, die das Ufer verengen und ihre langen Zweige in den klaren Spiegel senken, fuhren wir mehrere Stunden hindurch einsam auf dem wenig belebten Flusse, bis wir Figueira erreichten. Dies ist ein wenig interessanter Ort von 6 bis 7000 Einwohnern, welche Salz, Oel, Fische und Früchte ausführen und an deren Stadt Niemand dächte, wenn sie nicht an der Mündung des Mondego läge und im Herbst als beliebter Badeort den adeligen Familien, die das ganze Jahr hindurch zurückgezogen auf ihren Landsitzen leben, zum Vereinigungspunkt der heitersten Geselligkeit diente.

Ein Dampfboot sollte mich von hier nach Portugals Hauptstadt bringen, und mitten in sternheller Nacht ging es vorwärts. Am Morgen befanden wir uns bereits zwischen der Inselgruppe der Berlengas und dem Vorgebirge von Peniche (tsche) oder Feizerão, einer ungefähr sechs Seemeilen langen, schmal in's Meer vorspringenden Landspitze. Die Gruppe der Berlengas besteht aus der Hauptinsel Berlenga und vielen sie umgebenden kleinen Felsspitzen, die gleich scharfen Zähnen aus dem Meere hervorragen. Berlenga ist von geringem Umfang, und die steilen Ufer werden von einer flachen Kuppe überragt. Durch eine schmale Brücke hängt sie mit einem castellgekrönten hohen Felsen zusammen, und der höchste Gipfel trägt einen kleinen Leuchtthurm, welcher den Seefahrern bei Nacht diese seltsamen Gruppen und ihre Riffe, die gefährlichsten der europäischen Gewässer, bezeichnet. Auf zwölf Seemeilen vom Kap Peniche umschifften wir das hohe Vorgebirge Cabo da Roca, den letzten Ausläufer des felsigen Gebirgskammes, der sich von Cintra dem Meere zuwendet. Von hier konnten wir die ganze Kette überblicken, welche sich in kecken Umrissen und vulkanischen Kegelformen ungefähr 1800 Fuß hoch über die Ebenen von Mafra und Lissabon erhebt. Auf einer der höchsten Spitzen erblickt man, gleich einem Adlerhorst halb in Wolken gehüllt, das königliche Schloß Penha (nja). Von dort herab schaut der noch in voller Mannskraft

befindliche Gemahl der Königin herab auf viele Thäler, Felder, Fluren, auf das öde, einem riesenmäßigen Grabmal ähnelnde Mafra, auf den stolzen Tajo, der so verlassen dahinrollt und nicht mehr die Wimpel aller Nationen in seinen blauen Fluthen abspiegelt, auf alles Elend in Lissabon und im ganzen Lande, auf diese herrliche, von Gott so reich begabte Landschaft.

Von Cabo da Roca aus drängt sich ein reizendes Bild an das andere. Leuchtthürme, Castelle, Landhäuser und Dörfer zeigen sich am Ufer; dann kommen die zwei Thürme von San Julião (a=ung) und Bougie, die gleich vorgeschobenen Reiterposten den Tajo bewachen. Nach wenig Minuten fahren wir in den großen anderthalb Meilen breiten Strom ein. Wahrlich majestätisch und prachtvoll ist der Tajo! Immer wechselnde neue Bilder, immer gesteigerte Spannung, und zuletzt gekrönte Erwartung! Wir schwimmen dahin auf dem breitesten Strome der alten Welt; hier der blaue Fluß, dort das grüne Meer, hier Thürme, Dörfer, Weingärten, dort Leuchtthürme und Castelle; links die Berge von Cintra, rechts die Serra de Arrabida, die sich am fernsten Horizont bis zum Kap Espichel (itschell) in das Meer hinaus dehnt; dann kommt Belem mit seinem altmaurischen Thurme, hoch auf dem Berge der kolossale Palast von Ajuda, und als Gegenstück das Castell und die Hügel von Almada; endlich die großartige Erscheinung von Lissabon.

Auf dem Tajo ankerte nur ein englisches und französisches Schiff, dann das portugiesische Wachtschiff, die Fregatte Duqueza de Braganza, ein elegantes Gebäude, so wie zwei abgetakelte unbemannte Linienschiffe, der João VI. und der Vasco de Gama, die letzten Ueberbleibsel ehemaliger Herrlichkeit. Hunderte von Fischerbarken, einige Kauffahrer, meist Amerikaner, und etliche kleine Dampf=Tajofahrer gaben allein dem Strome Leben. Endlich warfen auch wir die Anker in geringer Entfernung vom Ufer. Was jedem Fremden sogleich auffallen muß, ist, ungeachtet der zerrütteten Finanzen des Landes, ein prahlerischer Glanz in Allem, was zum öffentlichen Dienste gehört. Davon zeugten die Barken der Douane: sauber angestrichen, die Sitze mit Polstern belegt, auf den Zeltdächern das portugiesische Wappen mannshoch in grellen Farben gemalt; die Ruderer trugen blendend weiße

Westen mit blauen Umschlägen, rothe Schärpen und glanzlederne Hüte mit goldener Aufschrift.

Lissabon, Lisboa, unter den Römern bereits als Felicitas Julia vorhanden und schon unter den Mauren blühend, wurde von König Johann I. († 1433) zur königlichen Residenz erhoben. Die Bevölkerung belief sich vor dem Erdbeben auf 300,000 Seelen. Dies schreckliche Ereigniß trat am 1. Nov. 1755 ein. Die Erde wurde in ihren äußersten Tiefen erschüttert, öffnete sich an unzähligen Stellen und verschlang die stolzen Paläste der Großen mit den Hütten der Armen oder stürzte sie zu einem verworrenen Trümmerhaufen durcheinander. Die nicht gleich Zerschmetterten suchten, den Himmel anflehend, unter den Tempelgewölben, welche den ersten Stößen widerstanden hatten, Zuflucht, fanden aber hier bald ihr Grab. Das Bette des Tajo borst, so daß die Fluth verlechzte; bald kehrte sie aber mit grimmigster Wuth zurück und die hochgethürmten Wellen schleuderten Schiffe selbst über die Mauren der Stadt. Räuber, deren Gefängnisse aufgesprungen, erschienen aller Orten, wo die Hoffnung, Gold und Edelsteine zu finden, sie hinrief; viele wurden von der Erde verschlungen, andere mordeten auf offener Straße. Bald brach allenthalben Feuer aus, die Hitze beschleunigte die Fäulniß der Leichname und verursachte eine Art Pest. Mehr als 30,000 Menschenleben wurden betrauert, und den Schaden schlug man auf mehr als 2000 Millionen Franken an; davon kommen allein 15 Millionen auf die Schätze des verschwundenen königlichen Schlosses und 480 Millionen auf Juwelen; wovon Portugal damals den Alleinhandel hatte. Indeß entriß der Marquis von Pombal die Stadt dem gänzlichen Ruin. Kaum, daß die vulkanischen Bewegungen nachgelassen, so kehrte er mit starkem Gefolge in die Stadt zurück, züchtigte die Räuber, ließ die Leichname fortschaffen, theilte Lebensmittel aus, und war nun unermüdlich auf Heilung der ungeheuren Uebel bedacht, so daß Lissabon schöner aus seinen Trümmern erstand.

Den glänzendsten Anblick hat man gleich beim Eintritt vom Kai des Handelsplatzes. Man denke sich drei und vierzig tausend

Häuser, amphitheatralisch auf den südlichen Abhang sieben lachender Hügel gebaut und den Tajo in einer Länge von fast anderthalb Meilen umfassend, regelmäßige Plätze, großartige öffentliche Gebäude, die weißen Kuppeln von Coraҫão de Jesus, das gothisch-maurische Kloster von Belem, die lieblichen Terrassen von San Pedro de Alcantara, und eine Wasserleitung mit so hoch gespannten Bogen, daß an einer Stelle selbst Linienschiffe mit vollen Segeln durchpassiren könnten. Dies der heutige Anblick Lissabon's. Von der alten finsteren winkeligen Stadt, wie sie vor dem Erdbeben bestand, ist nur wenig mehr zu sehen, besonders in den unteren Theilen. Die vormalige Ringmauer war mit sieben und siebenzig Thürmen versehen, die alle einstürzten; jetzt wird die Stadt durch die berühmten Verschanzungslinien von Torres Vedras vertheidigt, so wie durch die Redouten (kleine, aus Erde oder Mauerwerk aufgeführte und zur Aufnahme von Mannschaften geeignete Forts) der Hochfläche von Ourique. Die Stelle des alten königlichen Schlosses auf dem Handelsplatz am Tajo nehmen jetzt freundliche Uferdämme ein. Der Handelsplatz selbst, auf drei Seiten mit Arcaden und Regierungshotels umgeben (die vierte Seite liegt gegen den Fluß), ist 615 Schritte lang, 550 breit; in seiner Mitte steht die kolossale, aber wenig geschmackvolle bronzene Reiterstatue Josephs I. Nächst dem Handelsplatze ist der größte und regelmäßigste der Platz Rocio, ein Oblongum von 1800 Fuß Länge, 1400 Fuß Breite. Zwischen diesen beiden Plätzen laufen parallel neben einander die drei schönsten Straßen Lissabons, die Straße Augusta do Ouro und da Prata; andere durchschneiden sie rechtwinkelig nach dem Plane Pompals, der diesen ganzen Stadttheil anlegte. Die Nordseite des Rocio nimmt der vormalige Inquisitions-Palast ein, jetzt zum National-Theater bestimmt. Die großen, römischen Ueberresten ähnelnden Ruinen der Carmeliterkirche ragen hoch über den Platz hinaus. Oestlich davon ist der Marktplatz, Figuera genannt, wo am Vorabende gewisser Festtage Buden aufgeschlagen und die ganze Nacht hindurch bei vielen Lämpchen und Lichtern zwischen Waaren und Käufern abenteuerliche Aufzüge und Nationaltänze aufgeführt werden. Unweit Figuera erhebt sich auf dem höchsten der sieben Hügel das Castell

des heiligen Georg; es ist klein und ohne militairische Bedeutung. Der herumliegende Stadttheil ist unzweifelhaft der älteste. Alle Straßen sind hier eng, unregelmäßig und schlecht gepflastert, die Häuser meistens schmal und hoch, durch viele niedere Stockwerke erdrückt und mit gothischen Zierrathen überladen. Die Erdgeschosse dienen meistentheils zu Waarenlagern und Läden. Am brillantesten machen sich in dieser Hinsicht die vom Inquisitions-Platz nach dem Strom hinlaufenden Gold- und Silberstraßen, die erstere hauptsächlich von Juwelieren, die andere von Silberarbeitern bewohnt; eben so haben die Krämer, die Seiden-, Tuch- und Leinewandhändler ihre besonderen nach ihnen benannten Straßen. Im Allgemeinen haben die Häuser größtentheils Balcone mit eisernen, auch wohl vergoldeten Geländern und seidenen oder linnenen Vorhängen. Die nach dem Caesodré ausgehende, sehr steil aufsteigende Alemcrin- oder Rosmarinstraße ist auf beiden Seiten mit den Palästen des angesehensten portugiesischen Adels besetzt: Gebäude, zwar schwerfällig und düster, aber großartig und malerisch, hie und da mit einem schwebenden Garten, dessen Bäume hoch über die Straße hinaushängen. Bei neueren Bauten vermeidet man die Höhe aus Besorgniß vor den Erderschütterungen, da fast kein Jahr vergeht, wo man nicht dergleichen in mehr oder minder bemerkbarem Grade verspürt. Daher auch die Abneigung gegen den Bau von Thürmen, unter denen es in Lissabon keinen von bedeutender Höhe giebt.

Die größten öffentlichen Gebäude sind vielleicht das Zollamt und das Marine-Arsenal; in beiden herrscht viel Ordnung, aber, wie es scheint, wenig Thätigkeit. Das merkwürdigste Gebäude der Stadt bleibt unbedenklich das Kloster von Belem oder Bethlehem, von Emanuel dem Großen 1499 auf der Stelle gegründet, wo zwei Jahre vorher Vasco de Gama sich zu seiner Entdeckungsreise einschiffte, nachdem er die Nacht vorher betend in der Kapelle Bethlehem am Strande zugebracht. Der Baustil ist halb maurisch-byzantinisch, halb normännisch-gothisch, das Material ein weißer Kalkstein, der mit der Zeit wie altes Elfenbein vergelbt. Die künstlerischen Arbeiten im Kloster sind mit bewundernswürdiger Feinheit und allem Aufwande einer aus-

schweifenden Phantasie durchgeführt; namentlich ist der Kreuzgang prachtvoll und mit zierlichen Bildhauerwerken bedeckt. Weniger schön und harmonisch ist die Kirche, deren später hinzugekommenes Schiff im italienischen Stil gebaut wurde, während die übrigen Theile dem Kloster entsprechen. Im Schiffe stehen die vier Grabmäler Emanuels, seines Sohnes, Johann's III., und der Gemahlinnen beider; die Särge von röthlichem Marmor ruhen auf schwarzen Elephanten von demselben Stein. An mehreren mit Vergoldungen und Zierrathen überladenen Altären nimmt man die seltsamsten erhabenen Arbeiten im maurischen Geschmack wahr; so reiten z. B. nackte Kinder auf Drachen, denen sie den Rachen mit den Händen aufreißen, und darunter an den Schwänzen gepaarte Kröten. Die Holzschnittwerke am Chor mit den Sitzen der Domherren sind von unübertrefflicher Feinheit. Die Länge der Kirche beträgt 130 Schritt. Das Kloster wird jetzt als Findel- und Waisenhaus benutzt. Unweit desselben steht auf einer vorspringenden Sandbank der Thurm von Belem, ein ernster maurischer Bau, zur Vertheidigung des Klosters aufgeführt, auf dessen Plattform sechs Geschütze stehen und wo jetzt ein Telegraph angebracht ist. Ein neuer Anbau des Thurmes beleidigt das Auge durch seine Geschmacklosigkeit und seine grellweißen Wände. Den schlechten Stil des vorigen Jahrhunderts zeigt auch das Schloß Ajuda: eine mächtige, aber kalte Steinmasse, welcher noch der vierte Flügel fehlt. Um es wohnlich zu machen, müßte damit der etwas entfernt liegende Park von Ajuda vereinigt werden; dort stehen die schönsten Palmen, in denen mehr Zauber ist, als in dem ganzen großen Palaste zusammen genommen. Dieser wird nur bei festlichen Gelegenheiten benutzt. Die Wohnung der königlichen Familie ist der Palast Necessidades, früher ein Nonnenkloster, woran das Aeußere und Innere vielfach erinnern. Ein roth übertünchtes, ein Stock hohes Backstein-Gebäude mit höchstens dreißig Fenstern Front, einigen ärmlichen Säulen, die den Balcon tragen, und einem Glockenthurm seitwärts, dann ein paar innere Höfe und Seitengebäude, woran ein unbedeutender Garten stößt, bilden das Ganze. Auf den Treppen und im Vorsaal des Innern sieht man rothuniformirte Leibgarden mit Hellebarden

bewaffnet. Auf dem Platze vor dem Palast sah ich einige Truppenabtheilungen die Musterung passiren. Besonders gut nahmen sich die Lanzenreiter aus, zum Regiment der Dragoner von Chaves gehörig, das sämmtlich mit englischen Pferden beritten ist, blau und rothe Collets mit gelben Abzeichen trägt, dazu rothe Czapkas, ganz wie polnische Uhlanen. Die Infanterie hat geschmackvolle blaue Uniformen, weiße Beinkleider und etwas zugespitzte Czakos. Später sah ich ein Bataillon Jäger in Parade-Aufstellung: durchgängig ausgesuchte Leute von gedrungener Gestalt, deren lange Bärte zu den dunkelen, meist feurig aus den Augen blitzenden Gesichtern gut passen. Einem Manöver dieser Truppen konnte ich nicht beiwohnen, doch ist es eine im Laufe des Jahrhunderts bewährte Thatsache, daß der portugiesische Soldat sich vortrefflich schlägt, sobald er nur gut angeführt wird. Die Pferdezucht ist neuerlich in Portugal etwas gesunken, indeß geschieht jetzt von Seiten des Hofes Alles, um sie wieder in Aufschwung zu bringen und die aus 3680 Pferden bestehende Cavallerie durch veredelte einheimische Raçe zu ergänzen. Der königliche Marstall bei Necessidades ist sehr sauber gehalten. Die Raufen sind von Eisen, die Troge von Stein, die Ständer mit grüner Oelfarbe angestrichen, alle Gänge mit röthlichem Sande aus gestoßenen Ziegeln bestreut, wie es in England üblich; unter der Streu ist gestampfter Lehm, für heiße Länder sehr empfehlenswerth. Einige Vollblut-Pferde sind von ausgezeichneter Schönheit, nur fällt auf, daß die meisten eine graue oder weiße Farbe haben.

Nicht weit von Belem enthält ein Gebäude die merkwürdigste Sammlung alter Wagen, darunter die Galla-Kutsche des Königs Alfonso Henriquez († 1185) mit sieben venetianischen Spiegelgläsern, jedes acht bis neun Spannen im Geviert, mit Sitzen von durchwirktem Goldstoff, Malereien, Vergoldungen und Aufsätzen von Goldbronze. Daneben steht ein in Brasilien gefertigter häßlicher Kasten Johann's VI. über und über vergoldet. Auch sieht man hier des Königs Diniz (Dionys, † 1325) Galla-Wagen, dessen Kasten auf Goldgrund mit Blumen und Wappenschildern sehr kunstreich bemalt, inwendig mit Goldbrocat ausgefüttert ist. Mehrere sonderbare, an die römischen Trium-

phatoren-Wagen erinnernde Equipagen waren zum Herumführen der Heiligen bei Prozessionen bestimmt. Königliche Kinder- und Eselwagen, alte Cabriolets und Cesen, so plump wie Frachtwagen gearbeitet, doch alle vielfarbig bemalt und vergoldet, stehen auch noch in Menge da. Die erwähnten Cesen sind noch jetzt in Lissabon gebräuchlich. Man denke sich einen halbgeschlossenen Kasten, der zwischen zwei großen Rädern mehr aufstößt als hängt. Vorgespannt sind zwei Pferde oder Maulthiere; das eine läuft in der Gabel, das andere trägt den Kutscher auf der Sattelseite in der Wildbahn. Beim Anhalten steigt der mit hohen Kanonenstiefeln und langen gewichtigen Sporen versehene Kutscher oder Postillon ab, zieht unter dem Sitze einen vier Fuß langen Spieß hervor, stellt ihn unter die Cese, schlägt den steifen Vorderdeckel auf und hilft dem Einsitzenden aus seinem Käfig. Hinter solchen Ceses ist ein Brettchen zum Aufstehen für Lakeien angebracht. Diese tragen gewöhnlich lange Sporen und ein spanisches Rohr, was uns sonderbar vorkommt, in Lissabon aber ganz natürlich ist, da man dort die meisten Besuche reitend abmacht, der Diener somit stets bereit sein muß, zu Pferde zu steigen; der Rohrstock ist zum Abwehren der Lissaboner Straßenhunde bestimmt. Letztere sind sehr verschrieen, indeß lange nicht mehr so arg, als früher, nachdem man einige Mal ein kleines Blutbad unter ihnen angerichtet; so erschlug man kurz vor meiner Ankunft 900 in einer Woche. Die gänzliche Ausrottung dieser hier eingebürgerten Bestien wird freilich nur von wenigen Portugiesen für möglich gehalten; denn sie werden von den ärmeren Einwohnern, besonders der bergigen und älteren Stadttheile sehr beschützt, da diese zu faul sind, den Unrath ihrer Häuser und den Abfall der Küchen selbst wegzuschaffen; alles Feste fliegt bei ihnen nach Sonnenuntergang zur Hausthür hinaus, alles Flüssige wird vom Fenster hinabgeschüttet. Dies geschieht allerdings nicht in den freundlichen Quartieren der unteren Stadt, destomehr aber in den winkeligen Gassen und schmalen Durchgängen der oberen Theile. Dort wirthschaften die Hunde um so ungestörter. Sie lagern bei Tag auf den schmalen Trottoirs schlafend in der Sonne, so daß man sie aufjagen oder über sie wegspringen muß; stört man sie aber bei ihrem schauderhaften

Frühstück oder Mittagsmahl, so fallen sie Reiter und Fußgänger mit wüthendem Gebelle an, und es läuft nicht immer friedlich ab. Bei Nacht durchziehen sie die Straßen in größeren Haufen unter kläglichem Geheul; die zahlreich patroullirenden Wächter haben dann oft Gelegenheit, ihnen kleine Scharmützel zu liefern.

Man wacht in Lissabon ziemlich lange. Ein gut Theil tragen die Theater dazu bei. Ich besuchte die große Oper im Theater San Carlos, einem der schönsten und bedeutendsten Gebäude der Stadt. Man gab die Königin von Golconda, und die italienische Truppe spielte recht brav. Die Bühne ist hoch und weit, die Decorationen und Garderoben nur unvollkommen, der Saal selbst imposant. Hundert und zwanzig geschlossene Logen reihen sich in fünf Stockwerken an die Bühne; jede Loge hat nämlich ihren besonderen Schlüssel, den man für die Miethzeit oder das Abonnement in Händen hat. Während der Vorstellung besucht man sich in den Logen, raucht und plaudert, indem man bei der langen Dauer und geringen Abwechselung der Stücke nur den hervorstechendsten Momenten und Schauspielern seine Aufmerksamkeit zuwendet. Die Damen erscheinen in Hüten und Frühkleidern, die Herren in Oberröcken und Handschuhen. Die Damen legen gewöhnlich ihre Hüte ab, sitzen dann mit bloßen Haaren und langen Fächern da, halb vom Publicum abgewandt und in eifriger Unterhaltung begriffen; der letzte Besucher verdrängt den ältesten, und so geht es fort bis gegen Mitternacht der Vorhang zum letzten Mal fällt.

Das Hotel, worin ich mich einquartiert, bot mir alle wünschenswerthen Annehmlichkeiten. Die Zimmer waren geräumig, hoch, luftig, kühl; die Dielen, wie in ganz Portugal üblich, mit feinen lichtgelben, aus Aloefäden geflochtenen Matten belegt. Mochte die schwere und fette Küche mir auch weniger behagen, so entschädigte dafür doch die Vortrefflichkeit aller Früchte, sowohl der frischen als der eingemachten, und die freilich etwas starken Weine mundeten mir köstlich. Dazu hatte ich von meinem Zimmer den anmuthigsten Blick auf den Platz dos Romulares (wenig Städte besitzen nach Verhältniß so viele Plätze als Lissabon),

auf den Kai do Sodere und den Tajo. Aber bei der geringen Belebtheit dieser weitläuftigen Ruinenstadt überkam mich doch bald ein gewisses melancholisches Gefühl der Oede und Leerheit, welches mich so oft als möglich in's Freie trieb.

In der Umgegend Lissabons zieht den Fremden mit geheimem Zauber vor Allem Cintra an, dieser schönste Fleck der Erde mit seinen kühlen Laubgängen und dem majestätisch üppigen Baumwuchs, mit seinen frischen Quellen und Wasserfällen, Bergen und Felsklippen, mit Stadt, Schloß und maurischen Ruinen, mit der Umkränzung seiner Gärten und Wälder, mit seiner Aussicht auf Thal und Meer. Cintra ist vier portugiesische Meilen von Lissabon entfernt. Die Kette seiner Berge begrenzt den Horizont der Hauptstadt und dehnt sich hoch und steil in wilden phantastischen Umrissen von NO. nach SW. bis zum Cabo da Roca. Der Weg dahin geht über unfruchtbare, felsige Hügel, Gerölle von Sand und Kalkstein. Die Berge, die man umher erblickt, sind Granitfelsen mit weißem Quarz, etwas röthlichem Feldspath, blätterigem und grauweißem Kalkstein. Südwärts ist der Boden trocken, nackt und ausgebrannt; aufgethürmte kahle Blöcke verdüstern die Ansicht noch mehr. Hohe Aloes säumen den chaussirten Weg ein; nur hin und wieder erscheinen zur Seite Korn- und Maisfelder, dazwischen verkrüppelte Oelbäume oder knotige Korkeichen. In dieser öden Gegend liegt vasenartig das königliche Lustschloß Quelez, Dom Pedro's Sterbeort. Doch kaum erreicht man Ramalhão, so wechselt der Anblick. Die Senkung ist sanft und belaubt; freundliche Landhäuser schimmern in der Ebene und an den Lehnen, zwischen dem üppigsten Grün der Gärten und vulkanisch herumgeworfenen Felsklumpen; Eichen mehrerer Gattungen, Pinien, Citronen und Orangenbäume, Myrten, Lorbeern und Feigen drängen sich um die Häuser zu dichten Gebüschen. Mannshohe Cactusstauden, dunkle Granaten, Reben mit langen vollen Trauben, Rosen, Georginen, Blumen aller Art blicken über Mauern und Terrassen hervor; überall rieseln Quellen aus Bergspalten und schlängeln sich durch frische Matten. In den Gärten gedeiht zu Baumstärke der Erdbeerbaum (Arbutus uredo) und andere tropische Gewächse. Auf den zwei höchsten Spitzen des Bergkammes

steht Penha und die Ruine eines maurischen Castells, tiefer unten zwischen Berg und Thal liegt das königliche Schloß mit seinen seltsamen Schornsteinen, die Minarets gleichen, mit seinen Spitzbogen, Bogengängen und Fontainen. Was aber Cintra vollends zu einem lieblichen Aufenthalt macht, das sind die kühlen Schatten seiner Laubgewölbe und die reine erquickliche Luft; denn es ist hier während des Sommers gewöhnlich um 8 bis 10° R. weniger heiß als in Lissabon. Sobald daher die südliche Gluthhitze beginnt, eilt der Hof aus der Hauptstadt hieher nach seinem Schlosse und die portugiesischen Großen nach ihren Landhäusern, welche sie zwischen den Felsen aufgebaut, und wer kein Eigenthum besitzt, wie namentlich viele Engländer, wohnt zur Miethe in der Stadt, die ungefähr 800 Einwohner zählt.

Nicht blos die Umgegend von Cintra, sondern auch die ganze Landschaft in der Nähe von Lissabon ist, wie bei keiner anderen Residenz Europas, mit Gärten und dazu gehörigen Sommerhäusern (man nennt beides zusammen Quinta) besäet, und man rechnet deren sechs bis sieben Tausend. Die seltensten Pflanzen gedeihen frei in diesen Gärten. Da sieht der Nordländer mit Vergnügen die schönsten Mangolien, Dattelpalmen und Pisangs, mit Blüthen bedeckte Bananen, das Geranicum vom Kap; alle Gattungen der amerikanischen Fackeldistel (Cactus) bilden Hecken, die Zaserblume (Mesembryanthemum) rankt längs der Mauern und umwuchert sie gleich unserem Epheu, in dichtem Wuchse. Gewöhnlich sind indeß diese Herrlichkeiten der Pflanzenwelt den Augen des Publicums durch hohe Mauern entzogen. Diese Gartenmauern geben vielen Straßen der entlegneren Stadttheile und Vorstädte ein trauriges, halb orientalisches Ansehen; sie durchkreuzen sich in allen Richtungen, und stundenlang kann man mit Gefahr sich zu verirren durch dieselben reiten, ohne etwas Anderes als die graue Farbe des Mörtels und hie und da eine sorgfältig verrammelte Thür zu sehen. Auf der Westseite hinter Lissabon ist der Boden im Allgemeinen nicht gut cultivirt, an hügeligen Stellen nackt und steinig, an einigen anderen hingegen von erstaunlicher Zeugungskraft. Vorzüglich gilt dies von den Basalthügeln. Der Basalt geht nämlich durch Verwitterung in fruchtbare Thonerde über, die, durch starke

Winterregen befeuchtet, die schönsten Frühlingsblumen hervorbringt. Die Wiesen bei Lissabon sind meist auf Hügeln gelegen, da dort, wie in den meisten südlichen Ländern, die niederen und heißen Gründe vielmehr dicht verwachsenes Gebüsch und dickes Rohrwerk geben. — Der Boden, auf dem die Stadt gebaut ist, besteht aus Kalkstein und Basalt; an manchen Stellen ist er kreideweiß und von unangenehm blendender Wirkung für das Auge, doch zum Bau gut zu gebrauchen, obwohl zu grobkörnig für Bildhauerarbeiten.

Sehr ergötzen die vielen Springbrunnen der Stadt. Da sieht man wohl Haufen von Gallegos, die ihre Fässer füllen, oder rauh und wild blickende Maulthiertreiber, die ihre flitterhaft aufgeputzten und mit zahlreichen Glöckchen klingelnden Thiere tränken; auch die Wäscherinnen treiben hier plaudernd ihr mühsames Geschäft. Gespeis't werden diese Brunnen durch die kolossale Wasserleitung von Alcantara, welche ihr flüssiges Krystall in ein Felsenbecken des schönen Gebäudes ergießt, das „die Mutter der Gewässer" heißt. Das ganze Werk, welches den bedeutendsten Römerwerken der Art gleichkommt, wurde unter Johann V. († 1750) innerhalb neunzehn Jahren vollendet und kostete mehrere Millionen. Die Hauptquelle liegt sieben Stunden weit von Lissabon entfernt. Wie Wasserleitung durchschneidet das Thal von Alcantara in 35 Marmorbogen; vierzehn davon, mit Einschluß des großen mittleren, sind Spitzbogen, die anderen von halbrunder Form. Die Spannung des Hauptbogens beträgt 107 Fuß, die Höhe 230, die Länge des Ganzen ungefähr 2400 Fuß; der Körper mißt über 24 Fuß in der Breite. Darin befindet sich ein längs der ganzen Linie fortlaufender gewölbter Gang, um einen freien Raum für die mit Reinigung der Kanäle und Ausbesserung des Mauerwerks beauftragten Personen zu lassen. In verschiedenen Zwischenräumen erheben sich sehr zweckmäßig schmale offene Thürme, um das Innere des Gemäuers beständig mit der frischen Luft in Verbindung zu setzen. Ein halbrunder Kanal von 13 Zoll Durchmesser läuft auf jeder Seite der bedeckten Gallerie und dient nach dem Ermessen der Wärter zum Ab- und Zulassen des Wassers. Ein darüber füh-

render Fußsteig gewährt einen bequemen Spaziergang mit den angenehmsten Fernsichten.

Eines Morgen ritt ich nach dem drei Meilen von Lissabon entfernten Mafra, das die Portugiesen so gern ihr Escorial nennen. Der Weg geht über Cintra. Von da ab sieht man Mafra vor sich liegen. Endlich kommt die lange Mauer des großen Kloster- oder Schloßparkes, und nachdem man um eine Ecke gebogen, befindet man sich am Fuße des ungeheuren Gebäudes. Der erste Eindruck ist kalt und düster, fast grauenhaft. Johann V. gelobte während einer schweren Krankheit, an dem Orte seines Reiches, wo das ärmste Kloster stände, eine Abtei zu bauen. Nach seiner Genesung ward überall nachgeforscht, und es fand sich einige Meilen nordwestlich von Lissabon eine von wenigen Kapuzinern bewohnte Hütte. Hier ward des Königs Gelübde erfüllt und der Klosterpalast nach dem Vorbild des spanischen Escorial ausgeführt. Wie dort, nimmt die Kirche die Mitte ein, und das in 300 Zellen eingetheilte Kloster die Flügel hinter dem Chor; auch stehen zu beiden Seiten der Kirche zwei Paläste, von denen einer für den König, der andere für die Königin bestimmt ist. Aber während der Escorial, hoch auf der mächtigen Sierra Guadarama, ein weites Land mit der Hauptstadt des Reiches beherrscht, liegt Mafra in einer kahlen unfruchtbaren Ebene, und vom Haupteingang der Kirche sieht man nur ein armseliges kleines Städtchen; erst von der hohen Terrasse breitet sich die Aussicht über Land und Meer, nach den Bergen von Cintra, dem Tajo und Lissabon. Das Gebäude hält 1150 Fuß im Geviert und hat 2500 Fenster und Thüren, 860 Säle, Kammern und Zellen, zwei Hauptthürme, jeder von 350 Fuß Höhe, eine höhere Mittelkuppel, einen großen Hof, zwei mittlere und sechs kleinere Höfe. Man hat berechnet, daß mit der Hälfte der etwa funfzehn Millionen Thaler betragenden Kosten Hospitäler für alle Armen des Reiches und Erziehungshäuser für alle Kinder armer Eltern hätten erbaut werden können. Das aus 160 Glocken bestehende Glockenspiel der beiden Thürme soll allein eine Million Cruzados (ungefähr 800,000 Thaler) gekostet haben. Die über den Glockenspielen hängenden Glocken wiegen in jedem Thurm 3295 Centner. Dreizehn Jahre lang

(1717 bis 1730) waren durchschnittlich nahe an 15,000 Arbeiter unausgesetzt bei dem Bau beschäftigt. Unglaublich ist die Zahl der in den entlegeneren Theilen des großen Körpers halb verlorenen Kapellen für den König, den Hof, den Abt, einzelne Heilige, zu Seelenmessen für Todte, Kranke, Gefangene ꝛc. Dazu kommen noch die vielen Seitenkapellen der Kirche. Ueberall bemerkt man eine überfließende Menge von Bildsäulen und erhabenen Arbeiten in weißem Marmor. Mit dem feinkörnigsten schwarzen und rothen Marmor sind die Wände der Kirchen und ihrer Altäre überzogen. Die Kirche faßt ohne das Chor tausend Menschen und ist mit Kostbarkeiten aller Art angefüllt; der Werth der silbernen Statue am Hochaltar wird allein auf eine halbe Million Cruzados angegeben. Das Kloster enthält eine in einem großen gewölbten Saale aufgestellte Bibliothek von ungefähr 40,000 Bänden mit vielen seltenen alten Werken. Das Dach des Klosters, in weißem Kalkstein getäfelt, ist zugleich Terrasse. Man blickt von da auf den mittleren Hof hinab, der durch Taxus- und Buchsbaumhecken, Rosen- und Lorbeerbüsche nebst einigen Springbrunnen einen altfranzösischen Garten bildet. Weiterhin sieht man den Park, der drei portugiesische Meilen im Geviert hält. Er soll reich an Wildpret sein, und der König kommt oft, um darin zu jagen. — Auf dem Rückweg besuchte ich noch in der Umgebung von Cintra das berühmte Korkkloster, welches der große Vicekönig von Indien, João de Castro († 1548), zwischen die höchsten Felsen des Gebirges gebaut. Das Kloster ist ganz in Fels gehauen und das Gestein so ausgehöhlt, daß es der Kirche, der Sakristei und dem Kapitelhause zum Gewölbe dient. Die unterirdischen Gemächer empfangen ihr Licht durch schräg im Felsen angebrachte Oeffnungen. Diese so wie alle Wände und Fußböden sind zur Abhaltung der Feuchtigkeit mit Kork bedeckt, daher der Name.

Unter den Kirchen Lissabons gilt die „zum Herzen Jesu" (Corazao de Jesus), erst seit dem Erdbeben erbaut, für die schönste. Sie steht ziemlich frei auf dem höchsten Hügel der Stadt; eine Kuppel und zwei Thürme aus weißem Kalkstein, der weißem Marmor ähnelt, erheben sich schlank und zierlich in die Lüfte und gewähren das malerische Bild einer kleinen St.

Peterskirche in Rom. Nicht weit davon ist der protestantische Friedhof der Engländer, der schönste in Lissabon mit vielen Cypressen und Judasbäumen (Cercis siliquastrum), deren rosenrothe Blumen im Frühjahr durch die dunklen Cypressen mit doppelter Gluth schimmern; hier schläft der treffliche englische Romandichter Fielding († 1754). — Die Sé oder Patriarchalkirche ist wohl groß, doch vielleicht zu düster. Ueberhaupt scheint sich keine der 240 Kirchen und Kapellen der Stadt einer besonderen Gunst der Könige erfreut zu haben; keine läßt sich mit Mafra, Alcobaça und Batalha im Innern des Landes vergleichen. — Die beiden letztgenannten großen Klosterbauten befinden sich zwischen Lissabon und Coimbra, südwestlich von Leiria. Das Kloster Batalha (lja) liegt am Ausgange eines schmalen Gebirgsthales und wurde von Johann I., der sich am Morgen der Schlacht von Aljubarotta (14. Aug. 1385) durch ein Gelübde dazu verpflichtet, gegründet, von seinen Nachfolgern weiter ausgebaut. Zu den herrlichsten Kunstwerken aller Länder und Zeiten gehört besonders das Klostergebäude mit dem Kreuzgang, das Kapitelhaus und das von Manuel dem Großen († 1521) begonnene unvollendete Grabdenkmal. Sämmtliche Gebäude sind aus dem erwähnten weißen, mit der Zeit vergelbenden kalkartigen Sandstein, den man in ganz Portugal zu dergleichen Bauten verwendet. Auffallend ist, daß die Kirche, der älteste und Haupttheil des ganzen Baues, in erhabener Einfachheit die reinsten Linien längs Säulen, Bogen und Gewölben bis zu schwindelnder Höhe zieht, während alle späteren Zuthaten auf das phantastischste mit den feinsten Arabesken, Früchten, Blumen, Thieren und Wappenbildern bedeckt sind. Ungeachtet aller Vollendung der steinernen Zierrathe findet sich aber unter den Bildsäulen keine ausgezeichnete. Das Grabdenkmal Emanuels hat sich trotz Wind und Wetter wunderbar erhalten. Es bildet ein von der Kirche unabhängiges Gebäude; eben so das des Begründers, welches mit acht Bogen und Thürmchen einen durchbrochenen Hauptthurm umgiebt. Hier ruhet Johann *I.* nebst seiner Gemahlin, und in vier Nischen stehen längs der Wand die Grabmäler seiner jüngeren Söhne, darunter Heinrichs des Seefahrers. — Drei Meilen südwestlich von Batalha liegt Alcobaça (wassa).

Diese Cistercienser-Abtei wurde von König Alfons I. 1142 zur Erinnerung an die Einnahme von Santarem gestiftet. Eine mit zwei Thürmen versehene Kirche bildet die Mitte der Gebäude. Die Flügel zu beiden Seiten, 18 Fenster lang und ein Stockwerk hoch, enthalten die Klostergebäude. Eine der Kapellen ist durchaus vergoldet und mit einigen hundert bemalten Holzbüsten von Heiligen angefüllt; eine andere ist über und über mit dem reichsten Schnitzwerk, Bäumen sammt Blättern und Früchten bedeckt. Die Kirche dagegen ist hoch, weit, in reinem und einfachem normännisch gothischen Stil aus demselben weißen Stein wie Batalha erbaut. Eine große runde Rosette über dem Hauptthor strahlt in farbigen Gläsern. Fünf Seitenaltäre mit schwer vergoldeten Holzflügeln, ein Hauptaltar in Weiß und Gold mit Holzfiguren und zehn große jonische Säulen umher bilden den ganzen Schmuck dieses edel gehaltenen Bauwerkes. Eine Gruft birgt hier in zwei weißen Marmor-Särgen die sterblichen Ueberreste von Dom Pedro und Inez de Castro.

Auf einem der kleinen Dampfschiffe, die den untern Tajo (Tagu) befahren, verließ ich eines Nachmittags die Hauptstadt. Ein portugiesischer Banquier, dem ich empfohlen war, begleitete mich. Er hatte freundlich für alle Bedürfnisse Sorge getragen und gab mir auf alle Fragen die befriedigendste Auskunft. Der bei Lissabon ziemlich belebte breite Strom trug nach einer Meile nur mehr einzelne Fischerboote. Er wird jetzt nur bis Villa Nova da Rainha von größeren Segel- und Dampfschiffen befahren, Segelkähne gehen bis Santarem, nur ganz kleine Barken und Flösse wagen sich von Abrantes herunter; dennoch könnte er mit geringen Arbeiten nach Spanien hin bis Alcantara schiffbar gemacht werden. Am meisten Schwierigkeiten bieten die großen Sandmassen. Sie fangen schon ein paar Meilen oberhalb Lissabon an, sind zum Theil wenig sichtbar, ragen wohl auch über den Wasserspiegel vor und erheischen alle Vorsicht des Piloten, besonders in den engen Durchgängen zwischen den hin und wieder anzutreffenden niederen Inseln. Am Ufer fährt man häufig durch kleine mit stehendem Wasser angefüllte Buchten.

In einer derselben liegt **Val de Zebro**, wo wir an's Land stiegen. Eine schmale, mehrere hundert Schritte lange Brücke führt vom Ankerplatz über die seichten Stellen an's Land zu einer großen königlichen Bäckerei, die früher zur Versorgung des ganzen Heeres diente. Eine dazu gehörige Mühle setzt acht Paar kolossale Steine in Bewegung, die während der Ebbe zwölf Stunden hindurch arbeiten und täglich 160 Sack vermahlen können. Ein Speicher, dessen Gewölbe von 48 Pfeilern getragen wird, ist bestimmt, 70,000 Sack Getreide und 32,000 Tonnen Mehl auf einmal unterzubringen. Während des Freiheitskrieges wurden hier täglich in 27 Oefen 100,000 Rationen Brot angefertigt; in jedem dieser Oefen können auf einmal vier Säcke Mehl verbacken werden. Jetzt steht dies weitläuftige, wohlerhaltene und zweckmäßige Gebäude leer und unbenutzt, da die Regierung ihr Soldatenbrot vortheilhafter als durch eigene schlechte Verwaltung von Lieferanten bezieht. — Von Val de Zebro nach dem Innern erstrecken sich Flächen lichtgelben Sandes bis an die Berge von Palmella und die Kette von Arrabida. Pinienwälder, Wachholdergestripp und Rosmarin bedecken diese Flächen. Riesenmäßige Aloe's erscheinen am Wege; einzelne, halb verfaulte Blätter fallen ab und geben einen Beitrag mehr zu dem wüstenartigen Anstrich der Gegend. Weiter nach dem Gebirge zu sieht man mannshohe Cactus, einzelne Palmen und in den ummauerten Gärten Granaten und Lorbeersträuche. Allmählich hebt sich der Boden in der Richtung der Serra, die sich in steilen Abrissen bis zum Kap Espichel hinzieht. Auf dem höchsten Punkt, einem kegelförmig felsigen und steilen Berge, der oben eine Plattform bildet, steht weithin scheinend das großartige Klosterschloß **Palmella**, viele Jahrhunderte hindurch Großprior-Sitz des Ritterordens vom heiligen Jakob, jetzt öde und verlassen. Nur einige Veteranen bewohnen die alte einst von den Mauren erbaute Veste und empfingen uns mit traurigen Gesichtern, als wir zum Thor einritten. Das Innere faßt einen geräumigen Hofraum, umgeben von einem ziemlich hohen Thurm, der inneren Ringmauer, dem Priorats- und Ritterhause. Sechs alte unbrauchbare Kanonen liegen auf den Bastionen. Der herumführende Veteran bringt den Fremden nach einem

Winkel des Hofes, wo man in der Mauer eine kleine Thür angebracht. Sie öffnet sich und auf einmal taucht der Blick aus der schwindelnden Höhe in das grüne prächtige Thal von Setubal hinab. Ich glaube, es giebt keinen Fleck in der Welt, der mehr Orangenbäume aufzuweisen hätte, die in dichtgedrängten Reihen wie ein einziger Garten das ganze, von der steilen Serra und den wilden Arrabida-Felsen umschlossene Thal ausfüllen. Das Thal von Setubal liefert die meisten und schönsten Orangen Portugal's, die in großen, von Mauern oder Hecken umgebenen Gärten, wo die gradlienig gepflanzten Bäume parallel neben einander stehen, sorgsam gepflegt werden; denn eigentliche naturwüchsige Orangenwälder giebt es nirgends auf der pyrenäischen Halbinsel. Wer fünf- bis sechstausend solcher Bäume besitzt, gilt für wohlhabend. Im Thale von Setubal stehen einige hunderttausend, deren Größe durchschnittlich unseren zwanzigjährigen Obstbäumen entspricht. Ein Garten stößt an den anderen, so daß, von der Höhe betrachtet, das ganze Thal einer einzigen Orangenwaldung gleicht, aus welchem hie und da die weißen Wände der Landhäuser, Sommersitze und Klöster hervorblicken, die dunkelgrünen Massen mitunter in malerischen Gruppen unterbrechend. Alles trägt den Stempel der Wohlfahrt, der Cultur, der ruhig behaglichen Freude, wie man es in Portugal nicht zu sehen gewohnt ist. Doch wendet man den Blick und schaut einige Schritte weiter nach entgegengesetzter Richtung hin, so ändert sich die Scene gewaltig: dort, dürr, gelb und ausgebrannt, bis zum Horizont die öden Haiden von Alem-tejo; hier, mehr links, hinter Sandflächen und Pinien da, wo die Wasser des Tajo sich mit denen des Meeres vermischen, in nebelgrauer Dämmerung die Umrisse Lissabon's, — und es ist das Bild des melancholischen und doch schönen Portugal, so prachtvoll und so lebensmüde, wie es von der Höhe von Penha erscheint.

Eben senkte sich die Sonne in's Meer und vergoldete die Setubal gegenüber aus dem Sande hervorragende Ruine Troja: da stiegen wir den Berg von Palmella hinab und trieben auf dem steilen Wege unsere Pferde vor uns her. Im Thale ritten wir zwischen Orangegärten, deren Zweige sich weit über unseren Weg bogen. Ich konnte mich nicht enthalten, eine dieser Früchte abzureißen

und sogleich zu verzehren. Die portugiesischen Orangen sind größer, als die von Malta und Mallorca, nur ist die Schale nicht so fein, doch sollen sie sich besser aufbewahren lassen. In letzter Zeit ist die Nachfrage geringer geworden, da die Inseln des mittelländischen Meeres, die Nordwestküste von Afrika und die Azoren große Massen dieser Früchte liefern. Daher haben die Gärten um Setubal an Werth verloren; dennoch ist dieser Platz, welcher 16,000 Einwohner zählt, durch seinen bedeutenden Handel nach Lissabon und Oporto von großer Wichtigkeit. Ueberdies beschäftigt der Gewinn des Seesalzes allein regelmäßig zweitausend Menschen. Das Salz wird in großen viereckigen Behältern gewonnen, die, drei Fuß tief gegraben, längs des Meeres und des Flusses Sado (auch Sadão oder Caldão genannt) eine Ausdehnung von ungefähr zehn deutschen Meilen einnehmen und Marinhas heißen. Das Meerwasser wird in diese Behälter durch vielfach sich verzweigende Kanäle eingelassen. Ist das Behältniß voll, so wird der Kanal gesperrt. Nachdem das Wasser durch die Sonnenhitze verdunstet ist, wird das Salz (im Juni) mit Schaufeln weggenommen und entweder in hölzernen Baracken aufgeschichtet oder zu Kegeln in freier Luft geformt und mit Schilf gegen Regen geschützt. Das Salz ist grobkörnig, nimmt aus der Luft nur wenig Feuchtigkeit an, ist rein, sehr weiß und zum Einsalzen der Seefische von besonderer Güte. Regelmäßig kommen Holländer, Franzosen, Russen und Preußen (aus Danzig), ihren Bedarf hier zu nehmen, wo sie allein auf allen europäischen Küsten feste Preise finden. Gegenwärtig laufen jährlich zwischen vier- und fünfhundert Schiffe in den Hafen von Setubal ein und laden ungefähr achtzig- bis hunderttausend Tonnen. Zwölf dieser Schiffe sind im letzten Jahr mit Orangen und Kork, alle übrigen mit Salz beladen worden. Der geräumige Hafen von Setubal, ein Golf, in den sich der Sado mündet, wäre gut zu nennen, wenn die Sandbänke, die ihn verengen, seinen Eingang nicht schwierig machten. Den mitten im Golf auf einer schmalen Landzunge bemerkbaren Ruinen hat man den Namen Troja gegeben, weil durch die dort ausgegrabenen Monumente die Vermuthung begründet wird, daß Setubal oder St. Yves früher eine phönizische, dann römische Colonie gewesen. Der Hafen wird durch das an der Nordwestseite

der Stadt liegende Fort San Filippe beherrscht. Weiter vor, nach dem Eingange des Hafens zu, lehnt am Vorsprung einer Bergschlucht der Thurm von Outao, den einige Kanonen vertheidigen; darüber steht ein Leuchtthurm. Links von Setubal liegt das königliche Jagdschloß Pinheiro; auf dem äußersten Ende dieser Seite erscheinen die Berge von Alem-tejo, Portugal's Kornkammer. Zur Rechten liegt nach Azeitas zu unweit des Meeres das Kloster von Arrahida auf einem steilen Felsen, an dessen Fuß sich eine weite Tropfsteinhöhle befindet, deren Bogen und Zacken in wunderbaren Schnörkeln und Zierrathen, einem gothischen Dome gleich, sich wölben. Auf einem größeren Platze, gleichsam dem Schiffe der Kirche, ist ein Altar aufgebaut, zu dem noch heute gewallfahrtet wird und nach welchem die Höhle Santa Margarita de la Lapa heißt. Nahe am Eingange, gleichsam die Höhle bewachend, liegt ein großer Drache mit zusammengerolltem Schweif: gewiß eine der seltsamsten Naturbildungen. Im Thale von Setubal befinden sich sechs Klöster, denen früher ein guter Theil der Orangegärten gehörte. Fünf davon sind bereits verkauft, darunter Brancanes, das schönste und bedeutendste. Die Lage desselben ist wundervoll: über Orangegärten hinweg, umfaßt man mit einem Blicke das Bergschloß Palmella und die Seelandschaft um die Stadt. Diese selbst ist nicht groß, die Straßen sind schmal und unrein, die Häuser klein. Nur der Kai längs des Hafens ist mit ansehnlicheren Gebäuden geschmückt, breit und gut gepflastert.

Ein englischer Gasthof nächst dem Hafen ward uns als einer der besten im Lande geschildert. Als wir davor abstiegen, war es bereits Nacht geworden, und aus den hell erleuchteten Fenstern schallte Musik und lauter Jubel. Es waren die Capitaine einiger nordischen Kauffahrer, die ihre Abfahrt feierten und in Erwartung eines festlichen Abendessens sich bereits durch verschiedene portugiesische Weine in die heiterste Stimmung versetzt hatten. — Am anderen Tage schwamm ich an Bord eines dieser Kauffahrer auf den blauen Wogen des Oceans und sagte der pyrenäischen Halbinsel Lebewohl.

II.

Blicke auf die Länder

des mejicanischen Golfes u
Californien.

Einleitung.

Seitdem wir Nord-Amerika geliefert, ist Californien's Goldreichthum zu Tage gekommen, und mit dem dahin fluthenden Strom der Auswanderung das Interesse für dies Land gewachsen. Daher sind am Schlusse dieses Bandes nachträglich einige darauf bezügliche Notizen gegeben. Damit mußte sich zugleich das Bedürfniß einer klaren Anschauung von der Beschaffenheit der den Uebergang nach Californien vermittelnden Länder aufdrängen. Diese sind vornehmlich Neu-Mejico, dann Tejas und Mejico. Wir haben sie kurz als die Länder des mejicanischen Golfes bezeichnet. Indem wir nun für das, was über den Breitegrad der Norte-Mündung hinausliegt, auf den vierten Band unserer Weltkunde verweisen, beschränken wir uns mit unseren allgemeinen Bemerkungen auf Mejico und ziehen um so mehr auch Centro- oder Mittel-Amerika mit hinein, als es uns an neueren dahin unternommenen Reisen fehlt.

Mittel-Amerika erstreckt sich von der Landenge von Panama bis hinauf zu der von Tehuantepec. Bei Panama ist das Land sechs Meilen breit; von der Stadt Tehuantepec (unter 16° N. Br.) bis zur Mündung des Goazacoalco (unter 18° N. Br.) hat man 16 Meilen. Das Land umfaßt gegenwärtig die Freistaaten: Costa-Rica, Nicaragua, Honduras, San Salvador, Guatemala und Yucatan; dazu kommt noch die zur Republik von Neu-Granada gehörige Provinz El Istmo (der Isthmus), die beiden mejicanischen Staaten Chiapa und Tabasco, die englische Kolonie Honduras und die Mosquito-Küste. Mittel-

Amerika wird auf beiden Seiten vom Meere bespült. Mitten hindurch zieht sich das „Gebirgsland vom Mittel-Amerika", ein Glied der mächtigen Cordillera, die zwischen dem Meerbusen von Panama und dem Hafen von Cupica zu einem 300 Fuß hohen, allmälich bis 900 Fuß ansteigenden Granitrücken herabsinkt. Längs des westlichen Gestades dehnt sich angeschwemmtes Land von meist geringer Breite aus. Da, wo die Ebene an den Fuß des Gebirges stößt, erheben sich, wie Vorposten, vor der Kette und in ganz gleichlaufender Richtung mit derselben isolirt stehende vulkanische Kegel. Einige haben auch die Gestalt eines Bienenkorbes, wie der Vulkan von Mombacho und von Granada. Nur wenige stehen auf der Cordillera selbst. Aeußerst zahlreich sind die Gruppen dieser zum Theil erloschenen, größtentheils aber noch brennenden Feuerberge. Sechs derselben umgürten das Hochland von San Jose, darunter der Irasu oder der Vulkan von Cartago mit 10,770 Fuß Höhe; sechs begleiten die Südseite des Nicaragua-Sees; sechszehn stehen im W. des Busens von Conchagua. Im O. der alten Stadt Guatemala befindet sich einer der merkwürdigsten, nämlich der Wasservulkan (Volcan de Agua). Da er mehrere Monate lang mit Schnee und Eis bedeckt ist, so muß er bedeutend hoch sein (nach Einigen über 11,000, nach Anderen über 14,000 Fuß). Er hat die Form eines abgestumpften Kegels und neun geogr. Meilen im Umfang. Zwei Drittel seiner Höhe sind gartenartig bebaut. Weiter hinauf folgen herrliche Waldungen und oben zeigt sich ein Krater, dessen Gipfel bei einem gewaltigen Ausbruch von Wasserströmen einstürzte. — Das Gebirgsland von Mittel-Amerika steht nicht in ununterbrochenem Zusammenhang, sondern zerfällt in drei, durch Querthäler von einander abgesonderte Gebirgsgruppen. Es wechseln darin Hochebenen mit Höhenzügen, und man kann sie in der Richtung von SO. nach NW. bezeichnen als die Gruppen von Costa-Rica, von Nicaragua und Honduras, so wie von Guatemala. Die Gruppe von Costa-Rica bildet sich, plötzlich vom caraibischen Gestade aufsteigend, zuvörderst durch die beiden Ketten der Cordillera de Veragua und der Serrania de Salamanca, welche sich vereinigen und deren Gipfel eine Höhe von wenigstens 8000 Fuß erreichen. Am Nordabhange

liegt der durch Goldreichthum ausgezeichnete Berg Tisingal, von dem dieser Landstrich den Namen Costa=Rica, d. i. reiche Küste, erhielt. Daran schließt sich (unter 9° N. Br.) das von Feuer=speiern umgebene, 3 bis 4000 Fuß hohe Tafelland von San Jose. Sanft und gemach hebt es sich von W. her, fast mauer=artig stürzt es sich ostwärts zur ebenen Küste des caraibischen Meeres hinab. Die Gruppe von Nicaragua und Honduras steigt als Bergkette jäh an der Nordseite des Nicaragua=Sees bis zu 7700 Fuß empor. Auf der anderen Seite bildet sie das Randgebirge eines weit ausgedehnten Tafellandes und fällt im NO. am Kap Kameron schroff ab in's Meer. Daran schließt sich die Mosquito=Küste (zwischen 11 und 16° N. Br.), eine nicht bedeutend über den Ocean gelegene Fläche, die nach dem Innern zu in wellenförmigen Hebungen oder Hügelzügen und Senkungen oder Thalgründen ansteigt. Die Thalgründe sind meistens fruchtbare Savannen, die Hügelzüge mit dichtem Wald bedeckt, so daß Gras= und Baumwuchs wechselt. Der Boden der Savannen, der an der See leichter, aber wegen der Ueberschwemmungen zur Regenzeit doch sehr tragbar ist, wird tiefer in's Land hinein thonhaltig und äußerst humusreich. Eben so die Hügelzüge, auf deren Rücken die Weihrauch=Kiefer (Pinus taeda), Mahagoni=, Kakao=, Federharz= und andere edle Bäume wachsen. Die Gruppe von Guatemala, ein aus Ketten und Tafelländern bestehendes, von tiefen Thälern durchfurchtes zusammenhängendes Bergland, füllt den ganzen Theil von Mittel=Amerika bis zum Honduras=Golf. Die höchsten Gipfel sind 6 bis 7000 Fuß hoch. Der Balize=Fluß stürzt von diesem Hochland in prachtvollen Wasserfällen und Stromschnellen zum Honduras=Golf hinab. Eine dieser Stromschnellen ist eine halbe Stunde lang; anderswo bricht der Strom durch ein natürliches Felsenthor und bildet einen 40 bis 50 Fuß hohen Wasserfall. Man kann hier zwei Stufen unterscheiden, die eine mit einer Fichtenart (Pinus occidentalis) parkartig bewachsen, die zweite mit dem Baumwollen=Baum und anderen von Schlinggewächsen überwucherten Riesen des Pflanzenreichs bedeckt. Das Gebirg trägt Wälder des Mahagoni=Baums, der den Reichthum von Honduras ausmacht. Das Bergland von Guatemala wird in

der Richtung von West nach Ost vom Tiefthal des Rio Motagua durchschnitten, des wichtigsten Flusses in Mittel-Amerika, sofern er die Hauptstadt Guatemala mit dem atlantischen Ocean verbindet. Die beiden Städte Alt- und Neu-Guatemala liegen noch nicht auf der höchsten Stufe des Tafellandes. Höher liegt in reizender Umgebung Chimalenango, noch höher die zahlreich bevölkerten, zum Theil von Weizen- und anderen Getreide-Feldern üppig wallenden Gebirgsebenen von Sosola, Quesaltenango und Totonicapan. Die letztere Hochebene stürzt steil ab gegen den Oberlauf des Grijalva (Tabasco), und hier liegen auf den Hügeln einer hauptsächlich der Viehzucht gewidmeten Vorterrasse die berühmten Ruinen von Palenque. Von dem hohen Cerro (Pik) von Gioreta, auf der Grenze zwischen Guatemala und Chiapas, senkt sich die Cordillere zur Landenge von Tehuantepec, auf deren Westseite das Hochland von Mejico sogleich riesenmäßig ansteigt. Von seinem südöstlichen Pfeiler, dem Cerro de Cempoaltepec (10,524 Fuß hoch) erblickt man beide Meere. — Die Gewässer, die auf der Abdachung zum stillen Ocean sehr zahlreich hinfließen, haben ein ihrem kurzen Lauf entsprechendes bedeutendes Gefälle. Der Schifffahrt tritt außer ihren steilen Ufern auch der Uebelstand hinderlich entgegen, daß sie eine Menge Geschiebe an den Mündungen ablagern und dort Barren bilden, auf denen das Meer hoch aufbrandet. Die wichtigsten Flüsse sind von Ost nach West gezählt: der Nacaome, Sirano, Saca tecoluca, Sonsonate, Chimalpa. Die auf der Abdachung zum atlantischen Ocean strömenden großen Flüsse entspringen auf den höchsten Punkten der Cordillere und folgen der Richtung der Bergzüge mit Steilufern, die nach der Mündung schärfer hervortreten. An der Mündung bilden sie Barren, die durch Kunst überwunden werden müssen, sind aber sonst alle schiffbar. Genannt zu werden verdienen der Tabasco, Usumasinta, der Fluß von Balize, der Polichic, Motagua, der Fluß von Segovia und der San Juan del Norte. Letzterer ist einer der merkwürdigsten. Er strömt nämlich mit starker Wassermasse, die große Schiffe trägt, aus der Ostseite des Nicaragua-Sees und auf diesem Wege wäre vielleicht am leichtesten eine Kanalverbindung mit dem großen Ocean herzustellen, da westlich

von dem See nur eine schmale Landenge zu durchschneiden übrig bleibt. Der See von Nicaragua selbst, 38 Meilen lang und 20 Meilen breit, erscheint als ein von vielen Flüssen gespeis'ter mächtiger Kessel, dessen Wasser durch die Orkane gleich den Wogen des Oceans aufgethürmt werden. Fünf bis acht tausend Fuß hohe, mit der üppigsten Vegetation prangende vulkanische Berge umrahmen den See und geben ihm die malerischsten Ufer; auch in seiner Mitte steht auf einer Insel ein Vulkan, und oft wird er durch die Flammenausbrüche desselben und seiner benachbarten Brüder magisch beleuchtet. Durch einen breiten Kanal steht er mit dem 10 Meilen langen und 6 Meilen breiten See von Managua in Verbindung. — Das heiße Klima der Küstenebenen und niederigen Thäler wird durch die Nähe des Meeres gemildert. Auf den Hochebenen herrscht ein ewiger Frühling. Die Regenzeit beginnt an der Küste mit dem Juli, im Binnenlande mit dem Mai. Der Regen strömt aber auch in den Uebergangsperioden zur trockenen Jahreszeit oft so stark, daß augenblicklich das Land von Wasser überschwemmt wird. Alsbald brennt jedoch die Sonne wieder vom blauen Himmel herab, um schnell das Erdreich zu trockenen. Das ist die Zeit der Vergnügungen und Spaziergänge für die Bewohner der Städte und Flecken, so wie die Zeit der kräftigsten Vegetation. Die Wälder enthalten den mannichfaltigsten Holzreichthum, der theils zum Bauen, theils zu Möbeln verwandt wird. Handelsgewächse sind: Indigo, Vanille, Cacao, Kaffee, Zuckerrohr, Baumwolle; der Maulbeerbaum dient zur Seidenzucht. Unter den Nahrungsmitteln steht der Mais oben an. Außerdem wird angepflanzt: der Pisang, die Banane, Kartoffel, Batate, Bohnen, Linsen, Reis; Weizen und anderes europäisches Getreide gedeiht trefflich auf den Hochebenen, wird aber nur wenig gebaut. Orangen und Ananas hat man das ganze Jahr hindurch; eben so sind überall verbreitet die Kokos, Citronen, Limonien und ähnliche Gewächse. Das Thierreich ist eben so reich und mannichfaltig als das Pflanzenreich. Tapire und Affen sind heerdenweis anzutreffen. Der Schrecken der Wälder ist der Jaguar, der Kuguar (eine große Katze, auch der amerikanische Löwe genannt) und der blutdürstige Tiger; Bären sind selten. Das Geschlecht der Vögel

findet seine Skale vom Condor bis zum Kolibri. Der Guezal, mit glänzend smaragdgrünem Gefieder, dessen lange Schwungfedern den Indianern zum Festschmuck dienen, gehört der Provinz Verapaz eigenthümlich an und wird sonst nirgends getroffen. An giftigen Schlangen nebst Riesenschlangen, an Kröten und ähnlichem Gewürm fehlt es nicht. Der Stich einer Wespenart bringt ohne ein schnelles Gegenmittel unvermeidlichen Tod. Der Alligator bewohnt Flüsse und See'n. Der häßliche schuppenbedeckte Leguan wird gegessen. Beide Oceane liefern die Perlenmuschel und die Auster, der große Ocean auch die Purpurmuschel. Heuschreckenschwärme verwüsten hie und da die Felder. Leuchtkäfer erhöhen den Zauber der Nächte, und eben so prachtvoll, wie die Blumen unter den Pflanzen, sind die Schmetterlinge unter den Thieren. — Das von der Natur so außerordentlich begünstigte Land hat nur eine sehr dünne Bevölkerung. Die fünf Freistaaten rissen sich 1821 vom spanischen Mutterlande los und traten 1823 zu einem Bunde der vereinigten Staaten von Centro-Amerika zusammen mit einem Gesammtgebiet von 6535 □ M. und 1,100,000 Seelen. Auf den Hochebenen haben sich vorzugsweise die Weißen angesiedelt. Nur in Guatemala sind die Indianer vorherrschend, und in Yucatan bilden sie fast ausschließlich die Bevölkerung. Letzteres riß sich 1841 von Mejico los und zählt auf 2150 □ M. 480,000 Seelen. — Merkwürdige Denkmäler zeugen von einer bedeutenden Vergangenheit. Wir wollen zu dem Ende noch schließlich Einiges in Betreff der oben erwähnten Ruinen von Palenque hinzufügen. Sie ziehen sich längs eines Bergrückens auf einer Strecke von fünf deutschen Meilen hin und scheinen eine ungeheure Stadt gewesen zu sein. Das Baumaterial der Häuserreste besteht aus ziegelförmigen mit Gypsmörtel zusammengefügten Steinen. Das vorzüglichste Gebäude, das man in dieser Trümmerwelt entdeckt hat, ist ein mächtiger Palast, zusammengesetzt aus mehreren Quadraten, Hallen und Gallerien. In der Fronte sieht man fünf hohe und breite, durch Pfeiler getrennte Thore, an deren jedem sich eine menschliche Figur in erhabener Arbeit befindet. Das Haupt ist mit hohen Federn, die nackten Arme sind mit Bändern geziert, auf die Brust hängt ein Halsband nieder, die Hände halten

einen Stab. Andere Figuren tragen keinen Hauptschmuck und sind von Bilderschrift umgeben. In einem Hofraum bemerkt man einen viereckigen eingefallenen Thurm, der noch jetzt 160 Fuß hoch ist. In einem Gemache öffnet sich der Haupteingang zu einer langen Reihe unterirdischer Gewölbe. Ueberall sieht man Bildwerke und Hieroglyphen angebracht. In einem anderen großen Gebäude, das wahrscheinlich ein Tempel war, sieht man ein prachtvoll verziertes Kreuz mit einem Hahn an der Spitze, und ein Kind wird demselben von einem Priester entgegengetragen. Dies könnte auf die Anfänge des Christenthums hindeuten. Die Mannichfaltigkeit der Gebäude, der kunstvolle Baustil, die schöne Arbeit der Bildnerei und die Hieroglyphen verrathen jedoch eine viel höhere Stufe der Cultur, als die Aufthürmung plumper Pyramiden erfordert, welche aus der späteren aztekischen Zeit herstammen. Auch sind die Gestalten von Palenque, kräftig und schlank, mit langer Nase und hoher Stirn, durchaus verschieden von dem Volk, das die Spanier vorfanden. Die ganze Masse der Ruinen liegt in dichtem Urwald, und die genauere Erforschung derselben würde viele Monate erheischen. Auch das benachbarte Land ist auf viele Meilen im Umkreis mit versunkenen Denkmälern der Baukunst bedeckt. —

Mexico (spr. Méchico) ist seiner äußeren Gestaltung nach ein ungeheurer, durch unterirdische Feuersgewalt emporgetriebener Erdrücken, der sich erst da abdacht und in mehrere Gebirgsketten spaltet, wo das Land eine größere Breite gewinnt. Es ist der mit Ausläufern versehene Wurzelstock der weiter hinauf mannichfach verzweigten nordamerikanischen Cordillere. Diese beginnt bei Tehuantepec, breitet sich dann nach Osten und Westen aus und bildet in der Südhälfte von Mexico ein Tafelland, wie es in dieser Ausdehnung und Form vielleicht nirgends mehr vorkommt. Bis zur Stadt Durango, die fast 100 (deutsche) Meilen nordwärts über die Hauptstadt hinaus liegt, bleibt der 5 bis 8000 Fuß über der Meeresfläche erhabene Boden durchaus gleichförmig und wird so wenig von Thälern durchfurcht, daß die Wagen von der Hauptstadt Mexico bis nach Santa Fé in Neu-Mexico auf einer Strecke von fast 300 Meilen auf Wegen, deren Anlage keine bedeutenden Schwierigkeiten darbietet, fort-

rollen können. Ueber dies Tafelland erheben sich, gleich den Thurmspitzen über dem Plattdach eines Domes, zerstreut oder in Reihen, Berggipfel und Vulkane, welche eine Höhe von 15,000 bis 16,600 Fuß erreichen. — Sehen wir auf den Gebirgsabfall nach den Meeren zu, so geht der westliche sanfter und allmälich abwärts, so daß Berg und Thal wechselt und man demgemäß bald kalte, bald glühend heiße Himmelsstriche passirt; der östliche Abfall ist dagegen kürzer und steiler, so daß man ununterbrochen niedersteigt und am Abhange von Stufe zu Stufe hinabklimmen muß, bis man die Küste erreicht hat. Hier erhebt sich westlich von Vera Cruz eine Gruppe der höchsten Berge, nämlich der Feuerberg (Popocatepetl) und der Pik von Orizaba oder Sternberg (Citaltepetl), beide über 16,000 Fuß hoch; die weiße Frau (Iztaccihuati) über 14,000 Fuß und der Koffer von Perote oder der Quadratberg (Nauhcampapetepetl) über 12,000 Fuß hoch. Weiter nördlich spaltet sich die Cordillera in drei Ketten, von denen die westliche über Guadalaxara hinaus zieht, die östliche sich durch Texas zum Mississippi wendet und hier den Namen der Ozark-Berge (1800′ hoch) führt, die mittleren aber, welche die Wasserscheide zwischen den beiden Oceanen bildet, die Staaten Durango und Chihuahun durchschneidet. Alle höheren Berggipfel sind entweder noch brennende Vulkane oder zeigen erloschene Krater. Der Vulkan von Jorullo (unter 18° N. Br.) bildete sich erst neuerlich in der Nacht vom 28. auf den 29. Sept. 1759. Erderschütterungen sind häufig, aber nicht heftig. — Die zahlreichen Binnensee'n sind sämmtlich nur Reste größerer Wasserbehälter, welche einst das Hochland bedeckten. Der größte ist der See von Chapala in Jalisco, noch ein Mal so groß als der Bodensee (57 □ M.); einer der schönsten ist der Patzcuara im Staat Mechoacan, dem Genfersee an Pracht der Umgebungen vergleichbar. Unter den Flüssen, welche Mexico dem atlantischen Ocean zusendet, ist der Rio del Norte, auch Rio Bravo genannt, der größte. Seine Mündung ist 1200 Fuß breit, Boote gehen bis Paso del Norte. Von hier bis Santa Fé in Neu-Mexico finden sich viele Stromschnellen, doch hindern sie nicht die Fahrt flacher Boote und Flöße. Von den zahlreichen, zum Theil schiffbaren Küstenflüssen ist der Rio

Tampico, aus der Vereinigung des Panuco und Tula (Moteczuma) gebildet, für die Schifffahrt am wichtigsten. Im Westen ist der einzige bedeutende und schiffbare Fluß der in den Golf von Californien strömende Colorado. Dagegen hat die Westküste außer St. Francisco in Neu-Californien noch zwei treffliche Häfen, nämlich San Blas an der Santiago-Mündung und Acapulco. Letzterer, wahrscheinlich durch eine Erderschütterung gebildet, gehört zu den bewunderungswürdigsten Buchten der Erde. Die Ostküste hat gar keinen sicheren Hafen; denn Vera-Cruz ist nur ein schlechter Ankerplatz. — Das Klima ist an beiden Küsten bis zu einer Höhe von 1800′ feucht-heiß und bringt in Folge der leichten Verwesung von Pflanzen- und Thier-Stoffen die verderblichsten Krankheiten (das gelbe Fieber und Schwarz-Erbrechen) hervor. Auf den Höhen von 3700′ bis 4600′ herrscht beständig milde Frühlingswärme, deren sich die durch ihre Obstbaumpflanzungen berühmten drei Städte Jalapa, Tasco und Chilpanzingo erfreuen. Die kalte Region beginnt mit einer Höhe von 6700′, und über 8300′ hinaus ist das Klima sehr rauh und unangenehm. Der Südwesten Mejico's wird zuweilen von schrecklichen Orkanen heimgesucht. Ein solcher verwüstete am 14. und 15. Sept. 1831 einen Landstrich an den Ufern des Rio Verde im Staate Oajaca. Er entwurzelte die stärksten Bäume, riß ungeheure Felsstücke und ganze Berggipfel herunter. Gleichzeitig eintretende wolkenbruchartige Regengüsse zerstörten alle Pflanzungen, versandeten alle Viehweiden, schwemmten Hütten und Häuser weg; viele Menschen und ganze Viehheerden ertranken. Dergleichen wolkenbruchartige Niederschläge bringt die Regenzeit mit sich, die auf der Hochebene in der letzten Hälfte des Mai, an den Küsten etwas früher beginnt. Am heitersten pflegt der Himmel von der Mitte des Februar bis gegen Ende des April zu sein. Viele Hochebenen im Innern leiden an Dürre und sind sandig und unfruchtbar, wozu die Ausrottung der Wälder ihr Theil beigetragen hat. In diesen Gegenden kommen häufige Luftspiegelungen vor; auch werden durch Windwirbel daselbst oft Sandsäulen gebildet und vom Winde mit reißender Schnelligkeit über die Ebenen fortgeführt. — Vermöge der Bodengestaltung und der klimatischen Unter-

schiede findet man hier die Erzeugnisse fast aller Zonen. Oft sieht man Pflanzen ganz entgegengesetzter Regionen auf einem kleinen Raume dicht bei einander, sofern im Grunde der Thäler und Schluchten tropische Gewächse in üppiger Fülle gedeihen, während die Gelände mit Erdbeerbäumen, Eichen und Nadelhölzern bewachsen sind. So liegen um die Hauptstadt Mexico vier Gebirgsthäler, wo in dem Thale von Istla (3024′ hoch) Zuckerrohr, in dem von Actopan (6054′) Baumwolle, in dem von Tenochtitlan (7008′) europäisches Getreide, in dem von Toluca (8040′) Pflanzungen der Agave (Baum-Aloe) gedeihen. Die kalte Zone bietet einen Alpenflor. Die durch Georginenpracht ausgezeichnete gemäßigte Zone ist dem Ackerbau am günstigsten und bringt trefflichen Weizen; vorzugsweise wird aber Mais als Brotkorn gebaut. Die Culturgewächse der heißen Zone sind, wie in Mittel-Amerika, besonders Zucker, Kaffee, Baumwolle, Cacao und Indigo. Unter den Thieren bemerken wir den Hirsch, den Buckelochsen, den Bär, den Jaguar und Cuguar, das wilde Schaf und wilde Hunde. Aus dem Reiche der Vögel wollen wir die Nachtigall und die gleich schön singende Calandra, den niedlichen Colibri und den riesenmäßigen Condor hervorheben. Hühnerarten giebt es viele, und unter den Fasanen sind einige so groß wie eine Gans. Alle Hausthiere der alten Welt, das Rind, das Pferd, das Maulthier, das Schaf, die Ziege, das Schwein sind erst nach der Eroberung Mexico's durch die Spanier eingeführt. Rinder und Pferde durchschwärmen in verwilderten Heerden die unbewohnten Gegenden von Neu-Mexico, Sonora, Californien und Texas. Noch erwähnen wir, daß Mexico ausgezeichnet ist durch seinen Silberreichthum (besonders zwischen $16\frac{1}{2}°$ und 29° N. Br.); auch wird viel Gold gewonnen. — Die Republik Mexico zählt auf 43,890 □ M. eine Volksmenge von mehr als 7 Mill. Menschen; und darunter sind mehr als die Hälfte Indianer. Im Jahr 1517 betraten die Spanier zuerst das Land, und 1519 eroberte Ferdinand Cortez die Hauptstadt Mexico. Damit wurde die Herrschaft der Azteken zerstört, die der Sage nach im Anfange des 13. Jahrhunderts von Norden her kamen und deren Gedächtniß noch heutiges Tages durch zahlreiche abgestutzte, oben mit einer Art

Brüstung versehene Pyramiden im Lande bewahrt wird. Die europäischen Eroberer nannten das Land wegen mancher Aehnlichkeiten mit ihrem Mutterlande Neu-Spanien. Im Jahre 1813 sagte sich Mexico von der spanischen Krone los, bestand vom Mai 1822 bis März 1823 als Kaiserthum unter Don Augustin I. (Iturbide) und erklärte sich im Oct. 1824 als Bundes-Republik. Bald entstanden jedoch neue Wandelungen in Folge der Kämpfe zwischen den Anhängern der monarchischen Regierungsform und den Republikanern. Der Führer der letzteren war Santa Anna, der bis auf die neueste Zeit eine Hauptrolle gespielt hat. 1838 wurde Mexico wegen verweigerter Genugthuung für Gewaltthätigkeiten gegen französische Unterthanen in einen Krieg mit den Franzosen verwickelt, der nach der Zertrümmerung des Forts San Juan de Ulloa zur Zufriedenheit der letzteren beendigt wurde. Die wichtigste Begebenheit der neueren Zeit ist der Krieg mit den vereinigten Staaten Nord-Amerika's, der sich in Folge des Anschlusses der Republik Texas an dieselben (März 1846) entspann und nach mehreren verlorenen Schlachten mit der Besetzung der Hauptstadt (Sept. 1847) durch den nordamerikanischen General Scott endete, so daß der Friede natürlich nicht ohne bedeutende Opfer erkauft werden konnte. — Gegenwärtig umfaßt die Republik Mexico 18 Staaten oder Departements und 5 Gebiete.

Für alles Uebrige verweisen wir auf die folgenden Skizzen, die von dem Herrn Pfarrer Wilhelm Heinzelmann in Krusemark abgefaßt sind. — Die Reise des Capitain Fremont im vierten Bande unserer Reise stellt nämlich nur mehr äußerlich eine Verbindungslinie der nordamerikanischen Freistaaten mit dem fernen Westen dar. Die Lebensideen dieses Freiheitsvolkes haben aber in letzter Zeit so mächtig auch das innerste Leben jener Völker mit berührt, daß eine förmliche Neubildung im ganzen Westen kürzlich zu erwarten ist. Denn nicht nur Texas, auch Neu-Mexico und Californien und selbst Alt-Mexico sind mehr oder weniger im Laufe der letzten Jahrzehente vom Geiste Nord-Amerikas durchsäuert worden, und was geheim geschehen, das offenbaret sich erst jetzt. Um nun das stille Werden und Gewordensein dieses nordamerikanischen Westens begreiflich zu machen, wollen wir als Ergän-

zung obiger Reise zunächst eine Darstellung des Karawanenverkehrs zwischen den vereinigten Staaten und Neu-Mexico zu geben versuchen nach dem Tagebuche des Josias Gregg. Die Umgebung von Texas und sein Verhältniß zu Santa Fé wird zugleich dadurch näher beleuchtet werden; daher wird eine Reise durch Texas nach dem ausgezeichneten Werke des Dr. Römer sogleich sich anschließen. Weil aber texanisches Leben nicht wohl zu begreifen ist ohne das Leben des Mutterlandes, von dem es ausgegangen ist, so werden wir demnach dieses selber näher kennen lernen, indem wir Alt-Mexico und seine Hauptstadt namentlich an der Hand eines deutschen Führers, des Herrn Löwenstern aus Wien, flüchtig besuchen und von dort aus nach den Westhäfen eilen, welche die Verbindung dieses Landes mit Californien vermitteln. Dies aber werden wir als unentdecktes Eldorado an der Hand eines Engländers, des Dr. Tyrwhitt Brooks, zuletzt noch betrachten.

A. Neu-Mexico.

Josias Gregg, an der Grenze des Indianergebietes geboren, hatte lange an verwickelten chronischen Krankheiten gelitten und hoffte von dem Leben in den Prärien Besserung und Heilung zu empfangen. Daher schloß er sich im Frühjahr 1831 der Karavane an, welche von Independence am Missouri nach Santa Fé zum oberen Rio del Norte aufbrach. In wenig Wochen war sein Zweck erreicht und er gewann fortan eine solche Leidenschaft für das Prärienleben, daß er 8 Jahre lang als Kaufmann bei den Handelszügen sich betheiligte und auf verschiedenen Wegen jene Wüsten durchzog, welche als Indianerland in einer Ausdehnung von 150 deutschen oder 700 englischen Meilen die äußersten Puncte der Civilisation im Osten und Westen von einander trennen. Seine Erfahrungen auf diesen Reisen stellte er unter dem Titel: „Commerce of the Prairies or the Journal of a Santa Fé trader during eight expeditions across the great western Prairies and a residence of nearly nine years in Northern Mexico" in zwei Bänden zusammen, welche 1844 zu New-York erschienen und deutsch bearbeitet von M. B. Lindau unter dem Titel „Karavanenzüge von Josias Gregg" 1845 in der Arnoldischen Buchhandlung herausgekommen sind. Diesem Werke entlehnen wir die nachfolgenden Bemerkungen und unsere Reise.

Unfern des bekannten Rio del Norte, etwa 10 Meilen nördlich vom 35. Breitengrade liegt Santa Fé, die Muttercolonie sämmtlicher Ansiedelungen in diesem sonst nur von Indianern ringsumwohnten oberen Flußthale, welches unter dem Namen Neu-Mexico begriffen ist. Von der Aehnlichkeit der ursprünglichen Bewohner mit den Bewohnern der Hauptstadt in Sitten und Gebräuchen stammt dieser Name, und schon 1550 war Neu-Mexico als eine nur von Urvölkern bewohnte Provinz bekannt. Unwahrscheinlich ist, daß eine kleine Anzahl Abenteurer des Cortez früh hierher eingedrungen sei; dagegen ist es urkundlich verbürgt, daß im Jahre 1595 unterm 21. September ein Bürger der Stadt Zacatecas bei der vicekoniglichen Regierung zu Mexico die Erlaubniß zur Gründung einer Colonie für diese Gegend nachgesucht hat. Er macht sich ver-

bindlich 200 Soldaten, Vorräthe, Ackergeräth und Handwerkszeug auf seine Kosten hierher zu führen, wenn man Geschütze und Kriegsbedarf, 6 Priester mit vollständigem Büchervorrath und Kirchenschmuck, ein Darlehn von 20,000 Dollars und eine Menge erblicher Privilegien ihm bewilligen würde. Im folgenden Frühjahre ist diese Colonie ausgeführt; die Indianer sind auf gut spanisch zum römisch-katholischen Glauben bekehrt worden, und kleine und blühende Ansiedelungen entstanden überall. Jedoch im Jahre 1680 erhoben sich die hartbedrückten Indianer; die Spanier wurden zum Theil ermordet oder entflohen nach harten Kämpfen gegen vier Breitengrade südwärts über die Grenze, wo sie die Stadt Zug aus Norden oder Paso del Norte gründeten. Zehn Jahre dauerte darnach unter furchtbaren Gräueln das Werk der Wiedereroberung; Uneinigkeit der Pueblos oder der ansässigen christianisirten Indier ließ endlich es gelingen. Eine neue Verschwörung im Jahre 1698 ward schneller unterdrückt; doch behandelte man die Indianer fortan menschlicher, indem man jedem ihrer Dörfer einige Meilen Land vergönnte und der Selbstregierung mehr Raum gab. Niemals aber erlosch der glühende Haß gegen die Spanier; an eine umgehende Sage, ein Volk aus Osten werde zur Befreiung vom spanischen Joche erscheinen, knüpften sich die Hoffnungen, und so blieben die Pueblos, stets reif zur Empörung, ruhig bis zum Jahre 1837, wo auch hier wie in Texas und Yucatan die Kämpfe gegen die Centralregierung der Hauptstadt begannen. Ein von dorther gesandter Statthalter ließ einen Alcalden gefangen nehmen; die nördlichen Pueblos vereinigten sich zum Widerstande; Santa Fé ward genommen, der Statthalter ermordet. Man wollte sich unter einem selbstgewählten Statthalter mit Texas verbinden; allein im Jahre 1838 im Januar siegte das aristokratische Element unter dem ehrgeizigen Armijo, der bei der Wahl übergangen war und nun sich Titel und Würde auf acht Jahre von der Hauptstadt aus bestätigen ließ. Sein Regiment haben die Texaner nie anerkannt; aber thöricht ist es, wenn sie nun das Gebiet nur bis zum Norte beanspruchen, weil dadurch Zusammengehöriges getrennt werden müßte. Denn einer Oase gleich liegt das bebaute Land auf beiden Seiten des Flusses inmitten der

Berg- und Prairienwüsten, kaum in seiner Gesammtheit stark genug, sich der überall hereindrängenden wilden Stämme zu erwehren. Es wohnen nämlich nur 30 bis 40 Meilen von der Hauptstadt im Westen und Nordwesten die Moquis und Navajos, beide durch Manufacturarbeiten und Anbau von Gemüse und Körnern vor andern Stämmen ausgezeichnet und einander nahe verwandt. Treulosigkeit von Seiten der Spanier hat die letzteren namentlich zu unversöhnlichen Feinden gemacht. Man schätzt diesen Stamm auf 10,000 Mann und hält dafür, daß er ein Rest der früher aus Californien nach Anahuac gewanderten Azteken sei. Und allerdings verrathen alte Bauwerke in der Nähe der westlichen Cordillere, welche von feinkörnigem Sandstein erbaut sind — drei Stockwerke hoch, das untere ohne Eingang und in viele durchaus unverzierte kleine Gemächer getheilt, das Gebälk darüber unter der Decke einer Erdmasse noch heute wohl erhalten — daß hier einst der Sitz einer höheren Cultur gewesen sein müsse. — Außer diesen Navajos lagert der überall und nirgend wohnende ewig wandernde Stamm der Apaches zwischen Santa Fé und den südlichen Provinzen wie eine wahre Beduinenhorde. An 15,000 Seelen stark, in kleinere Rotten getheilt, schweift er vom westlichen Meere bis ins Innere von Neu-Mejico und bedroht selbst tief im Süden Cohahuila und Durango in der Art, daß dort die ländliche Bevölkerung fast überall auf die nächste Umgebung der Städte sich zurückgezogen hat. Schafe, Rinder und Maulthiere der Ranchos und Haciendas, jener zerstreut liegenden Meiereien und Landgüter, müssen ihn nähren, Ackerbau kennt er nicht; Fleischstücke von Maulthieren bezeichnen oft viele Meilen ihren Weg, ein Zeichen, daß sie über der Lieblingsspeise sich entzweit haben, die deshalb Niemand essen soll. Gregg erzählt, daß eine halbe Stunde von Durango am hellen lichten Tage plötzlich ein drei bis vier Apaches daher gesprengt kamen, Arbeiter und Hirten auf dem Felde tödteten und ganze Heerden von Pferden und Maulthieren schnell von dannen trieben. Militär rückt dann wohl nach, begnügt sich jedoch mit dem Ruhme, daß der Feind geflohen sei; ganze Handelszüge aber führen ihnen Waffen und Branntwein zu, um dagegen geraubte Maulthiere billig einzuhandeln. So noch im

Jahre 1840! Kein Wunder, daß die mexicanischen Republicaner sich zuweilen herzlich zurücksehnen nach der alten spanischen Herrschaft, wenn jetzt die ganze Gegend nördlich der Grenzen Durangos fast entvölkert ist. Verrätherische Metzeleien haben auch diesen Stamm nur feindlicher gemacht und Neu-Mexico selbst leidet nur darum weniger, weil seine wenigen Meiereien den Feind nicht eben so anlocken, wie der reichere Westen. Dort aber schließt er zeitweise Frieden, um die ein hundert Meilen entfernt geraubten Thiere zu verkaufen und bricht den Frieden wieder nach Belieben. — Man weiß nun ferner, wie die östlichen Stämme, hierher und tief nach Süden streifen und selbst Knaben und Weiber von dorther mit sich führen. So wohnen namentlich im Osten die Comanches, gegen welche die Apaches von den Neu-Mexicanern nur für Memmen gehalten werden. Im Norden endlich halten die weiter ostwärts jagenden Jutas ihre Winterquartiere ab als Freunde und Friedensgenossen. Aber auch diese suchen gelegentlich doch den einzelnen Jäger und Kaufmann zu brandschatzen und sind nur zweifelhafte Freunde. Und so wird denn hieraus zur Genüge ersichtlich, daß die Bevölkerung Neu-Mexicos durchaus zusammenhalten muß und sich nicht trennen darf. — Nach den neuesten Nachrichten ist Neu-Mexico als Territorium in die Union der nordamerikanischen Staaten aufgenommen; doch will Texas, um zwei Staaten bilden zu können, seine Ansprüche nicht aufgeben und drohet jetzt mit Krieg. — Wie schwer aber mußte es sein, dieser Oase Waaren zuzuführen! Mehr als zehn Breitengrade ist sie überall vom Meere entfernt; den seichten Norte kann ein Indianerboot nur kaum befahren und unterhalb hemmen Sandbänke und Untiefen; nur knietief ist das Wasser oberhalb der Meeresfluth und nur 10 Fuß das eigentliche Ufer hoch, so daß bei hohem Wasser dann der Fluß in einer Breite von 3—400 Fuß wie über Wiesen sich ergießt. Ein hoher Zoll in den Häfen und der weite und gefährliche Transport durch die Wüsten und feindlichen Indianer erhöhet den Preis der Waaren ins Unglaubliche. Daher trachtete der Amerikaner schon lange nach diesem Markte, zumal da ein Capitain Pike, der zufällig hierher sich verirrte und dann gefangen nach Santa Fé geführt war, von dem herr-

lichen Lande, wo man im Thale von Taos den Weizen bis zum 100fachen Ertrag bauet, und seinen reichen Ansiedelungen 20 Meilen oberhalb und 30 Meilen unterhalb der Hauptstadt die lockendsten Beschreibungen gemacht hatte. Wie ein Lauffeuer gingen seine Berichte von Mund zu Munde; die reinste schönste Luft, nicht jenes Sumpffieber Neu-Orleans, erwartete hier den Kaufmann; kein Regen von Bedeutung störte seine Fahrten, wenn er bis Juli seine Waaren durch die Wüste brachte! Allein noch stand die Glaubensmauer zwischen ihm und dieser Bevölkerung von 60,000 Creolen und Mestizen und etwa 10,000 Pueblos oder angesiedelten Indianern. Auch diese letzte Mauer glaubte man durchbrochen, als im Jahre 1810 der Priester Don Miguel Hidalgo die Fahne der Freiheit ergriffen hatte; es trat der erste Handelszug von etwa ein Dutzend Theilnehmern im Jahre 1812 zusammen. Nach Pikes Weisungen kam er glücklich durch die furchtbaren westlichen Wüsten; allein die alte spanische Regierung, stets argwöhnisch auf die nordamerikanischen Ketzer, hatte noch die Zügel. Neun Jahre lang büßten sie die Kühnheit in den Calabazos (Gefängnisse) von Chiuahua bis Iturbides Unabhängigkeitserklärung im Jahre 1821 ihnen die Kerker wieder öffnete. In diesem Jahre hatte schon ein Kaufmann Glenn aus Ohio mit einer kleinen Karavane den Arkansas aufwärts und dann durchs Gebirge unter vielen Beschwerden und Entbehrungen den Weg nach Santa Fé gemacht, und andere vier Männer waren in demselben Jahre mit Capitain Becknell aus der Gegend von Franklin ursprünglich zum Handel mit den Comanches und Jutas ausgezogen, hatten unter der Leitung einer mexicanischen Jagdgesellschaft ihre geringen Vorräthe eben dahin getragen und reichlichen Gewinn gehabt, da eine einzige Vara (spanische Elle von 30 Zoll) von gewöhnlichem Kaliko über Veracruz bezogen hier nicht unter zwei bis drei Dollar zu erkaufen war. — So folgten denn auf Becknells Bericht schnell andere Expeditionen; er selbst aber sollte auf seiner zweiten Reise, nachdem er den Arkansas wenig oberhalb der amerikanischen Grenzlinie etwa unter 83° westlich von Ferro überschritten hatte, an dem fortan unter dem Namen Caches, d. h. „Waarenversteck", bekannten Puncte furchtbare Prüfungen

erfahren. Hier dehnen sich nämlich die verrufenen sandigen Ebenen des Cimarron südwärts des Arkansas auf mehr denn 10 geographische Meilen aus, ohne daß auch nur ein Pfad hindurchführte. Nach zwei Tagereisen waren die Feldflaschen erschöpft, das Blut, welches man aus den abgeschnittenen Ohren der Maulthiere sog, vermehrte nur den Durst und machte halb rasend. Häufig irre geleitet durch den Glanz der Luftspiegelung oder der falschen Teiche, wollte man schon zum Arkansas zurückkehren, den man jedoch schwerlich erreicht haben würde, als ein Büffel mit aufgeschwemmtem Bauche vom Cimarron heraufkam. Ihn tödten und aus seinem Leibe trinken war das Werk eines Augenblickes, und so gestärkt erreichten die kräftigsten Männer den Fluß, füllten die Feldflaschen und gelangten, mehrere Tage am Ufer dieses Flusses wandernd, glücklich nach Taos, etwa 12—14 Meilen nördlich von Santa Fé.

Hierauf ward der Handel stets bedeutender und im Jahre 1824 gebrauchte man dann statt der Maulthiere zuerst Wagen; die Züge wurden größer, die Waarenvorräthe bedeutender. Allein die wilden Indianerstämme, welche bisher den Kaufmann ruhig hatten ziehen lassen, waren bekannter geworden mit dem Werth dieser Waaren, und mancher von ihnen war von dem gut bewaffneten Händler und seiner kecken Reisegesellschaft kaltblütig halb im Uebermuthe getödtet, oder man hatte unschuldige Stämme für das Unrecht büßen lassen, was ein anderer Stamm verübte; kurz Raub und Rachelust vereinten sich fortan den Karavanen aufzulauern. So raubte man im Jahre 1828 einer Karavane, die schlecht bewaffnet war, fast fünfhundert Pferde, Maulthiere und Esel, und gegen Ende desselben Jahres wurden zwei junge Männer, welche an einem kleinen Flüßchen sorglos schliefen, etwa 8 Meilen vom Cimarron im Angesichte der Karavane, wie man glaubt mit ihren eigenen Flinten, erschossen, und dafür mußten dann wieder sechs unschuldige Indianer mit dem Leben bezahlen, während der siebente entkam, um seinen Stamm zur Rache zu entflammen. So wurden die Kinder der Wüste immer feindseliger gegen „die Weißgesichter" und seit dem Jahre 1821 hat die Regierung sich genöthigt gesehen, mehrere Compagnien Fußsoldaten zum Schutz und Geleit der Karavanen

bis an den Arkansas aufzustellen, da die Indianer fest entschlossen schienen, die Weißen aus den Prärien zu verjagen. Diese aber haben sich dagegen zu großen wohlbewaffneten Karavanenzügen vereinigt, welche in jedem Frühjahre von Independence aufzubrechen pflegen und vor Winterszeit meist wieder heimkehren, da der ganze Weg in etwa zehn Wochen bequem zurückzulegen ist. In Santa Fé aber ist mit dem Eintritt der Karavane zu Anfang Juli, wo auch der Regen eintritt, der Anfang eines neuen Lebens; denn wenn die Karavane kommt wird Alles hier lebendig, dann schreit es durch die Gassen: Los Americanos! Los carros! La entreda de la caravana! (die Amerikaner! die Wagen! der Einzug der Karavane) — und ganze Haufen von »léperos« (Lumpen) sammeln sich um die Wagen, um zu sehen, was es für sie zu stehlen giebt. Die Fuhrleute aber, welche unter dem Knallen der Peitschen wohl aufgeputzt in die Stadt zogen, haben jetzt nur dem Fandango zu leben und täglich spielt die Fidel auf zum Tanz; der Kaufmann treibt am Zollamt sein Geschäft; die Zollbeamten selber aber aus „lebendiger Theilnahme“ für die Kaufleute und „lebhaftem Interesse für Beförderung des Handels“ öffnen meist nur einige Waarenballen, die mit der Declaration am wenigsten im Widerspruch stehen; der Landkrämer ist schon eingetroffen; der Dolmetsch beginnt seine Ernte, da die meisten Kaufleute nicht spanisch schreiben können, indem er die Declarationen der Waaren, die »Manifiestos« übersetzt und verkündet. So bringt der Amerikaner hierher nicht nur todte Waaren, sondern auch Sitten und Gebräuche, Sprache und Urtheile und flößt dem Volke jeden Standes mit jedem Jahre mehr und mehr den Sinn für Recht und Freiheit ein, indem er nie sich ungestraft verletzen läßt am eignen Rechte.

Versetzen wir uns nun, nachdem wir unser Ziel näher ins Auge gefaßt haben, an den Missouri. Dort, wo der Kansas den Missouri verstärkt und den bisher südlich fließenden Strom bis nach St. Louis ostwärts zwingt, ist unbemerkt das liebliche Städtchen Independence allmählig groß geworden trotz des Neides seiner Nachbarn. Früher war Franklin ein 20 Meilen ostwärts der Stapelplatz des Karavanenhandels; nachdem

aber die Schifffahrt auf dem Missouri mehr in Flor gekommen, suchte man den Abgangsort der Handelszüge möglichst weit an die Grenze zu verlegen, um einen beschwerlichen Landtransport von zwanzig Meilen durch rauhe und zum Theil schlammige Wege zu vermeiden. Der Missouri führte, indem er vom November bis März stets schiffbar bleibt, im Laufe des Winters die Waaren an Ort und Stelle und mit dem Anbruch des Frühlings gelangten leicht die Auswanderer von Nord und Ost zu ihren Waaren. Zu Pittsburg gebaute Wagen brachte man mit und mancher Abenteurer, mancher Hinterwäldler lieh dem Kaufmann seine Zunge oder seinen Arm zur Unterhaltung und zum Schutze auf der langweiligen und gefahrvollen Reise, während mancher Leberkranke, den die Aerzte Jahre lang gequält hatten, seinen letzten Thaler zusammenraffte, um in den Prärien Genesung oder ein stilles Grab zu finden. So versammelt sich denn alljährlich mit dem ersten Mai an diesem Orte, welchem zugleich der Oregon-Auswanderer und der Jäger aus dem Felsengebirge berührt, eine bunte Menge, um hier die letzten Vorbereitungen zur Reise zn machen, und reges Leben herrscht zu dieser Zeit in dem sonst stillen Städtchen. Maulthiere und Ochsen, die nie ein Joch gekannt, werden hier erst zugerichtet; denn man bespannt die Wagen zur Hälfte noch mit Maulthieren, weil diese durch die Reise weniger an Werth verlieren, wogegen die Ochsen, sobald das Gras weiter westwärts trockner und kärglicher wird, oft in einem sehr abgetriebenen Zustande das Ziel erreichen, zumal wenn selbst der Mocassin (Schuh) von Büffelhaut bei regnigtem Wetter nicht ausgereicht hat, dieselben vor einer Erweichung der Hufe zu schützen. Das Maulthier legt dagegen den Weg meist unbeschlagen zurück ohne solche Erweichung; tritt sie aber bei ihm auch ein, so werden seine Bewegungen auf dem rasigen Boden so beschwerlich als ob es auf dem Eise ginge. Je 8 oder auch 10 bis 12 Maulthiere oder Ochsen ziehen einen Wagen, der denn eine Ladung bis zu 5000 Pfund mit sich führt. Diese Ladung aber so zu verpacken, daß Nichts auf der langen Reise leide, ist die Hauptsorge der Kaufleute, und mit diesem Verpacken und dem Besorgen der nothwendigen Reisevorräthe, von denen man auf die Person 180 Pfd. rechnet,

nämlich 100 Pfd. Speck, 50 Pfd. Mehl, 20 Pfd. Zucker und 10 Pfd. Kaffee und etwas Salz, während man in Bezug auf Fleisch sich auf den Büffel verläßt, gehen die ersten vierzehn Tage des Monats vorüber. — Nun aber ist endlich Alles besorgt; einige Wagenabtheilungen sind schon voran: es ist der 15. Mai, wir eilen in einer leichteren Kalesche ihnen nach, um nicht die letzten zu sein an dem gemeinsamen Sammelplatz, welcher 30 geographische oder 150 englische Meilen (nach solchen rechnen wir fortan) westwärts von Independence die verschiedenen Theilnehmer der Karavane vereinigen sollte. Erst nach zehn Tagen, früh am 26. Mai erreichen wir mit der Nachhut von 30 Wagen, die wir am ersten Tage einholten, den sogenannten Rathhain oder Council-Grove, einen kleinen, eine halbe Meile langen Waldstreifen von Eichen, Wallnußbäumen, Eschen, Ulmen u. dgl., welcher dadurch eine gewisse Berühmtheit erhalten, daß die Vereinigten Staaten hierselbst im Jahre 1825 durch ihre Bevollmächtigten ein Bündniß mit den Osage-Indianern abschlossen, wonach diese die Absteckung einer Handelsstraße nach Santa Fé bis zum Arkansas ruhig geschehen und den Reisenden ihren Schutz angedeihen lassen sollten; die Straße ist darnach wirklich abgesteckt, wird aber nicht befahren, weil die Karavanen es vorzogen, der Spur früherer Reisenden durch die Gegend des kurzen Büffelgrases zu folgen. — Da die Indianer selten innerhalb der Entfernung der ersten 150 bis 200 Meilen von Independence sich sehen lassen, so war bisher gemeinsames Zusammenhalten nicht nöthig; nun aber mußte sich die Karavane ordnen zur Abwehr etwaiger Angriffe und eigenen Sicherheit. So wurde denn zunächst zur Wahl eines „Hauptmanns der Karavane" geschritten, der vor allem die Ordnung der Reise zu überwachen und den Lagerplatz für die Nacht zu bestimmen hat, dem aber sonst ein Jeder eben nur so weit zu gehorchen pflegt als er für gut befindet, da neben den verschiedenen Pflichten kein Strafrecht seinen Händen übergeben ist. Ein gewisser Stanley ward einstimmig erwählt, obschon andere Ehrgeizige nach dieser Würde gestrebt und in ächt amerikanischer Weise auch hier selbst Wahlumtriebe versucht hatten. Unsere Karavane bestand nun außer mehreren Kaleschen und kleineren Fuhrwerken und zwei kleinen Geschützen, einem Vierpfünder und

einem Sechspfünder, jedes mit besonderm Karren, aus fast hundert Frachtwagen, zur Hälfte mit Ochsen bespannt. Würde dieselbe in langer Linie ziehen, so würde sie leichter den Angriffen ausgesetzt sein, und jedes Hinderniß würde die nachfolgende lange Reihe bedeutend in Verwirrung bringen. Daher ist es nöthig, dieselbe in kürzeren Reihen neben einander sich bewegen zu lassen, was um so leichter geschehen konnte, als von hier ab das Gelände auf 500 Meilen westwärts, wenn man die schmalen Einfassungen der wenigen Creeks und Springs, d. h. der todten Regenbäche und lebendigen Flüßchen abrechnet, fast überall eine baumlose Ebene bildet, welche zunächst bis zum Arkansas auf 120 Meilen Länge noch mit dem kurzen Büffelgrase bewachsen ist, während weiter westwärts diese Ebenen, die in Hügeln zu den Flüssen abfallend von dort aus als Hochebenen erscheinen, erst mehr sandiger und dann mehr steiniger Natur sind, wodurch der spärliche Graswuchs dort bedingt wird. Auf dem ganzen weiten Wege wird kein Baum gefunden, der nur zu einer Wagenachse tauglich wäre; denn in Folge der häufigen Präriebrände ist der Baumwuchs an den bezeichneten Stellen selbst so verkrüppelt, daß die Fuhrleute in Councilgrove sich mit Blöcken festen Holzes zu diesem Zwecke versehen, die sie unter den Wagen aufhängen und oft nutzlos den weiten Weg mit sich führen. Dagegen ist ostwärts vom Councilgrove-Flüßchen, einem Nebenarm des Neosho die schönste Hochlandsprärie mit fruchtbarem Boden und schönsten Holzungen an den Flußrändern, ganz ähnlich den Prärien Missouris, und nur auf dem schmalen Hochrücken zwischen Kansas und Osage findet auf dem Wege sich eine höchst beschwerliche Moorgegend, wo die Wagen bis an die Naben versinken und alle Hände der zwei- und dreifachen Bespannung zu Hülfe kommen müssen, um die schwer beladenen Wagen herauszuziehen. Dabei erscheint der Boden ringsherum so völlig glatt und trocken, daß man den Fuhrmann selbst bis an die Hüften im Schlamme waten sehen muß, um an das Dasein einer Moorgegend zu glauben. Hier ist zugleich die Gegend des längeren Grases und eines üppigen mannigfaltigen Blumenflors, welcher im Westen ganz fehlt oder nur spärlich und vereinzelt zu finden ist. Weil aber im Frühjahr das längere Gras

früher ausspießt, so pflegen dann die Büffel schon in der Nähe von Councilgrove sichtbar zu werden, und weil das Leben des Indianers mit diesem Thiere eng verknüpft ist, so erscheinen denn hier auch gewöhnlich die ersten Indianerbanden. Um nun die Karavane gegen diese letzteren zu sichern, theilt der Hauptmann dieselbe in vier Abtheilungen, deren jeder ein Lieutenant zugesellt wird, dessen Pflicht ist, jede Schlucht und jedes Wasser zu untersuchen, die besten Uebergänge aufzufinden und die Lagerplätze abzustecken. Kommt der Abend, so fahren die Wagen im Viereck auf, in welchem die Zugthiere nun, bei Sturm und Regenwetter zumal, wie in einem Viehhofe geborgen stehen. Denn bei den wunderlichen Grillen der Ochsen kommt es wohl vor, daß einer durch das Husten des Nachbars erschreckt, plötzlich sich aufmacht und die ganze Heerde mit sich fortreißt, oder ist's am Tage und sprengt etwa eine Büffelheerde oder ein Mustang vorüber, so geschah es schon, daß einer Gesellschaft alle ihre weidenden Thiere mit fortgerissen wurden, von denen dreißig ganz verloren gingen, da es fast zur Unmöglichkeit wird, sie wieder einzufangen in diesen endlosen Präries, indem man nicht weiß, unter welcher der vielen Büffelheerden man seine Thiere wieder suchen soll. Kommt aber der Nordsturm mit seinen Hagelschloßen, der hier nicht selten ist, oder ein 48stündiger nebelartiger Prärieregen, wie ein solcher unsre Reisenden etwa 50 Meilen von Independence überraschte, so sucht das Zuchtvieh unfehlbar das nächste Gehölz auf, indem es schnell davon eilt und dann oft schwer wieder unter's Joch zu bringen ist. Allmählig gewöhnen sich jedoch diese Thiere im Verfolg der Reise so an die Wagenburg, wie an eine Meierei, und man darf sie getrost draußen weiden lassen, wenn man nicht die Diebereien der Indianer fürchtet. Diesen zu begegnen, werden draußen ringsherum die Wachtfeuer angezündet, zu denen oft der Büffelmist das Material geben muß. Jeder Lieutenant theilt seine Mannschaften in acht Theile, und eine Nacht um die andere muß jeder Theil ein Viertel der Nacht Wache halten. Niemand wird davon ausgenommen, der Kaufmann in seinem Barchentrock mit hinlänglichen Taschen für allerlei kleine Bedürfnisse, bewaffnet mit seiner „Streubüchse“ der doppelläufigen Vogelflinte; der Hinterwäldler in seinem wollenen oder ledernen

Jagdhemd, treu an der „Rifle“ hängend; der Landwirth in seinem blauen Zeuchrocke, der Fuhrmann in seiner Flanellärmelweste; der Vergnügungsreisende wie der genesende Kranke, außer dem Gewehre noch mit allen Arten von Pistolen und Messern reichlich ausgerüstet — Alle ohne Unterschied erfahren hier den schönen Klang des süßen Wortes „abgelöst!“ Ist endlich Alles geordnet und ist dem Hauptmann die Liste der Leute und Waaren zugefertigt, so ertönt endlich nach eingenommenen Frühstück, was Jeder sich selbst bereitet — denn Kochtopf, Bratpfanne, Feldkessel und Kaffeekanne, eine Tasse von Zinn und ein gehöriges Fleischmesser führt Jeder mit sich — so erschallt endlich das langersehnte „Angeschirrt!“ Wie electrisirt erheben sich die des Wartens längst müden Fuhrleute. Das Hallohrufen, Schellengeklingel und Rasseln der Joche und Geschirre vermischt sich mit dem Geschrei der störrigen Bestien. Jeder will die Ehre haben, zuerst sagen zu dürfen: „Alles bereit!“ Endlich ruft einer der Wagenlenker: „Alles bereit?“ und von allen Seiten antwortet es: „Alles bereit!“ — „Vorwärts!“ erschallt es aus dem Hauptquartier und die Karavane bewegt sich die lange geneigte Ebene hinauf, die nach den Höhen jenseit Councilgrove sich ausdehnt. — Die nächsten Wasser, welche nun den Weg durchschneiden, sind 15 Meilen entfernt. Diamond Spring, eine Krystallquelle, die sich in einen kleinen Bach ergießt, dann die Cottonwood- (Baumwollenholz) Gabel des Neosho noch 25 Meilen weiter. Hier läßt gewöhnlich neben der flüchtigen Antilope der Hochprärien die erste Vorhut der Büffelheerden sich blicken, indem ein Paar alte Stiere wie eine Feldwache gegen die Grenze des Reviers ihrer Heerden gleichsam vorgeschoben sind. Die Gesellschaft hatte unmittelbar jenseits dieses Flusses ihr Lager aufgeschlagen; denn man bewerkstelligt gern noch vor Abend die Flußübergänge, weil die Thiere nach dem Ausdruck der Fuhrleute „in warmen Jacken“ besser ziehen als eben angeschirrt oder „in kalten Jacken“, und dann könnte auch über Nacht ein Regen leicht die Flüsse schwellen. Bald nach ihrem Aufbruche am andern Tage sah sie nun einige Meilen jenseits des Truthahnsflüßchens die ersten hundert Büffel ruhig weiden und Alles stürzte, wie Jeder eben bewaffnet oder nicht bewaffnet war, frisch auf die Heerde zu, die

schnell nach allen Seiten auseinanderstob; doch war man glücklich genug, die ersten „Rinder" hier zu erlegen und dann seiner Eßlust einmal recht herzlich zu fröhnen, die den Prärienreisenden in so hohem Grade heimsucht, daß er selbst in der glühendsten Mittagssonne sich seinen Kaffee selbst bereitet, der ihm bei keiner Mahlzeit fehlen darf.

Der kleine Arkansas war hierauf das nächste zu übersteigende Hinderniß. Männer mit Aexten, Spaten und Hacken werden für solche Fälle den Wagen um weniges vorausgeschickt und stellen meist in unglaublich kurzer Zeit eine Art Brücke her, die bei Sumpfübergängen durch kreuzweis über einander gelegtes Reisholz oder Bündel langen Grases leichter bewerkstelligt wird. Das kleine Flüßchen von 6—7 Ellen Breite machte jedoch der Karavane gewaltig zu schaffen, indem ein steiles Ufer und ein schlammiges Bette hier zu überwinden war. In dieser Gegend werden die Reisenden am häufigsten überfallen; hier verlor einmal eine Gesellschaft alle Thiere und mußte zurücksenden, um neue herbeizuschaffen. Daher war die Gesellschaft mehr als zuvor jetzt unruhig aufgeregt und mehrmals ertönte der Ruf: „Indianer, Indianer!" und als einmal in solchem Augenblick von dem Ufer des Cow-Creec, den sie am folgenden Tage mit gleicher Anstrengung wie den kleinen Arkansas durch Brückenschlagen und Hülfe der Schultern überwunden hatten, zufällig das Geheul eines Wolfes sich hören ließ, da hieß es: „hört, hört! da ist Jemand in Gefahr; zur Rettung, zu den Waffen!" — und ohne Ordnung stürzte Alles kopfüber mit den Waffen aus dem Lager, um darnach sich selber auszulachen, da sich's erwies, daß man die eigenen Jäger für Indianer gehalten hatte. In solcher Aufregung erreichte man darauf eine halbe Tagereise weiter den Arkansas selbst. Hier ändert sich der Anblick der Landschaft. Ein Dritttheil der ganzen Reise 270 englische oder 55 geographische Meilen sind jetzt zurückgelegt. In wellenförmigen Hügeln gelben Sandes fällt die nördliche Ebene zu dem Flusse ab, in gleichen Hügeln steigt sie südlich wieder auf. Zwischen diesen in unabsehbarer Ferne sich hindehnenden Sandhügeln fließt der wenigstens 500 Schritt breite Strom dahin, seichte und nackte Ufer neben sich lassend, die er zur Zeit der

Ueberschwemmung überfluthet und die nur hie und da hinter einem Sumpfe oder Sandhügel eine Gruppe verbutteter Bäume sehen lassen. Streckenweis deutet weder Baum noch Strauch dem Wanderer das Dasein des Stromes an; dann aber geben wieder mit Baumwollenholz dicht bewachsene grüne Inseln dem Strome inmitten der wellenförmigen gelben Hügelreihen ein höchst malerisches Ansehn.

Die Karavane folgte nun mehrere Tage dem Laufe dieses Stromes aufwärts und erreichte, häufig von Regenschauer heimgesucht, in einer Entfernung von 100 Meilen den oben schon näher bezeichneten Ort Caches, wenig östlich des hundertsten Längengrades von Greenwich. Sie hatte den Walnut-Creek in der Entfernung von 20 Meilen zu überwinden gehabt, hatte 15 Meilen weiter, nachdem sie eine einförmige Ebene durchzogen, die reich an Büffelheerden war, den Pawni-Felsen angeschaut, an einer hervorragenden Spitze eines Hügelrückens, wo einst die Pawni-Indianer mit einem andern Stamm sich gemessen haben, und tausend Namen der Reisenden, die ihn besucht, bedecken in groben Zügen seine Oberfläche; sie traf am Ash-Creek die noch warmen Feuerstätten und ein paar alte zurückgelassene Mocassins der Indianer, und ordnete sich danach der Sicherheit wegen zu vier Zügen, während bisher nur zwei Wagenreihen gebildet waren. Oft mußte sie gegen den Regen unter den Wagen Zuflucht suchen, da sonst ein Jeder im Freien in seiner wollenen Decke oder Büffelhaut zu ruhen pflegt, und wenn er's haben kann höchstens zwei solcher Decken und einer Büffelhaut bedarf, um von Allen für üppig versorgt gehalten zu werden. Denn Zelte waren bei der ganzen Karavane von zwei hundert Menschen nur etwa ein Dutzend, und diese leisten bei dem Sturme, von dem der Regen hier meist begleitet ist, und bei der schnell eintretenden Erweichung des Bodens bei weitem nicht die Dienste; ist aber reiner Himmel, so ist seine blaue Decke bei der Abwesenheit der in anderen Himmelsstrichen oft so gefährlichen schädlichen Eigenschaft des Thaues und der Nachtluft in diesen Hochebenen die beste Decke. Nachdem sie dann an der Abwesenheit der Büffel auf die Nähe der Indianer schließen durfte, welche diese mochten verscheucht haben, und von der Pawni-

Gabel an bis zum 11. Juni noch an dem nördlichen Ufer aufwärts gezogen war, entschloß sie sich, obwohl andere Züge sonst wohl noch ein hundert und mehr Meilen weiter aufwärts ziehen, ihren Uebergang zu bewerkstelligen, um so mehr, da es schon oft vorgekommen, daß die freilich nicht lange anhaltenden „Juniüberschwemmungen" die Karavanen zwangen, aus leeren Wagen, Stangengerüsten und Büffelhautüberzügen sich eine Art Fähre zu bauen, um so mit Mühe das jenseitige Ufer zu erreichen. Weil aber der Eine früher, der Andere später überzugehen pflegt, so giebt es hier keine bestimmte Furth und jenseits auch keine Wagenspur die zur Richtschnur diene. Jede Gesellschaft untersucht zunächst das seichte, aber hie und da mit so tiefem Triebsand angefüllte Flußbette, daß nach der Aussage unseres Führers einmal ein ganzes Gespann unterging und jedes Maulthier einzeln herausgezogen werden mußte; die aufgefundene Furth wird abgepfählt, und der Weg jenseits mit Hülfe des Compasses weiter durch die Sandwüste des Cimarron fortgesetzt. Unsere Karavane kam ohne Gefährde an das jenseitige Ufer; während sie aber bei drückender Hitze durch sandige Hügel langsam der wasserlosen verrufenen Wüste sich näherte, welche jenseits dieser Hügel 10 deutsche Meilen sich hindehnt, stieß sie auf eine ganze Höhle von Klapperschlangen, welche zu Hunderten nach allen Richtungen auseinderstoben, als man mit Flinten und Pistolen sie angriff. Der Ueberfluß an Klapperschlangen in all diesen Prärien ist aber so groß, daß stets einige Leute dem Zuge vorangehen, um die Zugthiere vor dem gefährlichen Biß dieser unangenehmen Wegelagerer zu bewahren. Da aber selten Stock oder Stein zu finden ist, womit man sie tödte, so hört man bei der Vorhut meist ein beständiges Geklaff von Flinten und Pistolen. — Man lagerte hierauf dem schon oben erwähnten Caches gegenüber, jenen mit Moos und Reisig ausgefüllten Erdgruben, in welchen im Jahre 1822 ein gewisser Beard seine Waaren hatte verbergen müssen, nachdem er eben aus der neunjährigen Gefangenschaft zu Chiuahua entlassen, gleich nach seiner Heimkehr noch im Spätherbste eine Reise nach Santa Fé unternommen hatte. Ein Schneesturm hatte ihn gezwungen auf einer mit Baumwollenholz bewachsenen Strominsel Schutz zu suchen;

ein äußerst strenger Winter hielt ihn drei Monate hier gefangen; so mußte er zu dem gewöhnlichen Mittel der Trappers seine Zuflucht nehmen, Erdhöhlen graben, die Erde in den Strom schaffen und eine Sand- oder Rasendecke darüber legen, welche dem Regen keinen Durchgang gestatten und dem scharfblickenden Indianer das Dasein der Waaren nicht verrathen durfte. Viele Reisende besuchen diese Gruben, von denen mehrere noch nicht wieder bedeckt sind.

Bevor man weiter reiste, galt es, sich auf mehrere Tage mit Wasser zu versorgen; denn eben wie das Meer, ohne daß auf 40 Meilen weit auch nur eine Landmarke und kaum eine sichtbare Erhöhung zu entdecken wäre, breitet sich jetzt der wasserlose Prärien-Ocean aus vor deinen Blicken; der Compaß ist dein einziger Führer! — Nachdem die Köche für mindestens zwei Tage gebacken und gebraten hatten, brach man auf am Morgen des 14. Juni, die ersten fünf Meilen noch durch die sandigen Hügel, dann in die breite endlose Ebene. Ein tüchtiger Regen brachte am nächsten Tage Wasser in Ueberfluß, und so kam der hier seltene Fall vor, daß ein Gespann unlenksamer Ochsen an einem angeschwollenen Wässerchen auf eigene Faust den Durst zu stillen suchte. Dabei warf der Wagen um, und alle Hände mußten dem armen Eigenthümer helfen, um seine Kalikos und andere Stoffe wieder zu ordnen. Während nun damit ein ganzer Morgen Landes bedeckt war, wurden auf einmal in der Ferne Reiter sichtbar, die jedoch näher und näher kommend, die Flagge der Vereinigten Staaten entfaltet hatten; ein Zeichen freundlicher Gesinnung, wenn sich der Wilde damit den Weißen nähert. Es waren gegen 80 Sioux-Indianer, welche die südwestlichen Stämme auf ihren Streifereien heimsuchen, um zu handeln, zu stehlen oder zu plündern. Ihre Zeichensprache gab Nachricht, daß eine ungeheure Anzahl von Blackfeet- und Comanches-Indianern am Cimarron sich herumtreibe. Diese Nachricht bestätigte sich am Morgen des 19. Juni zum allgemeinen Schrecken der Karavane. Denn als sie jetzt in das Thal des Cimarron hinabzog, brach plötzlich hinter den Schluchten der Hügel ein Schwarm berittener indianischer Krieger hervor in drohender möderischer Schlachtordnung, und bald darauf entdeckte

man, daß dies nur die Vorhut eines „unzähligen Heeres" sei; welches in diesem Augenblick über die gegenüberliegende Höhe heranströmte. Schnell hatte man an der Seite des Hügels eine unregelmäßige Wagenburg gebildet; allein Angst und Uebereilung hätte schwerlich eine recht geordnete Gegenwehr zu Stande kommen lassen, hätte der Feind muthiger und entschlossener angegriffen. So aber genügte das kühne Vorgehen mehrerer feuriger Hinterwäldler mit ihren nie fehlenden rostigen Rifles, den Feind von seinem verwegenen Angriffsversuche zurückzuschrecken, und es gelang schnell einigen erfahrenen Kaufleuten, den Frieden zu vermitteln, ehe noch Jemand verletzt war. Man hielt jedoch für nöthig, die zahlreich den Zug umschwärmenden Indianerhaufen zu verscheuchen und rückte zu dem Ende unter Trommeln und Pfeifen in militärischer Ordnung gegen den Kern des feindlichen Heeres vor; dieses aber nahm den ungewohnten Anblick für eine Art höflichen Grußes, und da kein Dollmetsch vorhanden, so erschien einer der Häuptlinge, der ein langes rothes Gewand von grobem Zeuche trug mit seinem Calumet, zündete es an und näherte sich dreist unserm kriegerischen Haufen, ruhig seine „Friedenspfeife" rauchend. Daraus that der Hauptmann der Karavane einen Zug und gab dem Indianern zu verstehen, daß er seine Leute möchte zurückgehen lassen. Die meisten Krieger folgten diesem Geheiß und zogen zu dem langen Zuge von Weibern und Kindern und Gepäck ins Thal hinab, um dort ihre Wigwams und Wohnungen aufzuschlagen. Betrug nun die Gesammtzahl der Wilden wirklich 3000 Mann und konnten darunter etwa 1000 Krieger sein, so durfte man dennoch getrost einige hundert Schritte weiter das Nachtlager aufschlagen, weil es bekannt ist, daß die Wilden in dem Augenblicke wenigstens nicht feindliche Absichten haben, wo sie Weiber und Kinder gefährdet wissen. Ueberhaupt wagt der Wilde nicht leicht anzugreifen, sobald er mit Bestimmtheit das Leben seiner Krieger gefährdet sieht, es sei denn, daß das Rachegefühl ihn dazu treibe.

Man war jetzt an dem Ufer des Cimarron; allein da der Fluß kein Wasser hatte, so glaubte man am Sand-Creek angekommen zu sein und brach weiter nach Süden hin auf, um

den Cimarron zu suchen. Von den Indianern, mit denen man Frieden geschlossen hatte, ohne ihnen gerade Geschenke zu geben, folgten einige noch bis zum nächsten Nachtlager, wurden aber am Abend fortgeschickt, und man verdoppelte der Vorsicht wegen die Wachen. So gelang es, einen Haufen von 30 bis 40 Weibern mit wenigen Männern, die beim Eintritt der Dunkelheit sich näherten, schnell zu verjagen, und eben so einen andern Haufen, der früh am Morgen kam; jedoch vermißte man ein Pferd. Indem man dann wieder einige Meilen südwärts zog, kam man an eine Reihe Sandhügel, welche der Karavane den Weg versperrte und sie nach Westen zwang. Schon am Abend dieses Tages fand man nur wenig Wasser, und als nun gar am folgenden Tage bis zum Mittag sich gar kein Wasser fand, so trat überall traurige Besorgniß ein, und mancher wollte schon sich für verloren halten. So ward dann schnell beschlossen, den Weg nach Nordwest zu jenem trockenen Flußbette zurückzunehmen, welches die Erfahrenen jetzt dennoch für den Cimarron zu halten geneigt waren. In diesem Augenblicke brachten ein paar Indianer das gestohlene Pferd zurück, ein Zeichen ehrlicher Freundschaft oder besser ein Versuch, die Gunst der Karavane zu gewinnen, um einen Handel anzuknüpfen. Diese bestätigten die Vermuthung, daß dorthin wirklich der Cimarron liege und übernahmen freiwillig die Führung dahin, und so fand man denn denselben Fluß, der unterhalb vertrocknet war, hier wenig Meilen oberhalb als einen wellenden Fluß in grünen Ufern.

Die Indianer beunruhigten auch hier wieder das Nachtquartier, umschwärmten den ganzen folgenden Tag den Zug der Karavane und hatten sich am Abend bis zu Tausend wieder angesammelt. Da man nicht Gewalt gegen sie gebrauchen wollte, so ward es schwer sie gänzlich zu vertreiben; ein kleiner Haufe, wahrscheinlich um die Erlaubniß zum Dableiben zu erhalten, brachte ums Lager herumziehend ein eben nicht sehr reizendes Ständchen mit einem eintönigen „Hi — o hi!" In ängstlicher Spannung und Sorge für das Eigenthum ging die Nacht vorüber; indeß wurden am nächsten Morgen nur einige Kleinigkeiten vermißt und ungewöhnlich früh brach man auf, um so vielleicht diese Quälgeister los zu werden. Früher aber als die Fuhrleute

hatten die Indianerweiber schon ihre Hunde „angeschirrt“ und sie mit den Pfählen und Decken zu ihren Zelten und allerlei Beute beladen, um wieder auf der Ferse zu folgen. Nachdem endlich der größte Theil im Laufe dieses Tages zurückgeblieben war, erschienen dann am nächsten Morgen nur noch einige Hauptleute, um das Friedens-Bündniß zu besiegeln, d. h. um Geschenke zu holen, die sie denn auch in Waaren von etwa 50 bis 60 Dollars an Werth erhielten. Wohl ließen sie noch einige Tage lang dann und wann sich blicken, beunruhigten aber nicht weiter. Es waren dies größtentheils Blackfeet und Gros Ventres, die, wie man später erfuhr, durch die Sioux-Indianer und andre benachbarte Stämme auf ihrem Rückwege nach den nördlichen Gebirgen eine furchtbare Niederlage erlitten hatten.

In dieser Zeit hatte man außerdem sehr mit nassem Wetter zu kämpfen, da diese Gegend wegen kalter oft 2 bis 3 Tage anhaltender Regengüsse berüchtigt ist. Auch Hagel in der Größe von Hühnereiern ist keine Seltenheit und oft begleitet ihn ein furchtbarer Sturm, daß schwere Wagen umgerissen werden, während die Ebene zugleich vom Regen überschwemmt ist. Noch 2 Tage lang folgte man dem Laufe des Cimarron, hielt dann bei Willow Bar, d. h. „Weiden-Sperrbank“ die gewöhnliche Mittagrast von 2 bis 3 Stunden und ließ die Thiere ruhig weiden, als plötzlich wiederum der Ruf „Indianer, Indianer“ diese Ruhe störte. In der Entfernung von einer Meile stürmte ein Haufen Wilder mit abscheulichem Geschrei von den Höhen ins Thal herab. Vergeblich war das Commando des Hauptmanns; jeder schrie auf seine Weise: „feuert!“ „greift sie an!“ — „wartet bis sie näher sind!“ — während ein Dutzend Kanoniere sich um die Geschütze drängten, die mit Kartätschen geladen waren, und jeder auch hier die Richtung des Geschützes nach seiner Weise zu bestimmen suchte. Da die Prairieindianer oft Freunden wie Feinden in dieser Weise nahen, so wollte der Hauptmann nicht sogleich zum Aeußersten schreiten, bis endlich ein knallender Gruß und das Pfeifen von Flintenkugeln den Gegengruß der Rifle hervorrief, der aber bei der großen Entfernung keine weitere Wirkung hatte. Der Feind zog sich schnell aus dem Bereich der Geschütze; man hielt den 100 Mann starken Haufen für

Comanches. Nachdem man am folgenden Tage im „Battle-ground“ d. h. „Gefechtgrund“ gelagert, wo im Jahre 1829 eine Karavane eine Scharmützel mit einer Bande Gros Ventres gehabt, erreichte man am 30. Juni „Upper Spring.“ Ein kleiner Quell der in eine Schlucht fällt, die 3 bis 4 Meilen nordwärts nach dem Cimarron sich hinabsenkt, führt hier diesen Namen und erhält für die Karavanen Bedeutung durch sein frisches kühlendes Wasser. Die Schlucht selbst aber hat mit ihren wilden Johannisbeer- und Schlehensträuchern zwischen hohen Klippen und schiefen Bergnasen einen um so wilderen Charakter für den Reisenden, als er den Indianer überall dahinter versteckt glauben darf. Gleich hinter dieser Schlucht dehnt sich der Weg wieder eben dahin. Man hat jetzt etwa drei Viertel des Weges zurückgelegt; nur noch 200 Meilen trennen uns von Santa Fé, wir sind in der Nähe der Quellen der Nordgabel des Canadians wenig östlich von dem Durchschnittspunkte des 37. Breiten- und 103. Grades der Länge von Greenwich. Von hier aus pflegen nun einige Kaufleute schneller vorauf zu reiten, um in Santa Fé Alles zu besorgen, um Nahrungsmittel anzuschaffen und für den Nothfall sicher entgegenzusenden. Bis hieher schweifen schon die mexikanischen Ciboleros oder Büffeljäger, deren einen die Karavane zuerst am 5. Juli sah, nachdem sie unter Trommeln, Pfeifen und Geschützesdonner in froher Begeisterung den 4. Julius als den Tag der Amerikanischen Unabhängigkeit festlich begangen hatte mitten in dieser Wüste. Diese Ciboleros, mexikanische Jäger in ledernen Hosen und Jacken, den flachen Strohut auf dem Haupte, mit Pfeil und Bogen ausgerüstet, die Lanze hoch hervorragend vom Sattelknopfe, die Flinte, wenn sie da ist, mit buntfarbigem Büschel verstopft zur andern Seite, sind gleichsam die ersten Zeitungen aus der civilisirten Welt. Sie gehen aus den Grenzansiedelungen Neu-Mexicos alljährlich in großen Gesellschaften mit Maulthier und Esel oder sogenannten Carretas oder Ochsenkarren in die Prairien, um ihre Familien mit Büffelfleisch zu versorgen. Nach Art der Indianer vorzüglich mit Pfeil und Bogen oder der Lanze jagend, verstehen sie selbst in der größten Sommerhitze das Fleisch einzupökeln, indem sie es in sehr dünnen Stücken an der Sonne trocknen oder auch am

Feuer wenns eilig ist nur etwas rösten lassen; die gänzliche Abwesenheit der Schmeißfliege, welche, wie die Roßfliege in den Prairien des kurzen Grases, hier nicht gefunden wird, läßt dieses Trocknen selbst ohne Salz gelingen und so hat man denn Vorräthe selbst für die Karavanen zum Verkauf, wenn diese wie die unsre, es vernachlässigt haben, sich selbst in gleicher Weise mit Büffelfleisch zu versehen. Man kaufte aus dem Lager dieser Ciboleros, da bereits Fleischmangel eingetreten war, indem wegen der Indianer die Büffel selten sichtbar geworden waren; und man erfuhr zugleich von ihnen die Namen der neuen Zollbeamten zu Santa Fé, so wie leider auch den Tod eines wahrhaft ritterlichen Durchwandrers der Felsengebirge, des Capitains Smith, der am Cimarron für seine Gesellschaft in der Wüste Wasser suchend, vom Pfeil der lauernden Comanches in dem Augenblick getroffen wurde, als er sich eben niederbeugte, um aus dem Loche zu schöpfen, welches er sich in dem aufgefundenen trockenen Flußbette gegraben hatte.

Die Karavane, zu der dieser kühne Abenteurer gehörte, war nur 80 Mann stark unter manchen Gefährdungen kurz vor der unsren nach Santa Fé gezogen und hatte schon vor dem Uebergang über den Arkansas einen ihrer Leute verloren durch die Pawnis, welche den zu weit von der Karavane abschweifenden Jäger überrascht hatten. Des Weges unkundig hatte sie vom Arkansas her einen jener breiten Büffelwege eingeschlagen, welche in verschiedenen Richtungen die Wüste am Cimarron groß und breit durchziehen und meist zu einem Wasser führen, oft aber auch zu einer trockenen Lache. So hatte sie nach manchem Irrsal diesen Fluß an einer andern Stelle erreicht, als unsre Reisenden durch mexikanische Kaufleute das Schicksal ihres Gefährten erfahren, während sie selbst dem Verderben, was ihr seitens jener Horde von Blackfeets und Gros Ventres gedrohet, die auch uns bekannt geworden sind, nur durch die Erfahrung ihres Führers des Kapitains Sublette entgangen war.

Nach diesem Begegniß der Ciboleros näherte sich die Gesellschaft nun dem schönen rundgipfligen Kegel des „Round-Mound" oder Rundhügels der sich fast 1000′ hoch aus der Ebene erhebt,

von der er fast überall umgeben ist. Einige suchten ihn schnell zu besteigen, indem sie bei der Reinheit der Luft den Berg ganz nahe glaubten; denn optische Täuschungen lassen hier die Antilope oft als Elennthier und Büffelgebeine oder selbst Raben wie Menschengestalten erscheinen, während eine Büffelheerde wohl einer Gruppe hoher Bäume ähnlich sieht, und bei dem Wogen und Wallen der warmen Luftschicht werden ferne Gegenstände oft so verzerrt und unbestimmt, daß sie höchst schwer zu unterscheiden sind. In diesem Wogen und Wallen der unteren Luftschicht mag auch die Erscheinung der sogenannten „falschen Weiher" ihren Grund haben, eine Erscheinung, welche in diesen Prairien selbst die erfahrensten Reisenden täuscht, und deren streitige Erklärung wir hier nicht weiter versuchen wollen, indem wir nur bemerken, daß Bäume und Höhen, die über den Horizont hervorragen, in diesen Weihern verkehrt sich abspiegeln. Einigen der muthigsten und beharrlichsten Reisenden, gelang es endlich den Hügel zu erreichen und zu ersteigen. Wohl hundert Meilen fast nach allen Richtungen konnten sie das umliegende Land überschauen. Südwärts zeigte sich eine Gegend mit Hügeln, Ebenen, Erhöhungen und wellenförmigen Sandflächen; nordwärts waren die endlosen Ebenen nur durch einige Hügel unterbrochen; weit über diese hinaus im Nordwesten erschien ein silberweißer Streifen auf azurnem Grunde, die mit ewigem Schnee bedeckten Gipfel des östlichen Vorsprungs des Felsengebirges; Nirgend zeigte sich Gehölz, nur vielleicht am Rande eines steilen Ufers ein einsamer Baum; selbst die einzelnen Hügel durchaus kahl! Sogar der Büffel, der sonst sein Herbstquartier hier aufschlägt, war jetzt ausgewandert, nicht einer war zu sehen. Nur die Karavane, welche am nördlichen Fuße des Berges vorüberzog in vier Säulen, die einzelnen Wagen in Zwischenräumen von mehreren Ruthen unter dem unaufhörlichen Knallen der Peitschen dahin rollend, gewährte dem Beschauer in dieser Oede das Bild des Lebens. — Sie lagerte wenig Meilen westlich von diesem Rundhügel und, ihre Wasservorräthe vom Mittag her mit sich führend, war sie in guter Ruhe, nachdem die Ochsen eingehürdet waren. Allein um Mitternacht erfolgte eine sogenannte „Estampida." Sämmtliche Ochsen, je zwei zusammengejocht,

brachen auf wie toll und rasend, brachen trotz der Stricke und Ketten, mit denen die Wagen Rad an Rad zusammen gebunden waren, sich einen Ausgang und fort gings in die weite Ebene. Einige blieben für immer verloren, andere wurden erst 7 Meilen weiter wieder eingefangen; von den Maulthieren die sonst am ersten scheu werden, dann aber nicht so toll es machen wie die Ochsen, waren nur wenige mit durchgegangen und diese leichter wieder eingefangen. — Nach diesem Unfall hatte man dann einen rauhen und stellenweis felsigen Weg zu passiren, indem alle Flüsse zwischen hier und den Gebirgen mit feinem Sandstein berandet sind. Daher geschah es, daß die Wagen, die auf der Reise bedeutend eingetrocknet waren, hier vielfach locker und wackelig wurden, so daß bei jedem Halte der lärmende Hammer in Thätigkeit war, um wieder ein Dutzend Räder fest zu machen. Dies dauerte jedoch nicht lange. Man verließ die Felsgegend, indem man an einem von Norden her auslaufenden Bergarm, dem Point of Rocks oder „Felsenpunkt" vorüber fuhr, an dessen Fuße eine liebliche Quelle sprudelt, und sah am nächsten Tage in einem kaum zwölf Schritt breiten Bächlein, welches auf festem Felsenbette dahin rieselte, 80 Meilen von seinem Ursprung den Canadian.

Da dieser Fluß von den Mexikanern „rother Fluß" (Rio colorado) genannt wird, welches die Amerikaner durch Redriver übersetzt haben, so hat man fälschlich den Canadian mit den Quellen dieses Flusses verwechselt oder hier die Quellen des wirklichen Redriver gesucht, welche 100 Meilen südlicher zu suchen sind. — An diesem Punkte nun, der sogenannten Steinfurt „el Vado de Piedras", von wo ein grader aber beschwerlicher Weg von 60 bis 70 Meilen durchs Gebirge nach Taos führt, traf man die ersten amerikanischen Landsleute daher; zugleich aber stieß man hier auf eine Gesellschaft von Zollamtsschreibern, welche unter dem Vorwande des Schutzes gegen die Indianer unter militärischer Bedeckung die Karavane einholte. Noch 150 Meilen war man von der Hauptstadt. Der Weg läuft nun zunächst 100 Meilen am Fuße jenes erwähnten Zweiges schneebedeckter Gebirge hin nach St. Miguel. Die Karavane verfolgte ihn in fast eben so vielen kleinen Abtheilungen, als es Handels-

gesellschaften gab, schon deshalb sich so auflösend, weil man den Zollbeamten die Ueberwachung möglichst zu erschweren gedachte. Unser Führer verließ dieselbe in der Gegend des Rio Colorado oder Canadian, um in Gesellschaft von etwa 12 Personen ihr voran zu eilen, ging auf der Hälfte des Weges nach St. Miguel über den Mora-Fluß, traf 25 Meilen weiter, durch eine hohe von keinem Bergrücken unterbrochene Ebene ziehend, den Rio de las Gallinas, der zum Puerco strömend dem Rio del Norte angehört, und erreichte nach anderen 25 Meilen in dem fruchtbaren Thale des Rio Pecos, eines silberhellen Flüßchens, welches von schneeigen Gebirgen herabrieselt, die erste nennenswerthe Niederlassung San Miguel.

Nur am Gallinas hatte er eine große Schafheerde angetroffen und in einer kleinen Hütte am Fuße der Klippe von dem Eigner dieses „Rancho", dem Ranchero, einen Trunk Ziegenmilch und etwas schmutzigen Schafkäse erlangt. Er sagt, daß die ganze Gegend hier in der Nähe der hohen Gebirge oft von heftigen Regengüssen, Hagelstürmen und furchtbaren Gewittern betroffen werde, und er im Jahre 1832 etwa zwei Tagereisen jenseit des Colorado einen jener furchtbaren Donnerschläge zur Mittagszeit erlebte, welcher die ganze Luft mit Schwefeldunst erfüllend Alles betäubt habe, wobei es merkwürdigerweise vorgekommen, daß ein Ochse neben dem andern unter demselben Joche erschlagen gefunden sei, während dieser andere ganz unversehrt geblieben.

Schon einige Meilen vor St. Miguel, wo man den südlichen Bogen um die Berge macht, läuft der Weg wieder in eine offene Ebene aus, und nachdem man die unregelmäßigen Lehmgruppen, aus denen diese Niederlassung besteht, hinter sich gelassen, sieht man von einer tafelförmigen Erhöhung aus in nordwestlicher Richtung ein weites Thal, in dessen Mitte zerstreute Baumgruppen von grünen Korn- und Weizenfeldern umgeben und einzelne viereckige blockartige Haufen hervorragen. Etwas weiter nördlich hinauf erblickt man ähnliche Gruppen, nach allen Seiten hin zerstreuten Ziegelbrennereien nicht unähnlich. Diese Haufen ungebrannter Ziegelsteine bilden nicht etwa die Vorstädte, sie bilden in ihrer Gesammtheit die Stadt

Santa Fé selbst oder »Santa Fé de San Franzisco«, das Ziel unserer Reise, 12 bis 15 Meilen östlich vom Rio del Norte, am westlichen Fuße eines schneebedeckten Berges, an einem kleinen Flüßchen von unbedeutender Mühlentreibkraft, welches in eisigen Wasserfällen zum Rio del Norte einige 20 Meilen südwärts hinunter sprudelt. Die Lage dieser Stadt ist auf den meisten Karten um 1° zu weit nördlich angegeben, sie liegt in Wahrheit unter 35° 41′ Breite und etwa 106° westlich von Greenwich, 7000′ über dem Meere und etwa 5000′ unter der nächsten mit ewigem Schnee bedeckten höchsten Gebirgsspitze, die etwa 10 Meilen von ihr entfernt ist. Straßen wie Landstraßen mit den Kornfeldern zur Seite durchschneiden dieselbe, und nur an dem sogenannten „Palacio“ oder Marktplatze ist ein Schein von regelmäßiger Bauart zu finden, indem rohe „Corredores“ oder Portale in den vier Häuserreihen, welche den Platz bilden, darauf deuten, daß man hier die Wohnungen des Statthalters und der Zollbehörde, die Caserne und das Calabazo, Militärkapelle, Rathhaus und Rathsherren neben den Gewölben der amerikanischen Kaufleute zu suchen habe. Die Bevölkerung wird wenig über 3000 Seelen betragen und mit Einschluß der benachbarten Dörfer, welche derselben Gerichtsbarkeit unterworfen sind, etwa 6000 ausmachen. Sie nähret sich meist von dem Ackerbau, der selbst auf dem Hochlande, d. h. in dem Hügellande der Vorstädte schon seit 200 Jahren stets ohne Düngung immer noch leidliche Ernten ergeben hat, obgleich die wahre Fruchtbarkeit hier überall meist in den Thälern nur zu finden ist, weil Regenmangel nur das gedeihen läßt, was der Bewässerung sich erfreuen kann. Gestalten, vom Alter zusammengetrocknet wie Mumien, zeugen für die Gesundheit der Luft; die mangelnden Einfriedigungen und der plumpe Holzpflug kaum mehr als ein 2 Fuß langer Baumstamm mit einem Aste daran zur Handhabe und Befestigung der Stange, an welche Ochsen gejocht sind, verrathen den Bildungsgrad des Volkes! Denn neben der Hacke kennt man im ganzen Lande nur noch die Kunst der Bewässernng, indem aus einem Muttergraben, der von dem Flusse sein Wasser empfängt und über den höchsten Punkt des Thales geführt ist, ein Jeder zur bestimmten Stunde seine Gründe

wässern darf. Auf gleicher Stufe steht die Baukunst; denn alle Gebäude bis zur Kirche selbst sind einzig und allein aus an der Sonne getrockneten Ziegeln, „Adobes" genannt, erbaut und findet man mit Ausnahme einiger Hütten in den Bergwerken nirgends ein Haus von Holz. Alle größeren Gebäude haben das Ansehen kleiner Festungen; eine Reihe Zimmer auf jeder Seite eines Vierecks umschließen einen offenen Hof, zu dem eine ungeheure Pforte, groß genug die Familienkutsche durchzulassen, den Eingang bildet; ihr gegenüber liegen Küche, Vorrathskammer, Kornhaus und dergleichen, an den übrigen Seiten die Wohnzimmer, welche fast alle in den Hof führen. Dagegen liegen Wintergemächer hinter denselben und gelangt man dahin vermöge der „Sala" oder Halle. Diese Abgeschlossenheit und die Umgebung derselben mit 3 Fuß Erde macht sie in Verbindung mit der Dicke der Mauer und der eigenen Dachconstruction warm wie Keller für den Winter und kühl im heißen Sommer. Die Dächer bestehen überall aus einer 2 bis 3' hohen Erdschicht, welche von Querbalken getragen wird, und indem nun die Mauern gewöhnlich in der Höhe einer Brustwehr darüber hervorragen, dienen sie zugleich zum Spaziergange und zur Vertheidigung gegen Feinde, während sie den Regen mit merkwürdigem Erfolge ableiten und zugleich dermaßen gegen Feuer sichern, daß unser Gregg in neun Jahren nur ein einziges Haus abbrennen sah in einer Bergstadt, wo man meist ein Schindeldach über diese Erdterrasse oder die „Azotea" legt. In den Indianerdörfern baut man ähnlich, aber ohne Hof, indem man vermöge einer Leiter, die man nach sich ziehen kann, in das zweite Stockwerk steigt und nun vermöge einer Fallthür in die Gemächer des Erdgeschosses gelangt. In demselben Styl wie die alten mejikanischen Pyramiden findet man das Pueblo Taos gebaut. An jedem Ufer eines kleinen Flusses liegt nämlich ein 400' langes und 150' breites Erdgeschoß, auf welchem andere regelmäßig zurückweichende Stockwerke angelegt sind, so daß die aus 6 bis 8 Geschossen bestehende Pyramide die Höhe von 50 bis 60' erreicht. An den äußeren Gemächern sieht man kleine Fenster; die inneren dienen zu Speicherräumen, und überall führen Fallthüren zu den Wohnzimmern. Eine geräumige Halle

ist zu Berathungen bestimmt, während mehr als 600 Menschen in den kleinen Gemächern zerstreut wohnen. Früher sollen beide Gebäude durch eine Brücke verbunden gewesen sein und auch in zwei anderen Pueblos an den westlichen Gebirgen sollen ähnliche Bauten sich finden. Im Innern all dieser Häuser sieht es meist sehr freundlich aus; denn fehlt auch überall ein gedielter Boden, so vertreten doch Decken und Teppiche auf der festgestampften Erde und Matratzen längs der zum Theil mit Kalikos beschlagenen Wände vollkommen die Stelle unserer Dielen und Pannele.

Gedenken wir endlich noch der höchst ungeschickten Wagen aus Baumwollenholz, an denen kein Nagel zu finden ist, so schwerfällig, daß mindestens 3 bis 4 Joch Ochsen nothwendig sind, ihn nur fortzubewegen, so dürfen wir daraus auf den Zustand der Fabrication überhaupt genugsam unser Urtheil bilden, und bedarf es nur im Allgemeinen der Bemerkung noch, daß in Kleidung, Lebensart, gesellschaftlichem Verkehr und dergleichen hier überall das Abbild eines Mejicaners sonst zu finden ist. Wie weit indeß der neue Sauerteig amerikanischen Geistes hier gewirkt und in dem letzten Jahrzehent der Bewohner von Santa Fé ein anderer geworden ist, das wird die nächste Zukunft lehren. So viel aber darf man als gewiß annehmen, daß in den Pueblos, jenen fleißigen Gärtnern und Ackerbauern, ein Geschlecht hier wohnt, welches das Joch des Priesters und des Aberglaubens mehr und mehr abschütteln wird, und wie die gewaltigen Kirchen des Katholicismus, die einst zu Gran Quivira ein 100 Meilen südlich von Santa Fé standen, längst zu Ruinen geworden sind, so dürfte auch der Dom des Aberglaubens und der Auctorität die längste Zeit hierselbst gestanden haben.

Wir unsererseits wollen in Betreff dieses Landes, bevor wir es verlassen, nur kurz noch einige Bemerkungen zur Charakteristik desselben und seiner Bewohner im Allgemeinen hinzufügen. — Der Rio del Norte ist die eigentliche Lebensader des Landes. Bei seinem bedeutenden Falle wird es leicht, nach allen Seiten hin Bewässerungsgräben abzuleiten, welche das weiter abwärts gelegene Land dann reichlich wässern. Eben so benutzt man seine hier zahlreichen Nebenflüsse, welche zum Theil, nach-

dem ihr Wasser verbraucht ist, kaum noch den Hauptstrom erreichen oder auch von selbst im Sommer versiegen. Nur an diesen Flüssen und auf den Bergen findet sich Waldung. Eine Art Fichte von 20 bis 30′ Höhe mit immergrünen, kaum zolllangen Nadeln, „piñon“ genannt, liefert Terpentin, Feuerung und Früchte von der Größe einer türkischen Bohne mit öligen Kernen, welche selbst nach den südlichen Städten in großen Massen ausgeführt werden. Sonst ist die gewöhnliche Harztanne am meisten vorherrschend, Verschiedenheit der Holzarten überhaupt gering. Baumwollenbäume wachsen an den Flüssen; der Norte ist an den Ansiedelungen fast nackt. Im Süden findet sich hie und da vereinzelt der Mezquite-Baum, der in Texas so häufig gefunden wird; Obstbäume trifft man nur hie und da in den Gärten und meist von geringer Güte. Dagegen bilden die Hochebenen das herrlichste Weideland und obwohl die lieblichen Blumen der Gränzprärien der Vereinigten Staaten hier fehlen, so findet sich statt dessen jenes kurze lockige Gras, „grama“ genannt, welches nach der Regenzeit vom August bis October in seiner Vollkommenheit zu schauen ist, aber auch vertrocknet die Heerden den ganzen Winter hindurch vorzüglich erhält, da hier keine Stallfütterung im ganzen Lande gefunden wird. Eine Art Kartoffel „la papa“ findet sich heimisch in den Gebirgsthälern, mit Knollen selten größer als Lambertsnüsse; die südamerikanische wird gebaut. Flachsbau wird vernachlässigt, obschon eine flachsähnliche Pflanze in Ueberfluß in vielen Gebirgsthälern gefunden wird; Tabak viel verbraucht aber wenig gebaut, obschon auch wildwachsend hier in schlechter Art heimisch. Wein in einigen kleinen Weinbergen am oberen Norte geräth nicht wie der zu el Paso im Süden gebauete, der hier im Lande fast allein getrunken wird. Dagegen findet man die Stachelbeere, die hier viel gegessen wird, in verschiedenen Arten in Ueberfluß und eine Art Seifenpflanze „Palmilla“ liefert wildwachsend durch ihre gekochte Wurzel überall die beste Seife. Nur Weizen und Mais werden vor allem gebaut, und letzterer liefert dem Bewohner den Stoff zu seinen dünnen Maiskuchen oder „Tortillas, wie zu seinem Maismuße oder „Atole“, dem sogenannten „Kaffee der Mexicaner“, welches bei den niederen Klassen nebst „Frixoles“

einer Art großer brauner Bohnen und rothem Pfeffer „Chile" das Hauptnahrungsmittel bei jeder Mahlzeit bildet.

Durch die Natur des Landes wird zugleich die der Thierwelt bedingt und man begreift, daß Fliege und Biene hier eben so wenig heimisch sein können als in den reinen blumenlosen Hochprärien; nur eine Art Hummel bereitet in Felsen und Erdlöchern zuweilen ein kleines Honignest. Was sonst noch fliegt von Gänsen, Enten und Kranichen, wohnt hier nur meist zu seiner Zeit; dem Rebhuhn und der Wachtel ist fast der Weg hierher zu weit; der Truthahn bleibt in seinen Bergen in der Waldung. Doch hat der gehörnte Frosch der Prärien hierher den Weg gefunden und seine Wohnung aufgeschlagen als „Camäleon", und Scorpion, Tarantel und Vielfuß wohnen neben ihm, ohne daß der Mensch sie eben beachtet. — Der schwarze und der graue Bär bleibt meist mit dem Panther, dem selten gesehenen Elenn und dem Hirschgeschlechte, dem Dickhorn und der Antilope auf den Bergen, während der Präriehund mit dem Hasen die Ebenen besucht. Eben dahin geht aber auch der große graue Wolf der Prärien, um dem „Ranchero" wie dem „Haciendero", dem Pächter wie dem Grundeigenthümer seine Schaf- und Ziegenheerden zu lichten; doch begnügt sich dieser häufige Gast nicht mit dem „Ganado menor" dem Kleinvieh, er greift auch Pferde und Maulthiere an, und nur den Menschen selber erkennt auch er als Herrn der Erde. Dieser aber hat hier vor andern das Maulthier sich zu seinem Genossen ersehen, welches sich ruhig den „Aparejo" oder die gepolsterte Heudecke überbreiten und fest anschnüren läßt, um eine Last von 3 bis 400 Pfund viele hundert Meilen weit zu tragen, unter der es täglich ohne Mittagsrast sechs volle Stunden nach einander seufzen muß, weil es dem Herrn zu schwer, die Last des Packens zweimal selbst sich aufzubürden. Es kennt seinen „Arriero" wie das Frachtpferd seinen Fuhrman, und folgt der Glocke der „Mulera" oder zugführenden Stute, wie nur die Bienen ihrer Königin; es kennt aber gleicherweise auch den stolzen Reiter, den es in seinem ganzen Staat zu tragen hat, und neidet wenig dann den kleinen feurigen Mustang (Pferd), da es, des sichern Trittes auf den Bergen sich bewußt, ihn dort zu überholen denkt. Da-

bei ist es mit der geringern Kost zufrieden und überläßt es seinem Stammgenossen, dem „Burro“, dem gewöhnlichen Esel, denselben Dienst für noch geringere Kost dem Armen und den Kindern zu gewähren. Diese aber erlernen an den Hunden und Hühnern, die sonst dem Menschen noch die einzigen Hausgenossen sind, schon früh den „Lazo“ gebrauchen; denn wer dem Hühnchen geschickt den Bindfaden mit der Kugel weiß um das Bein zu werfen, wer gar den ungehorsamen Hund vermöge des „Lazitos“ hinzuwerfen weiß, der weiß auch später wohl als „Vaquero“ vom schnellen Pferde herab das Horn der Kuh, des Ochsen und des wilden Stieres mit dem festen Lasso zu umwinden und endlich auch den wilden Mustang selbst zu fangen. Vom Huhne weiß hier sonst die Hausfrau nur zu rühmen; mehr aber rühmt der Schäfer von dem Hunde! Denn wenn er selber mit dem Esel zu der fernen Quelle zieht, um seine „Guages“ oder Kürbiseimer zur Tränke für die Schafe dort zu füllen, oder wenn über Nacht die Heerde wie von selber sich um des Hirten Feuer sammelt, und dieser selbst, nachdem er mit dem lichten Feuerbrand die Heerde schnell umkreiset, wornach die Thiere wie gebannt den Kopf nach innen stehen, sich nun inmitten dieses Zauberrings gelagert hat — dann ist's der Hund allein, der keins der Schäflein von dem Wolf zerreißen läßt, und treu die Heerde und den Herrn bewacht. Das Schaf selber aber, so klein es ist, so grob auch seine Wolle, trägt, als ob der Schöpfer damit seinen Werth bezeichnen wollte, in diesem Lande oft eine zwei- oder dreifache Hornkrone; es ist hier in der That die Krone des Reichthumes, indem es nicht allein den Hirten selber mit der Milch versorgt, sondern auch überallhin sein feines wohlschmeckendes Fleisch sendet, was hier das Schwein fast überflüssig macht. Aus seiner Wolle macht ein jeder hier sich seine Decke, „seine Serape“ oder Regenmantel, und tausend Teppiche, die in der ärmsten Hütte hier bereitet werden, verschaffen wieder Waaren mancher Art vom Kaufmann, wenn die Karavane kommt!

So lebt der Mensch hier eng verbunden mit den Thieren, die Gott ihm zugesellte; denn selbst der Kaufmann kann derselben nicht entrathen. Drei aber leben nur für sich, dem Golde und

sich selbst; es sind die Richter und die Priester und die „Gambucinos". Die ersten beiden verändern sich; mit den Personen wechselt auch das Recht, der Glaube oder Aberglaube: darum schweigen wir von Sclaven, die das Recht hier schuf zu andern Zeiten, wie von der Herrschaft jener heiligen Maria von Guadalupe, der Schutzheiligen ganz Mexicos, deren bleiernes Bildniß dem Priester tausendfältig sich in Gold verwandelt, das ihn zum Spieltisch, auf den Hahnenkampfplatz, zum Fandango oder sonst wohin begleitet; vielleicht daß dies schon heut wohl anders ist als zehn Jahr früher. — Wir wollen nur allein von jenen letzten reden. Neu-Mexico hat nämlich so gut wie Californien fast überall „Gold"! Auch hier war im Jahre 1828 ein Goldfieber ausgebrochen, als ein Bewohner von Sonora aus dem Westen beim Nachsuchen eines entlaufenen Maulthieres 27 Meilen südlich der Hauptstadt einen Stein entdeckte, der denen der Goldregion von Sonora höchst ähnlich war. Jeder suchte schnell reich zu werden, die Gegend ward zum Theil durchgraben und durchlöchert wie eine Honigscheibe. Indeß die Ausdauer fehlte; der Neid der Regierung kam hinzu, als ein Amerikaner durch Anfertigung von Maschinen einen höheren Ertrag zu erzielen hoffen durfte; dem Ausländer wurde verboten, zu graben, der Einheimische erhielt nach dem Gesetze, daß Niemand in der Umgebung von 10 Schritt den andern beeinträchtigen dürfe und ein Anderer nach einer bestimmten Zeit, wo Jemand die Grube verlassen, sie weiter bauen dürfe, zu viel oder zu wenig Freiheit, wie man es nehmen will — kurz Niemand konnte Größeres beginnen und vollenden! So ist die Ausbeute dieses Goldsandes, der zum Theil tief aus dem Erdschacht in Körben auf einer Art Hühnersteige heraufgetragen und zum Wasser geschafft werden mußte, verhältnißmäßig gering gewesen und sind die „Gambucinos" eine Art armer Bergknappen nur übrig geblieben, welche von der Goldgrube kümmerlich ihr Dasein fristen, indem Jeder auf eigene Hand wäscht und im Winter durch heiße Steine sich ein wenig Wasser von dem Schnee erpressen muß, um die wenigen Goldkörner zu gewinnen, nur wenig Cents (= 1/100 Dollar) an Werth, für welche er sein täglich Brot, ein wenig Kuchenzucker oder „Piloncillo" und etwas Käse vom

Ranchero kauft. So lebt in diesem reichen Lande hier der Arme von dem Goldschacht, und tausend Andere ziehen lieber in Karavanen zu den 100 Meilen südlich entfernten Salzweihern der weiten Hochebenen zwischen dem Norte und Rio Pecos, wo oft der Bogen des Comanchen lauert, um von den reich mit Salz geschwängerten meilengroßen Teichen den Salzschaum abzuschöpfen oder vom Grunde herauf die feste Lage aufzuschaufeln und endlich die Beschwerden und Gefahren dieser Reise in der Hauptstadt mit einem Dollar für den Scheffel Salz sich vergüten zu lassen. — Der Indier aber gedenkt der harten Tage, welche die Minen ihm einst bereiteten; sorgfältig haben seine Vorfahren nach dem Jahre 1680 dieselben verschüttet und fast spurlos vertilgt; nur die Trümmer einst blühender Städte, welche wie Quivira noch heute den behauenen Sandstein mit dem spanischen Wappen sehen lassen, zeugen von dem Frohndienst, den er dem Golde leisten mußte. Sorgfältig verbirgt er daher, wo einst die Minen waren, aus denen Silber und Gold in reichem Maaße gewonnen ward, und spaltet lieber den „Yeso" oder Gips, der massenweise hier gefunden wird, zu feinen Blättchen bis zur Stärke einer Fensterscheibe, um damit seine Wohnung zu erhellen. So harrt er bei Gesundheit des Leibes, die jener schwefelhaltigen kalten und heißen Quellen nicht bedarf, mit denen seine Berge noch gesegnet sind, geduldig des Tages, wo durch höhere Hand die tiefe Unwissenheit, welche durch Priester hier erhalten ward, und jene Anmaßung, mit der die Dummheit wie mit einem weiten Kleide sich bedeckt, von ihm und seinem Herrscher wird genommen sein. Mag immerhin indeß der stolze Mejicaner hier die Sitten der großen Hauptstadt nachäffen, mag er den breiten „Sombrero" seinen Wachstuchhut mit schönem Flittergold verzieren, das Wamms mit seidenen Schnüren und goldenen Knöpfen putzen und an die goldnen Borten seiner nach außen aufgeschlitzten „Calzoneras" klingende Knöpfe hängen; mag er mit kostbarer Schärpe und feinem spanischen Mantel angethan vom silberbeschlagenen Sattel auf gepreßter schön verzierter Lederdecke mit eigner Genugthuung auf sich selbst und auf sein Roß herniederschauen, das unter silbernem Gebiß sich gern den Silbersporn gefallen läßt, wenn es nur seines Zaumes Pracht, die

Silberbuckel und jene schöne große Decke zeigen kann, die ihm bis auf die Schenkel hängt — mag so der Caballero sich der hohen Dame nahen, die künstlich den „Rebozo" ihren 8 Ellen langen Shawl von feiner Seide sich um's Haupt gewunden hat, verhüllend all die Ränke, die sie heimlich sinnt — schon dringt mit einfacher Mode der Tag der europäischen Bildung auch in diesen entlegenen Winkel der Erde, und wie bei diesem Mischlingsvolk die hellste europäische Hautfarbe neben dem dunkelsten Schwarzbraun maurischer Race und wieder beides gemischt in braungelber Farbe bei Reichen und Armen sich findet, so wird auch unter diesem zugleich kriechend und herrschsüchtigen, höflichen und ränkevollen Volke sich in der Finsterniß und Dämmerung auch wohl die Leuchte finden. Denn es bedarf nur dessen, daß der ursprünglich zur Liebe und Theilnahme geneigte Sinn, von dem des Landes zahllose Bettler leben wie nur zu Rom selber, nicht zuerst getäuscht und betrogen werde, und er wird schneller auf das Rechte hinzuleiten sein als es nach Menschendenken zu erwarten scheint. So lange aber eine Landstreicherin von zügellosen Sitten nur einzig und allein darum Zutritt hat in den ersten geselligen Kreisen der Hauptstadt, weil sie im überall beliebten „Monte" (Bank) Spiel einst Glück gemacht, so lange selbst der Richter und der Priester sich nicht schämen, mit dieser seit 1842 als Señora Doña Gertrudes Barcélo bekannten Dame Bank zu halten, so lange wird auch schwerlich Recht und Licht von diesen Ständen zu erwarten sein.

Wir könnten nun Abschied nehmen von diesem Lande und zugleich von unserm Führer, um das benachbarte Tejas näher zu betrachten. Allein wenn einerseits schon Pietät und Dankbarkeit gegen unsern edlen Gregg, dem wir die vorstehenden Belehrungen allein verdanken, uns gern noch bei ihm weilen lassen, so wird auch Tejas namentlich in seinem Verhältniß zu Neu-Mejico, uns nicht recht verständlich werden, wenn wir nicht die Gebiete näher kennen lernen, die es umschließen oder nur dem Namen nach ihm angehören. Hören wir z. B. von den Kriegszügen der Tejaner gegen Neu-Mejico, so glauben wir, daß ganze Heere leicht von Galveston nach Santa Fé hinüberziehen. Und doch sind diese sogenannten Kriegszüge nichts mehr als Raub- oder

Jagdzüge gewesen, welche gegen die Karavanenstraße hin von einzelnen Wenigen unternommen wurden, um mexicanische Kaufleute für die Unbill büßen zu lassen, welche im Jahre 1841 gewaltsam in der Gefangenschaft zurückgehaltene Texaner zu Santa Fé erfahren hatten. Denn unter diesem Vorwande plünderte ein Haufen Gesindels in der Nähe des Arkansas, schon auf amerikanischem Gebiete, eine kleine Karavane und mordete den Führer im Jahre 1843 im April, und andere zwanzig Mann unter Oberst Warfield plünderten in demselben Jahre ein wehrloses Dorf Mora, unfern des oberen Canadian diesseits der Schneeberge und sollen dabei fünf Menschen getödtet haben. Vertrieben von nachrückenden mexicanischen Soldaten trafen sie am Arkansas mit 175 andern Texanern zusammen, und hier auf den Sandhügeln kam es zu einem Treffen, in welchem 18 Mexicaner blieben und andere gefangen wurden, auf welche Nachricht der 140 Meilen westlich lagernde feige und grausame Gouverneur Armijo schnell nach Santa Fé zurückzog. Das Resultat dieses sogenannten zweiten Zuges gegen Santa Fé war denn einfach nur dieses, daß die ursprünglich für Texas gestimmten Grenzbewohner und selbst die Pueblos von Taos, deren Söhne hier unfreiwillig für ihren gehaßten Gouverneur gekämpft hatten, fortan in ihrem Hasse gegen Texas mit denen sich verbanden, welche durch die Ermordung jenes Kaufmanns am Arkansas auf's tiefste verletzt waren. Noch heute ist dieser Haß nicht erloschen; allein eine breite Grenzmauer oder weite Wüsten, von den Comanches und andern Indianerstämmen besetzt und beansprucht, liegen noch zwischen den feindlichen Brüdern und halten sie ferner von einander als ein Verbot Santa Annas vom 7. August 1843, wornach die sogenannten nördlichen Häfen, Taos (Santa Fé), Paso del Norte und Presidio del Norte für geschlossen erklärt wurden. — Diese Wüsten und Grenzmauern wollen wir nun an der Hand unseres Gregg jetzt näher kennen lernen und so dem Lande der Texaner selber näher treten.

Gregg war in den Jahren 1833 und 1836 mit den Herbstkaravanen, welche den Weg gewöhnlich in vierzig Tagen zurücklegen, nach Independence zurückgereist, und in den folgenden

Frühjahren wieder aufgebrochen. Im Jahre 1838 glaubte er Santa Fé auf immer zu verlassen und trat am 4. April in Begleitung von nur 23 Amerikanern mit starker Baarschaft und 12 mexicanischen Dienern seine Rückreise an. Zwei kleine Feldstücke und viel kleine Waffen mußten die sieben Wagen schützen, die man mit sich führte. Außer dem Todesfall eines Kaufmanns, der wie es üblich in einer Decke in den Prärien begraben ward am 13. April, und dem gellenden Pfeifen der Pawni-Indianer am 19. April, welches die Nachtruhe störte und bald wieder verstummte, als man die Thiere wohl geborgen und Alles wohlgerüstet sah, begegnete nichts von Bedeutung bis zum Arkansas. Von hier aus fand man dann etwa 20 Meilen oberhalb der bekannten Caches eine feste gerade Wagenspur gebildet, wodurch auch das Verirren in der Wüste des Cimarron nun weniger möglich wird. Wohl wurde das Geheul der Wölfe, welche dem Zuge vielleicht nur darum zahlreicher folgten, weil man ein krankes Maulthier mit sich führte, zuweilen lästig; indeß die eigentliche Gefahr, der Fleischmangel, der dadurch fast herbeigeführt wäre, daß man auf der ganzen Strecke vom Arkansas her auch nicht einen Büffel erblickte, ward glücklich überwunden. Independence aber hatte in diesem Augenblick ein höchst kriegerisches Ansehen. Die Secte der Mormonen, von der im vierten Bande unserer Reisen S. 169 die Rede war, hatte diesen lieblichen Garten des Westens zur Gründung ihres neuen Jerusalems sich ersehen, um von hier aus die Indianer zu bekehren. Man mußte die lästigen Gäste, welche durch Eingriffe in das Eigenthum und sonstige Anmaßungen sich schon länger unangenehm gemacht hatten, jetzt mit Gewalt vertreiben. Ihre Trümmer werden in Tejas und Californien uns wieder begegnen.

Unser Gregg aber fand schon im folgenden Jahre wieder zu einer neuen Reise sich versucht; es ließ ihm keine Ruhe daheim! — Die französische Blockade der mexicanischen Häfen im Jahre 1839 versprach zu Chiuahua einen vortheilhaften Absatz, wenn man vor Aufhebung derselben schnell Waaren dahin schaffte. Es führt dahin ein Weg vom Redriver aus, wo ihn der fünf und neunzigste Längengrad von Greenwich schneidet, wenn man auf der Südseite dieses Flusses auf der Hochebene, welche ihn auf-

wärts begleitet, über die Quellen des Trinity hinaus bis in die Nähe des hundertsten Längengrades und dann weiter westlich über die Hochprärien jenseits der sogenannten Sierra de Tejas nach Presidio del Norte sich wendet. Diesen Weg machte im Jahre 1839 am 3. April wirklich eine Karavane von Chiuahua aus und langte nach drei Monaten zu Fort Towson am Durchschnitt von 95° Länge und 34° Breite glücklich an, nachdem sie nur durch Verwechselung des Rio Brazos mit dem Redriver ein wenig zu weit nördlich gegangen war. Im Frühjahr des nächsten Jahres machte sie dann den beschriebenen Weg zurück durch das nördliche Tejas, irrte am Brazos einige Tage herum, traf dann aber glücklich ihre alte Spur, kam ungestört mit ihren 70 Wagen und 225 Mann Geleite an einem großen Haufen Comanches vorüber und erreichte endlich Presidio del Norte wieder, nachdem sie ihre Wagen vermöge einer Fähre von Tonnen, die unter einen Wagenkasten gebunden waren, über den schmalen, aber tiefen Rio Pecos hatte schaffen müssen. — Für Gregg waren die südlichen Prärien dieses Weges damals noch wegen ihrer Dürre zu dieser Jahreszeit verrufen; der nördliche Weg am Arkansas hatte noch kein Gras; doch schloß er aus der Beschaffenheit der nördlichen Prärien auf die der südlichern vom Canadian, wo das Gras vier Wochen früher erscheint, und trat auf eigene Hand am 20. April den Weg dahin an.

Von Van Buren aus, am Arkansas unter dem Parallelkreise von Santa Fé, zog er zunächst auf schon gebahnterem Pfade über den Arkansas, über die Nordgabel des Canadian und am südlichen Canadian hinauf bis an den nördlichen Saum der bekannten Croß Timbers. An der Nordgabel hatte er Verkaufsbuden amerikanischer Händler getroffen; an dem Croß Timbers war früher ein Fort gewesen zum Verkehr mit den Indianern. Vier Wochen fast hatte er bis hierher gebraucht, denn durch sumpfige Hohlwege, unwegsame Päße und schroffe Steigungen war der Weg beschwerlicher gewesen, als die ganze noch übrige Wegstrecke sein sollte. Das Hochland zwischen den Croß Timbers und der Grenze des Staates Arkansas, welches dieser Weg durchschneidet, ist nicht nur hier, sondern überall mit einzelnen Prärien und Lichtungen reizend bedeckt; die Flußthäler haben

meist einen reichen Lehmboden, die beholzten Hochlande sind meist von guter Bodenbeschaffenheit, und nur einige Prärien mit einer Unterlage von Flugsand liegen zu flach und sumpfig, um bebaut werden zu können. Diese Landesnatur ist nicht nur 200 Meilen westlich von Missouri am Councilgroveflüßchen und Neosho, den Armen der Osage und dem untern Kansas anzutreffen, sondern setzt sich auch südlich über den Redriver nach Tejas hin fort, so daß hier östlich vom Brazos bis zum Redriver auf der fruchtbaren wellenförmigen Oberfläche des Landes die schönsten Eichen in mächtigen Stämmen gefunden werden. Die Croß Timbers, welche sich vom Rio Brazos in Tejas unter 33° Breite in einer wechselnden Breite von 5 bis 30 Meilen über den Redriver zur rothen Gabel des Arkansas bis 36½° nördlicher Breite erstrecken, bilden gleichsam die Einfassung der großen waldlosen westlichen Prärien. Ein rauhes, nicht eben aus ansehnlichen Hügeln bestehendes Gelände, ist hier mit meist verkrüppelten Eichenarten, Ulmen, Hickorynuß und sonstigem Strauchholz, und an vielen Stellen mit wildem Wein und Hagebutten so dicht besetzt, daß dieses Dickicht oft undurchdringlich wird und nur den wilden Thieren und dem Indianer einen sicheren Versteck gewährt. Südlich vom Canadian springt ein Zweig dieser Waldung westwärts vor, geht dann über den Strom und erstreckt sich gegen hundert Meilen nordwestlich, wo er dann in den großen sandigen Ebenen der Prärien sich verlieren mag. Westlich von dieser eigenthümlichen Waldung, die selbst meist gut bewässert und mit reizenden fruchtbaren Strichen untermischt ist, beginnen im Norden fast überall die waldlosen Prärien, welche durch ihre Brände zugleich Grund dieses verkrüppelten Holzwuchses sind. Selbst die Flußufer sind dort nicht mehr bekleidet und wie der Arkansas, so erscheint auch der Canadian nackt und öde, um so mehr, da ihm die Inseln des erstern fehlen; der Baumwollenbaum wird fast allein hier nur gefunden. Weiter südlich aber am Redriver finden sich die flachen Ufer seiner Nebenflüßchen, selbst westlich von den Croß Timbers, noch mit dem verschiedensten Baumwuchse bekleidet und dieser Charakter ist dann weiter südlich in Tejas der westlichen Landschaft überhaupt eigen. Doch beginnt weiter westlich am oberen

Redriver bald jene verrufene Wüste des Llano Estacado. Sie gehört zu jenen Tafellanden oder „Mesas", wie sie zwischen der Grenze des Felsengebirges und den Vereinigten Staaten oft sich finden; hohe Ebenen, die über das umliegende Gelände bedeutend sich erheben, den Steppen Asiens vergleichbar, von vielen Flüssen am Rande tief durchfurcht, welche gewöhnlich mehrere Meilen aufwärts von unfruchtbaren Sandhügeln begleitet sind. Das ganze Gelände zwischen dem Rio Pecos (Puerco) und dem Canadian bis zu 100° Länge umfassend und noch über das Quellgebiet des Brazos und Witchita bis in die Nähe der Croß Timbers an den Quellen des Trinity sich erstreckend, ist diese Ebene meist neun Monate im Jahre trocken, während viele ihrer fortwährend fließenden Gewässer wegen salzigen Geschmackes untrinkbar sind. Hügelrücken geben nur selten dem Reisenden eine Landmarke; daher haben mejicanische Jäger und Händler, um nicht zu verschmachten, den Weg zu den oft 50 bis 80 Meilen entfernten Orten, wo Wasser eingenommen werden kann, mit Pfählen abgesteckt; daher der Name Llano Estacado, d. h. „ausgesteckte Ebene". Von Früchten aber findet sich hier durchaus keine Spur, höchstens die Stachelbeere, welche in verschiedenen Arten auf den dürren Ebenen der nördlichen Prärien vielfach angetroffen wird; Erdbeere, Traube, Pflaume, Pfirsich, Maulbeere, Vogelkirsche, Pecannüsse ziehen sich überall jenseits der Croß Timbers zurück oder erscheinen diesseits nur hie und da noch in einzelnen Schluchten, wo auch die Cypresse zuweilen einzeln zwischen Felsen gefunden wird. So ist mit den Croß Timbers der Cultur gleichsam die Grenze gezogen, und das Llano Estacado nur eine breite Mauer gegen den Westen. — Um nun dieser Wüste auszuweichen, mußte unser Gregg fortan seinen Weg nordwestlich nehmen, auf dem Hochrücken zwischen den beiden Gabeln des Canadian. Ein Häuptling der Comanches hatte ihm den Weg bezeichnet; er sah in schönster Abwechselung hier die reizendsten Gehölzstreifen an den kleinen Nebenflüssen beider Flüsse und am Valley-Spring 60 bis 80 Meilen westlich der Croß Timbers ward diese Gegend wahrhaft malerisch. Kleine Heerden von Büffeln belebten die Prärien und viele wurden niedergestreckt; denn diese Thiere lassen sich durch den

Knall der Büchse nicht aus ihrer Ruhe bringen und ist der Jäger nur nicht unter Wind und sonst versteckt genug, so kann er sicher mehrfach auf die Thiere schießen. Die Gegend blieb auch ferner noch schön, und selbst der Canadian erschien in der Nähe seiner nördlichen Krümmung auf eine Strecke hin mit Eichen, Nüssen, Maulbeeren u. dgl. bekleidet, in denen sich der Truthahn fand. Mit dem Büffel ward dann auch mehr und mehr die kleine schwarze Büffelmücke seltener, welche in den Tagen vorher manches Gesicht mit bösen Eiterblattern ganz bedeckt hatte, als man am 30. Mai die nördliche Krümmung des Canadian umging. Das Flußthal verlassend, erstieg man hier wieder das scheidende Gelände und fand bis 100° Länge und darüber hinaus zunächst eine holzlose Prärie, der meistens Gyps zur Unterlage diente, dann Sandhügel und dahinter eine unermeßliche Sandebene, welche hie und da von hohem Grase besetzt schien; bei näherer Betrachtung aber waren es Pflaumen- und Eichenstämmchen, meist nicht dicker als Haferstengel, die doch mit ansehnlichen Früchten zur Zeit der Reife beladen zu sein pflegen und auch anderswo gesehen werden. Lange suchte man Wasser vergeblich, fand es aber endlich doch in einem Hohlwege, und erreichte mit dem 5. Juni die Grenze der amerikanischen Staaten 23° westlich von Washington oder 100° Länge Greenwich. Schon etwa 100 Meilen westlich der Croß Timbers waren die Büffel mehr und mehr verschwunden und nur verschiedene Hirscharten hatten seine Stelle eingenommen; auf der letzten Wegstrecke aber hatte man nur an den Kolonien der Präriedogs Unterhaltung gefunden, hie und da den Mustang über die nackte Ebene fliehen oder der Karavane sich nähern sehen, und endlich die Antilope vertrauensvoller bleiben sehen als sonstwo. Hier aber stellte sich nun der Büffel wieder ein, und auf der offenen Prärie sah man jetzt den Indianer erst einzeln, dann zu dreien ihn jagen. Man lagerte jetzt an einem malerischen Thale eines Nebenflüßchens der Nordgabel nur etwa 5 bis 6 Meilen von jeder Gabel des Canadian entfernt. Fünf Indianer hatte man freundlich im Lager aufgenommen; drei derselben sandte man zu den „Capitanes" ihres Stammes und nachdem man mit diesen, den Comanches, die hier zum Kampfe mit den

Pawnis gelagert waren, auf dem Eckstein der Geschenke ein Bündniß errichtet, auch einige Maulthiere gegen mancherlei Kleinigkeiten eingetauscht hatte, zog man unbeirrt weiter durch eine höchst einförmige Ebene ohne Thal und Hügel, selbst ohne Strauch, ohne im Verlauf von drei bis vier Tagen von der Kompaßrichtung weichen zu dürfen. Nur eine große Anzahl von Teichen oder Lachen, welche Gregg durch Büffelwälzungen entstanden glaubt, veranlaßten hie und da kleine Abweichungen, lieferten aber reichlich Wasser, und so gelangte man ohne weitere Gefährde in das romantische Thal des Canadian, welches hier von so wunderbar schroff aufsteigenden, vielfach durchbrochenen oder unterhöhlten Klippen besetzt ist, daß der Strom selber, in viele Kanäle zertheilt, dem Auge fast ganz entzogen wird. So wild aber wurde die Gegend, daß man der Wegerichtung fast unsicher ward. Schon wollten einige Unkundige den Berechnungen Greggs nicht mehr glauben und über den Canadian zum Redriver südlich ziehen. Dann wäre man aber in das Llano Estacado gekommen und hätte den Weg durchschnitten, welchen Gregg später im Jahre 1840 zurück nahm unter Führung eines in Neu-Mejico verheiratheten Comanchen, welcher der ganzen Gegend wohl kundig war. Man würde in die Quellgegend des Dry river (Trockenbach) gerathen sein, der auf der Hochebene ein reißender Strom und unterhalb 200′ breit zur Märzzeit ein ganz trockenes Bette hat, in welchem die Stämme fortgerissener Bäume noch Zeugen sind seiner Gewalt zur Regenzeit. Man würde am südlichen Ufer des Canadian ein wellenförmiges Gelände gefunden haben und hätte wenige Tagereisen unterhalb des oben erwähnten romantischen Thales den Canadian als ein neun bis achtzehn hundert Fuß breites sandiges Thal erblickt, Sandbänken ähnlich, die von schwachen Rinnsalen durchschnitten sind, und südwärts an der Hochebene hätte man hie und da die Rinnsale kleiner Flüßchen an den holzbewachsenen Rändern erkennen können. Glücklicherweise kamen in diesem Augenblicke des Zwiespalts einige Comancheros ins Lager und halfen aus der Noth. Nach ihrer Weisung zog die Karavane südlich über den Fluß, um unter 102° Länge die Angostura (Enge) desselben zu umgehen, und weiter auf dem ange-

deuteten Wege unserer Karte. Gregg aber reiste in Gesellschaft der Commancheros weiter auf dem nördlichen Ufer und fand dort den Weg plötzlich so weit in's Thal abstürzen, daß Wagen nur mit großer Gefahr ihn hätten nehmen dürfen. Ungeheure Felsenmassen und schroffe Klippen, nicht selten bis 2000′ hoch bilden hier den Rand der sogenannten Mesas zu beiden Seiten des Flusses und erscheinen vom Thale aus wie Theile des Felsengebirges; ersteigt man aber die Hauptgipfel dieser klippigen Vorgebirge, so sieht man ein weit gedehntes, anscheinend ebenes Tafelland, dessen tief eingeschnittene Flußbetten sich dem Auge verbergen, und erst weit westlich erblickt man den östlichen Rücken des Felsengebirges. — Am 20. Juni hatte Gregg, versehen mit 36 Patronen nach Colts Erfindung, von denen man leicht 12 in einer Minute abfeuern kann, seinen Ritt angetreten, um vorauszueilen zur Besorgung von Nahrungsmitteln, da man schon Ochsen hatte schlachten müssen. Nach fünf Tagen erreichte er, an den vielen Lehmhütten schnell vorüber eilend, welche zwischen grünenden Feldern im schmalen, aber fruchtbaren und reizenden Thale des Rio Pecos standen, Santa Fé; neun Tage später erst folgte die Karavane.

Wir aber wenden uns von hier gleich weiter südlich nach Chiuahua, um auch hier die Natur der Grenze gegen Tejas näher kennen zu lernen. Vom 22. August bis zum 1. October, d. h. in vierzig Tagen ward der Weg von 550 Meilen von der Karavane vollendet; man legte etwa 3 deutsche Meilen täglich zurück, davon 64 auf den Weg nach El Paso und 46 auf den Rest des Weges kommen.

Nach den ersten 130 Meilen hören die Ansiedelungen am Norte auf; der Weg dahin geht längs des Thales desselben oder über die angrenzenden Hügel. Ein 20 bis 30 Meilen weiter stößt man auf die Trümmer des Dorfes Valverde, welches hier zwanzig Jahre früher auf dem fruchtbarsten Boden erbaut, schnell aufblühete, bald aber von den Navajos verwüstet wurde und jetzt eine öde Stätte war. Zwei Tagereisen weiter und es beginnt die Journada del Muerto, wo man das Flußthal verläßt, um gegen 80 Meilen weit über ein hochliegendes Flach-

land an der Ostseite einer kleinen Bergkuppe hinzuziehen, deren Felsenklippen das östliche Ufer des Norte unzugänglich machen. Der Weg soll früher zum westlichen Ufer hinübergegangen sein, bis ein unerschrockener Reisender es unternahm, diesen wasserlosen Weg zu versuchen, „Todtenweg" genannt, weil er dabei den Tod fand. Nur eine einzige Quelle findet sich 6 Meilen von der Straße in den Bergen dem Norte zu; dort aber lauert der Apache und sie ist zu fern. Einmal führt der Weg auf 2 bis 3 Meilen durch eine enge klippige Schlucht. Zur Linken längs des Pecos schaut man zunächst die Sierra blanca, einen abgesonderten Theil dieses hohen Gebirgszuges, der spät im Frühling noch mit Schnee bedeckt ist, und dann wie eine weiße glänzende Wolke erscheint; dann weiter südlich erhebt sich eine ungeheure Basaltsäulenklippe „Los Organos", d. h. Orgelpfeifen, genannt, beides die gefürchteten Schlupfwinkel der Apaches. Dazu nun die Nothwendigkeit in der Nacht zu reisen, um den Maulthieren einige Erleichterung gegen die Hitze zu verschaffen, und man begreift den Namen „Todtenweg!" Zwischen ihm und den nördlichsten Ansiedelungen erscheint zuerst der Mezquite-Baum sehr vereinzelt und deutet auf die Aehnlichkeit von Tejas hin, zieht sich aber weiter südwärts in die Thäler zurück, um auf den Bergen der Fichte und Ceder oder zwerghaften Eichen und in der Ebene der nackten Fläche Platz zu machen. Ein 60 Meilen vor El Paso steigt man dann über Hügel wieder hinab zum fruchtbaren Thale des Norte; doch keine Ansiedelung begrüßt uns, wir stoßen bis zur Furth des Flusses nur auf verwüstete Stätten. Haben wir aber die Furth selbst überschritten, was hier, wie beim Arkansas wegen des Triebsandes Vorsicht erfordert, so liegt das liebliche Thal El Paso vor unsern Blicken, welches sich 10 bis 12 Meilen, zerstreuten Pflanzungen nicht unähnlich, dicht zwischen Wein- und Obstgärten oder Getreidefeldern längs des Norte dahindehnt. Kirche und Marktplatz verdienen eigentlich nur den Namen des Ortes; sonst wohnen die 4000 Gärtner, welche den schönsten Wein erziehen, dem Malaga nicht unähnlich, hier überall zerstreut. Ein Damm von Steinen und Reisholz 2 bis 3 Meilen oberhalb der Kirche, zwingt die Hälfte des Wassers in eine „Acequia" welche sämmt-

liche Pflanzungen wässern muß. Von hier aus wird der ganze Norden mit „passwine“ oder „pass-whiskey“ (Branntwein) versorgt, da nur zu Taos unbedeutende Branntweinbrennereien gefunden werden, die nur aus Weizen destilliren als der dort wohlfeilsten Körnerfrucht. Ganze Züge von Paseños (Einwohner von El Paso) sieht man auf Karren oder Maulthieren Wein und Obst, nach Chiuahua schaffen und die im Schatten getrockneten Trauben werden als Pasos auch weiterhin viel versandt. Sonst findet sich hier noch eigenthümlich der Schraubenholzbaum „tornillo“, sogenannt wegen der gedrehten Frucht, die der Schotenfrucht des Mezquite ähnelt; dann eine viel zu Seilerarbeiten benutzte Pflanze, die Lechuguilla, der Palmilla nicht unähnlich, deren Stengel abgeschabt und gewaschen ebenso starke Fibern geben, als das Manilla-Seegras. Sie kommt auch weiter südlich auf Hügeln und Bergabhängen sehr häufig vor.

Gespanne sind nicht im Stande beladene Wagen durch die nun folgende Sandgegend zu ziehen, obwohl der Weg bis Chiuahua sonst meist fest und schön ist, indem er auf einer Hochebene zwischen vielen abgesonderten Rücken niedriger Berge dahinläuft, Ausläufern der westlichen Cordillere, welche jedoch in beträchtlicher Entfernung westwärts bleibt. Daher miethete man in El Paso Maulthiere und erreichte 30 Meilen südwärts Los Medanos, d. h. eine ungeheure Reihe von Sandhügeln, die meist nicht eine Spur von Pflanzenwuchs finden lassen. Sechs Meilen weit windet sich der Weg durch die niedrigsten Schluchten zwischen diesen Hügeln dahin und da nur zwei stinkende Lachen, deren Wasser allein die Noth erträglich macht, auf der ersten Wegstrecke von 60 Meilen gefunden werden, so war der Weg bis zum See Patos höchst unangenehm. Hier aber fand man Wasser im Ueberfluß; doch hatte man mehrere Stunden im Schlamm zu waten, da seine Zuflüsse gerade ausgetreten waren. — Eine Tagereise weiter erreichte man Carrizal, ein Dorf, welches als „presidio“ gegen die Apaches in seiner Veste eine Compagnie Soldaten hat; trotzdem aber werden die umliegenden Ranchos immer mehr verwüstet. Zwölf Meilen weiter trifft man eine warme Quelle, Ojo caliente, welche wahrschein-

lich dem Carmen einem Zufluß des Sees Patos ihren Ursprung verdankt, dessen ganzes Wasser einige Meilen oberhalb plötzlich verschwindet und, nachdem es verschiedene Erdschichten durchdrungen hat, hier als höchst angenehmes warmes Bad erscheint, während der Fluß selber, meist trocken, zur Zeit der Ueberschwemmung eine halbe Meile daran vorüberfließt. Hiernächst liegt am Wege die Laguna de Encinillas, ein See von 10 bis 12 Meilen Länge und 3 Meilen Breite, durch die Flüßchen der umliegenden Berge beständig genährt, ohne allen Abfluß. Ein bitteres Laugensalz, welches auf der Oberfläche sumpfiger Gegenden in ganz Neu-Mejico als grauliche Kruste sich findet, vom Bäcker zum Auftreiben des Brotes und sonst in Seifensiedereien viel gebraucht, macht sein Wasser zur trocknen Jahreszeit ganz ungenießbar; ringsherum aber liegt in dem weit ausgedehnten fruchtbaren Thale „Encinillas" das schönste Weideland, und herrliche Rinder, je heerdenweis von gleicher Farbe, schwarz, roth, weiß oder gleich schattirt, weiden neben der prächtigen Hacienda, welche hier von Meiereien umgeben, sich findet. — Die Stadt Chiuahua selbst, welche man am 1. October erreichte, ist gegen Santa Fé und alle Städte im nördlichen Gebiete prächtig zu nennen, unbedeutend aber gegen die edlen Städte im Süden. Auch hier sind meist Lehmziegelgebäude, doch haben die besten Häuser Ecken von behauenen Steinen und Thür- und Fensterwände von derselben Art. Straßenpflaster ist fast unbekannt; nur die Kirchen sind auch hier der südlichen Schwestern würdig und zeugen von dem Ertrage der Bergwerke, von denen eine Million Dollars im Laufe von dreißig Jahren zur Ausführung des Baues der Hauptkirche als Abgabe erhoben ward. Die Kirche der Jesuiten, im Jahre 1767 begonnen, ist seit ihrer Vertreibung unvollendet geblieben. Ihre prachtvollen Trümmer sind in Calabazos verwandelt für vornehme Gefangene. Hier büßte der Priester Don Miguel Hidalgo y Costilla, der im September 1810 zuerst im Dorfe Dolores die Unabhängigkeit verkündete, im März 1811 gefangen ward und am 30. Juli auf einem kleinen Platze dicht hinter dem Gefängnisse erschossen ward. Ein einfacher weißer Stein, eine 30' hohe vierseitige Pyramide auf achtseitigem Sockel von

25' Durchmesser erinnert jetzt an den reinen schlichten Charakter des Pfarrers, der von den unmündigen Pueblos verlassen ward im Kampfe für die Freiheit. — Ungeheure Bogen auf einer Säulenreihe erinnern den von Norden sich nähernden Reisenden an die alte Herrlichkeit der spanischen Regierung. Eine große Cisterne auf dem Marktplatze empfängt durch sie das reine Wasser eines Flüßchens, welches der Stadt den Namen gab. Diese selbst aber liegt in einem Kessel abgesonderter Berge von unbedeutender Höhe noch 100 Meilen östlich der Cordillerenkette gegen 5000 Fuß über dem Meere, und aus der Mitte ihrer 10,000 Einwohner empfing sonst Santa Fé seine Beherrscher, welche von hieraus ihre Instructionen erhielten. Seitdem aber hat nun selbst der Postenlauf des Briefboten dorthin fast aufgehört; Neu-Mexico ist, auf sich selbst angewiesen, dem Bunde der Vereinigten Staaten Nordamerikas näher getreten und der Congreß hat nach den letzten Nachrichten vom August dieses Jahres (1850) genehmigt, daß für das Gebiet Neu-Mexicos eine Territorialregierung eingesetzt werde. — Und so verlassen wir denn diese Stadt einstweilen, um ihre andere ungetreue Tochter, um Texas näher zu betrachten.

B. Texas.

Nach den neuesten Nachrichten vom 14. August 1850 ist die Grenzstreitigkeit zwischen Neu-Mexico und Texas dahin erledigt,. daß die Ansprüche auf das Gebiet östlich vom oberen Rio del Norte gegen eine Entschädigung von 1 Million Dollars erlöschen, und wird fortan die Grenze bis Paso del Norte, durch den unteren Lauf des Stromes nur noch gebildet gegen die Staaten von Alt-Mexico; dann aber tritt auf dem 32° nördlicher Breite die Grenze bis zu 103° L. von Greenwich zurück, steigt in diesem Längengrade bis 36 1/2° Breite nördlich auf, geht in dieser Breite bis zur Grenze der Vereinigten Staaten unter 100° L. und wird dann, abwärts steigend bis zum Redriver, durch

den Lauf dieses Flusses bis nahe 94° Länge und weiter abwärts etwa durch diesen Längengrad und den untern Lauf des Sabine gebildet, — scheinbar ein großes, gewaltiges Land!

Allein wir kennen schon, was jene nördlichen wüsten Ländereien sagen wollen; sie gehören in Wirklichkeit dem Indianer und dem Büffel an. Kehren wir aber von Chiuahua auf dem bekannten Pfade nach Paso del Norte zurück, so finden wir von hier aus längs des linken Ufers des Stromes bis zum Einfluß des Pecos abwärts dieselbe Berg- und Hochebenen-Natur, die wir schon oberhalb kennen lernten und jenseits des Rio Pecos und weiter südwärts längs des Norte erhebt sich jene Wand, jene für die Cultur unzugängliche Hochebene, welche der Namen Mezquite-Prairie hinlänglich als bloßes Weideland bezeichnet, da der Mezquite-Baum und gutes Weidegras stets unzertrennlich sind. Das bekannte Llano Estacado bildet nur die höhere Stufe dieses ost- und südwärts anliegenden Geländes, welches wie jenes hie und da mehr steiniger oder sandiger Natur ist, und nur an den ostwärts immer tiefer eingeschnittenen Strombetten mehr Fels und Klippen zu Tage treten läßt. Die Stämme der Comanches und verwandten Kiawas, der Pawnis und Lipans und andre bis zum Norte und darüber hinaus und tief nach Süden streifende Indianer haben hier vorübergehend ihre Wohnungen. Wo aber auf den meisten Karten die sogenannte Sierra de Tejas angegeben ist, da durchbrechen die verschiedenen Ströme von Tejas die östliche Wand dieses Geländes und weil diese Wand namentlich nördlich vom 29. Breitengrade dicht mit Cedern und Fichten bekleidet ist, so hat sie von dem ostwärts vorliegenden wellenförmigen Gelände aus betrachtet mit ihren Schluchten, Felsen und Waldungen ganz das Ansehen eines Gebirgszuges, während sie vom Norte aus nur mehr den Anblick eines Aufganges zur Hochprairie gewährt, so daß von Presidio del Norte auf dem sogenannten Chiuahua trail (Wagenspur) die Karavane, von der schon oben die Rede war, nur an dem tiefen Bette des Pecos ein bedeutenderes Hinderniß fand, während sie weiter nordöstlich und östlich auf der Hochebene südlich des Redriver bis Fort Towson unbeirrt mit ihren Wagen fahren konnte. Weiter gegen Norden, nachdem der Rio Brazos

diese Wand unter 32° Breite durchbrochen hat, beginnt dann zwischen 97 und 98° das rauhe Hügelland der Croß-Timbers, und weil die Hochebene hier allmählich mit diesen Hügeln und dem weiter folgenden wellenförmigen Gelände sich verschmilzt so scheint die eigentliche Sierra gegen Norden hin mehr und mehr aufzuhören. Südlich aber zwischen dem Meere dem Nueces und Norte steigt der Meeresboden als halb salzige Wüste allmählich der nordwärts herabkommenden Hochebene entgegen und wird die Begegnungslinie hier zu einer niedrigern Mauer. Diese sogenannte Sierra de Tejas bildet nun nebst den Flüssen Nueces Redriver und Sabine die wahren Grenzlinien des cultivirten Tejas. Nur der Deutsche hat es gewagt über den Fuß dieser Mauer nördlich hinaus zu gehen, indem der Mainzer Verein das Gelände auf derselben, welches von dem nach Süden geöffneten Bogen des Colorado und einer etwa unter 30 1/2° gezogenen Sehne umschlossen wird, für deutsche Auswanderer erworben hat. Doch würde es zur Unmöglichkeit werden die besseren Thäler dieser Wüste zu bebauen, hätte man nicht die Mutterkolonie Neu-Braunfels etwa 10 deutsche Meilen südlich zuvor gegründet und dann erst Friedrichsburg am Piedernales. Denn dieser Landestheil wird von so schmalen felsigen nur seltener fruchtbaren oder bewaldeten Thälern durchschnitten, an deren Aufgange überall die nackte steinige Wüste wieder erscheint, daß es selbst den Spaniern, welche hier ein Fort am St. Saba-Flusse hatten, nicht gelingen konnte, die Wildniß der Natur und ihre wilden Söhne zu bezwingen. Was deutscher Sinn dem Lande und der Natur hierselbst noch abringen wird, muß erst die Zukunft lehren. — Am Fuße dieser zuweilen bis 2000 Fuß hoch ansteigenden Mauer beginnt nun aber jenes weit und breit gepriesene Paradies von Tejas; ein wellenförmiges Gelände, in welchem der lieblichste Wechsel von schönen Gehölzen und freundlichen Gras- und Blumenprärien gefunden wird; doch muß gleich hier bemerkt werden, daß dieser Charakter der Landschaft mehr weiter östlich vom Colorado sich findet, während nach Westen hin das Land mehr und mehr zur offenen baumlosen Prärie wird, in welcher der Mezquite, ein Baum oder Busch von etwa 10 bis 12 Fuß Höhe mit fein geschnitzten, weit lichteren Blät-

tern als unsere Robinien (Akazien), entweder vereinzelt, oder gruppirt und zum Dickicht vereint, fast der einzige Repräsentant der Bäume ist. In seiner Gesellschaft ist stets das schönste Weidegras zu finden und am Cibolo oder Büffelfluß, wo dies sich findet (zwischen 98 und 99° L.), weideten sonst die Büffelheerden. Aber auch jene Heerden kleiner verwilderter spanischer Pferde, die unentbehrlichen Genossen des Texaners, des Hirten von Neu-Mexico und aller Büffeljagenden Indianer, die sogenannten „Mustangs" finden darum sich mehr nach dem Westen zu, und werden ostwärts nach der Grenze zu, wo mehr und mehr Waldung die Prärie verdrängt, nur seltener gefunden. Dies wellenförmige Gelände umgiebt nun den Fuß der sogenannten Sierra etwa in der Ausdehnung eines Breitengrades, ist meist nur an den Flüssen oder Springs und Creeks (frisch sprudelnden oder langsam hinfließenden Bächen), und wo die Prärie tiefer liegt, recht fruchtbar, wird aber vielfach auch von kiesigen Auflagerungen durchzogen, auf denen wie auf Bänken nur ein Wald von Pfosteneichen oder sonstigem Gehölz sich findet. Nach Osten hin nimmt seine Breite zu; dort aber findet sich denn auch die Waldung in ihren mächtigeren Repräsentanten, so daß die Art des Hinterwäldlers hier wie in dem benachbarten Arkansas und Louisiana nothwendig wird, während im Süden der Mangel an Holz oft die Ansiedelung verhindert. In der Mitte ist beides mehr gleichmäßig vertheilt; doch ziehen sich auch hier schon die mächtigen Bäume mehr in die Bottoms oder Flußniederungen zurück, während Pflaume, Pfirsich, Ulme, Eiche und dergleichen je für sich gesellig einen Hain, eine Gruppe oder einen größeren Wald bilden. Südwärts wird dieser Saum hügel- und wellenförmigen Geländes mehr und mehr der sanft dahinrollenden Woge ähnlich und geht endlich in die nackte flache Wiese über, die bis zum Meere hin sich ausdehnt. Ein Bogen in der Nähe der Nueces-Mündung beginnend, am Colorado und Brazos bis nahe 30° Br. aufgerichtet und zur Sabinemündung wieder abnehmend, giebt ungefähr die Grenze dieser Wiese an, in der schmale Waldstreifen nur noch die Flüsse begleiten. In diesen Flußniederungen aber baut der Pflanzer mit Negersclaven Zuckerrohr und Baumwolle zum Verkauf und Mais zum eigenen

Bedarf. Oder es steht ein Blockhaus hier am äußern Saume des Waldes, die unbehauenen Holzhäuser der Neger und was sonst ist mehr im Schutz des Waldes, und schöne hochbeinige schlanke Rinder weiden neben den Mustangs näher oder ferner ohne Hirten; doch manches fieberkranke Angesicht mahnt an Vergänglichkeit! — Wer diesen Wiesenocean zum erstenmal erblickt, wird wunderbar davon ergriffen; bald aber ermüdet das Auge; kein Baum, kein Strauch, nicht einmal ein Stein erfreut es; nur unabsehbar stets das Wogen dieser zarten schlanken Gräser! Ist Winterszeit, sind diese Gräser abgestorben und hat im Januar der Regen Alles ringsherum erweicht oder zur Lache gemacht, so giebt es nichts Oederes als diesen Wiesengrund, der, wenn er wieder wogt und wallt, fast überall zum Kirchhof wird für Menschen, die er glücklich machen sollte! — Eine Scheidelinie gegen das Meer ist kaum irgendwo recht markirt; Bayous, tief eingefurchte, kaum abfließende Wasserkanäle, finden sich vielfach an der Küste und vertreten die Stelle der Sümpfe. Die Sümpfe selber aber liegen im Meere zwischen den niedrigen Sandinseln und dem Festlande; denn alle diese Baien, von denen das Land rings umgeben ist, haben meist nur wenig Fuß Fahrwasser, sind bald mehr sandiger, bald mehr schlammiger Natur und hauchen vielfach Pesthauch aus statt Meeresfrische. Hier wohnt der Kaufmann und der Krämer, Menschen aller Nationen; hier rollt das Geld, hier wird gewonnen und verloren, gelogen und betrogen, gewarnt und überredet; an dieser Schwelle begegnen sich wie Land und Meer der Strahl der Hoffnung und die Thräne später Reue.

Versuchen wir nun nach dieser allgemeinen Uebersicht das Land und seine Bewohner näher kennen zu lernen. — Auf dem Rio del Norte, der schon früher von El Paso aus mit Booten befahren wurde, ist seit einigen Jahren eine regelmäßige Dampfschifffahrt eingerichtet. Wir können vermöge dieser Verbindung durch die den Strom umgebende Wüste hinabfahren bis Metamoros, einem Hafenorte mit einer Bevölkerung von 10,000 Seelen, der schon lange wegen der Einfuhr für die zunächst liegenden mexicanischen Staaten Bedeutung hatte; wir können hinaus ins Meer und nördlich längs der Küste an den schmalen Inseln

oder Sandbänken dahinfahren, welche überall nur schmale seichte Einfahrten übrig lassen, bis zur Mündung des Guadalupeflusses zum Paß Caballo und würden dann Carlshafen oder Indianpoint erreichen, den Ort, der seit dem Jahre 1846 manchem Deutschen in trauriger Erinnerung ist. Nichts auf der ganzen Fahrt würde uns anziehen; man würde uns sagen, daß bis zur Nueces-Mündung hin dieselbe Wüste wie am Norte sei, daß hier der Mustang und Mezquite und Cactus nur zu finden sei, doch nicht der Mensch; daß diesen Wüsten zunächst, auf besserem Boden zwischen dem Nueces und Antonioflusse der Irländer einige Colonien, San Patricio und Refugio, gegründet habe, daß Krieg seit 1836 ihn von dort vertrieben habe und er jetzt wieder seine alte Stätte zu erbauen suche. Weiterhin würde eine lange schmale Insel uns die Mündung des Colorado verdecken, aber auf der flachen Rhede vor der Mündung des Brazos würden wir von dem herrlichen „Bottom" dieses Flusses hören und weiter erfahren, daß man unter „Bottom" jene tief aufgeschwemmten Flußniederungen versteht, in welchen die riesigsten Baumstämme aller Gattung oft neben undurchdringlichen Schilf- und Rohrdickichten durch mannsschenkelstarke Reben- und epheuartige Schlinggewächse urwaldartig verbunden erscheinen, und daß im Bottomlande, wo es gelichtet ist, nun Zuckerrohr, Mais, Baumwolle und dergl. aufs herrlichste gedeihen. Dann aber würden wir die Insel Galveston erreichen und etwa 30 Meilen längs derselben ostwärts fahrend die Stadt finden, welche der Schlüssel dieses Landes ist.

An diesem Punkte hat unser neuer Führer, Herr Dr. Römer, im Jahre 1845 im December das Land betreten und im Mai 1847 wieder verlassen; von hier aus folgen wir ihm.

Galveston und Antonio de Bejar bilden die beiden Pole texanischen Lebens; nur 45 Meilen von einander unter derselben Breite gelegen, gleichen sie einander nicht eben mehr als Independence und Santa Fé! In Bejar handelt noch die Karavane aus dem altmexicanischen Osten mit dem amerikanischen Kaufmann in seinem Baumwollenfrack, es gilt noch Pferd und Maulthier oder Ochsenkarren, der Hut mit breiter Krämpe, Serape und Rebozo, Fandango und Hazardspiel; in Galveston

wiederholt sich das Leben von Neu-Orleans, es treibt der Kaufmann und der Gastwirth sein Geschäft, der Deutsche, der Franzose und jeder Andere neben dem Amerikaner, wie es eben glückte. Noch 1832 war Galveston nichts mehr als ein einziges Blockhaus und darin die mejicanische Besatzung von zwölf Mann, welche darüber zu wachen hatte, daß kein Ketzer ohne Wissen der Regierung das Land beträte, welches erst seit 1819 in die Reihe civilisirter Länder eingetreten war, indem ein gewisser Austin auf den Wunsch der mejicanischen Regierung dahin die ersten Ansiedler führte. Jesuitische Priester wollten dies Land zum Bollwerk ihres Glaubens gegen die Unionsstaaten machen; das Land wurde verschenkt unter der Bedingung, daß der Ansiedler katholisch sei. Der Amerikaner aber fragte wenig nach der Bedingung, wenn er nur schönes Land erhielt; der Priester konnte ja hier in der weiten Zerstreuung auch den Glauben weniger überwachen! So ward das Land am Brazos rechts und links bis zum Trinity und Colorado namentlich von dem Pflanzer aus den südlichen Staaten, und das Land weiter östlich und nordöstlich am Redriver durch den Hinterwäldler und Handwerker von Arkansas her bevölkert, während Verbrecher jeglicher Art hier dem Gesetze zu entrinnen suchten. Tejas ward das Land scheußlicher Verbrechen und blieb verrufen, bis mehr und mehr die Noth Gesetze schuf, und dichtere Bevölkerung gemeinsames Rechtsverfahren möglich machte. Der Kampf vom Jahre 1835 war ursprünglich nur ein Kampf gegen den Bruch der Verfassung, da Santa Anna es versuchte, die Provinzialregierungen zu centralisiren und ihrer Selbstständigkeit zu berauben. Antonio de Bejar hatte damals vielleicht ein 10,000 Einwohner; dort in der Feste des Alamo standen die spanischen Krieger, von hieraus ward das Land bisher regiert. Dorthin brachen demnach die amerikanischen Ansiedler auf mit ihren Rifles querfeldein durch die Prärien, von allen Seiten her sich sammelnd. An dem kleinen Flüßchen Salado, kaum ein paar Stunden nördlich der Stadt, kam es zur Schlacht, in Folge deren Bejar am 5. December 1835 erobert ward. Die Uebermacht der Spanier nahm im folgenden Frühjahr Stadt und Fort wieder ein, man wich zurück über den Colorado, den Brazos und weiter zum Jacinto.

Santa Anna folgte mit seinen Schaaren. Wo jetzt nun Houston steht, wenig Meilen von der nördlichsten Spitze der Bai von Galveston, südlich von dem Bayou, der diese Stadt mit der Mündung des Jacinto verbindet, griff General Houston in stürmisch-regnerischer Nacht den Feind an, — es war am 21. April 1836 — Santa Anna ward gefangen, das Heer geschlagen. Schon am 2. März dieses Jahres hatte man auf dem Congreß zu Washington am Brazos die Unabhängigkeit erklärt; jetzt war sie für den Augenblick errungen. Indeß wer stand dafür ein, daß die Knechtschaft mit der Macht des Feindes nicht wiederkehren würde? Daher der Wunsch, sich durch das größere Ganze der Vereinigten Staaten geschützt zu wissen. Am 4. Januar 1846 langte zu Galveston die Nachricht an, daß diesem Wunsche gewillfahret sei, und Tejas bildet nun einen Staat der Union, hat seinen je auf zwei Jahre selbstgewählten Gouverneur, seinen Senat und seine Repräsentantenkammer, welche jährlich jetzt zu Austin einmal zusammentritt. Schwurgerichte, Friedensrichter, Wettrennen, Wahlumtriebe und großsprecherische Candidaten, das Alles findet sich nun hier wieder, wie sonst nur irgendwo bei Bruder Jonathan! — Die Stadt Galveston gewährt seitdem mit jedem Jahre nun ein anderes Bild. Unser Römer beschreibt sie als eine Stadt von 5000 Einwohnern, worin schon fünf Kirchen verschiedener Nationalitäten stehen; doch ist Alles so leicht von Holz gebaut, daß man unter Marktbuden zu wandeln glaubt. Pflaster kennt man nicht; Läden von der Eleganz derer zu Leipzig und Berlin sind zu finden, Schenklocale und Speisehäuser wie in Neu-York für alle Nationen. Fast aber hat schon der Deutsche dem Amerikaner den Rang abgelaufen; denn deutsche Sprache gilt hier neben der englischen. Immer freundlicher wird Feige, Granate und Orange auf dieser, kaum wenige Fuß aus dem Meere herausschwellenden Insel zur Zier der Wohnungen benutzt, und da das Klima hier am offenen Meere gesunder ist, als im Innern und an der Küste, so siedelt sich gern Jeder an. Seebäder erquicken bei der Hitze; ein fester Strand bietet einen schönen Spaziergang am Abend. Man erblickt in dem vom Meere her aufgespülten Sandwall noch den Baumwollenbaum vom Mississippi her durch den Strudel des

Golfstromes hier begraben, und Arme sammeln wohl Treibholz hier. Dem Lande zu ist die Insel mit Gras bewachsen und das Ufer mehr schlammig, Alles aber nackt und baumlos. Hirsche wollen Einige hier gesehen haben; unser Führer sah nur den Pelican mit seinen Genossen, Sandkrebs und gehörnte Eidechsen. Die Wirkung der sogenannten Northerns oder Nordweststürme, welche oft drei Tage andauern, sich steigernd bis zur Wuth und wieder allmählig abnehmend, verspürt man auch bis hierher; denn für ganz Tejas gilt das Wort: „Wenn es bei uns kalt ist, so friert es; wenn's warm ist, so glühet es; wenn's regnet, so schüttet es." Man empfindet die Kälte um so mehr, als oft am Mittag noch 18 bis 20° Wärme selbst im Januar im Freien zu speisen erlaubt, und schon am Abend bringt der Nordwest nur 6° Wärme bis zu 3° Kälte. Dieser Wechsel wird für den Ankömmling um so empfindlicher, als er nirgends Oefen findet, und statt der Betten sich mit seiner Decke hier begnügen muß. Man rühmt gewöhnlich ohne Weiteres das Klima von Tejas; indeß mag es auch vom März bis November meist heiterer Himmel sein, diese bösen Northerns rasen vom Anfang December bis Ausgang April und treten oft unerwartet ohne weiteres Anzeichen nach ganz warmen Tagen so plötzlich ein, daß Alles diesen Feind hier fürchtet. Der Fuhrmann muß ausspannen, wenn der Nordwest kommt mit seinem Regen oder Hagel; die Heerden suchen Zuflucht im Gehölz; dem Gärtner wird die edle Frucht verkümmert oder gar zerstört; der Anbauer muß die Wohnung suchen, die meist im Innern wenig freundlich ist, weil alles Leben sonst draußen in der Gallerie an der Südseite vor sich geht. Und freilich vertreibt dieser Wind zugleich das böse gelbe Fieber, so daß Reisende unter seinem Schutze glücklich Houston, den Todtenhof von Tejas und andere südliche Städte passiren; allein das kalte Fieber, »fever« und »ague«, der Wechsel von Hitze und Frost, der fast bei Jedem und überall sich einstellt, und auch jene Geschwüre an den Füßen, von denen noch Niemand verschont blieb, der längere Zeit in Tejas weilte, scheint besonders diesem Wechsel von trockener Hitze und feuchter Kälte zugeschrieben werden zu müssen. — Galveston selbst liegt so niedrig, daß man zur Zeit der Springfluthen mit Kähnen in

den Straßen fahren muß, und hat sonst Nichts, was interessiren könnte. Dampfschiffe gehen von hier nach allen Richtungen; nach Neu-Orleans natürlich am meisten, sonst aber auch den Trinity hinauf und mehr nordwestlich nach Houston oder zu den westlichen Häfen. Daß hier Alles zum Verkauf gestellt ist, die feinsten Stoffe bis zum ärmlichsten Trödel, daß hier ein beständiges Kommen und Gehen der verschiedensten Menschen ist, daß Sitte und Unsitte, Gut und Bös hier nebeneinander gefunden wird, mag Jeder selber schließen.

Wir fahren nun mit dem Dampfboote weiter nach Houston. In einiger Entfernung finden wir die Bai fast geschlossen durch eine Sandbank, die sich quer über unsern Weg lagert, bald mehr, bald weniger über- oder unter dem Wasser hinlaufend. Weiterhin ragt vom Lande eine Halbinsel in die Bai hinein und dahinter erscheint ein schöner Wald am Ufer entlang. Dort liegt Neu-Washington, ein stolzer Name für eine einzige Ansiedelung, vor der die Rinder weiden auf der öden Grasfläche am 12. Januar, während die Umgegend von dem Geschrei der unzähligen Seevögel erfüllt ist, unter denen neben Enten, Gänsen, Pelicanen und Tauchern auch ganze Reihen weißer Schwäne sich finden. Zur Rechten fährt der Farmer hin zum Trinity, dem einzigen Flusse von Tejas, der weit stromaufwärts wie der Missisippi zu befahren ist. Wir aber steuern nordwärts der Mündung des Jacinto entgegen und erinnern uns, daß dieser Fluß von jenen freundlichen Prärien umgeben ist, welche die Feder des Verfassers der „transatlantischen Reisen" so höchst reizend und verführerisch beschrieben hat, daß mancher dadurch versucht sein mag, in diesem Lande in der That das Paradies zu suchen, zumal, wenn er erfährt, daß der Name „Tejas" durch „Paradis" zu übersetzen ist, obwohl derselbe nicht ein Paradies nach unsern Begriffen, sondern nur paradiesische Jagdgründe nach den Begriffen der Indianer bezeichnet. Von der Jacintomündung fahren wir westwärts in den tief eingeschnittenen Bayou ein, ein langsam fließendes schmales Becken, dessen ganze Breite zuweilen das Dampfschiff einnimmt. Wir können hie und da vom Deck herab mit den Händen die herabhängenden Baumzweige erreichen, und sehen hier die Magnolie,

die weiter nördlich nicht zu finden ist. In wenig Stunden erreichen wir Houston. Das 30 bis 40 Fuß hohe Ufer ist behufs der Auffahrt etwas abgeschrägt; oben stehen einige Waarenschuppen, und Neger halten schon mit ihren Karren, um uns ihren Gasthofsbesitzern zuzuführen. Obgleich ein Damm an der Seite der rechtwinklich sich durchschneidenden Straßen für den Fußgänger aufgeworfen ist, so hat er doch an den Durchschnittspunkten tiefen Koth zu durchwaten. Die hölzernen Häuser erfreuen so wenig als die Umgebung; denn dieser Stapelplatz für den Norden und Westen läßt fast nach allen Seiten hin nur offene Prärie sehen und mancher kehrte schon bei diesem Anblick schnell nach Galveston zurück, weil er von der Umgebung dieser Stadt auf die Beschaffenheit des ganzen Landes schloß. Hier erblickte man sonst die verrufenen Galgenphysiognomien texanischer Abenteurer; jetzt ist das anders. Wohl sieht man noch die verschiedensten abenteuerlichen Trachten, daneben aber auch den Gentleman in seinem schwarzen Frack, und der Wirth weiß in der Wahl der Zimmer schon diesen wohl zu unterscheiden vom Farmer in dem groben Wollenrock. Houston ist nach Galveston die zweite Stadt des Landes und mag jetzt mehr als 3000 Einwohner zählen. Wir haben Alles gesagt, wenn wir sie als den eigentlichen Producten=Markt des Landes bezeichnen; es gilt zu prahlen, zu markten, zu genießen, und darnach mag man das Weitere beurtheilen; von dem, was Kunst und edle Sitte fordert, ist noch nicht zu reden.

Unser Führer wollte nach Neu=Braunfels. Statt der sonst üblichen Ochsen hatte man die beiden Wagen, welche die Sachen der kleinen Gesellschaft führten, je mit vier tüchtigen Pferden bespannt. Nur im Schritt bewegten die tief einsinkenden Wagen sich fort; es war am 23. Januar, und lange schon hatte man Regenwetter gehabt. Darnach sind die Mühseligkeiten dieser Reise zu beurtheilen. Eine Entfernung von etwa 50 deutschen Meilen, welche die jetzt eingerichtete Post in $3^1/_2$, der Reiter in etwa 7 Tagen zurücklegt, kostete der Gesellschaft fast 17 Tage.

In der verrufenen Houstonprärie westlich bis zum Brazos finden sich an einzelnen Stellen niedrige Sandbänke mit Fichten

bestanden; hier nehmen die Frachtwagen gewöhnlich ihr Nachtquartier. Solch ein Fichtenplatz (piney point) liegt gleich 9 englische Meilen (nach solchen rechnet man überall im Lande) von Houston und dort traf man schon andere Wagen, welche die Ochsen, je vier Joch zu einem Wagen mit 3000 Pfd. Ladung gehörig, in der Nähe weiden ließen. — Kaffee, Speck, Maisbrot sind die stets wiederkehrenden Bestandtheile einer tejanischen Mahlzeit; die Butterbereitung kostet meist zu viel Mühe, daher diese nur seltener zu haben ist, und dann kosten drei bis vier Pfd. etwa einen Dollar. Weizenbrote gehören zu den Seltenheiten, Roggen fehlt ganz im tejanischen Preis-Courant; auch Hafer und Gerste sind Seltenheiten und Esau möchte hier vielfach vergeblich nach seinem Lieblingsgerichte fragen. Das Alles muß hier der Mais vertreten. Aus seiner Frucht, die man auch gebraten vor der völligen Reife genießt, macht man für die Reise sogenannte „Tortillas“ dünne, stark mit Zucker versetzte Kuchen, welche anfangs fade schmecken, darnach aber recht gut munden sollen und wie Schiffszwieback dauern; Brot, Eierkuchen, Klöße und dergl. Alles ist hier von Mais. Für einen Dollar erhält man 100 Kolben oder einen Bushel für gewöhniglich. Doch bestimmt, wie bei uns der Roggen, die Maisernte eigentlich stets den Werth des Geldes. Die Mühe der Heuernte übernimmt noch Niemand; doch trocknet man die vor der völligen Reife des Kolbens abgepflückten Blätter, um sie als „Fodder“ (Futter) für die Pferde in den Farmen oder Wirthshäusern hie und da auch käuflich bereit zu haben. Auch die Kartoffel wächst hier nicht; man hat statt deren die Batate, ein süßliches Knollengewächs, welches ihr an Lieblichkeit im Geschmack nicht gleich kommt. Hühner hat man lieber zum Legen als zum Braten; denn das Schock Eier kostet wieder einen Dollar und darüber, wo es eben noch zu haben ist, und so beschränkt sich jede Mahlzeit meist auf die genannten Gegenstände, wenn nicht ein Fisch, ein Hirsch, ein Puter oder ein Stückfr isch geschlachteten Rindfleisches einige Abwechselung hineinbringt, der Bärenschinken und sonstiger Raritäten nicht zu gedenken, die mancher nie zu sehen bekommt. —

Der Weg nach Felipe führt nun eigentlich in nordwest-

licher Richtung über den Bayou. Houston liegt schon 60 Fuß über dem Meere, und hier beginnt das Land nun allmählig weiter nordwärts sich zu erheben; der Boden ist meist sandig-trockener Natur dorthin. Unsere Reisenden aber fürchteten, den angeschwollenen Bayou nicht passiren zu können, und zogen nach dem Kompaß gerade westwärts zum Brazos. Nur in weiten Abständen hatten sie anfangs längs des Bayou lichte Flecken Eichenwaldung und weit von einander einzelne Farmen erblickt, hatten dann, westwärts querfeldein ziehend, im Freien eine traurige Regennacht ohne Abendessen zugebracht und erst am folgenden Morgen auf einer Erhöhung sich wieder gestärkt. Aus der Ferne sahen sie endlich die Uferwaldung des Brazos und trafen vor derselben eine Farm, wozu ein sechzig Neger gehörten, deren unbehauene Blockhäuser hinter dem einstöckigen Herrenhause mit breiter Gallerie im Walde halb verborgen waren. Hier kauften sie „Fodder" und zogen dann nordwärts längs des Waldsaumes über die flachen sandig-trockenen Anschwellungen und weiter durch ein angenehmes Hügelland, indem die offene Prärie ihnen zur Rechten blieb, während je 3 bis 4 Meilen von einander auf den Anhöhen unter den jetzt entlaubten Bäumen Farmen sichtbar wurden. In Texas bleibt nämlich außer der Fichte nur noch die Lebenseiche immer grün, welche mit ihrem dunkelgrünen glänzenden Laube, in Gruppen von fünf bis sechs zusammenstehend, der schönste und nützlichste Baum des Landes ist, indem er für den Schiffbau wichtig ist. Lange Silberbärte des sogenannten spanischen Mooses, der Tillandsien, hängen von seinen Zweigen tief auf die Erde herab um den knorrigen Stamm und geben dem Baume ein so ehrwürdiges Ansehen, daß er mit Recht der Patriarch unter den Bäumen hier genannt werden kann, während er sonst an Wuchs und Größe keineswegs unsern deutschen Eichen zu vergleichen ist. Die Pfosteneiche ist dagegen nur unsern sechzig- bis achtzigjährigen Eichenbeständen zu vergleichen und bildet glatte dünne Stämme, welche sich leicht spalten lassen und dann in Längen von 10 bis 12 Fuß zu sogenannten „Fenzen" oder Zäunen über einander gelegt werden. So weit das Moos der ersteren reicht, ist Fiebergegend; die letztere verräth meist Kies

und Feuersteingerölle als Untergrund. — Die übrigen Vertreter der texanischen Baumwelt fand man darauf an dem Bottom des Brazos zusammengedrängt, den man jetzt auf dem gebahnten Wege von Houston nach Felipe zu durchziehen dachte. Sieben Meilen ist der Bottom breit; man übernachtete vor der Waldung, um sie darnach wo möglich in einem Tage zu passiren. Der Weg war aber so unendlich schlecht, daß man wohl zwanzigmal stecken blieb, die Zugkraft beider Wagen vereinigen mußte, um wieder los zu kommen, und fünfmal auf- und abzuladen hatte. Unter dem Schatten der mächtigen Bäume trocknet der oft um den niedergestürzten Stamm herumgeführte Weg fast nie ganz aus, und doch wird es fast zur Unmöglichkeit zu lichten und diese Stämme fortzuschaffen, daher es auch so schwer ist, hier Pflanzungen zu gründen, die übrigens meist unterhalb St. Felipe gefunden werden. Mächtige Stämme der Sycamore oder Platane, mehrere Wallnuß- und Eichenarten, Pappel oder Baumwollenholz (cotton wood), Ulme und Hackberrybaum sind hier durch die Ankertaue der wilden Rebe mit herben blauen Trauben, durch windenden Sumach und Bignonie zu einem Ganzen verbunden, welches das lange Moos der Tillandsien neben der rothen Blüthe der Bignonie schön decorirt, während an andern Stellen auch wohl die tellergroßen Blüthen der Magnolie und das Grün der Cypresse die Mannigfaltigkeit vermehren. Der Bottom selber liegt fast ganz auf der Ostseite des Flusses, der seine gelben schlammigen Fluthen nahe dem rechten Ufer dahinwälzt. Dies ist bedeutend höher als das linke, vielleicht 50 bis 60 Fuß hoch. Man hatte erst am folgenden Tage den Fluß selbst erreicht, der hier die Breite der Werra oder Sieg haben mag, ihn vermöge der bestehenden Fähre überschritten, eine schwierige Auffahrt gehabt und endlich in fünf bis sechs elenden Hütten, wounter indeß „Store" (Waarenlager) und Schenke nicht fehlten, die Reste der Stadt Felipe oben am Ufer erreicht. Ungesunde Lage verhindert durchaus das Aufblühen dieses Ortes, nachdem er früher schon 600 Einwohner zählte, im Kriege aber niedergebrannt ist. Gleich hinter Felipe trat man wieder in offene Prärie und zog dann lange ununterbrochen durch Eichwald; der Boden war meist jenes unfruchtbare Feuer-

steingerölle oder verkohltes Holz, auch röthlicher Sand mit Körnern von braunem Eisenoxyd. Bevor man jedoch Columbus am Colorado erreichte, hatte man zunächst noch eine sumpfige Strecke schon vor der Bottomwaldung, dann diese selbst zu durchschneiden, welche jedoch nur anderthalb englische Meilen breit ist und ebenfalls ostwärts des Flusses liegend, der in tiefem Bette reißend die gelben schlammigen Fluthen dahinführt, von der des Brazos nur durch das höhere Rohrdickicht unterschieden war. Auch diesen Fluß passirte man mittelst der Fähre, da er die Breite der Weser hat. Auf dem 30 Fuß hohen Ufer lag Columbus; lieblich im Schatten alter Lebenseichen zerstreut, lagen die Holzhäuser der 18 bis 20 Familien, die hier gerade ein Wettrennen abhielten. — Auch hier trat man, nach Gonzales weiterreisend, gleich wieder in offene Prärie und hatte wieder Pfosteneichenwaldung auf mehrere Meilen. Es bilden nämlich gerade hier im mittleren Texas jene Ablagerungen von Kies und Sand oft breite Gürtel, welche steril erscheinen würden, wenn nicht der Eichenwald sie zierte, der übrigens höchstens einige Wallnußbäume in sich aufnimmt, sonst aber frei von jeglichem Unterholz ist. Der Wolf in verschiedenen Färbungen und der Panther »painter« oder Cuguar sind hier zu finden. — Immer höher schwillt gegen die Mitte des Weges das Land an in Wellen oder flachen Hügeln; ein schmaler Holzstreifen unterbricht die Prärie und verräth die Quelle eines Flusses, Rudel von 20 bis 50, selten von mehr als 100 Hirschen lassen sich sehen; der Weg ist nur eine halbverwischte Wagenspur mit dem Kompaß ausgelegt, stets in derselben Richtung. Endlich gelangt man auf zwei Drittel des Weges an den Fuß der „Big hills“, welches die bedeutendste Erhebung im mittleren Texas ist, kahle Höhen, von denen der Blick nach Westen und Süden ein niedriges Waldland überschaut, während nordwestwärts die ersten Berge mit schärfer geschnittenen Umrissen am Horizont erscheinen. Mehrere Meilen weit führt der Weg gerade auf dem Scheitel dieser Erhebung fort, dann senkt er sich in Eichwald und fällt bald in die stark befahrene Straße von La Grange, welches wenig nördlich von Columbus gelegen ist und bedeutend im Aufblühen begriffen ist. Hier erst trifft man wieder mensch-

liche Wohnungen, die bald hinter Columbus nicht mehr gesehen wurden. Der Peach Creek oder Pfirsichbach, der sonst wohl 20 bis 30 Fuß tief sein mag, hatte fast kein Wasser; Gonzales selbst, 30 bis 40 elende Häuser, liegt zwischen ihm und der Guadalupe, deren schmaler niedriger Waldsaum in einiger Entfernung sichtbar wurde. Der Pfirsichbaum und eine staudenartige Kastanie ward schon blühend gefunden; denn schon am 27. Januar hatte man ein Gewitter und Platzregen gehabt, und heut war der 3. Februar. — Der Weg führte nun am rechten Ufer der Guadalupe aufwärts theils durch die Thalsohle, theils durch niedrige Kies- und Sandhügel. Der St. Marks, hier träg und schlammig, kaum 20 Schritt breit, oberhalb schön und klar, wurde auf einer Fähre überschritten. Ein früherer Farmer beherbergte unsere Reisenden. Der Gebrauch des Flaschenkürbiß als Eimer, blecherne Waschbecken, unbequeme Stühle, ein angespanntes Kalbfell über Schemelbeinen, Betten für zwei oder drei und mehr der Gäste gleich eingerichtet, Thee, Kaffee, Mais, Speck zum Abend wie zum Frühstück — und dafür 1 bis 1¹/₄ Dollar Zahlung — so fand man's hier und so ist's ähnlich anderswo. Vor Seguin ist die Gegend noch waldig, dann aber sieht man in der offenen Prärie nur den schmalen Waldstreifen der Guadalupe und befindet sich an der Fähre von Neu-Braunfels!

Diese Stadt ist der Hauptsitz der deutschen Bevölkerung. Sie liegt auf einer baumlosen Ebene von anderthalb Meilen Länge und dreifach schmalerer Breite und hat ostwärts die Aussicht auf den schmalen Waldstreifen der Guadalupe, die auf felsigem Bette in einer Breite von dreißig Schritten ihr klares tiefes Wasser stürmisch dahintreibt. Im Süden steigen sanft die Hügel auf, und aus dem Westen führt der schöner bewaldete Comal-Creek, verstärkt durch die ganz nahen Quellen des Comal-Spring, welche am Fuß des in nordöstlicher Richtung hinziehenden steilen Bergabhanges mächtig hervorbrechen, der Guadalupe eine gleiche Wassermasse zu. Die Gegend ist wie verändert gegen früher; die Wasser sind klar wie Alpenbäche, man sieht den Alligator wie den Fisch auf tiefstem Grunde; die sanften flachen Hügel haben aufgehört, die schroffe Felswand

steigt zu 400 Fuß im Norden auf; die rothe Ceder der Amerikaner krönt oder bekleidet mit dunklem Grün der Olive die nördlichen Gebirge; Kalksteinfelsen entlassen Quellen aus lieblich eingefaßten Becken, wo Ceder und Fächerpalme mit der Lebenseiche sich malerisch zusammenfinden, stark genug, schon im Entstehen Mühlen zu treiben; denn 2 bis 3 Fuß tief und 40 Fuß breit ist eins derselben und fünf ähnliche sind in der Nähe. Hohe Cypressen bis zum Durchmesser von 10 Fuß bezeichnen den Lauf des Flusses unterhalb der Stadt und steigen oberhalb zu den Bergen unter die meist nur bis 25 Fuß hohen und 18 Zoll starken Cedern hinauf; die Geschlechter des Cactus deuten schon auf die Nähe Mexicos und daneben steht mit violetten Blüthentrauben und glänzenden Blättern bis 8 Fuß hoch als eine der größten Zierden von Texas Dermatophyllum speciosum (lignum vitae)! Inmitten dieser Umgebung hat der Deutsche sich angesiedelt; von hier aus wollen wir mit unserm Führer dieselbe näher betrachten. — Neu-Braunfels selbst ist eigentlich nur durch die Noth entstanden. Das eigentliche Besitzthum der Deutschen liegt weiter nördlich auf den Bergen am Colorado. Die Vorsteher des Mainzer Vereins für deutsche Auswanderer begriffen, daß dieses Land zu entlegen sei für die erste Beschaffung der Lebensmittel für viele Tausende; so erwarben sie dieses Plätzchen und theilten hier Jedem zunächst einige Morgen Landes zu, welche schnell eingefenzt und mit Mais bestellt wurden, während nach der Straße zu die Häuser oder Holzhütten je nach der Kraft des Besitzers errichtet wurden. Männer aus allen Gauen Deutschlands haben sich hier zusammengefunden und suchen einander das zu ersetzen, was sie im Vaterlande verlassen haben und jetzt erst entbehren. Männer aus Berlin, Breslau, Frankfurt, vom Rhein und von der Weser, von der Oder und Elbe, vom Neckar, von der Leine und weiter her vom Süden und vom Osten, Gelehrte und Handwerker, Bürger und Adel — kurz alle Elemente unseres Vaterlandes finden wir dort wieder. Schon zählt die Stadt über 2000 Einwohner, während andere 2000 nördlich in Friedrichsburg von hier aus angesiedelt sind. Das Jahr 1846 ist eins der verhängnißvollsten gewesen für deutsche Ansiedler. Nahe an 3000 derselben waren im Früh-

jahr angelangt; es fehlte dem Verein an Geld und somit an Beförderungsmitteln. Von Galveston aus hatte man sie eingeschifft bis zur Lavacca-Bai nach Karlshafen an der untern Guadalupe. Im Innern hätte man sie nicht verpflegen können; so mußten sie hier bleiben an der baum- und wasserlosen sandigen Küste. Dann kam die tropische Hitze, mit ihr die Krankheit. Krieg mit Mejico nahm die Transportmittel in Anspruch; man mußte zu den schwerfälligen Ochsenwagen seine Zuflucht nehmen, und so geschah es, daß auf der mehrwöchentlichen Reise überall Gräber den Weg längs der Guadalupe bezeichneten. Tausend starben, andere kehrten um, viele zerstreuten sich oder nahmen Kriegsdienste; von 4000 wurden in diesem Jahre nur 1200 wirklich angesiedelt. Von diesen gingen Viele nach Friedrichsburg, welches in waldreicher Gegend am Piedernales (Feuersteinfluß) 90 Meilen nordwärts gelegen ist, und erst von hier aus wird die Ansiedelung am San Sabaflusse später gedeihen können, wenn nicht die engen Thäler, Nähe der Indianer, die leicht den geschlossenen Frieden wieder brechen können, und endlich Entfernung von der Meeresküste und mühsame Wege dahin, dieselbe unmöglich machen. Unser Führer machte dorthin die Expedition im Frühjähr 1847, wohnte dem Friedensvertrage mit dem Comanches bei, sah das alte spanische Fort, welches in seiner Umgebung keine Spur des Anbaus verrieth und längst verlassen ist, und wenn auch hie und da ein fruchtbares Gelände gefunden ward, das Ganze ist mehr eine Hochprärie für Büffel und Indianer, in welcher der Mezquite nur oasenartig gefunden wird, während die Pfosteneiche meist den kiesigen Boden verräth. Hie und da erschien die Weide an kleinen Bächen, die in Tejas selten vorkommt, seltener auch die Pecannuß in den Thälern. Sandstein, rother Granit, Kalk und Feuersteingerölle wechselten; Bären, Büffel, Wölfe, Marder, Stunkthier, Eichkätzchen oder auch der Präriehund waren die Bewohner dieser Bergwüsten; seltener fand sich das Opossum und die Zibethkatze. Bergzüge fehlten, nur Hügel waren hie und da, doch selten; dagegen mußte man bis 150 Fuß hoch aus den Thälern aufsteigen zu den Rändern derselben. Nachdem, was man von den Surveyors, den Feldmessern,

welche wohl bewaffnet weit ins Gebiet der Indianer ziehen, um anbaufähiges Land zu suchen, erfahren hatte, ist überall bis westwärts zum Rio Grande oder Norte der Kalkstein herrschend und entspringen die Flüsse meist alle im Niveau dieser großen weiten Mezquite-Prärien. — Uebrigens sah man wenig Büffel, erfuhr oft die Unannehmlichkeit des eisigen Nordwindes im Februar und lernte hier eine Art Sumach kennen, dessen lederartige, gefiederte, immergrüne Blätter von den Indianern als Tabak benutzt werden. Für Friedrichsburg im weiten Thale des Piedernales, wo viele Eichenwaldung ist, hegt man bessere Hoffnungen, obschon die erste Maisernte nur schlecht gerathen war.

Eine zweite Ausflucht machte unser Führer über Gonzales nach La Grange und weiter östlich zu den benachbarten Orten zwischen Colorado und Brazos. La Grange beschreibt er als einen lieblichen Ort mit weiß angestrichenen Häusern anmuthig gelegen mit 500 Einwohnern. Auf dem Wege dahin, zunächst durch sandige Hügel und große Pfosteneichenwaldung, die erst 12 Meilen von La Grange in offene Prärie übergeht mit zerstreuten Gruppen von Lebenseichen und andern Bäumen, trifft man die Bucknersheights, Höhen von 3 bis 400 Fuß hoch, welche nördlich und östlich steil abfallen; Ansiedlungen sind sehr vereinzelt. Jenseits La Grange bildet die Gegend bis Felipe ein charakterloses Hügelland, in welchem wieder Eichwald und Prärie unregelmäßig wechselt. Hier fehlen Cactus und Mezquite; auch die Yucca mit seidenartigen Fäden zwischen den Blättern und einem hohen Büschel weißer Lilien, eine Zier des Westens, ist nicht mehr hier. Nichts erinnert an ein Tropenland, man glaubt, im Bergischen am Rhein zu sein. Trotzdem haben gerade hier viel Deutsche um Industry herum sich angesiedelt, weil die Seeküste näher und Bauholz reichlicher ist als im Westen. — Die am Jacinto in den herrlichen Blumenprärien von Astern, Georginen, Tuberosen und dergleichen vorkommende Erscheinung, daß zahllose Leuchtkäfer, welche die Luft durchschwirren, einen wahrhaft sinnverwirrenden Feuerregen hervorbringen, fand unser Führer zu Anfang Juni hier bestätigt. Gewitter, welche lange am Himmel standen, dann oft mit Hagel untermischt in furchtbaren Strömen Nachmittags sich entluden,

nie aber die Temperatur unter 18° herabdrückten, wurden immer häufiger, nachdem sie schon im Mai gewöhnlich zur Nachtzeit dagewesen waren. Die Northerns hatten im April nur seltener noch geweht; Gewitter aber traten mit der zweiten Hälfte des Juni nun fast täglich ein. Ueberhaupt steigerte sich die Temperatur um Mittag oft von 24 bis 30° und waren Abends und Morgens etwa 19 bis 22° Wärme, doch war die Hitze der Art, daß sie in den Nächten nie schlafstörend wirkte. Wer aber um Mittag ohne Kopfbedeckung sein würde oder gar in der Hitze arbeiten wollte, der würde sicherlich bald vom Sonnenstich getroffen oder sonst erkranken. Denn nur der Wilde allein vermag die Sonnengluth zu ertragen; er ist stets ohne Kopfbedeckung und daran schon von weitem zu erkennen.

Der Weg von Industry über Bastrop nach Austin in nordwestlicher Richtung zeigt uns wieder einen auffallend sterilen Kiesboden, doch findet sich hier statt der Pfosteneiche oft die gelbe Kiefer, welche abwechselnd mit ihr im mittleren Texas größere Strecken bewaldet; auch findet sich auffallenderweise an mehreren kleinen zum Colorado hin abfließenden Bächen hier die hohe Pappel mit Schlingreben umgeben. Bei Bastrop baut man Hafer für Rennpferde; denn Wettrennen haben auch hier in Texas schon manchen Mann zu Grunde gerichtet. Sonst findet man nur Maisfelder überall, zuweilen 100 Acres oder 170 Magdeburger Morgen groß; denn Bastrop liegt auf einer mit Mezquite-Gebüsch bewachsenen Ebene und wo Mezquite oder Muskeet wächst, gedeihet auch der Mais. — Austin ward 1839 gegründet, um die Indianer zu bändigen und liegt so lieblich zwischen Fluß und Hügeln, welche Lebenseichen krönen, daß es nächst Bejar und Neu-Braunfels, die schönste Stadt im mittlern Texas ist. Sitz des Congresses, gleicht es nach dessen Auflösung einem verlassenen Badeorte; doch gewähren die zwei Meilen nordwärts bis 800 Fuß ansteigenden Bergkuppen mit scharf geschnittenen Formen und dichter Cederwaldung an den Abhängen stets einen herrlichen Anblick. — Südlich von hier zum St. Marcks begegnet man der eigenthümlichen Erscheinung, daß die Prärie mehrere Meilen weit viele kleine Einsenkungen von je 5 bis 6 Fuß Durchmesser zeigt. Unerklärt wiederholt sich

dieselbe auch sonst noch, man nennt sie hog wallow oder Schweinewälzungs-Prärien. Musquitos und eine Schaar heulender Präriewölfe, die aber ganz ungefährlich sind, störten hier einmal die Nachtruhe; eine Heerde Mustangs, von einem weißen Hengste geführt, ward von der Tränke verscheucht. Der Fluß selbst gleicht in seinen Quellbecken und Wassern ganz dem Comalspring.

Wendet man sich auf der sogenannten old Presidio road, der alten spanischen Militärstraße, einer Straße, welche vom Rio Grande in nordöstlicher Richtung bis Nacogdoches jenseits des Trinity mit dem Kompaß ausgelegt ist und meist nur die besten Flußübergänge als bloße Wegerichtung mit einander verbindet, von Bastrop aus weiter nördlich, so trifft man hinter Sandhügeln von 100 bis 150 Fuß Höhe zunächst breite Kiefernwaldung, dann Eichenwald auf besserm Boden und endlich kleine Prärien in der Nähe des Yegua-Flusses, an dessen Bottom die nächtlichen Plagegeister der Musquitos wieder erscheinen. Funfzehn Meilen diesseits Caldwell tritt man in die weite Antonio-Prärie, an deren Rändern einzelne Farmen, die ersten von Bastrop her, sichtbar werden. In Caldwell selbst, welches etwa 40 Häuser zählt, war ein Baptistenmeeting, wozu die Theilnehmer in allen Trachten von weit und breit mit Weib und Kind sich zusammengefunden hatten; denn diese dreitägigen Meetings sind eigentlich nur Volksfeste, welche einigermaßen den Mangel geselligen Umganges ersetzen müssen. Bis zum Brazos findet sich wieder offene Prärie mit einzelnen Eichengruppen; der Fluß selbst aber hat hier ein enges abschüssiges Uferbette, an welchem bläulicher Thon und Brauneisenstein zu Tage tritt. Verläßt man nun die Presidio-Straße jenseits des Brazos, wo ebenfalls meist offene Prärie mit Eichengruppen den Charakter der Gegend bezeichnet, so trifft man zwei Meilen nördlich der Straße Wheelocks Settlement (Niederlassung) auf einem Hügel, der weit und breit die Aussicht beherrscht. Südwärts findet sich hier noch eine Niederlassung von etwa zwölf Häusern auf 20 Meilen entfernt, nordwärts aber nähert man sich mehr und mehr dem Gebiete der Indianer. Die Gegend wird einförmiger durch die ermüdende Eichenwaldung; träge schlam-

mige Bäche, welche fast versiegen, lassen auf dem schwarzen Uferboden die letzten Ansiedelungen am obern Brazos sehen, wo man den Musquitos nur entgeht durch nächtliches Verweilen auf dem Dache, da diese Thiere nur meist niedriger sich halten. Geht man von hier, von Bucksnort, über höhere Hügel weiter nördlich stromaufwärts, so öffnet sich die weite Prärie mit zerstreuten Muskeetbäumen, mit denen nur zuweilen lichte Eichenwaldung wechselt, während die Uferwaldung des Brazos meilenweit im Westen sichtbar ist, und man erreicht die sechs bis sieben Blockhäuser, welche unter dem Namen Torreys Tradinghouse (Handelshaus) von der Regierung bevorrechtet sind, einen Waarenverkehr mit den Indianern zu treiben. Dieser Handelsposten liegt gewissermaaßen an der Grenze der weiten Büffelprärien, welche durch die Croß Timbers und jene bis zum Rio Grande ziehende sogenannte Sierra de Tejas vom angebauten Lande abgeschnitten werden. Hierher bringen nun jene halbwilden Indianerstämme, welche mit den Vereinigten Staaten in Frieden leben und als solche auch in Neu-Braunfels oder Antonio de Bejar ihre Besuche abstatten, wenn sie einmal dorthin zur Hirschjagd in die nahen Thäler wandern, Hirschhäute und Büffelfelle, die man zu Wagendecken braucht, und empfangen dagegen wollene Decken, gedruckte Kattune zu Hemden, dicken Messingdrath zu Arm- und Beinringen, Messer, Glas, Perlen, Pulver, Blei, Tabak und dergleichen. Mehr aber bedeutet oft der Eintausch von Maulthieren, und unser Führer, der diesen Ort und weiter nördlich noch ein Indianerdorf besuchte am Fuße der Croß Timbers, bezeugt, daß 50 Maulthiere in seiner Gegenwart hier eingehandelt wurden, wobei zugleich ein mexicanischer Knabe für 120 Dollars losgekauft ward, während ein anderer lieber bei den Wilden bleiben wollte. Es berührt sich hier Civilisation und Barbarei in gleicher Weise wie am untern Canadian. Allmählig wird der Indianer in der Nähe solcher Handelsposten civilisirter, wie schon die Caddoes, Pawnees(is), Chippeways und Lipans nur halbwild noch sind; er baut das Feld, gerbt und bemalt seine Häute, er freuet sich der Kleidung, die modisch seine Blöße deckt, und trägt schon jetzt des Präsidenten Brustbild in kupferner Medaille fußgroßen Umfanges

stolz auf seiner Brust, weil die zwei fest verschlungenen Friedenshände auf der andern Seite ihm bezeugen, daß er nicht mehr wie andere seiner Brüder am bloßen Mord Gefallen hat. Immer seltener werden daher auch in Texas Räubereien Seitens der Indianer, und seitdem vollends zu Antonio und bei Austin Compagnien sogenannter Rangers, d. h. herumstreifender Soldaten, aufgestellt sind, welche die wilderen Stämme der Comanchen, Kiawas und andere weit hinein in die Prärie verfolgen, ist eine Ermordung durch Indianer in der Nähe der Presidiostraße, wie sie noch im October 1845 auf dem Wege von Austin nach Neu-Braunfels am Hauptmann Wrede und Lieutenant Claren aus Braunschweig geschah, fortan fast zur Unmöglichkeit geworden.

Unsern edlen Führer zwang von hier ein anderer Feind zurück. Als er eben die schärfer geschnittenen Bergformen und das enge Thal des Brazos mit seinen weißen Kreideufern da geschauet hatte, wo er die Grenzmauer der Prärien durchbricht, wurde auch er von der Krankheit ergriffen, die hier fast Niemand ganz verschont. Jenes Anschwellen und Schwären der Füße, was jeder Fremdling hier erfahren muß, hatte ihn verschont, obgleich er nun schon fast acht Monate im Lande war. Allein die Augen wurden gelb, Fieberhitze ergriff ihn, Kopfschmerz und Uebelkeit stellte sich ein; zehn Tage lang glaubte er den nächsten Tag nicht mehr zu sehen. Jedoch die Nothwendigkeit zwang zur Abreise und die Reise stärkte ihn zusehends. Er sah die Stromschnellen des Brazos, die sogenannten Fälle, wo der Fluß ohne Gefahr zu durchreiten ist; kam auf dem directen Wege nach Austin über ein fast baumloses, hochliegendes, sanftwelliges Land mit krystallhellen Bächen in Kreidemergelbetten und traf hier auf drei Tagereisen weit nur ebenso viel menschliche Wohnungen, sah aber mehrere Gruppen Büffel an dem Wege und hatte endlich auf der letzten Wegstrecke vor Austin die Ansicht der hohen schönbewaldeten Bergkuppen, zwischen denen der Colorado hervorbricht, den hier Mormonen vier Meilen oberhalb der Stadt zur Anlage einer Mühle benutzt hatten. Mit dem Geständniß, daß der ganze Osten keinen Punkt aufzuweisen habe, der mit der Umgebung von Neu-Braunfels irgend einen Ver-

gleich aushalte, kehrte er hierher am 28. August zurück. — Aber nur allmählig konnte er von dem Wechselfieber wieder hergestellt werden, und erkrankte dann am 3. October so heftig an der Ruhr, daß man sein Leben wie das so Vieler schon verloren gab. Dennoch genas er und konnte am 3. November den ersten Spazierritt wieder machen. Am 11. November wohnte er darnach dem Begräbniß der Tochter eines Mannes bei, dessen Namen ich hier nennen will, weil mancher unserer Leser dem Schicksal dieses edlen deutschen Mannes wohl auch eine Thräne weiht — es ist der Klappenbach, den Lenzen kennt hier an der untern Elbe und Anclam kennt als seinen alten Bürgermeister! In 48 Stunden starb die eilfjährige Tochter. Alle beritten, geleiteten Deutsche sie zur Ruhestätte auf des Vaters eigener Besitzung am schönen Comalbach.

Wir aber wenden uns nun zum Westen hin. Zuvor jedoch bemerken wir über die Witterungsverhältnisse für Neu-Braunfels noch Folgendes: Vor Mitte September war die Temperatur wie im August täglich von zehn bis drei Uhr zwischen 26 bis 28° gewesen; in mehreren Wochen hatte es nie geregnet. Die Nächte waren im September kühler geworden, früh hatte man häufig Nebel; das Gras war dürr und gelb, die Bäume nur noch schön grün. Unerwartet früh erschien dann am 25. September der erste Nordsturm mit heftigem Platzregen, ein zweiter folgte am 3. October. Zu Anfang November waren die meisten Bäume entlaubt; die Tage waren schön und warm wie bei uns etwa Anfangs September; doch trafen Nachrichten ein, daß in Friedrichsburg von 500 Erkrankten 94 gestorben seien. Seit Mitte November waren Nordstürme während der Hälfte der Tage am Muskeetfeuer abzuwarten, dann trat am 25. der erste Frost ein, fingerdickes Eis auf den Pfützen bis 9 Uhr früh, darnach wieder 19 bis 20° Wärme und so ein fortwährendes Schwanken bis 9° Wärme herab durch die Nordstürme des Decembers. Endlich am 8. Januar Nachts wieder fingerdickes Eis und am folgenden Tage wieder 22° Wärme selbst im Schatten. — Die sechs Wochen vor dem 7. März brachte unser Führer auf der nördlichen Hochebene und den März selbst in Friedrichsburg zu. Erst am 25. März sah er die Anzeichen

des Frühlings, indem das Grün an den Abhängen hervorbrach. Vorher war kaltes regnerisches Wetter, er glaubte selbst, Schneeflocken wahrzunehmen. Auf der Hochebene hatte man in der Hälfte der Tage Nordstürme, zuweilen Nachtfrost, am Tage meist warmes heiteres Wetter gehabt. — Am 3. April reiste er nach Braunfels und von dort am 23. mit der Post über Seguin, Gonzales, La Grange und Washington (nördlich von Felipe und ebenso öde und fiebertodt wie dieses) nach Houston und weiter nach Galveston, um von dort aus am 7. Mai nach Europa zurückzukehren. Natürlich war der Frühling ihm schon überall vorangeeilt, dem gelben Fieber aber, was im Mai erst folgt, entrann er glücklich noch zur rechten Zeit. — Wir aber wenden uns nun erst von Neu-Braunfels gen Antonio de Bexar, was unser Führer früher sah als wir. Der Weg dahin führt über offene wellenförmige Prärie und läßt zur Rechten auf 10 Meilen noch den mit Cedern bewachsenen Bergabhang sehen, der auf die übrigen 20 Meilen hin sich verflacht und endlich zur niedrigen Hügelgrenze wird. Der Cibolo auf der Mitte des Weges zeigt uns die Unterlage des Landes; sein weißes Kalksteinbette hat oft kein Wasser, statt der Bottomwaldung steht der Muskeet ihm zur Seite; grüne Cedergebüsche, weiße Blüthenbündel der Yucca, rosenrothe oder schwefelgelbe Cactusblüthen verrathen, daß wir uns Mexico wieder nähern. Die einzige weiße Weintraube des Landes findet sich hier und möchte vielleicht zur Veredelung geeignet sein. Zur Ansiedelung aber fehlt das Bauholz in dem fruchtbaren Thale, obwohl sie mehr unterhalb, wo der Fluß beständiges Wasser hat, jetzt schon versucht ist. Reiher und Anhinga mit dem Schlangenhals begegnen uns; Haufen von Hirschhaaren verrathen, daß der Lipan kürzlich hier zur Jagd war; die Klapperschlange erschreckt uns nicht mehr, da solche schon zu Neu-Braunfels täglich bei der Feldarbeit getödtet ward. Wir vermissen den Puter der dichten Bottomwaldung; dagegen ist auch hier der überall gleich dem Storche bei uns geduldete Aasgeier, der turkey buzzard, die Spottdrossel, der scharlachrothe Cardinal, die lebhaft himmelblau gefärbte Grasmücke und der Colibri, der Texas sich zum Sommeraufenthalt erkor. Der Büffel ist von hier zur Hochebene

ausgewandert; dagegen begegnet uns ein plumper mejicanischer Ochsenkarren, wir glauben vor Santa Fé zu sein! — Vom Cibolo ziehen wir noch ein 10 Meilen weiter über offene sanftwellige Hügel und finden dann wieder 6 Meilen vor Antonio den ersten Baumwuchs am Salado, wo 80 berittene Grenzjäger sich gelagert haben zum Schutz gegen die nördlichen Indianer, die erst kürzlich noch 40 Pferde ihnen zu entwenden wußten. Deutsche und Irländer finden wir darunter, junge Leute, die für 6 bis 8 Dollar monatlich in ziemlicher Ungebundenheit unter einem amerikanischen Officier den Dienst verrichten. Nachrichten aus diesen Tagen (August 1850) melden, daß die Indianer wieder bedeutende Verwüstungen in Tejas angerichtet haben, wie sie denn auch das Land der Deutschen am Colorado sich schwerlich werden je entreißen lassen, weil eben hier ihr schützender Winteraufenthalt ist. Hier am Salado ward der erste Sieg gegen Mejico erfochten und hier beginnt zugleich jenes freundliche Mezquitegebüsch von 10 bis 12 Fuß Höhe, welches Antonio mehrere Meilen im Umkreise umgiebt. Hier begegnet auch zuerst jener mejicanische Wegelagerer, der die sogenannten Chapperals oder dornige Dickichte liebt, in denen Cactus und Opuntie blüht, der paisano (Landsmann) oder corre camino (Wegeläufer), ein elsterartiger, schön metallisch grüner Vogel, die Federn je mit weißem Saum umgeben, der meist nur auf den Wegen läuft, hier, am Canadian, bei Santa Fé und sonst in Mejico. Wir sehen endlich dann Antonio de Bejar selber in einem breiten fast ebenen Thale, und ob auch elende Hütten und Pfähle, welche durch Ochsenrieme zusammengebunden sind, das elende Leben der Gegenwart verrathen, wir haben doch in ganz Tejas solche Stadt nicht gesehen. Spanier haben im Jahre 1692 diese Kolonie gegründet, welche vor allen am weitesten nach Osten vorgeschoben ist. Daher stehen hier noch jene Steinhäuser am Marktplatz, dessen vierte Seite eine Kirche mit niedrigem Thurm und flach gewölbter Kuppel bildet. Bis zu 12,000 Einw. soll die Stadt gehabt haben. Jetzt aber, wo das Fort Alamo nördlich der Stadt in Trümmern liegt, hat der stolze Spanier diesen Boden verlassen und nur ein Geschlecht von Lazzaronis, eine träge, sorglose Race, man weiß kaum, wovon sie lebt, ist hier zurück ge-

blieben, um dem amerikanischen Frack das Vorrecht zu lassen. Sitten und Kleidung sind hier wie nur zu Santa Fé; Ave Maria, Fandango, Montespiel und Fleisches-Dienst wechseln nur, um sich zu wiederholen. Auch die Missionen, welche einige Meilen südwärts längs des Flusses bis Goliad herunter sich finden sind ihrem ursprünglichen Zwecke entfremdet und zu bloßen Meiereien herabgesunken, indem die weiten Steinmauern, welche die Gebäude der Priester umgaben, jetzt nur zu Hürden dienen für das Vieh! Kaum ein Jahrhundert liegt hier zwischen Vergehen und Gewordensein; man liest noch neben dem spanischen Wappen das Jahr 1757 an den Ruinen. Nur 7 bis 800 Einw., halb Amerikaner, halb Mexicaner, bewohnen jetzt Bejar, das auch in seinen Bauten durch die flachen Dächer mit Kalkmörtel und Erde über kleinen Cederbrettchen an Santa Fé erinnert. Halb verwilderte Viehheerden werden auf dem Wege zu den Missionen sichtbar; bedeutende Mais- oder Getreidefelder fehlen ganz, obschon das Thal den schönsten Boden hat, und kleine Gärten nur umgeben die Stadt. Dagegen sehen wir den langen Zug von mehr als hundert Packmaulthieren, an dessen Spitze ein paar fast ganz in Leder gekleidete wild aussehende Männer reiten, ungeheure Sporen an den Füßen, breitkrämpige schwarze Hüte auf dem Haupte und wohl bewaffnet; es sind mexicanische Kaufleute, welche von hier aus Waaren, namentlich baumwollene Stoffe und Tabak holen wollen. Sie haben den Weg durch die wüsten Umgebungen des Rio Grande unter mancherlei Gefahren bestanden; manches Maulthier ward vielleicht schon geraubt, und die Waaren, die sie einkaufen, sind noch nicht sicher bis Chiuahua geführt! Trotzdem hoffen sie bei der hohen Besteuerung dieser Waaren in den Häfen durch diesen Schmuggelhandel noch zu profitiren.

So ist Antonio der letzte Marktort gegen die Wüste, die jenseits des St. Miguelflusses beginnt. Nur in seiner Nähe sind noch Ansiedelungen möglich. „Wer zu sterben wünscht, darf in Antonio nicht bleiben", so zeugt das Sprüchwort für die Gesundheit dieser Gegend. Allein wenn auch der Antoniofluß in seinen Quellen und Wassern ganz der Guadalupe ähnlich ist, es fehlt das Bauholz. Weil aber dieses weiter nördlich zu finden

ist, so hat man dort die Stadt Castroville beabsichtigt. Der Plan ist längst entworfen; allein ob sie gedeihen wird, da hier der Regen mangelt, kann erst die Zukunft lehren.

Wir haben hiermit unsere Reise beendet und fügen für Auswanderungslustige nur Weniges noch hinzu. — Victor Bracht, der sonst das Motto hat: „Alles für Texas und Texas über Alles!“ bekennet offen und ehrlich, daß deutsche Konstitution dem Klima nicht ganz widerstehen könne. Fieber bleibt höchstens fern von Antonio, sonst reicht es überall hin. Eine gewisse Abmagerung und geistige Erschlaffung ist Jedem anzusehen, der länger hier gelebt hat; ein fetter Mann ist eine Rarität im Lande. Wer nicht mindestens ein Jahr aus der Tasche leben kann, der soll nicht einwandern; denn das Umbrechen des Bodens mit je zwei bis drei Joch Ochsen vor dem Pfluge und die Herstellung der Umzäunungen oder Fenze erfordert Zeit und große Mühe. Der Ruhr mag man entgehen, den Nordstürmen und jenem empfindlichen Wechsel der Witterung entgeht man nur durch eine tüchtige Wohnung. Ist der Kamin nicht fertig, so hat man Noth, sich in der wollenen Decke zu erwärmen. Jeder Handarbeiter wird in Texas gering geachtet, da hier ein Sklavenstaat ist. Daher giebt sich Niemand zum Arbeiter her, oder thut er's, so geht er bald wieder, um lieber auf eigene Hand sein Land zu bauen. So muß Jeder hier selbst arbeiten, wenn er nicht spekulativ als Kaufmann oder sonst zu leben denkt. Das Land wird natürlich je nach der mehr oder minder gesünderen Lage und nach der Nähe bewohnter Orte höher oder geringer zu stehen kommen; hier wird es verschenkt in der Nähe der Indianer inmitten steiniger Wüsten oder bei Castroville, wohin man Ansiedler zu ziehen sucht, dort gilt eine Besitzung von wenigen Morgen wieder mehrere 1000 Dollars. Kurz man versteht hier seinen Vortheil wie überall. Dazu kommt dann die Unbekanntschaft des Deutschen mit der Führung der störrischen Ochsen, die jeder mexicanische Bube wie der Amerikaner oder Neger mit Leichtigkeit bändigt und lenkt, während der Deutsche, an dessen Commando sie nicht gewöhnt sind, fast daran verzweifeln muß, und ohne Ochsen geht es nicht, denn Pferde kosten das Fünffache. Düngung und Stallfütterung sind freilich

nicht nöthig; allein man bedenke auch, daß der Mais keinen Werth hat, wenn er nicht kann zu Gelde gemacht werden, und da nun Tejas keine schiffbaren Flüsse und nahe gelegene Marktorte hat, so fehlt es stets an Geld, wenn man nicht die ganze Ernte durch eine Ochsenkaravane zum Meere hinabbringen kann. Sonstige Schlüsse mag man aus der Reise selber ziehen! — Im Augenblick handelt es sich in Tejas darum, die Ansprüche auf Neu-Mejico zur Geltung zu bringen. Gelingt dies, so werden aus beiden Ländern zwei Staaten gebildet, gelingt es nicht, so wird dort eine Territorialregierung eingesetzt und Tejas bleibt ein Staat, worin sich stets der Wahlkampf um die Frage drehen wird, ob die freien Männer oder die Sklavenbesitzer das Uebergewicht haben sollen. Die deutschen Männer muß diese Frage lebhaft interessiren; denn es handelt sich darum, ob sie einst sollen regiert werden, oder selbst regieren.

C. Mejico.

Wir begeben uns nun auf den Weg nach Californien. Die fünfmonatliche Reise um das Cap Horn wählen wir nicht, weil sie zu langweilig und beschwerlich ist. Auch den Auswanderungszügen vom Missouri schließen wir uns nicht an. Denn wir erfahren aus dem „Magazin für Literatur des Auslandes“, daß im Frühlinge 1849 40,000 Menschen mit acht tausend Gespannen zwar auf den ersten 700 Meilen Graswuchs genug für ihre Thiere gefunden haben, doch aber sei derselbe auf den nächsten 950 Meilen ihres Zuges immer spärlicher geworden und wer selbst die dort am Youta oder großen Salzsee erbaute Mormonenstadt in grasreicher Umgebung erreicht habe, der dürfe dennoch kaum hoffen, die Sumpfgegenden des Jesus-Mariaflusses und eine 60 Meilen lange Wüste, in der Gras und Wasser ganz fehlt, glücklich zu überwinden. Tausend Wagen wandten sich daher zur Oregonstraße, 500 überwinterten bei den Mormonen; die Uebrigen, welche weiter zogen, hatten laut Nachrichten aus San Franzisco vom September mit ungewöhnlich früh gefallenem Schnee zu kämpfen, und sandte man

ein Dragonerregiment und Fourage eben entgegen, um sie dem Hungertode zu entreißen. Denn Mehl und Pökelfleisch selbst hatten sie zurücklassen müssen, da die Thiere, je zehn Ochsen, Pferde oder Maulthiere, auf den beschwerlichen Wegen der Last zu erliegen droheten. Wir erfahren nun freilich weiter, daß in neuester Zeit zwischen Neu-York und Chagres auf der Landenge von Panama eine regelmäßige Dampfschifffahrt zur Beförderung der Auswanderer eingerichtet ist; allein die Kosten sind bedeutend, und der Landweg bis Panama wird schon jetzt von räuberischen Wegelagerern, die ohne Goldgewinn hierher zurückgekehrt sind, dergestalt heimgesucht, daß kaum den Maulthiertreibern noch zu trauen ist. Zudem läßt das Dampfschiff zu Panama oft lange warten, ehe es uns weiter fördert.*) So

*) Andere Wege durch Mittelamerika werden erst noch gesucht, indem die Aufmerksamkeit sich wieder hinlenkt auf die Muskitoküste, wohin seit 1843 unter dem Schutze des Prinzen Karl von Preußen die Colonisation geführt werden sollte, was aber deshalb nicht geschah, weil sich's erwies, daß Speculanten Land verkauften, welches in der Trunkenheit von dem dortigen Indianer-Könige gegen Rum und Branntwein verschenkt war, wogegen spätere Erben unter dem Schutze des englischen Gouverneurs von Balize in Britisch Honduras mit vollstem Rechte protestiren durften. Ein hundert und einundzwanzig Auswanderer von Königsberg waren auf das Geschrei von diesem Lande im Jahre 1846 hierher gegangen, nachdem schon andere sechzig von Berlin auf der Insel St. Thomas zurückgeblieben waren. Da diese Küste aber nie den Spaniern unterworfen war, so fehlen alle Elemente der Civilisation, wenn man einige zerstreut wohnende englische Colonisten abrechnet, und nur durch den edlen englischen Consul, Herrn Walcker, konnte es gelingen, daß ein Theil der Colonisten zu Bluefield die Vorstadt Karlsstadt gründete, inmitten einer Bevölkerung von arbeitsscheuen und dem Trunke ergebenen Negern, Mulatten und Moskitiern, während Andere gleich nach der Landung am San Juan, den man nach langem Ringen mit der Gewalt des Golfstroms mehr zufällig erreicht hatte, von der unwirthbaren Küste daselbst sogleich ins Innere nach Costa Rica und Nicaragua sich begaben. Vielleicht daß diese Länder in nächster Zukunft durch Californien an's Licht gezogen werden, da sie bisher noch eigentlich keine Geschichte haben. Wie der San Juanfluß und Nicaragua-See, so dürfte auch der Guazacoalco und die Bai von Tehuantepec jetzt wieder mehr Bedeutung gewinnen. Denn schon im Jahre 1771 sah man zu Vera-Cruz Kanonen, welche vom stillen Ocean her auf dem Chimalapa zum Guazacoalco nur 6 Leguas (18 engl. M.) zu Lande transportirt waren. Die Untersuchungen des Cortez im Jahre 1521 waren in Vergessenheit gekommen, bis sie im Jahre 1825 wieder aufgenommen wurden. Mehrere Indianerdörfer entstanden in Folge der Speculation eines englischen Handelshauses, welches jedoch schon 1827 fallirte. Da schloß Santa Anna als Gouverneur von Vera-Cruz im Juli 1828 einen Vertrag mit einem Franzosen, wornach er in drei Jahren 500 Familien aus wenigstens zwei verschiedenen

bleiben uns denn nur übrig die Wege durch die mexicanischen Häfen Vera-Cruz und Tampico, nördlich von letzterem gelegen. Wir kennen jedoch die furchtbaren Stürme, welche zur Winterzeit hier mit dem Golfstrom kämpfen, wir kennen den glühenden Pesthauch, der an diesen sumpfigen Küsten den Reisenden kaum einige Stunden weilen läßt; denn wie in Texas und mehr noch ist die von der Halbinsel Yucatan bis zum Rio Grande in schmaler Halbkreiszone vorgelagerte Sand- und Sumpfwüste, mag sie auch hie und da dem schönsten Palmenhause gleichen, doch meist dem Neger und der Thierwelt nur bewohnbar und bringt dem Europäer schnell den Tod.

Die neuerdings auf dem Rio Grande eingerichtete Dampfschifffahrt ist uns noch nicht bekannt genug; nach Cohahuila aber auf der Presidiostraße fehlt uns der Führer wie zu den westlichen Häfen. Daher versetzen wir uns von Antonio de Bexar zurück nach Chiuahua und folgen wieder unserm Gregg, der im Jahre 1835 die folgende Reise machte. Die Republik Mexico ist aber seitdem so wenig fortgeschritten, daß daraus zugleich auf ihre Gegewart geschlossen werden kann.

Zunächst besuchen wir mitten in der Cordillere unter 107° Länge, 150 Meilen westlich von Chiuahua die Bergwerkstadt Jesus Maria. Drei Maulthiere, je mit zwei Pack gemünzten Goldes beladen, welches in frische Rindshäute gethan ist, die

---

Nationen hierher übersiedeln sollte. Allein das erste Schiff von Havre her scheiterte an der Barre des Guazacoalco im März 1829, ein zweites mit 180 Köpfen durch die Bosheit des Capitains; Fieber traten hinzu und der Unternehmer mußte flüchten. Von später angekommenen 450 Personen wurden nur 160 wirklich angesiedelt und auch von diesen blieben nur etwa 40 bis 50 wirklich im Lande zurück. Könnte es gelingen, die Ansiedler gleich von der ungesunden flachen Küste tiefer ins Innere zu bringen, wo bei 900 bis 1000 Fuß Höhe die Plage der Insecten, der Ueberschwemmungen und der Hitze ganz aufhören, so wäre hier am nächsten ein Weg nach Californien herzustellen, da die Breite des Landes nur 52 Leguas in gerader Linie beträgt und alle Höhen bedeutend unter 2000 Fuß als dem höchsten Punkt der hiesigen Cordillerenkette herabsinken. Dazu kommt, daß das Klima in der sechs Leguas ins Land hineintretenden Bai von Tehuantepec nicht so ungesund ist, wie es nach der Umgebung der Moore und Haffe zu urtheilen, scheinen möchte, daß zu Tehuantepec schon 14,000 Menschen wohnhaft sind und daß der Hafen im Flusse Guazacoalco selbst hinter der Barre allen Stürmen Troz bieten kann. — Hierher dürfte sich um so mehr der Völkerstrom lenken als auch Tabasco und Campeche seit langem vielbesuchte Häfen in der Nähe sind. —

beim Trocknen den Inhalt fest zusammenpressen, begleiten uns auf dem durch Räuber und Indianer unsicheren Wege. Die rauhesten Gebirgspässe sind zu überwinden; das Maulthier geht an Abgründen, wo auf 30 Fuß Länge der Weg zu 2 bis 3 Fuß Breite nur sich hinwindet, fast so sicher wie die Ziegen und steigt den steilen Pfad zur Stadt mit schwerer Ladung auf- und abwärts; doch stürzte auch schon manches, wenn es ausglitt. In dem engen Thale zwischen hohen Bergen laufen die Häuser der Stadt zuweilen in zwei Reihen, so daß die flachen Dächer der unteren den Hof der oberen bilden. Ein wenig unterhalb der Stadt war mit dem Kostenaufwande von 120,000 Dollars seit einem Jahre ein ungeheurer horizontaler Schacht in die Bergwand getrieben; eine andere schon ergiebige Grube schaffte durch Winden und Maulthierkraft das Erz von 900 Fuß Tiefe herauf, welches in einer Art gepflasterter Cisternen zu Schlich gemahlen und, nachdem es mit Quecksilber und andern Stoffen versetzt ist, in steinernen Behältnissen einem beständigen Wasserstrome ausgesetzt wird, der die leichteren Stoffe fortführt, während das Silber zu Boden sinkt. Dies wird im Ofen gebrannt, damit das Quecksilber verdampfe, enthält dann aber gewöhnlich noch 10 bis 20 Procent Gold, während ein silberhaltiges Gold unter dem Namen „Oroche“ sich schon beim Waschen abgesondert hat. Die von einem Regierungsbeamten gestempelten Barren von je 50 bis 80 Pfd. haben einen Werth von 1000 bis 2000 Pesos oder Dollars; wie Brennholz aufgestapelt, finden sie sich in den Kellern der Reichen, welche so ihr Vermögen weniger dem Diebstahle aussetzen. Die Prägung wirft in Amerika einen Gewinn von beinahe 10 Procent ab, weil man die Scheidung des Goldgehaltes besser versteht; ungestempelte Barren geben zweifachen Gewinn, und da die Grubenbesitzer oft mit großen Opfern verkaufen, um nur baares Geld zu bekommen, so gewinnt daran auch noch der Kaufmann.

Wir sind den Räubern und Indianern glücklich entgangen, die diese Straße zuweilen unsicher machen und wenden uns nun von Chiuahua zu den südlichen Fabrikstädten, wo jährlich bestimmte „Ferias“ oder Märkte abgehalten werden, welche der Norden viel besucht.

Es ist bekannt, daß man auf dem Buckel des mexicanischen Hochlandes 1500 Meilen (300 deutsche) weit zu Wagen reisen kann, während der Uebergang von Ost nach West nur vermöge des Maulthieres zu bewerkstelligen ist. Auf solchem Hochrücken führt die Straße längs der Sierra Madre, auf der wir reisen. Sie ist selbst an sandigeren Stellen wegen der Trockenheit des Klimas so fest und hart, daß wir aus Vorsicht unsere Maulthiere beschlagen lassen. Es ist der 26. Februar. Lebensmittel führen wir mit uns; denn wie nach Norden hin, so finden wir auch südwärts selbst in den Städten auf dem ganzen Wege von Santa Fé bis zur Hauptstadt kein anderes Wirthshaus als höchstens jene großen scheunenartigen Herbergen, „Mesones" genannt, ohne alles Mobiliar, es sei denn ein Tisch oder eine hölzerne Bank, in denen zuweilen in einer Ecke eine Erhöhung von Lehm, einem Schmiedeheerde vergleichbar, die Bettstelle ersetzt, auf welche der Reisende seine Decke breitet. Ställe für mehr als 100 Maulthiere umgeben den Hof, auf dem ein Brunnen steht. Eine Posada (Speisehaus) ist meist in der Nähe; doch erhält man dort höchstens die bekannten „Frijoles" mit „Chile" und „Tortillas". Bessere Speisehäuser fehlen selbst in Städten wie in Zacatecas, wohin wir jetzt uns auf den Weg machen, wohl bewaffnet, weil im südlichen Mexico Räubereien förmlich organisirt sind. Denn der „Caballero" mit seinen „Mozos" ist häufig nur ein Räuberhauptmann mit seinen Gesellen, und der „Alcalde" (Richter) bei dem wir ihn verklagen möchten, erhält seine Procente und hilft dem Ketzer und dem Fremden vollends nie zum Recht!

Wir erreichen jedoch ohne Gefährde am 7. März die nördlichste Ansiedelung des Departements Durango in Cerro Gordo und Tags darauf La Zarca, das ansehnlichste Dorf einer vielleicht hundert Meilen langen Hacienda mit mehreren blühenden Dörfern, deren Viehstand sehr groß ist. Zwei Tage später kommen wir zum Rio Nazas und treffen an diesem kleinen schönen Flüßchen herrliche Baumwollenpflanzungen, die nur alle drei bis vier Jahre neu angelegt werden, da Winterfröste hier nur die oberen Theile der Stengel zerstören. Wie andere Flüsse der Hochebene, geht auch dieser zu einem See ohne Abfluß, zur fischreichen Laguna de Mapimi, in deren weitem unange-

bauten aber fruchtbaren Thale, welches unter dem Namen Bolsom (Beutel) de Mapimi auf den Karten bezeichnet ist, nur sehr weit zerstreute Ansiedelungen sich finden, auf denen, trotz der Räubereien der Indianer, sehr große Heerden von Vieh gezogen werden.*) — Im Dorfe La Noria, 25 Meilen weiter, müssen wir selbst das Wasser für unsere Maulthiere bezahlen, weil an diesem Bergwerksorte aus tiefen Brunnen geschöpft werden muß. — Cuencamé überrascht am folgenden Tage durch seine fünf bis sechs Kirchen, da die Bevölkerung verhältnißmäßig schwach ist. Die Straße aber füllt sich mehr und mehr mit Reisenden; alle sind bis an die Zähne bewaffnet, selbst der Fuhrmann trägt seine Pistolen am Sattelknopf und schläft nicht, ohne sein Gewehr unter dem Kopfe zu haben. Trotz der Spione, die in den Herbergen lauern, erreichen wir glücklich Zacatecas, eine Bergwerksstadt mit 30,000 Einwohnern in tiefer Schlucht zwischen schroffen Bergwänden, hie und da mit seinen Häusern amphitheatralisch emporsteigend, hübsch gepflastert, mit zwei freien Plätzen, welche Springbrunnen zieren, deren Wasser durch Maulthierkraft in dem nahen Gebirge gehoben wird. Etwa 50 Meilen westlich vom Wege haben wir Durango im Rücken gelassen, die Stadt der Scorpione, aber zugleich eine der schönsten im nördlichen Mejico. In einer von niedrigen Bergen umschlossenen Ebene wohnen hier 20,000 Einwohner. Prächtige Kirchen, offene Wasserleitungen zur Bewässerung der Gärten

---

*) Am westlichen Ufer dieses Sees hat man in einer Gebirgshöhle — nach Dr. A. R. Thümmel. Mejico. Erlangen 1848. — zu der man 40 Varas senkrecht hinabsteigt, lagenweis geordnete Leichname gefunden, welche durch Binden in eine fast sitzende Stellung gebracht sind. Die Höhle selbst ist wie durch einen einzigen Felsen gewölbt und hat eine fast kreisrunde Gestalt von 13 Varas im Durchmesser (16 Schritt). Die Leichen sind zunächst in ein festes Gewebe gehüllt und dann noch von einem Netze umgeben, welches bei Frauen zugleich Zierrathen, als kleine polirte Kiesel und verschieden gefärbte Schnüre in sich aufnimmt, bei Männern Pfeile, Lanze oder Dolch mit in sich faßt. Man berechnet die Zahl der Mumien auf etwa 500 und darüber, ohne zu wissen, welchem Volksstamme sie angehören mögen, da man Nichts von Hieroglyphen oder Geräthschaften gefunden, die solches näher verrathen könnten. Nun sind auch nackte Leichname in benachbarten Höhlen der Cordillere hier entdeckt worden, so daß es scheint, als hätten jene ersteren nur dem Adel und den Kriegern des fraglichen Volsstammes angehört. —

und das Geschrei: Pulque! (Pulque), Pulque dulce! (süßer Pulque), Pulque bueno! (frischer Pulque), welches von hundert Karren mit Krügen und Bechern jetzt, in der eigentlichen Pulquezeit Mitte März, ertönt, gemischt mit dem Geschrei der Fruchtverkäufer aus den südlicheren Theilen des Landes, erinnert an die Nähe der Hauptstadt. Denn der Saft der Agave oder Maguey, die zuerst am untern Norte angetroffen und auf der Hochebene überall gebauet wird, um nach mehrjährigem langen Harren vor der Blüthenentwickelung den aufmerksamen Herrn reichlich zu belohnen, darf in Mexico auf keiner Tafel fehlen. Man hat ihn frisch und süß oder gegohren und ciderartig; der abgezapfte Stengel aber giebt geröstet noch ein angenehmes Nahrungsmittel. Sonst ist die Agave auch noch allgemeine Heckenpflanze und ersetzt den Hanf durch ihre Fibern. Zur Pulquezeit aber zeigt sich auch der Scorpion, der weiter nördlich weniger giftig sein soll, mit zwei Zoll langem Schwanze an einem Körper vom Umfang einer mittelgroßen Spinne, so häufig in den Häusern, daß man sich Nachts durch eine Art Muskitoschirm dagegen schützen muß, während am Tage die Buben danach suchen, um für jeden eingelieferten Scorpion einen Quartillo (6 Pf.) zu empfangen.

Von Zacatecas gelangt man auf der südlichen Straße bald nach Aguas Calientes, so genannt von der nahen warmen Quelle, die einen 4 bis 5 Fuß breiten Graben auf 3 bis 4 Fuß Tiefe mit Wasser versorgt, in welchem Männer und Kinder, Mädchen und Frauen hart neben einander badend getroffen wurden von unserm Gregg. — Dieser wollte noch 70 bis 80 Meilen weiter nach Leon reisen, ward aber durch den Anmarsch Santa Annas veranlaßt, schnell seine Rückreise anzutreten. Daher versetzen wir uns denn ohne seine freundliche Begleitung dorthin, um uns einem andern Führer anzuschließen, der von der Hauptstadt kommt und westwärts hin zum Meere eilt.

Es ist dies ein deutscher Reisender aus Wien, dessen Werk: „Le Mexique. Souvenirs d'un Voyageur par Isidore Löwenstern. Paris 1843." in Sommers Taschenbuche zur Verbreitung geographischer Kenntnisse für 1844 im Auszuge uns vorliegt. Wir treffen diesen aufmerksamen Beobachter südlich von Aguas Ca-

lientes zu Lagos und Leon zu Anfang August des Jahres 1838. Er hat die Hauptstadt auf dem Wege über Vera-Cruz erreicht, den eigentlichen Schlüssel des Landes, den nur die Noth zu einem Hafenorte machen konnte. Denn diese Stadt liegt in einer vollkommenen Sandwüste, hat nicht einmal trinkbares Wasser und kaum ein Hölzchen in der Nähe. Die Rhede ist mit vielen Schiffstrümmern bedeckt und auf dem Lande finden sich Gerippe gefallener Maulthiere — überall das Bild des Todes! Freilich macht das Fort San Juan de Ulua, auf der nordwestlichen Ecke der großen vorliegenden Bank la Gallega, 800 Schritt weit kühn ins Meer hineingebaut, hier allein das Ankern einer Kriegsflotte möglich, welche weder zu Tampico, noch zu Campeche Anker werfen könnte; allein die Macht der Northerns bricht oft alle Anker und wirft die Schiffe in 24 Stunden bis Campeche zurück, so daß beim Ankern schon ein Jeder hier das Leben wagt. — Wir wissen nun, daß namentlich der atlantische Küstensaum wegen seiner ungesunden Lage von dem eigentlichen Mexicaner nicht bewohnt werden kann; denn der Bewohner der Hochebene, der Indianer wie der Europäer, wird schnell vom schwarzen Erbrechen dahingerafft, wenn er zur heißen Jahreszeit hier auch nur wenig Tage weilen wollte. Wie in Texas erstrecken die furchtbaren Nordstürme auch hierher ihre Gewalt und verändern zugleich die Sandhügelwüste am Meeressaum, in welcher Sümpfe die Oasen bilden. Man eilt daher die Wohnungen der Neger und ihrer Mischlinge zu verlassen und hat in einem Tage die Gefahr bringende feuchtheiße Zone hinter sich. Zwei Straßen führen zu den Bergen auf, die eine mehr südlich über Orizava; die andere über Jalapa. Amerikaner fahren hier mit Eilwagen. Der schneebedeckte, 16,302 Fuß hohe Pic von Orizava und der in der Gestalt eines Sargdeckels weit vom Meere aus schon sichtbare nördlichere Coffre de Perote trennen beide Straßen. Die nördliche über Jalapa ist vielfach geschildert seitdem Humboldt das Land zu Anfang dieses Jahrhunderts bereiste. Wir erwähnen nur, daß in der Stadt des ewigen Frühlings, wo die Wohnungen den schönsten Glashäusern gleichen, jeglicher Comfort für den Kranken wie für den Kaufherren von Vera-Cruz, der hier seine Sommer-

wohnung hat, zu finden ist; doch hängt die feuchte Wolke fast beständig hier an diesen Bergen gleich der Gießkanne des Gärtners im Warmhause. — Der Rohrhütte unter Palmen folgen höher hinauf die ärmlichen Wohnungen der Bewohner der Hochebene, zu der man bis über 7000 Fuß hoch hinaufsteigt. Eichen und Fichten erinnern an Deutschland, wild durch einander geworfene Lavatrümmer an Italien, kahle, unfruchtbare dürre Wegstrecken an die Hochebenen Spaniens, die dünne eisige Morgenluft an die Hochwüsten Asiens. Endlich hat man das große weite Thal oder Becken vor sich, in welchem die Hauptstadt Mejico liegt. Ein gewaltiger Krater von ovaler Form, rings von Bergwänden umgeben, die im Südosten am höchsten sind, erschien sonst als gewaltiger See von 11 Meilen Länge und 8 Meilen Breite. Heut aber ist nichts mehr geblieben von dem reizenden Gemälde des Cortez; dürr und öde ist das Becken, nachdem die Spanier die nördlichen Berge durchbrachen und den großen Seen Abfluß schafften, welche sonst zu Zeiten die Straßen der alten Hauptstadt überflutheten, und statt der Kähne sieht man nun das Maulthier auf sechs großen Straßen ziehen und meint, eine der Städte Egyptens vor sich zu haben, indem man Maulthier und Kameel und Kegelberg und Pyramide leicht verwechselt. Ob aber auch Mejico die alte jungfräuliche Frische der Umgebung längst verloren hat, so verleihen doch der Schneeberg von Toluca im Westen, die weiße Frau und der noch immer rauchende Feuerberg oder Popocatepetl im Süden und hie und da zerstreute Gruppen kleinerer Kegelberge auch heute noch dem weiten großen Thale einen majestätischen Anblick. Denn von dem Schlosse Chapoltepec aus gesehen, welches eine kleine Legua von der Stadt entfernt ist, liegt das ganze Thal von Mejico vor dem Blicke wie auf einer Landkarte und ebenso die Stadt mit ihren zahllosen Kirchen und Klöstern, die beiden großen Wasserleitungen, welche die Ebene durchkreuzen, die Alleen von Ulmen und Pappeln, die nach der Stadt führen, die Dörfer, Seen und Ebenen rund umher! Mag auch manches unbebaut hier liegen, mögen Bäume auch fehlen, mag die Pracht der schwimmenden Gärten auch verschwunden sein seitdem der See sich mehr zurückgezogen hat und nur Kanäle noch das Boot des

Gärtners täglich zur Stadt führen — die Landschaft mit diesem herrlichen Bergkranze, über welchen die mächtigen Vulkane des Popocatepelt und Iztaccihuatl vor deinen Blicken aufsteigen unter diesem herrlich reinen Himmel, gewährt doch einen unauslöschlich großartigen Anblick. — Wir haben es aber mehr mit dem Menschen zu thun als mit der wunderbaren Natur dieses Landes, und wollen diesen an der Hand unseres neuen Führers nun näher kennen lernen. Mehr als 7000 Fuß über dem Meere wohnt hier eine Bevölkerung von 150 bis 160,000 Seelen, deren Verwandte wir schon zu Santa Fé erblickten. Bei einer Temperatur, welche nur zwischen 8 bis 22° R. wechselt, erfreut man auch hier sich eines hohen Alters und in der Regenzeit vollends, vom Juli bis Anfang October, hören alle periodischen Krankheiten auf. Sonst aber finden sich doch Typhus, Scharlach und besonders unheilbarer Aussatz und andere Hautübel auch hier. Daher sieht man hunderte von zerlumpten „léperos" oder Aussätzigen in den Straßen, und neben ihnen gewähren die ekelhaft schmutzigen Indianer, die vom Lande her in großer Anzahl täglich zur Stadt kommen, um sich auf dem schönen Quaderpflaster herumzutreiben, einen höchst unangenehmen Anblick. Freilich eröffnen die schnurgeraden Straßen überall die Aussicht auf die Cordillere; allein den Namen der „prachtvollsten", „schönsten" verdient die Stadt eben deshalb nicht, weil neben der Unreinlichkeit auch überall die Spuren des Verfalls sichtbar werden. Denn die im Styl morgenländischer Paläste erbauten großen Häuser sind meist schon schlecht und geschmacklos übertüncht; der Geist, der einst die gewaltige, obwohl nicht eben geschmackvolle Kathedrale, den Nationalpalast und die Bergbauschule errichtete, ist mit dem alten Spanier von hier geflohen; der Creole hat nur den Schatten, die leere Form zurückbehalten; nichts wahrhaft Originelles ist hier mehr zu finden und für das Allgemeine sorgt auch Niemand mehr. Daher finden wir keinen bequemen Gasthof für den Fremden, kein Speisehaus, keine wahrhaft erquickende Unterhaltung für ihn; denn auch die wenigen Ausländer sind mehr um ihrer selbst willen als für Andere hier. Für den Diplomaten allein giebt es eine feine französische Küche, für den Handlungsverein ein Lesezimmer,

wo selbst der Eingeführte gleich für den Monat abonniren muß, und nur in einem Gasthofe nach amerikanischem Muster findet man gegen 50 Pesos (Dollars) monatlich ein leidliches Unterkommen. Europäischer Luxus, Wein, Möbel, Modewaaren und dergl. muß sehr theuer erkauft werden; hundert Visitenkarten kosteten 6 Pesos, ein Pfund englisches Schießpulver 3 Pesos und so verhältnißmäßig selbst Arzneien. — Die Bevölkerung stellt sich aber in dreifacher Schattirung dar, obwohl die Kastenunterschiede aufgehoben und jeder nur nach seinem Golde wiegt. Das spanische Blut lebt auch ganz nach der alten spanischen Sitte. Man geht zur Messe, trinkt Wasser und Pulque zum einfachen stets sich wiederholenden Mahle, wobei Tortillas, Frijoles und Puchero, eine Art Olla potrida oder Gemüse- und Fleischgemisch nicht fehlen dürfen; man nascht von allerlei Früchten, spielt Billard oder Monte (Bank), wettet beim Hahnenkampf, geht zum Stiergefecht, das hier bei der Feigheit der Thiere halb zur Schlächterei herabsinkt, brillirt auf dem Spaziergange oder in der langweiligen Abendgesellschaft, besucht auch wohl das Theater, doch nie ohne Cigarre, sucht wieder Abwechselung im Kaffeehause, wo es Gefrornes giebt, vom Schnee des „Volcan", macht einander ceremonielle Complimente und — sucht sich selbst nur zu genügen. Von wahrer Ehe und Erziehung ist hier kaum die Rede; wahre Treue und Gastfreundschaft werden selten gefunden. In den sogenannten „Tertullias" oder Abendgesellschaften sitzt Alles schweigsam Cigarren rauchend auf den Tabourets längs der Wände und horcht höchstens auf das Hauptgespräch der Dame des Hauses, welche die Gäste mit Redensarten empfängt und entläßt, ohne sich sonst eben um sie zu kümmern; erhebt sich eine Dame zum Aufbruch, so erheben sich alle andern, um stehend vor ihren Tabourets (Sesseln) die ceremonielle Umarmung, Brust an Brust, doch ohne Kuß, der Reihe nach zu empfangen; sonst erheben sich die Damen nicht beim Eintritt des Gastes, den sie nur schweigend anstieren, weil es die Form so fordert, und nur wenn eine etwa die Cigarre neu anzünden will, die sie mit dem Zänglein an der kostbaren Halskette fein zu halten weiß, verläßt sie zu dem Zwecke ihren Sessel. Ja selbst beim Tanz fehlt die Ela-

sticität und Grazie des spanischen Originals, wenn etwa eine Schöne in solchen Gesellschaften dazu stümperhaft aufspielt. — Kurz unser fein gebildeter Führer hatte die Stadt bald recht herzlich satt und die „Alameda", der nachgeahmte Prado von Madrid, an der Westseite gelegen, konnte ihm bald kein Interesse mehr abgewinnen, nachdem er dort am frühen Morgen von 7 bis 9 Uhr die hohen Staatsbeamten und Gelehrten, die Generale und Admirale ohne Flotten und Armeen und andere hohe Diener der Republik — dann um den Mittag Kinder, Ammen und Indier, und endlich am Abend den reichen Gutsbesitzer und Haciendero neben dem Ranchero und der ganzen spatzierenden mexicanischen Welt zur Genüge geschaut hatte. Halten auch die mittleren Stände und namentlich der reiche Gutsbesitzer noch stolz auf die ritterliche Tracht des Mittelalters, so beginnt doch auch hier schon allmählig französische Mode sich Bahn zu brechen, und da schon länger das Verbot der Einwanderung aufgehoben ist, so werden die fremden Elemente mit der Zeit sich noch vermehren und auch hier dem Geiste höherer Cultur mehr und mehr Eingang verschaffen. Einstweilen ist noch der Franzose hier am meisten vertreten; er führt Seidenwaaren, Schmucksachen, Linnen, Bücher, Eßwaaren und seine Weine hierher. In zehnfach geringerer Anzahl ist der Deutsche da, meist aus Hamburg und Bremen; doch hat auch Preußen seinen Consul für den Leinenhandel Schlesiens. Der Oesterreicher macht ein gutes Geschäft mit Tüchern, Linnen und Tafelglas, besonders aber mit venetianischen Glasperlen für die Indier; der Sachse ist mit der Reinigung und Läuterung der Erze beschäftigt. Schweizer und Italiener fehlen auch hier nicht. Am wichtigsten aber ist wieder der Engländer; kaum halb so zahlreich als der Deutsche, sind doch die drei ansehnlichsten Wechselhäuser in seiner Hand; er leitet mit seinen Maschinen und praktischen Arbeitsführern die Ausbeute des Erzes zu Real del Monte ein zwanzig Leguas nördlich der Hauptstadt und führt zu Guanajuato die Aufsicht über die Hände der Mexicaner und Indier. So ist er im Besitz der beiden vornehmsten Bergwerke und findet außerdem den höchsten Gewinn durch die Einfuhr seiner Baumwollenzeuge, feiner Tücher, der Waffen und aller Instrumente. Sein

Rival, der Nordamerikaner, hat sich seit dem Abfall von Texas politisch verdächtig gemacht und ist nicht wohl gelitten. Durch diese Elemente dürfte der Mexicaner spanischen Blutes schon heut mehr durchsäuert sein, als es im Aeußeren sichtbar ist; der Indianer aber ist durch die Revolutionen höchstens moralisch schlechter geworden, da wahres Freiheitsgefühl durch die lange Priesterherrschaft in ihm fast gänzlich unterdrückt ist. — Der wahre mexicanische Indier ist eigentlich nur im Innern des Landes; an den Küsten lebt mehr der Neger und die indisch afrikanische Mischlingsrace der Chinos (Tschinos) mit dunklerer Hautfarbe und höherem Wuchs. In der Umgebung der Hauptstadt trägt er ein Kleid von braunem Leder und hat wie das Weib das schwarze schlichte Haar in Zöpfe gedreht unter dem breiten Strohhut herunterhangen. Von mittlerer Größe, gutem Wuchse und gefälliger Gesichtsbildung, mit gebogener regelmäßiger Nase und vorstehenden Backenknochen fällt er nur auf durch einwärtsgebogene Beine, welche den Gang ungefällig machen. Die großen schwarzen Augen liegen in weniger geneigten Winkeln als bei dem Indianer des Nordens, dem er zugleich an Energie nachsteht, während er ihm gleicht im Hange zur Dieberei. Seine Hautfarbe wechselt vom dunkelbraun bis zur Kupferfarbe und ist selbst lichter noch. Aeußerlich scheint er schwach, doch ist er ein vortrefflicher Fußgänger; der seine 120 bis 150 Leguas, welche ein Reiter in 7 bis 8 Tagen nur zurücklegt, als Depeschenträger in 5 Tagen macht und auch sonst mit einer Last von 200 Pfund auf dem Kopfe ziemlich frei und leicht einher schreitet. Die Weiber tragen meist schlechte Hemden mit kurzen Aermeln und einen Wollenrock, der oben weiß und unten blau ist; an Festtagen tragen sie rothe Röcke und blaue oder grüne seidene Schuhe, doch fehlen Strümpfe und für gewöhnlich geht man baarfuß. Nur zur Festzeit kämmt man auch das Haupthaar, und mit Oel gesalbt hängt es in zwei Zöpfen unter dem Strohhut hinab. Kinder aber gehen bis ins zehnte Jahr nackt. Die Grausamkeit, die in den Menschenopfern an den alten terrassenförmigen Pyramiden, welche noch in der Umgebung der Hauptstadt sich finden, vor Alters sich offenbarte, ist seit der dreihundertjährigen Bekehrung längst verschwun-

den; dagegen üben sie noch heute im Verborgenen ihren Cultus, indem sie Götzenbilder zur Vermehrung der Fruchtbarkeit auf ihren Magueyfeldern eingraben und auch die Handschriften der Väter treu bewahren. Ihre Wohnungen aus sonnengetrockneten Ziegeln mit dem Dach von Maisstroh darüber gleichen in ihrer Bauart ganz den Hütten der egyptischen Fellahs. Im Essen mäßig, sind sie stark im Pulque trinken. Begegnen zwei einander, Männer oder Weiber, so wird auf 20 Schritt schon der Strohhut abgenommen und selbst bei der größten Eile reicht man einander die Hände und tauscht die ceremoniellen Fragen nach dem Befinden der Familie in den schmeichelhaftesten Ausdrücken aus. Bemerkenswerth ist ihre Kunstfertigkeit in Wachsarbeiten und sonstigen Nachbildungen. So sieht man im National-Museum Puppen aus bunten Fleckchen zusammengesetzt von 6 bis 8 Zoll Größe, welche die Landestrachten und selbst die Physiognomien einzelner Personen äußerst genau darstellen; eine alte Indianerin zu Puebla de los Angelos, jener prachtvollen aber höchst bigotten großen Kirchen-Stadt Mejicos, ist die Verfertigerin. Auch musikalisches Talent soll ihnen nicht abzusprechen sein. Uebrigens sind sie sorglos und leichtsinnig und haben mehr einen Hang zu Spott und Neckerei als zur Schwermuth, wie man sonst wohl berichtete. Dieser Leichtsinn führt sie in die Sclaverei der Hacienderos, auf deren Gütern stets eine Anzahl indischer Familien arbeiten muß. Es giebt nämlich ein Gesetz, wonach der Schuldner dem Gläubiger die Schuld abarbeiten muß. Nur gegen die Indier wendet man dies an. Der im Walde lebende Indianer arbeitet sonst nur nach seinem Bedürfniß; nun aber will er heirathen — das kostet wenigstens 30 Pesos — 20 für die Trauung und Civileinregistrirung und 10 für das Fest. Diese leiht ihm der Gutsbesitzer gegen den schriftlichen Contract für 3 Pesos monatlich bei ihm zu arbeiten: später aber werden dem Armen Kost und Kleidung, wovon nichts gesagt war, mit in Rechnung gestellt; eine Taufe oder Krankheit kommt hinzu, die Schuld mehrt sich — und er ist Sclav für immer! So ist die Freiheit scheinbar; der Indier gilt nur, wenn er Geld hat, und weil er dies nie hat, so bleibt er stets verachtet.

Mehr sittlich verdorben als die Indier sind die **Mischlingsracen** der Zambos und Chinos. Zu diesen gehören die „**Lepéros**" oder Lazzaronis der Hauptstadt, größtentheils Diebe, Räuber oder Mörder. Alle ihre Zwiste endigen mit Blutvergießen; bei der geringsten Beleidigung fährt das Messer aus der Scheide. Wagen mit Leichnamen von Ermordeten von Soldaten begleitet, welche die Schuldigen ins Gefängniß führen, sieht man oft mehrmals des Tages. Häufiger noch ist Mord und Raub auf den Heerstraßen; gegen den Nichtkatholiken glaubt man vollends sich Alles erlauben zu dürfen, und giebt es nichts Schlechteres als mejicanische Diener.

Aus diesem Grunde wagte unser Früher, dem wir auf seinen Ausflügen zu den Bergwerken und Pyramiden hier nicht folgen können, die Reise nach dem westlichen Meere nicht ohne ein Geleit von Dragonern anzutreten, welche ihm durch die Güte des Präsidenten zur Verfügung gestellt waren. Mit gekauften Lastthieren und zwei eingeborenen Dienern (Mozos) begab er sich gerade während der Regenzeit auf den beschwerlichen Weg von 300 Leguas nach Mazatlan, zunächst auf der nördlichen Straße nach Leon. Die schmutzigen „Mesones" oder „Mezones" ohne Fenster, in denen nichts als Futter zu haben ist, und die meist schlecht versorgte „Posade", wo meist nur die bekannten Gerichte zu finden sind, indem das Schweinefleisch überall dabei die Hauptrolle spielt, lernt man gleich auf der ersten Tagereise kennen, und bei der Frequenz der Straße ist's noch schwer, nur unterzukommen. Vor **Tula** kommt man über den Entwässerungskanal, der zwar ein Riesenwerk ist, aber nur einer breiten tiefen Bergschlucht gleicht, als ob das Wasser sie selbst gebrochen hätte. Tula selbst hat, trotz der umgebenden Cactus, ein ganz europäisches Aussehen, was um so mehr auffällt, als die Hauptstadt mit den meist gleich hohen zweistöckigen Häusern mit 8 bis 10 Meter hohen Zimmerwänden, durchaus ein orientalisches Gepräge hat. Von dieser kleinen hübsch gelegenen Stadt schaut man rückwärts in herrlicher Fernsicht die schneebedeckten Gipfel des Feuerberges und der weißen Frau (Popocatepetl und Iztaccihuatl). Verschiedene Meiereien lagen am Wege; Mauern aus über einandergelegten Steinen

ohne Mörtel umschließen Wohn- und Wirthshäuser nebst einigen elenden Indierhütten. Mais und Gerste sieht man auf schwarzem höchst fruchtbaren Boden; der Pflug ist einfach wie im Norden; der Ochs wird mit dem spitzen Stecken angetrieben und gelenkt; die Felder durch Kanäle zur Regenzeit im Juli und August gewässert.

Große Züge von Arrieros ziehen auf unserer Straße; hunderte von Maulthieren führen die Producte des Südens dem Norden zu, namentlich Zucker und Tabak; wir haben Queretaro vor uns! In reizender Ebene zwischen Bergen, von denen auf hohen Bogen eine Wasserleitung zur Stadt hinabgeht, wohnt eine Bevölkerung von 20,000 Seelen; Cypressen- und Cactushecken ringsherum, zahlreiche Fließbrunnen im Innern, hohe Cypressen auf dem Hof der Franziskanerkirche erinnern an die Türkei; die orientalischen Formen des Mejicaners überhaupt — Hagerkeit bei mittlerer Größe, schwarzes Haar und schwarze stechende Augen mit unstätem Blick, dunkelgelbe Hautfarbe ohne die mindeste Wangenröthe — sprechen hier mehr wie in der Hauptstadt ihr Wesen aus in religiösem Fanatismus und Fremdenhaß.*) — Hat man diese beliebte Handelsstadt hinter sich, welche noch durch Benutzung der Maguayfasern zu Packsätteln, Stricken und Decken dem Ranchero wohl bekannt ist, so gelangt man 12 Leguas oder 6 bis 7 deutsche Meilen weiter nach dem freundlichen Celaya im Departement Guanajuato, und betritt

---

*) Als im Jahre 1759 in der Nacht auf den 29. September der Vulkan des Jorullo sich bildete, indem unter furchtbarem Getöse eine gewaltige Erdblase bis zu 480 Fuß Höhe anschwoll, welche endlich zerplatzend glühende Felsblöcke und Aschenregen nach allen Seiten hin verbreitete, sollen selbst die Dächer des 50 Leguas entfernten Queretaros noch mit Asche bedeckt gewesen sein. Heut zu Tage hat das 4 Quadratleguas große Feuermeer sich indeß meist wieder abgekühlt; die tausend kleinen Oefchen, welche auf der ganzen Ebene brannten, sind meist schon in der Verwitterung und Zertrümmerung begriffen; die Vegetation, welche hier einst blühend war und dann auf viele Jahre durch die Feuergluthen des Bodens verbannt war, beginnt schon hie und da sich wieder anzusiedeln; die meisten Krater und Schwefelquellen sind erloschen und versiegt. Noch aber erhebt sich der 36 Fuß hohe Rand der ganzen gehobenen Erdblase steil über das umliegende Gelände, und wo früher die friedlichen Kamine der Hacienda Jorullo rauchten, raucht noch heut ein Aschenkegel, welcher weit über alle übrigen emporgeschoben wurde bis zu 1260 Fuß über dem eigentlichen Feuerheerde. Auch dieser Krater ist, wie andere größere in der Nähe, schon halb eingestürzt, doch glühet das Gestein noch von der Hitze.

damit die fruchtbarste und am meisten bevölkerte Provinz der ganzen Republik. Hier steht der Ackerbau auf hoher Stufe; man erntet reichlich auf den Feldern, baut jetzt Oliven wie nur zu Valencia und schöne schwarze Trauben, die einen trefflichen süßen Wein geben. Celaya hat etwa 11,000 Einwohner; bei Guanajuato aber arbeiten allein 18,000 Menschen in den Bergwerken, während die Stadt selber noch 28,000 Seelen zählt. Andere bevölkerte Städte liegen noch in der Nähe und so ist es zu begreifen, daß gerade hier zur Zeit der Revolutionen, welche seit 1821 bis auf die neueste Zeit bald diesen, bald jenen General zur Herrschaft erhoben, der Kampf stets am heftigsten gewüthet hat. — Die kleine Stadt Leon hat nur 2 bis 3000 Einwohner; allein die bunten Shawls oder Rebozos werden in dieser betriebsamsten und wohlhabendsten Stadt der Republik gewebt. Jenseits der flachen fruchtbaren Umgebung, in der viel Chilepfeffer gebaut wird, beginnt weiter nordwärts die Gegend unfruchtbar und öde zu werden, nachdem der Weg von Queretaro aus bis hierher durch das fruchtbarste Gelände geführt hat. Das Städtchen Lagos findet man noch von mehreren kleinen Seen umgeben, woher sein Name; mehrere Leguas darüber hinaus folgt auf die öde Ebene endlich ein bergiges Land, welches mit Haidepflanzen bedeckt und von tiefen Schluchten durchschnitten ist. Dies ist der Fuß der Bergkette, welche uns von Aguas Calientes trennt, und von hier aus wendet sich unser Führer nun süd-westwärts nach Guadalajara. Eine der schönsten Kirchen Mexicos überrascht hier 12 Leguas von Lagos den Fremden zu San Juan de los Lagos, einem sonst verödeten Orte inmitten unfruchtbarer Felsen, dem nur der jährliche große Markt auf acht Tage im December reiches Leben giebt, indem hierher wie zu einem Wallfahrtsorte Tausende zum Gebet und dann zum Handel und Vergnügen eilen. Die Gegend aber bleibt auf einige Tagereisen unfruchtbar und wenig angebaut; ein angeschwollener Bach macht unserm Führer viel Noth und Plage. Dann wird das Gelände wieder besser und mehr angebaut; ob aber auch hier die einzige im westlichen Theile der Republik bekannte Pyramide unweit Tepatitlan sich findet, so verliert sich doch mehr und mehr gerade hier der orientalische Charakter

der Landschaft. Die Cactus und Aloe werden seltener; große vulkanische Steinblöcke, übereinander gelegt ohne Mörtel oder Moos in den Fugen aber mit Stroh bedeckt, bilden die Hütten der Landbewohner, und Tepatitlan selber gewährt mit seinen Giebeldächern über Häusern von rothem Letten einen freundlichen Anblick. — Nach vierzehn Tagen endlich erreichte Herr Löwenstern die zweite Stadt der Republik, Guadalaxara mit ihren 60 bis 80,000 Einwohnern. Schnurgerade Straßen und einige schöne Plätze machen es der Hauptstadt ähnlich; auch hier sind die Gebäude im maurischen Stil mit dem Fließbrunnen im Hofe und schön verzierten Bogengängen rings herum; allein das Giebeldach und die längs den Hauptstraßen hinlaufenden Bogengänge, welche sonst nur an Marktplätzen gefunden werden, geben der Stadt ein ganz anderes Aussehen. Diese „Portales" dienen Abends der schönen Welt zum Spaziergange, während „Lepéros" den ganzen Tag darin lagern, um irgend einen Handstreich auszuführen. Kaufleute und Krämer haben hier ihre Gewölbe neben der Obsthändlerin und Limonadenbude. Wie in Mexico werden jedoch diese Gewölbe stets zur Zeit der Siesta von 1 bis 3 Uhr und wieder mit Sonnenuntergang geschlossen, und Niemand legt die Waare aus zur Schau, um nicht die Diebe mehr noch in Versuchung zu führen. Hier sitzen auch jene öffentlichen Schreiber, welche den Weibern und Töchtern der Lepéros für klingende Münze zärtliche Briefe und Trostschreiben an ihre gefangenen Anbeter anfertigen; hier wandelt der Student im schwarzen Leibrock mit rothen Aufschlägen, die in der Hauptstadt blau sind, die Brust mit Stickerei verziert, die einem Ordenssterne ähnelt. Denn neben dem Kaufmann wohnt hier auch die Kunst und Wissenschaft mehr als sonst wo; eine Akademie für Zeichenkunst, Malerei, Baukunst und Bildhauerei verleiht neben Universität und Gymnasium der Stadt ihren Glanz; am glänzendsten aber ist es des Sonntags, wenn die geistlichen Brüderschaften mit brennenden Wachskerzen von den Truppen begleitet in Procession durch die geschmückten Straßen ziehen, wenn die Damen in weißer Kleidung vor den Hausthüren sitzen, das gemeine Volk in buntfarbiger Nationaltracht dahindrängt und alle Glocken läuten, während Raketen aufsteigen

und in der Luft zerplatzen! Man lebt hier schon näher der „tierra caliente", der heißen Zone des Westmeeres; daher werden hier viel süße eingemachte Früchte (Dulces) bereitet, genossen und versandt; namentlich beschäftigen sich zahlreiche Nonnen mit dieser Art Zuckerbäckerei. Sonst aber auch ist hier Manufactur jeder Art, namentlich in Leder und Geweben sehr bedeutend, und verspricht Guadalajara einst um so mehr ein Haupthandelsplatz zu werden, als gerade die Gegend, welche wir durchreist haben, weit mehr für fremde Einwanderung geeignet ist als der Süden der Republik, wo freilich der Anbau des Zuckerrohres, des Tabaks und der Cochenille weit größeren Nutzen bringen, ein tropisches Klima aber der Civilisation und Thätigkeit entgegentritt, die nur in gemäßigten Landstrichen gedeihen kann. Denn wenn man die Bevölkerung der Ostküste mit der von Guanajuato vergleicht, so drängt sich jene fast überall nur auf wenige Punkte zusammen, am Rio Grande um Metamoros und die nächste fruchtbare Umgebung aufwärts des Flusses, um Tampico, Vera-Cruz, Tabasco, Campeche und Merida, wo die Bedürfnisse mit dem Auslande ausgetauscht werden, erreicht aber selbst in den bevölkertsten Staaten Vera-Cruz und Yucatan kaum den vierten Theil der hiesigen Bevölkerung. Ebenso verhält es sich mit den Staaten der Westküste, wo giftiges Gezücht, glühende Hitze und jene furchtbaren Stürme, die unter dem Namen der Papagayos bekannt sind, nicht nur die seichte Rhede von Tehuantepec, sondern selbst den schön durch Felsen geschützten Hafen von Acapulco nie werden zur Blüthe kommen lassen. Bedenkt man nun, daß die Bevölkerung der bewohntesten Staaten Puebla und Mejico, welche gegen Guanajuato nur um ein oder zwei Fünftheile geringer ist, leichter mit dem Norden als mit dem Süden verkehren kann, wohin der Weg weniger fahrbar und Straßen schwerer anzulegen sind, so wird es erklärlich, daß Guadalajara mit der Zeit der eigentliche Hauptstapelplatz des Landes durch die schon jetzt bedeutenden Westhäfen von St. Blas und Mazatlan werden muß. Unser Führer lehrt uns beide Häfen näher kennen, die er unter großen Beschwerden erreichte, indem er mit untreuen Dienern, theilnahmlosen Arrieros und täglichem Regen zugleich zu kämpfen hatte. — An der

Mündung des Santiago liegt der Hafen von St. Blas. Dort herrscht zur Regenzeit das Wechselfieber und auch sonst wohl verbietet die Hitze dem Kaufmann hier zu leben. Darum hat derselbe, wie der Kaufherr von Vera-Cruz zu Jalappa, hier in der hochgelegenen Stadt Tepic, 7 Leguas vom Hafen selbst, seine Wohnung aufgeschlagen. Die an der Westküste überall nahe dem Meer sich erhebenden Gebirge machen jedoch den Weg dahin dreimal so weit durch die nothwendigen Krümmungen. Dies aber hindert die englischen Seefahrer nicht, hierher ans Land zu gehen, um unter den 10,000 Einwohnern Tepics, zu denen ein Millionär und viel sehr reiche Leute zählen, Gastfreundschaft aufzusuchen, und sich den Aufenthalt hier angenehm zu machen. Denn Maskenball, Feuerwerk und andere Festlichkeiten drängten sich hier bei der Anwesenheit unseres Reisenden; Walzer, Quadrillen und Contretänze hatten die Nationaltänze verdrängt, die spanische Etiquette war nicht mehr zu erkennen. — Der Weg von hier bis Mazatlan ward ebenfalls unter vielen Beschwerden zur Regenzeit zurückgelegt. Flüsse, die zur trocknen Zeit wie selbst der Santiago überall zu durchwaten sind, mußten mit Kähnen überfahren werden; Mais und Baumwollenfelder wurden jenseits der kleinen Stadt Santiago immer seltener, die Gegend ward wilder, Waldung bedeckte die Berge. Aber inmitten der Wildniß lag wieder ein Städtchen in fruchtbarer Ebene von Klee-, Kaffee- und Indigopflanzungen umgeben; die Citrone fand sich wild, doch wenig tauglich hier. Sümpfe, Wiesenfluren und Urwälder machten endlich wieder dem üppigsten Pflanzenwuchse Raum und unter den mannigfaltigen Wohlgerüchen verrieth der durchdringendste die „Guacopflanze" (Huaco), welche in größter Menge hier wie an der ganzen heißen Küste vorkommt, und das einzige Heilmittel gegen den Biß der giftigen Reptilien ist, von denen diese Gegend wimmelt. Man reibt den frischen Saft derselben in die Wunde oder benutzt die destillirlirte Wurzel; die Folgen eines Scorpionstiches, Schmerzen in allen Gliedern und Lähmung der Zunge, wurden dadurch auf der Stelle geheilt. — Nachdem unser Führer endlich noch eine ziemlich wasserlose Gegend durchschnitten hatte, wo das Land gebirgiger und mit Felsblöcken bedeckt war, sah er die kleine

Stadt Rosario, welche den Handel mit den Städten des Innern vermittelt, lieblich zwischen Bergen, die einst Gold und Silber lieferten und erreichte am 7. October den Hafen von Mazatlan. Während der schlechtesten Jahreszeit hatte er das Festland durchschnitten, ein Fieber hatte ihn zuletzt noch ergriffen und dennoch sagt er, schrecklicher als dies Alles sei es gewesen, der Willkür von Menschen preisgegeben zu sein, die Fremdenhaß nur zum Vorwand eigener Schlechtigkeit und Treulosigkeit nehmen.

Mazatlan unter 22° nördlicher Breite hat gegen San Blas nur den Vortheil gesunderer Lage; der Hafen selbst ist kleiner und seichter; doch können die Kaufleute hier ununterbrochen wohnen. Beide Häfen gewähren während der Stürme der Regenzeit keine Sicherheit; trotzdem ist Acapulco seit dem Verfall der altspanischen Herrschaft nur noch Landungsplatz für den Cacao, der aus dem Süden von Ecuador nach Mexico gebracht wird, und betreibt sonst nur Küstenfahrt. Deutsche, englische und französische Waaren, welche über Valparaiso kommen, nordamerikanische Cigarren und französische Weine und Eßwaaren werden jetzt hier eingeführt; dazu Seidenwaaren, elfenbeinerne Sachen und Thee (tscha) aus Canton. Silberstangen, Pesos und californische Färbehölzer gehen überall hin als Rückfracht, und selbst englische Kriegsschiffe verschmähen es nicht, von hieraus bedeutende Baarsummen zu befördern.

Die Verbindung beider Häfen unter sich und mit dem nördlich gelegenen Guaymas ist höchst lebhaft; Alt-Californien bezieht von hier seinen Bedarf; Sandwichinsulaner werden hier als Taucher zur Perlenfischerei verwendet; Anglo-Amerikaner und Deutsche bilden neben den eingebornen Chinos die eigentliche Handelsklasse, daneben aber zählen schmutzige Lepéros hier wie in der Hauptstadt zu den Einwohnern, deren drei tausend sein mögen. Schon früher war der Handel Mazatlans nach den Häfen Neu-Californiens, San Diego, San Franzisco und namentlich Monterey sehr lebhaft. Daher verspricht dieser Ort, obschon der Hafen für 4 bis 5 Meter tief gehende Schiffe nicht tauglich ist und nur sieben Monate hindurch, so lange das stille Meer diesen Namen verdient, zwischen seiner Lagune, einem Vorgebirge und einigen Klippen, einigermaßen Schutz gewährt,

für die nächste Gegenwart von großer Bedeutung zu werden in Bezug auf Californien, und besuchen wir von hieraus dies Land des Goldes und goldner Träume. Noch aber warten wir auf den letzten Orcan, den sogenannten Cordonazo, der hier gewöhnlich zu Anfang October eintritt. Er schließt die Regenzeit, in der täglich auf einen ruhigen zum Ersticken heißen Morgen, ein furchtbares Donnerwetter mit Stürmen, Regengüssen und Hagelwetter folgt. Zur Zeit der Tag- und Nachtgleiche entfaltet die Natur vollends ihre Schrecken, bis sie sich in dem letzten Sturm erschöpft, der Alles niederreißt. Selten bleibt er aus, oft kommt er später nach. Herr Löwenstern sollte dies erfahren; schon waren seine Sammlungen auf dem Schiffe, mit welchem er zu den Sandwichsinseln überfahren wollte; da brach am 31. October der Sturm los; das Schiff ging zu Grunde, der Capitän verlor das Leben. — Wir scheiden hier von ihm und versetzen uns nach Californien zum Hafen von San Franzisco, wo ein anderer Führer sich unserer annimmt.

D. Californien.

Im vierten Bande unserer Reisen ist die innere Natur dieses Landes näher geschildert worden, namentlich auch Sutters Fort am Americanosflusse und die Umgebung des San Joaquin. Das Land war bisher stets nur in Bezug auf Anbaufähigkeit untersucht worden, und nachdem es Capitän Sutter gelungen war, sich der feindlichen Indianer zu erwehren, zogen immer mehr Amerikaner hierher. An dem fruchtbaren Thale des Sacramento, welches bis 200 Meilen (engl.) aufwärts in einer abnehmenden Breite von 40 bis 30 Meilen den reichsten Lehmboden enthält, während weiter oberhalb nur der härteste Kieselboden gefunden wird, entstanden immer mehr Farmen; man sah den goldhaltigen Lehmboden täglich vor Augen, aber Niemand dachte daran, ihn auszubeuten. Nur der Ruf der Fruchtbarkeit lockte den Anbauer; der Weizen sollte bis zum sechzigfachen Betrage und darüber lohnen. Das Klima war ge-

fund, das Land eigentlich ohne Eigenthümer, eine Wildniß, in der der Indianer nach Belieben hausete. Die ganze Bevölkerung ward noch im Jahre 1848 auf nur 6000 Spanier, 12,000 Amerikaner und etwa 40,000 Indianer angegeben. Davon hatte Monterey, als der bedeutendste Ankerplatz, 1000, San Franzisco nur 2 bis 300. Freilich zählte Neu-Californien seit langem zu den reizendsten Landstrichen Mexicos; denn auf dem schmalen Saum niedriger, schön bewaldeter Hügel, welche die Küste vielfach unterbrechen, folgt nur ein etwa 1000 Fuß hohes Küstengebirge, dann bis zur Sierra nevada etwa 600 Meilen (engl.) landeinwärts ein herrliches Weideland, und schön bewaldete Hügel wechseln auch hier mit der fruchtbarsten Ebene; allein dem Spanier war das Gold verborgen geblieben, in den schiefrigen Hügeln unterhalb der Bai von San Franzisco hatte er es nicht gefunden, und in dem weichen Sandstein oberhalb derselben nicht gesucht; auch mochten die Riffe und vielen niedrigen Inseln, welche die Küste umgürten und bei seltener Ruhe des hiesigen Meeres die Einfahrt gefährden, nicht eben einladen, — kurz dieses Land ward weniger beachtet und vollends von der Republik darnach vernachlässigt. Bruder Jonathan aber, der Nordamerikaner, ließ mit Fleiß die Grenzbestimmung unbestimmt, um diesen schönen Hafen zu gewinnen; seine Brüder siedelten sich mehr und mehr dort an, nachdem die mexicanische Republik selbst die Einwanderung gewünscht hatte, um durch die Weißen mehr Herr zu werden über die Indianer. Wie Capitän Sutter, ein Schweizer von Luzern, einen Fleck Landes von 60 Meilen Länge und 12 Meilen Breite geschenkt erhalten hatte, so auch Andere. Die Verwickelungen wegen Texas gaben darnach Vorwand zur Besetzung des Landes. Ein amerikanischer Oberst ging mit seiner Kriegsschaar hierher; nach drei Jahren war der Krieg, der kaum den Namen verdiente, beendet, und Monterey ward der Sitz des neuen Gouverneurs. Um an diesem Kriege Theil zu nehmen, war Dr. Thyrwitt Brooks, ein Engländer, in Gesellschaft eines schottischen Ansiedlers aus dem Oregongebiet nach Californien gekommen zu Anfang Mai des Jahres 1848. Zwischen hohen steilen Hügeln, zur Rechten das alte spanische Castell, vor welchem jetzt die „Sterne und Streifen" der Yankees flat-

terten, fuhr er nach manchem Ungemach durch die nur 2 Meilen breite Einfahrt in die herrliche, rings von malerischen Hügeln umschlossene Bai von San Franzisco ein. Heerden von Pferden und Rindern gras'ten rings herum, hie und da erhoben grüne Inseln oder schroffe Felsen sich aus den Wassern dieses Binnensees. Zur Rechten lag die Stadt von ungebrannten Backsteinhäusern; seltener nur waren die hinübergeschifften hölzernen Häuser der Amerikaner zu schauen, obgleich deren Zahl jetzt schon zwei Drittel der Bevölkerung betrug, die bis auf einige Tausend angewachsen war. Die eingeborenen Californier erinnerten durch den spanischen Anstrich ihrer sonnengebräunten Race, die in bunten Jacken und Manchester- oder Baumwollenhosen durch thurmähnliche Hüte auffiel, um so mehr an Mexico, als auch dem Weibe die Cigarre niemals fehlte. Unserm Arzt aber war es um Anstellung im Heere zu thun; daher eilte er schnell zum Gouverneur nach Monterey, welches er in zwei Tagen erreichte. Der Weg dorthin führt bis zur vernachlässigten Mission St. Clara durch dichtes Unterholz, vertrocknete Thäler, niedrige sandige Hügel und ausgedehnte Weidegründe; wendet sich auf einem Damme unter schattigen Bäumen ostwärts zu dem Pueblo von S. José, wo 3 bis 400 Menschen in schlechten Hütten neben einer häßlichen Kirche am Marktplatz ordnungslos zusammen wohnen, und führt 7 Meilen südlicher zu einer Farm, deren einstöckiges Wohnhaus einfach aus eingetriebenen Pfählen gebildet war, die man mit Zweigen durchflochten und dann mit Erde überworfen hatte. Hier übernachtete man. Heiligenbilder und eine Schwarzwälder Uhr erinnerten an Europa, der Fußboden aus hart gestampfter Erde an Texas. Andere Ranchos und Farmen gewährten durch die von kleinen Gärten umgebenen weiß getünchten Gebäude einen freundlichen Anblick am Wege. Dieser führte weiter durch ein breites mit Eichen und Sycamoren bewachsenes Flußthal, an dessen Seiten hohe Kiefern auf den niedrigen Hügeln thronten, an denen der Riesenhirsch sich zeigte; ein schmaler Pfad leitete dann durch eine Reihe schöner Hügel zur Mission von San Juan; man kreuzte eine weite Ebene und stieg die Berghöhe empor, die von dem Ziel noch trennte. — Schon verdrängte auch hier zu Monterey ame-

rikanische Bauart die schlechten Lehmhütten; doch erinnerten die stets wiederkehrenden Gerichte mit Chillies und Knoblauch noch stark an Mexico.

Unser Doctor erfuhr hier durch Oberst Mason, daß der Krieg zu Ende sei und er nun überhaupt schwerlich als Arzt in diesem Lande je sein Glück machen würde, da die Einwohner selten krank wären und dann gegen alle Krankheiten nur das eine Mittel des heißen Luftbades gebrauchten. Dies besteht nämlich darin, daß man eine Art Schilderhaus aus Weiden mit Erde überworfen, errichtet. Eine Oeffnung zum Einschlüpfen des Kranken nimmt zugleich die Hitze eines davor angezündeten Feuers auf. Ist der Kranke nach wenigen Minuten in der so erhitzten Luft im Schweiß gebadet, so stürzt er sich in den kalten Fluß und die Kur ist beendet.

Die beiläufig hingeworfene Bemerkung des Gouverneurs, daß man im Innern sollte Gold gefunden haben, ward nicht beachtet; nach zwei Tagen war man wieder in San Franzisco, um von dort aus die nördlichen Farmen zu besuchen, behufs etwaiger Ansiedelung. — Es war am 8. Mai. In Sweetings Hotel erzählte man, daß Jemand dort gewesen sei, der in acht Tagen 23 Unzen Gold gesammelt hätte. Schon drei Tage darauf waren von einigen vierzig Baustellen sämmtliche Arbeiter verschwunden und nach abermals drei Tagen fand man schon die Häuser geschlossen mit der Ueberschrift „gone to the diggings" d. h. „nach den Gruben" oder auch „zum Teufel gegangen!" Nur gegen sehr hohen Lohn konnte unser Führer den Sattler noch zur Arbeit bewegen und am 24. Mai war auch er nebst vier Freunden auf dem Wege zu den Gruben, wohl ausgerüstet wie zum Karavanenleben. In drei Stunden war die Ueberfahrt zum nördlichen Ufer vollendet; der Weg nach Sonoma war von Reisenden belebt, welche ostwärts zum Thal des Sacramento wollten. Sechs Packpferde trugen die Sachen unserer Gesellschaft; der treue gehorsame Diener eines Spaniers, der mit von der Gesellschaft war, leitete sie den schweren Weg über steile Hügel und wieder hinab in tiefe Schluchten, bis endlich ein mehrere Meilen sich hinschlängelndes Thal es möglich machte, an diesem Tage noch die Hügel zu überschreiten, welche von

der Sonoma-Ebene trennen. Im Hotel eines Amerikaners, der erst die Dollars der San-Franzisco-Leute noch mitnahm, ehe er selbst zu den Gruben ging, gab man den Thieren bis zum nächsten Nachmittag Rast und war zugleich so glücklich, ein Empfehlungsschreiben an Capitän Sutter zu erhalten. — Gruppen schöner Eichen bedecken nun die Gegend nach allen Seiten hin; dann folgen wieder Hügel und endlich ein Thal, wo man bei einem Farmer bleiben konnte. Dies Flohquartier verließ man früh am Morgen, um über eine Reihe ähnlicher Hügel wie Tags zuvor in eine wildere Gegend zu ziehen, wo steile schroffe Gebirge, mit Kiefern bewaldet und von jähen Schluchten durchschnitten, schöne fruchtbare Thäler einschlossen, in denen prachtvolle Eichen die weiten Aeste über goldene Blumen breiteten. Ein Glied der Gesellschaft war gestürzt und hatte den Arm gequetscht; man schlug zum erstenmal die Zelte auf und schlief in Decken ohne Plage. Am 27. Mai stieg man die steilen rauhen Hügelhänge hinauf, von denen man den Sacramento mit seinen kleinen Nebenflüssen und den herrlichen, dicht mit Eichen und Platanen bewachsenen Inseln übersieht, und lagerte am Abend am Fuß dieser Hügel an einem kleinen Bache. Erst nach längerer Rast folgte man dem Laufe desselben, brachte noch einmal die Nacht in seinem Thale zu, in geringer Entfernung die Nachtfeuer anderer Reisegesellschaften gewahrend, und hatte dann gleich am folgenden Morgen den S a c r a m e n t o vor sich. Eine Art kleiner Segelboote führte die Gesellschaft nach mancher Noth über den ein paar hundert Schritt breiten Strom zu den zehn bis zwölf Häusern der Stadt Suttersville, eine halbe Meile jenseits des Flußbettes. Noch ein scharfer Ritt über eine ebene Fläche, welche in Weizenfelder und Wiesen getheilt ist, und man hat S u t t e r s F o r t auf dem Gipfel eines kleinen Hügels am linken Ufer des A m e r i k a n o s vor sich. Wie war das hier seit wenig Wochen jetzt verändert! Einige kleinere Fahrzeuge und ein Schooner arbeiteten sich den Amerikanos hinauf; andere Fahrzeuge schifften schon ihre Ladung aus. Denn hier wollten Hunderte ihr Gold austauschen gegen die nöthigen Nahrungsmittel, Kleidungsstücke, Bretter, Decken, Pfannen, Schaufeln, Pulver und Blei, Pisco und Whiskey! Von hieraus war

die Entdeckung der Minen ausgegangen und hierher sollte das meiste Gold jetzt zurückfließen. Der Capitän Sutter, der erste weiße Mann unter den Indianern, seit zehn Jahren hier ansässig mit Frau und Tochter, geborenen Französinnen, hatte mehr und mehr die Indianer gegen Belohnung in Baumwollenzeugen, Nahrungsmitteln und selbst bereiteten Pisco oder Whiskey in seine Dienste gezogen, indem er nur mit Vorsicht treuen Händen auch eine Büchse anvertraute. Jetzt hatte er wenige Meilen oberhalb des Forts eine Sägemühle einrichten lassen; um den Mühlen-Kanal zu erweitern, hatte er einem Mr. Marshall den Auftrag gegeben, mehr Wasser einzulassen. So geschieht es, daß die Kieselerde ausgewaschen wird und nach Abfluß der Wasser dem Bauführer, Herrn Marshall, Goldklümpchen oder Schuppen entgegenschimmern, die er erst kaum beachtet und beachten will, endlich aber aufnimmt und unzweifelhaft für Gold erkennt. Ohne den Arbeitern sich zu verrathen, eilt er zu Sutter. Jene aber haben ihn beobachtet, und das Geheimniß ist verrathen. Der Bau der Mühle wird eingestellt; 50 Indianer arbeiten fortan als Goldwäscher für Sutter. — Die Golderde findet sich überall, namentlich an den trockenen Strombetten, die zur Regenzeit den Goldsand aus dem schiefrigen Gefüge spülen und ihn dem Sacramento zuführen. Wer so glücklich ist, in diesen zahlreichen Bergschluchten, die zum Flusse abführen, mit der Hacke das rechte Nest zu treffen, hat dadurch die Mühe einer Woche schwerer Arbeit erspart; denn bis mehrere Unzen schwer finden sich diese Stückchen meist mit Quarz gemischt, und nach den neuesten Berichten soll am Carson Creek in der Nähe von Stockton in diesem Jahre ein Klumpen von 93 Pfund Schwere gefunden sein, der nur 4 Pfd. Quarz enthielt. Wer nicht so glücklich ist, versäumt indeß leicht eine Woche und mehr, ehe er etwas findet, daher es sicherer ist, sich mit kleinem aber sicherem Gewinn zu begnügen, indem man wäscht. Zu diesem Ende wird der Sand aus dem trocknen Flußbette aufgeschaufelt und in Eimer oder Töpfe gethan. In Hemdsärmeln steht man, den Topf unter der Oberfläche des Wassers haltend, und rührt den Sand auf. So nimmt der Strom das Leichtere hinweg und eine schwarze goldhaltige Erde

bleibt zurück. Diese wird in einer Pfanne über dem Feuer getrocknet, so weit es die Sonne nicht thut; man bläst das Erdige mit kleinen Röhren ab und hat die Freude, kleine Goldschuppen oder Körner zurückzubehalten. Diese mühsame Arbeit erleichtert man sich durch Herrichten einer Wiege aus Brettern, indem mehrere sich zur Arbeit verbinden. Einer schaufelt die Erde auf, ein Zweiter wirft sie gegen ein feines Drathsieb, damit die Kiesel zurückbleiben, die Andere sonst auch durch ein aus Weiden geflochtenes Korbsieb zu entfernen wissen; ein Dritter trägt Wasser zu und ein Vierter bewegt die Maschine. Man theilt den Gewinn; doch fallen größere Stücke dem Finder allein zu. — Unsere kleine Karavane zog in die Nähe der Sägemühle, ein 20 Meilen aufwärts von dem Fort. Das grasige Thal des Flusses mit seinen kleinen Hügeln und wechselnden Thälern ließ hie und da Zelte anderer Gesellschaften und schmutzige Indianerdörfer sehen; der Strom selbst schimmerte zwischen Eichengruppen zuweilen hindurch; dann aber ward der Boden rauher; Kiefern wechselten mit Eichen; aus der Ferne wurden die dichtbewaldeten Hänge der Sierra nevada und darüber schneebedeckte Kuppen sichtbar. Indeß das Auge war jetzt für dergleichen nicht empfänglich; man zog eilig vorwärts, um diesen Abend noch die sogenannten „Mormonenminen“ zu erreichen. Ein Zug von Mormonen war nämlich gerade zur Zeit der Entdeckung durch die jenseitige Steppe über das Gebirge gekommen und hatte hier Halt gemacht; daher der Name. Jetzt waren ein 30 bis 40 Zelte und meist Amerikaner hier, alle in bloßen Armen, den Topf unter dem Wasser, Kiesel auslesend oder mit dem Sieben geschäftig, immer nur wenige Schritte von einander. Einige hatten ihre Familien mitgebracht; die Zelte standen längs des Flusses auf den sanftansteigenden Hügeln und zwischendurch hie und da eine Laubhütte, deren Grün nun vertrocknet war. Ein Yankee war beschäftigt, seinen Kramladen aufzuschlagen und verkaufte später unserer Gesellschaft eine erbärmliche kleine Waagschale für 15 Dollars mit dem Bemerken, sie werde bald dreimal so theuer sein. Hier schlug man nun alsbald das Lager auf; denn ein Mann zeigte 400 Unzen, die er in einer Blechpfanne ausgewaschen hatte, und Andere versicherten, 50 Dollar

täglich zu erwaschen. Ohne nur die armen Thiere zu entlasten, nahm Jeder was er brauchte von den Geräthschaften, und noch am selbigen Abend wurde die gewonnene Erde in einer Pfanne über dem Feuer getrocknet. Man hatte die Freude, einige Goldschüppchen zu gewinnen, allein die Pfanne trug ein Loch davon. Nach wenig Tagen war der Eifer bedeutend abgekühlt; man fand das ewige Bücken fast unerträglich, die Hände wurden unter dem Wasser runzlich und schmerzhaft. Zwei Wiegen wurden daher angefertigt, doch kosteten 100 Fuß Bretter 35 Dollars, und da ein Zimmermann für seine Hülfe auf den Tag ebenfalls 35 Dollars forderte, so mußte man allein zur Axt greifen und kam noch glücklich genug nach einigen Tagen damit zu Stande. Der Gewinn ergab 6 bis 9 Unzen täglich von jedem „Goldcanoe" wie die Indier sagen. Nur ein einziges Mal war einer so glücklich, einen Klumpen von 2¾ Unzen zu finden. Indessen wurde durch das Zuströmen der Menge von Indianern, Matrosen, entlaufenen Soldaten und sonstiger Goldsucher aus Californien die Provision immer theurer. Man hatte freilich neue Vorräthe aus dem Fort herbeigeschafft und schlief jetzt im Freien, der Sicherheit wegen das Zelt als Vorrathskammer benutzend; auch war das Leben, seitdem nicht mehr am Sonntag gearbeitet wurde, weil Jeder sich auf einen Tag wenigstens nach Ruhe sehnte, angenehmer geworden durch den Genuß der Geselligkeit, und jeden Abend spielte die Fiedel zum Fandango auf, da einige Californier ihre Frauen mitgebracht hatten und indianische Dienstmädchen; selbst ein Missionär aus den Staaten predigte Sonntags der Menge; — allein die dritte Woche hatte kaum noch ein Drittel Unze für den Mann täglich abgeworfen, und so beschloß man denn, diesen Ort zu verlassen, und höher hinauf zu ziehen. Die beiden Wiegen verkaufte man meistbietend für 375 Dollar und brach dann am 1. Juli nach der Sägemühle hin auf. Immer rauher wurden die Hügel, die Schluchten tiefer; ein Pferd stürzte hinab. Wohl 1000 Fuß hoch über der Ebene des Sacramento mochten die Hügel an der Mühle sein; Gruppen riesenhafter Kiefern und Eichen wechselten an den Hängen. Mr. Marshall hatte hier 50 Indianer für sich arbeiten; Sutter wenig entfernt die doppelte Zahl.

Baumwollene Hosen und Mocassins war ihre ganze Bekleidung; Frauen zerstampften Eicheln mit einem langen Stein, um Mehl und hartes Brot daraus zu gewinnen. Unsere Karavane ließ sich nahe dabei an einem ausgetrockneten Strombette nieder. Nun aber mußte man die Erde im Korbe mittelst durchgesteckter Stangen erst zum Wasser tragen und so gab man, trotz der guten Ausbeute, schon nach acht Tagen auch diesen Platz wieder auf, um nordwärts zum Weberflusse, einem Nebenflusse der nördlichen Gabel des Amerikanos, zu ziehen, nur eine Tagereise weiter. Die breite, seichte aber reißende Furth des Amerikanos war leicht überwunden; man sah an der nördlichen Gabel wieder Indianer arbeiten für einen Ansiedler aus der Nähe von Sutters Fort, welche 16 Pfund die Woche schafften, passirte einige verlassene Indianerdörfer und traf dann im Thal des ziemlich reißenden Flüßchens schon drei bis vier Gesellschaften waschend oder mit Schaufeln herumsuchend in den vielen Schluchten, die nach diesem Thale hin sich öffnen. Am Tage darauf ließ man 20 Meilen oberhalb sich nieder. Auch hier war schon ein Bretterladen eingerichtet; doch suchten meist nur Indianer nach Goldklumpen in den Schluchten. Oberst Mason aus Monterey kam hierher zur Inspection der Minen, um darüber nach Washington zu berichten. Was werden würde, wußte er selbst noch nicht. Zur Besetzung derselben fehlte ihm die Macht, da fast alle Soldaten desertirt waren. Er ermahnte die Leute hier, keine Deserteure unter sich zu dulden. Unsere Gesellschaft sandte unter seiner Begleitung ihr erübrigtes Gold, nur 27 Pfd. und 3 Unzen oder 4600 Dollars, nach dem Fort zur Aufbewahrung, da man fürchtete, bestohlen zu werden. — Inzwischen hatte sich die Hitze jetzt sehr gesteigert, vollends hier, wo keine Seebrise mehr kühlend einwirkte, und ob man auch durch ausgehöhlte Baumstämme, nach dem Muster der Indianer, die Arbeit sich erleichterte, so trat doch bald Erschlaffung und plötzlicher Kopfschmerz ein. Viele litten schon am Wechselfieber und selbst Kolik stellte sich ein. Daher war hier ein Doctor höchst willkommen. Allein so furchtbar war die Goldgier, daß Fieberkranke nach dem Anfall bald wieder im Wasser an der Arbeit standen und mancher statt der Arzenei den Whiskey wählte, das

Glas um einen Dollar hier zu haben. Unser Doctor erhielt freilich für jeden Krankenbesuch eine Unze Gold; indeß fürchtete er, den geringen Vorrath von Arzenei für die eigenen Genossen gebrauchen zu müssen und konnte daher meist nur guten Rath geben. Da einige Glieder der Gesellschaft arbeitsunfähig waren, so hatte man Indianer vom Schlangenflusse gemiethet, die in Provisionen und Pisco bezahlt wurden. Unter diesen herrscht die Leidenschaft des Spieles in einem hohen Grade. Drei lassen eine Kugel mit großer Geschwindigkeit von Hand zu Hand gehen, drei Andere rathen, wo sie sich befinde. Wer nichts mehr hat, setzt einen Tag Arbeit ein. So spielte Einer sich zum Sclaven auf sechs Wochen und mußte Gold waschen für Andere gegen die schlechte Kost des harten Eichelbrots. Sonst spielt man auch um's Abendessen oder ein Glas Pisco; denn diese Indianer sind der Trunkenheit so sehr ergeben, daß sie meist den andern Tag wieder vertrinken, was sie heut verdient haben. — Man hatte das Glück mit einem alten Fallensteller zusammenzutreffen, der auch für Sutter schon gejagt hatte und die ganze Gegend kannte. Der Platz war mehr und mehr überfüllt worden; das ganze Thal war schon mit Zelten und grünen Lauben bedeckt; die Schmerzen in Kopf und Gliedern mehrten sich. Von dem nördlicher liegenden Bärenflusse versprach man sich ein erträglicheres Klima, und Gold sollte auch dort in Menge sein. So brach man denn in Gesellschaft des Fallenstellers, der des Goldsuchens müde, lieber einmal wieder jagen wollte, dorthin auf, wohin schon eine andere Gesellschaft und viel Mormonen mit ihr vorangegangen war. Ein Advocat, ein Zimmermann und ein Steuermann schlossen sich an; Provisionen hatte man auf vier Wochen; es war am 26. Juli. Um die ununterbrochene Kette dichtbewaldeter Niederungen und steiler felsiger Bergrücken auf eine Strecke von 50 Meilen zu überwinden, wechselte der Führer oft die Richtung. Die vielen Schluchten und trockenen Wassercurse mit sonnengebleichten Steinen und Schiefer in den Betten passirte man glücklich, nur daß ein Lastthier ein Bein brach. An den Quellen des Rio de las Plumas oder Federflusses traf man verkrüppelte immergrüne Eichen und Kiefern mit scharfen Nadeln und großen

Zapfen, und nachdem man die letzten steinigen Bergabhänge überstiegen, sah man am 30. Juli zwischen felsigen Hügeln und Granitblöcken mit vielen Schluchten und Spalten in einem üppigen Grasthale den klaren Bärenfluß auf schiefrigem Bette rasch dahin fließen. Kein Mensch, aber auch kein Gold war hier zu sehen! Nach längerer Rast zog man 12 Meilen aufwärts, fand dort Gold und richtete sich ein zum Schutz gegen die Indianer. Die sehr gedrückte Vegetation lieferte kaum Futter für die Pferde; nur eine Art Apfelfrucht von der Größe einer Stachelbeere brachte der Jäger, der gegen 15 Dollars und zweimal Whiskey täglich die Gesellschaft mit Wild versorgte. Unser Doctor bekam in dieser Wildniß bald das Heimweh; indeß überwand er es in der Hoffnung großer Ausbeute; denn ziemlich große Goldklumpen hatte man zwischen den Steinblöcken, aber entfernter vom Lager, gefunden. Schon früher hatten sich einmal Indianer genahet mit einer weißen Feder am langen Stabe und nahrhafte Wurzeln und einige Säcke Fichtennüsse zum Verkauf geboten. Diese hatte man durch ein Geschenk von alten Decken noch bei guter Laune erhalten; fünf hatten sich sogar zur Arbeit vermiethet, waren aber bald darauf über Nacht entwichen. Freilich hatte man auf der Bärenjagd sonst nie einen Indianer gesehen — man pflegte nämlich nur noch vier bis fünf Stunden täglich zu arbeiten und abwechselnd zu jagen — allein die Pferde waren öfters unruhig des Nachts, und daher ließ man stets eine Wache zurück auch bei Tage. Auf diese Wache wurde gegen Ende August von einem lauernden Indianer ein Pfeil abgeschossen, doch büßte der Indianer mit dem Leben. Plötzlich aber erschienen 40 bis 50 Reiter, und nur dem schützenden Weidengebüsch hatte man es zu danken, daß die Pfeile nicht trafen, und nächstdem den guten Büchsen, daß die Feinde mit dem Verlust von einigen Todten sich zurückzogen. Ein Theil der Pferde aber war fortgetrieben. Sie wieder zu erlangen, verfolgte man den Feind. Während man aber das Wachtfeuer einiger Auswandererwagen für das Lager der Räuber hielt und sich heranzuschleichen suchte, scalpirte der wahre Feind den armen Steuermann, der zum Schutz der Pferde im Rücken zurückgelassen war, und nur dem Zufall hatte man es zu danken, daß nicht

auch diese Pferde verloren gingen. — Man wußte, daß der Indianer auch den Werth der „gelben Erde", wofür er Pisco und Whiskey haben konnte, hinlänglich begriffen habe und fürchtete nun für den Schatz selbst. Vier Unzen täglich der Mann war die letzte Ausbeute gewesen! Die Provisionen freilich mußten schon zugemessen werden, die absterbende Vegetation erinnerte an die Regenzeit; schon zeigten sich viele Wolken am Himmel, nachdem zuvor die Nächte schon klar und kalt gewesen waren, namentlich vor Sonnenaufgang — noch aber hatte man vier Wochen vor dem Eintritt der Regenzeit und diese wollte man benutzen. Daher beschloß man, Einige nach Provision zum Fort, Andere mit dem gesammelten Golde nach San Franzisco abzusenden. Das Mißtrauen selbst gegen Freunde erwacht um Goldes willen! Jeder hätte den Schatz selbst tragen mögen; Jeder fürchtete ihn in der Hand des Andern zu verlieren! Man geleitete wenigstens die Beauftragten bis nahe an das offene Land zum Sacramento hin. Während aber die drei Reiter nun allein durch die weite Reihenfolge lichterer Hügel, deren Haupt einzelne Kiefern krönen, an den krüppelhaften Eichen im Thale dahinreiten, einer nach dem andern, brechen an einer Umbiegung des Weges hinterrücks Räuber hervor. Der Lasso wirft den letzten Reiter eh' er's ahnt besinnungslos vom Pferde; das Pferd wird mit 78 Pfd. Gold entführt. Freilich ward ein Indianer, den hinzukommende Bergleute jedoch als einen entlassenen Soldaten vom schlechtesten Rufe erkannten, erschossen, ein Anderer verwundet und der schwer verletzte Freund unseres Führers in einer californischen Hütte wohl gepflegt und wiederhergestellt; allein das Gold war doch verloren! Nur je 18 Pfd. hatten die beiden andern Reiter, denen man nicht ganz traute, mit sich geführt. — So kam es denn durch dieses Ereigniß dahin, daß man die Trennung beschloß. Unter manchen Streitigkeiten wurde der Rest des Goldes Jedem zugewogen. Einige blieben zurück; Doctor Brooks aber eilte mit dem Gewinn von nur 1500 Dollar für die ganze Zeit von drei vollen Monaten zu seinem kranken Freunde in der californischen Hütte. Auf dem Wege noch traf er den von Sutters Fort heimkehrenden Fallensteller nebst Genossen. Diesen war auf dem

Wege in den jetzt dort sehr überfüllten Minen der größte Theil der Provision gestohlen worden, und sie erzählten, wie dort Schandthaten und Verbrechen häufig wären. Jeder sei hier sich selbst nur Schutz und Gesetz; Viele arbeiteten, den Arm in der Binde, da jeder Zwist gleich Schlägerei hervorriefe; fast zwei Drittel seien krank und nicht im Stande, die Zelte zu verlassen; doch Niemand kümmere sich um die Kranken.

Hier brechen wir unsere Reise ab. Unser Führer suchte vergeblich noch wieder in den Besitz des geraubten Goldes zu kommen, nachdem er erfahren, daß der Räuber ein Mexicaner sei und zu San Franzisco um jeden Preis ein Schiff gesucht aber bei der Abwesenheit aller Matrosen nicht gefunden hatte. Beide Alcalden der Stadt waren auch in den Minen; nirgends war Hülfe und Recht zu finden. Vergeblich verfolgte er die Räuber auf der spanischen Straße nach Santa Fé, stets blieb er zwei Tagereisen zurück und diese hatten sich endlich auf die Straße nach Mexico gewandt. — Indem er nun unterm 11. October 1848 sein Tagebuch dem Bruder in England durch den Courier von Washington über Neu-York zusenden will, spricht er mit halber Verzagtheit von dem Winter und will möglicherweise nach den Sandwichsinseln hinüberfahren, weil er bei der Rückkehr der Goldsucher eine so große Theurung vermuthet, daß seine 1500 Dollar kaum reichen dürften für die drei Monate lange Regenzeit, welche indeß auch darüber hinaus wegen Ueberfluß an Wasser die Minen noch lange unzugänglich macht. Möchte er glücklicher im folgenden Jahre gewesen sein! — Wir aber glauben kaum, daß dieser Menschenfreund sich ferner lange noch in einem Lande wird gefallen haben, wo seitdem Städte wie Pilze aus der Erde gewachsen sind, wo jetzt (im Jahre 1850) nun 100,000 Menschen in den Gruben arbeiten und andere 100,000 sich wohnlich einrichten oder gehen und kommen, wo aber zugleich Haß und Neid und Mord und Lug und Trug sich niedergelassen haben und jedes edlere Gefühl erstirbt, weil Jeder hier zur Firma hat: »gone to the diggings«, d. h. zum Teufel gegangen! Denn so berichtet noch ein Brief vom 7. Juni 1850: „Der Zinsfuß ist monatlich 10 bis 15, ja 20 Procent; das reelle Geschäft stockt; der Markt ist überfüllt,

jeder Tag bringt neue Bankerotte, nicht die Fracht wird bezahlt. Auf zahllosen Auctionen kauft man zu Spottpreisen. Die letzten Feuersbrünste im Mai und Juni waren Speculationsbrände, da eine Unmasse von Bauholz im Hafen war. Die Goldsucher leiden an klimatischen Krankheiten; nicht selten werden Leichname ausgegraben; Neid und Habsucht der Yankees macht das Leben unerträglich; die Landstraßen sind so unsicher, daß man nur in Karavanen reisen kann.“ — Jedoch auch dies wird sich wieder ändern in einem Lande, wo die Noth und das Bedürfniß täglich neue Gesetze für neue Verhältnisse entstehen läßt. Denn die große Hauptstadt der Südsee »the great metropolis of the pacific« ist eben noch im Werden begriffen, allaugenblicklich ändern sich die Verhältnisse. Man wird künftig fester bauen aus Stein, man wird auch fester regiert werden, seitdem die Zulassung zum Staatenbunde laut einer Zeitungsnachricht vom 16. August durchgegangen ist. Die Entdeckung von Quecksilberminen wird die Ausbeute fördern auch im Süden, wo gleichfalls Gold gefunden wird. Eine Münze wird die Baarzahlungen erleichtern; die Einrichtung eines regelmäßigen Dampfcurses zwischen New-York und Chagres am Isthmus von Panama wird auch dieses Land in regelmäßigere Verbindung bringen mit der civilisirten Welt. Tausende werden dies Land noch lange verfluchen, wo sie das Grab ihrer Hoffnungen fanden; andere Tausende werden wieder und wieder das Wagniß übernehmen und endlich doch den Teufel bannen, daß er dem Kreuze weiche und ihm den Sieg auch über diese Schätze überlasse.

In dieser Hoffnung scheiden wir denn von diesem Lande, zugleich dem Führer dankend für den Einblick, den er uns in das erste Werden dieses Eldorado's thun ließ.

Druck von Philipp Reclam jun. in Leipzig.



A. E. Payne sc.

Die Weltkunde

in

einer planmäßig geordneten Rundschau der wichtigsten neueren Land- und Seereisen

für

das Jünglingsalter und die Gebildeteren aller Stände,

auf Grund des Reisewerkes

von

Dr. Wilhelm Harnisch

dargestellt und herausgegeben

von

Friedrich Heinzelmann.

Achter Band.

Reisen in Südamerika und Westindien.

Mit einem Stahlstich und einer Karte.

Leipzig, 1851.
Verlag von Friedrich Fleischer.

Reisen

in

Südamerika und Westindien.

Herausgegeben

von

Friedrich Heinzelmann.

Mit einem Stahlstich und einer Karte.

Leipzig, 1851.
Verlag von Friedrich Fleischer.

Inhaltsverzeichniß.

I.

Alexander von Humboldt's Reise in die Länder des Orinoco-Gebietes und nach Cuba nebst Blicken auf Westindien.

II.

Georgetown und eine Fahrt auf dem Essequibo in's Innere von Brittisch-Guiana. Nach Richard Schomburgk.

III.

Reisen in Brasilien und den La Plata-Ländern. Nach Gardner, Prinz Maximilian von Wied-Neuwied, Darwin u. A.

Erstes Kapitel.

(Gardner.)

Zweites Kapitel.

(Prinz Maximilian zu Wied-Neuwied.)

Drittes Kapitel.

(Gardner.)

Viertes Kapitel.

(Darwin.)

IV.

Reisen in Chile, Peru, Aequator nebst einer Fahrt auf dem Amazonenstrom. Nach J. J. v. Tschudi, Darwin, Stevenson und Pöppig.

Erstes Kapitel.*)

Zweites Kapitel.

Drittes Kapitel.

---

*) Für die fünf ersten Kapitel ist der treffliche J. J. v. Tschudi zum Hauptführer gewählt.

I.

Alexander von Humboldt's

Reise

in die

Länder des Orinoco-Gebietes und nach Cuba

nebst

Blicken auf Westindien.

Einleitung.

Südamerika, das größte Festland der südlichen Erdhälfte, hat ebenso wie Nordamerika, die Gestalt eines Dreiecks, und zwar die eines rechtwinkligen, dessen Spitze das Kap San Roque im O. Die derselben gegenüberstehende Seite mißt von der Punta de Galinas, der Westspitze des Golfs von Maracaibo, bis zum Kap Hoorn 1030 Meilen. In gleicher Richtung erstreckt sich an der Westküste entlang die Hochgebirgskette der Cordilleros(ilj) de los Andes, d. i. Metallgebirge (vom peruanischen Anta, Metall), welcher Name vorzugsweise dem südlich vom Aequator gelegenen Theil des großen, durch ganz Amerika hindurchziehenden Gebirgssystems zukommt. Die Anden von Südamerika gelten für das längste Gebirge der Erde und behaupten in Bezug auf die Erhebung nächst dem Himalaya-System den zweiten Rang. Die Gipfelhöhe steigt bis 23,000 Fuß (der Ancomani oder Pik von Sorate im O. des Titicaca-Sees 23,690 Fuß, der Aconcagua in Chili 22,690 Fuß, der Illimani 22,400 Fuß, der Chimborazo(tschi) 20,100 Fuß). Die Anden von Chili haben eine Kammhöhe von 9 bis 12,000 Fuß, und an der höchsten Stelle des Alpenlandes von Peru erhebt sich der Rücken in einer mittleren Höhe von 14,500 Fuß. Ueber dem Heerd eines unterirdischen Feuers stehen namentlich drei Gruppen: die Vulkanreihe von Chili (zwischen 45° und 35° S. Br.), von Bolivia (zwischen 22° und 16° S. Br.) und von Quito (zwischen 30° S. Br. und 3° N. Br.). Diese letzte

Reihe besteht aus zwei Ketten; in der westlichen befinden sich als Feueressen: der Chimbarazo, der Yliniza (Ilinissa), 16,300 Fuß hoch, und der vierköpfige Pichincha (Pitschintscha), 14,950 Fuß hoch; in der östlichen: der Cotopaxi(hchi), 17,700 Fuß hoch, der Antisana, 17,960 Fuß hoch, und der Pik von Cayambe, 18,420 Fuß hoch. Eigenthümlich ist ferner den Anden, daß sie sich einige Mal in zwei oder drei nahe an einander parallel laufende Ketten spalten, die sich in Gebirgsknoten wieder vereinigen und große breite Längenthäler oder Becken einschließen. Zwischen dem 33° und 18° S. Br. verstärken sich die Anden durch ostwärts auslaufende Widerlagen oder Querjoche; so durch die Sierra de Cordoba (33° bis 31°), S. de Salta und de Jugui (Chugi, unter 25°), S. Nevada de Cochabamba und de Santa Cruz (22° bis 17½°). Die von den Gebirgsknoten abgeschlossenen Längenthäler oder Becken waren früher wahrscheinlich eben so viele Binnenseen. Ihre Grundfläche ist zum Theil sehr bedeutend; so die des Titicaca 3500 □Meilen, die des oberen Marañon(nj) 2400 □M. Das erstere ist so dicht vermauert, daß der See nur durch Verdunstung Wasser verlieren kann; alle übrigen Becken ergießen ihre Gewässer in natürliche Abzugskanäle oder Gebirgsspalten. Zuweilen sind diese Becken ganz platte Gebirgsebenen von geringerem Umfang (keine derselben hält mehr als 40 □M.); da sie jedoch durch tiefe Thäler begrenzt werden, so stellen sie gewissermaßen Inseln im Luftocean dar, deren Bewohner hier, wie auf natürlichen Festungen, abgeschlossen von aller Welt leben. Die Lage der Becken ist so, daß die südlichsten am höchsten liegen. Der Boden des Tafellandes von Bolivia ist 12,000 Fuß emporgehoben; die Ebene von Quito liegt über 8000 Fuß hoch; das Becken des in den Magdalenenfluß einmündenden Rio Cauca erreicht 3000 Fuß; das Becken des oberen Marañon hat mindestens 1800 Fuß Höhe. — Als abgesonderte Gebirgsgruppen nennen wir: 1) Die Serra Nevada (das Schneegebirge) von Santa Marta, ein aus dem Tiefland pyramidalisch mit Schneegipfeln von 18,000 Fuß hervorragendes, überall steil abstürzendes Massengebirge, welches nur 100 □M. bedeckt und von zwei Zweigen der Anden, dem von Bogota und dem der Landenge von

Panama umfaßt wird. 2) Das Küstengebirge von **Venezuela**, eigentlich eine Verlängerung der Anden, an der Nordküste von Südamerika, bestehend aus zwei von W. nach O. streichenden Ketten. 3) Das Hochland von **Guyana**, eine Reihe paralleler Ketten bildend; die westlichste, die Sierra Parime steigt bis 4800 Fuß auf, und da, wo der Cassiquiare und Orinoco sich trennen, gipfelt der Pik Duida, die höchste Spitze. 4) Das Gebirgsland von **Brasilien** im S. O. von Südamerika, bestehend aus Tafelflächen von 1000 bis 2000 Fuß Erhebung, auf denen in der Richtung der Küste mehrere Bergketten hinstreichen, so im O. die Serra de Mar oder die Küstenkette, die Serra da Espinhaço (jaço) oder das Rückenknochengebirge, das höchste dieser Gruppe, welches im N. der Stadt San Paulo Gipfel von mehr als 7000 Fuß Höhe trägt, endlich die Serra dos Vertentes oder die Wasserscheide-Kette. Die beiden letzteren dieser Ketten schließen am oberen Parana weite Hochflächen (Pampas) ein. Als Flach- und Tiefländer bezeichnen wir außerdem: 1) Die Ebenen von **Patagonien**. 2) Die Ebene vom **Rio de la Plata** oder die Pampas von Buenos-Ayres. 3) Das Becken des **Rio Negro** und des **Amazonen-Stroms** oder Marañon mit einem breiten Gürtel von Sümpfen und Urwäldern, durch welche auch das Gebirgsland von den weiten Ebenen (Llanos, spr. lja) im Osten geschieden wird. 4) Das Becken des untern **Orinoco** und der Ebene von **Venezuela**. 5) Das Tiefland am **Cauca** und **Magdalenenfluß**. — 1) Die noch sehr wenig erforschte patagonische Ebene ist wahrscheinlich eine Tiefebene und zwar eine größtentheils salzige oder steinige Steppe mit dürftigem Pflanzenwuchs, wo Trinkwasser und Bäume selten sind; im N. eine große, von seichten gesalzten Landseen und Morästen durchzogene Wüste. Mehrere Flüsse, darunter der Colorado. 2) Die Tiefebene des Rio de la Plata oder die Pampas von Buenos-Ayres bilden endlose Steppen ohne Berge, Hügel und Bäume, in deren mannshohen Gräsern Heerden verwilderter Pferde und Rinder weiden. Sie werden ihrer ganzen Länge nach von dem **Paraguay** und dem untern **Parana** durchströmt. Zwischen den Quellen des Parana und des San **Francisco**, welcher ein breites wellen-

förmiges Thal in nordöstlicher Richtung durchfließt, bildet die Serra Negra die Wasserscheide. 3) Der größte Strom Südamerika's und der ganzen Erde ist der Marañon (njon) oder Maranhao (ja-ung). Er entspringt im N. des Nevado oder des Schneebergs von Pasco in Peru vielleicht 12,000 Fuß über dem Meer. In seinem oberen Lauf durchfließt er mit reißender Wildheit ein Längenthal der Anden; dann wendet er sich ostwärts und bricht auf seinem mittleren Lauf durch eine enge, nur 150 Fuß breite Pforte, der Pongo oder das Thor von Manseriche (itsche) genannt. Unterhalb dieses Durchbruchs tritt er auf seinem unteren Lauf in die weit ausgedehnten Ebenen, denen er den Namen gibt. Der größere Theil davon ist an beiden Seiden des Stromes mit undurchdringlichem Urwald bedeckt, Bosques (kes) oder Selvas, d. i. Dickicht oder Wälder des Marañon genannt; die baum- und hügellosen Grasebenen heißen Llanos. Die ganze Fläche neigt sich sanft gegen O.; 315 Meilen von seiner Mündung ist er nur noch 630 Fuß über dem Meere, aber schon eine halbe Meile breit. Bald wächst er zu riesenmäßiger Ausdehnung; das Bett wird meilenbreit, inselreich und ist stellenweis über 300 Fuß tief. Da, wo er den Xingu (Schingü) aufnimmt, wird er zu einem Süßwasser-See, in welchem Ebbe und Fluth bis auf hundert Meilen landeinwärts bemerkbar ist. An der Mündung erreicht der Hauptarm eine Breite von mehr als zwölf, der Para eine Breite von mehr als fünf Meilen. Beide schließen die große Insel Marajo (adscho) oder Joanes (dscho) ein. In den Marañon oder Amazonenstrom münden mehr als sechzig große Flüsse, die sich zum Theil mit dem Rhein oder der Donau messen können, darunter der Madeira und der Tocantines, mit dem Rio Grande, auf dem rechten Ufer, der Rio Negro auf dem linken Ufer. In letzteren entsendet der Orinoco den Cassiquiari und bewirkt dadurch eine natürliche Verbindung mit dem Wassergebiet des Marañon. Zu diesem verhalten sich die Zuflüsse in Betreff ihrer Mündungsgestalt ganz wie Ströme zum Meer, indem sie sich beim Einfluß in viele Arme und Kanäle theilen, förmliche Delta's bildend, die zur Zeit der Stromschwellen in der ersten Hälfte des Jahres weit und breit mit Wasser bedeckt sind. Dann

steigt der Marañon oft bis 40 Fuß und verwandelt alles umher in einen großen See. Der von ihm ernährte Pflanzenwuchs gehört zu dem riesenmäßigsten der Welt. Die ihn und besonders auch den Madeira einhüllenden Urwälder bilden ein dichtverwachsenes, völlig undurchdringliches Labyrinth. 4) Der obere Lauf des Orinoco ist noch wenig bekannt. Er windet sich, wie eine Schlange um ihre Schwanzspitze, im Kreise um seine Quelle. Auf seinem mittleren Lauf durchbricht er, nördlich fließend, die Ausläufer der Sierra Parime mit Stromschnellen und Wasserfällen, unter denen die von Maypures (maji) und Atures die bedeutendsten. An der Mündung des Apure, wo er seinen unteren Lauf beginnt, liegt er noch 200 Fuß hoch und durchfließt nun nach O. hin zwischen dichten Waldungen die Ebenen, welche sich von seinen Ufern nordwärts bis zum Küstengebirge von Venezuela ausbreiten. Er mündet in vielen Armen, von denen der südlichste der Hauptarm. Sein Deltaland erhebt sich wenig über den Spiegel des Oceans und ist daher, so wie die Ebenen seines unteren Laufes, Ueberschwemmungen ausgesetzt. Die weiten Llanos im N. dieses Stroms sind in der heißen Jahreszeit kahle dürre Steppen; aber in Folge der tropischen Regen verwandelt sich die Einöde in eine weite Wasserfläche, und nachdem sich das Wasser verlaufen, entsprießen dem Boden mannshohe Gräser, deren windbewegte Wogen an das Meer erinnern, weshalb die Llanos bei den Bewohnern das Gras-Meer (mar de yerbas) heißen. Die wassergleiche Ebenheit dieser Flächen wird nur durch breite, vier bis fünf Fuß hohe felsige Erhebungen unterbrochen, die mit steilen Rändern aus der Ebene hervorragen und als Bänke des Gras-Meers bezeichnet werden. Sie dienen den hier weidenden halbwilden Eseln und Pferden bei Ueberschwemmungen zum Zufluchtsort. 5) Die Quellen des Magdalenenflusses und des Cauca liegen am Gebirgsknoten von los Pastos (Weiden). In ihrem oberen Laufe fließen sie durch tiefe enge Längenthäler und brechen dann beide mit Stromschnellen in das Tiefland, welches als eine wellenförmige vom Maracaibo-See bis zum Golf von Darien reichende Culturfläche das inselartige Hochland von Santa Marta umgiebt. — Die Entwickelung der klimatischen

Verhältnisse, so wie die Schilderung der reichen Thier- und Pflanzenwelt überlassen wir unseren Reisenden und bemerken nur noch, daß man den Flächeninhalt von Südamerika auf 321,000 □Meilen berechnet hat; davon kommen 44,000 auf die Anden und den westlichen Küstenstrich, 31,200 auf die getrennten Gebirgsglieder, 245,400 auf die Flach- und Tiefländer. Die äußerst dünne Bevölkerung von etwa 16½ Millionen Menschen lebt auf den verschiedensten Culturstufen, scheidet sich aber in zwei große Familien, nämlich in Europäer sammt ihren Abkömmlingen und in Ureinwohner oder amerikanische Indianer, auf deren unzählige Stämme wir bei der Wanderung durch die einzelnen Länder zurückkommen werden. Unter den ersteren sind die Spanier im W. und N., die Portugiesen im O. vorherrschend; Deutsche, Franzosen, Engländer und in Guyana auch Holländer machen den geringeren Theil aus. Aus Afrika hat man außerdem noch die Neger herübergezogen und besonders in Brasilien aufgehäuft. — Werfen wir nun noch einen Blick auf die Entdeckungen in Südamerika und seine Geschichte.

Es war am 1. August 1498 als Christoph Columbus auf seiner dritten Fahrt das Delta des Orinoco begrüßte; vier Tage nachher betrat er zum ersten Mal am Golf von Paria das amerikanische Festland. Im Jahre 1500 entsandte König Emanuel von Portugal eine Flotte auf dem neugefundenen Seeweg nach Ostindien und gab dem Admiral Alvarez (eff) Cabral die Weisung, auf dem Wege zum Kap möglichst westwärts zu steuern. So wurde Brasilien entdeckt und 1501 auf einer Fahrt, woran auch Amerigo Vespucci (tschi) *) Theil nahm, nach seiner

---

*) Amerigo Vespucci, der dritte Sohn eines öffentlichen Notars in Florenz, wurde durch kaufmännische Unternehmungen nach Spanien geführt, wo er als Commis eines großen florentinischen Handlungshauses, welches die Vorschüsse zur Ausrüstung der zweiten Expedition des Columbus leistete, die ihm dargebotene Gelegenheit benutzte und im Ganzen vier Reisen theils auf spanischen, theils auf portugiesischen Schiffen mitmachte. Durch seine Reiseberichte, die hauptsächlich Schilderungen von Reise-Abenteuern, so wie von den Sitten und Gebräuchen der Ureinwohner enthielten, wurde die neue Welt zuerst in Italien, Deutschland und Frankreich bekannter. Daher die Benennung „Land des Amerigo" (Americus) oder Amerika.

Küstenentwickelung bis zum La Plata enthüllt. Der Spanier Rodrigo Bastides entdeckte die Mündungen des Magdalenenflusses und das Hochland von Santa Marta. Von da drang der kühne und talentvolle Abenteurer Franz Pizarro 1528 in Begleitung von Diego Almagro nach Peru vor und vollendete 1533 dessen Eroberung; Benalcazar entdeckte und eroberte 1534 Quito, dann Neu-Granada. Diego Almagro kam zuerst nach Chili, und Gonzalo Pizarro drang 1540 in das Innere des Festlandes bis zum Flusse Napo und Choco; 1541 beschiffte Francesco de Orolana den Marañon; 1543 erforschte Domingo de Iguala die Ufer des Paraguay und 1576 umsegelte Franz Drake zuerst ganz Südamerika. Nach und nach überzeugte man sich von der großen Wichtigkeit dieses Festlandes. Den Spaniern lieferte der Westen ungeheure Schätze an edlen Metallen und wurde bald von Europäern überfluthet. Auf den Trümmern der alten Inka-Reiche wurden neue Städte gegründet; Handel und Schifffahrt erhielten außerordentliche Lebhaftigkeit. Für die Portugiesen wurde das Anfangs wenig geschätzte Brasilien durch reiche Ausbeute an Gold und Diamanten, Färbehölzern und Zucker das bedeutendste überseeische Besitzthum. Die Herrschaft der Spanier dehnte sich von den Mündungen des Orinoco bis zum la Plata aus. Die Portugiesen nahmen alles Land von da bis zu den Mündungen des Amazonenstroms in Anspruch, und so theilten sich die beiden Mächte der pyrenäischen Halbinsel in ganz Süd-Amerika. Spanien ließ seinen Antheil durch Vicekönige und General-Capitaine verwalten. Man betrachtete die neugewonnenen Colonien nur als Erwerbsquellen, ihre Bewohner als bloße Werkzeuge, um daraus zu schöpfen, und hielt die Entwickelung alles selbstständigen Lebens unter schwerem Druck. Aber im Laufe der Jahrhunderte erwuchs hier das neue kräftige Geschlecht der Kreolen (Mischlinge von Weißen und Indianern), welche das Mutterland verabscheuen lernten. Trotz der vielen Blutaussauger des Landes, entstanden, namentlich in Peru, Familien mit unermeßlichem Reichthum, und ihre Söhne bildeten sich auf den Schulen von Madrid und Paris. Der Geist der Unabhängigkeit erwachte immer lebendiger, und die Absetzung des Königs von Spanien gab

1808 das Signal zur Erhebung der Colonien. Als Held stand unter ihnen Simon Bolivar auf, genannt der Befreier (el liberatador), geboren 1783 zu Caracas, der einzige Sohn einer der reichsten Familien. Er besuchte mehrere europäische Staaten und wohnte unter Anderm der Krönung Napoleons zu Mailand 1804 und 1805 bei, die einen tiefen Eindruck auf ihn machte. Seit 1811 verfocht er die Sache der Aufständischen in seinem Vaterlande. 1814 wurde er zum Dictator von Venezuela ausgerufen, und nach vielen harten Kämpfen gelang ihm die Vertreibung der Spanier sowohl in Venezuela und Neu-Granada, als auch in Peru. Auf Grund einer nach seinem Plan angenommenen Verfassung constituirten sich diese Provinzen als selbstständige Staaten; eben so Bolivia, welches aus der Vereinigung einiger Provinzen von Ober- oder Süd-Peru gebildet war. Als General Paez (eß) die Fahne eines neuen Bundesstaates erhob, legte Bolivar 1830 seine Präsidentschaft nieder und starb in demselben Jahre. Paez trat 1835 an die Spitze des Bundesstaates Columbia, indem er mit vieler Einsicht Ackerbau, Gewerbthätigkeit und Handel beförderte. Neuerlich löste sich Columbia wieder in seine ursprünglichen Bestandtheile Ecuador (Quito), Neu-Granada und Venezuela auf. Auch die Besitzungen am La Plata rissen sich 1811 von der spanischen Herrschaft los. Dr. Francia (geb. 1763) zuerst Franciscanermönch, dann der Rechte beflissen und Alcalde in seinem Vaterland Asuncion (Asumption), schwang sich vom Secretair der Junta (Regierung) zu einem der drei Consuln des neuen Staates Paraguay empor und wurde 1814 alleiniger Director desselben, anfangs auf drei Jahr, nachher auf Lebenszeit. Er regierte sehr streng, hob Ackerbau und Industrie, schloß aber sein Reich von allem Verkehr mit dem Ausland ab und starb 1840. Gegenwärtig bestehen nun folgende Freistaaten in Südamerika: 1) Neu-Granada. 2) Venezuela. 3) Ecuador (Aequator). 4) Peru. 5) Bolivia. 6) Chili (Chile). 7) Die vereinigten Freistaaten am La Plata. 8) Die Republik Banda Oriental oder Cis-Platina am Uruguay. 9) Paraguay. — In Brasilien wurde 1552 Rio Janeiro (dschane-iro) Hauptstadt. Dahin flüchtete der Hof 1808 aus Portugal. Die Verwaltung

des Landes blieb indeß schlecht, bis das Volk dem König Johann VI. eine Verfassung abnöthigte. 1821 kehrte der König nach Europa zurück und sein Sohn Dom Pedro wurde Regent. Unweise Verordnungen des portugiesischen Cabinets bewirkten, daß Brasilien sich 1822 für unabhängig erklärte und Dom Pedro als constitutionellen Kaiser annahm. Durch den Tod Johanns VI. 1826 fiel ihm auch die Krone Portugals zu, auf welche er zu Gunsten seiner Tochter Donna Maria da Gloria verzichtete. Die fortdauernde Gährung der Parteien brach in Brasilien endlich zu einem offenen Kampfe aus, der für die Krone unglücklich ablief. Dom Pedro mußte 1835 zu Gunsten seines Sohnes entsagen und schiffte sich nach Portugal ein, wo er in der Beilegung der dort entstandenen Wirren eine ehrenvollere Rolle spielte. — Noch erwähnen wir der brittischen, niederländischen und französischen Colonien in Guyana. Die brittischen Colonien sind Berbice, Demerary und Essequibo, sämmtlich durch die Holländer in den Jahren 1626, 1748 und 1698 gegründet, aber 1796 und 1797 von den Engländern erobert und denselben 1814 förmlich abgetreten, so daß den Holländern nur die Colonien am Flusse Surinam mit der Hauptstadt Paramaribo verblieben sind. Die Franzosen besitzen hier Cayenne, 1626 von Kaufleuten aus Rouen gegründet.

Wir haben diesen kurzen geschichtlichen Ueberblick mit dem ersten Entdecker Südamerika's begonnen und wenden uns nun zu dem zweiten Entdecker dieses Festlandes auf dem Gebiete der Wissenschaft. Das ist Alexander von Humboldt. Dieser Name hat einen solchen Klang, daß wir nicht umhin können, hier einen Abriß seines Lebens hinzuzufügen. Friedrich Heinrich Alexander Freiherr von Humboldt war am 14. September 1769 zu Berlin geboren. Mit seinem älteren Bruder, dem ihm jetzt bereits in die Ewigkeit vorangegangenen großen Sprachforscher Carl Wilhelm, genoß er das Glück einer sorgfältigen Erziehung und verband schon früh mit den trefflichsten Anlagen einen unermüdlichen Fleiß. Wohl vorbereitet besuchte er die Universitäten zu Göttingen und Frankfurt an der Oder, so wie die Handelsakademie zu Hamburg. Im Frühjahr 1790 machte er mit dem berühmten Weltumsegler Georg Forster eine Reise an den

Rhein, wo er die Gebirge untersuchte, nach Holland und England. Im folgenden Jahre studirte er in Freiberg unter Gottlob Werner die Bergwissenschaften und Pflanzenkunde. Er erwarb sich daselbst, wie späterhin überall in der alten und neuen Welt, durch anziehenden lehrreichen Umgang, Herzensgüte und heitere Laune allgemeine Achtung und Liebe. 1792 ward er in Berlin bei dem Berg- und Hüttenwesen angestellt, darauf nach Baireuth als Oberbergmeister für die fränkischen Fürstenthümer versetzt, wo er viele gute Einrichtungen machte, auch zu Steben eine Bergschule gründete. Alle diese Zeit benutzte er, um sich mit dem Himmel und der Erde vertraut zu machen und die zu einer fruchtbringenden Weltbereisung nöthigen Kenntnisse zu sammeln. Als er sich dazu gehörig gerüstet fühlte, legte er 1795 sein Amt nieder und machte kleinere Reisen, dem Adler gleich, der die Stärke seiner Flügel erst in kleineren Kreisen prüft, ehe er den Sonnenflug wagt. Um Ostern 1795 besuchte er Italien, dann die Schweiz, wo er sein Auge an dem inneren Bau der Alpen übte, zuletzt Paris, wo er seinen späteren Reisegefährten Bonpland*) kennen lernte. Schon als achtzehnjähriger Jüngling hatte er den Vorsatz gefaßt, die zwischen den Wendekreisen in der Nähe des Aequators gelegenen Länder des neuen Welttheils Amerika zu erforschen; denn die meisten dieser Länder waren noch unbekannt, und die spanische Regierung hüllte das Wenige, was man davon wußte, in den Schleier des Geheimnisses. Zu dem Ende begab er sich mit Bonpland nach Madrid. Im März 1799 wurde A. v. Hum-

---

*) Aimé Bonpland, ein Zögling der Pariser Arzneischule und des dortigen botanischen Gartens, begleitete seit 1799 Humboldt auf der ganzen fünfjährigen Reise durch Südamerika, wo er über 6000 neue Pflanzen sammelte. Nach seiner Rückkehr ward er 1804 Vorsteher des Gartens zu Malmaison und half als solcher seinem Freunde bei Herausgabe der Werke über die Ergebnisse der gemeinschaftlichen Reise. 1818 ging er als Professor der Naturgeschichte nach Buenos Ayres, unternahm 1820 Reisen ins Innere von Paraguay, ward aber zu St. Ana am Parana, wo er Pflanzungen des Paraguaythees angelegt, von Soldaten des Dr. Francia überfallen und von demselben bis 1829 gefangen gehalten. Seine wieder erlangte Freiheit benutzte er zu neuen Pflanzensammlungen am Paraguay.

boldt dem Könige zu Aranjuez vorgestellt, und in Folge davon erhielt er Pässe und allen möglichen Vorschub zur Beihülfe der von ihm beabsichtigten Reise. Die Einschiffung geschah am 5. Juni 1799. Die Gebiete von Cumana und Caracas, die Thäler des Orinoco und Rio Negro, die Inseln Domingo, Jamaika und Cuba, der Magdalenenfluß, Quito und der Chimborazo, die Anden, der Amazonenfluß, endlich Mexico und die umliegenden Inseln, Havannah und zum Schluß Philadelphia waren die Hauptpunkte, welche die beiden gelehrten Reisenden besuchten. Im August 1804 kehrten sie nach Europa zurück. Die Ergebnisse dieser so berühmt gewordenen, mehr als 9000 Meilen umfassenden Reise, die größte, die je ein Privatmann unternommen, wurden in dem Prachtwerk: »Voyage de Humboldt et Bonpland dans l'intérieur de l'Amerique« gr. fol. in sechs großen Abtheilungen mit meisterhaften Kupfertafeln zu Paris 1807—28 veröffentlicht. Alle Fächer der Naturwissenschaft, die in den verschiedenen Abtheilungen berücksichtigt sind, als die allgemeine Physik, die Zoologie und vergleichende Anatomie, die Astronomie, die Mineralogie, der Magnetismus und die Botanik, wurden dadurch bereichert. Im Jahr 1818 bewilligte der König von Preußen für Humboldt zu einer Reise nach Ostindien und Tibet eine jährliche Unterstützung von 12,000 Thalern; doch unterblieb diese Reise. Humboldt lebte seitdem abwechselnd in Paris, wo er unter Anderm mit Gay-Lussac die Lage des magnetischen Aequators berichtigte. 1822 begleitete er den König von Preußen auf seiner Reise durch Italien, und sein Aufenthalt in Neapel veranlaßte ihn zu Untersuchungen über die Bildung der Vulkane. Darauf lebte er meist in Berlin, wo er naturwissenschaftliche Vorlesungen hielt. 1829 bereiste er mit Ehrenberg und Rose Sibirien, das kaspische Meer, den Ural, dessen Diamantgruben er entdeckte, gelangte über den Altai bis zur chinesischen Grenze, verweilte bei den Kirgisen und Kalmücken und kehrte über Astrachan und Moskau nach Deutschland zurück. Diese „Reise nach dem Ural" erschien in drei Bänden zu Berlin 1837—42. Ferner schrieb er über die Basalte am Rhein, über die Flora von Freiberg, über Pflanzenphysiologie, den Galvanismus, über die chemische Zerlegung der Atmosphäre, die un-

terirdischen Gasarten, Versuch einer Pflanzengeographie ꝛc. Sehr verbreitet sind seine „Ansichten der Natur". 2 Bde. 3. Auflage. 1849. Cotta, Stuttgart und Tübingen. Ebendaselbst erschien auch sein neuestes vielgefeiertes Werk „Kosmos, Entwurf einer physischen Weltbeschreibung.". 1. Band. 1845. 2. Band. 1847. 3. Band 1. Abth. 1850. Noch immer ist der jetzt 81jährige Greis jünglingsfrisch im Schaffen!

Bei der Bearbeitung dieses Bandes haben uns nun hauptsächlich folgende Werke vorgelegen: 1) Des Freiherrn Alexander von Humboldt und Aimé Bonpland Reise in die Aequinoctial-Gegenden des neuen Continents, bearbeitet von G. A. Wimmer. 4 Bände. Wien, C. Gerold. 1830. (Das Original dieser Reise konnten wir leider nicht zu Gesicht bekommen; wir haben die darin beschriebenen südamerikanischen Länder als „Länder des Orinoco-Gebietes" bezeichnet.) 2) Reisen in Britisch-Guiana in den Jahren 1840—1844 im Auftrage seiner Majestät des Königs von Preußen von Richard Schomburgk. 3 Thle. Leipzig, J. J. Weber. 1847 bis 1848. 3) Reisen im Innern Brasiliens, besonders durch die nördlichen Provinzen und die Gold- und Diamantendistricte. Von Georg Gardner, Vorsteher der botanischen Gärten in Ceylon. Aus dem Englischen von Lindau. 2 Bände. Dresden und Leipzig, Arnold. 1848. 4) Reise des Prinzen Maximilian zu Wied-Neuwied in Brasilien in den Jahren 1815—1817. (Bearbeitet nach Theil XIV. der Land- und Seereisen von Dr. W. Harnisch.) 5) Charles Darwin's naturwissenschaftliche Reisen nach den Inseln des grünen Vorgebirges, Südamerika ꝛc. Deutsch von Dr. Ernst Dieffenbach. 2 Theile. Braunschweig, Friedr. Vieweg und Sohn. 1844. 6) Peru, Reiseskizzen aus den Jahren 1838—1842 von J. J. von Tschudi. 2 Bände. St. Gallen, Scheidlin und Zollikofer. 1846. 7) Reise in Chile, Peru und auf dem Amazonenstrom, während der Jahre 1827—1832 von Eduard Pöppig. 2 Bände. Leipzig, Friedrich Fleischer. 1835. — Außerdem erwähnen wir noch von älteren Werken (bei Harnisch Theil XV. und XVI.): 8) des amerikanischen Geheimschreibers W. B. Stevenson's Reisen in Peru und auf der West-

küste des Staates Columbien (Quito) in den Jahren 1805 und 1806. 9) Des englischen Wundarztes Waller Kreuzerfahrten in Westindien in den Jahren 1807—1810. — Einige unwichtigere Quellen, aus denen wir beiläufig geschöpft, werden wir ihres Orts im Inhaltsverzeichnisse anführen, und fügen wir nur die Bitte hinzu, daß man auch diese Gabe mit billiger Berücksichtigung der ungemein beschränkten Oekonomie des Werkes freundlich aufnehmen wolle.

Kloster Neuendorf, um Ostern 1851.

Erster Abschnitt.

Es war am Abend des 25. Juni 1799, als wir die Rhede von Santa Cruz auf Teneriffa*) verließen und unsern Lauf gegen das südliche Amerika richteten. Der Wind wehte von Nordost, und schnell verloren wir die in rothen Dunst gehüllten Berge der Kanarien aus dem Gesicht. Nur der Pik erschien von Zeit zu Zeit unsern Blicken, wenn der Wind seinen Wolkenmantel auseinanderriß.

Unsere Ueberfahrt nach Cumana gehörte zu den schönsten. Wir durchschnitten am 27. Juni den Wendekreis des Krebses, und obwohl unsere spanische Corvette, der Pizarro, kein sehr guter Segler war, so durchliefen wir doch den Raum von 900 geographischen Meilen zwischen Teneriffa und Amerika in zwanzig Tagen. Unser Weg war der des Columbus. Man schifft hier auf dem Meer als wenn man einen Fluß hinabgleitet. Die Winde wehen immer regelmäßig von Osten nach Westen, und man könnte die Reise vielleicht in einer offenen Schaluppe wagen. — Nördlich von den Inseln des grünen Vorgebirges begegneten wir großen Massen von Meergras oder schwimmendem Varech (fucus natans). Dieser über die See zerstreute Varech ist aber ganz verschieden von den Bänken der Seegräser oder Algen, auf welche Columbus stieß und die er mit großen Grasweiden vergleicht. Es giebt im atlantischen Ocean zwei solche Algenbänke; die eine und zwar die größte zwischen dem 25° und 36° N. Br. westlich von Fayal, einer der Azoren, bekannt unter dem Namen des Sargasso-Meeres; die andere, viel kleinere,

---

*) Ueber Teneriffa vergleiche man Band VI. unserer Weltkunde S. 15 und folgende.

befindet sich zwischen dem 22° und 26° N. Br. auf dem Wege von den Bahama-Inseln nach den Bermuden. — Vom 22° N. Br. an fanden wir die Oberfläche des Meers mit fliegenden Fischen bedeckt. Sie schwangen sich zwölf bis achtzehn Fuß in die Luft und fielen öfters auf's Verdeck. Diese Thiere haben eine außerordentlich große Schwimmblase, welche sicherlich zum Schwimmen beiträgt. Auch kann der Fisch sich bis auf eine Strecke von 20 Fuß in wagerechter Richtung fortschnellen, ehe er das Wasser mit seinen Flossen berührt. — Seitdem wir in die heiße Zone eingetreten waren, konnten wir allnächtlich die Schönheit des südlichen Himmels bewundern, welcher in dem Maße, als wir nach Süden vorrückten, neue Sternbilder vor unseren Augen entfaltete. Man hat ein seltsames Gefühl, wenn man bei der Annäherung an den Gleicher oder beim Uebergang in die andere Erdhälfte allmählig die Sterne verschwinden sieht, die man von seiner ersten Kindheit an kennt. Nichts erinnert lebhafter an die Entfernung von der Heimath, als der Anblick eines neuen Sternenhimmels. Einige Gruppen großer Sterne, einige zerstreute Nebelsterne, welche an Glanz mit der Milchstraße wetteifern, und einige Räume, welche sich durch außerordentliche Dunkelheit auszeichnen, geben dem südlichen Himmel ein eigenthümliches Ansehen. In der Nacht vom 4. bis 5. Juli sah ich unter dem 16° N. Br. zum ersten Mal deutlich das „Kreuz des Südens" und es ging damit ein Jugendtraum in Erfüllung, da es mir schon als Knabe schmerzlich gewesen war, daß ich dies schöne Sternbild, das Zeichen unsers Glaubens am Firmament, nicht sehen würde. Da die beiden großen Sterne, welche die Spitze und den Fuß des Kreuzes bezeichnen, ungefähr die nämliche grade Aufsteigung haben, so muß das Sternbild in dem Augenblick, wo es durch den Meridian geht, also um Mitternacht, beinah senkrecht stehn. Daher dient es als Himmels-Uhr, und oft hörten wir nachher in den Savannen sagen: „Mitternacht ist vorbei, das Kreuz fängt an sich zu neigen." — Die letzten Tage unserer Ueberfahrt waren nicht so glücklich, als uns das milde Wetter und die Meeresruhe erwarten ließ. Der Keim eines bösartigen Fiebers entwickelte sich am Bord, je mehr wir uns den Antillen näherten. Die Luft in den Zwischen-

decken war zum Ersticken heiß, und unser Thermometer hielt sich auf 24 bis 36 Grad. Ein in den letzten Zügen liegender Matrose erlangte durch einen eigenen Umstand seine Gesundheit wieder. Er wünschte nämlich das heilige Abendmahl; da er aber in seiner Hängematte dem Verdeck mit dem Gesicht bis auf kaum zehn Zoll nahe war und die Sacramente nach spanischem Gebrauch beim Glanze der Wachskerzen und im Gefolge der ganzen Mannschaft hergetragen werden mußten, so brachte man ihn in ein luftiges Zelt auf dem Verdeck. In diesem Raume, wo man ihn, stündlich seinen Tod erwartend, beließ, erholte er sich wieder.

Am 13. Juli des Morgens gegen sechs Uhr verkündete man vom Mastkorb aus ein sehr hohes Land in Sicht, das sich aber wegen des Nebels, in den es gehüllt war, nur undeutlich erkennen ließ. Ein heftiger Wind fing an zu wehen; das Meer war sehr unruhig, und der Regen fiel in großen Tropfen. Bald zeigte sich das Land in der Nähe: ein Haufen sorgfältig bebauter malerischer Felsen. Es war die Insel Tabago. Die bis gegen tausend Fuß aufsteigenden Felsen bestehen aus weißem Gestein und stechen gegen das liebliche Grün, womit sie Natur und Menschenfleiß bekleidet hat, angenehm ab. Gebüsche und zerstreute Bäume erhöhen die Schönheit, und hohe leuchterförmige Fackeldisteln erinnern den Beschauer, daß er sich in der neuen Welt befindet, welcher diese Pflanzengattung eben so eigenthümlich ist, wie die Haidekräuter der alten Welt. Die Fackeldisteln oder Cactus zeigen sich bald kugelförmig, bald gegliedert, bald in hohen viereckigen Säulen, wie Orgelpfeifen aufrecht stehend. Sie gehören zu den Saftpflanzen, welche man Quellen der Wüste nennen kann. In den wasserlosen Ebenen von Südamerika suchen die vom Durst geängsteten Thiere den Melonen-Cactus, eine kugelförmige, halb im dürren Sand verborgene Pflanze, deren saftreiches Innere unter furchtbaren Stacheln verborgen ist. Sie zerschlagen sie dann mit dem Hufe, wobei sie sich nicht selten verletzen, und finden Labung im saftigen Fleisch. Die säulenförmigen Cactusstämme erreichen bis 30 Fuß Höhe und ähneln durch die Form der Armleuchter den afrikanischen Euphorbien. Die Cactus bilden in den pflanzenleeren Wüsten Inseln

von Pflanzengrün und krönen dürre Felsen. Ueber die Dichtigkeit der Holzfasern in den erhärteten Stämmen muß man staunen. Die Indianer wissen, daß das Cactusholz unverweslich und zu Rudern und Thürschwellen vortrefflich zu gebrauchen sei. — Nachdem wir das Nordkap von Tabago umschifft hatten, ward der jüngste unserer Reisegenossen das erste und glücklicherweise auch das einzige Opfer des am Bord herrschenden bösartigen Fiebers. Er war ein Asturier, 19 Jahr alt, einziger Sohn einer Wittwe. Man hatte den Jüngling, dessen Züge viel Liebenswürdigkeit verriethen, wider seinen Willen eingeschifft, um ihn zu einem reichen Verwandten in Amerika zu bringen, bei dem er sein Glück machen sollte. Er starb den dritten Tag seiner Krankheit. Während große Seevögel gegen Abend auf dem leuchtenden Meere ein eintöniges Geschrei ausstießen, rief das Schiffsglöcklein zur Bestattung des Verstorbenen. Die Matrosen hörten auf zu arbeiten, warfen sich auf ihre Kniee und beteten. Der Priester sprach die Segensworte seiner Kirche über den Leichnam, dann senkte man ihn in's Meer. Jeder Schiffsgenosse nahm herzlichen Antheil an dieser Feier.

Am 15. Juli gegen 11 Uhr Morgens erblickten wir vor uns eine kleine niedrige Insel, auf welcher sich einige Sanddünen erhoben. Durch das Fernrohr betrachtet, erschien der Boden von aller Vegetation entblößt und einem bewegten Meere gleich. Diese Erscheinung eines bewegten Meeres bietet sich überall dar, wo große Ebenen von den Sonnenstrahlen erhitzt werden. Es ist dies eine Wirkung der Spiegelung. Eben wollte man eine Schaluppe an's Land schicken, als man zwei Piroguen entdeckte. Man zog die castilianische Flagge auf und rief sie durch einen Kanonenschuß. Sie näherten sich jedoch nur mit Mißtrauen; erst als sie in der Nähe waren und spanisch reden hörten, kamen sie an Bord. Die Piroguen waren, wie alle, deren sich die Eingeborenen bedienen, aus einem einzigen Baumstamm gemacht, und auf jeder befanden sich achtzehn guayquerische Indianer, nackt bis an den Gürtel und von sehr schlankem Wuchs. Ihr Ansehn verrieth große Muskelkraft, ihre Farbe war das Mittel zwischen braun- und kupferroth. Von fern, wenn sie sich nicht bewegten, sahen sie aus wie Statuen von

Bronze. Die Guayquerier gehören zu dem Stamme civilisirter Indianer, welche die Küste der Insel Margaretha und die Vorstädte Cumana's bewohnen. Nach den Karaiben ist dies der schönste Menschenstamm des festen Landes. Diejenigen, welche wir hier trafen, hatten den Hafen von Cumana die Nacht vorher verlassen und Zimmerholz aus den Cederwäldern geholt, welche sich vom Kap San Jose bis zum Rio Carupano erstrecken. Sie gaben uns frische Kokosnüsse und einige Klippfische von bewundernswürdiger Farbe (wahrscheinlich Chaetodon striatus, von den Franzosen Demoiselle genannt, ein geschätztes Essen). Sie sagten uns, daß dies die Insel Coche sei, und der Führer einer Pirogue erbot sich, bei uns am Bord zu bleiben, um uns als Lootse bis zum Hafen von Cumana zu dienen. Dies war ein durch seinen Charakter sehr empfehlenswerther Mann voll Beobachtungsgeist, der uns nachher während eines Zeitraums von sechszehn Monaten auf allen unseren Ausflügen begleitete und uns äußerst nützlich wurde. Er hieß Carlos del Pino. — Unsere Corvette steuerte nun westwärts und fuhr an der kleinen Insel Cabagua, ehemals durch Perlenfang berühmt, vorüber. Bald sahen wir die auf der Westseite der Insel Margaretha majestätisch sich erhebenden Berge des Kap Marcano und befanden uns Abends im Angesicht des Hafens von Cumana. Da der Wind jedoch sehr schwach war und der Capitain sich fürchtete, bei Nacht in den Hafen einzulaufen, so zog er es vor, außerhalb desselben zu laviren. Wir brachten einen Theil der Nacht auf dem Verdecke zu und unser Lootse erzählte uns von den Thieren und Pflanzen seines Landes. Wir erfuhren von ihm, daß es wenige Meilen von der Küste ein gebirgiges Land gebe, wo die Kälte sehr empfindlich sei, und daß man in den Ebenen zwei von einander verschiedene Krokodile, Arten von Boa, elektrische Aale und mehrere Arten von Tigern kenne.

Am 26. Juli mit Tagesanbruch sahen wir die grüne Küste von malerischem Anblick. Berge, halb verschleiert durch die Dünste, begrenzten den Horizont im Süden. Die Stadt Cumana und ihr Castell erschien zwischen Gruppen von Cacaobäumen. Wir legten uns im Seehafen um 9 Uhr vor Anker. Weil wir indeß erst die Besichtigung der Hafenbeamten abwar-

ten mußten, so konnten wir uns erst gegen Mittag ausschiffen. Unsere Blicke waren inzwischen auf das Land geheftet, welches mit Kokospalmen und Mimosen*), deren Aeste sich mit ihren gefiederten Blättern wie Regenschirme ausbreiten, uns entgegenlachte. Der reinste Azur des Himmels gab dem gefiederten Laubwerk den herrlichsten Hintergrund. Die Sonne stieg schnell in den Scheitelpunkt und warf ein blendendes Licht auf die weißen, mit säulenförmigem Cactus besetzten Hügel und auf das Meer, dessen Ufer mit braunen Pelikanen, Reihern und Flamingos bevölkert waren. Der Glanz des Tages, die Kraft in den Farben der Gewächse, die schön entwickelte Form der Pflanzen, das bunte Gefieder der Vögel: alles verkündete den großen Charakter der Natur in den Gegenden des Aequators. — Die Stadt Cumana lag eine Meile von unserem Ausschiffungsplatze entfernt. Wir hatten daher einen starken Marsch durch eine sandige, in alle Gluth der zurückprallenden Sonnenstrahlen getauchte Ebene zu machen. Unser Lootse führte uns in der Vorstadt der Guayquerier durch seinen Garten, der mehr einem Wald, als einem Culturfleck glich. Zum Beweise der Fruchtbarkeit des Bodens zeigte er uns einen Baumwollenbaum (Bombax heptaphyllum), dessen Stamm in seinem vierten Jahre nahe an drittehalb Fuß Durchmesser hielt. Hier sahen wir auch den 50 bis 60 Fuß hohen Guama-Baum (Juga spuria) mit Blumen beladen, die durch ihre Länge ($1\frac{1}{2}$ Zoll) und den silberfarbenen Glanz ihrer Staubfäden merkwürdig sind. Die Häuser der Vorstadt gewährten einen freundlichen Anblick und bildeten gerade Straßen, die man erst neu aufgebaut hatte, weil achtzehn Monate vor unserer Ankunft ein Erdbeben sie zerstörte. Kaum waren wir über die hölzerne Brücke des Flusses Manzanares gegangen, der einige kleine Krokodile ernährt, als wir überall die

*) Die Mimosen oder Sinnschelfen sind Kräuter, Gesträuche oder große Bäume mit grausiederigen oder mehrfach gefiederten kleinen zarten, meistens reizbaren Blättchen, so daß sie sich bei der Berührung schneller oder langsamer (je nach den Arten) zusammenlegen. Es gehört dazu die in unseren Zimmern gehaltene Sinnpflanze (Mimosa pudica) und man hat gegen hundert Gattungen.

Spuren des schrecklichen Ereignisses bemerkten. Neue Gebäude erhoben sich auf den Trümmern der alten. Wir mietheten bald ein geräumiges Haus, das uns wegen seiner Lage zu einer Sternwarte geeignet schien und wo wir der frischen Seeluft genießen konnten. Das Haus hatte freilich nur papierne Fenster, aber die gläsernen sind hier überhaupt selten. Auch unsere kranken Reisegefährten wurden alle auf's Beste untergebracht und gepflegt; denn die Gastfreundschaft ist hier außerordentlich groß. Man nimmt ohne Weiteres ganz unbekannte Hülfsbedürftige auf und pflegt sie ein ganzes Jahr. — Ein Platz vor unserer Wohnung diente zum Verkauf afrikanischer Sclaven, welche auf einem dänischen Handelsschiff hergebracht waren, alle 15 bis 20 Jahr alt. Man vertheilte unter sie alle Morgen Kokosöl, um durch das Einreiben desselben der Haut eine glänzende Schwärze zu verleihen. Jeden Augenblick kamen Käufer, die ihnen wie den Pferden auf den Märkten den Mund aufrissen, um die Zähne zu untersuchen. Man erinnert sich bei solchem Anblick aller Gräuel des Sclavenhandels und seufzt, wenn man bedenkt, daß dieser abscheuliche Gebrauch ungeachtet aller Gegenvorkehrungen immer noch im Geheimen fortwuchert.

Der Golf von Cariaco verdankt sein Dasein ohne Zweifel einem Einbruche des Meeres. Das Wasser zog nachher sich langsam zurück und hinterließ eine Reihe von Gyps- und Kalkhügeln, an welche sich die Stadt anlehnt. Diese Hügel sind mit einem Walde von lauter Opuntien und Cactus dicht bewachsen. Es giebt darunter Cactus von 30 bis 40 Fuß Höhe, deren Stamm mit Moosen bedeckt ist und die, in mehrere Aeste getheilt, gleich einem Kronleuchter, einen außerordentlichen Anblick gewähren. Wir maßen eine, deren Stamm 4 Fuß 9 Zoll im Umfang hatte. Die Gruppen dieser Gewächse sind für die dürren Strecken der heißen Länder dasselbe, was bei uns Rohr und Binsen für die Moräste sind. Ein mit Cactus bewachsener Ort, Tunal genannt, wird beinah für undurchdringlich gehalten. Auf einsamen Spaziergängen suchten wir ein paarmal in einen solchen Tunal einzudringen; doch da hier zu Lande fast gar keine Dämmerung ist, so überraschte uns einst plötzlich die Nacht und wir waren nun wirklich sehr schlimm daran, indem wir nicht nur

die Stiche der tausend Stachelgewächse um uns her zu fürchten hatten, sondern auch den Biß der Klapperschlangen.

Das Castell St. Anton liegt 300 Fuß über der Meeresfläche in dem Golf von Cariaco. Es steht auf einem nackten Kalkfelsen und beherrscht die Stadt. Die Befestigungen sind hier zu Lande ganz eigener Art. Man pflanzt nämlich statt der Palissaden einen Tunal aus Fackeldisteln. Diese Palissaden haben den Vortheil, daß sie nicht faulen, sondern sich vermehren und zuletzt einen Wall bilden, dem man eben so wenig durch Kanonen als durch Sturmlaufen etwas anhaben kann. Als Garnison werden in den Gräben der Festung eine Menge vierfüßiger Soldaten aus der Classe der Kuirassiere gehalten. Sie sind von Kopf bis zu Fuß mit einem undurchdringlichen Panzer versehen, und der Feind, der ihnen in die Hände fällt, bedarf keines Begräbnisses; sie bestatten ihn sogleich in ihren Magen. Es sind dies große Krokodile, welche in den Gräben Schildwache halten und Freund und Feind verschlingen, wenn er ihnen zu nahe kommt. — Das Castell ist von malerischer Wirkung für die, welche in den Hafen einfahren, indem es sich hell auf der dahinter liegenden Bergkette abmalt. Diese Bergkette erhebt ihre duftigen Gipfel bis über die Wolken. Steigt man südöstlich vom Castell herab, so trifft man die Trümmer des alten Schlosses St. Maria. Dieses ist ein herrlicher Standpunkt für diejenigen, welche bei Sonnenuntergang die Kühle der Seeluft und den Anblick des Golfes genießen wollen. Hier erscheinen die hohen Gipfel der Insel Margaretha über der felsigen Küste der Erdzunge Araya. Westwärts sehen mehrere kleine Eilande wie Festungen aus, und beim Sonnenschein entsteht durch die Erwärmung der unteren Luftschichten eine Luftspiegelung, wodurch diese Eilande gleichsam schwebend erscheinen.

Die Stadt Cumana (jetzt Hauptstadt des Departements Maturin in der Republik Venezuela) liegt zwischen dem Castell St. Anton und den kleinen Flüssen Manzanares und St. Catilina. Der Manzanares bildet ein fruchtbares Delta, auf dem die Indianer ihre Gärten angelegt haben. Die Stadt hat keine ansehnlichen, sondern nur niedrige hölzerne Gebäude, wie sie

auf einem von häufigen Erderschütterungen heimgesuchten Boden angebracht sind. Ueber die terassenförmig gebauten Dächer erheben sich hin und wieder Stämme von Dattel- und Kokospalmen. Die Bewohner bestehen aus weißen Europäern, kupferfarbenen Eingeborenen und Mischlingen. Die drei Vorstädte enthalten eben so viel Bewohner als die Stadt selbst. Man kann die Zahl derselben auf zwanzig Tausend annehmen. In der Nähe der Wohnungen sieht man Tausende von schwarzköpfigen Geiern (Gallinazo's) mit dem Aufwühlen und Verzehren von Thierleichnamen beschäftigt. Verläßt man die Vorstädte und wandelt am Manzanares aufwärts, so findet man zuerst ein Wäldchen stachlichter Armleuchter, dann gelangt man in ein Wäldchen von Tamarinden, Brasilienholz, Baumwollenbäumen und andern durch Blätter und Blumen ausgezeichneten Pflanzen. Der Boden liefert gute Weide, und zwischen den zauberisch schönen Bäumen sind aus Schilfrohr Melkereien erbaut. Die Milch der Kühe erhält sich in Gefäßen von porösem Thon sehr frisch. — Man sagt den Castilianern nach, daß sie weder Bäume, noch den Gesang der Vögel liebten, und diese Gewohnheit haben sie in ihre Colonien verpflanzt. Die Einwohner von Cumana ziehen daher den Genuß der kühlen Seeluft einem Spaziergang unter dem Schatten der Bäume vor; sie kennen keinen anderen Spaziergang als den in die große Ebene. Auch ist hier, so wie in Mexico und Peru, nicht leicht Jemand zu finden, der um des bloßen Schattens willen auch nur einen Baum pflanzte, und wenn man die Umgebung großer Hauptstädte ausnimmt, so sind im Lande die Alleen fast ganz unbekannt. — Der Himmel von Cumana ist fast das ganze Jahr hindurch rein und trocken, und nur beim Sonnenuntergang wird das Blau leicht mit Wolken bemalt. Im Innern dagegen sieht man über üppigen Wäldern Gewitter sich bilden und in strömenden Güssen sich auflösen. Die dürre Ebene verbreitet nach einem Regen, wenn die Sonne darauf scheint, einen starken Bisamgeruch. Wahrscheinlich rührt derselbe von den unzähligen Würmern und Insekten her, die in diesem Boden leben und den Eingeborenen selbst zur Nahrung dienen. Ich sah indianische Kinder vom Stamme der Chaymas, welche Tausendfüßler oder Scolopender von achtzehn Zoll Länge und

sieben Linien Breite aus der Erde hervorzogen und mit Appetit verzehrten.

Der Manzanares, an welchem Cumana liegt, hat vor seinem Madrider Namensbruder den Vorzug, daß er immer mit reichlichem und sehr klarem Wasser angefüllt ist. Dieser kühle Fluß mit seinen angenehm beschatteten Ufern ist eine unschätzbare Wohlthat in einem Lande, wo man wegen der großen Sonnengluth das Bedürfniß fühlt, sich täglich mehrmals zu baden. Die Kinder bringen den größten Theil des Tages im Wasser zu. Alle Einwohner, selbst die vornehmsten Damen, können wie Fische schwimmen, und wenn man sich des Morgens begegnet, so ist eine der ersten Fragen, ob das Wasser des Flusses recht kühl sei. Die Art zu baden ist verschieden. Man macht und empfängt Besuche im Wasser. Man stellt eine Reihe Stühle in den Fluß, und die feinsten Gesellschaften versammeln sich des Abends, um sich im Wasser beim Cigarro-Rauchen von der Trockenheit der Luft, von dem Regen in den benachbarten Provinzen oder von dem Putz und Luxus in Caracas und der Havannah zu unterhalten. Die Gesellschaft wird wohl manchmal von Bavas oder vier Fuß langen Krokodilen besucht, aber man erschrickt nicht, da sie nur selten und so gutartig sind, daß sie Niemandem wehe thun. Spaßhafterer Natur sind die Delphine, welche öfter in der Nacht den Fluß hinaufschwimmen und den beim Mondschein badenden Damen mitunter einen Wasserstrahl über den Kopf spritzen, den sie durch ihre Spritzlöcher ausathmen.

Der Hafen von Cumana ist eine Rhede, die alle Schiffe Europa's aufnehmen könnte. Der ganze Golf von Cariaco, 35 Meilen lang und 6 bis 8 Meilen breit, bietet Einen vortrefflichen Ankerplatz dar. Der Sage nach entstand dieser Golf durch einen Einbruch des Meeres, welcher Felsen zertrümmerte und Länder zerriß. Zur Zeit der Entdeckung des Landes war das Ereigniß noch im frischen Andenken. Im Jahr 1530 wurden die Bewohner der Küste von Cumana und Paria auf's Neue in Schrecken gesetzt. Bei einem Erdbeben überschwemmte das Meer abermals die Länder, und das erst ohnlängst erbaute Fort von Cumana stürzte zusammen. Gleichzeitig bildete sich in dem Glimmerschiefer am Ufer des Meeres eine ungeheure

Oeffnung, aus der eine große Menge Erdpech mit Salzwasser vermischt hervorquoll. Die Erdbeben wiederholten sich im Laufe des sechszehnten Jahrhunderts häufig, und einer alten Ueberlieferung zufolge, stiegen die Fluthen über den Ebenen bis zu einer Höhe von 90 bis 120 Fuß. Die Menschen retteten sich auf die benachbarten Berge. Leider fehlt es in Cumana an schriftlichen Aufzeichnungen über diese Begebenheiten, indem die Termiten oder weißen Ameisen alle Urkunden zerstören. Das Jahr 1766 war das unheilvollste. Nachdem funfzehn Monate lang eine ungemeine Dürre geherrscht hatte, wurde die Stadt Cumana am 21. October durch ein Erdbeben gänzlich zerstört. Innerhalb weniger Minuten stürzten alle Häuser zusammen. Vierzehn Monate hindurch wiederholten sich die Stöße von Stunde zu Stunde. An mehreren Stellen öffnete sich die Erde und spie schwefelichtes Wasser aus. Während der Boden beständig zitterte, bildeten sich in der Luft fortwährend Wolken. Starke Regengüsse schwellten die Flüsse an, und das Jahr 1767 gehörte zu den fruchtbarsten. Im Jahre 1797 wurden am 14. December vier Fünftheile der seit dreißig Jahren wieder aufgebauten Stadt in einen Trümmerhaufen verwandelt. Der Stoß kam senkrecht von unten nach oben, war von einem starken unterirdischen Getöse begleitet und wirkte wie die Explosion einer tief angelegten Mine. Glücklicherweise ging dieser Explosion eine horizontale Bewegung voran, und die Einwohner hatten Zeit, sich auf die Straße zu flüchten. Eine kleine Anzahl, die in den Kirchen versammelt war, büßte diese Unvorsichtigkeit mit dem Tode. Das Erdbeben brachte verschiedene Veränderungen in der Gestalt des Bodens hervor. Klippen wurden hervorgeschoben, Vorgebirge vergrößert, Flußbetten verrückt. Eine halbe Stunde vor dem Ereigniß empfand man zu Cumana einen starken Schwefelgeruch, und an der nämlichen Stelle war das unterirdische Geräusch am heftigsten. Zu derselben Zeit sah man Flammen am Manzanares, beim Kapuzinerhospiz und am Meer. Diese Erscheinung findet sich auch in anderen vulkanischen Gegenden häufig. Es erheben sich, ohne daß Spalten in der Erde sind, Feuerbüschel an den trockensten Orten zu einer beträchtlichen Höhe, und man kann sie stundenlang beobachten.

Die Lohe theilt sich dem Grase nicht mit, ohne Zweifel, weil die sich entwickelnde Luftsäule mit Stickluft und Kohlensäure gemischt ist und nicht bis an den Boden brennt. Die Furchtsameren unter den Bewohnern beobachten mit Aengstlichkeit alle Vorzeichen. Sie geben auch auf Hunde, Ziegen und Schweine genau Acht, namentlich auf diese letzteren Thiere, welche einen äußerst feinen Geruch haben und, gewohnt in der Erde zu wühlen, durch Geschrei und Unruhe die nahe Gefahr verkünden. Das Aufsteigen von Dünsten aus dem Innern der Erde erhellet daraus, daß nach einem heftigen Erdbeben die Kräuter der Savanne eine schädliche Eigenschaft erlangten, so daß eine Seuche unter dem Vieh entstand. — Die Erdbeben von Cumana hängen mit denen auf den kleinen Antillen zusammen, und man hat selbst vermuthet, daß sie in einiger Verbindung mit den vulkanischen Erscheinungen der Anden stehen. Als am 4. Februar 1797 in Quito 40,000 Menschen bei einem Erdbeben ihr Leben verloren, wurden auch in demselben Augenblicke die Bewohner der östlichen Antillen durch Erdstöße in Schrecken gesetzt, die erst nach acht Monaten aufhörten, nachdem der Vulkan von Guadeloupe Bimsstein-Asche und Schwefeldünste ausgespieen hatte. Diesem Ausbruch vom 27. September folgte am 14. December das Erdbeben von Cumana. Ein anderes Zeugniß für diese Verbindung ist folgendes Beispiel. Als nämlich 1812 der seit 1718 ruhige Vulkan auf St. Vincent, einer der kleinen Antillen, wieder Feuer auswarf, war vier und dreißig Tage vorher die Stadt Caracas auf dem Festlande untergegangen. Ja, es findet selbst eine Verbindung zwischen dem vulkanischen Boden von Portugal und dem der neuen Welt statt, wie die Erdbeben Lissabons von 1755 und 1761 beweisen. Bei dem ersteren wurde das Meer bis auf 1200 Meilen weit bewegt, und auf der Insel Barbadoes die Erschütterung verspürt. Den 1. November 1755, wie den 31. März 1761 überschwemmte der Ocean die Küsten Schwedens, Englands und Spaniens; in Amerika die Inseln Antigua, Barbadoes und Martinique. In der Bai von Carlisle auf Barbadoes, wo die Fluth gewöhnlich zwei Fuß und etwas darüber Höhe hat, erhob sie sich auf 20 Fuß. Das Wasser wurde zugleich schwarz wie Tinte, ohne Zweifel, weil

es sich mit Bergöl vermischt hatte, das auf dem Grunde des Meeres in Menge vorhanden ist, sowohl an den Küsten des Golfes von Cariaco, als der Insel Trinidad. Auf den Antillen und in den Schweizer Seen ward sechs Stunden nach dem ersten Stoße eine außerordentliche Wasserbewegung verspürt. In Cadix sah man einen 60 Fuß hohen Wasserberg in einer Entfernung von acht Stunden aus dem Meere aufsteigen und sich verwüstend der Küste zuwälzen. — Alles scheint bei den Erdbeben die Wirkung elastischer Dünste anzuzeigen, die einen Ausgang suchen. Die Erde wird daher um so heftiger erschüttert, je weniger Luftlöcher die Oberfläche des Bodens hat, die mit den Höhlen des Innern in Verbindung stehen.

Den ersten Ausflug von Cumana machten wir *) nach der Halbinsel Araya und schifften uns zu dem Ende am 19. August Nachmittags zwei Uhr auf dem Manzanares ein. Wir hatten eine angenehme kühle Nacht. Die den Fluß umsäumenden Mimosen-Wäldchen erglänzten von Schwärmen leuchtender Insekten. Uns ergötzen am Abend wohl unsere Johanniswürmchen; doch nichts kann mit der malerischen Wirkung verglichen werden, womit diese Millionen von Leuchtwürmern die heiße Zone verschönern und auf dem Grunde der Savannen und Gebüsche das Bild des Sternenhimmels wiederholen. Als wir uns den Pflanzungen näherten, sahen wir Freudenfeuer. Der Rauch wirbelte an den Gipfeln der Palmen empor und gab dem Mondlicht eine röthliche Färbung. Es war Sonntag. Negersclaven tanzten nach dem einförmigen schrillen Tone einer Guitarre. — Wir durchschnitten darauf in einer geräumigen Barke, auf großen Fellen des Jaguars gelagert, den Golf von Cariaco und stiegen des Morgens um acht Uhr an der Spitze von Araya bei dem dort befindlichen Salzwerk aus. Ein einzelnes Haus erhebt sich in einer kahlen Ebene. Der Aufseher residirt in einer Hängematte und commandirt von dort aus die ihm untergebenen Arbeiter; er regiert und schläft auf demselben Platz. Allwöchentlich bringt eine Barke die nöthigen Lebensmittel. Die Halb-

*) Man erinnere sich, daß Herr von Humboldt in Begleitung des französischen Naturforschers Aimé Bonpland reist. Vergl. die Einleitung.

insel enthält einen Ueberfluß von Salz. Es wird aus einem von Bergöl durchdrungenen, mit Gyps vermengten Thon gewonnen, der gewöhnlich rauchgrau aussieht. Setzt man diesen Thon der Sonne aus, so bilden sich Salzkrystalle. Hin und wieder findet man auch in dem Thon Würfelstücke von drei bis vier Kubikfuß reines Salz. Zum Ausziehn des Salzes aus dem Thon bedient man sich des Regenwassers und des hart dabei befindlichen Meerwassers, welches man zur Fluthzeit durch Kanäle in mehrere große Behälter hineinläßt. Die Verdunstung geht in diesem Klima schnell vorwärts, und man erhält das Salz schon nach zwanzig Tagen. Im Anfang des 17. Jahrhunderts kämpften die Holländer mit den Spaniern wegen Ausbeutung der Salzsümpfe, die damals durch einen schmalen Erddamm vom Meere getrennt waren. Die Spanier erbauten 1622 zum Schutz der Salzwerke das Castell St. Jakob; allein dasselbe wurde durch ein außerordentliches Naturereigniß unnütz. Man empfand nämlich plötzlich einen heftigen Windstoß, welches das Meerwasser tief in's Land trieb. Der Erddamm wurde durchbrochen und die Salzsümpfe in einen mehrere Meilen langen Salzsee verwandelt. — Die Ansicht der Natur ist von hier aus erhebend und prächtig. Gleichzeitig umfaßt man mit entzücktem Blick das Eiland Cubagua, die hohen Gipfel von Margaretha, die Ruinen des Castells St. Jakob, den Cerro (Gipfel) de la Vele und die hohe Kalkkette des Brigantin, welche den Horizont gegen Süden begrenzt. Wir wandten uns südwärts und durchzogen eine salzige kahle Ebene; denn das ganze Erdreich ist mit Kochsalz geschwängert und von Pflanzen entblößt. Dann verfolgten wir einen schmalen Fußpfad zwischen einem senkrechten Felsen und dem Meer. Die Nacht überfiel uns plötzlich, die Fluth war eben im Zunehmen und verengte den Weg mit jedem Schritte. Doch gelangten wir glücklich zu den Trümmern des alten Schlosses von Araya, die einsam auf einem dürren, mit Agaven (Baum-Aloen), Cactus und Mimosen gekrönten Bergen liegen und eher Felsenmassen als Menschenwerken ähneln. Die Landschaft umher hatte einen düster-romantischen Anstrich, und gern wären wir noch länger hier geblieben, um den Untergang der Venus, deren Scheibe zwischen

dem verfallenen Gemäuer erschien, zu beobachten. Aber unser alter Maulthiertreiber, der uns als Führer diente, hatte übermäßigen Durst und drang lebhaft darauf, daß wir uns fortmachen möchten, indem er, um uns anzuspornen, von lauter Tigern und Klapperschlangen sprach, die sich in der Nähe der Ruinen aufhielten. Dies Vorgeben war nicht ohne Grund, obgleich die Jaguare, die den bengalischen Tigern an Größe nichts nachgeben, an der Küste nicht leicht einen Menschen angreifen, weil sie Ziegen und andere Nahrung finden. Noch drei Viertelstunden wanderten wir unter dem funkelnden Nachthimmel auf der Ebene fort und kamen endlich durch ein Wäldchen von Fackeldisteln nach einer Indianer-Hütte, wo wir von der Familie mit landesüblicher Gastfreundschaft aufgenommen wurden. Im Vorhause der Hütte machten wir unsere Hängematten auf; der Raum war sehr reinlich, und wir erquickten uns daselbst an Bananen, Fischen und vortrefflichem Wasser, welches in diesen heißen Zonen unter die besondern Wohlthaten gehört.

Des andern Morgens bei Sonnenaufgang sahen wir, daß unsere Hütte zu einem kleinen indianischen Dorfe gehörte, welches an den Ufern des erwähnten Salzsees liegt. Die armen Bewohner nähren sich vom Fang der Fische, die sie in Cumana gegen Früchte umtauschen. Ihr Hauptreichthum sind jedoch Ziegen von fahlbrauner Naturfarbe. Diese werden von den Eigenthümern gezeichnet und irren verwildert auf dem Feld umher. Sollte Jemand eine Ziege erlegen, die das Zeichen eines Andern hat, so bringt er sie demselben sicher hin; das ist Landestugend, und wer davon abginge, der würde sich den Abscheu aller Uebrigen zuziehen. — Ein Schuhmacher von spanischer Abkunft spielte in diesem Dorfe den Gelehrten. In einem Lande, wo man sich meistentheils mit den Schuhen aus natürlichem Leder begnügt, konnte er keinen günstigen Boden zur Ausübung seiner Profession finden. Er war eben damit beschäftigt, die Sehne seines Bogens zu spannen und Pfeile zu spitzen, um Vögel damit zu schießen, und beklagte sich gegen uns, daß er, ein vornehmer Mann, durch die Theurung des europäischen Pulvers gezwungen sei, gleich einem Indianer mit Pfeilen zu schießen. Seine Kenntnisse bestanden darin, daß er die Bildung des Salzes durch

den Einfluß der Sonne und des Vollmondes, einige Arzeneipflanzen nebst den Vorzeichen der Erdbeben kannte; auch wußte er, an welchen Zeichen man die Gold- und Silberminen entdeckt. Da er die Ueberlieferungen des Landes gesammelt hatte, so konnte er uns merkwürdige Nachrichten über die Perlen von Cumana mittheilen; doch behandelte er diese Gegenstände des Luxus mit der größten Verachtung, indem er die Stellen aus Hiob 28, 18 citirte: „Die Weisheit ist höher zu wägen, denn Perlen." Nach einer langen Rede über die Nichtigkeit menschlicher Größe zog er einen ledernen Beutel mit ziemlich kleinen undurchsichtigen Perlen hervor, die er uns als ein Andenken darbot, ohne irgend einen Ersatz dafür anzunehmen. — Die Schwalbenmuschel mit Perlen findet sich zahlreich in den Untiefen vom Meerbusen von Paria an bis zum Vorgebirge Vela, westlich vom Maracaibo-See. Diese Gegenden waren im 16. Jahrhundert so berühmt, wie der persiche Meerbusen. Man schickte von hier aus jährlich für 800,000 Piaster Perlen nach Europa. Die Perlenfischerei hörte jedoch auf*), da man die Muscheln unvorsichtiger Weise zu Tausenden weggenommen hatte. Bei Ceylon, wo hundert Menschen mit der Perlenfischerei beschäftigt sind, die jährlich eine halbe Million Piaster einbringt, wird nur einen Monat im Jahre gefischt, um die Bänke zu erhalten. Die Perlenmuschel lebt nämlich nur 9 bis 10 Jahr, und im vierten Jahr fangen die Perlen an sich zu zeigen. In 10,000 Muscheln findet man oft nicht eine einzige werthvolle Perle. Auf Ceylon häuft man die Muscheln auf, läßt sie verfaulen und schlemmt dann die Perlen aus.

Auf der Heimkehr berührten wir das Dorf Maniquarez, seit undenklichen Zeiten berühmt durch Töpferarbeiten, welche die indianischen Frauen noch ohne Drehscheibe verfertigen. Die Gefäße von zwei bis drei Fuß Durchmesser brennt man im Freien, indem man Gesträuche darumlegt und anzündet. Der Thon ist zersetzter, von Eisensäure rothgefärbter Glimmerschiefer.

*) Unter den Stürmen der neueren bürgerlichen Unruhen sind gegenwärtig auch die Perlenbänke am Flusse Hacha, westlich von Maracaibo, und im Meerbusen von Panama verlassen und verödet.

Wir begegneten in Maniquarez Jägern, welche auf Cabagua Hirsche erlegt hatten, die dort in großer Menge vorhanden sind. Sie haben die Größe der Rehe. Unweit dieses Dorfes befindet sich, achtzig Fuß von der Küste entfernt im Meer, eine Naphthaquelle, deren Geruch sich in das Innerste der Insel verbreitet. Wir mußten bis an den halben Leib in's Wasser gehn, um diese Erscheinung zu untersuchen. Das Bergöl, welches sich durch seine Durchsichtigkeit und gelbe Farbe dem wahren Naphtha nähert, quillt sprungweise, von Luftblasen begleitet, hervor, und bedeckt die Meeresfläche auf mehr als tausend Fuß im Umkreis. Die Quelle entspringt im Glimmerschiefer, wie auch die meisten heißen Quellen Amerika's. Noch erwähne ich als merkwürdiges Erzeugniß der Küsten Araya's den Augenstein, eine kalkartige Masse, die unbeweglich im Sande liegt, aber geglättet auf einer ebenen Fläche fortwährend läuft, besonders wenn man sie mit Citronensaft reizt. Bringt man diesen Stein in's Auge, so treibt er jeden etwa hineingerathenen fremden Körper heraus. Man bot uns diese Steine zu Hunderten an. Es sind dünne Deckel von einschaligen Muscheln, die bei Säuren aufbrausen und sich in dem Maße bewegen, als die Kohlensäure sich dabei entwickelt. — Auf einem schlechten Fischerkahne fuhren wir in der Nacht nach Cumana zurück. Solche Kähne führen ein hohes Segel und schlagen daher leicht um. Allein den Indianern macht das wenig aus; als geübte Schwimmer richten sie den Kahn wieder auf, schöpfen das Wasser mit der Schale einer Frucht aus und sammeln die Ladung aus dem Wasser wieder hinein.

Unser zweiter Ausflug von Cumana ging in's Innere des Landes zu den Missionen der Chaymas-Indianer. Wir betraten damit eine von Wäldern bedeckte Landschaft, hatten Höhlen zu besuchen, worin Tausende von Nachtvögeln haus'ten, ein erst kürzlich in seßhafte Lebensart übergegangenes Volk kennen zu lernen, uns dem Vorgebirge Paria zu nähern, wo Columbus zuerst das Festland erkannte, jene Schluchten zu sehen, durch welche eben sowohl die menschenfressenden Karaiben hindurchgedrungen waren, als die handeltreibenden Völker Europa's, um zum Anbau der Antillen den grausamen Sclavenhandel zu verbreiten, der zur Gewinnung der Sclaven im Innern Kriege über Kriege

erzeugte, bis man endlich durch Einrichtung christlicher Pflanzstätten die Eingeborenen einer besseren Bestimmung entgegenführte. — Am 4. September Morgens um fünf Uhr traten wir unsere Reise an. Zwei Maulthiere trugen unser Gepäck. Der Weg ging am rechten Ufer des Manzanares entlang. Außerhalb Cumana hat man vom Hügel St. Franzicus herab eine weite Aussicht über das blinkende Meer, über die mit vanilleduftigen Goldblüthen der Vera oder Bohnentringel (Zygophyllum arboreum) bedeckte Ebene und über das brigantinische Gebirge. Auffallend erschien uns die große Nähe, in welcher sich diese Cordillerenkette zeigte, ehe die Sonnenscheibe noch den Horizont erreicht hatte. Die bläulichen Berggipfel scheinen dunkler gefärbt, ihre Umrisse sind fester, ihre Massen hervorstechender, so lange die Durchsichtigkeit der Luft von keinen Dünsten getrübt wird, welche sich die Nacht über in den Thälern häufen und des Morgens, wenn die Luft von den Sonnenstrahlen erwärmt wird, in die Höhe steigen. — Nach zwei Stunden Weges trafen wir am Fuße der hohen Bergkette ein, die sich im Innern von Osten nach Westen, von Brigantin bis zum Cerro von San-Lorenzo hinzieht. Hier fangen neue Felsengebirge an, und mit ihnen gewinnt auch die Pflanzenwelt eine neue Gestalt. Es hat Alles ein mehr malerisches, erhabenes und freudiges Ansehen. Der Boden ist reich an Quellen, aus denen Bäche werden, die das Erdreich nach allen Richtungen hin durchfurchen und bewässern. Daher erheben sich aus den Schluchten Bäume von riesenhafter Größe, mit Schlingpflanzen (Lianen) bedeckt, und ihre schwarze Rinde sticht mächtig gegen das Grün ihrer Blätter ab, unter denen manche, lederartig glänzend, mehrere Fuß lang sind. Diese Schmarotzerpflanzen, welche die Stämme mit verworrenen Netzen umziehen, vertreten in den Tropenländern die Stelle der Moose und Flechten an unseren nordischen Bäumen. So wie wir tiefer in's Gebirge vorrückten, wurden wir durch die Gestalt und Gruppirung der Felsenmassen lebhaft an die Schweizer und Tyroler Gegenden erinnert; denn so verschieden der Pflanzenwuchs auch die Landschaften dem Auge darstellen mag, die Steinwelt zeigt in allen Weltgegenden gleiche Gestalten. — Ein schmaler Fußpfad führte uns durch den Wald

einen Bach entlang, der schäumend in einem Felsbette floß. Die Vegetation zeigte sich überall da am kräftigsten, wo der Urkalkstein mit Sandstein überdeckt ist. Man hatte auch stets solche Stellen zum Anbau gewählt. In einer Schlucht fanden wir die Hütten von Metis-Indianern, deren jede in einem umzäunten, mit Pisang, Melonenbäumen, Zuckerrohr und Mais bepflanzten Platze stand. Ein mit Pisang bepflanzter Morgen Acker liefert mehr denn zwanzig Mal so viel Nahrungsstoff, als ein gleich großes mit Getreide besäetes Feld. Unsere nährenden Grasarten in Europa müssen große Felder einnehmen und schließen sich da, wo die Bevölkerung dicht ist, überall einförmig an einander. Anders ist es in diesen Ländern. Eine zahlreiche Bevölkerung kann hier leben, ohne die ganze Gegend umzugestalten. Kleine mit Pisang, Maniok, Yamswurzeln*) und Mais bepflanzten Bezirke ernähren, da Wärme, Feuchtigkeit und ein fruchtbarer Boden sich vereinigen, eine große Menschenzahl. Diese glücklichen Verhältnisse hemmen aber auch wieder die Völker in ihrer Bildung, indem die Haupttriebfeder, die Noth, fehlt. Im beständigen Kampf mit der Noth schafft der Mensch, wie in unsern europäischen Landstrichen, die Natur um, und mit dem Fortschritt der Bodencultur entwickelt er alle in ihm schlummernden Keime, während der Bewohner der Tropenländer im Schatten seiner üppig wachsenden Pflanzen das Leben verdämmert. Auch wird die Bildung in den Tropenländern gehemmt durch die Vereinzelung, worin Jeder so lange leben wird, bis die Bevölkerung sich außerordentlich verdichtet; dadurch wird aber wiederum der Sinn für Freiheit und Selbstständigkeit genährt. Aus solchen Gründen haben die bevölkertsten Gegenden der Tropenländer immer das Ansehen, als wären sie dünn bevölkert. Der Mensch

---

*) Die gemeine Mehllorsche (Jatropha manihot, Manioca) ist ein krummer mannshoher Strauch mit armsdicken Wurzelknollen, die oft dreißig Pfund schwer, fast ganz aus Stärkemehl bestehen. Man macht aus dem Mehle der Manioca dünne lange Kuchen, wie Weizbrot. — Eben so gewinnt man aus den großen mehlreichen Wurzelknollen der Knollenbeische (Dioscorea, Yam, mit weitlaufenden kräuterartigen Stengeln) das Mandioccamehl, aus dem man das Cassavebrot macht. Man baut beide Wurzelpflanzen in großen Feldern wie bei uns die Erdäpfel.

erscheint hier vielmehr als reisender Gast, denn als Herr. Ueberall ist die wildwachsende Schöpfung vorherrschend, und selbst in der Nähe von bevölkerten Städten findet man ansehnliche Waldungen und viele Rasenteppiche, die weder Axt noch Pflug jemals berührt hat. — Als wir höher hinaufstiegen, fanden wir eine Grasart, die mit quirlförmigen Verzweigungen acht bis zehn Fuß hoch rankte und oft quer über den Weg hing. Sie liefert ein treffliches Futter für die Maulthiere. Von einem Hügel herab genossen wir eine prachtvolle Fernsicht über die See, das Vorgebirg von Macanao und die Halbinsel Maniquarez. Ein unermeßlicher Wald dehnte sich zu unsern Füßen bis an das Gestade aus. Die durch Lianen verbundenen und mit langen Blumenstreifen geschmückten Baumgipfel bildeten einen mächtigen Laubteppich, dessen dunkeles Grün den Glanz der hellen Atmosphäre höher hob. — Weiterhin südöstlich wird der Boden dürr und sandig. Wir erstiegen eine ziemlich hohe Bergkette, welche die Küste von den durch den Orinoco begrenzten Grasebenen (Llanos) trennt. Der Theil des Gebirges, über den die Straße nach Cumana führt, ist kahl, überdies steil abhängig gegen Nord und Süd. Man nennt diesen Berg auch den Impossible, weil man glaubte, daß er im Fall eines Angriffs (wie man ihn damals seitens der Engländer fürchtete) den Einwohnern von Cumana einen uneinnehmbaren Zufluchtsort gewähren würde, und in der That kann derselbe als Schlüssel zu den Llanos (ljan) angesehen werden. Wir erreichten den Gipfel kurz vor Einbruch der Nacht und blieben in einem daselbst gebauten Hause, worin ein Militärposten lag. Die Bewohner der Ebenen (Llaneros) senden ihre Erzeugnisse, welche besonders in Mais, Thierhäuten und Vieh bestehen, über den Impossible nach Cumana, und wir sahen ununterbrochen Züge von Maulthieren eintreffen, welche Neger und Mulatten (Mischlinge von Weißen und Negern) zu Führern hatten. In eben dieser Nacht sah man an verschiedenen Stellen dieser ausgedehnten Wälder große Waldbrände, und die röthlichen, zum Theil in Rauchwolken gehüllten Flammen gewährten einen überraschenden Anblick. Die Eingeborenen zünden die Wälder selbst an, um die Weideplätze zu verbessern. Oefters entstehen auch durch die Sorglosigkeit

der Indianer ungeheure Waldbrände, indem sie die Kochfeuer auf ihren Wanderungen nicht auslöschen. Doch hat mit der Verminderung der Waldungen auch die Trockenheit in verschiedenen Gegenden zugenommen.

Am 5. September vor Sonnenaufgang verließen wir den Impossible. Das Herabsteigen ist für die Lastthiere sehr gefährlich; denn der Fußpfad hat meistens nicht über funfzehn Zoll Breite und läuft an Abgründen hin. Auf der Mittagsseite des Berges quillt viel Wasser, und in der Regenzeit schwillen diese Quellen zu Bergströmen an, welche dann als Wasserfälle in das Thal hinabstürzen. Häufig bemerkten wir den Cuspabaum, dessen Rinde jetzt unter dem Namen Cascarille als Fieberrinde vielfach in den Apotheken gebraucht wird. Der Baum erreicht nur eine Höhe von funfzehn bis zwanzig Fuß. Die Rinde sieht blaßgelb aus, ist bitter, schmeckt aber weniger unangenehm als die Chinarinde. Man darf den Cuspabaum nicht mit dem Cusparebaum verwechseln, der die Fieberrinde von Angostura liefert. Nirgends trifft man in diesen Gegenden jedoch die Cinchona oder den eigentlichen Fieberrindenbaum, welcher den niedrigen Tropenländern und den Antillen eigenthümlich ist. Man muß hier die Güte der Vorsehung bewundern, welche gerade in diesen von bösartigen Fiebern so sehr heimgesuchten Ländern mannigfaltige Bäume mit einer den Fiebern kräftig entgegenwirkenden Rinde wachsen ließ. — Beim Ausgange des Hohlweges, auf dem man vom Impossible herabkommt, gelangten wir in einen dichten von vielen kleinen leicht zu durchwatenden Bächen durchrieselten Wald, und wir bemerkten hier die Cecropia oder den Trompetenbaum, dessen schlanker Stamm und seine Zerästelung ihm die Gestalt der Palmen giebt; je nachdem sein Standort sumpfiger oder trockener ist, sind seine Blätter mehr oder weniger silberfarben. Wir wanderten einige Stunden unter grünen Laubgewölben, und durch die tausendfachen Verschlingungen der zahllosen Schmarotzerpflanzen waren diese natürlichen Dächer so dicht über unsern Häuptern zusammengeflochten, daß wir nur selten den Himmel erblicken konnten. Das Indigoblau derselben kam uns um so dunkler vor, als das Grün der tropischen Pflanzen überhaupt eine kräftige, zum Braun sich hinneigende Schattirung hat. Die

Wälder verwandeln sich hier in förmliche Pflanzengebirge, und wer sich die Mühe nehmen wollte, die Gewächse, welche ein einziger Heuschreckenbaum (Ficus gigantea) nährt und beherbergt, zu verpflanzen, der könnte damit ein großes Stück Land überdecken. Unter den Felsentrümmern ragten eine Art baumartiger Farrenkräuter empor, und hier war es, wo wir zuerst jene Vogelnester erblickten, die in der Gestalt von Flaschen oder kleinen Säcken an den Aesten der Bäume hängen. Diese mit wunderbarer Kunst und Sorgfalt gearbeiteten Nester gehören einer Drosselart an, deren Gesang zwischen dem rauhen Geschrei der Papageien und Arras ertönt. Da die Papageien in Zügen von mehreren Hunderten umherfliegen, so übertäubt ihr ungeheures Geschrei oft selbst das Geräusch der stürzenden Waldbäche. — Nachdem wir aus dem Wald hervorgetreten, führte ein Fußsteig durch mancherlei Umwege in eine offene, aber äußerst feuchte Landschaft. In einem gemäßigtern Klima würde man ausgedehnte Wiesengründe sehen; hier jedoch wuchern Wasserpflanzen mit pfeilförmigen Blättern, unter denen man die gelbrothen Blumen der Holiconien oder Tafelbananen (deren Blätter man zu Tisch- und Tellertüchern gebraucht) und andere Gewächse unterscheiden konnte. Diese Saftpflanzen wachsen acht bis zehn Fuß hoch, und ihre Gruppirungen würden in Europa für Gebüsche gelten. In der Nähe von San Fernando war der Weg durch eine Art Bambusrohr eingefaßt, das über vierzig Fuß hoch wächst. Nichts gleicht der Schönheit dieser baumhohen Grasart. Die Gestalt und Anordnung der Blätter giebt ihr ein Ansehn der Leichtigkeit und Schlankheit, die eine angenehme Wirkung im Vergleich zu dem hohen Wuchs hervorbringt. Gewiß, diese baumartigen Bambusrohre und Farrenkräuter sind am meisten geeignet, die Phantasie des Reisenden zu ergreifen. Was das Zauberische ihres Anblickes noch vermehrt, ist, daß sie sich meist über Bäche hinneigen und von der Luft hin und her gewiegt werden. Die Bambusrohre kommen übrigens weniger häufig in Amerika vor, als man gewöhnlich glaubt. In den Sumpfgegenden und in den ausgedehnten überschwemmten Ebenen des unteren Orinoco, Apure und Atabapo trifft man beinah keine Spur von ihnen an, während sie im

nordwestlichen Theil von Südamerika, in Neu-Granada und Quito dichte und meilenlange Gehölze bilden. Man könnte sagen, der nördliche Abhang der Anden sei ihr eigentliches Vaterland. — Der Weg brachte uns nach San Fernando, einem kleinen Dorfe, das einer Mission sein Dasein verdankt. Die Häuser der Chaymas-Indianer, welche hier zu einer christlichen Gemeinde vereint sind, bilden gerade, sich rechtwinklig durchschneidende Straßen. Es herrscht in denselben große Sauberkeit. Jede Haushaltung bearbeitet neben dem eigenen Garten noch den Gemeindegarten, dessen Ertrag zur Unterhaltung der Kirche bestimmt ist. Auf dem Platz in der Mitte des Dorfes steht die Kirche, das Pfarrhaus und das Gasthaus, dasselbe, was im Morgenlande eine Karavanserei, wo lediglich nur dafür gesorgt ist, daß der Reisende mit seinen Lastthieren ein Obdach finde. Wir wurden von dem Geistlichen, einem Kapuziner, an den wir empfohlen waren, sehr gut aufgenommen. Nicht wenig wunderten wir uns, in ihm, obgleich er schon bejahrt und ausnehmend fett war, einen kraftvollen lebhaften heitern Mann zu finden, der viele Vorliebe für Krieg und Welthändel hatte. Er war bei unserer Ankunft mit dem Schlachten einer Kuh beschäftigt und erklärte dabei offenherzig, daß von allen Lebensgenüssen keiner höher stände, als das Vergnügen, gutes Rindfleisch zu essen.

Von San Fernando nach Cumanacoa führt der Weg durch mehrere Pflanzungen. In einer derselben sahen wir einen Mann, welcher einen Sohn mit eigener Milch groß gestillt hatte, weil die Mutter erkrankt war. Schon ältere Schriftsteller erzählen solche Beispiele. — Die kleine Stadt Cumanacoa liegt auf einer beinah kreisförmigen, von hohen Bergen umringten Fläche; ihr Anblick ist düster. Die Häuser sind niedrig, und sie zählte damals 2300 Einwohner. Man baut vorzüglich Tabak, demnächst Indigopflanzen auf dem äußerst fruchtbaren Boden eines bergumschlossenen Thalgrundes, der ohne Zweifel das Bette eines vormaligen Sees ist, auch hat man in der Nähe der Stadt bei Grabungen Schichten gefunden, die mit zweischaligen kleinen Muscheln angefüllt waren. In der Umgegend sahen wir am Fuße einer Grotte Feuerflammen aus der Erde hervorsteigen. Wahrscheinlich rührten sie von entzündetem Wasserstoffgas her.

Unter den Pflanzen zeichnete sich ein vierzig Fuß hoher baumartiger Nachtschatten aus, so wie eine beerentragende Nessel.

Unsere Reise fiel gerade in die Wintermonate. Zur Nachtzeit war beständig über das Firmament ein dicker Nebel, wie eine gleichförmige Decke, ausgebreitet, und nur in einzelnen hellen Augenblicken konnte man die Sterne beobachten. Das Thermometer erhielt sich auf 14° bis 16° R. Gegen Morgen ging die Veränderung der Temperatur der starken Ausdünstung wegen nur langsam vor sich, und um zehn Uhr Vormittags hatten wir kaum 17°. Am stärksten war die Hitze in der Zeit zwischen Mittag und drei Uhr Nachmittags, wo der Wärmemesser zwischen 21° und 22° stand. Der Zeitpunkt der höchsten Wärme wurde sehr regelmäßig durch ein in der Nähe donnerndes Gewitter bezeichnet, wo dann die dicken schwarzen und sehr tief stehenden Wolken sich in Gußregen auflösten, welche zwei bis drei Stunden andauerten. Um fünf Uhr hatte der Regen aufgehört und die Sonne zeigte sich vor ihrem Untergange in voller Klarheit. Um acht oder neun Uhr Abends wird man neuerdings von einem dicken Dunstkreis umhüllt. Dieser Witterungswechsel findet, wie man uns versicherte, in regelmäßiger Ordnung Monate lang statt, während man keinerlei Wind verspürt.

Am 12. September setzten wir unsere Reise nach Caripe, der Hauptmission unter den Chaymas-Indianern fort. Wir nahmen den Weg dahin über den Berg Cocollar. Man kommt zuerst durch das kleine, freundlich von waldigen Hügeln umgebene Dorf Aricagua. Hat man am Abhang des Cocollar, eine Höhe von 2000 Fuß, erstiegen, so erstaunt man, beinah gar keine Waldung oder hohe Bäume mehr anzutreffen. Man wandert über eine weit ausgedehnte grasbewachsene Ebene. Mimosen mit kugelförmiger Krone, deren Stämme nicht über drei bis vier Fuß hoch sind und deren Zweige entweder zur Erde herabhängen oder sich schirmförmig ausbreiten, unterbrechen allein die traurige Einförmigkeit der Savanne. Nach längerem Bergsteigen gelangten wir nach dem Meierhofe (Hato) von Cocollar, der vereinzelt auf einer Fläche liegt, die 2448 Fuß Höhe hat. Wir fanden hier Milch, vortreffliches Fleisch und

ein höchst angenehmes Klima. Der gastfreie Besitzer beherbergte uns drei Tage lang. Er war mit einer Anzahl Zimmerleute aus Spanien gekommen, um an den Küsten des Meerbusens von Paria große Holzschläge zum Behuf des Schiffbaues einzurichten; aber nachdem die meisten seiner Gefährten mitten unter den süßduftenden Wohlgerüchen der feuchten Wälder von bösartigen Fiebern hingerafft waren, hatte er sich hieher begeben und genoß auf einem Eigenthum von fünf Quadratmeilen und in der Umgebung der reinen stärkenden Luft eines ruhig heitern Stilllebens, obgleich er mit den Seinigen wie in einer Einöde lebte. Wir fühlten uns hier außerordentlich wohl. Eigenthümliche Reize entfaltete die Nacht. Wenn unser Auge diese bis zum Horizont ausgedehnte, sanft wellenförmige Grasebene überschaute, so kam es uns vor, als werde des Himmels funkelndes Gewölbe von der Fläche des Oceans getragen. Der Baum, unter dessen Krone wir saßen, die in der Luft flatternden leuchtenden Insekten, die am südlichen Firmament glänzenden Sternbilder stellten uns die Fremde mit ihrer uns ganz neu erscheinenden Natur vor Augen. Doch wenn sich dann aus einer Thalgrube her sich ein Kuhgeläute oder ein Stiergebrüll hören ließ, dann erwachte bei uns der Gedanke an das Vaterland. Es waren wie Stimmen, die jenseit des Meeres ertönten und deren Zaubermacht uns aus einer Halbkugel in die andere versetzte. — Von dem Cocollar aus sieht man nichts als nackte Savannen; nur hin und wieder ragen aus den Schluchten kleine zerstreute Baumgebüsche hervor. Bei alledem fehlt es nicht an merkwürdigen und schönen Pflanzen. So findet sich die prachtvolle Lobelie mit purpurfarbigen Blumen; dann die hochrothe Zierburre (Brownea coccinea), so wie die um den See von Cocollar wachsende, wegen des lieblichen gewürzhaften Geruches ihrer Blätter im Lande sehr beliebte Pejoa. Die Hauptzierde des Rasens ist aber eine der Iris ähnliche Pflanze mit goldfarbener Blume, Fecherschwerdel (Marica martinicensis) genannt. Der Gipfel des Cocollar führt den Namen Turimiquiri; er besteht ganz aus Kalkstein und ist 4390 Fuß hoch. Von hier aus hat man eine ausgedehnte Fernsicht. Bis hinab an das Gestade erblickt man parallele, von Ost nach West lau-

fende Bergketten, welche lange Thäler bilden. Weil nun diese Thäler durch zahlreiche, von den Bergströmen ausgegrabene kleine Schluchten durchschnitten sind, so werden dadurch die Ketten der Seitenwände in theils abgerundete, theils pyramidenförmige Hügelreihen verwandelt. Die einzige Fläche des Gebirges ist das Thal von Cumanacoa. Man glaubt von oben den Boden eines Trichters zu sehen, worin man zwischen zerstreuten Baumgruppen das Dorf Aricagua unterscheidet. Gegen Norden wirft eine bräunliche Hügelreihe, von dem ersten Sonnenstrahl erleuchtet, einen hellen Glanz zurück: es ist die Halbinsel Araya. Jenseits wird der Blick durch das Vorgebirg Macanar beschränkt, dessen schwarze Gipfel sich wie ein Bollwerk aus dem Ocean emporheben.

Den 14. September stiegen wir am Cocollar hinunter. Anfangs geht's über Savannen hin. Nachdem man zwei sehr steile Berggräten überstiegen hat, sieht man vor sich ein von Ost nach West gestrecktes, fünf bis sechs Meilen langes Thal, das, wie die meisten Thäler dieser Zone, sich wie ein prächtiger Park ausnahm. Es liegen darin die Missionen von St. Antonio und Guanaguana. Die erste enthält eine kleine Kirche mit zwei aus Backstein geschmackvoll erbauten Thürmen, welche dorische Säulen haben. Diese Kirche wurde unter Anleitung des obersten Geistlichen lediglich von den Dorfbewohnern aufgeführt und gilt in dieser Gegend für ein Wunder der Baukunst. Hinter dem Dorfe mußten wir die am Cocollar entspringenden und später sich vereinigenden Flüsse Colorado und Guarapiche durchwaten. Der Colorado fließt reißend und wird bei seiner Ausmündung breiter als der Rhein. Die Ufer des Guaripiche sind, wie die des Magdalenenflusses, mit einer Grasart eingefaßt, deren Halme 15 bis 20 Fuß hoch wachsen; sie steht nur dem Bambus an Größe nach. Als wir bei gewaltig strömendem Regen durch einen Wald zogen, schien derselbe in einen Sumpf verwandelt zu sein und unsere Maulthiere kamen in dem tiefen Koth nur mühsam fort. Gegen Abend trafen wir, bis auf die Haut durchnäßt, in der Mission Guanaguana ein; wir mußten uns daher vor allen Dingen trocken umkleiden. Der Vorsteher der Missionen war ein gutmüthiger Greis,

der seine Indianer sehr verständig zu regieren schien. Das Dorf lag früher südlicher an einem Hügel. Es ist wirklich zum Erstaunen, mit welcher Leichtigkeit sich die Hütten der Indianer verlegen lassen, und es giebt in Südamerika Dörfer, welche in weniger als funfzig Jahren dreimal ihren Platz verändert haben. Der Halbwilde braucht nur einen Ort, wo Thon, Schilfrohr, Palmblätter oder Heliconien sich finden lassen und seine Hütte ist in wenig Tagen fast eben so bald, wie es mit einer Jahrmarktsbude geht, aufgebaut. — Der Boden von Guanaguana ist äußerst fruchtbar. Allein hier, wie allenthalben, wo die Natur ihre Gaben mit großer Freigebigkeit darbietet, wird der Mensch träge, und der Kunstfleiß bleibt unentwickelt. Man hat nur kleine Flächen durch den Anbau von Mais urbar gemacht und den Wechsel der Nahrungspflanzen vernachlässigt. Schlägt die Maisernte nun einmal fehl, so entsteht gleich Mangel. Dann wandern die Eingeborenen mit Weibern und Kindern nach den benachbarten Wäldern aus, um sich von Kohlpalmen, Farrenkräutern und wilden Baumfrüchten zu nähren, und von einem solchen Nomadenleben sprechen sie mit einem gewissen Wohlgefallen. In der Nähe dieses Dorfes sahen wir an den Aesten der niedrigsten Bäume kleine, aus Seidengewebe gesponnene Säckchen. Es ist dies die wilde einheimische Seide, die einen schönen Glanz hat, sich aber rauh anfühlt; sie ist das Erzeugniß eines Nachtschmetterlings. In den Bergen kommt auch ein zimmtartiger Baum vor, dessen Rinde zu Chocolade gebraucht wird. — Von tüchtigen Maulthieren getragen, überstiegen wir darauf einen sehr steilen Bergrücken und kamen wohlbehalten in der 2500 Fuß hoch gelegenen Thalebene des Klosters und Dorfes Caripe an.

Eine Allee von Perseabäumen*) führte uns zu dem Klo-

*) Die gemeine Obstlore (Persea gratissima) ist ein schöner, 20 bis 40 Fuß hoher, mannsdicker Obstbaum, wie unser Birnbaum, mit grauer schrundiger Rinde; die Blüthen sind gelbgrün; die Beeren, in Gestalt einer Birne und faustdick, schmecken fast wie Artischocken, gelten für sehr gesund und kommen selbst auf die besten Tische, wo man Citronensaft und Zucker dazu thut. Dem Europäer behagt die viel süßes Oel, Schleim, Zucker und etwas Essigsäure enthaltende Frucht anfangs nicht, bald aber ist sie für ihn ein Leckerbissen.

ster, welches an eine mächtige, senkrecht abgeschnittene und in dichten Pflanzenwuchs gehüllte Felswand angebaut ist. Die glänzend weißen Steinschichten werden nur hin und wieder zwischen dem Laubwerk sichtbar. Aus den Spalten und Schluchten der oft 1000 Fuß hohen Abhänge sprudeln unzählige Quellen und Bäche hervor. Diese in den tropischen Ländern so wohlthätige Bewässerung verbreitet den üppigsten Wachsthum. Die Dorfbewohner haben ihre Gärten längs dieser Bergschluchten angelegt. Pisang- und Melonenbäume umgaben Boskets von baumartigen Farrenkräutern. Diese Mischung wildwachsender und angebauter Gewächse macht die Landschaft ausnehmend malerisch. In dem Gemeingarten sahen wir europäische Küchengewächse und Tausende von Kaffeebäumen. Das Kloster, von welchem die übrigen Dörfer der bekehrten Chaymas-Indianer abhängen, hat einen inneren, von einem Säulengang umgebenen Hof, sehr bequem zur Aufstellung unserer Instrumente, und in der Zelle des Vorstehers fanden wir eine nicht unbedeutende Bibliothek, die zu unserer Ueberraschung neben theologischen Schriften auch Nollet's Abhandlung über die Elektricität enthielt. Ueberhaupt zeigten die Mönche nicht die geringste Spur von religiöser Unduldsamkeit, und es paarte sich damals mit der sehr milden väterlichen Behandlung der Indianer ein Geist der Zucht und Ordnung, der in der neuen Welt jetzt fast nirgends mehr angetroffen wird.

Das Wunderbarste in der Umgegend ist die Höhle von Guacharo, drei kleine Meilen vom Kloster entfernt. Sie öffnet sich in einem Seitenthale, das nach der Sierra von Guacharo ausläuft. Am 18. September machten wir uns dahin auf den Weg. Anfangs führte uns ein schmaler Fußpfad in südlicher Richtung durch eine liebliche grüne Ebene. Nachher lenkten wir mehr westlich ein und wanderten längs eines Baches hin, der aus der Höhle hervorkommt. Während Dreiviertelstunden des Emporsteigens folgten wir, bald im untiefen Wasser, bald zwischen dem Waldstrom und einer Felswand, einem sehr schlüpfrigen Pfad. Das einsinkende Erdreich, die vereinzelten Baumstämme, über welche die Maulthiere nur mit Mühe wegschreiten können, und die den Boden überwuchernden Rankenpflanzen

machen diesen Weg sehr beschwerlich. Am Fuß des hohen Guacharo-Berges, 400 Schritt von der Höhle entfernt, erblickt man ihre Oeffnung noch nicht. Der Waldstrom fließt in einer vom Gewässer ausgehöhlten Schlucht, und der sich demgemäß schlängelnde Pfad führt unter einem vorstehenden Felsgesims hin. Bei der letzten Krümmung steht man plötzlich vor dem Eingang der Höhle, die sich in dem senkrechten Durchschnitt eines Felsens öffnet. Das Gewölbe ist 80 Fuß breit, 72 Fuß hoch. Der oberhalb stehende Fels ist mit gigantischen Bäumen besetzt, und der Anblick des Ganzen hat selbst für denjenigen etwas Erhabenes, der an die malerischen Bilder der Hochalpen gewöhnt ist. Der Mammey und der Genipayer mit breiten glänzenden Blättern strecken ihre Aeste senkrecht zum Himmel, während die der Erythrina sich ausbreiten und eine dichte Laubdecke bilden. Pothosgewächse*) mit saftigem Stengel, Orchis- und Sauerkleearten von seltsamer Bildung wachsen aus den dürresten Felsritzen hervor, während Rankengewächse, vom Winde gewiegt, vor dem Eingang der Höhle sich in Kränzen und Guirlanden

---

*) Der Mammey oder die gemeine Apfelgulle (Mammea americana) ist einer der ansehnlichsten und schönsten Bäume mit breiter Krone, so dick wie eine Eiche und über 60 Fuß hoch. Die zerstreuten Blumen sind weiß und wohlriechend. Die mehr als faustdicke Frucht hat eine lederartige Schale; das Fleisch ist gelblich wie Möhren, riecht aromatisch und schmeckt sehr angenehm. Die Früchte stehen auf allen Märkten, und man giebt sie zerschnitten mit Wein und Zucker zum Nachtisch. — Der Genipayer oder die gemeine Obstgabel (Genipa americana) hat die Gestalt einer Buche mit grauer Rinde; die Blätter gleichen einer Rindszunge; die Blumen sehen aus wie Narcissen, weiß, inwendig gelb, riechen wie Nelken. Die Frucht wird fast so groß wie eine Pomeranze; das saftige gelbe Fleisch riecht aromatisch, schmeckt gut in Zucker eingemacht. Der daraus bereitete Wein ist Labung für Kranke und Gesunde. Nach großer Ermattung wäscht man sich mit dem Saft zur Stärkung, wodurch der Leib freilich auf längere Zeit schwarz wird. Die Wilden malen sich damit, wenn sie in den Krieg gehen. — Die westindische Korallenbohne (Erythrina corallodendron) hat eine graue Rinde und ist so groß wie ein Apfelbaum; die Zweige schlagen leicht Wurzel, werden daher zu Zäunen gebraucht, welche blühend wie ein lang ausgebreitetes Scharlachtuch aussehen. — Die dickrippige Prangwurz (Pothos crassinervis) ist eine ansehnliche Pflanze mit röthlichen halbdurchsichtigen Beeren, wie Johannisbeeren.

schlingen. Wir unterschieden in diesen Blumengewinden eine violettblaue Bignonia, den purpurfarbigen Dolichos*) und die prächtige Solandra (Solandra scandens), deren orangegelbe Blume eine über vier Zoll lange fleischige Röhre hat. Diese anmuthige Pflanzendecoration verschönert nicht nur die äußere Wölbung, sie ist auch noch im Vordertheil der Grotte sichtbar. Voll Verwunderung bemerkten wir prächtige Helikonien mit Pisangblättern, die Praga-Palme und die baumartige Zehrwurz (Arum arborescens) längs des kleinen Flusses in diesem unterirdischen Garten. Bis vierzig Fuß tief in die Höhle hinein erstreckt sich die Vegetation, und 430 Fuß legten wir zurück, ehe wir eine Fackel anzuzünden brauchten. So tief dringt das Licht in den Kanal, der sich in gerader Richtung von Südost nach Nordwest ausdehnt, und hier, wo das Licht zu erlöschen anfängt, hört man aus der Ferne das widrige Geschrei der in der Höhle hausenden Nachtvögel. Diese, welche man Guacharo's nennt, haben die Größe unserer Hühner, den Rachen des Ziegenmelkers oder der Nachtschwalbe, den Wuchs des Geiers; die Weite der ausgebreiteten Flügel beträgt viertehalb Fuß. Sie bilden eine eigene Art der Ziegenmelker, welchen ich den Namen Steatornis gegeben habe. Sie unterscheiden sich durch die durchdringende Stimme, den sehr starken doppelzahnigen Schnabel und durch die Füße, die zwischen den Vorderzehen keine Verbindungshaut haben. Durch ihre Lebensart sind sie sowohl den Nachtschwalben, als den Alpendohlen verwandt. Das Gefieder ist von dunkler blaugrauer Farbe mit kleinen schwarzen Streifen

---

*) Die Bignonien oder Trompeten-Blumen mit glockenförmigen Blüthen wachsen oft zu 20, ja 50 Fuß hohen Bäumen empor, wie die gemeine T. (Bignonia catalpa). Die an unserer Stelle erwähnte ist die Färber-T. (Bignonia chica), ein hoch aufsteigender Kletterstrauch mit Ranken, dessen Blätter die ziegelrothe Farbe liefern. — Die Heil-Bohnen (Dolichos) sind vorzüglich in Ostindien und den benachbarten Inseln zu Hause, wo sie nach dem Reis die allgemeinste Speise abgeben. Sie ähneln ganz unseren Bohnen und ranken sich eben so in die Höhe. An unserer Stelle ist wahrscheinlich die schwarze Heil-Bohne (D. lablab) gemeint, die gleich dem Weinstock wuchert, mit großen rothen und weißen Blumen. Von der knolligen H. (D. tuberosus), mit röthlichen Blumen, werden auch die mehlreichen, rübenartig schmeckenden Wurzeln gegessen, die so groß werden wie ein Kindskopf.

und Punkten vermengt. Große weiße herzförmige schwarzgeränderte Flecken kommen am Kopfe, auf den Flügeln und am Schwanze vor. Die kleinen blauen Augen des Vogels können das Tageslicht nicht ertragen. Der Guacharo verläßt seine Höhle bei Anbruch der Nacht, vorzüglich zur Zeit des Mondscheins. Seine Nahrung besteht, wie die des Nußhehers, in sehr harten Kernfrüchten.

Es ist sehr schwer, sich eine Vorstellung von dem ungeheuren Lärm zu machen, den das furchtbare Geschrei von vielen Tausenden dieser Vögel in dem finsteren Theile der Höhle verursacht. Man denke sich einen von lauter Krähen belebten Tannenwald, wo die mit Nestern bedeckten Zweige in einander greifen, so wird man eine schwache Vorstellung von dem Gekrächze der Guacharo's bekommen; aber nur eine schwache Vorstellung, denn das Geschrei ist hier um so gräßlicher, als es von den Gewölben der Höhle zurückgeworfen wird und aus dem Innern mit dumpfem Echo wiederhallt. Die uns begleitenden Indianer banden Fackeln an das Ende einer langen Stange, um uns die Nester zu zeigen, welche sich funfzig bis sechzig Fuß hoch über unseren Häuptern in trichterförmigen Löchern der Decke befanden. Das Geräusch wird stärker, so wie man tiefer eindringt und die Vögel vor dem Lichte der Fackeln scheu werden. War es etliche Minuten um uns her stille, so ließen sich dann die entfernteren Klagetöne der in den Seitengängen nistenden Vögel hören. Es war, als ob abgetheilte Chöre einander schauerlich antworteten.

Die Indianer begehen alljährlich ihr Johannisfest, indem sie mit Stangen in die Höhle dringen und den größten Theil der Nester zerstören. Es werden alsdann viele Tausende junger Vögel getödtet, während die Alten mit fürchterlichem Klagegeschrei die Verfolger umkreischen. Das Bauchfell der Jungen ist reich mit Fett beladen, welches sich zwischen den Schenkeln zu einem beträchtlichen Knäul ausdehnt. Nur die Ruhe und die Finsterniß mag einen solchen Ueberfluß an Fett bei körnerfressenden Thieren erzeugen, wie man solches auch bei der Mästung der Ochsen und Gänse beobachtet hat. Nahe bei der Oeffnung der Höhle bauen sich die Indianer Hütten von Palmblättern, wo sie das Fett der Vögel bei einem von Buschwerk

unterhaltenen Feuer schmelzen und in thönerne Gefäße sammeln. Dieses Fett, halb flüssig, durchsichtig und geruchlos, ist unter dem Namen der Butter oder des Oels von Guacharo bekannt. Es hält sich über ein Jahr lang, ohne an seinem reinen Geschmack etwas zu verlieren. Man sammelt jährlich 150 bis 160 Flaschen davon.

Wir folgten im Fortgange der Höhle dem Ufer des kleinen, gegen 30 Fuß breiten Flusses, der in ihr entspringt. Man wandert dem Ufer entlang, so weit die aus kalkigen Inkrustirungen gebildeten Hügel es gestatten. Oefters, wenn der Waldstrom sich zwischen hohen Kalksinter-Massen hindurchschlängelt, muß man in sein Bett hinabsteigen, das indeß nicht mehr als zwei Fuß Tiefe hat. Die Höhle behält bis auf 1458 Fuß vom Eingang dieselbe Höhe von 60 bis 70 Fuß, dieselbe Weite und dieselbe gleichmäßige Richtung, dann steigt der Boden etwas aufwärts, und der Fluß bildet einen unterirdischen Wasserfall. Von dieser Stelle aus erblickt man beim Zurückschauen die reichbewachsene Landschaft am Ende des Tunnels, wie in ein Rohr eingefaßt, auf höchst malerische Weise. Die vom Gewölbe herabhängenden, in der Luft schwebenden Kalksinter-Bildungen stellten sich auf der grünen Fläche wundersam dar. Die durch das gleichzeitige Zurückwerfen des Lichtes vom Himmel, von Pflanzen und Felsen hervorgebrachte helle Beleuchtung an der Oeffnung stand im gewaltigen Contrast mit der uns umgebenden Finsterniß. Wir bestiegen mit einiger Mühe den kleinen Hügel, von dem das Wasser niederstürzt. Dahinter verengt sich die in derselben Richtung fortlaufende Höhle. Zu noch weiterem Vordringen konnten aber die Indianer nicht vermocht werden. Sie glauben nämlich, daß sich im Hintergrund der Höhle die Geister ihrer Vorfahren aufhalten. Zu den Guacharo's gehen, bedeutet ihnen, zu seinen Vätern gehen oder sterben. Auch nehmen die Zauberer und die Giftmischer am Eingange der Höhle ihre nächtlichen Gauklerkünste vor, um das Oberhaupt der bösen Geister zu beschwören. Früher diente der einsame schauerliche Ort auch den Missionaren zur Fluchtstätte bei Verfolgungen der Wilden. Bei der Rückkehr hielten wir vor der Höhle ein Mahl, wobei uns nach Landessitte Pisangblätter und die silberglänzenden Blät-

ter der Tafelbanane (Heliconia humilis, bihai) als Tafeltuch dienten.

Am 22. October verließen wir das Thal von Caripe und durchzogen die von Bäumen und Sträuchern entblößten Grasweiden des Hochlandes; nur hin und wieder erhob sich eine einzelne Baum-Aloe (Agave americana), deren Blumenschaft 26 Fuß anwächst. Hernach stiegen wir von der Hochebene auf einem sehr steilen und wegen der Thonerde äußerst schlüpfrigen Pfade abwärts, wobei wir die Geschicklichkeit unserer Maulthiere bewundern mußten. Diese nähern nämlich die Hinterbeine den Vorderfüßen, hocken sich auf das Hintergesäß nieder und lassen sich so herabrutschen. Der Reisende hat dabei nichts zu fürchten, wenn er nur die Zügel frei läßt. Indem wir in einen dichten Wald kamen, betraten wir eine Felsenschlucht, wo zur Regenzeit wilde Bergströme über die hervorragenden Felsblöcke niederstürzen. Man kann sich kaum etwas Schauerlicheres vorstellen, als diese sieben Stunden lange natürliche Stiege oder Treppe ist. Die Stufen sind zwei bis drei Fuß hoch, und die armen Lastthiere müssen zwischen den Baumstämmen von einem Felsblock zum andern herabspringen. Sie machen dabei allezeit einen Augenblick Halt, um gleichsam das Terrain zu untersuchen, wo sie dann nach Art der wilden Ziegen die Vorder- und Hinterbeine einander nähern. Erreichen sie im Sprung den nächsten Felsblock nicht, so versinken sie bis an den halben Leib in den weichen ockerartigen Thon, der die Zwischenräume des Gesteins ausfüllt. Wo Felsblöcke mangeln, gewähren mächtige Baumwurzeln den Füßen der Menschen und Thiere einen festen Haltpunkt. Die Kreolen vertrauen ihren Maulthieren so sehr, daß sie während des langen und gefährlichen Heruntersteigens im Sattel bleiben. Wir, schwächer in diesem Glauben und gewohnt Pflanzen und Steine zu untersuchen, gingen während der ganzen Strecke zu Fuß. Der Wald, bekannt unter dem Namen des Waldes der heiligen Maria, ist einer der dichtesten, die man sehen kann. Unter dem dunkelgrünen Laubwerk herrscht ein beständiges Halbdunkel und man fühlt sich wie in einem feuchten Kellergewölbe. Mit dem gewürzhaften Duft, den die Blüthen, die Früchte und das Holz selbst aushauchen, verbindet sich der

muffige Geruch unserer Herbstnebel. Unter den außerordentlich dicken und riesenmäßig emporsteigenden Bäumen, deren Höhe 150 bis 160 Fuß oft noch übersteigt, machten uns unsere Führer auf den Curucay aufmerksam, der ein weißliches flüssiges stark riechendes Harz liefert, was sonst von den heidnischen Eingebornen zum Beräuchern ihrer Götzenbilder gebraucht wurde. Nicht weniger harzreich sind die ungeheuren Stämme der Heuschreckenbäume (Hymenea), deren Durchmesser über neun bis zehn Fuß beträgt; ihre glänzend braunen Hülsenfrüchte bergen in harten Schalen ein blaßrothes Mehl von süßem Geschmack. Außerdem bemerkten wir als anziehendste Pflanzen das Drachenblut (Croton sanguiniflorum), dessen braun-purpurfarbener Saft sich über eine weißliche Rinde ergießt, dann die „prächtige" Baumfarre (Cyathea speciosa) mit mannslangen Blättern, welche die für diese Familie außerordentliche Höhe von mehr als 35 Fuß erreicht; der glatte, oben dreifurchige Stamm wird allein schon 20 bis 24 Fuß hoch. Häufig sahen wir auch den Pragabaum (Aiphanes Praga), dessen Laub einen sehr wohlschmeckenden Kohl liefert. — Je tiefer wir durch den Wald in's Land herunterkamen, desto mehr verminderten sich die Baumfarren, während die Palmen sich vermehrten. Schöne großflügeliche Schmetterlinge flogen in Menge umher. Der Himmel war bedeckt, und nur zuweilen beschien die Sonne die Baumgipfel. Wir litten an großer Hitze und mußten einen tropischen Gußregen befürchten. Es donnerte bereits; die Wolken sahen aus, als wären sie an den hohen Bergspitzen des Guacharo aufgehängt, und das Klagegeheul der Araguato's oder Brüll-Affen schien die Annäherung eines Gewitters zu verkündigen. Diese Affen gehören zur Familie der Spitzköpfe (Alouates, Stentor) und zeichnen sich, wie alle ihre Verwandten, durch ein sehr weites trommelartiges Zungenbein aus, womit sie außerordentlich laut brüllen können. Sie machen besonders des Morgens, wenn sie aufwachen, einen fürchterlichen Lärm. Das Aeußere der Araguato's gleicht dem eines jungen Bären, und den pyramidenförmigen Kopf ziert ein Bart. Der dichte Haarwuchs ist von braunrother Farbe, das Gesicht blauschwärzlich gefärbt und mit einer fein gerunzelten Haut überzogen. Blicke und Ausdruck der Geberden haben viel

Aehnlichkeit mit dem Menschen. — Wir hatten Halt gemacht, um die Brüll-Affen zu beobachten, welche dreißig bis vierzig an der Zahl in einer langen Reihe auf den sich kreuzenden wagerechten Baumästen quer über den Weg zogen. Während nun dies neue Schauspiel unsere Aufmerksamkeit fesselte, zeigte sich von der anderen Seite eine Schaar wandernder Indianer. Sie gingen in der Tracht der Natur. Die Männer bis zum jüngsten Knaben herab waren mit Bogen und Pfeilen bewaffnet, die Weiber, mit einer ziemlich schweren Bürde belastet, beschlossen den Zug. Wir konnten von ihnen durchaus nichts herauskriegen, da sie uns auf alle Fragen mit: »no Padre, si Padre« (ja Vater, nein Vater) antworteten; sie sahen uns nämlich nach der Farbe der Haut für Missionare an. Die guten Wilden gaben uns durch freundliches Lächeln zu verstehen, daß sie uns gern gefällig sein wollten; allein wir konnten uns nicht verständigen. Am Ausgange des Waldes von Santa Maria trafen wir eine Savanne, die aus mehreren, wie Stockwerken übereinander liegenden Ebenen zusammengesetzt ist. Diese Erscheinung erklärt sich aus dem langen Aufenthalt der Gewässer in Becken, von denen eins in das andere sich ergossen hat. — Wir übernachteten in dem Missionsdorf Catuaro, das in einer sehr wilden Gegend lag. Die Kirche stand damals noch mitten zwischen hochstämmigen Waldbäumen und bei Nacht machten die Tiger noch ihr altes Recht geltend, die Hühner und Schweine der Indianer zu verzehren.

Der Weg nach Cariaco geht durch den Wald von Catuaro und gleicht vollkommen dem des Waldes von Santa Maria. Eine der schwierigsten und schmierigsten Stellen, wo man eine von Waldströmen ausgehöhlte enge Schlucht passirt, führt den Namen „Buttersack" (Saca Manteca), wegen des dicken butterähnlichen Kothes. Die Maulthiere mußten da an den steilsten Abhängen wiederum oft auf die Hinterfüße hocken und so herabrutschen. Nachdem wir auf unserm treppenartigen Stufengange die Felsschichten überwunden hatten, erblickten wir am Ende des Waldes von einem Hügel aus mitten in einer weiten, mit Hütten und Kokoswäldchen besetzten Ebene die Stadt Cariaco, von welcher westwärts sich der darnach benannte Golf

ausdehnt. Man baut hier viel Baumwolle und Cacao, aber die Lage ist sehr ungesund. Aus Furcht vor bösartigen Fiebern schifften wir uns daher möglichst bald im Golf von Cariaco ein. Auf dem Wege dahin fuhren wir längs des Flusses Carenicua, der wie ein gegrabener Kanal zwischen den Gärten und Baumwollenpflanzungen hinläuft. Die ganze etwas sumpfige Landschaft ist sehr gut cultivirt, und an trockenen Stellen hat man auch den Kaffeebaum eingeführt. Indianische Frauen wuschen am Fluß ihr Weißzeug mit der Frucht der Seifenpflanze (Sapindus saponaria), deren Schale vielen Schaum giebt. Die Frucht selbst ist so elastisch, daß sie, auf einen Stein geworfen, mehrmals sieben bis acht Fuß in die Höhe springt. — Bald nach unserer Abfahrt hatten wir mit widrigen Winden zu kämpfen; der Regen fiel stromweis, und der Donner rollte in der Nähe. Schwärme von Flamingo's, Reihern und Cormoran's füllten die Luft und flogen den Ufern zu; nur der Albatros (Schafgans) machte sich aus Donner und Regen nichts, sondern setzte seinen Fischfang mitten im Golfe fort. Wir waren unser achtzehn Passagiere auf einer schmalen, mit Rohrzucker, Pisangfrüchten und Kokosnüssen schwer beladenen Pirogue. Um so mehr hatten wir Ursache, der widrigen Winde wegen bei der kleinen Mairie Pericantral an der Südküste des Golfes anzulanden. Diese Küste ist wenig angebaut, und man sieht nur Pflanzungen von Kokospalmen, welche hier die Stelle der Olivenbäume vertreten. Es ist eine ächte, üppig gedeihende Küstenpalme. Sie zieht das Salzwasser dem Süßwasser vor und gedeiht daher besser an der Meeresküste als im Innern des Landes, wo man in die für die Nuß gemachte Grube gewöhnlich bis zu einem halben Scheffel Salz wirft. Der Baum wächst sehr schnell, wird siebenzig bis achtzig Fuß hoch, dauert achtzig bis hundert Jahr. In fruchtbarem und feuchtem Boden trägt er schon mit dem fünften Jahr Früchte, in mageren und salzlosen Gegenden erst mit dem zehnten Jahr. Im Durchschnitt kann man auf jeden noch kräftigen Baum alljährlich hundert Früchte rechnen; bei jedem Mondwechsel giebt's zehn bis vierzehn, die aber nicht alle zur Reife gelangen. Bei Cariaco findet man Pflanzungen von acht bis neun tausend Palmen. Das aus der Frucht ge-

wonnene Oel ist durchsichtig, geruchlos und brennt sehr gut. Hundert Kokosnüsse liefern acht Flaschen Oel (jede zu 12 bis 14 Silbergroschen). — Am folgenden Morgen kamen wir wieder in Cumana an. Bei Sonnenaufgang sahen wir dreißig bis vierzig Goldgeier (Vultur aurea) auf den Kokosbäumen neben einander sitzen. Diese Vögel setzen sich wie die Hühner reihenweis zum Schlafen hin und sind so träge, daß sie lange vor Sonnenuntergang niedergehen und nicht eher erwachen, als bis sie den Brand der Sonne empfinden. —

Die Chaymas, von denen wir jetzt zurückgekehrt waren, hatten für uns viel Anziehendes. Die Bekanntschaft mit denselben gab uns manche Aufschlüsse über die Völker des nordöstlichen Südamerika. Diese Länder werden, eben so wie die Länder am Kaukasus, von den mannigfaltigsten Völkern bewohnt, deren barbarischer Zustand weniger ursprünglich, als vielmehr eine Folge lange dauernder Verwilderung ist. Ueberhaupt sind wohl die meisten der sogenannten wilden Völker als entartete Horden zu betrachten, die vor Zeiten einem in der Cultur schon einigermaßen vorgerückten Volksverein angehörten. Wenn nämlich in Folge feindseliger Verhältnisse die Menschen sich zerstreuen und sie zu ihrer Sicherheit Einsamkeit und Abgeschiedenheit wählen oder sich auf beständigen Wanderungen befinden müssen, so verlöschen allmählig alle Spuren der Gesittung, und an die Stelle derselben tritt Barbarei, die bis zur Unnatur hinabsinkt. Zur Zeit der Entdeckung von Amerika fanden sich geordnete Staaten auf dem Rücken der Cordilleren und auf den Asien gegenüberliegenden Küsten. Die waldbewachsene Ebene und die unermeßlichen Grasfluren enthielten nur umherirrende Horden, die den durch Schiffbruch zerstreuten Trümmern glichen. Daß sie abgelöste Glieder jener ausgebildeten größeren Staatskörper waren, läßt sich sehr gut durch die Sprachverwandtschaft nachweisen, indem die Sprache der Amerikaner von den Eskimos an bis zu den Patagoniern ein gemeinschaftliches Princip haben; fast allen fehlen auch die Buchstaben f, b, d. Die meisten rohen Stämme in Südamerika bauten schon bei der Entdeckung des Landes Pisang, Maniok und Baumwolle. Daher war es nicht sehr schwer, sie in Dörfern zu vereinen. Von den Chaymas

waren damals 15,000 so angesiedelt und getauft. — Die Chaymas-Indianer haben eine kleine Statur, was namentlich im Vergleich zu den benachbarten schön gewachsenen Karaiben auffällt. Sie sind in der Regel nur vier Fuß zehn Zoll hoch. Ihr Körper ist dick, untersetzt, breitschultrig, die Brust platt gedrückt, die Glieder rund und fleischig. Ihre Hautfarbe ist mehr dunkelbraun und lohfarbig, wie überhaupt in den Aequator-Gegenden, während nur die nördlicheren Völker als die eigentlichen kupferrothen Menschen bezeichnet werden können. Ihre Gesichtszüge tragen das Gepräge des finsteren Ernstes. Die Stirn ist bei ihnen platt zurückgedrängt und schmal; die Augen schwarz, tiefliegend und in die Länge gedehnt, die Nase ziemlich lang, der große Mund mit breiten hervorragenden Lippen zeigt zwei Reihen schöner weißer Perlen, das Kinn ist sehr kurz, rund und fast bartlos, das Haupthaar glatt und schlicht, wie bei allen Völkern Südamerika's und Mexico's; eben so sind bei allen Eingeborenen die Hände klein und schmal, die Füße groß, die Zehen außerordentlich gelenkig. Alle Chaymas behalten sehr lange ihr jugendliches Aussehn und haben eine große Familienähnlichkeit, was sich erklärt durch ihre Abgeschiedenheit von anderen Volksstämmen, mit denen sie sich aus tödtlichem Haß nie vermischen, so wie durch die geringe Verstandescultur, da Gedankentiefe ihre Physiognomie nicht verändern kann, endlich durch das friedliche Leben unter der Obhut der Missionare, wo das jähe Aufbrausen der wilden Leidenschaften beinah ganz wegfällt, während der kriegerische Zustand der Wildheit vielmehr Anlaß giebt, die Gesichtszüge durch Haß, Zorn, Wuth, Neid krampfhaft zu verzerren. Außerdem fehlt aber dem roheren Menschen überhaupt eine leichtere Beweglichkeit der Gesichtsmuskeln, womit denn auch der Mangel des Erröthens bei den Indianern und Negern zusammenhängt. — Die Chaymas äußern, wie alle halbwilden Völker der tropischen Länder, eine entschiedene Abneigung gegen Kleider. Wenn sie uns fern von ihrem Dorfe begegneten, so hatten sie gewöhnlich, zumal bei Regenwetter, ihre Kleidung, ein kaum bis an's Knie reichendes Baumwollenhemde, unter dem Arm. Im Inneren der Wohnungen bleiben sie nackt, ohne der Haut einen Farbenüberzug zu verleihen. Beinkleider, Schuhe und

Hüte sind allen Eingeborenen dieser Missionen unerhörte Luxusdinge. Wir brachten später einen indianischen Bedienten mit nach Frankreich, und als dieser einen Bauer mit bedecktem Haupte pflügen sah, war er dermaßen verwundert, daß er sich in ein elendes Land versetzt glaubte, wo sogar Edelleute zum Acker fahren. Die Weiber der Chaymas sind nicht eben schön, aber die jungen Mädchen haben etwas Sanftes und Melancholisches im Blicke der Augen. Die Haare tragen sie in zwei lange Zöpfe geflochten. Hals- und Armbänder setzen sie aus Muscheln, Vögelknochen, Beeren oder Körnern zusammen. Die Männer rupfen die wenigen hervorsprossenden Haare ihres Kinnes aus. Die Lebensart dieser angesiedelten Indianer ist höchst einförmig. Sie gehen regelmäßig des Abends um sieben Uhr schlafen und stehen des Morgens, lange vor Tage, um halb fünf Uhr auf. Täglich baden sie sich. Jeder Indianer unterhält nahe bei seiner Hängematte ein Feuer, und die Weiber zittern bei achtzehn Grad Wärme vor Frost. Die Hütten zeichnen sich durch Sauberkeit aus. Die Hänge- und Schilfmatten, die Töpfe, Bogen und Pfeile, alles steht in der schönsten Ordnung umher. Außer ihren Hütten im Dorf haben sie gemeiniglich entweder in ihrem Garten oder an einem kleinen Quell oder am Eingang eines kleinen Thales eine Art Lusthaus, mit Palm- oder Pisangblättern bedeckt, und darin verweilen sie sehr gern. Denn sie haben noch immer den beinah unwiderstehlichen Trieb, zu ihrer vorigen freien Lebensart zurückzukehren. Die kleinsten Kinder laufen öfter von ihren Eltern weg und irren vier bis fünf Tage in den Wäldern umher, wo sie sich von Früchten, Palmkohl und Wurzeln nähren. Die Weiber sind auch bei ihnen, wie bei allen rohen Völkern, die Lastthiere. Oft sahen wir Mann und Frau des Abends aus ihrem Garten heimkehren. Jener ging leer und hatte nur ein Messer in der Hand, um sich etwa durch Schlingpflanzen einen Weg zu bahnen; die Frau aber trug auf dem gekrümmten Rücken eine große Bürde von Pisang, im Arm ein Kind und bisweilen noch ein Kind auf der Pisangbürde. Die spanische Sprache erlernen sie sehr schwer, und die Missionare haben ihre liebe Noth, ihnen die Lehren des Christenthums begreiflich zu machen. Ein solcher Mann muß seiner

Heerde Alles in Allem sein: ihr Lehrer, Seelsorger, Arzt, Rathgeber, Schiedsrichter, Leibes- und Seelenfreund. — Außer den Chaymas wohnen in der Gegend von Cumana und Barcelona noch viele andere Völkerschaften. So die besonders mit Fischfang beschäftigten Guayquerier, die durch kriegerische Tapferkeit sich hervorthuenden Quaquas, und ihre Verbündeten, die Karaiben (richtiger Kariben), deren Eroberungszüge in Amerika eben so merkwürdig sind, als die der Mongolen in der alten Welt. Die Guaraunu's (a-u) leben zerstreut und durchaus unabhängig auf dem Delta des Orinoco, dessen vielfach verästelte Kanäle ihnen allein bekannt sind. Sie begünstigen daher den von Trinidad aus betriebenen Schleichhandel. Da ihr Land häufig überschwemmt wird, so bauen sie ihre Hütten auf die abgehauenen Stämme des Mahagony-Baumes und der Mauritia-Palme, wie die Vögel ihre Nester, so daß man sie Luftbewohner nennen könnte. Die Mauritia-Palme, welche die ächte amerikanische Sago-Palme ist, liefert ihnen in ihrem Marke Mehl zu einem wohlschmeckenden Brote.

Wir verweilten noch einen Monat in Cumana, um uns zu unserer Fahrt auf dem Orinoco und Rio Negro zu rüsten. Bald aber hätte uns ein Eingeborener auf gewaltsame Weise daran verhindert. Am 27. October ging ich mit Herrn Bonpland an der Küste lustwandeln. Es war acht Uhr Abends und der Himmel bedeckt. Ich hörte Fußtritte hinter uns, und als ich mich umsah, erblickte ich einen hochgewachsenen Mann von der Farbe der Zambo's (Abkömmlinge von Negern und Eingeborenen), nackt bis an den Gürtel. Beinah hatte er schon über mein Haupt eine Keule geschwungen. Ich wich dem Schlage aus, indem ich auf die linke Seite sprang. Herr Bonpland aber war weniger glücklich. Der Zambo brachte ihm einen Schlag über die Schläfe bei, wovon er zu Boden stürzte. Der Zambo griff nach dem abgeschlagenen Hute desselben und entfernte sich, weil er wahrscheinlich Leute in der Ferne erblickte. Im Laufe fiel er jedoch, und Herr Bonpland, der sich wieder aufgerafft, erreichte ihn zuerst, gerieth aber in große Gefahr, da der Zambo ein langes Messer hervorzog. Es eilten noch andere Leute herbei, und so bemächtigten wir uns endlich seiner

und brachten ihn in's Gefängniß. Nach den Untersuchungen zu urtheilen, hatte er uns mehr aus Franzosenhaß, indem er uns französisch sprechen hörte, als aus Raubsucht angegriffen.

Vom 28. October bis zum 3. November hatten wir einen sehr dichten Nebel, und die Hitze der Nächte war beim Ausbleiben des Seewindes fast erstickend. Die Atmosphäre war beinah feurig, und das trockne Erdreich bekam überall Spalten. Am 4. November Nachmittags um zwei Uhr verhüllten schwarze dichte Wolken die Gebirge. Gegen vier Uhr ließ sich in großer Höhe der Donner mit dumpfem, oft unterbrochenem Geräusch hören. Im Augenblicke der stärksten elektrischen Entladung folgten zwei Erdstöße innerhalb funfzehn Secunden auf einander. Sogleich erscholl auf den Straßen das Geschrei: „Erbarmen! Erbarmen! die Erde bebt!" Herr Bonpland, der sich gerade über einen Tisch bückte, um Pflanzen zu untersuchen, fiel beinah um, und auch ich fühlte den Stoß sehr heftig, obwohl ich in einer Hängematte lag. Sclaven, die gerade Wasser aus einem Brunnen schöpften, hörten einen Knall wie einen Kanonenschuß aus der Tiefe kommen. Etliche Minuten vor der ersten Erschütterung ward die Luft durch einen heftigen Windstoß bewegt, und ein elektrischer Regen fiel in großen Tropfen herab. Nachher herrschte die ganze Nacht hindurch völlige Windstille. Der Sonnenuntergang gewährte ein prachtvolles Schauspiel. Der dicke Wolkenschleier zerriß, und die Sonne erschien auf einem Grunde von indigoblauer Farbe. Ihre Ränder waren wellenförmig ausgeschnitten und die Wolken in der Nähe vergoldet. Garben auseinander fahrender Lichtstrahlen, welche die schönsten Regenbogenfarben zurückwarfen, dehnten sich bis zum Zenith aus. Gegen neun Uhr Abends erfolgte eine dritte Erschütterung, minder heftig, aber von einem sehr merklichen unterirdischen Knall begleitet. Dies war das erste Erdbeben, welches ich erlebte, und es machte einen um so lebhafteren Eindruck auf mich, als dasselbe von so merkwürdigen Lufterscheinungen, vielleicht nur zufällig, begleitet wurde. Damals glaubte ich nicht, daß ich nach einem langen Aufenthalte an den peruanischen Küsten und auf den Bergen von Quito mit ziemlich ungestümen Erschütterungen des Bodens eben so vertraut werden dürfte,

wie man es in Europa mit den Gewittern ist. In der Stadt Quito dachten wir nicht daran, des Nachts aufzustehen, wenn unterirdisches, vom Vulkan Pichincha herkommendes Getöse sieben bis acht Minuten vorher einen Erdstoß ankündigte. Ueberhaupt ist es weniger die Gefahr, als das Neue und Ungewohnte der Empfindung, welches beim ersten Erdbeben unser Gemüth so furchtbar ergreift. Man ist nämlich von Kind auf daran gewöhnt, nur das Wasser als beweglich, die Erde aber als eine feste Masse zu betrachten. Diese Vorstellungen beherrschen unsere Sinne und Begriffe. Indem sich nun die festgeglaubte Erde zu bewegen anfängt, hat gleichsam ein alter Freund unser Vertrauen getäuscht, und wir werden plötzlich aus einem langjährigen Traume aufgeschreckt. — Der röthliche Nebel, welcher den Horizont mehrere Tage vor dem Erdbeben umschleierte, dauerte bis zum 7. November fort, dann bekam die Luft ihre völlige Reinheit und wundervolle Durchsichtigkeit wieder, deren man in den tropischen Ländern sich erfreut.

Die Nacht vom 11. auf den 12. November war kühl und ausnehmend schön. Von halb drei Uhr des Morgens an zeigten sich am östlichen Himmel die außerordentlichsten leuchtenden Erscheinungen. Tausende von Feuerkugeln und Sternschnuppen kamen bei vier Stunden lang abwechselnd zum Vorschein und nahmen regelmäßig ihre Richtung von Norden nach Süden, indem sie auf eine Ausdehnung von 60° größere oder kleinere Bogen bildeten. Der Feuerkugeln waren eigentlich nur wenige, aber von so verschiedener Größe, daß man Sternschnuppen und Kugeln nicht unterscheiden konnte. Im Fallen ließen sie, wie dies in heißen Ländern gewöhnlich, lange Lichtstreifen hinter sich. Mehrere hatten einen deutlichen Kern, von welchen ungemein hellleuchtende Funken ausgingen. Die Feuerkugeln schienen wie durch Entladung zu zerspringen; die größten verschwanden jedoch ohne Funkelung und ließen glänzende Streifen hinter sich. Das Licht dieser Meteore war weißlich und nicht röthlich, vermuthlich wegen der großen Reinheit der Atmosphäre. Fast alle Einwohner von Cumana waren Zeugen dieser Erscheinung, da sie ihre Häuser von vier Uhr Morgens zu verlassen pflegen, um der Frühmesse beizuwohnen. Viele wurden ängstlich, da die

ältesten Leute sich erinnerten, daß den Erderschütterungen im Jahre 1766 ähnliche Erscheinungen vorangegangen waren. Die Fischer hatten das Feuerwerk, wie sie es nannten, schon um ein Uhr gesehen. — Auf unserer späteren Reise von Caracas nach dem Rio Negro erfuhren wir, daß die Erscheinung überall beobachtet war. Einige Mönche hatten sich den Tag in ihrem Meßbuche bemerkt. Bei meiner Rückkehr nach Europa vernahm ich zu meinem Erstaunen, daß dies große Feuerwerk auch in den nordamerikanischen Freistaaten, auf Labradon und in Deutschland gesehen worden war. *)

Zweiter Abschnitt.

Am 18. November Abends acht Uhr gingen wir auf einem Handelsfahrzeug nach Guayra, dem Hafen von Caracas, unter Segel. Die über 60 Meilen lange Fahrt wird gewöhnlich in 36 bis 40 Stunden gemacht, wenn Wind und Strömung sie be-

---

*) In Nordamerika beobachtete man in der Nacht vom 12. bis 13. November 1833 eine ähnliche mächtige Stromentwickelung von Sternschnuppenschwärmen. Dieselben waren an einem Orte wie Schneeflocken zusammengedrängt, und es fielen während neun Stunden wenigstens 240,000. Dies leitete auf die Idee einer periodischen Wiederkehr der Erscheinung an denselben Tagen, was sich auch bestätigte. Außer dem alljährlich stattfindenden November-Phänomen (12—14. November) beobachtete man noch ein entsprechendes vom 9—14. August, schon in einem alten Kirchen-Kalender bei Gelegenheit des heiligen Laurentius-Festes als seine „feurigen Thränen" bezeichnet. Dazu kam, daß man den stehenden Quellpunkt des November-Stromes im γ des Löwen-Sternbildes und den des Laurentius-Stromes in einem Punkte zwischen dem Perseus und dem Stier auffand. Jeden, dieser beiden verschiedenen Meteorströme hat man sich nun vorzustellen als einen aus Myriaden kleiner Weltkörper zusammengesetzten, abgeschlossenen, die Sonne umkreisenden Ring, der unsere Erdbahn schneidet, wo dann beim Durchgang die kleinen Körper, deren Höhe man auf 4 bis 35 Meilen berechnet hat, von der Erde angezogen werden und auf dieselbe niederfallen. Die Ungleichheit in der Masse der niederfallenden Sternschnuppen erklärt man daraus, daß die Ring-Atmosphäre bald stärker, bald schwächer mit Körpertheilen, die sich aus der einst weit ausgedehnteren Sonnen-Atmospäre ausgeschieden, angefüllt ist, auch selbst Lücken enthalten kann.

günstigen. Schnell fuhren wir den kleinen Fluß Manzanares hinab, dessen Ufer von Kokosbäumen, wie bei uns von Pappeln und Weiden, beschattet werden. Die Blätter der Stachelgewächse, die am Tage nur bedeckt sind, erschienen jetzt in dem röthlich schimmernden Lichte einer glänzenden Insekten-Illumination. Mit der Fluth überwanden wir den Flußriegel (die Sandbank) an der Mündung. Der abendliche Seewind warf nur mäßige Wellen im Golfe von Cariaco. Noch war der Mond nicht aufgegangen, aber der Theil der Milchstraße, welcher sich von den Füßen des Centauren bis zum Sternbilde des Schützen ausdehnt, warf ein silberfarbenes Licht auf die Meeresfläche. Von Zeit zu Zeit zeigte sich zwischen den Baumwipfeln des Ufers der weiße Fels, auf dem das Castell St. Anton steht. Bald erkannten wir die Küste nur noch an den Lichtern der Fischer. In diesem Augenblicke fühlten wir doppelt den Reiz der Landschaft und den Schmerz der Entfernung. Fünf Monate zuvor hatten wir diese Küste wie ein neu entdecktes Land betreten; jetzt entschwand sie unseren Blicken unter Erinnerungen an viele frohe Augenblicke des Lebens, die einen weiten Zeitraum zu umfassen schienen. — Schaaren von Meerschweinen begleiteten unser Fahrzeug. Funfzehn oder sechzehn dieser kleinen Thiere schwammen in gleichmäßigen Entfernungen. Wenn sie im Umwenden mit ihren breiten Flossen auf die Wasserfläche schlugen, verbreiteten sie einen Lichtglanz, gleich Flammen, die aus dem Grunde des Meeres emporschlagen. Jede Schaar derselben ließ beim Durchschneiden der Wasserfläche einen Lichtstreifen hinter sich zurück. Es war dies um so auffallender, als die übrigen Wellen kein Phosphorlicht zeigten und der Schlag der Ruder nur schwache Funken hervorbrachte. Man darf daher annehmen, daß das Leuchten in der Umgebung der Meerschweine nicht blos von ihren Flossen bewirkt worden sei, sondern auch durch den gallertartigen Ueberzug ihres Körpers, der vom Wellenschlage abgespült wird. — Um Mitternacht erblickten wir die Gruppe der drei Caracas- und acht Chimanas-Inseln. Der Mond stand über dem Horizonte und übergoß mit seinem magischen Lichte diese seltsam gestalteten zerklüfteten unfruchtbaren Felsen, die gleichsam als Trümmer der vormaligen Küste ein

Denkmal des zerschmetterten Urgebirges darstellen. Die Inseln sind klein und gegenwärtig alle unbewohnt. Auf einer der Caracas halten sich wilde Ziegen auf, die ein überaus schmackhaftes Fleisch haben. Hier wohnte vor dreißig Jahren eine Familie weißer Menschen, die Mais und Maniok bauten. Der Vater überlebte die Seinigen und kaufte sich zur Arbeit zwei schwarze Sclaven. Diese aber ermordeten ihn und entflohen. Die Culturpflanzen gingen aus, die Ziegen aber vermehrten sich. Die Mörder entzogen sich lange dem Arm der Gerechtigkeit, bis der eine den andern angab und dafür in Cumana Scharfrichter ward, welches Amt er, abscheulicher Weise, mit der Hinrichtung seines Mitschuldigen antrat. Nachdem wir einige Stunden auf der Rhede von Neu-Barcelona an dem mit Krokodilen angefüllten Rio Neveri geankert, gingen wir am 19. November Mittags wieder unter Segel und fuhren an den flachen Piritu-Inseln vorüber. Sie sind nur acht bis neun Zoll über den mittleren Wasserstand erhoben und ihre vollkommen glatte Oberfläche ist mit Gras bewachsen, so daß man einen nordischen Wiesengrund zu sehen glaubt. Die Scheibe der untergehenden Sonne sah aus wie eine über der Savanne aufgehängte Feuerkugel, deren letzte Strahlen die im Seewind hin und her sich bewegenden Grasspitzen beleuchteten. Wo in niedrigen Gegenden dieser Zonen auch Gräser und Binsen den Anblick von Wiesen oder Rasen gewähren, da fehlt ihnen jedoch immer eine Hauptzierde, nämlich die Mannigfaltigkeit wilder Wiesenblumen, die sich gleichförmig auf dem grünen Grunde erheben und wie ein Teppich ausbreiten. In den Tropenländern werden vielmehr auch die kleinsten Pflanzen zu Sträuchern und die mit den Gräsern vermengten Liliengewächse vertreten die Stelle unserer Wiesenblumen. Sie schmücken die Savannen allerdings durch die Mannigfaltigkeit und den Glanz ihrer Farben; aber ihre beträchtliche Höhe stört die Harmonie des Ganzen. — Als wir uns dem Kap Cordera näherten, ward die See unruhig und unser Schiffer legte daher am folgenden Morgen in dem kleinen Hafen von Higuerote an. Das Ufer ist mit dichtem Gebüsch der Wurzel- oder Mangle-Bäume (Rhizophora mangle) besetzt. Diese werden 30 bis 50 Fuß hoch, haben eine dicke rostrothe Rinde und

breiten nach allen Seiten knotige krumme Aeste aus, welche Wurzeln fallen lassen und eine undurchdringliche Waldung bilden. Das sonst weiße Holz wird im Wasser röthlich und man schreibt demselben die Bewirkung einer ungesunden Luft zu. In der That kam uns, als wir in den Hafen einsegelten, ein schaler süßlicher Geruch entgegen, und das Wasser in der Nähe der Wurzeln dieser Bäume sah braungelb aus. Die spätere Untersuchung des Holzes ergab indeß keine ungesunden Bestandtheile. Die bösen Dünste rühren vielmehr daher, daß zwischen den Geflechten der stark wuchernden Wurzeln und Zweige sich viele Seethiere nebst Schlamm anhäufen und verfaulen. — Am 21. November umschifften wir bei Sonnenaufgang das Kap Codera. Von hier an bietet die hohe felsige Küste wilde und sehr malerische Ansichten. Die Berge sind überall in einer Höhe von 3 bis 4000 Fuß senkrecht abgeschnitten und werfen riesige Schatten über das feuchte grünende Erdreich, das sich bis zum Strand des Meeres ausbreitet. Dies schöne Küstenland ist sehr fruchtbar und erzeugt den größten Theil jener tropischen Früchte, die man im Ueberfluß auf den Märkten von Caracas antrifft. Gegen Abend gingen wir im Hafen von Guayra vor Anker und ich reiste sogleich nach Caracas, wo ich vier Tage früher ankam als Herr Bonpland, der von dem kleinen Hafen Higuerote aus des Botanisirens wegen zu Lande gereist war.

La Guayra ist unter den acht Häfen des Staates Venezuela der wichtigste und hat den ausländischen Handel fast allein in Händen. Kaffee, Cacao, Indigo und Tabak sind die Hauptausfuhrartikel. Guayra ist bei alledem mehr nur eine Rhede, als ein Hafen zu nennen. Die See ist daselbst ziemlich stürmisch, und die Schiffe haben gleichzeitig von Windstößen, schlechtem Ankergrunde, Sandbänken und den Pfahlwürmern (Teredo navalis) zu leiden. Letztere bohren sich zu Millionen in das Holz der Dammpfähle und der Schiffe und durchlöchern dasselbe so sehr, daß überall das Wasser eindringt, wodurch die Dämme einstürzen und die Schiffe untersinken. Ueberdies können die Schiffe hier wegen der hochgehenden Wellen nur mit Mühe geladen werden. Die Neger und Mulatten, welche die Waaren in die Schiffe tragen, sind Menschen von außerordentlicher Körper-

stärke. Sie gehen bis zur Hälfte des Leibes im Wasser und haben merkwürdiger Weise von den häufigen im Hafen befindlichen Haifischen nichts zu besorgen. Die Haifische bestätigen hier eine Thatsache, die man auch an Krokodilen und Affen beobachtet hat, daß nämlich dieselben Thierarten in verschiedenen Gegenden ein ganz entgegengesetztes Naturell offenbaren. Die Indianer am Orinoco und Amazonenfluß, welche Affen zum Verkauf einfangen, wissen gar sehr wohl, daß diejenigen dieser Thiere, welche auf gewissen Inseln wohnen, sehr leicht gezähmt werden können, während die auf dem Festlande eingefangenen Affen gleicher Art, sobald sie sich in der Gewalt des Menschen fühlen, aus Wuth oder Furcht dahinsterben. Die Krokodile in einigen Seen der Llanos (Ebenen) sind feig, in andern kühn und gefährlich. Daher die verschiedenen Behauptungen glaubwürdiger Naturforscher, von denen der eine die Krokodile als die furchtbarsten Thiere schildert, der andere als zahme unschädliche Eidechsen, zwischen welchen man so, wie zwischen unseren Fröschen, umhergehen kann. Die Haifische sind ebenfalls blutgierig und gefährlich auf den Caracas gegenüberliegenden Eilanden, während sie die Schwimmer im Hafen von Santa Martha und Guayra nicht angreifen. — Die Lage von Guayra ist ganz außerordentlich und läßt sich nur mit der von Santa Cruz auf Teneriffa vergleichen. Die Bergkette von Caracas grenzt fast unmittelbar an's Meer, und die aus zwei parallelen Straßen bestehenden Häuser der Stadt sind steilen Felsen angebaut, weshalb hier eine erstickende Hitze herrscht, und dieser Punkt gehört, eben so, wie Cumana, die Havannah und Vera Cruz, zu den heißesten Orten der Erde. Athmet man in der warmen Jahreszeit die glühende Luft von Guayra ein, wo das gelbe Fieber sich eingebürgert, so ist es dagegen ein überraschender Gedanke, zu denken, daß in einer Entfernung von drei Meilen eine Bevölkerung von 50,000 Seelen in einem engen Thale die Kühle des Frühlings genießt. Caracas liegt 2591 Fuß hoch. Der Weg dahin führt an einem sehr steilen Felsabhang hinauf. Auf dem Gipfel steht die Venta grande (das große Gasthaus), berühmt durch seine ausnehmend schöne Lage. Sowohl das Meer als die benachbarten Küsten breiten sich von dort vor den Augen

des Beschauers aus. Bei der Uebersicht eines Horizontes von mehr als zwei und zwanzig Meilen Umfang fühlt man sich durch die von dem weißen Küstensande zurückprallenden Sonnenstrahlen geblendet. Zu seinen Füßen sieht man, wie von einem Thurm herab, das Kap Blanc, das Dorf Maiquetia mit seinen Kokospalmen, Guayra und die in seinem Hafen einlaufenden Schiffe. Dieser Anblick wird noch gehoben, wenn bei etwas bedecktem Himmel erleuchtete Wolken gleich schwimmenden Eilanden auf der Meeresfläche dahinzuschweben scheinen. Auch werden durch zerreißende Nebelschichten von Zeit zu Zeit Bäume und Wohnungen sichtbar, und man glaubt alsdann durch die Oeffnungen die Gegenstände in noch größerer Tiefe zu sehen, als sie sich bei vollkommener Heiterkeit dem Auge darstellen. Von dem Gasthause hat man noch 900 Fuß bis Guayaco anzusteigen, wo ungefähr der höchste Punkt der Straße von 4550 Fuß Höhe ist. Von hier kommt man durch ein ziemlich ebenes, mit Alpenpflanzen bedecktes Hochthal. Etwas höher noch liegen die Mehlmagazine der Hauptstadt, die in diesem vorzüglich kühlen Punkt erbaut wurden, und auf diesem Wege erblickt man zum ersten Mal die 1800 Fuß tiefer liegende Hauptstadt (der jetzigen Republik Venezuela) Caracas, in einem schönen, mit Kaffee- und europäischen Fruchtbäumen bepflanzten Thale sich ausbreitend.

Der Boden, auf welchem Caracas liegt, ist sehr ungleich. Drei kleine Gebirgsflüsse, deren Bette tief ausgeschluchtet ist, fließen von Norden nach Süden durch die Stadt. Die Straßen sind, wie in allen von den Spaniern angelegten amerikanischen Städten, gerade und durchschneiden sich in rechten Winkeln. In den Wintermonaten hat Caracas, eingeklemmt zwischen den Bergen Silla (lj) und Avila, ein melancholisches Ansehn, da der Gesichtskreis, bei der geringen Ausdehnung des Thales beschränkt ist. Die heiteren Morgen sind alsdann sehr angenehm. Gegen Abend aber erfüllt sich die Luft mit Dünsten; graue Streifen und Laken werden an den ewig grünen Bergwänden aufgehängt, fließen allmählig in einander und senken sich, mit einem dicken Nebeltuch alles verschleiernd, in's Thal herab. In den Sommermonaten verlieren sich diese Nebel, die Nächte sind anmuthig

und heiter, die Atmosphäre bekommt jene reine Durchsichtigkeit, welche allen Hochthälern und Bergebenen dieser Zonen ununterbrochen eigen ist, so lange die Winde keine ungleich erwärmten Luftschichten durch einander mengen. Dann entfalten sich alle Reize der Landschaft. Die beiden Gipfel der Silla stellen sich dem Auge beinah unter gleichem Höhenwinkel dar. Die untere Hälfte des Berges ist mit Rasen bedeckt; darnach folgt der Gürtel immergrüner Gesträuche, welche in der Blüthenzeit der Befaria, der südamerikanischen Alpenrose, von purpurfarbenem Wiederscheine geröthet sind; über den Waldgürtel erheben sich zwei domförmige nackte Felsenmassen. Mit diesem erhabenen Anblick der Silla und dem mannigfaltigen Wechsel der Landschaft nordwärts der Stadt bilden die angebaute Thalgegend und die benachbarten heiteren Ebenen einen lieblichen Contrast. Das Thal von Caracas ist schon öfter eine Wohnstätte des ewigen Frühlings genannt worden. Dies gilt aber von allen 3 bis 5000 Fuß hoch liegenden Gebirgsthälern der tropischen Gegenden, wenn sie sich nicht zu weiten Ebenen ausdehnen und unfruchtbaren Boden haben. Was ist wohl angenehmer als eine Temperatur, die sich den Tag über auf 16° bis 20° R. und die Nacht durch auf 13° bis 15° R. hält! Eine Temperatur, in welcher gleichmäßig der Pisang, der Pomeranzenbaum, der Kaffeestrauch, der Apfelbaum, die Aprikose und der Weizen gedeiht! So sieht man es um Caracas. Indeß ist dies milde Klima an allen Orten, die sich auf den kleinen Hochebenen der Cordilleren oder am Abhange derselben befinden, sehr unbeständig und einem oft plötzlichen Wechsel unterworfen, gegen den die Bewohner sehr empfindlich sind. Ununterbrochene Heiterkeit einen Theil des Jahres hindurch trifft man nur in einer tiefen mit der Meeresfläche wagerecht liegenden Landschaft oder auf sehr großen Höhen einer ausgedehnten Bergebene. Das Zuckerrohr gedeiht im Thale von Caracas noch ausnehmend gut; man pflanzt jedoch lieber den Kaffeestrauch an, der in dem trockenen steinigen Boden zwar keine reichen, aber sehr vorzügliche Ernten liefert. Zur Blüthenzeit giebt der weiße Schmuck der Tausende von Gesträuchen einen festlichen Anblick. Von Pisang baut man diejenigen Arten, die weniger Wärme erfordern.

Neben diesen tropischen Producten lachen dem europäischen Reisenden seine heimathlichen Erdbeeren, Weinreben und fast alle Fruchtbäume der gemäßigten Zone entgegen. Pfirsiche und die besten Apfelsorten kommen am westlichen Thalende vor. Der Quittenbaum ist so gemein, daß er beinah wild wächst. Eingemachtes von Aepfeln und Quitten ist hier überaus beliebt, zumal da man glaubt, um Wasser zu trinken, müsse man erst durch Zucker den Durst reizen. Birnbäume wollen hier nicht recht gedeihen und Kirschen fehlen ganz.

In der Frühe des 3. Januars 1800 machten wir uns auf, um die Ostspitze der Silla, als des höchsten Berges, zu besteigen. Wir waren unser achtzehn Personen, welche alle, einer nach dem andern, auf einem schmalen Fußsteig einhergingen. Der Morgen war hell und kühl. Gegen sieben Uhr hatten wir einen Hügel erklommen, welcher eine Art Vorgebirg der Silla bildet und wanderten von da über einen schmalen, mit Rasen bedeckten Felsendamm der Spitze des hohen Berges zu. Man schaut von hier in zwei Thäler hinab, die vielmehr mit üppigem Pflanzenwuchs überkleidete Felsenspalten heißen könnten. Zur Linken übersieht man die Schlucht von Chacaito, deren reiche Gewässer bei einer Meierei vorüberfließen. Man hört das Geräusch eines Wasserfalles, ohne den Bergstrom zu sehen, welcher sich unter dicken Gebüschen und indianischen Feigenbäumen verbirgt. Aber in einem Erdstrich, wo so viele Gewächse mit großen glänzenden Blättern vorkommen, machen die tief unten befindlichen und durch fast senkrechte Sonnenstrahlen erleuchteten Baumwipfel eine höchst malerische Wirkung. Von dem Felsendamme an wird der Weg immer steiler, und da der dicke Rasen durch die anhaltende Dürre glatt und schlüpfrig geworden war, so mußten wir oft die Hände zu Hülfe nehmen, um fortzukommen. Dieses mühsame Bergsteigen schreckte die uns begleitenden Städter ab und sie kehrten alsbald heim, so daß uns nur unsere schwarzen mit dem Mundvorrath und den Instrumenten belasteten Neger blieben. Der Himmel fing inzwischen an, sich zu umwölken, und schon stieg der Nebel, gleich dem allenthalben hervorbrechenden Rauch eines Waldbrandes, aus dem Buschwerk hervor, welches die Savannen über unseren Häuptern

einfaßte. Vom Fuße des Wasserfalles von Chacaito bis zu einer Höhe von 6000 Fuß findet man lauter Savannen. Zwei kleine Liliengewächse mit gelben Blüthen erheben sich allein über die Gräser des Rasens, der den Felsen deckt. Die Jamaika'sche Brombeerstaude erinnert an europäische Pflanzenformen. Nach wilden Rosen sahen wir uns vergebens um und fanden dieselben auch nachher nirgends in ganz Südamerika; nur auf den mexicanischen Bergen erfreute uns die sogenannte Rose des Montezuma. Von Zeit zu Zeit hüllten uns Nebel ein, und um so schwieriger wurde das Auffinden eines Pfades. An einer Stelle entdeckten wir einen Gang Porzellanerde, welche für diese Gegenden einmal wichtig werden kann. Wir befanden uns jetzt auf einer Höhe von 5640 Fuß; demungeachtet sahen wir ostwärts auf gleicher Linie in einer Felsenschlucht nicht etwa einzelne Palmbäume, sondern ein ganzes Palmenwäldchen. Es war die butterartige Kokospalme *). Auf einer Höhe von 6000 Fuß gehen die Savannen in die aus niedrigen Bäumen und Sträuchen bestehende Paramos- oder Puna-Vegetation über **), wo der Abhang des Berges sanfter wird. Diese Sträuche sind Staudengewächse und ausgezeichnet durch ihren Wuchs, ihre krummen Aeste, ihre zähen Blätter, so wie durch die Schönheit und Größe ihrer Purpurblumen. Dazwischen zeigen sich mehrere Pflanzen aus der Familie der Alpenrosen. Besonders erfreute uns die Befaria (B. ledifolia), welche sich mit der europäischen Alpenrose (Rhododendrum) vergleichen läßt. Ihr Stamm zertheilt sich vom Boden an in zahlreiche fast quirlförmige Aeste. Die Blätter sind eiförmig, unten graugrün und am Rand eingerollt. Die ganze Pflanze ist mit langen klebrigen Haaren besetzt und hat einen sehr angenehmen Harzgeruch. Die dicht stehenden, fast einen Zoll im Durchmesser haltenden Purpur-

*) Diese Palme (Cocos butyracea; Palma real s. dulce) wird größer, als die gemeine, die Frucht aber kleiner und saftiger. Die zerschlagene Schale sammt dem Kern wirft man in's Wasser, worauf das Oel ausschwitzt, das sich butterartig verhärtet. Aus dem Saft des Stammes bereitet man Wein.

**) Ein bergiger, windiger, feuchtkalter und mit verkrüppelten Bäumen bedeckter Ort heißt auf den Cordilleren Paramos, peruanisch Puna.

blumen werden von den Bienen häufig besucht. Ein anderes 10 bis 15 Fuß hohes Dolden-Staudengewächs, Weihrauch genannt, dient zur Bereitung eines angenehmen Riechwassers. Die zähen und gekerbten Blätter sind gleich den Spitzen der Zweige mit einer Art harziger Wolle bewachsen, die einen lieblichen Storargeruch hat. — Die beiden Gipfel werden von einander durch eine Einsenkung oder einen Sattel (Silla) getrennt, wovon der Berg den Namen führt. Dieses Thal mußten wir passiren, konnten aber wegen des ungemein mächtigen Pflanzenwuchses nur mit großer Mühe hindurchkommen. Das dichte Gebüsch besteht aus Gruppen einer 14 bis 15 Fuß hohen Banane, deren saftige Zweige nahe beisammen stehen. Die Neger gingen daher mit ihren langen krummen Messern voran, um einen Steig zu bahnen. Von Zeit zu Zeit ward uns die östliche Spitze, auf welche wir lossteuerten, durch eine Wolkenöffnung sichtbar. Plötzlich aber hüllte uns ein so dichter Nebel ein, daß wir kaum eine Hand vor uns sehen konnten. Nur mittelst des Compasses konnten wir die Richtung verfolgen. Wir liefen jedoch jeden Augenblick Gefahr, an den Rand der ungeheuren Felsenmauern zu gerathen, welche fast senkrecht 6000 Fuß tief abstürzen. Das Gerathenste schien, abzuwarten bis die Nebelwolke sich verzogen und dem Auge den Paß frei gegeben hätte. Unser Nachtrab mit dem Mundvorrath traf inzwischen ein, brachte aber weiter nichts, als ein wenig Brot und Oliven. Dies frugale Mahl stärkte uns, nachdem wir den größten Theil der vergangenen Nacht zum Behuf astronomischer Beobachtungen durchwacht und darauf neun Stunden lang hinter einander gewandert. Es war zwei Uhr Nachmittags, und noch konnten wir hoffen, vor Sonnenuntergang die Ostspitze zu erreichen, um von dort wieder hinab in's Sattelthal zu gelangen, wo wir dann die Nacht bei einem Feuer zuzubringen gedachten. Zu dem Ende entließen wir die Hälfte unserer Neger, die uns am anderen Morgen mit frischer kräftiger Speise versorgen sollten. Kaum waren diese Anstalten getroffen, so begann der Wind mit Ungestüm vom Meere her zu wehen. Nicht zwei Minuten, und aller Nebel war verschwunden. Die beiden Spitzen der Silla stellten sich in überraschender Nähe dar, und wir verfolgten nun in grader

Linie unser Ziel. Wir mußten uns an einem sich nach der Küste zu senkenden Abhang halten und hatten nur Vorsicht nöthig bei Betretung der lang gestreckten Felsblöcke, die sich oft schräg über den Abgrund hinaus legten, wie große, über einem Schlund hängende Lasten. Nach drei Viertelstunden waren wir glücklich auf der Ostspitze angelangt und genossen eines hellen Himmels, freilich nur einige Minuten lang. Desto mehr waren wir darauf bedacht, uns an der weiten Fernsicht zu ergötzen. Nordwärts sahen wir über das Meer, südwärts über das lebensvolle Thal von Caracas. Wir standen auf einer Höhe von 8100 Fuß, und das Auge umfaßt hier eine Sehfläche von 36 Meilen im Durchmesser. Von allen bekannten Bergen unterscheidet sich die Silla durch den jähen Absturz gegen die See. Die Küste bildet nur einen schmalen Streif zwischen der Felsmauer und der See, und wenn man auf der andern Seite von der Spitze der Pyramide auf die Häuser von Caracas hinabsieht, so hält man in Folge optischer Täuschung die Mauer für beinah senkrecht. Beim Ueberschauen der spiegelglatten Meeresfläche vermischte sich dieselbe mit den angrenzenden Luftschichten und gewährte den außerordentlichen Anblick, daß wir den Horizont in gleicher Linie mit dem Auge zu sehen glaubten. — Während ich auf dem Felsen saß und mit Beobachtungen über die Abweichung der Magnetnadel beschäftigt war, wurden meine Hände auf einmal von einer Art kleiner behaarter Bienen überdeckt, die nicht völlig so groß sind, als die Honigbiene des nördlichen Europa. Diese Insekten nisten in der Erde. Sie fliegen nur selten aus, und das Volk nennt sie „Engelein" (Angelitos), da sie einen nur schmalen Stachel haben und sich ihrer Angriffswaffe nur bedienen, wenn man sie reizt. — Ein dichter aus der Ebene emporsteigender Nebel mahnte zum Aufbruch. Es war halb fünf Uhr Nachmittags, als wir die steilen, mit glattem schlüpfrigen Rasen bedeckten Abhänge wieder hinabstiegen. Die Dämmerung ist so kurz unter den Wendekreisen, daß man beinah plötzlich von der Nacht überrascht wird. Das geschah auch heute. Aber der Mond stand über dem Horizont, und so setzten wir muthig unsern Weg fort, um die am Fuße der Silla gelegenen Pflanzungen zu erreichen. Dann und wann wurde die

Mondscheibe mit dicken, von dem kalten Winde getriebenen Wolken bedeckt. Die steilen Abhänge waren bald beschattet, bald beleuchtet, und erschienen dem Auge als tiefe Abgründe. Wir gingen in einer langen Reihe nach einander und boten uns die Hände, um beim etwanigen Fallen nicht in die Tiefe zu rollen. Nach und nach war der Nebel im Thalgrund verschwunden und wir bemerkten unter uns zerstreute Lichter. Während des sechsstündigen Niedersteigens glaubten wir dem Meierhofe am Fuße der Silla immer gleich nahe zu sein. Wir unterschieden sowohl Menschenstimmen, als die schneidenden Guitarrentöne. Der Schall pflanzt sich überhaupt besser von unten nach oben als umgekehrt fort. Gay-Lussac erlebte davon 1805 bei einer Luftfahrt in Frankreich ein auffallendes Beispiel, indem er noch in einer Höhe von 18,000 Fuß das Bellen der Hunde hörte. Um den Weg abzukürzen, wollten die Führer einen Fußpfad einschlagen, verfehlten ihn aber und kamen dadurch auf einen Absturz, den steilsten von allen, in der Nähe der Bergschlucht von Chacaito. Die wilde Musik der rauschenden Wasserfälle erhöhte die Erhabenheit der Nachtscene. Um zehn Uhr Abends trafen wir nach einem funfzehnstündigen Marsche durstig und ermattet in dem Meierhof ein, wo wir übernachteten. Man hatte uns von Caracas aus mit Fernröhren auf der Silla-Spitze beobachtet. Ueberhaupt nahm die Stadt an der Ersteigung des noch nicht erstiegenen Berges regen Antheil; nur fühlte man sich unangenehm enttäuscht, da die Messung der Silla nicht höher ausgefallen war, die man bisher über die höchste Pyrenäenspitze gestellt hatte.

Das Land, wovon Caracas die Hauptstadt ist, entspricht der Größe von Peru. Es wird durch drei abgesonderte, von Osten nach Westen sich ausdehnende Erdstriche gebildet. Zuerst zeigen sich längs der Küste und ihrer Gebirgskette angebaute Ländereien, hernach kommen Savannen oder Viehweiden, endlich jenseit des Orinoco Waldungen, die nur auf den sie durchfließenden Gewässern zugänglich sind. Nirgends in Amerika tritt diese Abtheilung der drei Erdstriche nach Waldungen, Viehweiden und Ackerland entschiedener hervor als in Venezuela. Lebten die von den Missionaren zur Gesittung herangezogenen Ein-

geborenen der Wälder ausschließlich von der Jagd, so könnte man sagen, es stellten sich hier die drei ursprünglichen Lebensarten der Völker dar: in den Wäldern der herumstreifende listige Jäger; in den Savannen der gastfreie, dabei aber in seiner Vereinzelung rauh abgeschlossene Hirt; an den Küsten der für die Cultur zugängliche Landbauer und der verfeinerte Kaufmann.

Unser Aufenthalt in Caracas dauerte zwei Monate, und wir bewohnten ein beinah frei auf dem höchsten Punkte der Stadt stehendes Haus, wohlgeeignet zu Himmelsbeobachtungen. Von der Terrasse aus übersahen wir gleichzeitig den Gipfel der Silla, den ausgezackten Rücken des Galipano und das anmuthige Thal von Guayra. Es war die trockene Jahreszeit vorhanden, und zur Verbesserung der Weiden wird der Rasen der Savannen an den Abhängen angezündet. Diese ausgedehnten Feuerbrände gewähren überraschende Beleuchtungen. Sie erscheinen des Nachts da, wo die Savannen den wellenförmig absteigenden Felsen folgen, wie Lavaströme. Ihr helles und ruhiges Licht nimmt eine röthliche Farbe an, wenn der von der Silla herabkommende Wind in den tieferen Gegenden Nebel sammelt. Bisweilen wird der Anblick noch prachtvoller, wenn die von dichten Wolken verhüllten Feuer nur in einzelnen Wolkenrissen und Zwischenöffnungen sichtbar werden und den Saum der sich emporhebenden Wolken hellglänzend machen. — Wir erfreuten uns in Caracas einer sehr zuvorkommenden Aufnahme und fühlten uns sehr zum Dank gegen die gastfreien Bewohner verpflichtet. Vergleiche ich das Leben in den Hauptstädten des ehemals spanischen Amerika, welche ich besucht, mit einander, so möchte ich sagen: in Mejico und Santa Fé de Bogota herrschen unter den Gebildeten wissenschaftliche Forschungen vor, in Quito und Lima mehr Neigung zu leichten schönen Wissenschaften und Künsten, in der Havannah und Caracas aber Einsichten in das Staats- und Weltleben. Letzteres eine Folge des vielfachen Handelsverkehrs. Die Erinnerung an das alte Caracas mit seinen freundlichen Bewohnern, mit seinen Kirchen und Klöstern und dem unbedeckten Schauspielsaal, wo man im Parterre gleichzeitig die Aufführung des Stückes und den Sternenhimmel beobachten konnte, ist jetzt doppelt schmerzhaft für mich, denn viele meiner dortigen Freunde

sind nach der Zeit in den blutigen Umwälzungen der bürgerlichen Verhältnisse umgekommen, und schreckliche Erdbeben haben die Oberfläche des Bodens umgekehrt.

Es war am 26. März 1812, als Caracas durch ein Erdbeben in weniger als einer halben Minute in einen Schutthaufen verwandelt wurde, und in der Provinz Venezuela fanden fast in demselben Augenblicke über 20,000 Menschen ihren Tod. Dies zerstörende Ereigniß hing mit dem Ausbruche eines Vulkans auf St. Vincent, einer der Antillen, zusammen, und es scheint ein großer unterirdischer Feuerheerd von den Azoren an sich über Westindien nach Amerika hin zu erstrecken, wie folgende Umstände wahrscheinlich machen. Am 30. Januar 1811 nahm ein Vulkan auf dem Meeresgrunde in der Nähe der Azoren seinen Ausbruch und trieb an einer Stelle, wo der Grund 300 Fuß tief war, einen Felsen aus dem Wasser empor, welcher sich in Folge eines neuen, sechs Tage lang anhaltenden Ausbruches vom 15. Juni an bis auf 200 Fuß über die Meeresfläche hob. Ein brittischer Schiffscapitain nahm Besitz von der kleinen Insel und nannte sie Sabrina. Der Ocean nahm sie indeß alsbald wieder in seinen Schooß auf. Schon früher war diese Insel ein paarmal zum Vorschein gekommen und wieder verschwunden. Man glaubt nun in diesem Spiel der unterseeischen Vulkane eine gewisse Regelmäßigkeit wahrzunehmen, so daß die Insel allemal nach Verlauf von 91 oder 92 Jahren wieder sichtbar werde. Zu derselben Zeit aber, als 1517 die Insel Sabrina erschien, erlitten die 800 Meilen weit entfernten kleinen Antillen heftige Erschütterungen. Auf der Insel St. Vincent wurden vom Mai 1811 bis April 1812 über zweihundert Erdstöße verspürt. Eben so befand sich die Erde in den Thälern des Missisippi, Arkansas und Ohio vom 16. December 1811 an fast in beständiger Bewegung. An einigen Stellen, z. B. bei Cincinnati, wurden die Stöße täglich, ja fast stündlich, Monate lang verspürt, und das dauerte bis in's Jahr 1813. Die Bewegungen schienen allmählig von Süden nach Norden vorzuschreiten, da Caracas im December 1811 den ersten Stoß erlitt. Wenn man sich überdies erinnert, daß das große Erdbeben von Lissabon am 1. November 1755 fast in dem nämlichen Augenblick auf den

schwedischen Küsten, am Ontario-See und auf Martinique verspürt wurde, so wird dadurch die Vermuthung begründet, daß das ganze Becken der Antillen von Cumana und Caracas bis in die Ebenen von Louisiana beinah gleichzeitig von demselben Mittelpunkt aus erschüttert werden konnte. Auf dem ganzen Festland ist übrigens die Ansicht verbreitet, daß die Erdbeben um so häufiger werden, wenn die elektrische Entladung in der Atmosphäre einige Jahre hindurch seltener stattgefunden hat. Auch der Zerstörung von Caracas ging ein völlig gewitterloses Jahr voran.

Im December 1811 ward Caracas zuerst aus seiner Sicherheit durch einen Erdstoß von beträchtlicher Heftigkeit aufgeschreckt. Man beruhigte sich jedoch wieder, da beinah volle drei Monate bis zum Eintritt der furchtbaren Katastrophe ohne die geringste Erschütterung verflossen. Inzwischen litt die Insel St. Vincent, wahrscheinlich der Mittelpunkt des unterirdischen Feuerheerdes, und das Becken des Missisippi, namentlich am 7. und 8. Februar 1812, an fortwährenden Schwankungen. In Venezuela aber hatte durch fünf Monate eine solche Dürre geherrscht, daß während dieser Zeit kein Tropfen Regen gefallen war. Endlich ging am 26. März 1812 über Caracas eine heiße Sonne auf. Die Luft war ruhig, der Himmel wolkenlos. Es war der grüne Donnerstag, und das Volk strömte haufenweis zu den Gotteshäusern. Nichts schien den Betern ihr nahes Ende zu verkündigen. Es war vier Uhr Nachmittags. Plötzlich tönten die an diesem Tage verstummten Glocken; es war Gottes Hand, welche sie zum Grabgeläute zwang. Eine zweite, zehn bis zwölf Secunden dauernde Erschütterung schreckte das Volk, und während dem schien der wellenförmig bewegte Boden wie eine Flüssigkeit zu kochen. Schon glaubte man die Gefahr vorüber, als sich ein starkes unterirdisches Donnergerolle hören ließ. Unmittelbar darauf erfolgte eine senkrechte, drei bis vier Secunden anhaltende Bewegung, von einer horizontalen, wellenförmigen begleitet. Die Stöße gingen in entgegengesetzter Richtung von Norden nach Süden und von Osten nach Westen. Diesen sich durchkreuzenden Schwingungen vermochte nichts zu widerstehen. In einer Viertelminute war Caracas ein Haufe von Trümmern,

unter denen 9 bis 10,000 Leichen begraben lagen. Die Kirchen der Dreifaltigkeit und Alta gratia, von mehr als 150 Fuß Höhe und im Schiff durch 12 bis 15 Fuß hohe Säulen getragen, wurden in ein Chaos von Schutt verwandelt, dessen Höhe nicht mehr als 5 bis 6 Fuß betrug, und die Zermalmung war so gewaltig, daß von den Pfeilern und Säulen auch keine Spur mehr kenntlich blieb. Die Caserne San Carlos war beinah verschwunden. Es stand darin ein Regiment Linientruppen unter den Waffen, das sich eben zu der beginnenden Prozession begeben sollte; davon retteten sich nur Einzelne. Neun Zehntheile der schönen Stadt wurden vom Schlage der Zerstörung betroffen. Die nicht zusammengestürzten Häuser waren so zerrissen, daß sie nicht mehr bewohnt werden konnten. Die Nordseite der Stadt zunächst dem Berge Avila und der Silla hatte am meisten gelitten. Etwas weniger verheerend zeigten sich die Wirkungen des Erdbeben im südlichen und westlichen Theil. Hier blieb die durch mächtige Strebepfeiler gestützte Kathedrale stehen*). — Diejenigen, welche plötzlich und unvermuthet, zum Theil in Andacht und Gebet begriffen, vom Tode überfallen wurden, hatten ein glücklicheres Loos, als eine Menge ihrer unglücklichen Mitbürger, die verwundet, an ihren Gliedern zerschmettert, noch Monate lang zum Theil die Ihrigen überleben mußten und dann aus Mangel an Nahrung und Pflege dennoch umkamen. Die Nacht vom Gründonnerstag zum Charfreitag bot den Anblick eines grenzenlosen Elendes dar. Beim Zusammensturz der Stadt hatten sich dicke finstere Staubwolken erhoben und das Unglück wie mit einer Nebelkappe verhüllt. Gegen Abend schlug sich der Staub zu Boden und die Luft wurde wieder rein; die Erde stand wieder fest und ruhig; die Nacht war so still und schön, wie je zuvor. Der fast volle Mond beleuchtete die Kuppeln der Silla, und die ruhig heitere Gestalt des Himmels bildete einen furchtbaren Contrast gegen die mit Graus erfüllte Erde. Mütter trugen die Leichen ihrer Kinder im Arm, durch die Hoffnung getäuscht, sie wieder in's Leben zu

*) Durch ein späteres Erdbeben vom Jahre 1826 wurde diese herrlich gebaute Kathedrale sehr beschädigt.

bringen. Durch die Schutthaufen, die am Morgen noch eine reiche blühende belebte Stadt waren, zogen jammernde Familienglieder, um einen Bruder, einen Gatten, einen Freund zu suchen, dessen Schicksal unbekannt war und den man im Gedränge verloren glauben konnte. Die unter den Trümmern begrabenen Verwundeten riefen die Vorübergehenden laut flehend um Hülfe an. Ueber 2000 wurden hervorgezogen. Nie hat wohl das Mitleid rührendere Anstrengungen gemacht, um den Unglücklichen, deren Seufzer man hörte, zu Hülfe zu eilen. Bei dem Mangel an Werkzeugen, die mit verschüttet waren, mußte man sich der Hände zur Hervorgrabung der Unglücklichen bedienen. Die Verwundeten sowohl als die aus den Hospitälern Geretteten lagerte man unter dem Schatten der Bäume am Ufer des kleinen Guayraflusses. Es fehlte an Betten, Arzeneien, Leinwand zum Verbinden, genug an Allem, was Hülfsbedürftigkeit erfordert. In den ersten Tagen mangelten sogar Nahrungsmittel. Auch Trinkwasser war im Innern der Stadt schwer zu bekommen, da die Erdstöße die Brunnenleitungen zerschlagen und die Quellen verschüttet hatten. Um den Ausbruch von Seuchen zu verhüten, verbrannte man die Leichname auf Scheiterhaufen, und dies traurige Geschäft dauerte mehrere Tage. Das Volk aber vernachlässigte nichts, um den Zorn des Himmels zu besänftigen. Einige stellten feierliche Prozessionen an, bei denen sie Leichengesänge ertönen ließen. Andere, von Geistesverwirrung befallen, beichteten laut auf der Straße. Viele Ehen wurden von Personen geschlossen, die seit Jahren ohne Einsegnung mit einander verkehrt hatten; Eltern nahmen ihre früher verstoßenen Kinder wieder an; Rückerstattungen wurden von Leuten verheißen, die Niemand eines Diebstahls beschuldigt hatte; Familien, die lange in Feindseligkeit mit einander gelebt hatten, reichten sich die Hand zur Versöhnung. Nur ganz schlechte Gemüther wurden härter und verstockter.

Die Wirkungen dieser schrecklichen Erderschütterung dehnten sich über die Bezirke von Venezuela, Varinas und Maracaibo aus. Viele Städte, als Guayra, St. Felipe und Meride wurden fast ganz zerstört. Zu Valecillo, wenige Meilen von Valencia, warf die zerrissene Erde eine solche Wassermenge aus,

daß sich ein neuer Strom bildete. Dagegen hatte sich der See von Maracaibo bedeutend vermindert, obgleich man in der an dem See gelegenen Stadt Coro keinerlei Bewegung verspürte. Dies ist merkwürdig; doch kommt es auch anderswo vor, daß ein Zwischenland von der allgemeinen Bewegung ausgeschlossen bleibt. Die Bewohner der Anden sagen von einem solchen Erdstrich, er bilde eine Brücke, d. h. die Bewegung pflanze sich unter ihm fort. Wahrscheinlich hängt diese Erscheinung von dem Streichen der Gebirgsschichten ab. In den Gegenden von Calabozo (südlich von Caracas) und am Flusse Apure empfand man von dem Erdbeben nichts, hörte aber ein Getöse, wie von dem Abfeuern groben Geschützes. An demselben Tage brach der Vulkan von St. Vincent los. Dieser fast 3000 Fuß hohe Berg hatte seit dem Jahre 1718 keine Lava ausgeworfen; man sah kaum einigen Rauch aus seinem Krater aufsteigen. Im Jahre 1811 verkündigten wiederholte Stöße, daß sich das innere Feuer neu entzündet habe. Der erste Ausbruch erfolgte jedoch nicht eher, als am 27. April 1812. Es war ein Aschenausbruch, von entsetzlichem Krachen begleitet. Am 30. April fing die Lava an zu fließen, wo sie nach vier Stunden das Meer erreichte. Das Getöse des Ausbruches glich dem Losbrennen von Kanonen groben Kalibers, abwechselnd mit Musketenfeuer, und, was bemerkenswerth ist, man fand dasselbe bisweilen stärker auf offener See, in großer Entfernung von der Insel, als im Angesicht des Landes ganz nahe bei dem brennenden Vulkan. —

Wir verließen Caracas am 7. Februar, um auf einem Umwege über Neu-Valencia, Calabozo und San Fernando am Apure unsere Wanderung nach dem Orinoco anzutreten. Wir gingen auf einer schönen, zum Theil in Felsen gehauenen Straße längs dem Flusse Guayra bis zum Dorfe Antimano. In der Nähe desselben standen alle Baumgärten voll blühender Pfirsichbäume, die wir als alte Bekannte in der Fremde begrüßten. Der Guayra-Fluß läuft hier in vielen Windungen fort, so daß man ihn zwischen Antimano und las Ajuntas siebenzehn Mal passiren muß. Der Fluß wird von einer schönen, bis dreißig Fuß hohen Grasart eingefaßt und um jede Hütte stehen gewaltige Persea-Stämme. Vor unserer Ankunft in las Ajuntas über-

nachteten wir in einer Zuckerpflanzung. Vierzig dazu gehörige Neger bewohnten ein viereckiges Haus. Sie lagerten auf Ochsenhäuten, die auf dem Boden ausgebreitet waren; in jedem Zimmer hatten vier Sclaven ihre Schlafstätte, und das Innere des Hauses glich einer Kaserne. Im Hofe brannten ein Dutzend Feuer, an denen gekocht ward. Die lärmende Fröhlichkeit der Schwarzen störte unseren Schlummer; ihr leichtes Blut giebt ihnen Ersatz für ihre sauren Mühen in den Plantagen. Man baut in der Gegend vielen Kaffee. Der Kaffeestrauch wird aus der Bohne gezogen, blüht jedoch erst im zweiten Jahr und zwar nur vier und zwanzig Stunden. Während der Blüthe sieht der Strauch wie mit Schnee bedeckt aus. Durchschnittlich rechnet man anderthalb bis zwei Pfund auf den Strauch; manche derselben liefern in einem Jahre sechzehn bis zwanzig Pfund Kaffee. Einzelne Pflanzungen zählen 100,000 Sträucher.

Am 8. Februar überschritten wir nahe bei las Ajuntas den Vereinigungspunkt zweier Flüßchen, die den Rio Guayra bilden. Unmittelbar vor uns lag die Berggruppe des Higuerote, und wir erstiegen nun einen steilen Abhang, der zur Bergebene von Buena-Vista führt. Wir befanden uns hier auf einem mehr als 5000 Fuß hohen, stark bereisten Bergpaß. Unaufhörlich begegneten uns lange Züge von Maulthieren und Ochsen. Die Landschaft ist wild und waldig. Beim Herabsteigen von der Hochebene trifft man eine feuchte Gegend, reich an Schlangen und allerlei merkwürdigen Pflanzen; unter andern wächst hier die Brownea (Zierburre), von den Einwohnern Bergrose oder Kreuzstock genannt. Sie trägt vier bis fünf hundert Purpurblumen in einem einzigen Strauße vereint; jede Blume hat regelmäßig eilf Staubgefäße. Der Stamm erreicht funfzig bis sechzig Fuß Höhe, und die ganze Pflanze bildet eine der prachtvollsten Zierden der heißen Zone. Der Boden war mit Ananas und mancherlei Beeren- und Rankengewächsen überzogen. An lichten Stellen erheben sich Palmen und Gruppen des silberblätterigen Trompetenbaums (Cecropia), dessen dünne Stämme gegen die Spitze zu schwarz und wie verbrannt aussehen. Bei einem Dorfe, das an der Abdachung des Higuerote in einem Becken gelegen ist, sahen wir neben einander den Pisang, die Kartoffel

und den Kaffeestrauch. An einem Abhang standen zwei Arten des Maguay oder der Agave (Baum-Aloe), aus deren zuckerartigem Gährungssaft Branntwein bereitet wird und deren junge Blätter man als Kohl ißt, während die zähen Fasern der alten Blätter zur Verfertigung von sehr dauerhaften Seilen dienen. Ein solches Maguay-Seil hatte am Uhrwerk der Kathedrale von Caracas seit funfzehn Jahren ein Gewicht von 350 Pfund getragen.

Verläßt man die Berge von Higuerote, so kommt man in eine reich bebaute Gegend, bedeckt mit Weilern und ausgedehnten Dorfschaften, die in Europa Städte heißen würden. So stehen in einer Entfernung von zwölf Meilen vier solche Ortschaften, in denen mehr als 28,000 Menschen wohnen. Es sind dies die Ebenen des Tuy auf der Ostgrenze der Thäler von Aragua. Als wir uns gegen Abend den Ufern des Tuy näherten, konnten wir in der mit Wohlgerüchen erfüllten Luft deutlich die köstliche Würze der Trichterglitzen (Pancratium udulatum) unterscheiden, deren Blumen acht bis neun Zoll lang sind. Wir verweilten zwei Tage lang auf dem Landgut des Don Jose de Manterola, eines sehr gebildeten Spaniers. Man baut hier vornehmlich Zuckerrohr und zwar alle drei Arten, nämlich das kreolische Rohr, das von Taïti und von Batavia. Das kreolische Rohr, das älteste, hat dunkelgrüne, dünne Stengel, nahe bei einanderstehende Knoten und liefert wenigen Saft. Es ward zuerst aus Ostindien nach Sicilien, den kanarischen Inseln und den Antillen gebracht. Das Zuckerrohr von Taïti unterscheidet sich durch ein helleres Grün; der Stengel ist höher, dicker und saftiger, das ganze Wachsthum üppiger. Cook und Forster haben es zuerst bekannt gemacht und es wurde erst später auf die Antillen verpflanzt. Es liefert um ein Drittel mehr Zuckersaft als das kreolische Rohr und wegen seiner Dicke auch ungleich mehr Brennmaterial. Das violette Zuckerrohr oder das von Batavia hat purpurfarbene Blätter und wird besonders zur Rumbereitung verwendet. — Als wir tiefer in's Thal kamen, fanden wir viele Bäume entblättert, wodurch die Landschaft ein fast winterliches Ansehen erhält. Dies verursacht die Trockenheit der Luft, welche im Gebirg durch die zahlreichen

Quellen gemildert wird. Wir bemerkten hier einen Sandbüchsen-Baum (Hura crepitans), dessen Länge 154 Fuß, der Durchmesser am Stammende acht Fuß, am obern Ende etwas über vier Fuß betrug. Viele amerikanische Feigenbäume waren am Grunde dadurch bis auf 20 und 22 Fuß Durchmesser verdickt, daß sich unten holzige Auswüchse in der Gestalt von Gräten und Rippen entwickelten. Bisweilen trennen sich diese Gräten acht Fuß hoch vom Stamme und verwandeln sich in runde, zwei Fuß dicke Wurzeln. Der Baum scheint alsdann wie von Strebepfeilern getragen. — Während unseres Aufenthalts in den Thälern des Tuy ergötzte uns vorzüglich die Erscheinung des Zodiacallichtes. Es besteht in einer Helle, welche meistens derjenigen der Milchstraße gleichkommt, und man sieht dasselbe namentlich zur Zeit der Nachtgleichen kurz vor und nach dem Sonnenuntergang. Es erstreckt sich als eine schräge Lichtpyramide, deren Grundfläche die Sonne ist, in der Richtung des Thierkreises durch den Himmel und ist so durchsichtig, daß es die kleinsten Sterne durchscheinen läßt. Wahrscheinlich ist es der feine leuchtende Dunstkreis der Sonne selbst. Am schönsten sahen wir das Zodiacallicht späterhin auf dem Rücken der Cordilleren. Die Milchstraße schien vor seinem Glanze zu erblassen, und wenn zerstreute bläuliche Wölkchen sich gegen Westen gesammelt hatten, schien es, als wollte der Mond aufgehen.

Am 11. Februar verließen wir die Pflanzung von Manterola und setzten unsern Weg nach Vittoria längs der anmuthigen Ufer des Tuy fort. In der Nähe einer Meierei saß vor einer kleinen, aus Erde und Rohr aufgeführten Hütte eine mehr als hundertjährige Negerin. Man kannte ihr Alter, und sie schien noch sehr gesund zu sein. Ihr Enkel war bei ihr. „Ich halte sie", sagte er, „an der Sonne; die Wärme erhält ihr das Leben." Rührend war dieser schöne Zug der Kindesliebe. Die Strahlen fallen hier senkrecht auf; aber sie befand sich wohl dabei. Die Völkerstämme mit schwarzer und rother Haut, die Neger und Indianer, erreichen unter der heißen Zone oft ein hohes Alter. In Peru trafen wir nachher einen Eingeborenen, der im hundert und dreiundvierzigsten Jahre starb, nachdem er neunzig Jahre im Ehestande gelebt. — Gegen Vittoria zu wird

das Land flach, und man erkennt darin das Becken eines abgelaufenen Sees. Benachbarte Kalkberge mit senkrecht abstürzenden Wänden bezeichnen die Ufer des vormaligen Sees. In **Vittoria** fanden wir bei Familien, mit denen wir schon in Caracas Freundschaft geschlossen, die herzlichste Aufnahme. Der Ort war damals noch ein Dorf mit 7000 Einwohnern, schönen Gebäuden und einer durch dorische Säulen schön verzierten Kirche. Das bebaute Land umher liegt nur 1800 Fuß über der Meeresfläche; dennoch sieht man zwischen den Pflanzungen des Pisang, des Kaffee's und des Zuckerrohrs ausgedehnte Felder von Getreide, welches sonst in den spanischen Colonial-Ländern nur auf viel höher gelegenen Flächen gedeiht. So steigen die Getreidefelder Mexico's nicht unter 2400 Fuß hinab. Das Gelingen des Getreidebaues hängt von der Trockenheit der Luft und von der Vertheilung des Regens ab. In den feuchten Tropenländern bildet die Pflanze vor Ueppigkeit keine Aehren. Um Vittoria ist der Ertrag des Weizens, so wie bei Buenos-Ayres, zwei bis dreimal so groß als in den gemäßigten Ländern des Nordens, und man erntet gewöhnlich das sechzehnte Korn, während wir, selbst in Ungarn, durchschnittlich nur die sechs- bis siebenfache Aussaat gewinnen. Siebenzig bis fünfundsiebenzig Tage nach der Aussaat ist die Ernte da, und die Körner sind groß, weiß und mehlreich. — Bei Sonnenuntergang erstiegen wir den Calvarienberg, der eine herrliche Aussicht gewährt. Westwärts übersieht man die anmuthigen Thäler von Aragua, diesen Garten Amerika's, dessen Boden mit mannigfaltigen Pflanzungen, wilden Baumgruppen, Landgütern und Weilern bedeckt ist. Den Süden und Südosten begrenzen, so weit das Auge reicht, hohe Gebirgsketten, hinter denen die unermeßlichen Ebenen von Calabozo liegen. Diese Gebirge sind immer mit jenem leichten Dunst oder Sommerrauch überzogen, welcher in heißen Klimaten den entfernten Gegenständen eine hellblaue Färbung ertheilt und ihre Umrisse keineswegs verhüllt, sondern ihnen vielmehr einen kräftigeren Ausdruck giebt. Vittoria liegt unter 10° 13′ N. Br.

San Matteo, Trumero und Maracay sind reizende Dörfer, wo Alles den größten Wohlstand verräth. Man glaubt sich

plötzlich nach Europa in den gewerbfleißigsten Theil von Catalonien versetzt. In Matteo sahen wir die letzten Weizenfelder, und man erwartete davon eine zwanzigfache Ernte. Wenn man aus Turmero heraustritt, so entdeckt man in meilenweiter Entfernung einen Gegenstand, der sich am Horizonte wie ein abgerundeter bewachsener Hügel darstellt. Es ist aber in der That nur ein einziger Baum, in der ganzen Provinz unter dem Namen Zamang del Guayre durch die Ausdehnung seiner Zweige berühmt. Sein halbkugelförmiger Gipfel bildet einen Umfang von 576 Fuß. Dieser Zamang ist eine Mimosenart, deren schön gewundene Zweige sich gabelförmig theilen. Sein Stamm hat zwar nicht mehr als sechzig Fuß Höhe und neun Fuß Durchmesser, aber seine eigentliche Schönheit besteht in der harmonischen Form des Gipfels. Die Aeste dehnen sich äußerst regelmäßig wie ein weit gewölbter Sonnenschirm aus und neigen sich überall dem Boden zu, von welchem sie gleichmäßig zwölf bis funfzehn Fuß entfernt bleiben. Der Durchmesser des Gipfels bildet nach allen Seiten hin eine Linie von 186 bis 192 Fuß. Schon die ersten Entdecker Amerika's bewunderten diesen Baum. Er hat sich seitdem weder an Größe noch Gestalt viel verändert. Man hält ihn heilig, und wer einen Zweig davon abgeschnitten, wird von den Gerichten zu einer Strafe verurtheilt.

Je mehr man sich dem nördlichen Ufer des Valencia-Sees nähert, desto angebauter und bevölkerter wird das Land. Als gegen Ende des vorigen Jahrhunderts die Indigopflanzungen dieser Gegend im höchsten Flor standen, war der Flecken Maracay mit einer Bevölkerung von 6000 Seelen der Mittelpunkt derselben. Die Häuser sind alle gemauert, aus jedem Hofraum ragen Kokospalmen über die Dächer hervor, und Alles zeugt von Wohlstand. Doch hat sich jetzt die Cultur des Indigo's*)

---

*) Die gemeine Indigopflanze (Indigofera tinctoria, Anil.), welche jene berühmte Farbe liefert, die sowohl zum Blaufärben der Linnen, als auch zu Gemälden gebraucht wird, wird mit dem Rosmarin verglichen. Sie wächst drei Fuß hoch, in fettem Boden höher, hat einen einfachen zierlichen Stengel, der, fingerdick, rund, rothbraun und grün geschäckt, sich in strohhalmdicke Zweige ausdehnt, wovon Blattstiele mit sechs bis acht Paar genau gegenüber-

sehr verringert, da derselbe, wie alle Färbepflanzen, das Land mehr als jede andere Pflanze erschöpft, wenn er fortwährend auf demselben gebaut wird. — Hinter Maracay sendet das Küstengebirg einen Arm in die Thalebene, wodurch ein schmaler Engpaß entsteht, der als das Thor von Valencia und den Ebenen in den neueren Stürmen der Revolution vielfach mit Menschenblut gedüngt ist. Von Zeit zu Zeit zeigte sich uns der Spiegel des Sees von Valencia, und wir verweilten an seinem Ufer in dem Gartenhause eines Meierhofs, Hacienda de Cura genannt. Sieben Tage lang führten wir hier das Leben der wohlhabenden Landesbewohner, indem wir innerhalb je 24 Stunden zwei Bäder nahmen, drei Mahlzeiten hielten und dreimal schliefen. Wir badeten öfter in einem aus den Granitbergen hervorkommenden Flußbett. Beim Einsteigen in dieses Bad mußten wir uns jedoch vor den durch den Wind herbeigeführten kleinen röthlichen Haaren in Acht nehmen, womit die Schoten der indischen Heilbohne (Dolichos pruriens) besetzt sind und die auf der Haut ein äußerst brennendes Jucken verursachen; man fühlt sich wie von Insekten gestochen, ohne zu wissen, woher *). In der Nähe von Cura war man beschäftigt, einen Boden für neue Baumwollenpflanzungen urbar zu machen. Wir trafen Pflanzungen, die jährlich 70,000 Pfund Wolle erzeugten. Im ganzen ehemaligen spanischen Südamerika liefern die Gegenden um Valencia, Cariaco, Maracaibo und Carthagena die meiste

---

stehender, abgerundeter, zarter und glatter Blättchen. In jeder Blattachsel steht eine ährenförmige rosenrothe Blüthentraube, wie Wicken, aber kleiner. Die längere Zeit in Wasser eingeweichten Blätter stinken. Daher ist die Bereitung der Farbe ein ekelhaftes Geschäft. Um den Färbestoff auszuziehen, trocknet man die bläulichen Blätter (denn die grünen sind noch unreif) an der Sonne, legt sie dann in steinerne, mit Wasser gefüllte Küpen und seihet den Bodensatz durch ein grobes Tuch; das ist der reine Indigo, der aber gewöhnlich noch mit blauer Erde vermengt wird. Die Chinesen lassen den ganzen Stock sammt der Wurzel durch Wasser ausziehen.

*) Man gebraucht diese Heilbohne in Amerika wohl zu allerhand dummen Späßen, indem man die feinen Haare von den Hülsen schabt und in Büchsen, Bambus- oder Papierdüten aufbewahrt, um sie gelegentlich Jemandem in die Kleider zu blasen oder in's Bett zu streuen.

Baumwolle. Namentlich ist die Baumwolle der Thäler von Aragua so schön, daß ihr nur die brasilianische vorgezogen wird.

Die berühmten Thäler von Aragua, ausgezeichnet durch ihren reichen Anbau und die bewundernswertheste Fruchtbarkeit, werden ringsum von Granit- und Kalkbergen eingeschlossen. Vermöge dieser Abschließung bilden die in den umliegenden Bergen entspringenden kleinen Flüsse, zwölf bis vierzehn an der Zahl, ein eigenes System und sammeln sich in dem gemeinsamen Becken eines Landsees, dessen verdunstetes Wasser in der Atmosphäre wieder als Thau und Regen niedergeschlagen wird. Auf dem Dasein dieser Flüsse beruht demnach die Fruchtbarkeit dieser anmuthigsten Thäler der Erde, über welche die gütige Hand Gottes die Fülle aller natürlichen Schätze so zauberisch schön ausgegossen hat. Unwillkürlich möchte man in diesem abgeschlossenen Weltwinkel an die Ufer des Valencia-Sees das Paradies mit seiner Unschuldswelt versetzen, wenn der Mensch in der Wildheit seiner Leidenschaften nicht auch hier das friedensreiche Heiligthum der Natur entweihete. Die Sammlung der Bergflüsse dieser Thäler bildet den See von Valencia, den Indianern als See von Tacarigua bekannt, 1332 Fuß über der Meeresfläche. Zufolge der Beobachtungen eines halben Jahrhunderts scheint er die Weise des freigebigen Zeitalters angenommen zu haben, da seine Ausgabe an Wasser die Einnahme übersteigt, so daß man fürchten möchte, er könne am Ende wohl gar austrocknen und verschwinden. Der Valencia-See ist zehn Meilen lang, in seiner größten Ausweitung vier bis fünf Meilen meistens jedoch nur zwei bis drei Meilen breit. Er hat die Gestalt des Genfer See's. Seine einander gegenüberstehenden Ufer bieten einen auffallenden Contrast dar. Die Berge der Südseite sind nackt, öde, wild und fast unbewohnt. Diese einförmigen Kuppen und starrenden Felsen haben zwar nicht die ernste Erhabenheit der Savoyer Alpen am Genfer See; aber die mit Pisanggebüschen, Mimosen und Baum-Ampfer (Triplaris) dicht bewachsenen Ufer übertreffen auch an malerischer Schönheit alle Weingärten des Waadtlandes. Auf der Nordseite ist Alles voll reicher Zuckerrohr-, Kaffee- und Baumwollen-Pflanzungen, die ihre mannigfachen Farben in den Gewässern spiegeln.

Pfade mit immerblühenden Sträuchern eingefaßt, durchziehen die Ebene und verbinden die Wohnungen fleißiger Pflanzer. Jedes Haus ist von prachtvollen Baumgruppen umschattet. Der Wollbaum (Ceiba s. Bombax hybiscifolius) mit großen gelben Blumen ertheilt der Landschaft, indem seine Zweige von denen der purpurfarbigen Korallenbohne (Erythrina) durchflochten werden, einen eigenthümlichen Charakter. Ueber den mannigfaltigsten Farbenglanz der Erde ist hoch oben der einförmige blaue Teppich des wolkenlosen Himmels ausgebreitet. Hin und wieder ragen Granitfelsen aus dem angebauten Boden hervor, und mitten im Thale erheben sich plötzlich gewaltige zerspaltene Steinmassen mit einigen Saftpflanzen, welche künftigen Jahrhunderten Dammerde bereiten. Diese gleich Thürmen aus der Ebene hervorragenden Felsenmassen werden nicht selten von einem ungeheuren Feigenbaum oder einer fleischblätterigen Strauchdrute (Clusia) gekrönt und erhöhen dann das Romantische der Umgegend. Die Gestalt dieser Felsenhügel verräth ihre Herkunft; denn einst, als das ganze Thal noch unter Wasser stand, waren es kleine Eilande. Die Abnahme der Wassermasse des Sees rührt wohl hauptsächlich von der Verminderung der Wälder her. Die Bäume verhindern nämlich die zu starke Ausdünstung des Bodens, die in den tropischen Ländern besonders groß ist. Außerdem geht dem See dadurch viel Wasser verloren, daß die ihm zuströmenden kleinen Bergflüsse großentheils zur Bewässerung der Pflanzungen gebraucht werden. Einer dieser Flüsse ist zu dem Ende ganz abgeleitet, so daß er jetzt seine Gewässer zu dem Apure, der dem Orinoco-Gebiet angehört, entsendet. Was hier seit einem Jahrhundert durch Menschenhände ausgeführt wurde, das bewirkt endlich auch oft die Natur durch Bergstürze und Erdbeben. Die mittlere Tiefe des Valencia-Sees beträgt 12 bis 15 Klafter, die größte 35 bis 40 Klafter. Viele kleine vegetationsreiche Eilande schmücken den See. Ein kleines Krokodil lebt in diesen Gewässern und trägt viel zur Vertilgung der zahlreichen Fische bei; im Uebrigen hält man dies Thier für ganz unschädlich. Die großen gefährlichen Kaimans, die in den Zuflüssen des Orinoco und des Meeres gefunden werden, kommen hier nicht vor. Eins der Eilande hebt sich 200 Fuß über

die Wasserfläche empor. Von dort aus hat man eine weite Aussicht über den See und seine Thäler. Sie wird zumal entzückend, wenn des Abends nach Sonnenuntergang Tausende von Reihern, Flamingo's und wilden Enten nach den Inseln zur Nachtherberge fliegen und wenn dann der breite Gürtel der den Horizont begrenzenden Berge in Feuerflammen erglüht, sofern man nämlich, wie bereits erwähnt wurde, die dürren Weiden abbrennt, um frischeres und feineres Gras zu erhalten. Die oft gegen tausend Klafter langen Feuerbrände gleichen Lavaströmen, die von den Berggräten herabfließen, und der röthliche Flammenschein in den an's Ufer schlagenden Wellen giebt ein ergötzliches Schauspiel, dessen Genuß durch die herrliche Fläche des Wasserspiegels und die ringsum herrschende Ruhe der Natur in der milden Kühle der Luft erhöht wird, bei deren Säuseln sich prächtige Liliengewächse am Ufer wiegen.

Am 21. Februar verließen wir unseren Meierhof und brachen nach Neu-Valencia auf. Der Tagesgluth wegen reisten wir bei Nacht. Der Weg ist von großen Zamang- oder Mimosen-Bäumen eingefaßt, deren Stamm eine Höhe von 60 Fuß hat und deren wagerechte Aeste sich auf mehr als 150 Fuß Entfernung ausdehnen, das dichteste und schönste grüne Gewölbe bildend. Die Nacht war finster. Mitunter stellten sich gezackte Felsmauern von Ferne dar, entweder vom Brande der Savannen erleuchtet, oder in röthlichen Rauch eingehüllt. Von Zeit zu Zeit zeigte sich im dichtesten Labyrinth der Gesträuche ein Jaguar oder amerikanischer Tiger, der uns ganz in der Nähe folgte. Schon drei Jahre lang hatte er in dieser Gegend sein Räuberhandwerk getrieben und sich schlau den Nachstellungen der kühnsten Jäger zu entziehen gewußt. Bis dahin hatte er nur Pferde und Maulthiere zu seinem Fraße gewählt, aber noch nie Menschen angefallen. Er macht es indeß wie der europäische Wolf, den Wanderer begleitend, auch wenn er ihn nicht angreifen will. — Von dem indianischen Dorfe Guacara führt nach Mocundo eine Allee der prachtvollen Carolineen, die zu den ersten Zierden der großen Treibhäuser in Schönbrunn gehören. Mocundo ist eine Plantage, wo damals 230 Neger mit dem Anbau des Zuckerrohrs beschäftigt waren. Es wird in diesen Ge-

genden aber so viel Zucker verbraucht, daß wenig ausgeführt werden kann. Die ärmsten Leute essen den unreinen Zucker hier täglich, wie bei uns den Käse. Behufs des Zuckertransportes nach den Quetschmühlen hat man in Venezuela Kameele eingeführt, und wir sahen mehrere dieser Thiere. — Am 22. Februar setzten wir unseren Weg über dürren Boden nach Neu-Valencia fort. Man kommt zuerst durch ein kleines Gehölz von Palmen, deren Blattstiele zum Flechten der Hüte gebraucht werden, welche unsern Strohhüten ähneln. Dies Palmengehölz, deren ausgedörrte Blätter beim leisesten Windhauch rascheln, diese in der Ebene weidenden Kameele, diese wellenförmige Bewegung der Dünste auf der Oberfläche eines verbrannten Bodens geben der Landschaft einen afrikanischen Anstrich. Die Dürre des Bodens nimmt bei der Annäherung gegen die Stadt zu, wo man am Westende des See's einen vom Wasser verlassenen Thonboden durchwandert. Die benachbarten Hügel bestehen aus weißem Tuff, welcher durch Zurückwerfen der Sonnenstrahlen die Hitze erhöht. Alles erscheint unfruchtbar und öde; kaum finden sich am Ufer des Valencia-Flusses einige Stämme des Cacao-Baumes.

Die Stadt Neu-Valencia nimmt einen bedeutenden Flächenraum ein, obwohl die Bevölkerung nur 6 bis 7000 Seelen beträgt. Die Straßen sind sehr breit, die Häuser sehr niedrig, der Marktplatz hat eine übermäßige Größe. Die Leere wird dadurch noch vermehrt, daß viele Weiße, besonders die Aermeren, ihre Häuser verlassen, um die meiste Zeit des Jahres auf ihren kleinen Indigo- und Baumwollen-Pflanzungen zu leben. Valencia leidet sehr an der in heißen Ländern gewöhnlichen Plage der Ameisen. Sie sind auf dem Erdreich der Stadt in so ungeheurer Anzahl vorhanden, daß ihre Aushöhlungen unterirdischen Kanälen gleichen, die sich zur Regenzeit mit Wasser füllen und den Gebäuden sehr gefährlich werden. — An Valencia knüpft sich die geschichtliche Erinnerung des großen Ueberfalls der Kariben vom Orinoco in den Jahren 1578 und 1580. Diese Menschenfresserhorde war an den Gestaden des Guarico herauf über die Llanos gekommen. Sie ward glücklich zurückgetrieben durch die Tapferkeit von Garci Gonzalez, dessen Name noch jetzt in diesen Thälern

sehr geehrt wird. Die Nachkommen eben dieser Kariben leben nun in den Missionen als friedliche Pflanzer. — Auf einem Ausfluge in die Umgegend besuchten wir die warmen Quellen von Trinchera und machten bei dieser Gelegenheit Bekanntschaft mit dem merkwürdigen Kuhbaum, dessen Saft eine süße und nährende Milch enthält. Die Neger trinken diese Pflanzenmilch in Menge und halten sie für eine eben so angenehme als gesunde Nahrung; auch wird sie von ihnen mit Maisbrot und Maniok gegessen. Der Baum heißt in der Pflanzenkunde die milchige Nußfeige (Brosimum atile). Er trägt Früchte wie Wallnüsse und erwächst zu der ungeheuren Höhe von 200 Fuß. Werden in den Stamm Einschnitte gemacht, so fließt eine ziemlich dicke, klebrige Milch von balsamischem Geruch in ansehnlicher Quantität heraus. Man reichte uns dieselbe in Kürbisflaschen, und wir tranken reichlich davon sowohl beim Schlafengehen, als auch zum Frühstück, ohne irgend eine nachtheilge Wirkung zu verspüren. Setzt man diese Milch der freien Luft aus, so bilden sich auf der Oberfläche gelbliche faserige Häute, die eine käseartige Masse enthalten. Die Häute sind elastisch wie das Federharz. Durch Kochen scheidet sich eine gelblichweiße harzige und wachsartige Masse ab, aus der man Lichter macht. Durch Scheidewasser erhält man Federharz (Gummi elasticum, Kautschuk). Wenige Dinge haben einen so lebhaften Eindruck auf mich gemacht, als der Anblick dieses Kuhbaums. Wir sind gewohnt, uns die Milch nur in Brüsten und Eutern vorzustellen; hier aber sehen wir eine ganz andere Einrichtung der Natur. Am dürren Abhang eines Felsen wächst der Baum mit dürren zähen Blättern. Seine dicken holzigen Wurzeln haben Mühe, in das Gestein einzudringen. Mehrere Monate des Jahres befeuchtet ihn kein erquickender Regen. Die Aeste scheinen dann abgestorben und verdorrt. Bohrt man nun aber diesen Baum an, so entfließt ihm eine milde nährende Milch. Bei Sonnenaufgang giebt er das reichste Maß. Es kommen alsdann von allen Seiten her Neger und Eingeborene mit großen Näpfen. Die Einen trinken den duftenden Saft gleich aus, die Andern bringen ihn heim, um damit ihre Kinder zu erquicken. Man glaubt den Haushalt des Hirten zu sehen, der die Milch seiner Heerde

vertheilt. Der Melonenbaum und der Federharzbaum haben einen der Milch des Kuhbaums ähnlichen Saft, allein so rein thierisch ist wohl kein anderer Saft als der des Kuhbaums. Er vergegenwärtigt uns recht, wie die Güte des Schöpfers die Trägheit des Menschen in den Tropenländern begünstigt. In Afrika wächst der Butterbaum. Der Pisang- und der Sagobaum sind eben so gut Brotbäume wie der eigentliche Brotbaum der Südseeinseln. Die Früchte des Kürbisbaumes (Crescentia) und des Büchsenbaums (Lecythis ollaria; die holzige Frucht ist so groß wie ein Kinderkopf) dienen unmittelbar als Gefäße. Die Blumenscheiden der Palmbäume und Baumrinden liefern Mützen und Gewänder ohne Nähte. Die Scheidewände in den Bambusröhren dienen zu Leitersprossen. — Bei unserer Rückkehr nach Valencia wunderten wir uns, nirgends den wilden Cacaobaum anzutreffen. Er wächst jenseits der Wässerfälle des Orinoco bei Atures und Maypures: ein vieläſtiger dicklaubiger Baum mit überaus kleiner Frucht. Der zahme Cacaobaum (Theobroma cacao) macht den größten Reichthum der Thäler von Aragua aus. Dieser funfzehn bis zwanzig Fuß hohe Baum gleicht ziemlich einem Kirschbaum und seine vielrippigen Früchte den Gurken; sie werden dunkelroth und sind reif mit gelben Punkten bedeckt. Darin befinden sich 25 bis 40 in einem weißlichen, angenehm säuerlichen Muß gehüllte Kerne: der eigentliche Cacao. Man trocknet die Cacaobohnen an der Sonne und bereitet daraus die bekannte Chocolade, indem man sie zerreibt, die zerriebene Masse röstet, mit Zucker, häufig auch mit Vanille und Zimmet vermengt und in Tafeln formt. Die Vanille (Vanilla aromatica) ist eine Schmarotzerpflanze, welche, wie Epheu, auf die höchsten Bäume klettert. Die spannenlange braune Schote enthält ein braunes aromatisches Muß voll schwarzer Samen. Auf der feuchten und fieberhaften Küste westlich von Caracas erreichen die Schoten eine Länge von 11 bis 12 Zoll.

Am 6. März vor Sonnenaufgang verließen wir die Thäler von Aragua und durchwanderten eine wohlangebaute Ebene auf der Westseite des Valencia-Sees, um über eine Bergkette in das südlich gelegene große Becken der Savannen oder Llanos von Caracas zu gelangen. In der Nähe einer Baumgruppe

sahen wir zahlreiche Araguaden- oder Brüll-Affen (Simia ursina), die mit Geheul den Aufgang der Sonne verkündeten. Sie stiegen in einer langen Prozession von einem Baume zum andern. Einem Männchen folgten viele Weibchen, und mehrere der letzteren trugen ihre Jungen auf den Achseln. Man bewundert die Gleichförmigkeit, mit welcher diese Affen ihre Wanderung fortsetzen. Reichen die Bäume nicht an einander mit ihren Zweigen, so hängt sich das Männchen mit dem schwieligen Theile seines Schwanzes an einem Ast auf und schwingt sich so lange, bis es einen andern Ast erreicht. Daß sie sich kettenartig an einander hängen, um so sich schwingend von einem Baume zum andern über Flüsse und Schluchten zu gelangen, gehört in's Reich der Sage. Wir haben in fünf Jahren Tausende dieser Thiere gesehen, ohne je dergleichen zu bemerken.

Nachdem wir in einem Dorfe übernachtet, erstiegen wir die Berge, und vor uns eröffnete sich nun eine ganz neue Welt. Wir kamen aus einer bevölkerten, durch Anbau verschönerten Landschaft und standen jetzt vor einer Einöde. An Felsen und schattige Thalgründe gewöhnt, betrachtet der Wanderer mit Befremden diese baumlosen Savannen, diese unabsehbaren Ebenen, die seinen Horizont begrenzen. Man unterscheidet in Südamerika drei große Ebenen, nämlich die von Caracas oder Varinas, welche wir jetzt durchwandern wollten, die Waldebenen des Amazonenstromes und die Pampas von Buenos-Ayres. Die Ausdehnung dieses Flachlandes reicht so weit, daß es nördlich durch Palmgebüsche begrenzt wird, während es mit seinen südlichsten Spitzen fast die Regionen des ewigen Eises berührt. Die dreitheilige Scheidung dieses Flachlandes wird durch drei Gebirgsketten vermittelt, welche keine arbeitenden Vulkane wie die Anden haben; keiner der Gipfel ersteigt die Schneegrenze. Die daran liegenden Ebenen können als ehemalige Meerbusen betrachtet werden. Höbe sich das Meer an der Mündung des Orinoco oder des La Plata 300 Fuß, an der Mündung des Amazonenstromes 1200 Fuß, so würde es 5 bis 600 Meilen nach Westen vordringen und den Fuß der Anden bespülen. — Die Llanos am Orinoco enthalten 12 bis 13,000 Quadratmeilen.

Bei unserm Eintritt in das Becken der Llanos stand die Sonne beinah im Scheitelpunkt. Der Boden zeigte überall, wo er öde und vom Pflanzenwuchs entblößt war, eine Temperatur von 38° bis 40° R. Kein Windhauch ward auf der Höhe, wo wir mit unseren Maulthieren hielten, verspürt; aber mitten in dieser scheinbaren Ruhe bildeten sich fortwährend Staubwirbel durch jene kleinen Luftströmungen, welche nur über die Oberfläche des Bodens hinstreichen und ihren Grund in der ungleichen Wärme des nackten Sandes und des berasten Erdreichs haben. Diese Sandwirbel erhöhen noch die erstickende Gluth der Atmosphäre, da jedes Quarzkörnchen, das heißer ist als die umgebende Luft, nach allen Seiten hin Wärme ausstrahlt. Rings umher scheinen die Ebenen zum Himmel anzusteigen, und diese weit ausgedehnte stille Fläche stellt sich als ein mit Tang bedeckter Ocean dar. Mitten durch die Dunstschichten erblickt man fernhin Stämme von Palmen. Ihres Blätterschmuckes und der grünen Wipfel beraubt, sehen diese Stämme den Masten der Schiffe gleich, die das scharfe Auge am Horizont entdeckt. Wie der Ocean erfüllt die Steppe das Gemüth mit dem Gefühl der Unendlichkeit. Doch freundlich zugleich lächelt der klare Meeresspiegel, über dem sich die leicht bewegliche sanft aufschäumende Welle kräuselt. Todt und starr dagegen liegt die Steppe hingestreckt, wie die nackte Felsrinde eines verödeten Planeten. Es liegt etwas Ergreifendes und Düster-Melancholisches in dem Anblick dieser regungslosen Flächen, wo alles Leben erstarrt ist und wo nur selten der Schatten eines Wölkchens gesehen werden mag, das durch den Scheitelpunkt geht, um die Nähe der Regenzeit zu verkündigen. Ich hatte die Ebenen der spanischen Mancha und die Haiden gesehen, welche sich vom Ausgange Jütlands durch Lüneburg und Westphalen erstrecken; allein dieses Flachland des westlichen und nördlichen Europa giebt nur ein schwaches Miniaturbild der unermeßlichen Llanos in Südamerika.

Man hat wohl eigenthümliche Charakterzüge der verschiedenen Welttheile zu zeichnen geglaubt, wenn man von dem europäischen Haidelande, von den asiatischen Steppen, von Afrika's Wüsten und von den Savannen Amerika's sprach. Naturgemäß stellt sich jedoch nur ein Unterschied zwischen Wüsten,

Savannen und Steppen heraus. Wüsten sind nacktes Land ohne Graswuchs, Savannen grasreiche, mit Gräsern und Stengelgewächsen bedeckte Ebenen; die Steppen aber bekommen zur Regenzeit das Ansehn der Savannen, zur Zeit der Trockenheit werden sie in staubige Wüsten verwandelt. Asien besitzt alles Pflanzenwuchses ermangelnde Wüsten in Arabien, Gobi und Persien, Afrika vornehmlich in der östlichen und westlichen Sahara. Hier finden wir das Bild eines Sandmeeres oder eines riesenmäßigen, mit ungeheuren Steinplatten belegten Todtenhofes; dort sind es mit Kies und Rollsteinen besäete Flächen. Innerhalb der Wendekreise benetzt kein Thau, kein Regen diese Einöden, um im glühenden Schooß der Erde die Keime des Pflanzenlebens zu entwickeln. Denn heiße Luftsäulen steigen überall aufwärts, lösen die Dünste und verscheuchen das vorübereilende Gewölk. Dergleichen kommen in der neuen Welt beinah gar nicht vor. Ich habe solche einzig nur in den tieferen Thälern von Peru und an den Gestaden des großen Oceans in geringer Ausdehnung angetroffen. Der Felsgrund liegt überall zwischen dem beweglichen Sande zu Tage, und wie die Sahara nordwärts von Timbuctu, so bietet auch die peruanische Wüste von Huaura eine reiche Steinsalzgrube dar. Im südöstlichen Theile unseres Festlandes, in Ungarn zwischen der Donau und Theiß, in Rußland zwischen dem Dniepr, dem Don und der Wolga, trifft man große ausgedehnte Viehweiden an, ein grünes Meer von Rasen, ganz entsprechend den Savannen am Missouri, in denen der zottige Bison und der langhörnige Moschusstier umherschwärmt. Die Haideländer des nördlichen Europa, die von einem einzigen, Alles verdrängenden Pflanzenteppich überzogen sind, kann man als Steppen von geringer Ausdehnung und hochhügelicher Oberfläche betrachten, von denen der Mensch seit Jahrhunderten nur kleine Theile dem Ackerbau zu unterwerfen vermocht hat. Auf dem Bergrücken von Mittelasien zwischen dem Altai und Mustag, von der chinesischen Mauer bis gegen den Aral-See breiten sich die höchsten Steppen der Welt aus; einige sind Grasebenen, andere mit saftigen, immergrünen Kalipflanzen geschmückt; viele nehmen auch den ständigen Charakter der Wüste an als fernleuchtend von flechtenartig auf-

sprießendem Salze, das ungleich wie frisch gefallener Schnee den lettigen Boden deckt. Ihre Lage bedingt jene großen Landseen ohne Abfluß, jene kleinen Gebiete von Flüssen, die sich im Sande oder durch Einsickern verlieren. Die Llanos von Cumana, von Caracas und von Meta sind dagegen östlich und südlich eingesenkt, und ihre Flüsse strömen dem Orinoco zu. Der Fall der Gewässer ist aber ausnehmend gering, oft fast unmerklich, und schon der schwächste Wind oder der hohe Wasserstand des Orinoco kann die Fluthen rückwärts drängen. Auffallend ist hier der gänzliche Mangel an Hügeln und Unebenheiten. Oft stellt der Boden auf dreißig Quadratmeilen kein Fuß hohes Hügelchen dar. Die vollkommene Wagerechtigkeit des Bodens ist ununterbrochen vorherrschend von den Mündungen des Orinoco bis zur Villa de Araure und nach Ospinos auf einer Breite von 180 Meilen und von San Carlos bis an die Savannen von Caqueta auf einer Meridian-Länge von 200 Meilen. Es giebt jedoch zwei Unebenheiten in den Llanos, Bänke und Tafeln genannt. Die Bänke sind zerbrochene Sandsteine oder dichte Kalksteinlager, welche vier bis fünf Fuß emporstehen, bisweilen drei bis vier Meilen lang sind und eine völlig ebene Oberfläche haben. Dahin retten sich die Heerden zur Zeit der Ueberschwemmungen. Die Tafeln sind kleine gewölbte Erhabenheiten, die ganz unmerklich auf einige Klafter Höhe ansteigen; man erkennt sie nur aus dem Lauf der Flüsse. Trotz ihrer geringen Erhabenheit bilden sie doch die Wasserscheide zwischen dem Orinoco und der Nordküste des Festlandes. Außerdem finden sich in den Ebenen von Varinas kegelförmige Hügel, die durch Menschenhände aufgeführt wurden, wahrscheinlich Grabhügel. Auch zeigt sich zwischen Varinas und Canagua eine längst vor der spanischen Eroberung erbaute, fünf Meilen lange schöne Kunststraße, welche, um funfzehn Fuß erhöht, über eine öfteren Ueberschwemmungen ausgesetzte Ebene geht. Sie beurkundet sich uns als Denkmal von dem Kunstfleiß eines untergegangenen civilisirten Volkes, das vielleicht aus den Bergen von Trujillo und Merida herabgestiegen war. Vermöge des durch Gewässer befruchteten Bodens und der verhältnißmäßig geringeren Breite in einer Gegend, wo die Hitze des Klima's durch die beständig

von der See her wehenden Ostwinde gemildert wird, boten sich die Llanos den angrenzenden Völkern zu Wohnplätzen dar. Indeß waren sie keine Schutzwehren der Gesittung und Freiheit. Die Völker des unteren Orinoco stiegen die Flüsse an, um die civilisirteren Völker zu überfallen. Hätten die amerikanischen Steppenbewohner milchreiche Heerden gehabt, durch deren Besitz das Zwischenglied zwischen den Ackerbauern und Jägervölkern ausgefüllt wird, so würden sich unstreitig hier, eben so wie in Asien, kriegerische und erobernde Hirtenvölker gebildet haben. Durch die Europäer wurden Stier und Roß eingeführt. Seitdem hat die Viehzucht überall Platz gefaßt. Tagereisen von einander entfernt liegen einzelne mit Rindsfellen gedeckte, mit Riemen zusammengeflochtene Hütten. Zahllose Schaaren verwilderter Stiere, Pferde und Maulesel schwärmen dazwischen umher. Die ungeheure Vermehrung dieser aus der alten Welt stammenden Thiere ist um so bewunderungswürdiger, je mannigfaltiger die Gefahren sind, mit denen sie in diesen Erdstrichen sowohl zur Zeit der Dürre, als zur Zeit des strömenden Regens zu kämpfen haben.

Wenn unter dem senkrechten Strahl der nie bewölkten Sonne die verkohlte Grasdecke in Staub zerfällt, so klafft der erhärtete Boden in vielfachen Spalten und Rissen auf. Berühren ihn dann entgegengesetzte Luftströme und pflanzt sich die kreisende Bewegung fort, so wirbelt der Sand dampfartig in trichterförmigen Wolken empor, deren Spitzen die Erde berühren und die nicht weniger gefürchtet werden, als von den Schiffern die Wasserhosen auf dem Meer. Die nun scheinbar niedrigere Himmelsdecke wirft ein trübes strohfarbiges Halblicht auf die verödete Flur. Der Horizont tritt dem Auge näher und beengt das Gemüth des Wanderers. Durch das heiße staubige Erdreich, das in dem nebelartig verschleierten Dunstkreise schwebt, wird die erstickende Luftwärme noch vermehrt. Statt der Kühlung führt der über den lang erhitzten Boden hinwehende Ostwind neue Gluth herbei. Allmählig verschwinden die Lachen, welche die gelbgebleichte Fächerpalme vor der Verdunstung schützte. Wie im eisigen Norden die Thiere durch Kälte erstarren, so schlummert hier unbeweglich das Krokodil und die Boaschlange

tief vergraben im trockenen Letten. In dichte Staubwolken gehüllt und von Hunger und brennendem Durste geängstigt, schweifen die Pferde und Rinder umher, erstere mit langgestrecktem Halse hoch gegen den Wind anschnaubend, um durch die Feuchtigkeit des Luftstroms die Nähe einer nicht ganz verdampften Lache zu errathen. Bedächtiger sucht das Maulthier den Melonen=Cactus auf, schlägt mit dem Vorderhuf die Stacheln seitwärts und wagt es dann erst, die Lippen behutsam zu nähern, um den kühlen Distelsaft zu trinken. Folgt endlich auf die brennende Hitze des Tages die Kühlung der gleichlangen Nacht, so können Rinder und Pferde selbst dann nicht ruhen. Ungeheure Fledermäuse saugen ihnen während des Schlafes vampyrartig das Blut aus, eiternde Wunden erregend, in denen eine Schaar stechender Insekten sich ansiedeln. So führen die Thiere ein schmerzvolles Leben, wenn vor der Sonnengluth das Wasser auf dem Erdboden verlechzt. — Tritt endlich nach langer Dürre die wohlthätige Regenzeit ein, so verändert sich plötzlich die Scene. Das tiefe Blau des Himmels wird lichter. Kaum erkennt man bei Nacht den schwarzen Raum im Sternbild des südlichen Kreuzes. Der sanfte phosphorartige Schimmer des magellanischen Nebelfleckes verlischt. Selbst die scheitelrechten Gestirne des Adlers und des Schlangenträgers leuchten mit zitterndem, minder starkem Lichte. Nebelartig schwimmen Dünste in der Luft, und im Süden zeigt sich einzelnes Gewölk wie ein entlegenes Gebirge. Den belebenden Regen verkündet der ferne Donner. — Kaum ist die Oberfläche der Erde benetzt, so überzieht sich die Steppe mit den mannigfaltigsten Gräsern. Krautartige Mimosen entfalten die schlummernden Blätter und begrüßen zugleich mit den sich öffnenden Blüthenkelchen der Wasserpflanzen und dem Frühgesang der Vögel die aufgehende Sonne. Pferde und Rinder weiden nun im frohen Genusse des Lebens; doch im hochaufschießenden Grase lauert versteckt der schön gefleckte Jaguar und erhascht im leichten Katzensprung die vorüberziehenden Thiere. Bisweilen sieht man, wie die Eingeborenen erzählen, an den Rändern der Sümpfe den befeuchteten Letten sich schollenweis langsam erheben, dann plötzlich mit heftigem Getös, wie beim Ausbruch kleiner Schlammvulkane, die auf=

gewühlte Erde wolkenartig auffliegen. Wer des Anblicks kundig ist, flieht die Erscheinung; denn eine riesenhafte Wasserschlange oder ein gepanzertes Krokodil steigt aus der Gruft empor, durch den ersten Regenguß vom Scheintod erweckt. — Schwellen allmählig die Flüsse, welche die Ebene südlich begrenzen, so zwingt die Natur dieselben Thiere, welche in der ersten Jahreshälfte auf dem wasserleeren staubigen Boden vor Durst verschmachteten, als Amphibien zu leben. Ein Theil der Steppe erscheint nun wie ein ausgebreiteter Binnen-See. Die Mutterpferde ziehen sich mit den Füllen auf die höheren Bänke zurück, welche lange inselförmig über den Wasserspiegel hervorragen. Mit jedem Tage verengt sich der trockene Raum. Aus Mangel an Weide schwimmen die zusammengedrängten Thiere stundenlang umher und nähren sich kärglich von der Grasrispe, die aus den braungefärbten gährenden Fluthen hervorsieht. Viele Füllen ertrinken; viele werden von den Krokodilen erhascht, mit dem zackigen Schwanze zerschmettert und verschlungen. Auch bemerkt man nicht selten Pferde und Rinder, die, den Rachen dieser blutgierigen Eidechsen entschlüpft, die Spur des spitzigen Zahnes am Schenkel tragen. Dieser Anblick erinnert den Beobachter an die Schmiegsamkeit, womit die Natur gewisse Thiere und Pflanzen begabt hat. Wie die mehlreichen Früchte der Ceres, so sind auch Stier und Roß vom Ganges bis an den La Platastrom, von den Küsten Afrika's bis zu den Hochebenen der Cordilleren ausgebreitet. Hier ist es die nordische Birke, dort die Dattelpalme, welche den ermüdeten Stier vor dem Strahl der Mittagssonne schützt. Dieselbe Thiergattung, welche im östlichen Europa mit Bären und Wölfen kämpft, wird unter einem anderen Himmel von den Angriffen der Tiger und Krokodile bedroht! — —

Zwei Nächte brachten wir zu Pferde in den Llanos zu und ruhten am Tage unter den Gebüschen der Moritz-Palme. Die dritte Nacht schliefen wir in der Meierei el Kayman (zum Krokodil). Es ist ein einzelnes Haus in der Steppe, und umher stehen etliche mit Rohr und Häuten bedeckte Hütten. Die dazu gehörigen Ochsen, Pferde und Maulthiere werden nicht eingepfercht, sondern schweifen auf dem Raum mehrerer Quadratmeilen umher. Männer, bis an den Gürtel nackt und mit einer

Lanze bewaffnet, reiten durch die Fluren, um die Thiere zu besichtigen; diejenigen, welche sich allzuweit von den Weiden entfernt haben, zurückzuführen, und das Jungvieh, welches noch kein Zeichen des Eigenthümers hatte, mit einem glühenden Eisen zu brennen. Diese reitenden Hirten sind farbige Menschen, theils Freie, theils Sclaven. Sie kommen fast gar nicht vom Pferde herunter, und kein anderer Stamm könnte sich der tropischen Sonne so andauernd aussetzen. An der Luft gedörrtes, nur wenig gesalzenes Fleisch dient ihnen, oft auch ihren Pferden zur Nahrung. — Wir trafen in der Meierei einen alten Negersclaven, der die Stelle des abwesenden Herrn vertrat. Vergeblich baten wir um eine Schale Milch, da man das Rindvieh hier nicht zur Milch benutzt. Man brachte uns in einer Kürbisschale gelbliches stinkendes Schlammwasser, das aus einer benachbarten Lache geschöpft war. Um den thonigen Schlamm einigermaßen abzuhalten, legten wir ein linnenes Tuch über das Trinkgefäß, und in der Folge mußten wir oft Monate lang auf solche Weise unsern Durst löschen, da das Wasser des Orinoco ebenfalls viel schlammige Theile enthält. Die Trägheit der Landesbewohner ist so groß, daß man sich keine Brunnen gräbt, obgleich in einer Tiefe von zehn Fuß überall schönes frisches Wasser getroffen wird. — Nachdem wir unsere Maulthiere abgepackt, wurden sie frei gelassen, um sich Wasser zu suchen. Es giebt kleine Teiche und Lachen, und die Thiere finden dieselben durch ihren Instinkt. Mit weit geöffneten Nüstern wittern sie die feuchten Luftzüge, die aus den Wasserbehältern aufsteigen und eilen denselben wiehernd entgegen. Wir folgten ihrer Richtung und fanden einen großen, mit Palmen umgebenen Tümpel. Von Schweiß, Sand und Staub bedeckt, konnten wir der Lust nach einem Bade nicht widerstehen. Kaum waren wir jedoch in das schlammige Wasser gestiegen, so hörten wir ein Geräusch und Geplätscher. Es war der Hausherr des Tümpels, der im Sinne zu haben schien, die europäischen Gäste nach seiner Weise zu empfangen: ein tüchtiges Krokodil. Wir zogen uns möglichst schnell an's Ufer zurück. Der Meierhof mochte eine Viertelmeile von uns entfernt liegen. Doch verfehlten wir die Richtung dahin. Fast zwei Stunden irrten wir umher, ohne das

gewünschte Ziel zu erreichen. Oefter glaubten wir Feuer am Horizonte zu sehen; es waren aber aufgehende Sterne, deren Bild durch die Dünste vergrößert erschien. Unter diesen Umständen setzten wir uns an einem trockenen Platz auf den Stamm einer Palme nieder, mehr in Furcht vor giftigen Wasserschlangen, als vor den Jaguaren. Nach einer Weile hörten wir Pferdegewieher. Ein reitender Hirt machte seine Runde. Anfangs befremdete ihn der Anblick zweier einsamer Weißen. Nur mit Mühe gelang es uns, ihm Vertrauen einzuflößen, und er brachte uns nach dem Meierhofe zum Krokodil. Unsere Führer dort hatten bereits angefangen für uns besorgt zu werden und erzählten uns viele Beispiele von verirrten Reisenden, die in gänzlicher Erschöpfung von Räubern geplündert und an Palmstämme gebunden waren angetroffen worden.

Schon um zwei Uhr Morgens brachen wir auf und hofften, zu Mittag Calabozo, eine kleine Handelsstadt zu erreichen. So wie die Sonne höher stieg und die Erde mit ihren über einander gelagerten Luftschichten ungleiche Wärme annahm, stellte sich uns auch die Erscheinung der Luftspiegelung dar. Die kleinen Luftströmungen, welche über den Boden hintreiben, besaßen eine so abwechselnde Temperatur, daß unter einer Heerde wilder Ochsen die einen Thiere mit den Füßen in der Luft zu schweben schienen, während die andern mit den ihrigen auf dem Boden standen. Zuweilen zeigten sich am Horizont Hügel und Thürme. Die Einöden gewannen ein sehr belebtes Ansehn durch die Menge weidender Heerden. Die aus Spanien stammenden Stiere haben hier einen milderen Charakter angenommen, als in den wilderen Landschaften der Cordillera, wo der Reisende öfter von Hornvieh verfolgt wird. Wir sahen sogar Rudel von Rehen, welche friedlich unter den übrigen Heerden graseten. Sie sind etwas größer als unsere Rehe und gleichen mit ihrem glatten braunfarbenen und weißgetupften Haar den Dammhirschen; mehrere waren weiß. Die Gräser hatten hier nicht über neun Zoll Höhe. Am Apure werden sie gegen vier Fuß hoch, so daß der Jaguar sich bequem darin bergen kann. Den Gräsern sind Malvengewächse beigemischt und kleine Sinnpflanzen mit reizenden Blättern, welche dem Hornvieh eine herrliche

Nahrung gewähren. Am ergiebigsten sind die Weiden in der Nähe von Flüssen und in der Nähe von Palmengruppen. Am häufigsten kommt die Llanos- oder Dachpalme (Palma de Cobija) vor. Sie wächst sehr langsam, wird 20 bis 24 Fuß hoch und der schlanke, unten acht bis zehn Zoll dicke Stamm liefert Bauholz von solcher Härte, daß man kaum einen Nagel hineinschlagen kann. Auffallend war uns, daß Tausende der mit olivenfarbigen Früchten beladenen Stämme eine ziemlich gleiche Höhe hatten. Die wenigen fächerartigen Blätter werden zu Dächern gebraucht, die zwanzig Jahre dauern. Wichtiger noch ist in der Steppe die Moritzpalme (Mauritia flexuosa), die man auch wohl als Lebensbaum bezeichnet hat. Sie giebt, wie Plinius sagt, victum et amictum: Mehl, Wein, Fasern für Hängematten, Körbe, Netze und Kleider. Die tannenzapfenförmigen schuppigen Früchte sind bei völliger Reife von innen gelb, von außen roth und haben Etwas vom Geschmack der Aepfel. Daraus bereiten die fast ganz darauf angewiesenen Guaranier ein sehr kühlendes säuerliches Getränk. Auch zur Zeit der größten Dürre behält das schöne Grün der glänzenden fächerförmig gefalteten Blätter ein frisches Ansehn, und so sticht der Baum angenehm ab gegen die traurige Gestalt der Dachpalme, deren Blätter immer grau und staubig sind.

Mit Schweiß und Staub bedeckt kamen wir in Calabozo an. Diese Stadt zählte damals 5000 Einwohner. Der Reichthum derselben besteht, wie derjenige der Patriarchen, in Rindern, Mauleseln und Pferden. Die Heerden werden von einzeln wohnenden Pächtern versehen, und es sollen sich auf den umliegenden Weiden gegen 95,000 Stück befinden. Man rechnete damals von den Mündungen des Orinoco bis zum Maracaibo-See eine Million 200,000 Rinder, 90,000 Maulthiere und drei Millionen Pferde. Schafe giebt es in den Llanos nicht, wohl aber Ziegen. — Die sumpfigen Flüsse und Seen der Umgegend von Calabozo sind reich an Zitteraalen, auch Gymnoten genannt (Tremblador, Gymnotus electricus); doch konnten wir keinen lebendig in's Haus bekommen, obgleich wir zwei Piaster für's Stück boten. Wir entschlossen uns daher, selbst eine Fischerei anzustellen. Am 19. März begaben wir uns nach dem

kleinen Dorfe Rastro de Abajo. Von da führten uns die Indianer zu einem baumumschatteten schlammigen Wasserbehälter. Da es sehr schwer hält, die Aale ihrer außerordentlichen Behendigkeit wegen in Netzen zu fangen, und da man sie durch in's Wasser geworfene Betäubungsmittel nicht in ihrer Kraft lähmen wollte, so ward, wie man es hier nennt, mit Pferden gefischt. Unsere Indianer trieben einen Haufen von etwa dreißig Pferden und Maulthieren zusammen und jagten diese in den Sumpf. Der Lärm und die Bewegung, welche dadurch im Wasser entsteht, lockt die Aale aus ihren Schlupfwinkeln hervor, und es beginnt nun der seltsame Kampf zwischen Fischen und Pferden: ein höchst anziehendes Schauspiel. Die großen grüngelben Aale bewegen sich ringelnd, wie Schlangen, auf der Oberfläche des Wassers, drängen sich verschlagen unter den Bauch der Vierfüßler und lassen nun ihr elektrisches Feuer spielen. Die von gewaltigen Schlägen getroffenen Pferde und Maulthiere schlagen aus, wiehern und suchen sich durch die Flucht zu retten. Aber die Indianer, mit Bambusstäben und Harpunen bewaffnet, haben den Sumpf umzingelt; einige von ihnen sind auf die Bäume gestiegen, deren Aeste sich wagerecht über die Wasserfläche ausdehnen. Mit Geschrei und Schlägen treiben sie die Flüchtlinge in das Batterienfeuer der Schlacht zurück. Viele Pferde erliegen unter der Gewalt der unsichtbaren Schläge, die sie von allen Seiten her an den empfindlichsten Organen des Lebens erhalten. Betäubt verschwinden sie unter dem Wasser. Mit gesträubten Mähnen, schnaubend, wilde Angst im funkelnden Auge, stehen andere wieder auf und suchen dem tobenden Ungewitter auszuweichen. Aber die Indianer treiben sie immer wieder vom Ufer in die Mitte der Lache zurück. Nur einzelnen gelingt es, dennoch zu entschlüpfen und das Land zu gewinnen. Diese straucheln bei jedem Schritte und strecken sich endlich erschöpft auf die Grasflur nieder. — Allmählig läßt die Wuth des ungleichen Kampfes nach. Wie entladene Wolken zerstreuen sich die ermüdeten Gymnoten. Sie bedürfen langer Ruhe und reichlicher Nahrung, um zu sammeln, was sie an elektrischer Kraft verloren haben. Die Thiere des Festlandes erholen sich; ihre Mähne sträubt sich nicht mehr; das angstvolle Funkeln der Augen

hört auf. Furchtsam nähern sich die Aale dem Ufer, wo sie mit kleinen, an langen Stricken befestigten Harpunen gefangen werden. Sind die Stricke völlig trocken, so empfinden die Indianer beim Emporheben des Fisches keine Erschütterung. In wenig Minuten besaßen wir auf diese Weise fünf große, nur leicht verwundete Aale, und eben so wurden noch mehrere am Abend gefangen. Einige waren 5 Fuß 3 Zoll lang, und es giebt noch weit größere. Einer von 3 Fuß und 10 Zoll Länge wog 12 Pfund. Der Querdurchschnitt des Körpers hielt 3 Zoll 5 Linien. Alle Gymnoten hatten eine schöne olivengrüne Farbe, einen gelben rothgefleckten Kopf und längs des Rückens zwei Reihen gelber Flecken. Man kennt noch sechs Arten elektrischer Fische, darunter vier Zitterrochen (Torpedo); aber der Gymnot ist der größte. — Es wäre verwegen, sich den ersten Schlägen eines ungeschwächten, stark gereizten Zitteraales auszusetzen. In diesem Falle erfolgt heftige Betäubung, verbunden mit Schmerzen. Als ich einst unvorsichtiger Weise beide Füße über einen erst eben aus dem Wasser gezogenen Zitteraal legte, fühlte ich den ganzen Tag hindurch in den Knieen und fast in allen Gelenken den empfindlichsten Schmerz. Die Berührung eines schon sehr ermatteten Fisches verursacht einen Schauer, und man glaubt innere Nervenschwingungen zu verspüren, die nach zwei bis drei Secunden in eine Betäubung übergehen, auf welche eine allgemeine Uebelkeit folgt. Man hat diese Aale, eben so wie die Zitterrochen, zur Heilung von Lähmungen, Gicht und Kopfschmerzen gebraucht. Die elektrische Wirksamkeit äußert sich übrigens nicht bei jeder Berührung, sondern hängt ganz allein von der Willkür des Fisches ab, indem er dieselbe entladen oder zurückhalten kann. Die Entladung geschieht auch nur an einem einzigen Punkt, da, wo das Thier sich am meisten gereizt glaubt. Wenn zwei Personen mit dem Finger den Bauch des Fisches einen Zoll weit von einander gleichzeitig berühren, so ist es bald die eine, bald die andere, welche den Schlag empfängt. Wir erhielten in Calabozo einen im Netze gefangenen unverletzten Zitteraal. Er fraß Fleisch. Wir brachten Frösche und kleine Schildkröten in den Wasserzuber, die sich auch ganz traulich auf seinen Rücken setzten. Allein bald empfan-

den sie zu ihrem nicht geringen Schreck die heftigsten Stöße und machten sich über Hals und Kopf aus dem Zuber davon. Nochmals in die Nähe des Fisches gebracht, entsetzten sie sich bei dem bloßen Anblick desselben. Man hat in Stockholm bei einem lange beobachteten Gymnoten bemerkt, daß er auch durch die Luft seine Schläge austheilen konnte, und wenn er sehr hungrig geworden war, tödtete er kleine Fische aus der Entfernung. Den Amerikanern sind diese Thiere ein Gegenstand der Furcht und des Abscheus. Ihre Muskeln geben zwar ein gutes Fleisch, aber der mit elektrischer Kraft angefüllte größere Theil ihres Körpers ist schwammig und schmeckt widrig. Das Dasein derselben in den Gewässern der Llanos wird als Ursache des Fischmangels angesehn; denn sie tödten vielmehr Fische als sie verzehren. In einer Gegend mußte sogar eine Landstraße verlegt werden, weil sich die elektrischen Aale eines Flusses so sehr vermehrt hatten, daß sie alljährlich eine große Anzahl Lastthiere, die den Fluß durchwaten mußten, todt schlugen.

Am 24. März verließen wir Calabozo. Je weiter wir in den Llanos gegen Süden vorrückten, desto kahler, vegetationsloser und staubiger wurde der Boden, der aus weiten Spalten gähnte. Die Palmen verschwanden nach und nach. Gegen vier Uhr Abends trafen wir ein etwa zwölfjähriges indianisches Mädchen. Es lag ganz nackt, von Müdigkeit und Durst erschöpft, auf dem Rücken. Augen, Nasenlöcher und Mund waren mit Staub verstopft, der Athem röchelnd, und auf unsere Fragen erhielten wir keine Antwort. Ein umgestürzter Krug, zur Hälfte mit Sand gefüllt, lag daneben. Durch Waschen des Gesichts und ein wenig Wein kehrte dem armen Geschöpf das Bewußtsein zurück. Anfangs schien sie über die vielen Leute erschrocken; allmählig ward sie ruhiger und redete mit unseren Führern. Nach dem Stand der Sonne zu urtheilen, glaubte sie mehrere Stunden im Todesschlummer gelegen zu haben. Sie hatte in einem benachbarten Meierhofe gedient, war wegen Schwächlichkeit verabschiedet worden und wollte sich in eine der Missionen bei Calabozo begeben. Wir füllten daher ihren Krug mit Wasser, und noch ehe wir die Pferde wieder bestiegen, sahen wir uns durch Staubwolken von ihr getrennt. — In der Nacht

gingen wir über den Fluß Uritucu durch eine Furth. Dieser Fluß enthält ein zahlreiches, durch seine Wildheit berüchtigtes Krokodilengeschlecht. Man rieth uns also, unsern Hund nicht von dem Wasser trinken zu lassen, weil es öfter geschieht, daß die Krokodile dadurch gelockt, an's Ufer kommen und die Hunde verfolgen. Unser Wirth in Calabozo hatte in einer Hütte, die man uns hier am Flusse zeigte, ein eigenes Abenteuer gehabt. In Gesellschaft mehrerer Freunde auf der Reise begriffen, brachte er daselbst, auf einer Ruhebank gelagert, die Nacht zu. Früh Morgens weckten ihn heftige Erdstöße. Es wurden Erdschollen bis mitten in die Hütte geschleudert. Endlich kam ein junges zwei bis drei Fuß langes Krokodil unter seinem Lager hervor, warf sich auf einen in der Nähe sitzenden Hund, verfehlte ihn jedoch und eilte dem Ufer zu. Diese Thatsache erklärt sich hinreichend aus dem Umstande, daß der Boden trockener Schlamm war, in welchem versenkt das Krokodil seinen Sommerschlaf gehalten hatte. Der Lärm der Menschen und Pferde, vielleicht auch der Geruch des Hundes hatte das Thier aus seinem Schlummer aufgestört. — Am folgenden Tage gelangten wir in den Theil der Steppen von Caracas, welcher Pfauentafel heißt. Hier wird keine Palme angetroffen. So weit das Auge reicht, erblickt man keinen, auch nur einige Zoll hohen Gegenstand. Die Luft war ausnehmend rein, die Farbe des Himmels dunkelblau. Am Horizont sah man den Wiederschein eines blassen Lichtes: die Wirkung des in der Atmosphäre schwebenden Sandes. Es begegneten uns Schwärme von schwarzen, in's Olivengrün spielende Vögel, die der Gattung der Madenfresser (Crotophaga) angehören. Sie nähren sich von Käfern, Heuschrecken, Würmern, selbst von Eidechsen, kleinen Schlangen, Früchten und Sämereien. Die Eingeborenen nennen sie Geierchen (Zamurito) und Zeckenfresser (Garapatero). Wir sahen sie oft auf dem Rücken des Hornviehs sitzen, um die Engerlinge und anderes Ungeziefer abzulesen. Sie scheuen die Nähe der Menschen keineswegs, und zuweilen werden sie sogar von Kindern mit der Hand gefangen. — Wir wanderten nun ohne Spur des Weges, und wurden endlich sehr angenehm durch einen einzelnen Meierhof überrascht, der mit Gärten und klaren Wasserbecken ver-

sehen ist. Nachdem wir über den Guarico gesetzt, übernachteten wir unter freiem Himmel in der Steppe, während dem, wie gewöhnlich, große Fledermäuse unsere Hängematten umschwärmten. Man glaubt jeden Augenblick, sie werden sich an's Gesicht anklammern. Am 27. März trafen wir in der Stadt San Fernando am Apure ein, welches der Hauptort der Kapuziner-Missionen in der Provinz Varinas ist. Hier war das Ziel unserer Landreise.

Dritter Abschnitt.

Wir treten jetzt in das wichtige Flußnetz ein, welches als Amerika's Hauptschlagader durch den Orinoco und Marañon(njon) oder Amazonenstrom gebildet wird. Diese zwei von ungeheuern Waldungen beschatteten Ströme, durch den Cassiquiare mit einander verbunden, nehmen eine Menge Zuflüsse auf, welche sich mit den größten Strömen der alten Welt messen können. Dazu gehört der Apure, Arauca, Payara und Meta, deren Namen bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts kaum gehört wurden. Als die ersten spanischen Eroberer jenseits des Apure das Goldland suchten, kamen sie in diese Gegenden, aber sie versanken wieder in Vergessenheit. Zwei eingeborene Stämme bemächtigten sich dieser Landschaften, die Cabresen und Kariben vom Orinoco. Nur arme Mönche wagten sich zu ihnen, und mancher mußte diese Kühnheit mit dem Märtyrertode büßen. Nur langsam schritt die Civilisation unter den Arbeiten der Jesuiten und Kapuziner vorwärts, und so begreift man, wie die Stadt San Fernando am Apure erst 1789 gegründet werden konnte. Die Lage derselben nahe an einem Strom, der die ganze Provinz Varinas (jetzt Departement des Orinoco) durchfließt, ist dem Handel ausnehmend günstig. Alle Erzeugnisse dieser Provinz: Häute, Cacao, Baumwolle, Tabak und Indigo, gelangen durch diese Stadt an die Mündungen des Orinoco. Während der Regenzeit gehen große Fahrzeuge von San Thomas hier durch bis zum Hafen von Varinas. Dann wird das Land zwischen dem Arauca und Apure in einer Ausdehnung von vier hundert

Quadratmeilen überschwemmt. Die Steppe wird in diesem Becken zwölf bis vierzehn Fuß hoch mit Wasser bedeckt, über dessen Spiegel sich die auf erhöhten Sandpunkten erbauten Dörfer und Meiereien kaum zwei bis drei Fuß erheben. Hunderte von Leichnamen der untergegangenen Kühe, Pferde und ihrer Füllen schwimmen umher und locken eine große Menge Geier herbei. Die Bewohner aber fahren in Kähnen umher, wobei sie sorgfältig die Strombetten vermeiden, theils wegen der heftigen Strömungen, theils wegen der darin schwimmenden Baumstämme.

Die Breite des Apure bei San Fernando beträgt 1236 Fuß. Wir waren eben mit der Messung beschäftigt, als eine Donnerwolke den ersten Regen der Jahreszeit brachte. Kurz vor dem Ausbruch des Gewitters hob der Ostwind die Wasser des Stroms empor, worauf sich völlige Windstille einstellte. Sogleich kamen Delphine (Delphinus phocaena, kleiner Tümmler) den Fluß herauf. Sie zogen in langen Reihen auf der Oberfläche des Wassers spielend dahin. Die trägen Krokodile fürchteten sich vor ihnen und tauchten unter das Wasser, sobald sie den Lärm der Meerbewohner vernahmen. Es ist eine sonderbare Erscheinung, in dieser großen Entfernung vom Meere Thiere aus dem Geschlecht der Wallfische anzutreffen. Sie sind drei bis vier Fuß lang, und da sie den Schwanz gegen das Wasser stützen, so wird ein Theil des Rückens sichtbar.

Zu unserer Fahrt auf dem Apure mietheten wir eine sehr breite Pirogue (Lancha). Zur Führung derselben bedarf man eines Steuermanns und vier Indianer. Im Hintertheile wurde eine mit Palmblättern bedeckte Hütte errichtet. Sie war geräumig genug, um einen Tisch und Bänke zu fassen. Diese Geräthschaften wurden durch Ochsenhäute gebildet, die man straff über Rahmen gespannt hatte. Wir versahen uns auf einen Monat mit Lebensmitteln. Hühner, Eier, Pisangfrüchte, Maniokmehl und Cacao konnten wir hier im Ueberfluß bekommen. Unser Wirth versah uns mit Jerez-Wein, mit Orangen und Tamarinden, um kühlende Limonaden daraus zu bereiten. Bei unserer Verproviantirung rechneten die Indianer noch stark auf ihre Angeln, Netze und unsere Flinten. Letztere sind aber ober-

halb der Wasserfälle des Orinoco wegen der Feuchtigkeit der Luft nicht zu gebrauchen. Der Apure nährt sehr viele Fische, Seekühe und Schildkröten, deren Eier eine mehr nahrhafte, als angenehme Speise gewähren. Die Ufer wimmeln von Vögeln aller Art. Am meisten kamen uns davon zu statten die Pauji und Guacharaca, welche man die Truthühner und Fasanen dieser Gegend nennen könnte. Man fügte den Vorräthen als Tauschmittel mit den Indianern auch noch einige Fässer Branntwein hinzu. Dieses Gift rottet die Eingeborenen mehr aus, als alle anderen Unfälle.

Am 30. März um vier Uhr Abends ging die Fahrt vor sich. Die Hitze war ungemein groß. Unterhalb San Fernando sahen wir auf dem linken Ufer des Apure die aus Rohr und Palmblättern errichteten Hütten der Yaruro-Indianer, welche viele Jaguare erlegen und deren Felle in den europäischen Handel bringen. Am folgenden Tag sahen wir einen Theil der Zuckerrohrfelder durch Feuer zerstört, welches aus einem nahen Walde hinübergegriffen hatte. Die Nomaden-Indianer zünden nämlich da, wo sie im Walde übernachten, Bäume an, ohne die Flamme zu löschen. Wir kamen darauf in die eigentliche Wildniß, ein Land, welches nur von Tigern, Krokodilen und Chiguires oder Wasserschweinen (Cavia s. Hydrochoerus capybara) bewohnt wird. Letztere sind von der Größe unserer Schweine, leben zu funfzig bis sechzig an den Ufern der Ströme, haben keine Vertheidigungswaffen, laufen schlecht, schwimmen etwas besser, und werden zu Lande von Jaguaren, im Wasser von den Krokodilen verfolgt. Wir sahen ferner ungeheure Schwärme von Vögeln, die sich am Himmel gleich stets veränderlichen Wolken zusammengedrängt hatten. Der Fluß wird nun allmählig breiter. Zuweilen sind beide Ufer mit kolossalen Bäumen bewachsen, und dann bildet der Fluß einen geraden 900 Fuß breiten Kanal. Merkwürdig ist die Ordnung der Bäume. Zunächst stehen Gebüsche des Sauso (Hermesia castaneifolia), eine vier Fuß hohe, wie von Menschenhand beschnittene Hecke bildend. Dahinter erhebt sich ein Schlag Paternoster- (Cedrella), Blutholz-, und Lebensholzbäume. Palmen sind selten. Die größeren Thiere haben in den Sauso-Hecken Durchgänge gemacht, aus denen sie

hervorkommen, um aus dem Strom zu trinken. Dabei scheuen sie die Nähe eines Kahnes gar wenig, und es macht dem Europäer viel Vergnügen, sie eine Zeit lang am Ufer herumstreichen zu sehen, bis sie wieder im Walde verschwinden. Bald zeigt sich der schöne gelbe Panther oder der gefleckte Jaguar, bald das schwarz gefiederte Helmbaumhuhn (Hocco) mit behaubtem Kopfe, groß wie ein Truthahn. Wo die Sauso-Hecken weiter vom Ufer entfernt stehen, sieht man häufig acht bis zehn Krokodile auf dem Sande sich sonnen. Unbeweglich liegen sie da mit rechtwinklig geöffneten Kinnbacken. Ein todtes Krokodil, das der Strom an's Ufer geworfen, maß 16 Fuß 8 Zoll, ein anderes 22 Fuß 3 Zoll. Auch die im Apure, im Orinoco und im Magdalenenfluß vorkommende Art ist keineswegs ein Kaiman oder Alligator, sondern ein wirkliches Krokodil, denjenigen des Nil ganz ähnlich. Die Indianer in San Fernando versicherten, daß kein Jahr vergehe, wo nicht zwei oder drei erwachsene Personen, meistens Wasser schöpfende Weiber, diesen Fleischfressern zur Beute würden. Man erzählte uns von der Geistesgegenwart eines Mädchens, welches sich aus dem Rachen eines Krokodils rettete. Sobald es sich von dem Thiere gepackt fühlte, griff es nach den Augen des Unthiers und drückte dieselben mit den Fingern so gewaltsam, daß es, von Schmerz überwältigt, seine Beute, der es bereits einen Arm abgekneipt, fahren ließ. Des großen Blutverlustes ungeachtet gelangte die Indianerin durch Schwimmen mit der übrig gebliebenen Hand glücklich an's Ufer. — Tiefer hinunter erblickten wir in einer sehr wilden Gegend den größten Tiger, der uns auf unserer ganzen Reise vorgekommen war. Selbst die uns begleitenden Eingeborenen erstaunten über seine außerordentliche Länge. Das Thier lag im Schatten eines großen Zamang (einer Mimosenart) hingestreckt und stützte eine seiner Tatzen auf ein eben erst erlegtes Wasserschwein. Eine Menge Geier hatte sich um ihn versammelt, um das, was er von seiner Mahlzeit übrig ließ, zu verspeisen. Sie näherten sich dem Jaguar bis auf zwei Fuß; aber die mindeste Bewegung schreckte sie zurück. Um die Thiere genauer zu beobachten, setzten wir uns in einen kleinen Kahn, der unsere Pirogue begleitete, und fuhren näher heran. Bei dem Plätschern der

Ruderschläge stand der Tiger langsam von seinem Lager auf und zog sich hinter die Sauso=Gebüsche zurück. Die Geier wollten den Augenblick benutzen, um das Chiguire zu verzehren; allein der Tiger sprang mit aufgehobenem Schwanz, wie zornig, mitten unter sie und trug seinen Raub in den Wald.

Die Nacht zum 1. April brachten wir bei dem Besitzer einer Pflanzung zu, der sich besonders mit der Tigerjagd abgab. Er war beinah völlig nackt und braunschwärzlich, wie ein Zambo, rechnete sich jedoch zu den Weißen. Seine Frau und seine Tochter, die eben so nackt wie er selbst gingen, nannte er Donna Isabella und Donna Manuela. Ich hatte ein Wasserschwein mitgebracht und wollte dasselbe braten lassen. Unser Wirth meinte aber, weiße Leute, wie er und ich, wären nicht gemacht, um indiansches Wild zu speisen, und bot uns einen Hirsch an, den er Tags zuvor mit einem Pfeil erlegt hatte. Wir vermutheten, die Wohnung des auf seine Herkunft so stolzen Mannes würde im Gebüsch stehen. Doch hatte er sich nicht die Mühe gegeben, eine Hütte zu bauen. Er lud uns freundschaftlich ein, unsere Hängematten neben der seinigen zwischen zwei Bäumen aufzuhängen. Nach Mitternacht erhob sich ein heftiger Sturmwind, brachte Donner, Blitz und strömenden Regen, und wir wurden bis auf die Haut durchnäßt. Während des Gewitters fiel die Katze der Donna Isabella von einem Tamarindenbaum in die Hängematte eines unserer Begleiter. Verletzt von den Klauen derselben, erwachte er und schrie aus Leibeskräften, indem er sich von einem wilden Thier überfallen wähnte. Nur mit Mühe konnten wir ihn überzeugen, daß es blos eine Katze gewesen sei.

Mit Sonnenaufgang verabschiedeten wir uns bei Sennor Ignatio und der Sennora Isabella, seiner Gemahlin. Die Luft war abgekühlt, und eine Menge Baumstämme trieben den sehr geschlängelten Strom hinab. Wir kamen vor einem kleinen Eilande vorbei, das mit unzähligen Flamingo's, rosenfarbenen Löffelreihern, Fischreihern und Wasserhühnern in so gedrängter Menge bevölkert war, daß es schien, als könnten sie sich kaum unter einander bewegen. Das Eiland heißt daher auch die Vogelinsel. Die Nacht brachten wir an einer flachen unfrucht=

baren Uferstelle zu. Die Waldung war so dicht und unzugänglich, daß wir uns nur schwer etwas trockenes Holz zur Feuerung verschaffen konnten. Endlich brannte ein hellloderndes Feuer. Im Sande bemerkten wir die Spuren von drei Tigern, unter denen zwei Junge. Eine Schaar Krokodile lagerte umher, indem sie, wie alle Wasserthiere, vom Glanz des Feuers angezogen wurden. Unsere Hängematten befestigten wir an die in die Erde eingerammten Ruderstangen und begaben uns so zur Ruhe. Die Nacht war heiter und der Mond stieg über den Wald herauf. Bis eilf Uhr herrschte Stille umher. Dann erschallte der Wald von einer Menge Thierstimmen, deren disharmonisches Concert uns allen Schlaf verscheuchte. Die Indianer unterschieden die leisen Flötentöne der Wickelaffen (Sapajous), die Seufzer der Brüllaffen (Alouaten), das Geschrei des Tigers und des amerikanischen mähnenlosen Löwen oder Cuguars, des Bisamschweins, des Faulthiers, des Hocco und anderer Vögel aus dem Hühnergeschlecht. Kamen die Jaguars dem Saume des Waldes näher, so fing der Hund, der bis dahin gebellt hatte, an zu heulen und verkroch sich unter der Hängematte. Zuweilen trat eine Pause ein, dann aber stimmten die Tiger von den Bäumen herab das Concert auf's Neue an, worauf das anhaltend schneidende Pfeifen der Affen folgte, die der drohenden Gefahr zu entfliehen schienen. Diese Art Nachtmusik war uns jetzt noch neu; doch bald wurden wir derselben gewohnt. Fragt man die Eingeborenen, warum die Waldthiere einen so fürchterlichen Lärm bei Nacht machen, so lautet die Antwort: „Sie feiern den Vollmond". Allein auch wenn der Mond fehlt, hört man dies Leben in der Thierwelt. Der eigentliche Grund mag wohl in dem beständigen Kampfe der Thiere unter einander zu suchen sein. Besonders lebhaft ist dieser Lärm zur Zeit der Gewitter und heftigen Regengüsse.

Am 2. April gingen wir noch vor Sonnenaufgang unter Segel. Die Ufer waren mit Tauchervögeln besetzt. Einige setzten sich auf das Treibholz des Stroms, um die Fische selbst in der Mitte des Wassers zu überfallen. Wir stießen gegen die Spitze mehrerer Bäume, die sich seit Jahren schief gerichtet in den Stromgrund eingesenkt hatten. Oft füllen sie das Strom-

bett dermaßen an, daß dadurch Wirbel und Untiefen entstehen. Am Ufer fanden wir ein Nest voll junger Leguanen oder Kamm-Eidechsen, die nicht über vier Zoll lang waren. Diese schuppigen Thiere werden vier bis fünf Fuß lang und armsdick. Ihr weißes Fleisch dient in allen Ländern, die ein trockenes Klima haben, zur Speise. Gegen Abend regnete es. Schwalben flogen nahe an der Oberfläche des Wassers hin. Auch ein Zug Papageien kam vorüber, deren Gekreisch sich mit dem Pfeifen der Habichte mischte.

Am 3. April des Vormittags fingen die Indianer am Angelhaken einen Fisch, den man seiner Blutgierigkeit wegen Karibe nennt; denn er greift badende und schwimmende Menschen an und reißt ihnen Stücke Fleisch aus dem Körper. Sobald einige Blutstropfen in's Wasser fließen, sammeln sie sich bei Tausenden auf der Oberfläche. Sie haben nicht über vier bis fünf Zoll Länge, dreieckige spitze Zähne und ein weites dehnbares Maul. — Zu Mittag landeten wir in einer öden Gegend. Während das Mahl bereitet wurde, ging ich längs dem Ufer hin, um eine Gruppe Krokodile zu beobachten. Die graugrünen Thiere schliefen an der Sonne und waren zur Hälfte mit trockenem Schlamm überzogen. Ihrer Farbe und Unbeweglichkeit wegen konnte man sie für bronzene Bilder halten. Kleine schneeweiße Reiher traten ihnen auf den Rücken und Kopf, als spazierten sie über Baumstämme hin. Dies Schauspiel fesselte eine Zeit lang meine Aufmerksamkeit. Nun bückte ich mich, um einige Glimmerblätter aufzuheben. Da bemerkte ich im Sande die Fußstapfen eines großen Tigers. Er hatte seinen Weg nach dem Walde genommen, und als ich mich umsah, erblickte ich in der Entfernung von ungefähr achtzig Schritt einen Jaguar. Er lag unter dem dichten Laube der Eriba (Schatten-Esser) und jagte mir keinen geringen Schrecken ein. Ich blieb jedoch meiner hinlänglich mächtig, um mich zu benehmen, wie es am räthlichsten schien. Langsam schritt ich vorwärts, ohne die Arme zu bewegen. Je mehr ich mich aber von dem Raubthier entfernte, desto mehr beschleunigte ich meine Schritte und kam ganz außer Athem bei meiner Genossenschaft an. — Abends kamen wir vor der Mündung eines Flusses vorbei, in welchem jährlich viele Manati oder

Seekühe gefangen werden. Diese grasfressenden Thiere aus der Familie der Wallfische erreichen gewöhnlich eine Größe von zehn bis zwölf Fuß. Ihr walzenförmiger Körper hat vorn fünf Flossen, die den Händen gleichen und ihnen zum Kriechen, so wie zum Halten der Jungen dienen, weshalb sie eben Manaten, d. i. Fische mit Händen, heißen. Sie nähren sich von Gras und misten gleich den Kühen. Ihr schmackhaftes Fleisch hält die Mitte zwischen Schweine- und Rindfleisch. — In der Nacht ward unser Doggenhund von einer großen Fledermaus in die Schnauze gebissen. Er stieß laute Klagetöne aus, jedoch mehr aus Furcht vor den vielen ihn umflatternden Thieren; denn die kleine runde Wunde, welche sie machen, hat nichts zu bedeuten. Wir selbst hatten seit ein paar Tagen von der Plage dieser Gegenden durch unzählige Insectenstiche der Zacundo's, einer Art Schnaken, zu leiden. Sie kommen erst nach Sonnenuntergang zum Vorschein und ihr Saugerüssel ist so lang, daß sie durch den unteren Theil der Hängematte und dicke Kleider hindurch zu dringen vermögen.

Am 4. April entdeckten wir südwärts Hügelreihen; im Osten erhoben sich am Horizont die Granitfelsen von Cuiriquima, der Zuckerhut von Caycara und die Berge von Tyran. Wir waren nun an der Mündung des Apure angelangt und begrüßten nicht ohne freudige Bewegung zum ersten Mal die Gewässer des Orinoco. Mit der Einfahrt in diesen breiten Strom gewann die Landschaft ein völlig neues Ansehn. Die unermeßliche Wasserfläche lag wie ein See vor uns ausgebreitet. Schäumende Wellen wurden im Kampfe von Wind und Strömung mehrere Fuß hoch emporgehoben. Die ganze Natur hatte ein minder belebtes Ansehn. Die kreischende Stimme der Reiher, der Flamingo's und Löffelgänse, die von einem Ufer zum anderen hinüberfliegen, ließ sich nicht mehr in der Luft hören; vergeblich schauten wir uns nach Schwimmvögeln um, und nur selten erblickten wir zwischen den hohlen Wellen einzelne große Krokodile. Den Horizont begrenzte ein Kranz von Wäldern; allein nirgends dehnte sich der Baumwuchs bis zum Flußbette aus. Das sandige sonnenverbrannte Gestade, öde und unfruchtbar wie die Meeresküste, weit entfernt dem Strome Grenzen zu setzen, erschien im

wechselnden Spiele der Luftspiegelung bald näher, bald wieder entfernter. Einer angestellten Messung zufolge betrug die Breite des Stromes bei dem jetzigen niedrigen Wasserstande über 11,000 Fuß, also etwa eine halbe Meile; dieselbe steigt aber zur Regenzeit auf das Dreifache.

Unsere Fahrt auf dem Orinoco ging stromaufwärts vorüber an einer Bergkette, welche aus ungeheuren zerspaltenen und über einander gehäuften Granitblöcken besteht. Der in diese Urgebirgstrümmer eingestreute höchst kräftige Pflanzenwuchs verschönert den Anblick. Man glaubt alte Schloßruinen mitten aus dem Walde hervorragen zu sehen. Wir steuerten in den Hafen von Encaramada bei Caycara, wo sich eine Mission befindet. Wir trafen in dem Hafen Kariben aus Panapana. Es war ein Kazike, der in seiner Pirogue den Orinoco hinauffuhr, um der Schildkröten-Eierlese beizuwohnen. Er saß unter einem Zelt, das gleich den Segeln aus Palmblättern gefertigt war. Sein kalter steifer Ernst und die Ehrerbietung seiner Begleiter deutete die Wichtigkeit seiner Person an, obgleich er keine andere Kleidung, als die seiner Indianer trug. Sie hatten sich nämlich alle mit rother Farbe ihre Montirung gemalt. Ihre Waffen bestanden aus Bogen und Pfeilen. Diese Kariben sind ein schöner Menschenschlag von fast athletischer Gestalt. Ihre glatten dichten Haare waren an der angenehm gewölbten Stirn abgeschnitten. Die sehr starken, aber ekelhaft schmutzigen Weiber trugen ihre Kinder auf dem Rücken.

Am 6. April fuhren wir den Orinoco weiter hinauf. Einige Meilen von Encaramada erhebt sich mitten in der Savanne ein Felsstück, der gemalte Fels genannt. Er ist mit Thierbildern und sinnbildlichen Schriftzügen geschmückt, denen ähnlich, die wir nachher auf der Rückfahrt bei der Stadt Caycara antrafen. Zwischen den Gestaden des Cassiquiare und des Orinoco kommen diese Hieroglyphen oftmals in großer Erhöhung an Felsenmauern vor. Fragt man die Ureinwohner, wie es möglich war, diese Bilder in den Felsen zu graben, so antworten sie: zur Zeit der großen Ueberschwemmung seien ihre Väter in Kähnen zu jener Höhe gelangt. — Ein frischer Nordost blähte unsere Segel, und so landeten wir Vormittags eilf Uhr auf einer mit-

ten im Strom gelegenen Insel, welche als Eigenthum der Mission von Uruana, am Ausflusse des Arauca, betrachtet wird. Sie ist berühmt durch die erwähnte jährliche Sammlung der Schildkröten-Eier, und wir trafen gerade zur rechten Zeit ein. Wir fanden bereits über dreihundert Indianer versammelt, welche unter Hütten von Palmblättern lagerten. Außer den Guamos und Otomaken von Aruana, die für besonders wilde Stämme gelten, waren auch Kariben und andere Stämme vom unteren Orinoco gekommen. Jeder Stamm lagerte abgesondert und zeichnete sich durch seine eigenthümliche Hautfarbe. Mitten unter diesen lärmenden Horden sah man Weiße, Krämer von St. Thomas, die von den Eingeborenen Schildkrötenöl einkaufen wollten. Ein Missionar, der gegenwärtig war, begrüßte uns als willkommene europäische Reisende, und in seiner Gesellschaft durchwanderten wir die Insel. Wir befanden uns in einer vollkommen flachen Sandebene. „So weit man hier sehen kann, liegen Schildkröten-Eier unter der Erdschicht", sagte der Missionar und zeigte uns dann mit einer langen Stange, die er in der Hand hielt, wie man den Grund untersucht. Sobald nämlich beim senkrechten Eindrücken der Stange in das Erdreich der Widerstand aufhört, ist man zu einer Eierschicht gelangt. Wegen der durchaus gleichmäßigen Vertheilung dieser Schichten berechnet man die Eier nach Quadratruthen. Da, wo der Boden ansteigt, fehlen die Eier. Die Indianer versicherten, daß man von der Mündung des Orinoco bis zum Ausflusse des Apure keine Insel und kein Gestade antreffe, wo es nicht Schildkröten-Eier in Menge gäbe. Man hat indeß drei Hauptplätze, wo die Eier gesammelt werden, und diese Insel liegt in der Mitte. Alle drei Plätze befinden sich zwischen der Einmündung des Apure und den Wasserfällen von Atures. Die Eier dieser Gegend stammen von der großen Schildkröte Arrau. Oberhalb der Wasserfälle kommt eine andere Schildkröte vor, die Terekay heißt. Die Arrau-Schildkröte gehört dem süßen Wasser an; sie hat einen sehr flachen Kopf, sieht oben schwärzlichgrau, unten orangengelb aus. An ihren sehr langen gelben Füßen hat sie starke Nägel und wiegt ausgewachsen 40 bis 50 Pfund. Ihre Eier, größer als Tauben- und kleiner als Hühnereier, sind mit einem kalkigen

Ueberzug von solcher Festigkeit versehen, daß die Kinder mit denselben Fangball spielen. Diese Thiere meiden alle bewohnten und viel besuchten Oerter; sie sind furchtsam und argwöhnisch, und bei dem geringsten Geräusch stecken sie den Kopf unter das Wasser. Die Terekay-Schildkröte ist kleiner als die Arrau. Sie hat nur vierzehn Zoll im Durchmesser, einen schwärzlich-grünen Rückenschild und auf dem Kopf zwei rothgelbe Flecken. Die Terekays legen ihre Eier nicht gemeinschaftlich und kommen im ganzen Flußgebiet des Orinoco vor. Die Arrau's legen ihre Eier zur Zeit des niedrigsten Wasserstandes, der vom Ende des Januar bis gegen Ende des März stattfindet. Sie gehen alsdann in Rotten aus dem Wasser hervor und wärmen sich auf dem Sande liegend an der Sonne. Mit dem Anfang des März ziehen sie schaarenweis auf die zum Eierlegen geeigneten Inseln und Küsten. Da lagern sie nun zu Tausenden im Wasser, den Kopf und Hals darüber hinausgestreckt, in langen Reihen geordnet und jede Gefahr von Menschen oder Jaguaren beachtend. Die Indianer stellen dann in einiger Entfernung von solchen Oertern Schildwachen auf, welche darauf sehen, daß die Schiffe mitten im Strome fahren, und Alles beseitigen, wodurch die so wichtige Eierlegung gestört werden kann. Das Eierlegen selbst geschieht immer zur Nachtzeit und beginnt gleich nach Sonnenuntergang. Das Thier gräbt mittelst seiner langen, mit gekrümmten Nägeln versehenen Hinterpfoten eine Grube von drei Fuß Durchmesser und zwei Fuß Tiefe. Bisweilen liegen Nester auf Nester. Manche Thiere werden beim Eierlegen vom Morgen übereilt, sind dann aber so eifrig im Graben der Nester oder im Legen der Eier oder im Zudecken derselben, daß sie sich eher greifen lassen, als daß sie von der unvollendeten Arbeit gehen.

Zu Ende des März oder zu Anfang des April beziehen die Indianer an den drei Hauptstationen ihre Lager. Das Eiersammeln geht unter Aufsicht der Missionare ordnungsmäßig vor sich. Der eierhaltende Boden wird nach der Anzahl der Volksstämme in verschiedene Theile gesondert. Sind die Abtheilungen gemacht, so werden sie abgeschätzt. Eine Fläche von 120 Fuß Länge und 30 Fuß Breite giebt 100 Schiffskrüge voll oder für

250 Thaler Oel. Die Indianer graben die Erde mit den Händen aus, legen die ausgehobenen Eier in kleine Körbe, werfen den Inhalt in lange hölzerne Tröge voll Wasser, zerstoßen die Eier darin mit Schaufeln und stellen den Brei an die Sonne. Das Gelbe, als der ölige Theil, setzt sich oben, wird abgeschöpft und auf einem starkem Feuer gekocht. Man erhält so ein klares geruchloses gelbliches Oel, das zum Brennen in den Lampen und zur Bereitung der Speisen dient. Viel Schildkrötenöl ist jedoch faulig, wovon die Ursache darin liegt, daß ein großer Theil der Eier schon angebrütet ist. — Die Insel, welche wir besuchten, liefert jährlich 25,000 Flaschen Oel, alle drei Hauptsammelplätze zusammen 125,000 Flaschen. Zwei hundert Eier füllen eine Flasche. Jedes Schildkrötenweibchen legt 100 bis 116 Eier; also füllen zwei eine Flasche mit Oel, und es sind demnach 250,000 eierlegende Schildkröten vorhanden. Man kann aber sicher eine halbe Million rechnen, sofern ein großer Theil der Eier beim Sammeln zerbrochen und zertreten oder anderweitig verdorben wird, während ein anderer Theil zur Erhaltung des Geschlechtes liegen bleibt. Die eben ausgekrochenen Arrau-Schildkröten sind einen Zoll breit, und wir sahen die Ufer der Insel davon wimmeln. Die Krokodile vertilgen viele kleine und große Schildkröten. Die Jaguare wenden sie um, und höhlen die Schalen so vortrefflich aus, als wäre es mit einem chirurgischen Messer geschehen. Nicht weniger verzehren sie jährlich eine große Menge Schildkröten-Eier, welche auch von Menschen, an der Sonne gedörrt oder leicht gesotten, vielfach genossen werden und nicht unangenehm schmecken.

Beim Absegeln von der Schildkröten-Insel wollte unser Steuermann sich vor den Indianern etwas sehen lassen, und machte mit seiner Pirogue eine sehr kühne Schwenkung; aber der Wind stieß so hart an die Segel, daß die Pirogue ganz auf die Seite gelegt wurde und in Gefahr war, unterzusinken. Das Wasser drang mit solcher Heftigkeit ein, daß es uns bald über die Kniee ging. Es überschwemmte das Tischchen, an welchem ich eben mit Schreiben beschäftigt war. Augenblicklich schwammen Papiere, Bücher und getrocknete Pflanzen im Wasser. Ein glücklicher Windstoß hob das Fahrzeug indeß wieder empor.

Nach einer halben Stunde war das Wasser ausgeschöpft und Alles in gehörigen Stand gesetzt. Als wir dem Steuermann Vorwürfe machten, erwiederte er mit indianischer Gemüthsruhe, die Weißen würden am Gestade Sonne genug finden, um sich und ihre Papiere zu trocknen. Wir hatten nur einen Theil eines botanischen Werkes eingebüßt, und da es in diesen Wildnissen keine Buchhandlungen giebt, so war uns der Verlust doch sehr empfindlich. Beim Eintritt der Nacht bivouaquirten wir auf einer öden Sandinsel mitten im Strom und nahmen, auf den umherliegenden Schildkrötenschalen sitzend, bei hellem Mondglanz unser Abendessen ein, erfreut darüber, daß wir Alle wie durch ein Wunder vom Tode errettet waren.

Am 7. April sahen wir rechts die Mündung des Arrauca, berühmt durch die Menge seiner Vögel, links die kleine Mission Uruana, durch Jesuiten aus Otomaken und Cabres-Indianern gestiftet. Diese Mission liegt am Fuße eines Granitberges, an welchem sich Hieroglyphen und gradlinige Zeichen, vielleicht Buchstaben finden. Der Orinoco war hier über 16,000 Fuß breit. Wir kamen darauf in eine Gegend, wo der Strom durch die Berge von Baraguan bis auf 5334 Fuß verengt wird. Die Uebereinanderhäufung der Granitblöcke bildet am Ufer öde, von aller Vegetation entblößte Berggruppen. Es war um Mittag. Auf den Steinen lagen dicht bei einander eine Menge großer Eidechsen (Leguanen und Gecko's), welche unbeweglich mit aufgerichtetem Kopf und aufgesperrtem Maul nach der heißen Luft zu schnappen schienen. Das Thermometer stieg am Felsen auf 40° R. Der Boden schien durch die Wirkung der Luftspiegelung in wellenförmiger Bewegung zu sein, ohne daß sich ein Windhauch spüren ließ. Die im Scheitelpunkt stehende Sonne spiegelte sich im Wasser, und ihr Bild contrastirte gegen den röthlichen Dunst, der alle in der Nähe befindlichen Gegenstände umhüllte. Es ist ein mächtiger Eindruck, welchen um die Mitte des Tages in diesen heißen Erdstrichen die Stille der Natur hervorbringt. Die Thiere des Waldes bergen sich im Dickicht, die Vögel im Laubwerk der Bäume oder in den Felsen. Sobald man indeß während dieser scheinbaren Stille mit aufmerksamem Ohr den durch die Luft herbeigeführten Tönen lauscht,

so vernimmt man ein dumpfes Rauschen, ein ununterbrochenesG eschwirr und Gesumme der Insekten, von denen alle Luftschichten erfüllt sind. Myriaden derselben kriechen am Boden und schwärmen um die von der Sonnenhitze verbrannten Pflanzen. Ein verwirrtes Gesause ertönt aus jedem Gebüsche, aus faulen Baumstämmen, aus Felsenspalten, aus dem von Eidechsen und Tausendfüßlern unterhöhlten Boden. Es sind diese Töne eben so viele Stimmen, die uns verkündigen, daß Alles in der Natur athmet, daß unter tausend verschiedenen Gestalten das Leben im staubigen, zerklüfteten und dürren Erdreich eben so allgemein verbreitet ist, wie im Schooße des Wassers und der uns umgebenden Luft.

Den 9. April erreichten wir die obere Station der Schildkröten-Eier, Pararuma genannt. Unter einem Baume fanden wir die Mönche von Carichana und den Wasserfällen des Orinoco auf dem Boden gelagert und aus langen Pfeifen rauchend im Kartenspiel begriffen. An ihren blauen weiten Kleidern, geschorenen Köpfen und langen Bärten hätte man sie eher für Morgenländer gehalten. Wir wurden von diesen Ordensmännern recht freundlich empfangen und sie gaben uns für unsere Reise alle nöthigen Aufschlüsse. Die Mönche waren schon seit drei Monaten mit Fieber behaftet, und ihr krankes Ansehen erschien uns fast wie eine Warnungstafel, auf welcher geschrieben stand, daß wir diese ungesunden Gegenden meiden möchten. Wir ließen uns dadurch nicht zurückschrecken. Unser Steuermann von San Fernando war nur bis hieher mit der Stromfahrt bekannt und wollte die Fahrt unter keiner Bedingung fortsetzen. Der Missionar von Carichana half uns jedoch aus der Verlegenheit und besorgte uns für einen mäßigen Preis eine Pirogue. Der Pater Bernardo Zea, Missionar von Atures und Maypures nahe bei den großen Wasserfällen, erbot sich, obgleich krank, uns bis an die Grenze Brasiliens zu begleiten.

Der Anblick der vielen bei Pararuma versammelten Indianer lenkte unsere Aufmerksamkeit auf das Rothmalen der Haut, welches ihnen statt aller Kleidung dient. Den gewöhnlichsten Schmuck der Kariben, Otomaken und Jaruros giebt das Onoto, ein Färbestoff, der aus dem Samen des Orleanbaums

(Bixa Orellana) bereitet wird. Es ist ein Strauch wie eine Haselstaude. Die braunrothen kastanienartigen Früchte enthalten dreißig bis vierzig von einem rothen Mus umgebene Samenkörner, die wie kleine Erbsen aussehen. Die Körner werden in eine mit Wasser gefüllte Kufe gethan und durch Umrühren gewinnt man ein Satzmehl, dessen Farbe ein dunkeles Ziegelroth ist. Das Mehl wird mit Schildenkrötenöl zusammengeknetet und daraus kleine Kuchen geformt. Dieses Färbestoffes bedienen sich die gemeinen Leute. Die Vornehmen haben einen kostbareren Stoff, den die Färber-Trompetenblume (Bignonia chica) liefert, ein Rankengewächs, welches die höchsten Bäume erklettert. Der Färbestoff sondert sich aus den im Wasser eingeweichten Blättern als ein sehr feiner Staub ab, aus dem man kleine Brötchen bäckt. Diese geben mit Oel abgerieben die rothe etwas lackartige Chica-Farbe. Ein Mann hat Mühe, sich mit seiner Arbeit in zwei Wochen so viel zu verdienen, als er bedarf, um sich mit Chica gehörig roth zu färben. Daher die Redensart bei den Orinoco-Indianern: „Dieser Mensch ist so arm, daß er sich nicht einmal am halben Leibe zu malen vermag.“ Mit dem Chica wird ein bedeutender Handel getrieben. Wir sahen, wie eine alte Otomaken-Indianerin sich von ihren beiden Töchtern anputzen ließ. Die Haare wurden mit Schildkrötenöl eingerieben, der Rücken mit Onoto und Caruto (eine schwarze ätzende Farbe) bemalt. Es war eine Art Gitterwerk kreuzweis gezogener schwarzer Striemen auf rothem Grunde; jedes der kleinen Vierecke hatte einen schwarzen Punkt. Das mühsame Geschäft erheischte mehrere Stunden. Man erstaunt um so mehr über diesen Aufwand der Eitelkeit, wenn man bedenkt, daß der Putz nicht wie das Tättowiren ein für allemal vollendet wird, sondern daß ein Platzregen, dem man sich unvorsichtig aussetzt, die ganze Arbeit zerstört. Auch die Kleider der Europäer ahmen die Indianer oft auf das Seltsamste nach und wir sahen hier solche, die sich eine blaue Jacke mit schwarzen Knöpfen hatten auf die Haut malen lassen. Andere machen am Körper mit Onoto breite Querstreifen, worauf sie Blätter mit silberfarbigem Glimmer befestigen. Bei festlichen Gelegenheiten denke man noch einen Kopfputz schöner Papageienfedern hinzu, und man wird

zugeben müssen, daß ein solcher nackter Mensch aus der Ferne gesehen, einen ganz stattlichen Anblick gewährt.

Unsere neue Pirogue bestand nur aus einem Baumstamme, den man durch Feuer und mit der Axt ausgehöhlt hatte. Die Breite betrug drei Fuß, die Länge vierzig Fuß. Nur zwei Personen konnten darin neben einander sitzen. Man kann sich kaum einen Begriff von den vielen Beschwerlichkeiten machen, welche die Fahrt auf einem so elenden Fahrzeuge mit sich bringt; denn dasselbe ist so beweglich und erfordert eine so gleichförmig vertheilte Ladung, daß, wenn man nur aufstehen will, man den Ruderern schon zurufen muß, sie möchten auf der entgegengesetzten Seite niederdrücken, damit das Wasser nicht eindringe. — Am 10. April Morgens zehn Uhr gingen wir unter Segel und kamen uns in unserer engen Pirogue wie in einem Gefängniß vor. Man hatte uns hinten aus Sträuchern ein Laubdach gemacht, das, um Breite zu gewinnen, über das Fahrzeug wegging; allein man mußte entweder darin liegen oder gebückt sitzen. Das Dach war für vier Personen berechnet, aber die Füße ragten weit vor und wurden beim Regen naß. Das Liegen auf Ochsen- oder Tigerfellen, über Baumäste gebreitet, machte schmerzhafte Schwielen. Den Vordertheil der Pirogue nahmen die indianischen Ruderer ein, mit drei Fuß langen löffelartigen Rudern versehen. Sie sind völlig nackt, sitzen paarweis und rudern im harmonischen Tact. Ihre Gesänge sind traurig und eintönig, wie ihre Lage. An beiden Enden vertheilt befand sich unsere kleine, aus Vögeln und Affen bestehende Menagerie, die sich immer noch vermehrte. Wir hatten zuletzt vierzehn Affen bei uns. In jeder Nacht bildeten im Lager die Instrumente und die Menagerie den Mittelpunkt; ringsumher hingen unsere und der Indianer Hängematten; zuletzt schloß eine Reihe von Feuern den Kreis. Diese waren unentbehrlich, um die Jaguare zu verscheuchen. Gegen Morgen erwiederten die Affen im Käfig das Geschrei der Affen im Walde. Zu den Unbequemlichkeiten der Fahrt gesellte sich noch die Plage der Mosquito's und die entsetzliche Hitze der im Zenith stehenden Sonne, die durch das Blätterdach brannte. Wir versuchten jeden Augenblick unsere Lage zu verbessern. Während der Eine ein Tuch

zum Schutz gegen die Insektenstiche über das Gesicht breitete, verlangte der Andere, man solle grünes Holz anzünden, um die Mosquito's zu verscheuchen. Die brennende Hitze und der Augenschmerz verhinderte dies. Nur eine natürliche Munterkeit, wechselseitiges Wohlwollen und ein lebhaftes Gefühl für die Schönheiten der Natur ließ uns dies Alles mit Geduld ertragen.

Auf die Empfehlung eines Missionars wurden wir am 11. April im Pfarrhofe von Carichana gastfrei aufgenommen, nachdem wir seit vierzehn Tagen unter keinem Dache geschlafen. Carichana liegt sehr angenehm in einer mit Granitblöcken bestreuten Grasebene. Es wohnen daselbst Salivas-Indianer, ein sanftes geselliges Volk und große Musikfreunde. Sie bedienen sich seit uralten Zeiten der Trompeten aus gebranntem Thon, welche vier bis fünf Fuß lang sind und mehrere kugelförmige Bauchungen haben, die unter einander durch Röhren zusammenhängen. Diese Instrumente geben einen überaus kläglichen Ton. Die Jesuiten wußten jedoch die trefflichen Anlagen zu würdigen und richteten eine so schöne Kirchenmusik ein, daß ein Reisender nicht wenig verwundert war, von den Ureinwohnern die Violine, das Violoncell, den Triangel, die Guitarre und die Flöte mit Fertigkeit handhaben zu sehen.

Den 11. Nachmittags fuhren wir von Carichana ab. Das Strombette füllte sich mehr und mehr mit Granitblöcken, je höher wir den Fluß hinauf kamen. Heftiger Regen durchnäßte uns und wir wurden dadurch eine Zeit lang von den Mosquito's befreit, die uns oft so dicht umschwärmten, daß man weder sprechen, noch das Gesicht entblößen konnte, ohne Mund und Nase mit diesen Insekten angefüllt zu bekommen. Wir übernachteten auf einem Felsen im Fluß. Dieser Granitfelsen gehört zu denen, wo man öfters gegen Sonnenaufgang Orgeltöne hört, die an die Bildsäule des Memnon in Egypten erinnern. Wahrscheinlich rühren die Töne von den verschiedenen Wärmegraden in den Felsenspalten her. — Am 12. fanden wir den Strom 3600 Fuß lang ganz mit Granitblöcken angefüllt. Es ist dies das sogenannte Raudal de Cariven. Wir fuhren durch vier Fuß breite Kanäle, und zuweilen war die Pirogue zwischen zwei Granitblöcken eingeklemmt. Wo die Strömung allzu reißend

wird, da werfen sich die Ruderer in's Wasser und befestigen ein Tau an den Felsspitzen, um das Fahrzeug stromaufwärts zu ziehen. Dies ist eben so mühsam, als zeitraubend. Die Kanäle zwischen den Klippen haben oft eine Tiefe von zwei und zwanzig Ellen. Um neun Uhr gelangten wir zur Mündung des Meta, nach dem Guaviare der größte der in den Orinoco fallenden Ströme. Man kann ihn hinsichtlich der Wassermasse mit der Donau vergleichen. Die Vereinigung beider Ströme giebt einen imposanten Anblick. Vereinzelte Felsblöcke stehen am östlichen Gestade; übereinander liegende Granitblöcke sehen von fern wie zertrümmerte Schiffe aus; ausgedehnte Sandufer entfernen vom Strom die Grenze der Waldungen, aber mitten unter denselben erblickt man über dem Horizont einzelne die Berggipfel krönende und am Azur des Himmels sich zeichnende Palmen.

Wir näherten uns jetzt einem der erhabensten Natur-Schauspiele des neuen Continents. Der Orinoco wird in seinem Laufe von Süden nach Norden zweimal von Felsendämmen durchsetzt und bricht sich mit Wuth an denselben Bahn. Es sind die großen Stromschnellen (Raudalen) oder Wasserfälle von Atures und Maypures, welche bei dem Durchbruch des Stroms durch das Gebirge von Parime gebildet werden. Ihre Entfernung von einander beträgt zehn Meilen. Sie theilen den Orinoco in den unteren, 200 Meilen lang, und in den oberen, 140 Meilen lang. Jenseits der Katarakten fängt ein unbekanntes Land an. Wir fanden daselbst nur drei christliche Niederlassungen mit sechs bis acht Weißen. Keiner der Missionare ist noch über den Raudal von Maypures hinausgekommen. Die Landschaft ist theils gebirgig, theils flach. In der Nähe der Katarakten halten sich sehr viele Tiger auf. Vor ein paar Jahren hatte ein weiblicher Jaguar sich der Hütte eines Indianers bemächtigt und darin zwei Junge geworfen. Zwei Monate wohnte die Wöchnerin an dieser Stelle, und es bedurfte eines ernsten Kampfes von Seiten des Hausherrn, um wieder in den Besitz seines Eigenthums zu gelangen. Die Jaguare halten sich überhaupt gern in verfallenem Gemäuer und unbewohnten Hütten auf; für Reisende ist es daher immer rathsamer,

unter freiem Himmel zwischen zwei Feuern zu übernachten, als in solchen Hütten Schutz zu suchen.

Am 15. April während der Mittagsstunde ruhten unsere Leute sich aus und fingen mit Angeln so viel Fische, daß wir sie kaum fortzubringen vermochten. Spät Abends gelangten wir an den Fuß der Wasserfälle und wanderten von da nach dem drei Viertelmeilen entfernten Dorfe Atures, einer Niederlassung, welche den Jesuiten ihr Dasein verdankt. Von der früheren Zahl der 320 Indianer fanden wir nur noch sieben und vierzig. Eine große Sterblichkeit raffte Viele weg und veranlaßte Andere, in die Wälder zu ziehen und das wilde Leben wieder anzufangen. Für Europäer sind die Gegenden in der Nähe der Wasserfälle besonders gefährlich, da die daselbst beständig feuchte Luft in Verbindung mit der Hitze bösartige Fieber erzeugt. „Ich habe mein kleines Fieber erst seit acht Monaten", bemerkte der uns begleitende Missionar von Atures. Er sprach davon als von einer gewohnten, leicht zu ertragenden Mühseligkeit, und doch waren die Anfälle sehr heftig. Die Fieber werden auch den giftigen Ausdünstungen der schwarzen Granitfelsen in den Katarakten zugeschrieben. Die schwarze Rinde an diesen Felsen wird wahrscheinlich durch Niederschläge von gewissen Luftarten gebildet, welche Krankheitsstoffe enthalten. Selbst 3000 Fuß vom Strombett entfernte Felsen haben in dieser feuchten Atmosphäre die schwarze Farbe.

Die Landschaft der Mission von Atures vereinigt in sich das Große und Düstere der Natur mit offenen und lachenden ländlichen Gefilden. Die unseren Auen entsprechenden Savannen werden vom Strome überschwemmt, und die Einförmigkeit dieser ausgedehnten Ebenen wird durch Felsblöcke und zerstreute Gruppen ungeheurer Granitmassen unterbrochen. Zunächst den Ebenen befinden sich Schluchten, deren feuchter, mit Zehrwurz (Arum), Tafelbananen (Heliconien) und Schlinggewächsen überzogener Boden die üppigste Fruchtbarkeit verkündet. Ungeheure Granitplatten dehnen sich wagerecht aus, und wo auf ihnen Quellen hervorbrechen, bilden sich alsobald Pflanzen-Eilande von immergrünen und blühenden Sträuchern. Die ganze Lage der Landschaft, die in den Savannen zerstreuten Wäldchen kleiner

Bäume mit lederartigen glänzenden Blättern, die hellen Bäche, die abwechselnd durch fruchtbare Ebenen und über nackte Granitfelsen fließen: dies Alles erinnert an das Lieblichste und vorzugsweise Malerische, was unsere Gartenanlagen und Pflanzungen besitzen. Man glaubt menschlichen Kunstfleiß mitten in der Wildniß zu erkennen. Dazu kommt die Umgebung der abgerundeten Berge, welche zwar meist nur sieben bis acht hundert Fuß hoch über die Ebene emporragen, aber die lorbeerartigen Gesträuche und die Palmenwäldchen, welche ihre Gipfel zieren und deren wogende Kronen federbuschartig über der umliegenden Gegend schweben, erscheinen am dunkelblauen Gewölbe wie ein Wald, der über einen anderen Wald gepflanzt ist. Daneben erheben sich andere Berge von ganz verschiedenem Aussehn. Ihre Gräte ist mit nackten Felsen besetzt, deren säulenförmige Spitzen über Büsche und Bäume hervorstehen. Wo sich die Ecken dem Orinoco nähern, nisten auf ihren Gipfeln Flamingo's und Soldados (Soldaten): große weiße Reiher, welche wie Menschen als Schildwachen ausgestellt zu sein scheinen. Die Aehnlichkeit ist zuweilen so täuschend, daß die Bewohner von St. Thomas einst durch ihre plötzliche Erscheinung auf einem benachbarten Berge in die größte Angst vor einem feindlichen Ueberfalle versetzt wurden. Das Volk konnte sich nicht eher beruhigen, als bis diese Wald-Indianer ihre Fittige erhoben und davon flogen. Endlich wird diese Gegend noch dadurch verschönert, daß die Bäume hier nicht zur Zeit der Dürre ihre Blätter verlieren und ein verbranntes Ansehn gewinnen. Bei den Katarakten schmückt vielmehr ewiges Grün die reizenden Fluren vermöge der feuchten Dünste, die der in Staub aufgelöste Strom durch die Atmosphäre verbreitet.

So die Landschaft von Atures. Nun zu den Stromschnellen, welche sich in einer Abtheilung des Thalgrundes befinden, wo das tief eingeschnittene Strombett fast unzugängliche Ufer hat. Auf eine mehr als fünf Meilen betragende Strecke wird der Orinoco von unzähligen Felsendämmen durchschnitten, welche eben so viele Schwellen oder natürliche Wehre bilden. Der Raum zwischen diesen Dämmen ist mit Eilanden verschiedener Größe angefüllt, wovon einige bergig, und in mehrere Hügel-

gruppen abgetheilt, zwölf bis achtzehn hundert Fuß Länge haben, während andere niedrig und klein oder bloße Klippen sind. Diese Eilande verursachen reißende und beim Anschlagen an Felsen schäumende Strömungen. Auf allen wachsen Palmen und erheben ihre mit federbuschartigem Blätterschmuck prangenden Häupter in stolzer Ruhe aus der tosenden Wasserfläche. Bei dem südlichsten Katarakt verweilten wir einige Stunden auf einer mitten darin liegenden Insel, wo bei dem niedrigen Wasserstande ein Theil des Strombettes trocken lag. Granitblöcke sind hier übereinander gehäuft. Ueberall stürzt sich der Strom in Höhlen. In einer dieser Höhlen hörten wir das Wasser gleichzeitig über unseren Häuptern und unter unseren Füßen wirbeln. Der Orinoco ist gleichsam in tausend Arme getheilt, von denen jeder sich Bahn zu brechen sucht. Man staunt über die geringe im Bette vorhandene Wassermenge, über die vielen unterirdischen Katarakte, über den Donner der schäumend an den Felsen anschlagenden Wellen.

Alles erbraus't vom Gewog'; vielfach ertosen die Berge;
Schneeig mit Schaumfluth deckt der ungebändigte Strom sich.*)

Wo die natürlichen Wehren oder Dämme nicht über zwei bis drei Fuß Höhe haben, wagen es die Indianer in ihren Kähnen über dieselben hinunter zu fahren. Beim Stromaufwärtsfahren befestigen sie ein Seil an eine Felsenspitze und ziehen damit die Barke über den Raudal herauf. Während dieser beschwerlichen Arbeit füllt sich die Barke öfter mit Wasser; zuweilen wird sie auch an den Felsen zertrümmert und die Indianer können sich nur mühsam mit zerquetschtem und blutigem Leibe vom Strudel frei machen, um schwimmend das nächste Gestade zu erreichen. Wo die Dämme sehr hoch sind und das Strombett völlig sperren, da werden die leichten Fahrzeuge an's Land gebracht und mittelst Baumzweigen, denen man Rollhölzer unterschiebt, bis zu den schiffbaren Stellen geschleift.

Die Wasserfälle haben einen sehr verschiedenen Charakter. Zuweilen ist es ein ganzer Strom, der sich von einer großen

---

*) Cuncta fremunt undis ac multo murmure montes;
Spumeis invictus canescit fluctibus amnis.

Höhe mit einem Falle herabstürzt und jede Schifffahrt unmöglich macht. So verhält sich's mit dem Niagara und dem Rhein. Anderswo folgen auf einander wenig erhöhte Steindämme, über welche sich die Gewässer in abgesonderten Fällen ergießen. So die Pongos im oberen Amazomenstrom bei San Borja. Noch anderswo stehen kleine Steindämme einander so nahe, daß sie auf Strecken von mehreren Meilen eine ununterbrochene Reihe von Wirbeln und Cascaden bilden. Das sind die sogenannten reißenden Gewässer (Raudales), wohin die des Zaire in Afrika, die des Missouri von drei Meilen Länge, so wie die von Atures und Maypures gehören. Ein abgesonderter Katarakt stellt ein bewundernswerthes, aber einzelnes Bild dar, das nur mit der Veränderung des Standpunktes wechselt. Die Raudales hingegen verschönern die Landschaft, vorzüglich wenn sie mit hohen Bäumen umwachsen sind, auf mehrere Stunden weit. — Mit Befremden erfährt man aus den Messungen, daß die beiden großen Katarakte des Orinoco, deren Getöse man auf mehr als eine Meile Entfernung hört, nicht mehr als 28 Fuß senkrechte Höhe haben. Die Gewalt solcher Katarakte wird aber nicht blos durch die Höhe bedingt, sondern auch durch die Wassermasse, die Menge und Lage der Klippen, die Enge und Krümmung der Kanäle und Aehnliches. Zur Nachtzeit ist das Getöse hier dreimal stärker, eine Erscheinung, die sich in dieser menschenleeren Gegend nur dadurch erklären läßt, daß die Sonne auf die Fortpflanzung des Schalles nachtheilig einwirkt, indem die ungleichen Schwingungen der theilweis verschieden erwärmten Luftschichten den Schallstrahlen hindernd entgegentreten.

Die Indianer von Atures sind sanfte und durch ihre Trägheit an Entbehrungen aller Art gewöhnte Leute. Zur Zeit der Jesuiten wurden sie zur Arbeit angehalten und waren wohlhabend. Sie bauten Mais, Bohnen und europäische Gemüse, um das Dorf herum aber pflanzten sie Pomeranzen- und Tamarindenbäume. In den Savannen besaßen sie zwanzig bis dreißig tausend Stück Kühe und Pferde. Zur Besorgung der Heerden hielten sie viele Sclaven und Knechte. Jetzt ist ihr Wohlstand verschwunden; sie bauen nur noch etwas Maniok und Pisang. Die Tiger kommen in das Dorf, um die Schweine

der Bewohner zu verzehren. Man erzählte uns von einem jungen, ziemlich großen Jaguar, der vor ein paar Monaten in's Dorf gekommen war und sich daselbst mit einem Kinde in ein Spiel eingelassen hatte, welches er alsdann mit der Klaue verwundete. Ich selbst war zufällig Augenzeuge von folgendem Vorfall. Zwei indianische Kinder, ein Knabe und ein Mädchen von acht bis neun Jahren, saßen nahe beim Dorf auf einer Savanne im Grase. Ein Jaguar trat aus dem Walde, näherte sich den Kindern und hüpfte um sie herum. Bald versteckte er sich im Grase, bald sprang er wieder auf mit niedergebücktem Kopf und gekrümmtem Rücken, nach Katzenart. Darauf versetzte das Thier mit seiner Tatze dem Knaben Schläge auf den Kopf, anfangs sanft, dann derber. Die scharfen Klauen verwundeten das Kind und das Blut floß reichlich. Jetzt ergriff das Mädchen einen Baumast und schlug die Bestie, welche entfloh. Das Schreien der Kinder rief die Indianer herbei, welche den in Sprüngen sich entfernenden Jaguar erkannten. Es scheint, als habe derselbe mit den Kindern, wie die Katze mit den Mäusen gespielt.

Wir verweilten in Atures zwei Tage. Bei allen Annehmlichkeiten der Gegend, sagte uns der Ort doch insofern wenig zu, als wir bei Tage von den Mosquito's und kleinen giftigen Kriechschnaken (Simulium), bei Nacht von den Zacundo's, einer großen Schnakenart, furchtbar gequält wurden. Unser guter Pater Zea, der Missionar der Katarakten, hatte auf einem Gerüste aus Palmstämmen eine kleine Wohnung errichtet, in die man des Abends auf Leitersprossen hinaufstieg und wo man freier athmen konnte. Die bösen Insekten halten sich nämlich besonders in den unteren Luftschichten bis zu einer Höhe von zwölf bis funfzehn Fuß auf. Die Indianer verlassen am Abend das Land, um auf den Eilanden inmitten der Wasserfälle zu schlafen, wo sie von den Stichen des Ungeziefers weniger auszustehen haben. Die Otomaken bereiten Flore aus den Fasern der Moritzpalme, um sich zu schützen, und am Magdalenenflusse begraben sich die Eingeborenen des Nachts im Sande, indem sie den Kopf mit einem Tuche verhüllen. Die Indianer am oberen Orinoco und Cassiquiare bauen sich kleine Gemächer,

Oefen (hornitos) genannt, die weder Thüren noch Fenster haben und in welche man durch eine ganz niedrige Oeffnung auf dem Bauche kriecht. Sind mittelst eines Feuers von grünem Buschwerk die Insekten vertrieben, so wird die Oeffnung des Ofens verschlossen. Statt der Mosquito's hat man aber nun von der ausnehmenden Hitze der unbewegten Luft und von dem Rauch der den Raum erleuchtenden Fackeln zu leiden. Man kann jedoch sagen, daß diese Insektenplage keineswegs in der heißen Zone so allgemein ist, als man sich gewöhnlich vorstellt. Auf den Hochebenen trifft man nicht mehr Schnaken an als in Europa. Die Flüsse südwärts von den Katarakten des Orinoco, deren schwarze Gewässer etwas kühler sind als die weißen Gewässer, haben keine giftigen Insekten, obgleich sie durch dichte Wälder fließen. Es giebt aber vielleicht kein Land der Erde, wo der Mensch zur Regenzeit grausamere Qualen von Insektenstichen zu erdulden hätte, als bei den Katarakten von Atures und Maypures. Die Insekten-Wolken, die auf diesen sonst so gesegneten Gegenden ruhen, tragen nicht wenig dazu bei, daß sie nur dünn bevölkert sind. Die niederen Luftschichten werden von giftigen Insekten wie mit einem Dunst erfüllt. Diese blutgierigen Thiere bedecken Hände und Gesicht, sie dringen mit ihren langen Saugerüsseln selbst durch die Kleider, fliegen in Nase und Mund, so daß man beim Sprechen im Freien allezeit niesen und husten muß. Die Mückenqual ist daher beständiger Gegenstand des Gesprächs. Wenn sich am Morgen zwei Personen begegnen, so lautet die erste Frage: „Wie haben sich die Zacundo's in der Nacht verhalten? Wie stehen wir heute mit den Mosquito's?" Ein Salira-Indianer bemerkte zu einem Missionar: „Im Monde muß gut leben sein; er sieht so schön und hell aus; gewiß giebt es dort keine Mosquito's." Einst begegnete uns ein alter Missionar, der mit trauriger Miene sagte, er habe nun seine zwanzig Mosquito-Jahre in Amerika zugebracht. Er zeigte uns seine Beine, damit wir in Europa erzählen möchten, was ein armer Missionar jenseits des Oceans zu erdulden habe. Da jeder Stich einen kleinen braunschwarzen Punkt hinterläßt, so waren seine Beine dermaßen getigert, daß man Mühe hatte, die weiße Haut unter der Menge Flecken

von geronnenem Blut zu erkennen. — Man wird während der verschiedenen Tageszeiten nicht immer von einerlei Insekten gestochen, sondern es wechseln zu verschiedenen Stunden verschiedene Arten mit einander ab. So lange also, bis die eine Art abzieht und die andere kommt oder, wie man sich scherzhaft ausdrückt, auf die Wache zieht, erfreut man sich einige Minuten oder gar eine Viertelstunde hindurch einer angenehmen Ruhe. Von halb sieben Uhr Morgens bis fünf Uhr Abends ist die Luft mit Mosquito's erfüllt, welche kleinen Fliegen gleichen. Eine Stunde vor Sonnenuntergang werden die Mosquito's durch eine Art kleiner Schnaken ersetzt, welche Temperanero's (Zeitfliegen) heißen. Ihre Gegenwart dauert nicht über anderthalb Stunden und sie erscheinen auch wieder bei Sonnenaufgang. Sie verschwinden des Abends zwischen sechs und sieben Uhr. Nach etlichen Minuten Ruhe ziehen die Zacundo's auf. Sie haben ein grünbraunes Bruststück mit weißem Ringe, lange braunschwarze Füße. Der Zacundo, dessen Rüssel ein stechendes Saugewerkzeug birgt, verursacht die heftigsten Schmerzen und ein wochenlang dauerndes Anschwellen der Haut. Er summt, wie unsere Schnaken, aber stärker und anhaltender. Die Indianer unterscheiden am Gesumse die Temperanero's von den Zacundo's; erstere sind Dämmerungs-, letztere Nacht-Insekten. So wechseln die verschiedenen Quälgeister zu verschiedenen Zeiten ab, so daß ein Blinder am Stich und am Gesumse der Insekten unterscheiden kann, in welcher Zeit des Tages oder der Nacht er sich befinde. — Als eine Landplage der tropischen Gegenden erwähnen wir noch der Termiten oder weißen Ameisen, welche ungeachtet ihrer Kleinheit mit furchtbarer Schnelligkeit Alles verzehren, was ihnen vorkommt: Papier, Pappendeckel, Pergament, Wolle, Leder, Fleisch; selbst Balken zernagen sie. Außer Stein und Metall giebt es nichts, was sie verschonten. Die von ihnen gebauten Erdhaufen werden oft so groß, daß sie von fern wie Hütten aussehen. —

Den 17. April setzten wir unsere Fahrt fort. Am Uferfelsen fanden wir auf 180 Fuß Höhe Auswaschungen, die nur einem vormals hohen Stande der Gewässer zugeschrieben werden konnten. — Des folgenden Tags hatten unsere Indianer mit

den Stromschnellen der Guahibos zu kämpfen. Während man unsere Pirogue an einem Seile in die Höhe zog, verweilten wir auf einem Felsblock, wo uns mitten im Wasser heftiger Durst befiel. Der Block enthielt eine Menge ausgehöhlter Löcher, und in einem derselben bereiteten wir uns aus Orinocowasser, Zucker und dem Safte der Citronen und Grenadillen eine angenehme Limonade. Die Grenadillen sind die Früchte der in Europa hinlänglich bekannten Passionsblume. Nach gelöschtem Durst badeten wir uns noch sehr vergnüglich in einer kleinen Bucht inmitten der Stromschnellen. Nachdem wir unsere Pirogue wieder bestiegen, begann eine sehr gefahrvolle Schifffahrt, indem wir querüber fahren mußten an einer Stelle, wo der Strom wegen der Nähe des Wassersturzes einen starken Zug nach unten hat. Es kam noch ein Gewitter hinzu, jedoch glücklicher Weise ohne Wind, aber der Regen fiel in Strömen. Mit einbrechender Nacht langten wir im Hafen von Maypures an. Um das Dorf zu erreichen, mußten wir in völlig durchnäßten Kleidern noch drei Stunden weit gehen.

Um einen Ueberblick über die Raudales zu gewinnen, muß man den Hügel von Manimi besteigen. Vom Gipfel desselben übersieht das Auge mit einmal ein Schaumbecken, dessen Umfang eine Meile beträgt. Gewaltige Felsstücke, schwarz wie Eisen, ragen daraus hervor. Die einen sind Warzenstein, Basalthügeln ähnlich; andere gleichen Thürmen, festen Schlössern, zertrümmerten Gebäuden. Ihre dunkele Färbung sticht grell ab gegen den Silberglanz der weißen Strudel und die grüne Vegetation. Jedes Felsstück und jedes Eiland ist mit kleinen Wäldchen bewachsen. Weit umher schwebt ein dichter Rauch über dem Strom, und mitten aus dem hellen Nebel stehen die kugelichen Büschel hoher Palmen fast kerzengerade zum Himmel empor. Zu jeder Tagesstunde stellt sich die ungeheure Schaummasse in wechselnder Gestaltung dar. Bald werfen die gethürmten Eilande und die Palmen ihre langen Schatten, bald brechen die Strahlen der untersinkenden Sonne sich in dem feuchten Nebel, der den breiten Wasserfall deckt. Farbige Bogen entstehen, verschwinden und kommen wieder zum Vorschein im leichten Spiel der Lüfte. Und mit der stürmischen Bewegung der Gewässer bildet die Ruhe

der Atmosphäre einen diesen Endstrichen eigenen Contrast. Kein Windhauch bewegt das Laub, kein Wölkchen trübt den reinen Glanz des azurnen Gewölbes; eine große Lichtmasse ist ausgebreitet über die mit glänzendem Laubwerk bedeckte Erde, über das endlos sich ausdehnende Strombett.

Die Indianer von Maypures sind ein sanftes nüchternes und durch Reinlichkeit ausgezeichnetes Volk. Seit uralten Zeiten beschäftigen sie sich damit, Töpfe und große Gefäße aus Thon zu brennen. Die Neigung für dieses Erzeugniß scheint vormals in beiden Amerika's verbreitet gewesen zu sein. Ueberall, wo man nachgräbt, selbst in den tiefsten Wäldern, trifft man Bruchstücke von bemalter Töpferarbeit an. Auffallend ist dabei die Aehnlichkeit der Verzierungen. Vor unseren Augen wurden dieselben Figuren und Verzierungen auf die Gefäße gemalt, wie man sie auf den Todtenurnen in der Höhle von Ataruipe findet. Der Thon zu diesen Gefäßen wird durch öfteres Waschen gereinigt und in Walzenform geknetet, wo man sodann mit der Hand selbst die größten Gefäße verfertigt. Das Töpferrad ist hier so unbekannt, wie auf der Halbinsel Araya.

Nach einem dritthalbtägigen Aufenthalt in Maypures fuhren wir weiter und traten bei der Ausmündung des Rio Zama in ein merkwürdiges Stromgebiet. Der Zama und alle Flüsse bis zum Guainia, der tiefer herab den Negro bildet, führen nämlich sogenanntes schwarzes Wasser, das schwarzgrünlich oder kaffeebraun und ganz durchsichtig ist. Die Krokodile und Mosquitos meiden die Flüsse mit diesem Wasser, das sehr angenehm schmeckt. Unterhalb der Katarakten haben die Flüsse, wie der Orinoco selbst, weißes Wasser mit schwarzen Felsen, wogegen die Felsen der schwarzen Flüsse weiß aussehen. — Eine Fahrt von drei Tagen brachte uns an die Mündung des Guaviare. Bei dunkler Nacht fuhren wir ein und erreichten nach Mitternacht die Mission von San Fernando de Atabapo, woselbst uns der Missionar mit liebenswürdiger Gastfreundschaft empfing. „Ihr werdet“, bemerkt er uns, „wenn ihr zum Rio Negro auf der Grenze von Brasilien wollt, zuerst den Atabapo hinauffahren, hernach den Temi, zuletzt den Tuamini. Da, wo die strömende Gewalt der schwarzen Gewässer das Weiterkommen unmöglich macht,

wird man euch alsdann außer dem Strombett durch überschwemmte Wälder weiter schaffen. In diesen Wildnissen zwischen dem Orinoco und dem Rio Negro sind nur zwei Missionare angesiedelt. In Javita wird man euch Mittel an die Hand geben, um euren Kahn vier Tagereisen weit über Land zum Canno Pimichin zu schleppen. Kommt der Kahn unversehrt an, so könnt ihr ungehindert den Rio Negro von Nordost gegen Südost bis zur Grenzfestung San Carlos hinunterfahren. Nachher schifft ihr den Cassiquiare von Süden nach Norden hinauf, und nach Ablauf eines Monats kommt ihr den Ober-Orinoco herab und nach San Fernando zurück." Diesen Plan führten wir, freilich unter großen Beschwerden, innerhalb drei und dreißig Tagen aus. *)

---

*) Wir übergehen die genauere Beschreibung dieser Fahrt. — Nachdem die Reisenden den Temi verlassen, schifften sie durch einen überschwemmten, aus Riesenbäumen bestehenden Wald, durch dessen Gebüsch Wasserbahnen geöffnet waren. Es hielt oft sehr schwer, in diesem Labyrinth die rechten Wege zu finden; doch erreichte man am 1. Mai glücklich die Missionsstation Javita am Tuamini. Von da bis zum Canno Pimichin wurde die Pirogue auf Rollbäumen eine Strecke von 36,000 Fuß gezogen, womit drei und zwanzig Indianer vier Tage lang beschäftigt waren. Die Gegend wimmelte von Schlangen. Der Pimichin wird als kleiner Fluß Canno, d. i. Bach, genannt, obgleich er die Breite der Seine bei Paris hat. Darauf schiffte man in den Rio Negro, einen Nebenfluß des Marañon von der Länge der Donau. Die Eingeborenen essen einen wie butterbestrichene Brotkrume schmeckenden weißen und schwarzgefleckten Kuchen, bereitet aus Maniokmehl und gedörrten großen Ameisen, deren weißer Hintertheil einem Fettknäuel gleicht. Am 7. Mai erreichte man die an der brasilianischen Grenze gelegene Festung San Carlos. Dann fuhr man in die Mündung des von Menschenfressern umwohnten Cassiquiare, der den Rio Negro mit dem Orinoco verbindet. Gegenüber der Gabeltheilung des Orinoco, wo derselbe durch Entsendung eines Armes zwei große Stromgebiete einigt, erhebt sich ein 8000 Fuß hoher Vulkan, an dessen Fuß sehr reizend die Mission von Esmeralda liegt, berühmt wegen des aus Schlingpflanzen bereiteten gelben Giftsaftes Curare, welche zur Bestreichung der Jagdpfeile und als Arzneimittel dient. Unter den rothen Indianern fanden sich einige ganz weiße von unverkümmerter Körperbildung. Bei dem Erntefest tractirten sich die Indianer mit großen, durch die herumlodernde Flamme pechschwarz gewordenen Affenbraten. Hier wächst der funfzig Fuß hohe Hemdenbaum, dessen Stamm man in cylindrische Stücke von zwei Fuß Durchmesser zerschneidet, und die davon abgelöste Rinde giebt dann einen

Vierter Abschnitt.

Am 31. Mai kamen wir abermals bei den Stromschnellen der Guahibos vorüber und landeten kurz vor Sonnenuntergang am östlichen Ufer des Orinoco bei Puerta de la Expedition in der Absicht, die Höhle von Ataruipe zu besuchen. Mühsam und nicht ohne einige Gefahr ersteigt man einen schroffen und völlig nackten Granitfels. Auf der glatten und stark geneigten Oberfläche könnte sich der Fuß fast unmöglich festhalten, wenn nicht große hervorragende Feldspath-Krystalle Stützpunkte darböten. Auf dem Gipfel überraschte die Aussicht: hier das schäumende Wasserbett mit seinem palmenbewachsenen Insel-Archipel, dort am linken Ufer ausgedehnte Savannen; das Ganze, ein Meer vom schönsten Grün, dessen Nebel-Horizont in den Strahlen der untergehenden, über der Ebene schwebenden Feuerkugel leuchtete. Ueber einen schmalen Kamm gelangten wir auf einen benachbarten Berg, dessen abgerundete Kuppe ungeheure Granitblöcke trug. Ihre Massen haben vierzig bis funfzig Fuß Durchmesser und ihre Form ist so kugelrund, daß sie den Boden kaum zu berühren scheinen. Daneben breitet sich ein Thal aus, dessen Hintergrund mit dichter Waldung besetzt ist. In dieser schattigen einsamen Gegend am steilen Abhange eines Berges öffnet sich die Höhle von Ataruipe. Es ist aber nicht sowohl eine Höhle, als vielmehr ein vorstehender Fels, in dem die Wasser eine Vertiefung eingegraben haben, als sie in der Urzeit unseres Planeten eine solche Höhe erreichten. Vor uns lag die Grabstätte einer verschwundenen Völkerschaft, und wir zählten in kurzem über 500 wohlerhaltene, regelmäßig geordnete Gerippe. Jedes Gerippe liegt in einer Art von Körben, welche aus Palmenblätter-Stielen geflochten sind und die Gestalt eines viereckiger

---

nahtlosen Sack, in den zwei Oeffnungen für die Hände gemacht werden. Auch schüttelt man bei Esmeralda von einigen Palmen Hauben, indem die Blumenscheiden derselben ein gegen die Sonne schützendes Gewebe als Kopfbedeckung liefern. Am 29. Mai waren die Reisenden wieder in San Fernando de Atabapo, wo sie einen Tag verweilten und dann ihre Reise nach der Mündung des Orinoco fortsetzten.

gen Sackes haben. Ihre Größe richtet sich nach dem Alter der Leichen; wir sahen sie von zehn Zoll bis auf drei Fuß vier Zoll Länge. Alle diese in sich selbst gekrümmten Skelette sind dermaßen vollständig, daß ihnen keine Rippe und kein Glied fehlt. Die Knochen sind entweder an Luft und Sonne gebleicht, oder mit Onoto roth gefärbt oder mumienartig mit wohlriechenden Harzen überzogen und in Tafel-Pisang-Blätter gewickelt. Die Indianer erzählten: „Die Leichen werden zuerst behufs Zersetzung der fleischigen Theile in feuchten Boden gelegt, nach einigen Monaten aber wieder ausgegraben, um die noch an den Knochen haftenden weichen Theile mit gewetzten Steinen vollends abzuschaben." In der Nähe der Körbe, Mapires genannt, stehen halbgebrannte Thongefäße, welche die Knochen einer ganzen Familie zu enthalten scheinen. Die größten dieser Todten-Urnen sind drei Fuß hoch und vier Fuß drei Zoll lang. Ihre Farbe ist graulichgrün, ihre Gestalt eirund. Die Henkel haben die Form von Krokodilen oder Schlangen; der Rand ist mit verschlungenen Figuren aus verschiedentlich zusammengesetzten graden Linien verziert. Solche Zeichnungen finden sich unter allen Zonen, und das Auge erfreut sich an dieser rythmischen Wiederholung der nämlichen Figuren, wie das Ohr an der taktmäßigen Wiederholung derselben Töne. Die meisten der Mapires und Töpfe scheinen nicht über ein Jahrhundert alt zu sein, doch mögen sie sich auch schon längere Zeit so vollkommen gut erhalten haben. Wir beluden uns mit mehreren Schädeln und Skeletten, und da wir den Abscheu der Eingeborenen vor Leichen kannten, so bewickelten wir dieselben mit frisch geflochtenen Matten. Diese Vorsicht bewies sich jedoch als unnütz; denn kaum daß wir mit unsern Maulthieren irgendwo Halt machten, so verrieth den Indianern ihr feiner Geruch den Inhalt, und sie verkündeten die nahe Einbuße des Saumviehs, das die Todten trüge.*) — Stillen Betrachtungen dahingegeben, verließen wir die Grotte. Es war eine ruhige und von mildem Glanz der Sterne funkelnde Tropennacht; zahllose Leucht-Insekten verbreiteten ein röthliches Licht in der Atmosphäre, und der dicht

*) Die ganze Sammlung ging nachher durch Schiffbruch verloren.

mit Gewächsen bekleidete Boden brannte in einem hellen beweglichen Feuer, als hätten die Gestirne des Firmaments sich auf die Savanne niedergelassen. Um die Schönheit dieser außerordentlichen Landschaft zu genießen, blieben wir mehrmals am Ausgang der Grotte stehen, die von wohlriechenden Vanillen und den Schlingästen der Bigonia umrankt war; über ihr auf dem Gipfel des Hügels wogten zitternde Palmenschafte. Wir stiegen am Strom hinunter und trafen ziemlich spät in der Mission ein. — Ueberall, wo die Granitfelsen keine so großen Höhlen, wie die von Ataruipe darbieten, vertrauen die Indianer ihre Leichen der Erde an, indem sie solche in die netzförmig gebildeten Hängematten einhüllen.

In Atures verweilten wir nur so lange, als nöthig war, die Pirogue durch die Katarakten zu bringen. Wir besuchten dieselben noch einmal. Brausend stürzt das Wasser über die Dämme hinab und inwendig stürzt es mit dumpfem Getose rückwärts. Wir fanden einen ansehnlichen Theil des Orinoco trocken, weil sich der Wogendrang unterirdische Kanäle geöffnet hatte. Hier nistet der goldgefiederte meisenartige Manakin, einer der schönsten Tropenvögel. Wir stiegen in eine der Höhlen hinab, und jetzt rollte der Strom seine Gewässer über unsere Häupter. Es war wie ein gegen die Felswand brausendes Meer. Am Eingang der Grotte konnte man unter dem niederstürzenden Wasserbogen trocken stehen. — Wir mußten bei den Katarakten länger bleiben, als uns lieb war. Die Pirogue hatte nämlich einen weiten Umweg zu machen, um uns einzuholen. Anderthalb Stunden hatten wir bereits vergeblich gewartet und glaubten daher das Fahrzeug sei zerschellt. Zudem brach ein heftiges Gewitter los und die Nacht kam herbei. Schon wollte Herr Bonpland sich in die Wogen werfen, um in der Mission Hülfe zu suchen. Allein ich hielt ihn wegen der furchtbaren Brandungen zurück. Auch überzeugte er sich bald selbst von dem Bedenklichen des Wagestücks. Bei dem Donner und Blitz fingen nämlich unsere auf einer Insel ausgeschifften Affen zu heulen an, und sogleich stellten sich, dadurch angelockt, zwei große Krokodile ein, deren Bleifarbe ihr hohes Alter beurkundete. Wir sahen daraus, wie wenig man sich auf die Nachrichten der In-

dianer verlassen kann; denn diese hatten uns versichert, daß es in den Katarakten keine Krokodile gäbe, weshalb wir uns früher auch getrost darin badeten. Bei einbrechender Nacht kam endlich unsere Pirogue an, die sich in dem Labyrinthe der Felsen verirrt hatte.

In der Mission von Carichana erholten wir uns ein paar Tage. Ganz besonders erquickte uns die Milch, die man uns reichte. Kühe mit strotzenden Eutern weideten im Grase, und wir sahen daraus, daß die Kühe bei gutem Futter auch in den tropischen Ländern reichliche Milch geben. Die Eingeborenen sind aber gegen alle Milchspeisen und darum auch gegen die Kühe gleichgültig.

In zwei Tagen gelangten wir von Carichana nach der Mission Uruana. Diese Mission hat eine sehr malerische Lage, indem sie sich an einen Granitberg anlehnt. Aus dem Walde und über den höchsten Berggipfeln stehen die Granitsäulen wie Pfeiler empor. Nirgends hat der Orinoco ein majestätischeres Ansehen; seine Breite beträgt hier 15,600 Fuß, und da er seine Richtung im geraden Laufe nach Osten nimmt, so sieht er aus, wie ein von Giganten erbauter Kanal. Die Mission von Uruana wird von Otomaken bewohnt, welche zu den rohesten Eingeborenen gehören und sich dadurch auszeichnen, daß sie Erde essen. Sie verschlucken nämlich davon mehrere Monate lang im Jahr zur Stillung ihres Hungers täglich ansehnliche Portionen. Es sind häßliche Menschen, aber von festem Körperbau, wild, rachsüchtig und leidenschaftliche Liebhaber gegohrener Getränke, dabei Allesfresser. Man sagt, daß es nichts Ekelhaftes gebe, was ein Otomake nicht esse. So lange der Orinoco niedrig steht, nähren sie sich von Fischen und Schildkröten. Sie wissen die Fische, in dem Augenblick, wo sie sich an der Oberfläche des Wassers blicken lassen, sehr geschickt mit Pfeilen zu durchbohren. Der Fischfang hört aber auf zur Zeit der großen Wasser, wo Alles weit und breit überschwemmt ist. Dann machen die Otomaken sich über ihre Erdklöße her. Wir fanden in ihren Hütten drei bis vier Fuß hohe Pyramiden solcher aufgeschichteter Klöße, jeder Kloß ungefähr von der Größe einer Kegelkugel. Es ist ein sorgfältig ausgewählter, sehr feiner schmieriger Thon

von graugelber Farbe, der etwas am Feuer geröstet, ein röthliches Ansehn gewinnt. Die Masse wird weder mit Schildkrötenöl noch mit Krokodilenfett vermischt, wie man sonst wohl behauptet hat, sondern blos mit Wasser angefeuchtet. In der Regel verspeist ein Otomake täglich 3 bis 5 Viertelpfund solcher Erde, so lange der Fischfang schlecht geht, und genießt daneben selten eine Eidechse oder eine Farrenkrautwurzel. Auch den übrigen Speisen wird immer etwas Thonerde beigemischt. Der Genuß derselben ist auch der Gesundheit der Otomaken keineswegs nachtheilig; sie bekommen davon keinen aufgetriebenen harten Bauch, sind dabei im Gegentheil kräftig. — Die Neigung, fetten Thon zu essen, trifft man ziemlich allgemein in der heißen Zone an. Am Magdalenenstrom sahen wir Weiber mit Töpferarbeit beschäftigt, die beständig große Stücke Thon verschluckten. Die Neger an den afrikanischen Küsten von Guinea speisen eine gelbe Erde, Caouac genannt. Auf Java verkauft man kleine viereckige geröstete Thon-Brötchen meist an die Weiber, die dadurch mager bleiben wollen; denn Magerkeit gilt dort für Schönheit. Die Bewohner von Neu-Caledonien in Oceanien genießen den Topfstein, die Bewohner von Popayan und anderen Bergländern Peru's genießen Kalk mit den Blättern der Kau-Lenne (Erythroxylum), die man dort, wie die Indier den Betel, zur Erquickung und Stärkung den ganzen Tag über im Munde führt. Selbst in Deutschland pflegen die Arbeiter in den Sandsteingruben des Kiffhäuser sich einen feinen Thon, den sie Steinbutter nennen, auf's Brot zu streichen.*) Auch die Thiere verstehen die Kunst, durch erdige Stoffe den Hunger zu unterdrücken. Wölfe, Rennthiere und Rehe sollen Specksteine

*) Westlich von Ochotsk in Sibirien holt man sich zur Nahrung aus den Bergen Steinmehl, das nach neueren Untersuchungen aus äußerst kleinen Würmern (vielleicht auch aus den Kieselschildern versteinerter Infusorien) bestehen soll. Daß der Genuß der gewöhnlichen Erde der Gesundheit schädlich sei, lehrt das Beispiel der Negersclaven in Brasilien, die sich dadurch aus Lebensüberdruß allmählig tödten. Sie werden dann bald sehr mager; die Haut wird aschgrau oder erdfahl und schrumpft zusammen; die Augen verlieren ihren Glanz, und so schwinden sie wie Schatten dahin. Sobald der Herr dies bemerkt, läßt er dem Sclaven einen Maulkorb von Eisenblech anlegen.

verschlucken; auch erzählt man, daß die Krokodile auf Jamaika beim Austrocknen der Gewässer kleine Steine und harte Holzstücke zu sich nehmen.

Die Verwaltung der Mission Uruana hat ihre Schwierigkeiten wegen des unruhigen leidenschaftlichen Charakters der Otomaken. Sie haben mehrere Mittel, um sich zu berauschen, als gegohrene Getränke aus Maniok und Mais, Palmenwein und ein eigenes Pulver, das halben Wahnsinn erzeugt. Letzteres wird aus den Samenhülsen einer Akazienart, der Acacia Niopo, bereitet, die man zerhackt und gähren läßt. Die daraus entstandene schwarze Masse knetet man zu einem Teig, den man, mit Maniokmehl und Muschelkalk vermischt, über dem Feuer röstet. Will man von diesem Kuchen genießen, so zerreibt man ihn zu Pulver, streut dies auf einen Teller und zieht es durch einen hohlen, sieben Zoll langen und oben mit zwei Löchern versehenen Vogelknochen in die Nase ein. Es erregt meistens entsetzliches Niesen, raubt für einige Stunden den Verstand und macht im Gefechte wüthend. Im Zustande der Berauschung bringen sich die Otomaken aber auch ohne Waffen um's Leben, indem sie den Nagel ihres Daumens durch Curare vergiften und sich damit verwunden. Als Mittel zur Stillung des Blutes bei Verwundungen haben die Otomaken den Ameisenzunder. Es ist eigentlich das Nest einer smaragdgrünen Ameise (Formica spinicollis), welche den zarten Flaum einer Krähen-Beere (Melastoma) sammelt. — Tabak wird unter allen eingeborenen Völkern am Orinoco seit undenklichen Zeiten gebaut und geraucht. Viele Bewohner von Guiana wickeln die Cigarren in Maisblätter. Die Spanier nahmen statt derselben Papier, und so entstanden die Papier-Cigarren.

Den 7. Juni verließen wir Uruana. Je mehr wir uns bei unserem weiteren Vorrücken der Mündung des Orinoco näherten, desto mehr fanden wir die Ufer von Weißen, Negern und Mischlingen, desto weniger aber von Indianern bewohnt. — Nach neuntägiger Fahrt begrüßten wir Angostura oder Santo Tomas (jetzt Hauptstadt von Neu-Guayana). Der Statthalter empfing uns sehr zuvorkommend und gab uns eine gute Wohnung. Wir bewunderten jetzt nach unserem langen Aufenthalt in den Wild-

nissen die vielen Bequemlichkeiten des civilisirten Lebens, und fast alle Leute kamen uns geistreich vor. Besonders erfreute uns der wiedererlangte Genuß des Weizenbrotes. Neue Reisepläne verhinderte eine plötzliche Krankheit des Herrn Bonpland, welche drei Wochen lang dauerte. Bald erkrankte auch ich und ein von uns aus Cumana mitgenommener Bedienter, ein Mulatte, in gleicher Weise. Wahrscheinlich hatten wir den bösen Fieberstoff in den feuchten Wäldern des Cassiquiare eingesogen. Einen Theil unserer Krankheitsperiode brachten wir auf einer benachbarten Pflanzung zu.

Angostura zählte damals 6000 Seelen (jetzt 8500). Die Stadt hat schnurgrade Straßen, hohe schöne Häuser, aber einförmige Umgebungen. Nur der Anblick des Stromes ist großartig. Er bildet hier einen Engpaß und übertrifft dennoch bei einer Breite von zwei bis drei tausend Fuß um vier- bis fünfmal die Breite der Seine bei Paris. Sind die Gewässer hoch, so überschwemmen sie die Kais, und man hat um diese Zeit selbst in der Stadt die größte Vorsicht nöthig, wenn man nicht von den Krokodilen in seinem eigenen Hause gefressen werden will. Während unserer Anwesenheit ereignete sich folgender Vorfall. Ein Indianer wollte in einer nur drei Fuß tiefen Bucht sein Boot befestigen. Auf einmal packte ihn ein sehr großes Krokodil beim Bein und schwamm mit seiner Beute davon. Auf das Geschrei des Unglücklichen kam eine Menge Menschen herbeigelaufen. Man konnte sehen, wie der Indianer die Entschlossenheit hatte, in der Tasche seines Beinkleides nach einem Messer zu suchen. Als er es nicht fand, packte er das Unthier beim Kopf und drückte ihm die Finger in die Augen. Sogleich tauchte es unter, ertränkte den Menschen und kam nachher wieder mit dem Leichnam auf einer Insel zum Vorschein, wo es denselben ruhig verzehrte. Dergleichen Vorfälle sind durchaus nicht selten. Unvorsichtigkeit und die häufigen Ueberschwemmungen, welche diese bösen Gäste bis in die Dörfer führen, lassen jährlich viele Menschen ein Opfer der Blutgier dieser großen Eidechsen werden. Dieselben Krokodile halten sich gewöhnlich mehrere Jahre an demselben Orte auf und werden von Jahr zu Jahr kühner, besonders wenn sie einmal Menschenfleisch gekostet haben.

Unterhalb Angostura bildet der Orinoco mit seinen zahlreichen Ausmündungen ein fruchtbares bebautes Sumpfland. Ganze Wälder der Mauritia-Palme bedecken die Inseln des Strom-Delta. Dieser wohlthätige Baum, dessen wir schon öfter erwähnten, liefert viel nahrhaftes Mehl, aus welchen ein schmackhaftes Brot bereitet wird. Zur Zeit der Ueberschwemmung scheinen diese Palmen im Wasser gewachsene Wälder zu sein. Auf denselben leben die Guaraonier, ein Völkerstamm, welcher auf Bäumen gleich Vögeln nistet, und man wird beim Durchfahren durch die Kanäle des Delta sehr überrascht, wenn man die Gipfel der Bäume durch große Feuer beleuchtet sieht. Die Guaraonier hängen nämlich große Matten an die Bäume, füllen sie mit Erde und zünden hier die nöthigen Feuer an. Dieser Lebensweise verdanken sie seit Jahrhunderten ihre Freiheit und Unabhängigkeit. Sie allein sind auch im Stande, auf dem schlammigen Boden zur Zeit der Trockenheit fortzuwandeln ohne einzusinken. Diese Palmen und dieser weiche unsichere Grund ist ihr unbestrittenes Erbtheil. Jener Lebensbaum gewährt ihnen Wohnung und Schutz, in den Fibern seiner Blattstiel-Fasern, um Matten und Seile daraus zu verfertigen, endlich Nahrung in seinen schuppigen Früchten, in seinem mehligen Mark und in seinem an Zuckerstoff reichen Safte. So beruht das Dasein einer ganzen Völkerschaft auf einem einzigen Baume, gleich wie es Insekten giebt, die sich nur von einer Blume oder den einzelnen Theilen eines Gewächses nähren. — Die wichtigste Arzneipflanze dieser Gegenden ist der Cuspare-Baum (Cusparia trifoliata s. Bonplandia, 60 bis 80 Fuß hoch, mit grauer Rinde und gelblichem Holz), der die gegen Ruhr und Fieber so wirksame Angostura-Rinde liefert. — —

Am 10. Juli verließen wir Angostura und setzten über den Orinoco, um in der Nähe der Festung San Rafael zu übernachten und mit Tagesanbruch die Landreise durch die Steppen von Venezuela nach Cumana anzutreten und von da nach der Insel Cuba zu segeln. Wegen der mit unseren Sammlungen schwer beladenen Maulthiere konnten wir uns nur langsam vorwärts bewegen. Wir passirten einige angenehme Wäldchen der Mauritia-Palme, deren schöne rothe Früchte wie Tannzapfen

aussahen, wie überreife Aepfel schmeckten und für unsere Affen Leckerbissen waren. Am 13. Juli trafen wir in den Kariben-Missionen von Cari ein, wo über 500 Kariben wohnen. Ich habe nirgends schlankere und riesenartigere Gestalten gesehen. Alle hatten $5\frac{1}{2}$ bis 6 Fuß Höhe. Die rothbemalten Männer gleichen bronzenen Bildsäulen. Die Frauen baten uns oft um Stecknadeln und befestigten solche, da ihnen eine Tasche fehlte, in der Unterlippe, den Knopf im Munde, die Spitze nach außen. Bei den wild umher schweifenden Kariben herrscht die eigenthümliche Sitte, daß die Jünglinge, welche sich verheirathen wollen, außerordentlichen Kasteiungen unterworfen werden. Man giebt ihnen die Frucht einiger Euphorbien (Wolfsmilch-Gewächse) zum Abführen ein, bringt sie in einen Schwitzkasten und läßt sie einen ermuthigenden Trank genießen, welchen ihre Priester bereiten. Dies Volk hat auch eine doppelte Sprache, eine Männer- und eine Weibersprache. Der Grund ist wohl hauptsächlich darin zu suchen, daß sie auf ihren verheerenden Kriegszügen stets die männlichen Gefangenen tödteten, die weiblichen aber als Sclavinnen behielten. So bildeten sich denn die zusammengebrachten Frauen eine eigene Sprache, die den Männern fremd blieb. Wir wohnten in Cari mehreren Gemeindeversammlungen bei und hörten mit Bewunderung die oft stundenlangen Reden der Vorsteher. Die Betonung, die ernste Haltung und die Geberden, welche die Rede begleiteten, alles zeigte, daß die Kariben ein Volk von vielen Anlagen sind.

Auf unserer weiteren Reise fanden wir überall das Gleiche: kleine aus Rohrstämmen erbaute und mit Thierfellen bedeckte Hütten; berittene, mit Lanzen bewaffnete Männer, die ihre Heerden hüteten; halbwilde Rindviehheerden, fast durchweg gleichfarbig, unter die Rinder Pferde und Maulthiere gemischt, aber keine Schafe und Ziegen, die sich gegen die Jaguare nicht behaupten könnten. Je mehr wir uns auf der Wanderung durch die Steppen Neu-Barcelona näherten, desto heller ward der Himmel, desto staubiger der Boden, desto brennender die Luft. Des Nachts durften wir zur Vermeidung der Hitze nicht unterwegs sein, da die Llanos damals von Räubern wimmelten. — Mit eigenthümlichen Gefühlen sagten wir zwei Tagereisen vor

Neu-Barcelona den Llanos Lebewohl, als uns die Bergkette von Cumana zu Gesicht kam, welche, wie man hier sagt, das große Meer des grünen Grases von den Küsten des Antillenmeeres trennt. Zuerst zeigte sich eine Nebelschicht am Horizont; allmählig schien sich die Dunstwolke zu vergrößern, zu verdichten, und alle Erscheinungen, welche sich dem Seefahrer bei Annäherung der Küsten darbieten, sind ebenfalls zu bemerken, wenn man aus der Steppe kommt. Endlich schien das Himmelsgewölbe nicht mehr auf den Ebenen zu ruhen, sondern gegen Norden begrenzt zu werden. Dem Llanero oder Bewohner der Llanos ist wohl zu Muth, wenn er die dichten Wälder und Berge verläßt und rings umher mit freiem Blick in die Weite schauen kann. Wir selbst theilten dies angenehme Gefühl, als wir aus den finstern Wäldern des Orinoco auftauchten, und ohne Zweifel liegt etwas Erhabenes in dem Anblick eines Horizontes, der sich, so weit das Auge reichen mag, ausdehnt. Wir bewundern dies Schauspiel, sei es auf dem Gipfel der Anden, sei es mitten auf dem Meer oder in der Steppe. Es ergreift uns das Gefühl von der Unendlichkeit des Raumes und erhebt die Seele zu den Begriffen einer höheren Ordnung. An jedem Ort hat dieser Genuß seinen eigenen Reiz. Vom hohen Berggipfel herab erfreut uns der Blick auf die Mannigfaltigkeit des menschlichen Treibens; auf der See kürzt uns die belebte und bewegliche Wasserfläche mit ihrem dunkelen Blau und ihrer Menge von Geschöpfen die lange Fahrt. Die einen großen Theil des Jahres hindurch staubige und zerrissene Steppe hingegen macht einen traurigen, leicht ermüdenden Eindruck, und ist man nach acht- bis zehntägiger Wanderung einmal an die Luftspiegelung und an das glänzende Grün der einzelnen Mauritia-Büsche gewöhnt, so fühlt man das Bedürfniß mannigfaltiger Eindrücke und freut sich herzlich, wieder in Gegenden zu gelangen, wo die großen Bäume der Tropenländer, die stürzenden Ströme und die fleißig angebauten Küsten das trübselige Einerlei in uns verwischen.

Den 23. Juli trafen wir in Neu-Barcelona ein, einer Stadt von 16,000 Einwohnern, und fanden daselbst die freundlichste Aufnahme. — Der Krieg, der damals zwischen England und Spanien geführt wurde, spielte auch nach den amerikanischen

Colonien hinüber und machte uns bei unseren ferneren Reiseplänen bedeutende Querstriche. Nachdem wir einen Monat in Barcelona verweilt, schifften wir auf einem Boote, nicht ohne Belästigungen durch englische Kreuzer, nach Cumana über. Mit Rührung erkannten wir das Ufer wieder, wo wir die ersten amerikanischen Blumen pflückten. Mit großer Freude bewillkommneten uns unsere alten Bekannten, und das um so mehr, da sich das Gerücht verbreitet hatte, wir wären am Orinoco zu Tode gekommen. — Während unseres Aufenthalts wurde der Hafen von Cumana immer enger von englischen Schiffen eingeschlossen, und wir mußten hier drittehalb Monat verweilen, weil sich uns keine passende Gelegenheit nach Cuba darbot. Endlich benutzten wir ein nordamerikanisches Fahrzeug, das in Neu-Barcelona Pökelfleisch einnahm und es nach Cuba bringen wollte. Wir nahmen also Abschied von unseren Freunden in Cumana und begaben uns abermals nach Barcelona.

Am 24. November um neun Uhr Abends gingen wir nach Cuba unter Segel. Die Luft war kühl und angenehm, die Fahrt viel reizender, als auf dem Orinoco, da die Mosquitos fehlten. Am 26. November trat eine völlige Windstille ein, was um so unerwarteter kam, als die Ostwinde zu Anfang dieses Monats hier gewöhnlich sehr frisch wehen. Gegen neun Uhr Morgens bildete sich um die Sonne ein schöner Ring, welcher die prachtvollsten Regenbogenfarben zeigte, während das Innere tief azurblau erschien. Den folgenden Tag näherten wir uns der Insel Orchita. Sie ist acht Meilen lang und kaum drei Meilen breit, aber unbewohnt geblieben, obgleich die herrliche Vegetation wohl Ansiedler herbeilocken konnte. Diese Erscheinung wiederholt sich bei vielen Inseln in der Nähe des Festlandes, da sie derselben Regierung, wie das Festland, angehören und Niemand sich gern auf beschränkten Inseln niederläßt, wo er auf dem Festlande Platz genug findet, um sich auszubreiten. Bei Sonnenuntergang bemerkten wir zwei aus dem Wasser hervorragende Felsspitzen, die sich wie Thürme erhoben. Am 30. November sahen wir in der Entfernung einer Meile sich Wasserhosen bilden, die sich schnell von NNO. nach NNW. bewegten. Gegen Abend

brach durch Unvorsichtigkeit des Schiffskochs Feuer aus, welches jedoch glücklicher Weise bald gedämpft wurde. Am 2. December, eine halbe Stunde nach Mitternacht, bemerkte ich zur Seite des sehr hoch stehenden Vollmondes die plötzliche Bildung eines etwas blassen Bogens, der in allen Farben des Regenbogens spielte, obgleich der Himmel ganz rein war, und dies Phänomen, das vollkommen einem Mondregenbogen glich, stellte sich doch nicht dem Monde gegenüber dar. Der Bogen stand bis zehn Minuten still, dann fing er an, sich sehr schnell zu bewegen, und zu senken, bis er unter dem Horizont verschwand. Mir bleibt dies unerklärlich. In der folgenden Nacht sah Herr Bonpland und mehrere Passagiere eine Viertelmeile weit entfernt auf dem Meere eine Flamme, welche sich gegen SW. bewegte und die Atmosphäre erleuchtete. Es mag ein aus der Fäulniß von Weichthieren entstandener Phosphorglanz gewesen sein. Vom 4. bis 6. December wurde die Witterung schlimm und die Stoßwinde von NNW. immer heftiger. Der Donner rollte mächtig, der Regen ergoß sich stromweis, und in der Nacht befanden wir uns in der Nähe von Klippen, die sich durch das Geräusch der Brandung bemerkbar machten; doch brachte uns eine glückliche Wendung des Schiffes bald außer aller Gefahr. Das Wetter erhielt sich auch in den folgenden Tagen stürmisch, und der üble Geruch des gedörrten Fleisches belästigte uns sehr. Um so mehr freuten wir uns, als sich bereits in einer Entfernung von drei Meilen die Nähe von Cuba durch einen lieblichen Duft ankündigte, welchen die gewürzreiche Vegetation dieser Insel aushaucht. Durch eine Strömung von SSO. getrieben, rückte das Schiff schnell vorwärts. Diese Strömung gehört zu den Wirkungen des Golfstromes.

Der merkwürdige Golfstrom hat seine Ursache in der Aequinoctialströmung oder in der Bewegung der Meergewässer unter den Wendekreisen, welche durch die Passat-Winde getrieben, von Ost nach West grade auf die Antillen zu geht. Hier stoßen die Gewässer, deren Geschwindigkeit im atlantischen Ocean 9 bis 10 Meilen in 24 Stunden beträgt, mit beschleunigtem Lauf an die Mosquito-Küste an, und weil sie den Damm, der sich ihnen entgegenstellt, nicht durchbrechen können, so schießen sie am Fest-

lande entlang und dringen in den mexicanischen Golf ein. Nun rollen sie an der ganzen Krümmung der mexicanischen Küsten hin bis zum Missisippi, und von da um die Südspitze von Florida herum in den Bahama-Kanal. Durch den fortwährenden Widerstand wüthend gemacht, hat sich ihre Schnelligkeit so vermehrt, daß sie 80 Meilen in 24 Stunden beträgt. Hier empfängt diese Strömung den Namen Golfstrom. Dieser wendet sich nun nordöstlich und durchfließt mit der Schnelligkeit eines Waldstroms oft 5 Meilen in einer Stunde. An diesem reißenden Zug, an dem größeren Salzgehalt, an der Wärme und tiefblauen Farbe, so wie an der Menge des darin schwimmenden Meergrases macht sich der Golfstrom bemerklich. Mit dem Fortschritt gegen Norden und Nordosten nimmt die Schnelligkeit und Wärme ab, die Breite zu. Diese beträgt bei der Bank von Bahama 15 Meilen, unterm 32° schon 40 bis 50 Meilen. Auf der Ostseite der Bank von Neu-Foundland wird der Golfstrom von einer Polarströmung getroffen und wendet sich nun südöstlich bis zu den Azoren, wo er in einer Breite von 160 Meilen fließt, und nach der Meerenge von Gibraltar zu, wo die Gewässer der Tiefe eine entgegengesetzte Strömung von Osten nach Westen haben. Einzelne Arme entsendet der Golfstrom, zumal wenn er bei großer Wasserfülle über seine Ufer tritt, gegen die europäischen Küsten von Portugal, Spanien, Frankreich und den brittischen Inseln. Seine Fluth bringt aus den tropischen Gegenden Baumstämme, Früchte, Samen, Schildkröten und Schiffstrümmer mit sich. Auf diese Weise trug er zur Entdeckung des neuen Continents bei. —

Am Morgen des 19. December erblickten wir den Leuchtthurm von La Havannah (span. Havaña), der wichtigsten und merkwürdigsten Stadt in ganz Westindien. Wir erreichten die lange schmale Einfahrt des Hafens, welche sich zu einem großen Becken erweitert, fähig an tausend Kriegsschiffe aufzunehmen, und fuhren dicht unter den Kanonen und an den Felsen des Moro-Castells vorbei. Hoch über den steinernen Wällen und Batterien wehte die goldene und rothe spanische Flagge, und eine Menge lustiger Wimpeln flatterte von nicht weniger als vier Signalstangen, die große Zahl von Schiffen verkün-

digend, die zu diesem reichen Weltmarktplatz gekommen waren. An der entgegengesetzten Seite vom Eingange des Hafens liegt das Castell de la Punta (der Landspitze), und indem wir aufwärts fuhren, sahen wir auf beiden Seiten des langen Hafen-Einganges eine Batterie über der andern, hinter denselben aber die Mauern der Stadt selbst. Ueber die Mauern ragten zusammengedrängt die freundlichen Gebäude der Stadt empor: weiße Häuser mit dunkelrothen Dächern, Pfeiler und Zinnen, Terrassen und Balcons, Thürme und Kuppeln, alles gar lieblich mit Bäumen untermischt. Von den Kirchen hallte grade bei unserer Ankunft weit hinaus in die Ferne feierliches Glockengeläut. Unmittelbar vor uns ankerten mehr als 200 Kauffahrteischiffe, und zahlreiche Boote, mit bunter Zeltleinwand überzogen und mit den köstlichsten Früchten aller Art belastet, näherten sich uns, als wir unter dem Moro beilegten. Kaum hatten wir den Kai nächst dem Zollhause betreten, als wir von der lärmendsten Geschäftigkeit umringt wurden. Ueberall sieht man Waaren und Mundvorräthe aufgestapelt. Gruppen von halbnackten Negersclaven sind singend mit Ein- und Ausladen beschäftigt. Schiffseigenthümer und Kaufleute stehen mit ihren breiträndrigen Banama-Hüten und in gestreiften linnenen Röcken truppweise beisammen, von Kaffee, Zucker und Mehl schwatzend. Links und rechts dampfen Cigarren. Ein stattlicher Mann erbot sich, uns zu dem spanischen Gouverneur zu begleiten, dem wir unsere Aufwartung machen wollten. Der Weg ging durch eine schmale Gasse, wo unsere Geruchswerkzeuge durch die Ausdünstungen von gedörrtem Rindfleisch und Fischen, den Nahrungsmitteln der Sclaven, ziemlich unangenehm berührt wurden. Dann kamen wir auf den Exercierplatz (Plaza de Armas). Ringsum standen hohe Gebäude mit Laubengängen (Verandos), an der Fronte und an den flachen Dächern mit Brustwehren, auf welchen Reihen von Blumenvasen prangten. Die Mitte des Platzes enthielt Spaziergänge zwischen blühenden Gesträuchen. Der Palast des Gouverneurs nimmt eine ganze Seite des Platzes ein. Der untere Theil wird von den Kaufleuten als Börse benutzt. Hier wurden wir von den in Blau und Silber gekleideten Schildwachen salutirt, stiegen dann eine breite Mar-

mortreppe hinauf und betraten eine Reihe von Gemächern, deren Wände im maurischen Stil gemalt und mit Blumenguirlanden geschmückt waren, an die Alhambra des spanischen Granada erinnernd. Eins der Zimmer enthielt außer den Bildnissen verschiedener Gouverneure von Havannah, zwei große Gemälde, von dem das eine die erste Landung des Columbus an der Küste von Cuba, das andere den Cortez darstellte, wie er seine Schiffe verbrennt. Hier fanden wir den Gouverneur, der uns höflich empfing und nach einer kurzen Unterhaltung eben so artig wieder entließ. — Noch an demselben Tage besuchten wir einen Kaufmann, an den wir Empfehlungsbriefe hatten und der auf dem Lande in der Nähe der Stadt wohnte. Wir ruderten zu dem Ende auf einem Boot quer über den Hafen nach Regla, einem Ort, der auf einem sumpfigen Küstenstrich liegt und wo Seeräuber, Sclavenhändler und Gesindel aller Art hausen. Wir bestiegen daselbst eine Volante und fuhren nach Guanabacoa, dem Sommeraufenthalt der vornehmen Welt der Havannah. Die Volante ist ein in ledernen Riemen hängender Kasten mit ungeheuren Rädern, so hoch wie der Kasten selbst. Unser Kutscher trug auf dem Kopf einen wohl drei Fuß hohen Strohhut, auf dem Leibe eine Husaren-Jacke mit goldenen Schnüren; die Beine staken in ein paar Courierstiefeln mit großen silbernen Sporen. Die engen Straßen und Wege in Cuba haben noch ganz ihren natürlichen ungepflasterten Zustand. An der einen Stelle hatte der Regen große Löcher hineingewühlt, eine andere war mit mächtigen Steinen bedeckt; aber mittelst unsrer Räder flogen wir leicht und sicher über alle diese Hindernisse hinweg. Das Land um die Hauptstadt ist jetzt nicht mehr wie vormals mit Pflanzungen bedeckt, da sich der alte Boden erschöpft hat und man nun Zucker- und Kaffee-Pflanzungen im frischen Erdreich des Innern angelegt hat. Wir sahen daher zu beiden Seiten der Straße nur hie und da einige Vegetation, zuweilen ein Stückchen Maisfeld oder eine Gruppe von Palmen. Guanabacoa liegt auf einer felsigen Höhe; die zweistöckigen weißübertünchten Häuser sind von gewöhnlicher Bauart. Bald erreichten wir unser Ziel, ein außerhalb der Vorstadt sehr anmuthig gelegenes Landhaus. Von der Höhe desselben genoß man einer weiten

Aussicht. Zur Rechten sah man das Castell Coremar, jenseits der Hauptstadt auf einer Anhöhe das stark befestigte Castell El Prinzipe, und auf einem Hügel zur äußersten Linken ein Kreuz, welches noch das von Colombus aufgerichtete sein soll. — Als wir am Abend durch die engen Straßen der Havannah heimkehrten, begegneten uns mehrere Sklaven, die der Vorschrift gemäß Laternen trugen, und einige mit Säbeln und Dolchen bewaffnete Herrn, die sich in der Mitte der Straße hielten und uns geschickt auswichen. Obgleich man viel von nächtlichen Mordthaten hört, so bemerkten wir doch weder Polizei noch Nachtwächter.

Am folgenden Tage stand ich zeitlich auf und besuchte die Kathedrale. Sie ist aus Quadersteinen aufgeführt. Der Giebel erhebt sich pyramidenförmig; auf der Spitze steht ein Kreuz, zu beiden Seiten Thürme. Das Innere imponirt durch einfache Größe. Die geschmackvolle Malerei ahmt sehr täuschend grauen Marmor nach. Vor dem prachtvoll verzierten Hochaltar breitet sich eine Marmorflur mit Mosaik aus; zu beiden Seiten erheben sich mit trefflichem Schnitzwerk die Sitze der hohen Geistlichkeit. Rechts steht das marmorne Denkmal des Columbus. Es stellt in einem Medaillon das Bildniß des Helden in halberhabener Arbeit dar; seine Linke hält einen Globus, auf welchem er mit dem Zeigefinger der Rechten Amerika andeutet. Unter dem Medaillon sieht man einen Anker, Compaß und andre Attribute des Seefahrers. In der Mitte darüber liest man die Inschrift:

Restos e Imagen del grande Colon!
Mil siglos durad guardados en la Urna
Y en la remembranza de nuestra Nacion!

(Reste und Bildniß des großen Columbus!
Tausend Jahrhunderte dauert, bewahrt in der Urne
Und im Gedächtniß unseres Volkes!)

Der Leichnam wurde 1506 zu Valladolid in Spanien beigesetzt, 1513 nach Sevilla, 1536 nach St. Domingo gebracht und endlich nach Abtretung der spanischen Besitzungen auf Haiti an die Franzosen 1795 in einem vergoldeten bleiernen Sarge nach der Havannah übergeführt. Die Beisetzung geschah mit pracht-

voller Feierlichkeit. — Ich hatte Gelegenheit, einer gewöhnlichen Beerdigungs-Feierlichkeit in der Havannah beizuwohnen. Sobald eine angesehene Person gestorben ist, wird in dem besten Zimmer des Hauses ein hohes mit schwarzem Tuch oder Seidenzeug überzogenes Gerüst aufgebaut. Oben steht der offene Sarg mit der festlich geschmückten Leiche. Rings umher brennen eine Menge Wachslichter. Nachdem die Volanten der Anverwandten und Freunde sich versammelt haben, wird die Bahre mit dem Sarge quer über einen solchen Kasten gesetzt, welcher eben so wie der Kutscher und die Pferde mit schwarzem Tuch bekleidet ist. Hinter der Leiche folgen die Sclaven in langen rothen Röcken, mit aufgekrempten goldbordirten Hüten auf dem Kopf und spanischen Rohren in der Hand. So zieht Alles in Prozession nach dem Begräbnißplatz. Nach Verrichtung der Gebete, nimmt man die Leiche aus dem Sarge, legt sie in das seichte Grab und bedeckt sie mit Erde; der Sarg wird für andere Leichen aufbewahrt. Das gelbe Fieber bevölkert die Kirchhöfe besonders mit Fremden und man kann annehmen, daß vielleicht vier Fünftel der europäischen Ankömmlinge ein Opfer dieser fürchterlichen Krankheit werden. — Die Kirchen stehen den ganzen Tag über offen. Die Altäre glänzen von Gold und Silber, und namentlich die Muttergottesbilder sind mit Seidenstoffen und Juwelen bedeckt, wie in Spanien. Unter den übrigen öffentlichen Gebäuden zeichnet sich aus das Arsenal, das Posthaus, die Tabakfactorei, das Stadttheater.

Die Häuser der Reichen haben zwei Stockwerke und bilden ein Viereck mit einem Hofraum in der Mitte, um welchen ringsum Gallerien laufen. Die Vorderseite besteht aus flachen Steinen mit weißem, blauem oder gelbem Anstrich. Die übrigen Gebäude haben nur ein Stockwerk, und vor den großen Fenstern sind eiserne Gitter angebracht. In dem jenseitigen Garten sieht man Gebüsch, Weinreben oder einen Marmor-Springbrunnen. Die Häuser in den Vorstädten und am Hafen sind fast alle in den nordamerikanischen Freistaaten gezimmert. Man bestellt sie dort nach beigefügter Zeichnung wie ein Geräth. Die Zahl der Gebäude außerhalb der Ringmauern ist fortwährend im Steigen und mit Einschluß der Vorstädte mag

die Havannah nahe an 230,000 Einwohner zählen. Auf die Stadt selbst rechnet man 130,000, darunter 41,000 Weiße, 55,000 Farbige und Schwarze. Das bunteste Gewühl herrscht auf dem großen Marktplatz, wo sich zahlreiche Volanten und große mit Zuckerkisten beladene Karren, von Ochsen gezogen, die an den Hörnern angeschirrt sind, durch die Menge drängen. Gruppen von Sclaven gehen und stehen umher, die Männer mit großen breiträndrigen Hüten von Stroh oder Baumblättern, die Weiber Früchte und Küchengewächse auf den Köpfen tragend, beide Geschlechter aber mit großer Behaglichkeit Cigarren rauchend. Die echten Königs-Cigarren werden hier das Tausend zu 20 Piaster verkauft, sind aber sehr schwer zu erhalten. Die Landleute reiten auf kleinen Pferden und tragen Strohhüte, Hemden und Beinkleider nebst einem langen Messer im Gürtel. Die Herren gehen in gestreiften Jacken umher, spanische Rohre mit goldenen Knöpfen tragend. Die Damen begeben sich zu Fuß oder reitend nach der Kirche, indem eine Sclavin mit einem Polster oder Teppich und einem Gebetbuch vorausgeht. Die schöne Welt zeigt sich allabendlich in ihrem Glanz auf der ein paar tausend Schritt von der Stadt entfernten Promenade, wo sich die Damen in ihren reich mit Silber verzierten Volanten im langsamen Zug vorüberbewegen. Sie sind sämmtlich weiß gekleidet und tragen keinen anderen Hauptschmuck als einen schön gearbeiteten großen Kamm von Schildkröt, dessen Form sich aber jeden Monat ändert. Das rabenschwarze Haar contrastirt mit der Gesichtsfarbe, die dem parischen Marmor gleicht. Wenn diese reizenden Gestalten an irgend einer bekannten Person vorüberfahren, so strahlt das dunkele Auge und mit einem freundlichen Winke des Fächers lispeln sie ihr anmuthiges A dios! (Gott befohlen!). Marmorne Springbrunnen verbreiten in den Baumgängen eine wohlthuende Kühle, und während die Luft sich mit Wohlgerüchen füllt, ergötzt eine Musikbande das Ohr mit angenehmen Tönen. —

Der Flächeninhalt der Insel Cuba (1845 mit 1,046,000 E.) beträgt 2050 Meilen. Gestalt und Größe ähneln auffallend der Insel Java. Vier Fünftel bestehen aus tiefen Niederungen. Am Südost-Ende hebt sich das Land zu einer Berggruppe, deren

höchster Punkt 7,200 Fuß hoch ist. Eben so zieht sich von O.S.O. nach W.N.W. eine Kalkhügel-Kette mit 900 Fuß hohen Nadeln hin. Erderschütterungeu sind selten. Obschon man große Flüsse vermißt und die Fruchtbarkeit des Bodens sehr ungleich vertheilt ist, so entfaltet die Insel doch vermöge ihrer wellenförmigen Oberfläche und durch die Vertheilung ihrer Pflanzenformen die mannigfaltigsten und lieblichsten Landschaften. Zwei Bäume mit großen lederzähen glänzenden Blättern, der Mammey (Mammea) und der westindische Gummi-Apfel (Calophyllum calaba), verschönern die Fluren. Vor allen aber ist die prachtvolle Königspalme (Orodoxa regia) zu erwähnen. Ihr schlanker Schaft erwächst bis zu der Höhe von 70 bis 80 Fuß. Der obere glänzende, zart grüne Theil desselben bildet zu dem weißlichen zerrissenen unteren Theil einen scharf abgeschnittenen Gegensatz, so daß der ganze Stamm zwei auf einander gesetzten Säulen gleicht. Außerdem dienen kleine dicht zusammenblühende Gesträuche den Hügeln und Savannen zum Schmuck. Die feuchten Stellen des Bodens werden durch den schildförmigen Trompetenbaum (Cecropia peltata) bezeichnet. Man möchte glauben, die ganze Insel sei ursprünglich ein Wald von Palmen, wilden Orangen und Citronen mit kleinen Früchten gewesen. Letztere Bäume hält man in Amerika für einheimisch. Die wilden Orangen mit ganz kleinen Früchten waren vermuthlich auch schon vorhanden, ehe die Europäer landeten, welche die Orange der Gärten anpflanzten. Jetzt baut man besonders Tabak, Zucker, Kaffee und treibt zur Ausführung von Wachs Bienenzucht. — Außer Havannah giebt es auf Cuba noch 13 größere Städte, darunter zwei mit 20,000, eine (Baracoa, unweit der Ostspitze) mit mehr als 30,000 Einwohnern.

Cuba's Flächeninhalt beträgt fast die Hälfte von dem ganzen mittelamerikanischen Archipel oder Westindien, dessen Gesammt-Areal man auf 4350 Quadrat-Meilen mit 3,575,000 Seelen berechnet. Westindien zerfällt in drei verschiedene Gruppen: Die Bahama-Inseln, die großen Antillen und die kleinen Antillen. Die Bahamas bestehen aus vielen hundert niedrigen

flachen Korallen-Inseln und erheben sich alle auf den Rändern einer nördlich von Cuba und Haïti ausgedehnten Bank, welche eine unterseeische Verbindung mit Florida herstellen würde, wenn das tiefe oceanische Flußbett des reißenden Golfstroms nicht dazwischen läge. — Die großen Antillen enthalten Cuba, Jamaica, Haïti oder San Domingo und Porto Rico, sämmtlich hohe Gebirgsinseln mit der Eigenthümlichkeit einer doppelten Bergkette, deren Knotenpunkt in Haïti ist, und die sich hier spaltet, so daß der nördliche Zug nach Cuba, der südliche nach Jamaica hinstreift. Beide Reihen setzen sich bis zum Festlande fort, die ersteren bis zum Kap Gracios a Dios, die südliche bis zur Halbinsel Yucatan. Das blaue Gebirge auf Jamaica trägt den 7680 Fuß hohen Coldridge als höchsten Gipfel der westindischen Berge. — Die kleinen Antillen bestehen aus einer Bogen-Reihe hoher Inseln, die das karibische Meer von dem atlantischen Oceane trennen und deren Gipfel in der Regel die Krater theils erloschener, theils noch brennender Vulkane sind.

Die meisten westindischen Inseln gewähren das Bild reizender Gebirgslandschaften. Man sieht hier Landstriche, welche in noch unberührter Naturschönheit prangen mit nackten tief zerklüfteten Felsen, senkrechten Klippen, überhangenden Steinwänden, schauerlichen Abgründen, undurchdringlichen Waldungen, lieblichen Thälern und Auen. Dazu kommt die außerordentliche Durchsichtigkeit des Meerwassers. Wenn man zwischen den kleinen Inseln umherfährt, so schwimmt das Boot auf einem krystallhellen Spiegel und scheint in der Luft zu hängen. Auf dem reinen weißen Sande der Tiefe bemerkt das Auge tausenderlei Seesterne, Schnecken, Muscheln und bunte Fische. Man schwebt wie in einem Ballon über ganzen Feldern von Korallen und Seegewächsen, die von den Wellen, wie vom Odem des Windes, sanft hin- und herbewegt werden und durch mancherlei Farbenspiel ergötzen. Man glaubt die Pflanzen mit der Hand ergreifen zu können, und doch erreicht man sie kaum mit einem acht Fuß langen Ruder.

Die Flüsse Westindiens haben keine Bedeutung. Manche sind einige Meilen weit schiffbar; die größten finden sich auf Haïti. Die häufigen Salzseen werden theilweis zur Salzgewin-

nung benutzt. Der größte Salzsee ist Henriquello (kelso) auf Haïti, 13 deutsche Meilen im Umfang. Man bemerkt in ihm Ebbe und Fluth, obgleich er 5 Meilen vom Meere entfernt liegt.

Mit Ausnahme der nördlichen Bahama's haben alle westindischen Inseln tropisches Klima. Die mittlere Wärme beträgt 35° R. In den kältesten Tagen fällt diese auf 31° R., in den heißesten steigt sie auf 40° R. Die Ostwinde mäßigen die Hitze, die am unangenehmsten in der Regenzeit wird, nämlich im Mai und October. Dann geht wegen der feuchten Luft ein todter Ochse binnen vier Tagen in Fäulniß über; das Fleisch verdirbt, wenn es über 24 Stunden liegt, die Früchte an den Bäumen verfaulen, das Brot schimmelt einen Tag nach dem Backen, der Wein wird sauer, die Degenklingen rosten in den Scheiden, das Räderwerk in den Uhren. Die Regentropfen bestehen aus salzigem Wasser, haben die Größe einer Haselnuß und zerschmettern oft die herrlichsten Pflanzungen. Mit den Octoberregen verbinden sich oft schreckliche Orkane. — Auf den Europäer wirkt die heiße feuchte Luft, zumal wenn er hitzige Getränke liebt, höchst verderblich; Farbigen schadet sie nichts. Man findet auch, daß Europäer, die sich mäßig im Essen und Trinken halten, sich fleißig baden und leicht kleiden, auf Anhöhen wohnen und die Nachtluft meiden, frisch und munter bleiben und ein hohes Alter erreichen.

Westindien ist arm an einheimischen Säugethieren, reicher an Vögeln, am zahlreichsten sind die Eidechsenarten. Die kropfige Eidechse zeigt sich so zahm, daß sie überall in den Zimmern auf Tischen und Bänken umherläuft. Die Spei-Eidechse vertheidigt sich mit einem schwarzen giftigen Speichel. Die gestreifte Eidechse, besonders auf den Bahamas häufig, zerbricht wie Glas. Die vielen und mannigfaltigen Fische der Gewässer prangen mit den schönsten Farben; das brennendste Roth, das reinste Blau, Grün und Gelb, Silber und Gold wechselt mit einander. Dagegen fehlt es nicht an lästigen Insekten. — Zur Zeit der Entdeckung waren die Inseln größtentheils mit Waldungen bedeckt. Jetzt sieht man fast überall Felder und Gärten, wo das Zuckerrohr, der Kaffeebaum und die Baumwollenstaude gedeiht. Von geringerer Bedeutung ist die Indigopflanze, der Cacao-

baum, der Tabak und die Gewürz-Myrte oder der Piment-Baum (Myrtus pimenta), ein dreißig Fuß hoher Baum mit lederigen glänzenden Blättern, der das englische Gewürz liefert; ein einziger Stamm trägt 150 Pfund Nägelein.

Westindien ist viel stärker als Nord- und Südamerika bevölkert. Die Bahamas gehören den Engländern, eben so Jamaica, wo Kingston mit 33,000 Einwohnern der Hauptort. Die Spanier besitzen das meiste Land, da ihnen außer Cuba auch noch Porto Rico gehört. — Den merkwürdigsten Wechselfällen ist Haïti oder San Domingo unterworfen gewesen. Columbus entdeckte die Insel den 6. December 1492 und nannte sie Hispaniola. Man führte gegen die Eingeborenen einen Vertilgungskrieg, so daß ihre Zahl in sechzig Jahren von einer Million auf 60,000 herabgesunken war. Die Spanier herrschten nun ungestört auf Haïti bis zum Jahr 1630, wo sich an der Nordwestküste die Flibustier oder Bukanier festsetzten. So bezeichnete man im 17. Jahrhundert eine gewisse Verbindung englischer und französischer Freibeuter. Nach der Ermordung Heinrichs IV. in Frankreich (1610) waren nämlich verschiedene Franzosen geflüchtet und hatten eine unabhängige Colonie auf St. Christoph oder St. Kitts gegründet. Von da vertrieben, gingen einige nach Haïti, andere nach der benachbarten kleinen Insel la Portue (Portuga). Mit den letzteren vereinigten sich viele gleichgesinnte Engländer. Die Flüchtlinge auf Haïti beschäftigten sich vorzugsweise mit der Jagd der in großen Heerden wild umherlaufenden Stiere. Das Fleisch rösteten sie nach Art der amerikanischen Wilden blos am Feuer; die Häute verkauften sie an die Seefahrer und erhielten von diesen den Namen Boukaniers (Stierjäger). Ohne Oberhaupt, ohne Gesetze und Weiber lebten diese Jäger im rohesten Naturzustande je zwei zusammen, jeglichen Unterhalt theilend, den sie theils durch die Jagd, theils durch Raub gewannen. Durch Ausrottung aller Stiere nöthigten die Spanier die Bukanier sich mit den Flibustiern auf Portue zu verbinden. Diese Abenteurer erhielten ihren Namen von einer Gattung kleiner Fahrzeuge, deren sie sich zuerst bedienten. Sie zeichneten sich bei ihren Seeräubereien durch tollkühnen Muth aus, indem sie die Schiffe enterten. Sie machten vorzüg-

lich auf die spanischen Fahrzeuge Jagd, welche mit Schätzen beladen nach Europa segelten. Auch an den Küsten landeten sie und plünderten die spanischen Städte. Bei der Vertheilung der Beute erhielten die Verwundeten den größten Antheil, die übrigen gleiche Theile. Der Antheil der Gebliebenen fiel deren Verwandten oder den Armen und den Kirchen zu. Die erworbenen Reichthümer wurden alsbald verschwelgt oder verspielt, indem man den Grundsatz hatte, nur dem Genuß des Augenblickes zu leben. — Nachdem durch kräftige Maßregeln der Engländer und Franzosen dieser Seeräuberstaat gegen Ende des 17. Jahrhunderts unterdrückt war, gingen daraus die französischen Niederlassungen auf der Westhälfte von Domingo hervor, die im Ryswiker Frieden an Frankreich abgetreten wurden. Bald blühte das französische Domingo herrlich auf, während das spanische immer mehr zurückkam. Zur Zeit der französischen Revolution brachen auch auf Domingo Unruhen aus. Die Weißen, Mulatten und Neger bekämpften sich unter einander. An der Spitze der letzteren stand bis 1802 der geniale und edelmüthige Neger Toussaint l'Ouverture. Der Kampf endete mit der Vertreibung der Weißen, als der eigentlichen Grundherren, und es bildeten sich auf der Insel zwei Staaten, eine mulattische Republik und ein Negerkönigreich. Letzteres vereinigte sich 1820 nach der Ermordung des Königs Christoph, der in Kap Henri residirte, mit der Mulattenrepublik, und der von den Spaniern besessene Theil der Insel, welcher sich ebenfalls frei machte, schloß sich dieser Republik an. Neuerlich hat sich der Präsident Soulouque als Faustin I. zum Kaiser von Haïti aufgeworfen. Ein Neu-Yorker Blatt entwirft folgende Schilderung von ihm und seiner Umgebung: „Soulouque oder Faustin I. ist ein schöner, sich etwas zur Dicke neigender Neger von 52 Jahren. Seine Physiognomie ist angenehm, und er lächelt voll Milde, selbst wenn er einen Mord befiehlt. Der Luxus, namentlich in der Toilette, ist seine Leidenschaft. Mehrmals am Tage wechselt er seine Kleidung oder Uniform. Seine Epouletten und Nestelschnüre sind von fabelhafter Größe. Im Reiten sucht er seines Gleichen. Er kann weder lesen noch schreiben, und betrachtet mit Argwohn Alle, die es verstehn, mit der Feder umzugehn. Den größten

Einfluß auf ihn hat ein gewisser Papulot, seines Handwerks ein Hexenmeister. Dieser und die Großpriesterin der Secte des Vaudou, einer Art afrikanischer Freimauerei, sind die Seele der geheimen Berathungen, um die schauderhafteste Barbarei auszuüben. Der äußerst zahlreiche Generalstab der Armee ist ein fressender Krebs für die Finanzen des Landes. Man sieht Obersten, die den Pfriemen und den Knieriemen neben dem Säbel handhaben, und Generale, die in großer Uniform den Koch machen. Poyopo, der Commandant des Geniecorps, ist ein alter Neger aus Martinique, Schuhflicker seines Handwerks, den ein junger Farbiger Namens Richard buchstabiren und addiren gelehrt hat. Der Soldat bildet mehr eine Horde als eine Armee, ist fast stets in Lumpen und logirt, wo er kann. Man giebt ihm jährlich eine Uniform, die aber wegen der schlechten Beschaffenheit kaum einen Monat dauert. Die besondere Garde Soulouque's besteht aus einem Corps von Mörderveteranen. Man nennt sie die großen Stiefel, obgleich sie buchstäblich barfuß gehn." Wir lassen die Wahrheit dieser Schilderung dahingestellt sein und bemerken nur noch, daß die Hauptstadt Port au Prince 20,000 Einwohner zählt.

Die kleinen Antillen sind unter mehrere europäische Beherrscher getheilt. Den Dänen gehört St. Croix mit der Hauptstadt Christianstadt, St. Jean und St. Thomas; die Holländer besitzen St. Martin, St. Eustaz und Saba. Letztere ist ein steiler Fels, den man auf einem in Stein gehauenen, von Abgründen umgebenen, schmalen Stufenpfad ersteigen muß. Oben ist die Bodendecke fruchtbar, die Luft gesund. Das französische Westindien begreift Guadeloupe, Desirade, Maria Galante, Saintes und Martinique, letztere die größte Insel, deren Hauptstadt St. Pierre 30,000 Bewohner hat. Die meisten der kleinen Antillen befinden sich in den Händen der Engländer. Die wichtigste unter den nördlicheren, den Leeward-Inseln, ist Antigua mit der Hauptstadt St. Johns (16,000 Einw.). Aus den südlich davon gelegenen heben wir hervor: Dominica, St. Lucie, St. Vincent, Barbadoes, Tabago und Trinidad. Tabago hat nicht wie die übrigen Antillen schroffe Felsen und hohe Berge, sondern sanfte Hügel und fruchtbare Ebenen. Trinidad besitzt

mehrere schiffbare Flüsse und einen Erdpechsee von einer halben Stunde Länge und eben solcher Breite. Seine Tiefe beträgt zwei bis zehn Fuß. Man findet darin die Uebergänge von dem flüssigen Steinöl zu dem festen Erdharz. Auf mehreren von hartem Pech gebildeten Inseln wachsen Pflanzen, als die wilde Ananas. Der ganze Boden um den See ruhet auf Erdpech, welches sich bis zum Meerbusen von Jaria erstreckt. Daselbst fließt aus einem unterseeischen vulkanischen Schlunde zu Zeiten Erdöl. Im Osten trifft man einen anderen Schlund, der alljährlich im Mai und Juni einige donnernde Knalle hören läßt, begleitet von Rauch und Flammen, denen Erdpechstücke, schwarz und glänzend wie Achat, folgen.

Die Städte Westindiens tragen den verschiedenen Stempel der sie begründenden Völker. Gewöhnlich sind sie offen, die Häuser der Orkane wegen niedrig. In den spanischen Städten haben die Wohnungen gewöhnlich platte Dächer. Die Städte der Engländer zeichnen sich durch Nettigkeit, die der Holländer durch Reinlichkeit aus. Dörfer giebt es in Westindien nicht, sondern lauter zerstreute Güter oder Pflanzungen, auf denen die Herrenhänser geschmackvoll gebaut sind. Die Hütten der Sclaven bestehen dagegen aus gezäunten, mit Lehm beworfenen Wänden.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen über Westindien wollen wir nun einige dieser Inseln nach den Beobachtungen des englischen Wundarztes Waller, der v n 1807 bis 1810, als England mit Frankreich Krieg führte, auf verschiedenen englischen Schiffen als Arzt diente, etwas näher kennen lernen.

Barbadoes.

Das Land gewährt auf der Südseite keinen anziehenden Fernblick, indem es dem Auge nur eine braune Oberfläche zeigt. Die Windmühlen und Pflanzungen der Anhöhen treten zuerst aus dem unbestimmten Braun hervor. Der Boden erhebt sich stufenförmig in mehreren seltsam gestalteten Hügelketten von der Seeküste bis zur Mitte der Insel. Das Grün der bebauten Ebenen sticht schön ab gegen die schwarzen schroffen Felswände, welche die Seiten der Terrassen bilden. Hin und wieder springen

kühne dunkellaubige Kaps vor, die über tiefe Schluchten hängen. Die hübsch gelegenen Häuser der Pflanzer sind von Kohlpalmen umschattet, so wie von Zuckermühlen und Negerhütten umgeben. — Bei der Einseglung in die Bai von Carlisle präsentiren sich angenehm die Kasernen und Spitäler. Im Hintergrunde der Bai liegt die Stadt Bridgetown (bridschtaun), die sich in einer zusammenhängenden Häuserreihe fast rund um den äußersten Rand der Bucht herumzieht. Kokosbäume am Strande unterbrechen die Einförmigkeit des Blickes. Ueber der Stadt erhebt sich amphitheatralisch das mit schönen Sommerhäusern geschmückte Land. Tritt man in die Stadt, so findet man alle Hauptstraßen mit Kaufläden, strotzend von europäischen Gegenständen aller Art, ausgestattet. Fast in allen Häusern dient das Erdgeschoß zu Handelszwecken. Die Gasthöfe werden alle von Mulattinnen gehalten, die den vielen Fremden die übertriebensten Preise für Speise und Trank, Wohnung und Wäsche abfordern und sich auf diese Weise leicht ein großes Vermögen sammeln. Man braucht täglich, wenn man mäßig lebt, etwa zehn Thaler. Allein angesehene Reisende bleiben selten lange in den Gasthäusern, da sich die wohlhabenden Einwohner beeifern, sie als Gäste bei sich zu beherbergen. Das Frühstück besteht hier gewöhnlich aus Fischen, Geflügel, Chocolade, Thee oder Kaffee. Dazu genießt man statt des Brotes geröstete Yams oder Pisangs mit Butter. Die Wurzelknollen der Yams röstet man in glühender Holzasche, nimmt das mehlreiche Innere heraus, und nachdem man ein Stückchen Butter hinzugethan, steckt man den Klumpen wieder hinein, legt die Masse aufs Feuer, bis sie von der Butter durchdrungen ist, und bringt sie so auf die Tafel. Die gurkenähnlichen Pisangs werden auf ähnliche Weise zubereitet, schmecken aber schlechter und beschweren den Magen. Außerdem ißt man auch häufig gebratene Kartoffeln zum Frühstück. Dies wird um acht Uhr eingenommen, das Mittagbrot um drei Uhr. Man ißt die Speisen stark gewürzt und trinkt Madeira dazu. Zum Nachtisch giebt's Früchte. Nach der Tafel fährt man spazieren. — Die geschmackvollen Landhäuser sind meistens aus Holz aufgeführt. Sie haben gewöhnlich eine sechs bis zwölf Fuß breite grün gemalte Gallerie, die statt der Fenster mit luftigen

Jalousien versehen ist. Die Dächer bestehen aus schieferartig gemalten Schindeln.

Auf den Spaziergängen durch die zahlreichen Alleen von Kokosbäumen und Cactushecken mit langen Reihen hoher Kohlpalmen belustigen den Naturfreund die vielen Eidechsen von jeder Farbe und Größe, die unaufhörlich an den Stämmen in windenförmigen Linien auf- und ablaufen. Die meisten sind grün mit himmelblauem Anflug und goldgelb. Man kann diese Thierchen ohne Mühe greifen. Sie pflegen gleich den Chamäleonen ihre Farbe zu wechseln. Erschreckt man sie, so werden sie fast schwarz. Unangenehm sind dagegen auf der Insel die Landkrabben, welche überall den Pfad des Wanderers durchkreuzen und aus einer Erdhöhlung in die andere schlüpfen. Da sie Leichen verzehren, so erregen sie unwillkürlich den Gedanken an den Tod. Nichts desto weniger werden sie gegessen und sogar für Leckerbissen gehalten*). Die erwähnte Kohlpalme dient besonders den Pflan-

---

*) Die gemeine Landkrabbe (Gecarcinus ruricola) wird handgroß, ist blutroth und gelb gefleckt mit einem Eindruck auf dem Rücken wie H. Man nennt sie in Südamerika auch die violette oder gemalte Krabbe. Diese Krebse sind besonders auf Jamaika häufig. Sie leben vornehmlich auf dem trockenen Lande, besuchen jedoch alljährlich das Meer, um ihre Eier zu legen. Gegen Ende Juli oder August verlieren sie ihre Schale. Dieses Vorgangs harrt jeder Krebs unbeweglich in seinem Loche. Während dem erzeugen sich im Leibe 2 bis 4 Steine, welche zunehmen und sich allmählich auflösen, bis die neue Schale vollkommen ausgebildet ist. Zur Zeit des Abwerfens der Schale ist der Krebs am reichsten an Saft, der etwas bitterlich ist und an Wohlgeschmack Alles übertrifft. Es giebt eine Menge Arten, aber nur zwei werden gegessen, die schwarze und die weiße. Die schwarze ist die beste und gilt für den feinsten Leckerbissen. Die weiße (oder vielmehr purpurrothe) ist größer und schmeckt wie unser Krebs. Sie werden häufig gekocht oder, wenn sie auf vornehme Tafeln kommen, gebraten. Fast jede Negerfamilie hat auf der Flur ein durchlöchertes Faß mit Krabben, welche mit Feigenblättern gefüttert werden. Die Neger suchen sie des Abends in den Wäldern mit Fackeln und Körben in ihren Löchern auf. Auf den Feldern suchen sie bei einer Gefahr schleunigst in ihre Löcher zu entwischen, wobei sie die beiden Scheeren aufthun und kneipen, was sie erreichen können. Zur Legezeit, besonders im Mai, bedecken sie auf ihrer Wanderung nach dem Meere zu die Erde zu Tausenden. Dann dringen sie in die Häuser und selbst in die Schlafzimmer, wo sie bald mit ihren großen Klauen kratzen, bald mit Geklapper durch die Gänge rasseln.

zerwohnungen zur Zierde. Sie wird 60, ja über 100 Fuß hoch, hat einen kegelförmigen Stamm und breitet sich oben mit ihren zwanzig Fuß langen Blättern zu einem schönen Sonnenschirm aus. Die zwischen den Blättern hängenden bläulichen Beeren gleichen den Oliven. Aus der Spitze des Stammes schneidet man den dicken weißen, aus zusammengeschlagenen zarten Blättern bestehenden Theil heraus und bringt ihn unter dem Namen Palmenkohl zu Markt. Dieser wird roh mit Pfeffer und Salz, oder in Butter geröstet gegessen.

Dem Fremden gewährt jede Streiferei ins Innere des Landes großen Genuß, aber nur zu Pferde. Auf langen Spaziergängen wird man jedesmal sehr abgemattet. Wir vereinigten uns unser vier zu einem Ausflug ins Land. Weite Hohlwege mit schroff abfallenden, fast unwegsamen Abhängen führten uns in tiefe finstere Schluchten, wohin kein Sonnenstrahl drang. Wir wanden uns durch mehrere solcher Schluchten und ritten dann eine steile sonnenglühende Anhöhe hinan. Auf dem Gipfel erquickte uns indeß der kühlende Hauch der Seeluft. Auf dieser Anhöhe lag ein Landhaus. Obwohl unser Besuch unerwartet kam, ward uns doch alsbald ein köstliches Frühstück vorgesetzt und zwar in einer offenen Gallerie, die eine weite Aussicht auf das Innere der Insel gewährte und vom Ostwind durchstrichen ward. Die zu den Landgütern gehörigen Gebäude liegen durchgängig auf den höchsten Punkten, wohl auch mit deshalb, um die Zuckermühlen durch den Wind treiben zu lassen. — Nach eingenommenem Frühstück begleitete uns unser Wirth und gab uns frische Pferde. Der Weg führte uns auf eine ansehnliche Höhe, von der man in dunkle Gründe und tiefe Schluchten, auf anmuthige Haine und bunte Savannen niederschaut. Hinter der Berghöhe gelangten wir in eine Gegend, wo viel Erdöl gefunden wird. Das Oel scheint zwischen dem Fels und der darauf ruhenden Erdrinde zu fließen. Daher die Erscheinung, daß bisweilen bedeutende Erdstrecken mit Gebäuden und Hainen von der Stelle rücken oder wohl gar im nächsten Thale zertrümmern. Man zeigte uns Kohlpalmen, die tausend Fuß herunter gerückt waren. Nach den bestehenden Gesetzen gehört alles Eigenthum, was auf diese Weise dem einen Herrn entrutscht und dem anderen

zufällt, dem letzteren, und zwar mit gutem Grunde, da der letztere doch sein von dem Rutschlande bedecktes Land verliert. Wir kehrten bei einem Pflanzer ein, der vierzig Jahr in seinem jetzigen Wohnorte ansässig, aber dreimal genöthigt gewesen war, sein Wohnhaus mit Nebengebäuden neu aufzuführen, weil sie gerutscht waren. Das Wohnhaus bestand aus einem Erdgeschoß mit niedrigem Dach, enthielt aber viele Zimmer. Der Pflanzer zeigte uns die Stellen seiner beiden früheren Wohnungen und die Bäume, die das Erdreich mit sich fortgeführt. Seine jetzigen Gebäude standen in einer Niederung und lehnten sich an eine große Felsmasse, deren natürliche Aushöhlungen dem Besitzer zu bequemen Vorrathshäusern dienten. Nicht weit davon befand sich in einem Kessel von zwei Fuß Durchmesser und einem Fuß Tiefe eine brennende Quelle. Das darüber schwebende Gas entzündet sich sogleich, wenn es mit einem brennenden Gegenstand in Berührung kommt. Die Flamme bleibt, bis sie ausgeblasen oder gedämpft wird. — Wir kehrten mit unserem Wirth nach seinem Landgut zum Mittagsmahle zurück. Auf diesem Ritt begleiteten uns mehrere Sclaven zu Fuß, und diese hielten sich, wenn wir scharf ritten, an die Schwänze unserer Pferde, um mitzukommen. Ein trauriger Anblick!

Um mich auf der Insel häuslich einzurichten, zog ich eine heimische Frau zu Rath. Diese meinte, ich müßte wenigstens zwölf bis vierzehn Sclaven halten, wobei sie bemerkte, daß sie selbst für sich, ihren Gatten und ihr Kind die möglichst geringe Zahl von achtzehn halte. Ich suchte mich so einzurichten, daß ich mit Einem Neger ganz bequem lebte. Die Eingeborenen aber, von Kindheit auf an's Befehlen gewöhnt, haben keinen Begriff davon, daß man Etwas selbst thun könne, und so wird ihnen Trägheit zur anderen Natur. Jeder, der es vermag, schickt ein farbiges Kind mit dem seinigen in die Schule, wo es von seinem jungen Gebieter beliebig gestoßen, gekniffen und auf alle Weise geplagt wird.

Was die Witterung betrifft, so kann man eigentlich nur feuchtes und trockenes Wetter unterscheiden. Nach der größten Hitze und Dürre im Juni tritt die Regenzeit ein. Die folgenden Monate bringen viele starke, oft vier und zwanzig Stunden

andauernde Gewitter. Ich erlebte ein Gewitter, wo von früh morgens um zwei Uhr bis nachmittags um zwei Uhr der Donner rollte und der Himmel fortwährend in Feuer stand. Nach dem Aufhören des Regens im August folgen Orkane. Einer der furchtbarsten wüthete am 10. October 1780 auf Barbadoes. Die ganze Insel ward verwüstet und die Hauptstadt Bridgetown der Erde gleich gemacht, so daß man kaum die Stellen der früheren Wohnhäuser wieder auffinden konnte, indem Alles viele Stunden lang von den hoch aufbrausenden Meeresfluthen überströmt wurde. Es verloren dabei 4326 Menschen das Leben. Während der Sturmzeit stellen sich allerlei Krankheiten und Seuchen ein, so daß man in der Stadt dann oft tagtäglich Leichenbegängnisse sieht. Mit dem December verschwinden die Stürme, die unregelmäßig aus allen Weltgegenden wehen; es setzt sich der kühle und stark wehende Nordost-Passatwind fest und verbreitet mit neu belebendem Hauch frische Gesundheit. Daher heißt hier mit Recht der December der Arzt. Ein paar Monate hindurch herrscht nun angenehmes Wetter. Zur Zeit der Frühlingsgleiche aber dreht sich der Wind nach Südost und bringt dörrende Gluth, bis die Regenzeit wiederkehrt.

St. Croix.

Die Insel gehört den Dänen, ist vortrefflich angebaut und wird mit Recht der Garten Westindiens genannt. Der Hauptort Christianstadt auf der Nordküste, hat einen sehr sichern Hafen. Man landet an einem großen, mit schönen Gebäuden umgebenen Kai, einem Schauplatze des lebhaftesten Verkehrs. Die Straßen der Stadt sind sämmtlich breit, lang und gradlinig. Man sieht überall große geschmackvolle Häuser, sämmtlich von Steinen oder Ziegeln erbaut und an der Front mit Vorgebälken versehen. Das Haus des Gouverneurs gleicht einem königlichen Palast. Kutschen mit prächtig gekleideten Bedienten rollen umher, und auf der ganzen Insel sind die Straßen so trefflich gehalten, daß man in diesen Kutschen überall hinreisen kann. Ein Theil der Stadt ist mit großen Muscheln gepflastert. Drei Kirchen erheben sich über die Häusermasse, unter denen besonders eine durch Schönheit der Bauart das Auge fesselt.

Bemerkenswerth auf dieser Insel ist noch **Friedrichsstadt**, im Hintergrunde einer Bai gelegen und von der See aus einen bezaubernden Anblick gewährend, weil hinter der Stadt senkrechte Berge emporsteigen, die bis zum Gipfel angebaut sind. Umher liegen zierliche Landhäuser mit Negerhütten, wie man sie nirgends so gut auf anderen westindischen Inseln findet. Die Sclaven der dänischen Inseln erfreuen sich überhaupt einer milden Behandlung und sind größtentheils durch Missionare zum Christenthum bekehrt. — Ich bestieg einen der Stadt benachbarten Berg von ungefähr 2000 Fuß Höhe und genoß eine überraschende Aussicht. Der ganze Kanal zwischen St. Croix und Porto Rico mit seinen zahlreichen Inselgruppen lag zu meinen Füßen und wurde von dem Purpur der eben untergehenden Sonne übergossen. Ein zwei bis drei Meilen entfernter Felsen hat auffallende Aehnlichkeit mit einem Schiff. Die Matrosen nennen ihn daher den Segelfelsen, die Umwohner aber den Franzosenfelsen. Als nämlich im amerikanischen Freiheitskrieg eine französische Fregatte in diesen Gewässern kreuzte, traf sie des Nachts auf diesen Felsen, und da die Mannschaft ihn für ein Schiff hielt, rief sie den muthmaßlichen Gegner an. Der Ruf ward von dem Felsen durch ein lautes Echo wiederholt, worauf der französische Schiffscommandeur demselben eine volle Ladung beibrachte. Dieser gab nicht nur das Echo des Kanonendonners, sondern auch einige Kugeln zurück, die lothrecht an- und abprallten. Die Franzosen eröffneten nun die furchtbarste Kanonade, bis der Morgenstrahl sie belehrte, daß sie es mit einem steinernen Gegner zu thun gehabt.

Maria Galante.

Diese französische Insel hat auf der Westseite viel Aehnliches mit Barbadoes; doch je mehr man sich dem nördlichen Ende nähert, desto kühner wird der Charakter der Landschaft. Die Hügel erscheinen großartiger, die Wälder werden dichter, die hochstämmigen Bäume zahlreicher. Man sieht noch ausgedehnte Landstriche in jungfräulicher Naturfülle ruhen. Ein bedeutender See ist nur durch eine Sandbank vom Meere getrennt. Er hat eine Länge von zwei Meilen und windet sich in man-

nigfachen Krümmungen um mehrere Hügel herum. Bald zeigt sich ein breiter Wasserspiegel, bald nur ein schmaler Flußstreifen, bald verschwindet alles dem am Ufer Wandernden hinter Hügeln. Viele kleine Eilande erheben sich aus dem Wasserspiegel, und zwischen denselben bewegen sich Fischerboote. Manche Durchfahrten sind so eng, daß die Ruder an den Seiten nicht Raum finden, und dabei von Schlinggewächsen überwuchert, so daß die Boote unter grünen Gewölben wegfahren. — Im Westen von Maria Galante erblickt man Guadeloupe mit seinem 5000 Fuß hohen Vulkan le Soufrière oder Schwefelberg, aus dessen kraterlosem Gipfel bei Tage fortwährend Dampf emporwirbelt. Des Nachts erscheint die Rauchwolke, besonders in der Jahreszeit der Stürme als leuchtender Dunst. Von den Seitenwänden des Feuerspeiers stürzen während der Regenzeit viele Giesbäche in Katarakten herab und nehmen sich bei Sonnenaufgang wie Schleierstreifen aus, die lakenartig am Abhang niederhängen.

Ich erlebte auf Maria Galante als Hospital-Aufseher ein Erdbeben und einen Sturm. Das Erdbeben erfolgte abends um acht Uhr. Ich hatte mich eines Magenübels wegen in meine Hängematte gelegt und war fest eingeschlafen. Plötzlich wurde ich durch einen starken Ruck aus der Hängematte auf den Boden des Zimmers geschleudert. Mein Licht war umgeworfen und ausgelöscht; über meinem Haupte hörte ich ein furchtbares Getöse. Es däuchte mir, als ob alle Balken im Hause krachten. Ich versuchte aufzustehen, ward aber aufs neue zu Boden geworfen und die Hängematte schlug mir heftig in's Gesicht. Ich suchte am Boden mein Licht und eilte dann im Finstern nach dem Hospital, an welches mein Zimmer stieß. Dort fand ich Alles in der größten Verwirrung. Alle Kranke waren aus dem Hause gelaufen, ohne recht zu wissen, was vorgegangen sei. Ich trieb alle wieder in's Haus und ging nach dem Hospital der Genesenden. Hier fand ich eine der steinernen Seitenmauern von oben bis unten geborsten. Darauf begab ich mich in das Haus des Oberbefehlshabers. In diesem Hause schlief die Bootsmannschaft auf einer Dachstube, deren Fußboden verfault war. Unterhalb derselben saßen in einem Zimmer mehrere Bootsleute, während die anderen schon schliefen. Die Schlafenden wurden

aus den Hängematten geschleudert, und der schwerste von ihnen brach durch den Fußboden, so daß er grade auf den Tisch fiel, um welchen seine wach gebliebenen Cameraden saßen. Die Sitzenden hielten den durch die Zimmerdecke niederstürzenden Menschen für den leibhaftigen Teufel, liefen davon und verursachten in dem Hause die größte Verwirrung. — Noch schrecklicher als diese Erderschütterung war der Sturm, der an einem Sonntag Abend hereinbrach, als ich von einem Besuch auf dem Lande zurückkehrte. Während ich langsam am Strand hinritt, war die Luft todtenstill, die See schwoll und die Wogen brachen sich hohl am Strand. Ein Eingeborner, der mir begegnete und dem ich meine Freude über den schönen Abend zu erkennen gab, erwiederte seufzend: „Wollte Gott, er wäre erst glücklich vorüber!" und machte mir bemerklich, daß ein schwerer Sturm im Anzuge sei. „Sehen Sie," sagte er, „wie die Wogen schwellen ohne Wind, wie stark der Soufrière dampft, wie das Hornvieh umherläuft, die Vögel flattern, die Sterne mit ungemein großem Lichte flimmern! Hören Sie auch, wie es schon in der Ferne rauscht, obgleich kein Lüftchen weht!" Der Eingeborene verließ mich. Zu Hause traf ich fröhliche Gesellschaft, und vergaß bald die mir gegebene Warnung. Erst spät legte ich mich nieder. Aber kaum war ich etwa um ein Uhr eingeschlafen, als auf einmal meine Wohnung in ihren Fundamenten erbebte. In demselben Moment wurde das Dach mit lautem Getöse abgehoben und fortgeschleudert, und ich hörte nun unter dem dunklen Wolkenhimmel die ganze Wuth der brausenden und heulenden Windsbraut. Schnell raffte ich mich auf und stürzte in's Hospital. Als ich die Thür öffnen wollte, blies der Sturm mit solcher Heftigkeit die Treppe hinauf, daß ich sie mit aller Anstrengung nicht öffnen konnte. Dann flog sie von selbst auf und war mit keiner Gewalt wieder zu schließen. Beim Eintritt in das Hospital fand ich sämmtliche Fensterläden nebst einem Theile des Daches weggerissen. Gleichzeitig stieg das Meer, welches die Mauern des Hospitals bespülte, mit schaumgepeitschten Wogen bis vor den Eingang. Ueberall herrschte Furcht und Schrecken. Niemand wußte, wohin er flüchten sollte, da man in den Gebäuden Gefahr lief, verschüttet zu werden, außerhalb derselben aber

dem Sturm zur Beute zu dienen. Dazu war Alles in dichte Finsterniß gehüllt, so daß Keiner dem Andern Hülfe leisten konnte. Nur einzelne Blitze durchzuckten die schwarze Nacht und zeigten den Graus der Verwüstung. Während ich an dem einen Ende des Hospitals mit den Kranken zu thun hatte, um ihnen Trost einzusprechen, ließ sich am andern Ende ein furchtbares Krachen vernehmen. Ich lief dorthin und sah, wie die Meereswogen in das Erdgeschoß stürzten, nachdem sie einen Theil der Mauer zertrümmert hatten. Bald trieben Ruderstangen und Planken herein, und wir überzeugten uns, daß ein Schiff an's Land geworfen und grade gegen die Hospitalmauer geschmettert war. — Vier Stunden dauerte die Schreckensscene. Der Morgen enthüllte den angerichteten Schaden. Die kleineren Fahrzeuge im Hafen waren sämmtlich gescheitert, eine Menge Häuser abgedeckt, viele Bäume entwurzelt und die ganze Vegetation ihrer Blätter beraubt, so daß die Landschaft ein völlig winterliches Ansehen bekommen hatte. Am Strande lagen Haufen von Meergras, und der Boden war vielfach ausgewühlt oder emporgehoben. An der Ostküste der Insel hatte die tobende See ein Schiff mit eilf Mann über ein hohes Felsenriff geschleudert und mitten unter Bäumen niedergesetzt, so daß es sich des Morgens auf dem Trockenen befand. Eine Kriegsbrigg war mit Mann und Maus untergegangen.

II.

Georgetown

und eine

Fahrt auf dem Essequibo in's Innere von Brittisch-Guiana.

Nach

Richard Schomburgk.

Die brittische Barke „Cleopatra“ brachte uns nach einer vierwöchentlichen Fahrt aus der Mündung der Themse glücklich in die des Demerara. Eine Menge Boote, Fischerkähne, Schaluppen mit dreikantigen Segeln, Schooner und andere Fahrzeuge kamen uns entgegen, während die Coloniestadt Georgetown (Dschordschtaun, Georgsstadt) oder Demerara ihr Antlitz noch in den grünen Schleier einer undurchdringlichen tropischen Vegetation verhüllte; nur der majestätische Leuchtthurm zeigte sein stolzes Haupt mit der lustig wehenden rothen Flagge, und bald folgten die gewaltigen, den Siedehäusern der am Westufer liegenden Zuckerplantagen angehörigen Schornsteine, umringt von Kohl- und Kokospalmen. Die unmittelbare Küsten- und Uferbesäumung bildet der gemeine Wurzelbaum (Rhizophora Mangle), der schwarze Salzbaum (Avicennia nigra) und eine Laguncularia (L. racemosa), von denen die beiden letzteren in der Ferne aussahen, als wären sie zu dichten gleichmäßigen Hecken mit der Scheere beschnitten. Hinter ihrem dunkelen vollsaftigen Grün blickten die freundlichen Gebäude der Plantagen durch, bis sich endlich auf dem Ostufer Georgetown, eingefaßt mit Hunderten von Masten, vor uns ausbreitete. — Schon eilte die Sonne dem westlichen Horizont zu, als wir langsam an dem Fort William Frederick, dem sich der Leuchtthurm anschließt, durch die langen Reihen der Kauffahrteischiffe mit englischen und nordamerikanischen Flaggen, begrüßt vom Hurrah der auf den Decken versammelten Matrosen, vorüberfuhren. Die Bemannung der Küstenfahrer bestand aus halbnackten Negern und Farbigen, die, mit dem Ausladen der Landesproducte beschäftigt, ihre Arbeit unter einem eigenthümlichen Gesange förderten. Mit dem Eintritt des Abends erscholl fröhlicher Scherz, Lärm und Gesang

von allen Schiffen, und dazwischen drangen einzelne grelle oder melodische Töne verschiedener Instrumente zu uns herüber. Ein dumpf donnernder Kanonenschuß des Forts verkündete den Zapfenstreich und fand in dem Glockengeläute der Kauffahrteischiffe und den tief dröhnenden gewaltigen Signalmuscheln der Küstenfahrer seinen Widerklang, bis auch dieser verstummte und die herrliche Musik des am Fort kasernirenden Militairs sanft und belebend im leichten Windhauch zu uns herüberschwebte. Der früheren ausgelassenen Lust auf den Verdecken folgte jetzt die tiefste Stille, die nur durch das Anschlagen der fluthgetriebenen Wellen an die Schiffsplanken oder durch den vereinzelten Ruf eines Capitains nach einem Boote, das ihn nach seinem Schiffe zurückbringen sollte, unterbrochen wurde.

Den anbrechenden Morgen verkündete wiederum ein Kanonenschuß, und die Reveille rief neue Thätigkeit in's Leben. Zahllose Kähne, beladen mit den Erzeugnissen der Plantagen, ruderten stromauf- und stromabwärts der Hauptstadt zu, um dieser die Früchte des Pisangs, Bananen, Mais, Gemüse, Apfelsinen, Federvieh und Fische zuzuführen. Dazwischen tönte lustig aus den dichtbelaubten Uferbäumen das Gezwitscher der größeren und kleineren Vögel, während sich der Ankerplatz mit lärmenden und kreischenden Negerinnen füllte, welche die Kähne erwarteten, um deren Inhalt zu kaufen. Entzückt von dem herrlichen Morgen, sprangen wir in den Kahn und landeten. Die breite Straße, der wir folgten, führte an dem Leuchtthurm vorüber. Wir stiegen sogleich bis zur Gallerie desselben auf 140 Stufen hinauf, um von dieser Höhe die Stadt zu überschauen. Ein überraschendes Rundgemälde lag vor uns. Weithin schweifte das Auge über das wogende brandende Meer bis zum fernen Himmelssaum. Schaukelnd tanzten die leichten Fischerkähne auf den sich kräuselnden Wogen, um im nächsten Augenblick wieder zu verschwinden, während der gewichtige Küstenfahrer sie schäumend durchschnitt. Unten wehten die bunten Flaggen des Mastenwaldes, und im mannigfaltigsten Wechsel entfaltete die Stadt, wie eine reichgeputzte Schöne, ihre freundlichen hölzernen grellangestrichenen Häuser mit den sie überragenden Kirchen und öffentlichen Gebäuden, mit dem glänzenden Grün ihrer tausend schlan-

ken Palmen, mit ihren breiten belebten Straßen, mit ihren vielen Kanälen, wie Pulsadern den riesenmäßigen Körper durchschneidend, der von näheren oder ferneren Zuckerplantagen mit dampfenden Schloten, den Ausrufungszeichen der Neuzeit, eingeschlossen wurde. Weit im Westen bemerkten wir die dunkelbelaubten Ufer des Essequibo, indeß sich unter uns der vorüberrollende Demerara wie ein silbernes Band durch die lachende Ebene zog.

Als wir durch die breiten, von geräumigen Kanälen durchschnittenen Straßen gingen, begegneten uns Neger mit gewaltigen Lasten auf dem Kopf, Negerinnen, welche Eis feil boten, Knaben und Mädchen mit Flaschen oder Körbchen, Farbige von allen Schattirungen; dazu kamen Karren mit knarrenden Rädern und bespannt mit Maulthieren. Die meistentheils zweistöckigen Häuser werden fast durchweg von einem Garten umschlossen, den ein Graben oder Kanal von dem des Nachbars scheidet. Anmuthig sich windende Wandelwege findet man mit den herrlichsten Orangenbäumen besetzt, und auf den freundlichen Grünplätzen (Green's) hat man Gelegenheit, die reichste Flora zu bewundern in den mächtig wuchernden Balsaminen, malvenartigen Hibisken, Korallen-Bohnen (Erythrina), Centifolien und Monatsrosen, Jasmin und blühenden Oleandersträuchen, Flammenzetten (Ixora) ꝛc., so wie in den Passifloren und Trompetenblumen (Bignonia), welche die Stämme und Zweige der Bäume mit schwebenden Blumenbeeten verzieren.

Nachdem wir an Bord zurückgekehrt waren, bewirthete uns der Capitain mit einem trefflichen Frühstück von Orangen, Ananas und andern tropischen Früchten. Darauf bezog ich eine in der Stadt gemiethete Wohnung meines Bruders (Robert Schomburgk), der sich damals in Georgetown aufhielt. Nach Sonnenuntergang schwelgte ich in neuen Genüssen, als aus den gegenüberliegenden Gärten fast betäubende Balsamdüfte durch die geöffneten Fenster drangen, als das zirpende, schwirrende und schrillende Chor zahlloser Cicaden und Grillen herab- und herauftönte, als der im Glanz des Mondes und des nicht weniger helle strahlenden Abendsterns erschimmernde Nebelduft tausend leuchtende Insekten wie durch einen halbdurchsichtigen Schleier erblicken ließ, während phantastisch gekleidete Spaziergänger mit

aufgespannten Schirmen, um sich vor den nachtheiligen Mondstrahlen und dem eben so gefährlichen Nachtthau zu schützen, die Straßen füllten oder fernher wild lärmende Musik und klagender Gesang tanzender Neger erscholl. Berauscht von allen diesen mächtigen Eindrücken, suchte ich erst spät meine Hängematte auf; aber hier schütteten Schwärme blutdürstiger Mosquito's, welche durch die geöffneten Fenster einpassiren konnten, mir das erste Gift in den Becher des Entzückens.

Die Colonien Berbice, Essequibo und Demerara, wozu Georgetown (früher Stabroek) gehört, wurden im Jahre 1812 von den Holländern an Großbritannien abgetreten und blühten seitdem sehr auf, bis die Freilassung der Sclaven 1838 den Plantagebesitzern einen empfindlichen Stoß versetzte, da der freie Neger von Natur zu träge ist, um mehr als einen oder zwei Tage in der Woche zu arbeiten, wo er bei dem sehr hoch gesteigerten Tagelohn so viel verdienen kann, um für die übrigen Wochentage gemächlich zu leben. Man hat den Ausfall an Arbeitskräften durch Einwanderer zu ersetzen gesucht; aber mit Ausnahme derer, die von Kindheit auf die tropische Sonne sahen, widerstanden nur die wenigsten der hierhergezogenen Canadier, Deutschen und selbst der Portugiesen aus Madeira dem Klima. Von vier hundert armen Rheinländern und Würtembergern, die sich in den Jahren 1839 bis Anfang 1841 hierher hatten verlocken lassen, waren bei meiner Abreise von Demerara (im Juni 1844) noch etwa zwanzig übrig. Wiewohl sie fast nur in den beschatteten Kaffeefeldern arbeiteten, so brach doch alsbald das gelbe Fieber unter ihnen aus, wozu bei einigen freilich der ungeregelte Genuß geistiger Getränke, namentlich des Rums, beitrug. In demselben Zeitraum schmolzen 10,000 Portugiesen bis auf 3000 zusammen. — Georgetown zählt dermalen 23,000 Einwohner, darunter 4000 Weiße, größtentheils Engländer, da nur sehr wenige der früher hier ansässigen Holländer zurückgeblieben sind. Wegen der Lage der Stadt unmittelbar an der Küste und auf einem aufgeschwemmten Boden sind die Häuser fast durchgängig aus hartem Holz auf drei bis vier Fuß über der Erde hervorstehenden Pfeilern aufgeführt und bis unter das Dach mit starken Brettern beschlagen, so wie mit Schindeln ge-

deckt und das Ganze mit einer dunkeleren oder helleren Oelfarbe angestrichen. Aus Mangel an süßem Wasser besitzt jedes Haus einen Behälter oder eine Cisterne zum Auffangen des Regenwassers, das aber bei großer Hitze schnell verdunstet. Man hat daher mit günstigem Erfolge viele artesische Brunnen gebohrt, und bei einzelnen derselben zeigt sich die Eigenthümlichkeit, daß die Höhe des Wasserstrahls genau durch die Ebbe und Fluth bedingt wird. — Die Straßen werden sehr reinlich gehalten, namentlich darf sich kein Schwein daselbst sehen lassen. Aus diesem Grunde finden fast täglich komische Scharmützel zwischen den Reinlichkeitsbeamten und den Eigenthümern statt. Gelingt es diesen, das kreischende und grunzende Ungethüm den Händen der beutegierigen Wächter zu entreißen und es über ihre Schwelle zu ziehen, so ist es gerettet und der Herr desselben straflos. Ein solcher Kampf, dem Hunderte von Negern zuschauen, ohne sich dabei zu bethätigen, was hart bestraft werden würde, läuft meistens am übelsten für den armen Zankapfel ab, da die Wächter große Waldmesser bei sich führen, um augenblicklich, sobald sich der Sieg auf die andere Seite neigt, dem Thier die Beine durchzuhauen oder es auf andere Weise zum Laufen unfähig zu machen. — Durch Reinlichkeit zeichnen sich auch die Krankenhäuser und großartigen Kasernen aus. In den letzteren befinden sich einige Compagnien des aus Schwarzen bestehenden ersten westindischen Regiments. In ihren rothen Uniformen und weißen Pantalons mit schwarzen Fäusten, schwarzen Gesichtern und wolligem Kraushaar nehmen sie sich schnurrig genug aus; aber durch die verschiedenen Stammzeichen, die ihnen in der frühesten Jugend auf Stirn, Schläfe, Backen oder am Munde eingebrannt wurden, wozu sich bei Einigen noch spitz gefeilte Vorderzähne gesellen, erhalten ihre Züge in der That etwas Furchtbares. Auffallend ist es, daß die größte Zahl aller Neger sich nicht sowohl zur bischöflichen Kirche, als vielmehr zum Katholicismus oder zu einer der kirchlichen Secten, namentlich zur Secte der Wiedertäufer, halten. Es giebt hier zwei Kathedralen, die der bischöflichen und der katholischen Kirche. Unter den übrigen öffentlichen Gebäuden zeichnet sich das riesige imposante neue Stadthaus aus. Auf dem großen schönen Platz vor demselben finden

alle öffentliche Executionen statt. In der Nähe des Stadthauses liegt auch der neue Marktplatz. Er wird in Betreff der Umgebungen gewiß nur von wenigen Plätzen Europa's übertroffen. Ihn begrenzen die elegantesten Kaufmannsgewölbe, denen sich die sauberen Fleischbänke anschließen. Diese ziehen sich wieder bis zu dem ausgedehnten, über den Fluß gebauten Schlachthause, in welchem alles Vieh geschlachtet und gereinigt werden muß. Alle Ueberbleibsel fallen unmittelbar in den darunter hinströmenden Fluß, und werden dort von der Fluth weggeschwemmt oder von den gierigen Rachen zahlloser Hai- und anderer Raubfische aufgefangen. Die Zahl dieser gefräßigen Ungethüme in der Nähe des Schlachthauses geht in das Unglaubliche, und wehe dem, der durch einen Fehltritt mit dem Wasser in Berührung kommt! Von einem Neger, welcher während meines Aufenthalts in den Fluß fiel, fand man bei der kaum eine halbe Stunde darauf eintretenden Ebbe nur noch einige abgenagte Knochen. Der Markt ist sehr reich mit Fleisch und Federvieh versehen; nichtsdestoweniger stehen beide in ungemein hohem Preise, da das Fleisch, wenn es nicht am Schlachttage verkauft wird, bereits am Abend in Fäulniß übergeht. Auch die schmackhaften Fische aus den Flüssen des Innern muß man entbehren, indem sie sich bei der feuchtheißen Temperatur kaum wenige Stunden eßbar erhalten. Das Federvieh wird nicht mehr in der früheren Masse gepflegt. Gänse und Truthühner liefert Nordamerika, eben so durchgängig die Butter, da die Kühe hier so wenig Milch geben, daß nur auf den größten Meiereien an Butterbereitung gedacht werden kann. Die gewöhnlichsten Fleisch- und Brotpreise sind nach unserem Gelde das Pfund Rindfleisch 10 Sgr., Hammelfleisch 18 Sgr.; Schweinefleisch 9 Sgr, Brot $4\frac{1}{2}$ Sgr. Fische und Federvieh sind verhältnißmäßig noch theurer. An Miethzins bezahlten wir für einige kleine Räume monatlich 75 Thlr., und so wird erklärlich, daß Georgetown zu den Städten Südamerika's gehört, wo fast jede Stunde Aufenthalt mit Gold aufgewogen werden muß. Die Hauptnahrung der Aermeren besteht aus eingeführtem Pökelfleisch, dem sogenannten Salzfisch, einer Art Stockfisch aus Neufoundland, und einigen gerösteten oder gekochten Pisangfrüchten. Auf dem Frucht- und

Gemüsemarkt vereinigen sich die verschiedenartigsten tropischen Erzeugnisse mit denen der nördlichen Zone, namentlich Gurken, Bohnen und Spinat; doch vermißte ich unsere Traube, so wie Feigen, Erd-, Johannis-, Stachel- und Himbeeren. Dasselbe war mit den Erzeugnissen der Apfel-, Birn-, Pfirsich- und Aprikosenbäume der Fall, die ungeheuer wuchern, selten zur Blüthe gelangen und niemals Früchte tragen. Einer gleichen Ueberwucherung ist auch die Zwiebel unterworfen. Salat, Kohl und Blumenkohl werden nur als sogenannter Lattich verbraucht, indem die beiden ersteren keine Köpfe, der letztere keinen Blüthenstand bildet. Dagegen hat man den sehr beliebten Palmenkohl, der den feinsten europäischen Gemüsearten in nichts nachsteht und an Geschmack unserem Spargel ähnelt; freilich kostet eine ganz mäßige Portion davon jedesmal einer Palme das Leben, die umgehauen werden muß, um den zwischen den Wedelscheiden liegenden eßbaren Theil zu erhalten. An mächtige Kürbisse, Maiskolben und große Massen verschiedener Wurzelknollen und Brotbaumfrüchte schlossen sich Schichten von Kokosnüssen an, in deren viel gerühmter Milch ich widerlich süße Molken zu trinken glaubte, ferner Ananas und saftige Orangen, die Früchte des sauren Flaschenbaumes (Anona muricata), deren Saft die herrlichste Limonade giebt, und des süßen Flaschenbaumes (Anona squamosa), in der man fette Sahne mit Zimmet zu genießen glaubt, und wie sie sonst alle heißen mögen. Dazwischen denke man sich das Lärmen, Treiben und Kreischen der Negerinnen, das Rennen und Jagen der geschäftigen Einkäufer, während sich immer neue Colonnen von Negern und Farbigen aller Schattirungen mit gefüllten Körben auf dem Kopfe vom Flußufer herandrängen, um mit ihrer Waare nicht zu spät zu kommen. — Die Läden in den Straßen bieten Alles dar, was ein an Luxus gewöhnter Europäer nur wünschen kann. Alle Welttheile wetteifern, um das zu liefern, was das Land selbst nicht besitzt. Nordamerika sendet Mehl, Kartoffeln, Federvieh und andere Nahrungsartikel, hauptsächlich aber Eis. In Boston allein bestehen sechzehn Gesellschaften um alle Welt damit zu versorgen. Das Eis wird vermittelst einer Maschine in viereckige Blöcke von wenigstens zwölf Zoll Dicke zersägt, und an Bord der Schiffe

mit Stroh und Heu in dünne luftdichte Holzkisten gepackt. Diese Eisschiffe werden dann zugleich zum Transport für frisches Fleisch, Butter rc. benutzt. England bringt seine Manufacturwaaren, Frankreich, Spanien und Portugal ihre Weine. Die Ausfuhr beschränkt sich auf Zucker, Kaffee, Rum, Syrup und etwas Cacao. Die früher ausgedehnte Erzeugung der Baumwolle ist seit Freilassung der Sclaven auf Null herabgesunken, da man nicht mit der durch Sklavenhände gewonnenen in Concurrenz treten konnte. Die hiesigen Handwerker und Künstler sind fast durchgängig Europäer; doch laufen ihnen häufig die Farbigen den Rang ab.

Die unbeschränkte Gastfreiheit Westindiens ist auch in Georgetown heimisch, und ich folgte besonders gern den Einladungen holländischer Familien, deren biedere Einfachheit, Herzlichkeit und Innigkeit mir in der Fremde äußerst wohl that. Die luxuriösen Zirkel der reichen Engländer haben dagegen viel Steifes und Gekünsteltes. Bei der inneren Einrichtung der europäischen vornehmen Häuser hat man sein Hauptaugenmerk darauf gerichtet, dem Luftzug so viel als möglich Spielraum zu geben, den man durch das Oeffnen aller Fenster und Thüren noch zu unterstützen sucht. Jedes Fenster ist mit grünen Jalousien versehen, die beim Oeffnen der Glasfenster herabgelassen werden, und damit am Abend die Lichter ruhig brennen können, stellt man über dieselben große geschmackvoll geschliffene Glasglocken. Im Erdgeschoß nimmt durchgängig der Speisesaal die Mitte des Gebäudes ein. Daneben liegen zwei Seitenzimmer. Hinter diesen Gemächern führt eine Gallerie, in welcher sich die Treppe zu den oberen Stockwerken befindet und die Pottery, ein kleines Gemach zur Aufbewahrung der Tischgeräthe und der abgetragenen Speisen. Die Küchen sind durchgängig in den Nebengebäuden; Gewölbe, unterirdische Keller und Souterrains hat man nicht. Der Einrichtung des unteren Stockwerks entspricht die des oberen. Die steinernen Häuser sind in Verruf, da sie sich während der Regenzeit als dumpf und ungesund erwiesen haben. Die Wände der Zimmer und den Fußboden bekleidet das herrlichste Holzmosaik, das aber jetzt vielfach durch Tapeten verdrängt wird. Das Tafelwerk und den Fußboden reibt man wöchentlich einige-

mal mit Citronensaft oder mit der Pompelnuß, was nicht blos zur Säuberung dient, sondern auch die Luft erfrischt und angenehmen Geruch verbreitet. Die Betten der Schlafzimmer bestehen aus Matratzen mit einem leichten Federkopfkissen. Das große Himmelbett ist mit einer leichten Gaze umgeben, um die Mosquito's abzuhalten. Jedes erwachsene Familienglied besitzt seine eigenen Zimmer. — Sowohl bei dem männlichen als auch bei dem weiblichen Geschlecht aller Klassen findet man eine bleiche gelbliche Gesichtsfarbe, obgleich sich die höheren Stände, unter denen man viele reizende weibliche Gestalten bemerkt, nie den Strahlen der Morgen- oder Mittagssonne aussetzen. Auch die blühendste europäische Gesichtsfarbe ist bereits nach drei- bis viermonatlichem Aufenthalt spurlos verschwunden. In den vornehmeren Familien fand ich durchgehends einen hohen Grad von Bildung. Der gewöhnliche Zeitvertreib der Damen besteht in Lectüre. Aber Vergnügen! Vergnügen! ist das ewige Loosungswort dieser südlichen Schmetterlingsnaturen, und ein Ball bildet den Gipfel und Glanzpunkt der Lust bei allen Klassen bis zum ärmsten Neger herab. — Ich wohnte einem Privatballe bei, den der Krösus von Georgetown gab. Der Ball beginnt um zehn Uhr; die Herren müssen in schwarzer Kleidung erscheinen. Bei der Tafel waren die seltensten Gaben der Natur auf dem kleinsten Raume vereinigt. Vom Kap bis zum vaterländischen Rhein hatte die Rebe ihr feuriges Blut gespendet, das vorher in großen Eiskübeln abgekühlt war, der übrigen Speisen und Erfrischungen gar nicht zu gedenken. Wie überall, so trugen auch in dieser glänzenden Versammlung drei Kreolinnen den Preis der Schönheit davon. Früh vier Uhr war der Ball beendet. In weißen Pantalons und weißer Jacke, ein seidenes Halstuch nachlässig um den Hals geschlungen, eilt um eilf Uhr des Morgens der Mann der feinen Welt zu der Königin des Balles, um sich nach ihrem Befinden zu erkundigen und auch wohl als Begünstigter bei ihr den Morgenimbiß (Lunch) in kalten Speisen, Früchten und Kuchen zu sich zu nehmen. Bei der Hauptmahlzeit, die am Abend eintritt, muß jeder im Leibrock und schwarzen Beinkleidern erscheinen. Sobald es fünf geschlagen eilt Alles, was auf irgend einen Vorzug Anspruch macht, zur Promenade, „Ring"

genannt. Man bedient sich dabei des Gig, eines leichten zweiräderigen Fuhrwerks oder eines Phaëton. Die jüngeren reichen Damen springen auch wohl auf ihre Zelter und begleiten, umschwärmt von tadelhaften und untadelhaften Rittern, ihre im Wagen sitzende Mutter. Der „Ring", zugleich die öffentliche Straße, wird durch eine Allee der reizenden Kohlpalme (Oreodoxa oleracea) gebildet, die sich am Westende der Stadt eine Stunde den Fluß entlang zieht. Dieser Baum hat in der That etwas Zauberisches durch das eigenthümliche Rauschen der Wedel in der bewegten Luft, so wie durch die plötzliche Entfaltung der großen Blüthenbüschel, die, nachdem sie ihre Hülle vernehmbar gesprengt einen förmlichen Blüthenstaubregen durch die mit Wohlgerüchen erfüllte Atmosphäre ausstreuen.

Die Europäer bilden auch hier, wie in allen andern Colonien, die eigentliche Aristokratie und halten sich streng von allen übrigen Misch-Racen abgesondert, wie denn wiederum jedes den Europäern näher stehende Geschlecht mit Verachtung auf die anderen herabschaut. Unter „Kreolen" versteht man alle die, welche von Einwanderern in Brittisch-Guiana geboren sind, die Eltern mögen nun Europäer, Ostindier oder Afrikaner sein. Der Name „Farbige" begreift alle verschiedene Schattirungen in sich, die aus der Vermischung von Europäern mit Afrikanern und Indianern entstehen. Die aus der Vermischung von Europäern mit Negerinnen entstandene Race wird „Mulatte" genannt. Der schönste Menschenschlag ist unstreitig der aus der Vermischung eines Europäers mit einer Mulattin hervorgegangene, in den spanischen Besitzungen „Quarterons" genannt. Die verschiedenen Abstufungen in der Färbung der Misch-Race kann man ziemlich genau ganz einfach mit einem Glas Portwein und einem Glas Wasser darstellen, indem man von beiden die Hälfte in ein drittes leeres Glas gießt. Diese Mischung zeigt die Mulattenfarbe. Füllt man von dieser Mischung ein anderes Glas um die Hälfte und gießt dann wieder gleich viel Wasser hinzu, so erhält man die nächste Generation. Nachdem man dies zehnmal wiederholt hat, ist endlich jede Beimischung der Farbe des Portweins verschwunden und man hat wieder das reine Weiß. Die Farbigen suchen in ihren Gesellschaften und

auf ihren Bällen den Europäern möglichst nachzuahmen; aber durch unmäßigen Weingenuß werden die anfänglich beobachteten Formen der feinen Lebensart alsbald durchbrochen und die mit allem Glanz begonnenen Vergnügungen endigen dann in blutigen Köpfen und zerrissenen Kleidern. — Den wilden Tänzen der Neger habe ich oftmals beigewohnt. Die Hauptrolle dabei spielt die Trommel in Form eines Fasses oder hohlen Baumstammes, über welche die Haut einer Kuh, eines Ochsen, einer Ziege oder eines Schafes gezogen ist. Im langsamen Tempo bewegen sich die in weißen Mousselin gekleideten, mit gewaltigen rothen Korallenketten behängten Tänzerinnen mit den Tänzern im Kreise vor- und rückwärts. Aber allmählig steigert sich der Eifer der Musiker. Die Schläge der Trommel, zu der sich meist noch ein Triangel oder eine Violine gesellt, werden immer schneller und heftiger, und in gleichem Maße werden die Tänzer zur ausgelassensten bacchantischen Lust fortgerissen, in der sie unter fürchterlichen Sprüngen, Verschlingungen und Verdrehungen Furien gleichen, bis sie endlich in Schweiß gebadet und den Mund mit weißem Schaum bedeckt zu Boden sinken, damit andere Tänzer das von Beifall-Geheul und Geklatsch der dicht im Kreis gedrängten Zuschauer begleitete Schauspiel erneuern. Der für den Europäer so unangenehme Geruch, welcher sich in der Nähe des einzelnen Negers schon auf fünf bis sechs Schritt verräth, wird bei einer solchen Versammlung zur erstickenden Atmosphäre, in der sich der ganze Olymp sammt den Helden der Vergangenheit und Gegenwart erlustigt. Cicero tanzt mit der Proserpina, Merkur mit der Cleopatra, Nelson schüttelt dem Neptun die Hand, Nero fällt Napoleon in die Arme und Hamlet scherzt mit der Aurora, während Romulus und Remus, Blücher und Wellington dem Jubel zueilen, oder Merkur dem L'hombre, dem Whist und der Spadille sammt der Venus und der Helena zuruft, nach Hause zu kommen. Diese auffallenden Namen schreiben sich noch von der früheren Zeit her, wo es den Besitzern oder Aufsehern der Sclaven oblag, ihren neugeborenen Kindern Namen zu geben, die dann meist aus irgend welcher Erinnerung oder von der gerade vorliegenden Beschäftigung hergenommen wurden. — Noch höher als der Tanz stehen dem Neger die Hahnenkämpfe und

die Pferderennen, wobei er seine Wettlust nicht weniger, als die höheren Stände an den Tag legt. Damit verbindet sich die Streitlust und ohne blutige Schlägereien läuft ein solches Schauspiel nie ab. Ich sah in Georgetown ein Pferderennen, dem wenigstens 10 bis 12,000 Neger beiwohnten, welche die gesammte Polizeimacht nicht im Zügel zu halten vermochte. Besänftigende Worte sind bei solchen Gelegenheiten für die Ruhestörer leerer Dunst; besser wirken die anderthalb Fuß langen, an dem einen Ende mit Blei ausgegossenen Stäbe der Polizeidiener, mit denen im Dreiachtel-Tact auf die erhitzten Köpfe losgeschlagen wird. Denn in der Leidenschaft gleicht der Neger dem wuthentbrannten Stier, der blind auf seinen Gegner losrennt. Da unsere Wohnung größtentheils von Negerhäusern umgeben war, so hatte ich Gelegenheit sie vielfach zu beobachten. Es machte mir immer viel Spaß, wenn ich von der Gallerie unseres Hauses herab unsere Nachbaren, denen man am Wochentag gern drei Schritt aus dem Wege geht, des Sonntags in weißseidenen oder mousselinenen Kleidern, duftend wie wandelnde Rosen- oder Jasminstöcke, zur Kirche eilen sah, während sie noch eine Stunde vorher mit dem dampfenden thönernen Pfeifenstummel im Munde, sich nach dem Wetter umsahen. Dies war die komische Seite ihrer Eitelkeit. Aber wahrhaft tragisch wurden die Scenen, wenn ich sehen mußte, wie schrecklich eine entmenschte Mutter oder ein unbarmherziger Vater ihren Sohn oder ihre Tochter mißhandelten, indem sie denselben in blinder Wuth die Kleider vom Leibe rissen, sie bei den Haaren packten, zur Erde warfen und wie ein wüthendes Thier auf dem sich krümmenden und stöhnenden Kinde herumtrampelten, oder indem sie dasselbe an Händen und Füßen gebunden aufhingen und nun mit drei- und vierfach geflochtenem Stricke ohne Wahl geifernd und heulend darauf losschlugen, bis das Blut aus Wunden, Mund und Nase schoß. Noch entsetzlicher sind meist die Prügeleien und ehelichen Zwiste zwischen Mann und Frau oder zwischen zwei eifersüchtigen Nebenbuhlerinnen. Ich habe Kämpfe unter mir auskämpfen sehen, in denen sich die beiden streitenden Furien vollkommen wie zwei wüthende Bulldogs in einander verbissen hatten, und nur dadurch auseinander gebracht werden konnten, daß jede den eingebissenen

Muskel der anderen im bluttriefenden Munde behielt, während ein andermal die Tochter der Mutter den Zeigefinger abgebissen und diese jener einen Theil der Brust mit den Zähnen abgebissen hatte. — Die Bewohner des eigentlichen Innern erscheinen nur höchst selten in der Stadt und vermitteln ihren Tauschhandel in der Regel durch die verderbten Küstenstämme, welche gegen Vögel, gezähmte Säugethiere, Hängematten, geflochtene Körbe, Töpferwaaren, Federschmuck, Früchte, Harze rc., europäische Artikel, als Messer, Scheeren, Beile, Aexte, Pulver, Schrot, Kattun, Perlen rc. eintauschen. Leider sind diese handelnden Küstenstämme alle dem Trunke sehr ergeben, so daß sie oft den größten Theil des gelösten Geldes zur Befriedigung ihrer Gier nach Branntwein verwenden. Die diebischen Neger pflegen solch einer Indianergesellschaft, die sich in der Stadt blicken läßt, wohl nachzufolgen, wie der Schakal oder der Geier einer Karavane in der Wüste, und lassen sie nicht aus den Augen, um sich, sobald die Wirkungen des unmäßig genossenen Rums oder Branntweins beginnen, durch List oder auf andere Weise, in den Besitz des übrig gebliebenen Geldes oder der bereits gekauften Tauschartikel zu setzen.

Nach einem mehrtägigen Aufenthalt innerhalb der Stadt trieb es mich mit Gewalt hinaus in die näheren und ferneren Umgebungen. Freilich durften meine ersten Ausflüge nur kurz sein, da es mir von meinem Bruder und allen neuen Bekannten zur heiligsten Pflicht gemacht war, mich nicht gleich anfangs den auf den neuangekommenen Europäer so schädlich einwirkenden Sonnenstrahlen auszusetzen. Meine Ausflüge waren daher auf die Dauer von sechs Uhr, wo der Tag anbricht, bis acht Uhr Morgens beschränkt, wo ich jederzeit wieder unter das schützende Dach zurückeilen sollte, um den drohenden Gefahren zu entgehen. Nichts desto weniger mußte ich doch unter allen Passagiren der Cleopatra am frühesten dem gelben Fieber anheimfallen, und die geistige Erregung, in die mich der erste Blick in die neue Welt versetzt hatte, wurde nur zu bald bedeutend gedämpft durch die unsäglichen Qualen und Schmerzen jener schauerlichen Krankheit, der ich in einem Grade verfiel, wie ihn sich die Aerzte seit lange nicht entsinnen konnten. — Mein Bruder

und ich hatten den Abend vor dem Ausbruch der Krankheit im Kreise von Bekannten zugebracht. Wohl und munter legte ich mich schlafen. Gegen Morgen weckte mich ein dumpfer drückender Kopfschmerz. Ich hoffte, daß es nach einem Ausflug in's Freie besser damit werden würde. Eitle Täuschung! Kaum mochte ich etwa eine Stunde von Hause abwesend sein, als mein Kopfschmerz sich immer mehr steigerte, wozu sich noch Rückenschmerzen gesellten, während meine Kräfte schwanden. Mühsam schleppte ich mich heim und warf mich in meine Hängematte, wo mich der Bruder bereits halb besinnungslos in der fürchterlichsten Fieberhitze fand. Sogleich wurde der Arzt gerufen. Man verheimlichte mir den eigentlichen Namen meiner Krankheit und versicherte mich, es sei das gewöhnliche Klimafieber, welches ich bald überstanden haben würde. Ich mußte alle zwei Stunden zwanzig Gran Chinin und Calomel als Pulver oder Pillen einnehmen. Mein Bewußtsein schwand indeß schnell dahin und für die folgenden drei Tage fehlte mir nachher jede Erinnerung. Schon am nächsten Morgen hatte man mir den Kopf geschoren und den ganzen Hintertheil desselben, so wie den Nacken in ein großes spanisches Fliegenpflaster gehüllt. Alle Mittel halfen nichts. Das Fieber steigerte sich immer höher und um meine gänzlich aufgeriebenen Kräfte wenigstens noch in Spannung zu erhalten, wandte man die kräftigsten Reizmittel an; ja während des stärksten Fiebers hatte man mir sogar innerhalb zwei Stunden zwei Flaschen Champagner eingeflößt, den ganzen Körper in Eis eingepackt und mit in Eiswasser eingetauchten Tüchern umwickelt. Nichts desto weniger war am Nachmittag des vierten Tages bereits das anhaltende schwarze Erbrechen eingetreten, das in einer kaffeesatzartigen Ausleerung besteht und wodurch sich die beginnende gänzliche Zersetzung der inneren Theile ankündigt. Die Aerzte gaben mich nun als rettungslos auf. Da kehrt einer der Aerzte nochmals zurück, legt mir nochmals die Hand auf's Herz, beugt nochmals das Gesicht zum Munde und findet, daß noch Athem in mir ist. Die medicinischen Mittel werden auf's Neue angewandt, und plötzlich stürzt mir das Blut in einem solchen Grade aus Mund und Nase, daß es erst nach sechs Stunden gelingt, dasselbe zu

stillen. „Ueberlebt Ihr Bruder Mitternacht, so können Sie hoffen", so tröstete einer der Aerzte meinen Bruder nach der Stillung des Blutes. Ich überlebte Mitternacht, und war so nach zwanzig Jahren in Georgetown der erste Fall, daß ein vom gelben Fieber bis zum schwarzen Erbrechen Befallener gerettet wurde. — Als ich nachher den ersten Blick in den Spiegel that, erkannte ich mich selber nicht wieder; nein, das konnte ich nicht sein, sondern ein citronengelber hohläugiger Kahlkopf schaute mir in die staunenden glanzlosen Augen; sogar das Weiße des Auges hatte die gelbe Färbung angenommen. Die Genesung steht hier in gleichem Verhältniß mit der schnellen Krankheitsentwickelung. Ungeachtet ich in der ersten Zeit nicht einmal den Arm von der einen Seite zur anderen bewegen konnte und vollkommen wieder gehen lernen mußte, war ich doch nach vier Wochen wieder ziemlich zu Kräften gekommen, wozu neben meiner starken Constitution gewiß auch das Bewußtsein der allgemeinen mir erwiesenen Theilnahme Bekannter und Unbekannter beitragen mochte. Jeden Morgen prangten meine Zimmer mit dem auserlesensten Blumenflor; die saftigsten Früchte lachten mir von allen Tischen in sauber geflochtenen Körbchen entgegen, und kaum war ich so weit hergestellt, als auch jeden Abend die Equipage des Gouverneurs, bei dem ich früher gern gesehen war, vor meinem Hause hielt, um anzufragen, ob ich ausfahren dürfe; — kurz, Alles hatte sich vereint, mich in meiner Krankheit den fremden Himmel vergessen zu machen.

Es war am 23. December 1840, als wir behufs einer Reise in's Innere von Guiana auf einem Dampfboot die etwa vier Meilen breite Halbinsel umfuhren, welche den Demerara vom Essequibo trennt. Erst gegen Mitternacht erreichten wir die sechs Meilen weiter aufwärts auf einem Hügel gelegene Station Ampa, von wo das Dampfboot nach Georgetown zurückkehrte. Von dem Hügel öffnet sich eine sehr anmuthige Aussicht über den Essequibo, die noch erhöht wird durch die gegenüberliegende Landzunge Bartica-Grove, deren freundliche Häuser aus dem Schatten der Palmen und Pisangs in heiteren

Farben hervorleuchten. — Als ich am Morgen erwachte, bemerkte ich an zwei Ziegen und mehreren Hühnern blutende Wunden, welche von den vielen in dem alten Stationshause eingenisteten Vampyren herrührten. Ich sah daselbst fast von jedem Balken des morschen Daches mit den Füßen fest angeklammert drei bis vier dieser Thiere herabhängen, die ihren Blutdurst so listig stillen, indem sie während des Aderlasses mit den Flügeln wehen und ihre Opfer dadurch in tiefem Schlaf erhalten. Auch einer unserer Leute wurde davon überfallen und hatte am großen Zehen eine dreieckige Wunde, deren Blut nur mit Mühe gestillt werden konnte. Eigenthümlich ist es, daß die Thiere bei den Menschen fast durchgängig die Zehen ansaugen. — Etwas nördlich vom Stationshause mündet in den Essequibo der kleine Fluß Ampa, an dessen Ufern wir den Schlangennußbaum (Ophiocaryon paradoxum) fanden. Der Kern der wallnußgroßen Nuß gleicht nämlich vollkommen einer zusammengerollten Schlange; selbst der Kopf und die Augen treten deutlich hervor.

Am Christabend gedachte ich lebhaft der lieben Heimath. Während dort vielleicht eine ungestüme Windsbraut den Schnee durch die Straßen trieb, dessen aber die Kleinen kaum achten, wenn die Mütter die vom Christbaum hell erleuchtete Stube öffnen, — saß ich bei der scheidenden Sonne noch spät unter einem blüthenschneeigen Mandel-Ahorn (Pekea) und schaute den letzten Strahlen nach, die ihre reichste Sommerfülle über das Land ausgossen. Wie sich kein Thüringer das Weihnachtsfest ohne den rosingespickten Wecken denken kann, so wenig vermag dies der Engländer ohne den Plumpudding. Einer unserer englischen Begleiter hatte vorsorglich alle Zuthaten dazu aus der Stadt mitgenommen und bereitete den Plumpudding auf's Trefflichste, wodurch er die Eifersucht unseres Koches, eines Negers mit Namen Hamlet, in nicht geringem Grade erregte.

Am folgenden Morgen langte mein Bruder mit den unserer Mannschaft noch fehlenden Steuer- und Bootsleuten an, da man diese bei dem Befahren des Essequibo oberhalb der ersten Stromschnellen und Katarakte nur unter den Anwohnern des Flusses wählen darf, welche nicht allein das Bett des Stromes mit seinen zahllosen labyrinthartigen Kanälen genau kennen, son-

dern unter allen Indianern auch allein mit dieser Schifffahrt vertraut sind. Sogleich begannen wir nun, unsere Sachen in die Boote zu vertheilen. Die Instrumente und andere werthvolle Sachen wurden der „Luise“, die übrigen Vorräthe, als Mehl, Reis, Schinken, Butter, Zucker, Kaffee, Wein, Branntwein und die Reiseapotheke, der „Victoria“, die Fässer mit Pökelfleisch, Salzfisch und Handwerkszeug zwei kleinen Booten anvertraut; die „Elisabeth“ enthielt die zum Verpacken meiner Sammlungen nöthigen Gegenstände und Kästchen, mit Tauschartikeln. — Unter dem Abfeuern der Kanonen der Station verließen wir das Ufer mit wehenden Flaggen, unter denen sich vom Stern der Elisabeth lustig die weiße und schwarze Flagge Preußens*) entfaltete, und fuhren den Essequibo aufwärts. Nachdem man Bartica-Grove passirt, wendet sich der Strom bis zur Landzunge Sacarura ungefähr eine Strecke von anderthalb Meilen gegen S. S. O. und verläuft dann zwölf Meilen hindurch ununterbrochen nach S. und S. S. W. Je weiter wir vordrangen, desto üppiger wurde auch die Vegetation des westlichen Ufers, dem wir entlang fuhren, während es sich zugleich an einzelnen Stellen beträchtlich erhöhete. Auf diesen Anhöhen zeigten sich überall freundliche Ansiedelungen Farbiger unter dichten Baumgruppen. Bald aber verschwanden auch diese Niederlassungen, und nur vereinzelt leuchtete uns noch hie und da aus dem saftig grünen Urwald die Wohnung eines Holzhändlers entgegen. Am folgenden Morgen erreichten wir die Landspitze Osterbecke, und damit zugleich die erste zusammenhängende Hügelkette, die hier den Strom bis auf 100 Yards (274 Fuß) zusammendrängt. Zwei große Corials, die am Ufer lagen, gehörten dem Missionar Herrn Youd, der sich uns bald darauf anschloß, um in Pirara seine von den Brasilianern wegen anglicanischer Ketzerei zerstreute Heerde unter dem Schutze von Militairmacht, die ihm vom Gouverneur in Georgetown zugesagt war, wieder zu sammeln.

Bis hieher hatten wir unsere Fahrt auf dem Essequibo

---

*) Man erinnere sich, daß Herrn Richard Schomburgk's Reise im Auftrage des Königs Friedrich Wilhelms IV. von Preußen ausgeführt wurde.

rasch und ungehindert fortgesetzt; jetzt aber näherten wir uns den Stromschnellen von Aritaka, 6° 9′ N. Br., die wir in einer Strecke von mehr als einer Meile zu überfahren hatten. Unzählige Klippen, riesige Granit- und Gneisblöcke eines über 200 Fuß hohen Hügelzuges durchschneiden hier den Strom, der sich durch die bald engen, bald weiteren Zwischenräume und Spalten des Gesteins mit sinnenbetäubendem Getöse einen Weg bahnt. Eine Menge kleiner Inseln umsäumen diese gefahrvollen Stellen und viele Aeste hieher geschwemmter gewaltiger Bäume ragen nach allen Richtungen über den aufgeregten Wasserspiegel empor. Zahlreiche Gesellschaften von Scharben oder Cormoranen und einzelne schneeweiße Reiher haben diese erstorbenen Bäume zu ihrem Ruheort gewählt, und starren uns mit neugierigen Augen an, bis sie sich unter die großen Schaaren der uns schreiend umschwärmenden Schwalben mischen. An einer der kleinen Inseln legten wir an, um unsere Kähne einzeln und zum Theil mit Hülfe von Seilen über die ersten Schnellen hinweg zu bringen. Als Zeichen für meinen in der Nähe verweilenden Bruder lösten wir unsere kleinen Böller, deren Echo tausendstimmig zwischen den Klippen und aus dem Walde widerhallte. Die bisher so ruhige Insel wird schnell in einen belebten Tummelplatz verwandelt. Die Rationen werden vertheilt; ein reicher Kranz von Feuern beleuchtet die dichte Belaubung; die gewaltigen Schläge der Aexte und Waldmesser dröhnen dumpf durch den Forst und verrathen, daß man sich beeilt, einen Platz zur Befestigung der Hängematten zu ebenen. Kleine angezündete Feuer werfen ihre Schlaglichter auf das zitternde Laub riesiger, von Schlinggewächsen umrankter Stämme, während der weiße Rauch, gleich niedrigen Alabastersäulen, das Laubdach zu stützen scheint. Das mannigfaltigste Leben in diesem malerischen Bild entfaltet sich jedoch um die großen Feuer des Strandes, an denen die gewaltigen Kochtöpfe stehen, die in ewigem Wechsel von den schwarzen nackten Gestalten umkreis't und von Vampyren, die der grelle Schein angezogen, umschwärmt werden. Endlich ist es in unserm Bivouak ruhiger geworden, als auf einer nahe liegenden Insel ebenfalls Feuer auflodert. Es ist Herr Youd mit seiner Truppe, der uns hier erreicht. Tiefer

Schlaf senkt sich auf unsere Augenlider; aber schon nach einigen Stunden wecken uns gewaltige Regentropfen und treiben uns wieder aus den Hängematten heraus. Hamlet muß sich bequemen Kaffee zu kochen, der uns erwärmt und erheitert.

Nachdem wir unsere Fahrt fortgesetzt, haben wir eine neue Felsenschranke zu überwinden, und gegen Abend drohte uns im Hintergrunde des Stroms von neuem eine wild aufgeregte schäumende Wassermasse entgegen. Es gilt, eine weite Strecke zu bekämpfen, und es giebt hier Punkte, an deren Ueberwindung selbst der Unerschrockenste verzweifeln möchte. Zu den gefährlichsten Stellen gehört namentlich der Katarakt von Itaballi, ausgezeichnet durch seine Höhe und die reiche Zahl seiner Felsblöcke. Uns bleibt nur die Wahl, entweder die Fahrzeuge auszuladen und das Gepäck auf dem Rücken über die meilenweit aufgethürmten riesigen Steintrümmer zu tragen, was wegen der außerordentlichen Glätte und Ungleichheit der Blöcke eben so schwierig als gefahrvoll ist, oder die Fahrzeuge an Seilen über den Fall hinwegzuziehen. Der letztere Weg wird gewählt. Bei so bedeutenden Fällen bildet die über die dunkele Klippe niedersteigende Wassermasse unten an der Basis gewaltige Strudel- und Wirbelbecken, in denen das entfesselte Element mit wilden Wogen aufbraust und Alles, was es nur fassen kann, verschlingt. Ein breiter Saum des weißen Schaumes bezeichnet die Grenze des verderbendrohenden Aufruhrs der Wogen. Noch schaukelt sich sanft das Boot außerhalb des tückischen Kreises auf der ruhig dahinrollenden Wasserfläche; schon hat es die Mannschaft verlassen; nur der Steuermann steht ruhig und fest, mit kräftiger Faust das Steuer haltend, mit kundigem Blick die empörte Masse überschauend und nochmals den Knoten prüfend, mit dem ein starkes Seil am Schnabel des Bootes befestigt ist, dessen anderes Ende die besten Schwimmer in der Hand halten. Plötzlich springen diese an der äußeren Umsäumung des Wirbels in die Fluthen, tauchen wieder auf und verschwinden, von einer Seitenströmung erfaßt, abermals, bis sie nach langem Kampfe einen über dem Wasser hervorragenden Felsen erreichen. Doch der eigentliche feste Punkt, den sie gewinnen müssen, liegt noch weiter oberhalb; der gefährliche Sprung muß noch einmal

gewagt werden. Endlich ist das Ziel erreicht, und ein lautes Geschrei verkündet: Sieg! Jetzt richtet der Steuermann den Schnabel des Fahrzeuges unmittelbar auf den wildesten Strudel und bietet, während die Schwimmer das Seil mit aller Kraft anziehen, all seine Gewandtheit auf, um das Boot in dieser zu erhalten: es ist gelungen, der Scheitel erreicht. Zitternd bewegt sich das Boot noch hin und her: da lenkt es der Steuermann aus dem eigentlichen Sturz und legt es an die Klippe, auf welcher die kühnen Springer stehen. Diese springen blitzschnell hinein, setzen die Ruder mit aller Kraft an und suchen den pfeilschnellen Strom zu durchkreuzen. Auch dies gelingt, und das Fahrzeug mit Allem, was es enthält, ist gerettet. Wehe aber, wenn beim Hinaufziehen des Fahrzeuges der Steuermann dasselbe nicht in gerader Richtung erhalten, wenn beim Durchschneiden des Stromes die Kraft der Ruderer der Strömung nicht zu widerstehen vermochte! Rettungslos fliegt es der Breite nach den Fall hinab, und einzelne jenseits des Wirbelbeckens auftauchende Trümmerstücke verkünden seinen Untergang. Oben auf dem Scheitel des Sturzes steht das Boot im Kampf auf Leben und Tod oft minutenlang fest, wie eingewurzelt, und schon ringt sich der Verzweiflungsschrei aus der angsterfüllten Brust; schon treten alle Muskeln der Kämpfenden durch die übermenschliche Kraftanstrengung sichtbar hervor; starr haftet das Auge des Zuschauers auf dem drohenden Felsen, — erfaßt die sich überstürzende Fluth das Fahrzeug an dem Rande, reißt sie es auch nur einen Zoll breit mit sich dem Sturze zu: keine Macht ist dann im Stande, es vom Untergang zu retten! — Frei aber athmet die beklemmte Brust wieder auf, die Ruderer haben gesiegt, und der Kahn wiegt sich im sicheren Fahrwasser! — — Solche qualvolle Minuten, die über Leben und Tod entscheiden, gingen an diesem Tage nur zu oft drohend an mir vorüber. Und doch hatte dieses rege Treiben, dieser wilde Kampf auch wieder seine höchst anziehenden Seiten. Hier sieht man die braunen schwarzhaarigen Köpfe der Schwimmenden, die auf Augenblicke in den schäumenden Wogen verschwinden und endlich in ein helles Gelächter ausbrechen, wenn ihnen der schlüpfrige Fels die Erklimmung unmöglich zu machen scheint; dort haben Andere bereits

eine entferntere Klippe erreicht, wohin ihnen das Seil zugeworfen wird; Andere aber singen unter der schweren Last des Gepäckes, das sie schleppen, und begleiten jeden Fehltritt auf dem Wege über die zahllos zertrümmerten Felsstücke mit Lachen. In dies rege Leben donnert das betäubende Getöse des zornigen Stromes; die heiße Sonne der Tropen steht glühend über diesem wilden großartigen Schauspiel und läßt tausend Regenbogen auf den spritzenden kochenden Wogen erscheinen, während die im Zickzack fliegenden Schaaren neckender Schwalben, die bunten Züge lärmender Arra's und Papageien, so wie die Kolibri's, welche gleich funkelnden Thautropfen in den Blüthenkelchen der zwischen den Felsenspalten wuchernden Haar-Ananas (Tillandsia) und Strauchdruten (Clusia) sitzen, über das Bild einen zauberhaften Reiz verbreiten. Wo sich Spalten oder Risse befinden, die nur eine ungewöhnlich hohe Fluth erreichen kann, da entwickelt sich in der angeflutheten Erde eine üppige Flora. Hunderte von brennend gelben Vochysien und zahllose scharlachrothe Blüthen der rankenden Schlauchküren (Norantea guianensis) umkränzen die düsteren Felsen. In der Nähe dieser Stromschnellen fand ich auch die so allgemein gefürchtete giftige Apfellorsche (Hippomane Manicella) reich mit gelben apfelartigen Früchten beladen, deren Genuß unvermeidlich den Tod herbeiführt; selbst der milchige Saft dieses Giftbaumes ist so stark, daß er schon auf der äußeren Haut Blasen zieht. — Ohne allen Verlust blieben wir übrigens bei dem Uebersteigen der Fälle von Itaballi nicht; denn gerade das letzte, wenn gleich kleinste aller Fahrzeuge, verlangte der Strom mit dem darin enthaltenen Proviant als Opfer; der Steuermann, ein vollendeter Schwimmer, konnte sich indeß noch glücklich retten. Die Fälle von Aharo, mit denen die erste Reihe der Essequibo-Stromschnellen schließt, passirten wir ohne Unfall. Für den erlittenen Verlust an Proviant fanden wir einigen Ersatz durch eine zahllose Menge des Pacu, des schmackhaftesten Flußfisches von Guiana, den die Indianer zwischen den Felsen, wo Netze nicht gebraucht werden können, sehr geschickt, sobald er an der Oberfläche des Wassers erscheint, mit Pfeilen zu schießen wußten.

Bis zu den ersten Stromschnellen waren wir oft von Regen-

schauern überströmt worden, jene schienen jedoch die meteorologische Wetterscheide zu sein; denn seitdem fiel kein Tropfen Regen mehr und das schönste Wetter begünstigte ununterbrochen unsere Reise auf dem Essequibo, welcher uns oberhalb der Fälle ruhig seine Wellen entgegen führte. Statt der zahllosen kleinen Inseln, welche ihn unterwärts bedeckten, sahen wir nun überall eine Menge größerer oder kleinerer Sandbänke. Die Indianer begrüßten diese mit Jubel und sprangen, ehe noch die Kähne landeten, ungeduldig in's Wasser, worauf sie nach einer der Sandbänke schwammen, dort im Sande zu scharren begannen und eine Menge Eier von Schildkröten, deren Legezeit grade begonnen, zum Vorschein brachten. Eine leichte wellenförmige Erhöhung der Sandfläche verräth die Stelle des Nestes. Die Eier sind eine wahre Delicatesse. Das Eiweis, welches beim Kochen nicht hart wird, sondern flüssig bleibt, läßt man auslaufen und genießt nur die wohlschmeckende nahrhafte Dotter. Die rohen Dotter mit Zucker und etwas Rum vermischt, ähnelten dem feinsten Marzipan. Außerdem entdeckten unsere Indianer auch hin und wieder in der Nähe des Waldsaumes einige Nester der schmackhaften gemeinen Kamm-Eidechse (Iguana tuberculosa), deren Eier im Geschmack noch die der Schildkröten übertreffen und zu den gesuchtesten Leckerbissen der Colonie gehören. — Da, wo hinter der Kataraktenreihe der Tipuri sich mit dem Essequibo verbindet, erreichen die steilen lehmigen Ufer durchgängig eine Höhe von 10 bis 12 Fuß. Ihr Aeußeres zeigte die durchlöcherte Fläche eines Durchschlags, indem Tausende von runden Löchern die ebene Wand unterbrachen, und ich vernahm von den Indianern, daß sich daselbst die Nester des unter dem Namen Königsfischer bekannten Eisvogels (Alcedo) befänden. Das ununterbrochene Aus- und Einfliegen der Alten ließ vermuthen, daß sie bereits ihre Jungen nährten.

Regelmäßig um vier Uhr pflegten wir auf einer Sandbank einen bequemen Lagerplatz zu suchen. Nachdem die Fahrzeuge befestigt, die Bemannung ausgestiegen war, folgte Jeder seiner Beschäftigung. Die Einen eilten dem Ufer entlang, um Pfähle für die Zelte zu hauen, Andere suchten trocknes Holz für Hamlets Küche, die Jäger nahmen ihre Gewehre, die Fischer theils

Bogen und Pfeile, theils Angelschnüre. Plötzlich erklang dann der runde volle Ton des Signalhorns; die dazu gewählten Leute eilten mit Trinkschalen, Töpfen und Schüsseln nach dem Boote, um die Rationen an Reis, Rum ꝛc. zu empfangen; der Koch der Bootsleute kehrte mit seinen ihm dienstbaren Geistern nach seinem großen Kessel zurück, unter dem bereits ein mächtiges Feuer loderte, bis seine gewaltige Stentorstimme, wenn das Essen bereit war, die zerstreuten Farbigen um sich sammelte, damit sie ihren Antheil in Empfang nähmen. Späterhin, als uns Indianer verschiedener Stämme begleiteten, die immer abgesondert von einander ihr Lager aufschlagen, sahen wir des Abends die lodernden Feuer sich nach allen Richtungen hin unter den irdenen Töpfen ausbreiten, die bald eine Kamm-Eidechse, bald ein Fisch, bald ein Affe füllte. War das Wetter gut, so begnügten sich Indianer und Farbige, Pfähle auf der Sandbank zu befestigen und an diese oder an die Bäume des Waldsaumes ihre Hängematten aufzuhängen; wenn aber Regen zu drohen schien, so wuchsen im Nu eine Menge kleiner, mit großen Blättern bedeckter, Hütten empor. Zu diesem regen Treiben der Menschen denke man sich die wilde Großartigkeit der Natur, das ernste Dunkel der Nacht und das freundliche Licht der Sterne. Die Schönheit dieses Gemäldes wird noch gehoben, wenn bei etwas bewölktem Himmel der Mond durch die dunkeln Wolken sein magisches Licht über die Landschaft wirft, den Strom versilbernd und das Walddunkel der düstern Ufer scharf hervorhebend, zu deren Schatten die durch den Rauch roth aufwirbelnden Flammen mit den auftauchenden und wieder verschwindenden Indianergestalten einen grellen Contrast bilden. — Eine solche Scenerie breitete sich am letzten Abend des Jahres vor meinen Blicken aus. Die lebhaften Stimmen, der helle Gesang der Farbigen, ihr ausgelassenes Gelächter verstummte, die regen Gestalten verschwanden, die Feuer erloschen und tiefe Stille trat im Lager an die Stelle des früheren Lebens. Da wurden in meiner Nähe andere Stimmen wach. Dem heiteren Jubel folgten die stöhnenden Klagetöne der verschiedenartigen Ziegenmelker, die auf den emporragenden Zweigen der in den Fluß versunkenen Baumstämme saßen und in denen die Eingeborenen

Diener eines bösen Geistes oder Urkunden eines Todesfalles innerhalb des Hauses erblicken. Die mannigfaltigen Stimmen dieser Vögel ließen bald ein schmerzliches „Ha-ha-ha-ha-ha-ha-ha" ertönen, welches mit hellem vollen Ton beginnt und allmählig bis zum ersterbenden Seufzer hinabsinkt, bald das mit ängstlicher Hast ausgestoßene: „Who-are-you, who-who-who-are-you?" (Wer bist du, wer, wer, wer bist du?!), bald wieder das dumpf befehlende: „Work-away, work-work-work-away!" (Arbeite-hinweg, arbeite, arbeite, arbeite-hinweg!), während mich im nächsten Augenblick eine vom tiefsten Lebensüberdruß erfüllte Stimme anflehte: „Willy-come-go, Willy-Willy-Willy-come-go!" (Wilhelm, komm, laß uns gehn, Wilhelm-Wilhelm-Wilhelm, komm, laß uns gehn!) und eine fünfte seufzte: „Whip-poor-Will! Whip-whip-whip-whip-poor-Will!" (Schläge, armer Wilhelm, Schläge-Schläge-Schläge-Schläge, armer Wilhelm!) bis plötzlich das kreischende Geschrei eines Affen, der im Schlaf gestört oder von einer Tigerkatze überfallen war, aus dem düstern Wald herübertönte. Durch den Schrei des Affen gewarnt, stimmten alle seine Nachbarn in den Angstruf ein, und der ganze Wald gerieth in Aufruhr; man hörte das Springen der aufgeschreckten Heerden von Baum zu Baum, bis auch dieses Geräusch in der Stille der Nacht erstarb. Bisher hatte ich ruhig allen diesen Tönen gelauscht, dem Fluge über den Wasserspiegel hinschwebender Eulen und Vampyre zugeschaut; jetzt aber schreckte mich ein andauerndes unheimliches Knurren aus meinen Träumereien auf, und ich weckte, da ich in jener Stimme die Nähe eines auf Raub ausgehenden Jaguars zu erkennen glaubte, meinen Nachbar. Als auf meinen Ruf eine Menge unserer Schläfer aus ihren Hängematten sprang, bestätigte das furchtbar im Walde wiederhallende Gebrüll meine Vermuthung. Der Neujahrsmorgen zeigte uns in deutlichen Spuren, auf wie vielfachen Wegen das gefürchtete Thier unser Lager umschlichen haben mochte. Wir begannen den Tag mit Gottesdienst, wobei uns Herr Youd eine treffliche Predigt hielt; die übrige Zeit wurde mit Fischen und Jagen verbracht. Am 2. Januar setzten wir unsere Flußreise fort.

Die Ueppigkeit der Urwald-Vegetation erregte, als wir

uns den Arissaro-Bergen näherten, meine höchste Bewunderung. Welche wechselnde grüne Tinten der Belaubung! Welche Pracht des Colorits in den mannigfachen Schattirungen des blauen, gelben und rothen Blüthenschmuckes! Auf den überhängenden Zweigen der gewaltigen Bäume saßen verschiedene goldgrünglänzende Luftspechte (Galbula, Goldvogel) in stille Betrachtung versunken, bis sie mit Gedankenschnelligkeit auf ein sich unvorsichtig nahendes Insect losschossen und dann mit ihrer Beute zu dem früheren Ort zurückflogen, während die rothköpfige Prachtmeise (Tanagra gularis) paarweise, geschäftig und munter durch das über die Wasserfläche hängende Gesträuch hüpfte. Je weniger sich die Goldvögel durch die Nähe der Menschen stören ließen, um so vorsichtiger war der Schlangenvogel (Plotus Anhinga, eine Pelican-Art), der seinen Sitz gewöhnlich auf weit über das Wasser hinausragenden Uferbäumen nimmt, und von da Alles überschauend, lange vorher entflieht, ehe man in Bereich der Schußweite gekommen ist. Geht er beim Schwimmen seiner Nahrung nach, so ragt nur der dünne schlangenähnliche kleine Kopf mit den glänzenden Augen über den Wasserspiegel empor, und er taucht augenblicklich unter, wenn ihm die Luft nicht ganz rein dünkt. Gleich geschickte Taucher sind die Scharben, und an dem unmittelbaren Flußsaum der Sandbänke fanden wir häufig ganze Heerden der Scheerenschnäbel (Rhynchops) vereint sitzen, oder in langen Reihen, mit dem Schnabel die Fläche durchfurchend, hinter einander über dem Wasser hinfliegend. Auch die Seeschwalbe kam häufig vor.

Den 5. Januar erreichten wir die 600 Fuß hohen granitischen Arissaro-Berge, welche sich von Ost nach West erstrecken. Dahinter liegt das bis zu einer Höhe von 1200 Fuß ansteigende Curamucu-Gebirg. Wie die Berg-Ketten dem Auge näher rückten, so dem Ohr der ununterbrochene Donner neuer Katarakten-Reihen, die wir indeß ohne Verlust überschritten. Den gefährlichsten Fall, den von Waraputa, konnten wir glücklicherweise auf einem Nebenkanal umfahren und landeten so unter dem Gruß aller feuerungsfähigen Flinten an der Mission Waraputa, wo Herr Youd schon vorher eingetroffen war. Die Niederlassung zählt jetzt 30 Häuser und besitzt eine kleine, aus

Lehm erbaute und mit einem Thurm gezierte Kirche. Das zweistöckige Wohnhaus des Missionars stand auf dem Vorsprung eines Felsenhügels am Ufer. Unterhalb dieses Punktes drängte sich das tobende Element, weißen Flockenschaum umherspritzend und Verderben bringende Wirbel bildend, durch die rauhen Felsenblöcke und Klippen. Weiter aufwärts breitete ein dichtbewaldetes Insel-Labyrinth einen mit Silberstreifen durchwirkten grünen Teppich über das gesammte Flußbett. Das Haus selbst umgab ein reicher Frucht- und Gemüsegarten, in welchem die Ananas in einer wahren Riesengröße prangte, so daß die schwachen Stengel die mächtigen goldenen Früchte nicht zu tragen vermochten und gestützt werden mußten. Die Blätter der Ananas hatte sich die widerliche Vogelspinne (Mygale avicularia) zur Residenz gewählt und fast an jeder Pflanze sah man das kleine mousselinartige Gespinnst. Daß die Spinne selbst Kolibris verzehrt, bezweifle ich, da ich in ihrem Raubschloß keine Spur davon, auch nicht einmal eine Feder fand. Herrn Youd's Gemeinde bestand aus Karaiben, Macusis, Paravilhanos, einzelnen flüchtigen brasilianischen Soldaten und Hirten vom Rio Branco, die sich hier niedergelassen. Das freundliche einladende Aeußere der Häuser, die musterhafte Ordnung und Sauberkeit, die in dem ganzen Dorfe herrschte, so wie alle die fröhlichen und zufriedenen Gesichter, alles dies machte auf uns einen ungemein wohlthuenden Eindruck, und welche Liebe Herr Youd hier genieße, verkündete die That lauter, als es das eitle Wort vermocht hätte. Die größte Zahl der Bewohner bestand aus Karaiben. Einige Macusi-Familien zeichneten sich vor jenen durch die eigenthümlichen Charaktere aus, womit sie ihren Körper bemalt hatten. Die Männer trugen das Haar kurz verschnitten, die Frauen lang herabhängend. Letztere hatten über den Knöcheln und Waden ihre Beine, über der Handwurzel und dem Ellenbogen ihre Arme handbreit mit blauen Perlenschnüren umwickelt. — Viele Freude machte mir der Schulunterricht. Herr Youd gab der Ueberzeugung anderer Missionare Beifall, daß es fast zu den Unmöglichkeiten gehört, die älteren Indianer auf die Bahn der Gesittung zu führen und sie darin treu zu erhalten. Dagegen fand auch hier der ausgestreuete Same in

den Gemüthern des jugendlichen Alters einen fruchtbaren Boden und versprach die schönsten Früchte. Am Sonntag wohnten wir alle dem Gottesdienste bei, und es mußte ein den Körper sehr erschöpfender Tag für den braven Missionar sein, denn er hielt die Predigt zuerst für uns in englischer Sprache, dann für die Macusi-Indianer in ihrer Sprache und endlich noch für die Brasilianer und Kreolen im Kreol-Dutsch (einem Misch-Dialect, der aus Holländisch, Französisch, Englisch und Afrikanisch besteht). Ein Horn rief statt der Glocke die Gemeinde in's Gotteshaus; gespaltene Baumstämme bildeten die Bänke, die Fenster waren Oeffnungen ohne Glas und Laden. Nur wenige der Zuhörer waren ganz, der größte Theil kaum halb bekleidet. Ohne ihre Gesichtszüge im geringsten zu verändern, saßen alle gleich Bildsäulen, das Auge unverwandt auf den Missionar gerichtet, in der kleinen Kapelle. Da nach dem Gebrauch der englischen Hochkirche nur wenig gesungen wird, so wurden die häufigen Pausen in der Liturgie durch einen Leierkasten ausgefüllt, der mehrere Choralmelodien vortrug, bis der sanfte und melodische Gesang der Gemeinde wieder einfiel. Der Häuptling des Dorfes, ein Karaibe, Irai-i, der letzte Nachkomme eines einst sehr berüchtigten Kaziken, saß blau gekleidet auf einem Stuhl mitten in der Kirche; er besaß noch das goldene halbmondförmige Herrscherzeichen seiner gefürchteten Ahnen. Nach dem Gottesdienst besuchten wir die ausgedehnten Felder des Dorfes, die sich durch ungemeine Fruchtbarkeit auszeichneten; ein großes Stück wurde als Gemeingut zur Bestreitung der Ausgaben für die Mission von Allen gemeinschaftlich bebaut. — Am nächsten Morgen besuchten wir in einem Boote den großen Fall von Waraputa, merkwürdig nicht nur wegen seiner Großartigkeit, sondern auch wegen der bedeutenden Menge seiner in den Felsen eingehauenen Hieroglyphen und Bildwerke, die unverkennbar auf eine höhere Culturstufe der Eingeborenen in früherer Zeit hinweisen. Der Katarakt war unstreitig der großartigste, den wir bisher gesehen. Die Wassermasse stürzt sich eine zwölf Fuß hohe senkrechte Felsenwand hinab, und am Fuß des Falles ragen überall gewaltige Granitfelsen, ganz bedeckt mit wunderbaren Figuren und Zeichen, wie verirrte Schwimmer aus dem schwarzen Felsenkessel hervor.

Während unseres sechstägigen Aufenthaltes in Waraputa langte daselbst eine Anzahl fremder Macusi-Indianer an, die Tauschartikel nach der Coloniestadt bringen wollten. Unter ihnen befand sich auch ein armer Knabe, der an der Wassersucht litt und hier starb. Die Indianer betrachteten natürlich den Kanaima als die Ursache seines Todes. In dem Geisterglauben der Macusis, Akawais und anderer Indianer spielt dieser Kanaima eine ganz besondere Rolle, der als eine unsichtbare, böse, auch in bestimmten Personen ihren Sitz einnehmende Macht, immer aber als Rächer für eine bewußte oder unbewußte Beleidigung erscheint. Die charakteristische Weise, daß der Indianer seinem Beleidiger nie offen, Auge gegen Auge, entgegentritt, sondern diesen stets aus dem Hinterhalt überfällt und auf Wegen der List seinen Rachedurst zu sättigen sucht, scheint mir die wesentlichste Schöpferin jenes Trugbildes zu sein, daß den Indianer unablässig begleitet, vor dem er seine Hütte bei einbrechender Dunkelheit verrammelt und dessen Nahen er in jedem ungewöhnlichen nächtlichen Geräusch zu erkennen glaubt. Jedes Gift, ausgenommen das Pfeilgift, ist Kanaima, ein Name, den auch Jeder erhält, der in seinem Rechte gekränkt wurde. Zu den fürchterlichsten Giften gehört besonders das Wassy, welches man aus der Zwiebel einer Pflanze bereitet. Diese wird nämlich in dünne Scheibchen geschnitten, welche man darauf an der Sonne trocknet und zu dem feinsten arsenikähnlichen Pulver stößt. Treibt den Indianer nun der oft bis zum Wahnsinn gesteigerte Rachedurst, als Kanaima aufzutreten, so verfolgt er sein Opfer wie die Schlange, die sich unter dem Laube fortwindet, bis es ihm endlich gelingt, dasselbe im Schlafe zu überraschen. Jetzt streut er ihm eine kleine Quantität des Pulvers auf die Lippen oder unter die Nase, damit der Schlafende es einathme. Ein heftiges Brennen in den Eingeweiden, zehrendes Fieber, verbunden mit unauslöschlichem Durst, sind die Zeichen der Vergiftung und binnen vier Wochen stirbt der zum Skelett abgezehrte Kranke unter den fürchterlichsten Qualen. Gelingt es dem Kanaima nicht, auf diese Weise seine Rache zu stillen, so verläßt er sein Dorf und ruht und rastet er nicht eher, bis er sein Opfer erschlagen oder mit einem vergifteten Pfeil ver-

wundet hat. Von dem Augenblick, wo er das Dorf verlassen hat, läßt er seine Absicht offen hervortreten, indem er sich mit einem Thierfell bekleidet und auf eigenthümliche Weise bemalt, ist dadurch aber für die übrigen Indianer, von denen er sich losgesagt, vogelfrei, da es Jeder, der ihm im Walde begegnet, für seine Pflicht hält, ihn zu tödten. — Der in Waraputa gestorbene Knabe war, nach der Voraussetzung der Indianer auch durch einen Kanaima in den Tod gegangen. Um aber zu entdecken, in welcher Gegend der Kanaima lebt, haben sie einen scheußlichen Gebrauch. Unter einem schauerlich eintönigen Trauergesang wurde nämlich der Knabe nach einem freien Platze getragen, und ein Kreis um die Leiche geschlossen, worauf ihr der Vater an jeder Hand den Daumen und kleinen Finger, an jedem Fuße die große und kleine Zehe, so wie ein Stück von jeder Ferse abschnitt, und diese Glieder in einen wassergefüllten Topf warf, den man auf ein Feuer setzte. Mit unverwandten Blicken starrten nun die dämonischen kupferfarbenen Gestalten auf die im Kochen auf und niedertanzenden Glieder, und in dem Augenblick, wo eins derselben über den Rand des Topfs geschleudert wurde, ließen sie ein markdurchdringendes Geschrei ertönen. Einer der Finger war nach der Gegend hin über den Rand gefallen, woher die Indianer gekommen waren. Daher ihre Meinung, der Kanaima müsse in ihrem eigenen Dorfe leben. Der Knabe wurde nun, nachdem man ihm Rückgrat, Füße und Arme zerbrochen, wie eine Schlange zusammengerollt in einen früher einmal eingetauschten kleinen blechernen Kasten gezwängt, dessen Deckel man stark mit Wachs verklebte, und in den Wald getragen, wo die Indianer eine kleine Hütte bauten, die Kiste auf ein Gerüst in derselben stellten und ein Feuer darunter anzündeten. In Jahresfrist wollten sie zurückkehren, um das Skelett abzuholen und in ihrem Dorfe zu begraben.

Von Waraputa aus begleitete uns ein Indianer, der früher (1839) mit meinem Bruder nach London gegangen und von da zu seinem Dorfe zurückgekehrt war. Seine Landsleute hatten ihn seitdem für einen verächtlichen Lügner gehalten; denn als er ihnen erzählte, daß es dort noch größere Thiere als Jaguare und Kühe gebe, namentlich, daß er eine ungemeine Langnase (Elephant) und einen

Langhals (Giraffe) von der Größe einer Hütte gesehen habe: da waren seine Freunde kopfschüttelnd aufgestanden und davon gegangen. — Im Laufe des ersten Tages unserer fortgesetzten Flußreise, wo es wieder Stromschnellen zu bekämpfen gab, zogen zwei ungeheure Granitblöcke, der eine von 95, der andere von 65 Fuß Umfang, meine Aufmerksamkeit auf sich. Es fand sich nämlich auf beiden Granitblöcken der täuschende Abdruck eines menschlichen Fußes in einer Stellung, als sei ein Mensch von dem einen Steine zu dem andern gesprungen; der Abdruck des ganzen Fußes, namentlich der fünf Zehen, war in der That überraschend. — Am 18. Januar erreichten wir das 1100 Fuß über den Flußspiegel sich erhebende Twasinki-Gebirge, dessen Ausläufer, der Taquiari oder Comuti, schon aus der Ferne unsere Aufmerksamkeit auf sich zog. Zwei aus der dichten Laubmasse hervorragende mächtige Granitsäulen hatten nämlich ganz das Ansehn zweier Warten einer alten Burgruine; ihre Höhe beträgt 160 Fuß, und an einer derselben finden sich sehr regelmäßige indianische Hieroglyphen. — Als wir eines Abends unseren Lagerplatz jenseits der langen Insel Tambicabo auf einer Sandbank aufgeschlagen hatten, wurde einer unserer Steuerleute beim Holzspalten von einem Scorpion in den Ballen der Hand gebissen. Die Geschwulst war nur unbedeutend, desto entzündeter aber die Wunde, und der arme Teufel klagte und jammerte die ganze Nacht hindurch über stechende Schmerzen in der Brust und in den Schultern. Wir ließen ihn die Wunde häufig mit Laudanum einreiben, worauf der Schmerz sich schon am Morgen legte und er die Hand bald wieder gebrauchen konnte.

Nachdem wir den großen Fall von Ouropocari glücklich hinter uns hatten, thürmten sich im SO. die Maccari-Berge, einzelne malerische Höhen, vor uns auf, und wir konnten das reizende landschaftliche Bild in weiter Aussicht überblicken, indem der breite Fluß wieder einmal einen ununterbrochenen Wasserspiegel bot, dessen Uferumsäumung von zahllosen Palmengruppen gebildet wurde. Wir schlugen am Strand unser Lager auf. Kaum hatten wir uns aber zum Schlafen niedergelegt, als wir erst durch ein unheimliches Rauschen, dem unmittelbar ein fürch-

terliches Knattern, wie das von zahllosen Flintenschüssen, und nach einiger Zeit die gewaltigsten Schläge folgten, aufgeschreckt wurden. Die Indianer belehrten uns, dies sei das Gedröhn, welches die zufällig umstürzenden Waldriesen hervorriefen. Wir sahen nun, daß eine kleine Strecke vor uns das Ufer vom Strom unterspült worden und eingestürzt war. Dadurch wurde die ganze dasselbe deckende Vegetation förmlich in wogende Bewegung gesetzt, und unter fürchterlichem Gekrache der zersplitternden und brechenden Aeste zogen die stürzenden gewaltigen Stämme alles, was in ihrer Nähe durch Lianen verbunden war, mit sich in das gräulich verworrene Chaos des Verderbens hinab. Kaum waren wir von unserem Lager aufgebrochen, als auch bereits wieder eine neue Stromschnelle, die von Orotoko, uns eine anstrengende Arbeit bereitete. Eine Menge großer weißer Kraniche wandelten auf den Firsten des Steinwalles umher und nahmen sich unter dem Schleier des Alles vergrößernden Morgennebels täuschend ähnlich wie eine Parthie Indianer aus. Der Morgen auf dem Fluß hat in der Nähe der Katarakten überhaupt einen eigenthümlichen Reiz. In tausend und aber tausend Thautropfen spiegelt sich der erste aufblitzende Sonnenstrahl an den Baumwipfeln, und kaum hebt sich die glühende Kugel über den Ufersaum, so beginnen auch die majestätischen Felsenblöcke gleich gewaltigen Kratern über die Wasserfläche ihre Dampfwolken hinzuwälzen, in denen jeder fern liegende Gegenstand wenigstens um das Sechsfache vergrößert erscheint.

Nach einigen Tagen hielten wir am Fuße der Fälle von Achra-mucra mit ihren wahrhaft großartigen Felsenzinnen und ihren brausenden strudelnden Wirbeln. Von diesen riesigen Granit- und Gneiszinnen, die sich bei einem Durchmesser von zehn Fuß meist vierzig bis funfzig Fuß über die Wasserfläche erheben, glänzten viele wie schwarzer polirter Marmor, und nach ihrem Scheitel zu waren sie in zahllose Zinken und Spitzen zerspalten. Während sie an der einen Stelle gleich einem versteinerten Riesenwalde ohne Aeste aus dem wilden Aufruhr der Wogen emporragen, sind sie an andern Punkten wieder in chaotischer Verwirrung über und aufeinander gethürmt, mit Orchideen, Tillandsien, Cactus, Clusien, niederem

Gesträuch und verkrüppelten Bäumen bedeckt. Auf einzelnen Trümmerhaufen bildeten zauberisch schöne Orchideen mit blendend dunkelvioletten Blüthen nebst dem scharlachrothen Epidendrum und anderen Gewächsen einen Kranz um die alternden Gesteine, der malerisch gegen ihre düstern Massen abstach. Die Achra-mucra ist ohne Zeifel einer der interessantesten Punkte des ganzen Essequibo.

Schon seit längerer Zeit waren wir von den Farbigen, wenn sie uns irgend eine schöne Landschaft bewundern hörten, auf eine Beleuchtung hingewiesen worden, die Alles übertreffen sollte, was wir bisher gesehen. So neugierig wir nun auch waren, so hatte immer ein dazu nöthiger Gegenstand gefehlt, nämlich eine etwas hohle Mora, ein Baum, dessen Holz bedeutend fetter ist, als das unserer Kiefer. Als wir nun unser Lager oberhalb der Achra-mucra unter dem Schirmdach riesiger Morabäume aufgeschlagen hatten, kam jubelnd einer der Farbigen herbeigesprungen, um uns zu verkünden, jetzt könnten sie uns die Illumination veranstalten, denn eben habe er eine treffliche Brandfackel gefunden, eine Mora von wenigstens 130 Fuß Höhe und 10 Fuß Durchmesser. Alsbald nach Sonnenuntergang wurde ein Feuer in der Oeffnung am Wurzelhalse des im innern Kern hohlen Baumes angezündet. Es war eine schöne Nacht: der wolkenlose Himmel funkelte in stiller Pracht; kein Lüftchen bewegte die Blätter des Waldes, und der Spiegel des stolzen Stromes glich da, wo der wuthentbrannte Wogenkampf gegen die ruhig auf sie niederschauenden Gesteinzinnen endete, der unbeweglichen, jeden Gegenstand reflectirenden Quecksilberfläche. Das angezündete Feuer mochte etwa eine halbe Stunde gebrannt und die inneren Wandungen der sich bis in den Baumgipfel hinaufziehenden Höhlung ergriffen haben, und gespannt auf den Ausbruch der im Innern lodernden Flamme, standen wir auf einer der höchsten Klippen, vor uns das schäumende Wogenspiel und die düsteren Felsen, neben uns die dunkelen Waldmassen, hinter uns die glatte Fläche des beruhigten Stromes. Jetzt drängte sich aus mehreren Oeffnungen am beginnenden Astwerk des Baumes ein dicker öliger schwarzer Rauch, der in langen gekrümmten Streifen über den Fluß hinzog. Plötzlich

fuhren durch die schwarzen Rauchsäulen einzelne zuckende Blitze. Diese wurden immer häufiger, bis sie sich endlich gedankenschnell in eine massige Feuergarbe verwandelten, die eine förmliche Wolke von sprühenden Funken inmitten eines dichten schwarzen Rauchwirbels vor sich her trieb und dann gleich der steigenden Rakete gen Himmel aufloderte. Dieser Moment war eben so überraschend, als großartig, und ein Ruf der Bewunderung löſ'te sich aus Aller Brust. Die Wirkungen des grellen Schlaglichtes auf die uns umgebenden wildromantischen Felsenriffe, auf die dumpf tosenden schäumenden Wasserwirbel, dann wieder die grellen Lichtstreifen auf den dunkelbelaubten Riesenhäuptern der nächsten Umgebung, namentlich auf den weithin reichenden Aesten des Feuerschlunds, so wie das durch die Gluth hervorgebrachte zitternde Erbeben seiner Belaubung, das den feenhaft hellbeleuchteten Blüthen der an den Zweigen hängenden Orchideen und Tillandsien den nahen Tod zu verkünden schien, dazu das ruhige Bild der am östlichen Ufer im Wasser sich abspiegelnden Vegetation — kurz, alles, alles vereinigte sich, um hier ein Nachtstück sich entfalten zu lassen, dessen Schilderung nur einem tief poetischen Geiste annährend gelingen könnte. Nach und nach wirbelten von allen größeren Aesten, die ebenfalls hohl sein mußten, Rauchwolken auf, die sich wieder in Feuersäulen verwandelten, so daß die Beleuchtung immer prachtvoller wurde. Wahrlich ein vielarmiger wunderbarer Candelaber! — Endlich krachte ein Ast nach dem andern auf den Boden nieder, bis der Stamm noch allein wie ein gigantischer feuersprühender Schornstein dastand.

Nachdem wir auf dem Strome einige Meilen weiter gegen S.O. vorgedrungen waren, erreichten wir endlich die Fälle von Rappu. Damit waren die letzten Stromschnellen überstiegen, und es lag nun ein ununterbrochener glatter Wasserspiegel vor uns. Wir leerten in vollem Jubel eine Flasche Champagner. Doch in unseren Freudenbecher sollte noch ein bitterer Wermuthstropfen fallen! Eben wollte der Steuermann eines der Boote um eine Klippe herumbringen, beachtete aber einen vom Strom bedeckten Felsen nicht, und das Fahrzeug wurde von der Fluth umgeworfen. Auf den allgemeinen Angstschrei eilte Alles herbei,

um die gesunkene und schwimmende Bagage zu retten, was auch glücklich bis auf mehrere Pakete mit getrockneten Pflanzen und Fisch-Skeletten gelang, die der brandende Wirbel bereits verschlungen hatte. —

Am nächsten Morgen gelangten wir nach beinah vierwöchentlichem Kampf mit dem Strom und seinen Katarakten unter 3° 59′ N. Br. zur Mündung des gelblichen Rupununi, eines der Hauptnebenflüsse des Essequibo, der diesem von S.W. her zuströmt. Wir fuhren den Rupununi hinauf und entdeckten an seinem südlichen Ufer eine aus vier Hütten bestehende Karaiben-Niederlassung. In einer der Hütten, deren Boden sich vier Fuß über die Erde erhob, so daß man auf einer kleinen Leiter hinansteigen mußte, saß, mit Flechtarbeit beschäftigt, ein großer stämmiger, roth und weiß bemalter Karaibe. Ungeachtet unsere Parthie mehr als vierzig Köpfe zählte, die alle möglichen Farben an sich trugen und den freien Platz vor der Hütte ganz füllten, so widmete uns der Bewohner derselben auch nicht die geringste Aufmerksamkeit und arbeitete ungestört fort, als sei er der einzige Mensch hier. Als unsere Neger über einen im Hintergrunde sich zeigenden Trupp Frauen, die uns voll Verwunderung anglotzten, in ein Gelächter ausbrachen, warf der Mann einen verächtlichen Blick auf die Lacher und richtete sein Auge sogleich wieder auf die Arbeit. Da ließ ich eine Branntweinflasche holen und zeigte ihm dieselbe. Auf einmal sprang der düstere Gesell auf, wurde gesprächig, nannte uns seine Mattis (Freunde), ließ seine Arbeit liegen, befahl seinen Weibern Pisangfrüchte, Bananen, Yams zu bringen, Hühner zu fangen, die in Menge umherliefen, kurz, zeigte sich so gefällig, wie wir nur wünschen konnten. Als ich eben noch meine Betrachtung über diesen Naturmenschen anstellte, vernahm ich aus dem nahen Walde wunderbare Töne, wie wenn Jemand an mehrere harmonisch gestimmte Glasglocken schlüge. Mein Bruder sagte mir, daß dies die Stimme des Rachenvogels oder Bellbird (Chasmarhynchos carunculatus) sei. Da er sich immer auf die äußerste Gipfelspitze der Bäume außer Schußweite setzt, so konnte ich seiner leider nicht habhaft werden.

Mit der Einfahrt in den Rupununi begann wieder die

schreckliche Plage der blutgierigen Mosquitos, die uns seit den Stromschnellen des Essequibo verlassen hatten. Die äußerst zahlreichen Busen des Rupununi erweitern sich landeinwärts zu ansehnlichen Wasserbecken und sind die Tummel- und Leichplätze einer Menge Fische, Kaimans und Wasservögel. Auf den Uferbäumen fand ich eine eigene Art Ameisennester, welche ganz die Gestalt und Größe eines Kürbisses hatten und aus kleinen Blatttheilen nebst Thon gebaut waren. Tausende der kleinen dunkelen Bewohner saßen in einem Neste, das sich meistentheils in den Winkeln der Aeste am Stamme befand, und fielen bei der leisesten Bewegung des Baumes auf den darunter Hingehenden oder den Boden herab. — Bald erreichten wir wieder eine Niederlassung, die von Karaiben und einigen Macusis gemeinschaftlich bewohnt wurde. Die große Hütte der Macusis war eigenthümlich gebaut. Das Dach ruhte nämlich auf vier Lehmwänden, und die kleine Thür war der einzige Aus- und Eingang nicht allein für Menschen und Thiere, sondern auch für Rauch, Licht und Luft. Hätte in der Mitte nicht ein Feuer gebrannt, über dem auf einem kleinen Gerüst Fleisch und Fische ausgebreitet lagen, so würde darin eine egyptische Finsterniß geherrscht haben. — Bei unserer Abfahrt am Morgen sahen wir vor uns am Ufer eine Menge Indianer stehen, welche sich uns in ihrem schönsten Schmucke darstellten. Außer den wirklich malerischen Federmützen der Männer zogen meine Aufmerksamkeit besonders auf sich große Halsbänder von den Hauern des Bisam- oder Nabelschweines (Dicotyles), an denen lange Quasten aus Bälgen des Toucan oder Pfefferfressers den Rücken herabhingen, so wie ihre gewaltigen und zierlich gearbeiteten Kriegskeulen. Die Wunden, welche sie im Kampfe mit diesen Keulen einander beibringen, müssen fürchterlich sein. An dem Handgriff waren sie mit baumwollenen Fäden umwickelt, wie sich zugleich hier auch eine dicke Schleife befand, durch welche sie die Hand stecken, um es dem Gegner unmöglich zu machen, ihnen die Keule im Kampfe aus der Hand zu ringen. Lange baumwollene Quasten hingen als Schmuck herab.

Unseren nächsten Lagerplatz schlugen wir [illegible]nd-bank auf, und um das Macusi-Dorf Haion [illegible] zu

erreichen, ließ ich bereits gegen Mitternacht den Steuerleuten das Signal zum Aufbruch geben. Sanft verbreitete der Mond sein magisches Licht, und außer den taktmäßigen Ruderschlägen störte nichts die Todtenstille der Natur. Schon mochten wir einige Stunden gefahren sein, als uns plötzlich durch die drückende Schwüle ein kühler Windzug entgegenwehte, den die Indianer als den erfrischenden Savannenwind willkommen hießen. Dieser oft ungemein heftige Wind ist im Innern ganz das, was an der Küste die kühle Seeluft, da er täglich aufspringt. Gewöhnlich erhebt er sich Abends acht Uhr als sanfter kühlender Nordost, der gegen Mitternacht in seiner größten Stärke als Windsbraut über die Savanne hinfegt, gegen Tagesanbruch allmählig abnimmt und mit Sonnenaufgang plötzlich nach Ost umspringt.

Endlich sollte nach fünf Wochen unser Auge frei und ungehindert über eine weite Fläche hinschweifen. Mit Ungeduld erwarteten wir den Tag, und sobald es anfing helle zu werden, wurde es auch um uns lebhafter. Die Theilnehmer des tausendstimmigen Concerts begannen ihre Stimmen zu versuchen. Das erste Zeichen gab uns das merkwürdig tiefe Brummen der Hokko-Hühner. Bald gesellten sich dazu Stimmen der ganzen Tonleiter aus uns bekannten und unbekannten Kehlen, zwischen denen das gellende Gekreisch und Gepfeife der Affenheerden die Hauptrollen übernommen hatte. Schon wurde die Umsäumung am linken Ufer immer lichter, der kühle erfrischende Wind immer stärker und labender: da verschwand auf einmal aller Baumwuchs, und die weite Savanne trat bis zum Ufer heran. Jetzt wurde gehalten. Rasch klimmten wir an dem steilen Ufer empor: aber unser Auge konnte nicht über die weite Fläche streifen, sondern wurde von dem mehr als sechs Fuß hohen Grase nur noch mehr beschränkt! Nur das isolirt aus der Ebene aufsteigende Makarapan-Gebirge, dessen Riffe und Gräte die aufgehende Sonne eben mit goldenen Reifen umgab, so wie einige andere im fernen Norden und Osten sich terrassenförmig übereinander aufthürmende Bergzüge konnten wir vor dem hohen dichten Graswuchs wahrnehmen. Daß der erwärmende Sonnenstrahl eine erhöhte Lebensthätigkeit in den Pflanzen hervorruft, verkündete

uns bei unserer Rückkehr nach den Booten der balsamische Duft, der die ganze Atmosphäre erfüllt hatte.

Nachdem wir die Mündung des Taraqua (Rewa oder Quitaro der Karten) passirt, entfaltete sich vor uns ein neues, ungemein lebhaftes Bild. Ein Trupp Macusis wollte eben ihr Lager abbrechen und den Strom abwärts in drei Kähnen weiter fahren. Es war das bunte Leben einer Zigeunerhorde. Zwischen grünen Bäumen oder in die Erde getriebenen Pfählen hingen rothgefärbte Hängematten, in denen noch viele der gestrengen Hausherren lagen und aus ihnen gemächlich dem emsigen Treiben der Weiber zusahen, welche die übrigen Gegenstände nach den Booten schleppten. Hier zogen kleine Knaben einen widerspenstigen Affen an einem Beine nach den Kähnen, dort eilte ein kleines Mädchen mit einigen Papageien nach demselben Ziele, und Weiber mit Säuglingen, die in einer um die linke Schulter hängenden Binde saßen, trugen dunkel gefärbtes Kochgeschirr in den freien Händen nach den Fahrzeugen, auf deren Schnäbeln bissige Hunde saßen und uns mit heiserer Stimme entgegenbellten, während hie und da noch aus den Aschenhaufen ausgebrannter Feuer blaue Rauchwölkchen emporstiegen und zwischen der vom Morgenthau getränkten Belaubung des Ufers sich ausbreiteten. Als die Männer uns sahen, sprangen sie eiligst aus ihren Hängematten, setzten ihre schönen Federbarrets auf, kamen an's Ufer, starrten uns mit großen Augen an, und riefen uns ihr „Matti" zu, das wir herzlich erwiederten. Wie uns die Indianer, so staunte ich bald darauf eine Pflanze an, die mir aus einer kleinen Bucht entgegenleuchtete. Es war die prachtvolle Victoria regia mit ihren fünf bis sechs Fuß (!) im Durchmesser haltenden runden Blättern und ihren großen reizenden Blüthen, deren Blüthenblätter von dem äußeren Umkreis nach der Mitte zu aus dem Weiß mit den sanftesten Tinten in ein saftiges Rosenroth übergingen und mit ihren Wohlgerüchen die ganze Umgebung parfümirten. Schnell beugte ich mich über den Rand des Bootes, um eine solche Wunderblüthe zu brechen, doch wie von einer Tarantel gestochen, fuhren meine Hände schnell wieder zurück; denn die dreiviertel Zoll langen scharfen elastischen Stacheln straften meine unbesonnene Eile. Eine

Menge Wasserhühner, Enten und kleine Reiher liefen auf den tellerförmigen Blättern umher und machten Jagd auf die vielen Insekten, die sich daselbst versammelt hatten.

Ein schmaler waldiger Saum umzog von jetzt an das nördliche Ufer, dem sich unmittelbar die Savanne anschloß. Das nördliche Ufer dagegen blieb dicht bewaldet. Eben hatten wir eine scharfe Krümmung umfahren, als uns vom Fuße des südlichen, ziemlich dreißig Fuß hohen Ufers die Flagge meines Bruders, der vorausgefahren war, entgegenwehte und sich auf dem Scheitel der Anhöhe Haiowa erhob, wo wir einen Ruhepunkt machen wollten. Nachdem unsere Boote an der Landungsstelle angelegt und wir die Höhe erstiegen hatten, konnten wir die Savanne zum erstenmal überschauen. Zahlreiche Gruppen von Laubbäumen, Gebüschen oder Palmen stiegen hie und da in der ungeheueren gelbgrünlichen Grasfläche empor, gleich Inseln im Ocean, während mitten aus diesem lieblichen Bilde das mächtige isolirte 4000 Fuß hohe Makarapan-Gebirge sich aufthürmte und der Horizont durch die kahle Sierra Pacaraima begrenzt wurde. In der Niederlassung selbst herrschte das regste Leben. Eine Menge Indianer und Indianerinnen drängte sich um eine der Hütten. Es war die weitläufige, nach allen Seiten hin offene Fremdenhütte, in welcher mein Bruder eben damit beschäftigt war, die ihm gelieferten großen Quantitäten Cassadabrot, Pisangs, Yams, Bananen, Hühner, geräucherte Fische rc. zu bezahlen. Gleich einem Tabulettkrämer auf dem Jahrmarkt eines Landstädtchens stand mein Bruder hinter seinem vielfächrigen Kasten, der mit Glasperlen aller Farben, Messern, Scheeren und dergleichen gefüllt war, mitten unter hellbraunen, schön gewachsenen Indianerinnen, die mit lüsternen Blicken die lockenden Perlen anschauten. Fast Alle forderten auch nur Perlen, welche den einzigen Schmuck des Weibes bilden, während der Mann sich mit den buntfarbigsten Federn aus allem Gefieder der Wälder schmückt.

Ohne Zweifel gehören die Macusis, welche die Savannen des Rupununi, Parima, so wie die Bergketten des Paracaima und Canuku bewohnen, zu den schönsten Stämmen Guianas.

Ihre Hautfarbe ist ziemlich licht; ihre Züge haben etwas ungemein Mildes und Angenehmes; dabei sind sie schlank und wohl proportionirt. Die Männer tragen das Haar fast durchgängig kurz, die Frauen dagegen entweder in langen Flechten auf dem Scheitel zusammengewunden, oder sauber geordnet über Nacken und Schulter herabhängend. Ihre ungemein wohlklingende Sprache hat viel Aehnlichkeit mit der französischen, da sich die größte Zahl ihrer Wörter auf ong, eng, ang endet. Daß sie eben so harmlos und friedliebend, als gefällig, gastfreundlich und betriebsam sind, zeigte sich während unseres längeren Aufenthaltes in ihren Niederlassungen. Auch zeichnen sie sich durch Ordnungsliebe und Reinlichkeit aus. Gesicht und Körper bemalen sie stark mit dem Safte der Färber-Trompetenblume (Bignonia chica, ziegelroth färbend) und der gemeinen Obstgadel (Genipa americana, schwarz färbend); namentlich thun dies die Weiber, welche auch ihr schönes, glänzendschwarzes und sauber gekämmtes Haar mit Crapöl salben. Ohrläppchen und bei den Männern auch die Nasenflügel waren durchbohrt und mit fingerlangen runden Hölzchen oder Rohrstückchen ausstaffirt. Bei beiden Geschlechtern war durch eine Oeffnung der Unterlippen eine Nadel mit der Spitze nach außen gesteckt, wie bei den Karaiben. Der kostbarste Schmuck der Frauen bestand in breiten Perlenschnüren, welche sie um Arme und Beine gewickelt tragen, und aus denen sie ihren Schurz mit zierlichen eckigen Figuren gestickt verfertigen. Eigenthümlich ist es, daß sich hier nur die Frauen mit Malereien auf Werkzeuge, Waffen &c. beschäftigen. Auch bemerkten die Indianer bei Gelegenheit der Bilderschrift auf den Steinblöcken, daß dieselbe vor langer Zeit von den Weibern eingegraben sei. Die Niederlassung bestand aus zwölf Hütten und etwa sechzig Bewohnern. Erstere glichen unseren kleinen, mit Stroh bedeckten Bauernhäusern; das runde Dach läuft in eine lange Spitze aus. Im Innern bemerkt man netzartig geflochtene Hängematten, kleine, aus einem Stück Holz in allerlei Thiergestalten roh gehauene Schemel, ausgehöhlte Kürbisse, die als Wasserbehälter dienen, einige thönerne Kochgeschirre und eine Menge geflochtener viereckiger Körbe, als Behälter für Schmucksachen, etwaige Kleidungsstücke und dergl. An der Hängematte

eines Jeden hängt ein mit Schminke gefülltes Bambusrohr, ein Kamm und ein kleiner Spiegel; letzteres kostbares Stück hat statt der europäischen Einrahmung eine viel dauerhaftere erhalten. Den Hauptbalken der Hütte zieren Rehgeweihe, Jaguarschädel, Adlerfänge und andere Jagdtrophäen, so wie auch die Kriegskeule, das Blaserohr zum Schießen vergifteter Pfeile und die Federmützen; auf den Querbalken liegen zahllose Pfeile und eine Menge Bogen. Alles dies war mit Sauberkeit und Accuratesse gearbeitet. Die gesammten hölzernen Geräthschaften waren zierlich polirt und bemalt, die Waffen mit bunten Federn geschmückt und ihre mit schwarzen oder rothen Zeichnungen ausgestattete Flechtarbeit zeigte die höchste Vollendung. Ueberhaupt trat mit dem Eindringen in das Innere ein regerer Kunstfleiß immer deutlicher und sichtbarer hervor; nur in der Bereitung der Töpferwaaren behaupten die Küstenstämme den Vorrang. In den Hütten brennen hie und da fortwährend, sei es zum Räuchern einer Jagdbeute, oder zum Kochen von Getränk und Fleisch, kleine Feuer; als treue Wächter umlagern diese Stellen knurrende Hunde.

Das Haus, welches man uns zur Wohnung eingeräumt, lag unmittelbar auf dem Scheitel des hohen Ufers und gewährte die unbeschränkteste Aussicht. Schon der nächste Morgen brachte neue Abwechselung in das bunt bewegte Leben unseres Aufenthaltes. Bald nach Sonnenaufgang kam nämlich eine kleine Flotte von Kähnen, bemannt mit Indianern in glänzendem Federschmuck, und diese statteten auf der Vorbeireise nach Georgetown, wohin sie allerhand Tauschartikel bringen wollten, den Bewohnern von Haiowa einen Besuch ab. Nachdem sie aus den Kähnen gestiegen waren, ordneten sie sich in den gewöhnlichen Zug, die Kriegskeule, den Bogen und Pfeile in der Hand, während viele noch ein langes Messer entweder im Gürtel oder an einer baumwollenen Halsschnur zu hängen hatten, klimmten das Ufer empor, gingen, ohne uns eines Blickes zu würdigen, an uns vorüber und auf das Fremdenhaus zu, wo der Häuptling sie bereits mit seinen Leuten erwartete. Man bewillkommte sich, wie dies auch bei anderen Indianern geschieht, durch das Reichen der Hand und den Ausruf: „Matti!“ nur führte man das Gespräch mit

abgewandtem Gesicht. Als ich nach der Ursache fragte, erhielt ich zur Antwort, daß sich wohl die Hunde einander ansähen, wenn sie zusammenträfen, aber nicht die Macusis. Kommt irgend ein Macusi im gewöhnlichen Verkehr zu einem andern, so sagt er: „Ich komme", worauf Jener erwiedert: „Bist Du da?" oder: „Kommst Du?" Wird aber ein feierlicher Besuch von Auswärtigen abgestattet, so muß der Besuchende zuerst angeredet werden. Der Häuptling oder Hausherr begrüßt die feierlich und langsam sich nähernden Gäste schon vor der Hausthür und heißt sie dann eintreten. Im Innern bringt die Hausfrau einen Schemel oder ein Stück Holz herbei und der Herr sagt: „Sei da!" worauf der Gast erwiedert: „Ich sage, ja", und Jener nun hinzufügt: „Da ist ein schlechter Schemel, setze Dich!" worauf der Gast fortfährt: „Er ist gut" und noch andere Lobeserhebungen hinzufügt. Diese Begrüßungen und Complimente erneuern sich bei jedem Angekommenen. Dieselben Entschuldigungen und Complimente wiederholen sich, wenn zuerst ein Körbchen mit Cassadabrot und ein Pfeffertopf zum Eintunken des Brotes vorgesetzt wird; eben so bei jedem neuen Gericht. Am Schluß der Mahlzeit sagt der fremde Häuptling, so wie jeder seiner Begleiter zu jedem der anwesenden Tischgenossen je nach Würde und Alter, daß er satt sei und aufhöre zu essen. Geht ein Gast einmal hinaus, so wird er bei seiner Rückkehr eben so bewillkommnet, als käme er eben erst an. Die Unterhaltung wird in einem singenden Tone geführt, und der Erzähler eines Abenteuers der Jagd, der Fischerei oder einer Reise nie unterbrochen. Die jüngeren Indianer geben nur Zuhörer ab und stellen sich, sollten sie die Sache auch schon zwanzigmal vernommen haben, gleich allen Uebrigen höchst verwundert über die erzählte Begebenheit.

Am nächsten Morgen brachten uns die Indianer außer einer Menge anderer Fische auch den im Süßwasser lebenden riesigen Raspelhäring (Sudis gigas). Das ungeheure Thier, welches beinah den ganzen Kahn füllte, maß vielleicht acht Fuß und war sicher gegen 200 Pfund schwer. Dieser Fisch soll auch im Rio Branco, Rio Negro und Amazonenstrom ziemlich häufig sein. Er wird sowohl mit der Angel gefangen, als auch mit

Pfeilen geschossen, indem er bei jedem Auftauchen von zahlreichen Bogenschützen eine neue Ladung Pfeile erhält, bis er endlich todt ist. Er hat einen der buntesten Schuppenpanzer, und nicht allein die Schuppen, sondern auch die Flossen schillern und glänzen in den verschiedensten Uebergängen von dunkelgrau, roth und carmoisin. — Wie der Tag voller Interesse begonnen hatte, so sollte er auch schließen. Gegen Abend sah ich vor unserer Hütte im fernen Nordwesten einzelne dunkele Rauchwolken aufsteigen, die ich anfangs wenig beachtete, bis man mich belehrte, daß dort die Jäger einer fernen Niederlassung die Savanne angezündet hätten, um die Rehe aus dem hohen Grase hervorzutreiben. Die Sonne begann eben zu verschwinden; schon färbten sich die schwarzen und an Ausdehnung wachsenden Wolken gelb und röthlich, und bald darauf entfaltete sich ein Nachtbild, das ich nur jenem an der Achra-mucra vergleichen kann. Mehrere Feuer-Colonnen vereinigten sich bald zu einer einzigen, welche sich grell an dem dunkelen Himmelssaum abgrenzte und vor sich die trüben Wolkenmassen, so wie die düsteren Makarapan- und Pacaraima-Gebirge mit graugelben Tinten übergoß, so daß diese wie bleiche Riesengespenster aus der dunkelen Atmosphäre auftauchten. Gleich den Wogen eines ebenmäßig bewegten rothflammigen Oceans, wälzte sich die ungeheure Feuermasse blitzschnell vor dem Winde her, bald an einem unbewaldeten Abhang emporwirbelnd und eben so schnell an der abgewandten Seite wieder verschwindend, bald sich plößlich in eine Menge kleinerer Ströme zertheilend, die dann gleich gigantischen Irrlichtern umher zu tanzen schienen, während die schwarzen Stellen zwischen ihren Armen Sümpfe, Moräste, Bäche oder eine größere Baumgruppe vermuthen ließen. Doch die Trennung währte nicht lange. Bald hatten sich die zerstreuten Arme wieder vereinigt und setzten von neuem in einem breiten Gluthstrom ihren vernichtenden Lauf unaufhaltsam über Berg und Thal fort, bis sie endlich hinter einer größeren Gebirgsmasse verschwanden. Bisher hatte sich das schauerlich schöne Bild noch immer ziemlich entfernt von uns gehalten; doch auf einmal wälzte sich im Nu der rechte Flügel der mächtigen Lohe näher zu uns heran: die Schlaglichter und Schatten wurden greller, die schwarzen Rauch-

wolken schärfer abgegrenzt, damit aber auch ein dumpfes Brausen der in der Hitze zerplatzenden Gräser und Rohrarten hörbar, das sich mit jeder Secunde deutlicher in das betäubende Knallen eines Schlachtgetümmels verwandelte, bis das Ufer des Rupununi dem feindlichen Elemente eine unübersteigliche Schranke entgegensetzte. — Oede und traurig starrte uns mit der Helle des erwachenden Tages die weite Savanne entgegen. Ein schwarzes Leichentuch war über die gestern noch so freundliche gelbgrüne Fläche ausgebreitet, und die entlaubten schwarzen Aeste der Ufer- und Savannenbäume ragten düster in die heiße Luft hinein, während nach allen Seiten hin heftige Wirbelwinde schwarze Aschen- und Staubsäulen mit verkohlten oder halbverbrannten Pflanzenresten zum Himmel emportrieben und Hunderte von Raubvögeln laut krächzend umher kreisten, um die umgekommenen Säugethiere und Amphibien zu verzehren. — Kehrt der Wanderer nach vierzehntägiger Abwesenheit zu der Stätte der Verwüstung zurück, so ist wie durch Zauber das düstere Trauerkleid der Savanne verschwunden und hat sich in die lebensfrischen Farben des europäischen Frühlings verwandelt. Bäume, Sträucher und Grasfluren erscheinen mit einem neuen lieblichen Gewande geschmückt. Die unglaublich schnell Alles überfliegende Flamme hat nur das Laub, nur den Gras- und Rohrhalm vernichtet, nicht aber den Baum, noch auch die Graswurzel, und entsprechend der Schnelligkeit der Vernichtung keimt, knospet und treibt das junge Grün schon nach wenigen Tagen unter der düsteren Decke hervor und verwischt bald die letzte Spur des verheerenden Elementes.

III.

Reisen

in

Brasilien und den La Plata-Ländern.

Nach

Gardner, Prinz Maximilian von Neuwied, Darwin u. A.

Erstes Kapitel.

Ich verließ Glasgow am 14. Mai 1836 und schiffte mich am 20. desselben Monats in Liverpool auf der nach Rio de Janeiro bestimmten Barke „Memnon" ein. Für die Reise über den atlantischen Ocean mag die Bemerkung genügen, daß es nicht an Windstillen und Windstößen, nicht an hellem Himmel und prächtigen Sonnenuntergängen, nicht an Haifischen, Wallfischen und fliegenden Fischen, so wie an phosphorleuchtenden Meereswellen fehlte.

Nach einer etwas langen, aber nicht unangenehmen Reise sahen wir mit dem Anbruch des 22. Juli im Nordosten fünf (deutsche) Meilen entfernt das Kap Frio vor uns, und an demselben Tage befanden wir uns im Angesicht von Brasiliens Hauptstadt Rio de Janeiro. Es war Nachmittags, als wir in die Bai von Rio einliefen. Bei der Einfahrt erheben sich auf beiden Seiten, gleich den Säulen eines Thores, kegelförmige Granitberge mit mancherlei sonderbar gestalteten Kuppen und Hörnern, von denen zwei gepaarte Spitzen die beiden Brüder, eine andere der Papageienschnabel genannt wird. Einer der Berge im Süden heißt wegen seiner Form der Zuckerhut (Pao d'Açucar), den Schiffern eine treffliche Landmark; es ist eine fast ganz nackte Granitmasse von ungefähr tausend Fuß Höhe. Gegenüber liegt das kleine, aber wohlbefestigte Fort St. Cruz. Nachdem man das breite Felsenthor passirt, erweitert sich die Bai, und nun eröffnet sich ein Amphitheater, welches an mannigfaltig imponirenden Reizen kaum seines Gleichen auf Erden finden möchte. Im Hintergrunde waldige an einander gekettete Kuppen und Spitzen, an den Ufern romantische Felspartien mit malerisch zerstreuten Landsitzen und Häusergruppen, ferner die

üppige Vegetation der schlankstämmigen Kokospalmen, der Pinien, Aloeen und Cactus, dann, so weit das Auge reicht, grüne Eilande emportauchend aus dem Wasserspiegel, der von unzähligen Kähnen und Gondeln belebt wird, endlich der Hafen mit seiner reichen Mastendecoration und der prächtige Aquaduct der Hauptstadt; dazu die Beleuchtung der Abendsonne, welche zum Abschiedsgruß das azurene Firmament mit Purpurstreifen und die Häupter der Berge mit Rosenkränzen schmückte: gewiß Alles dies müßte selbst den rohesten Menschen mit Entzücken erfüllen. Wir waren eine halbe Stunde unterhalb der Stadt vor Anker gegangen; weiter einzulaufen, ehe die Zollbeamten uns visitirt hatten, war uns nicht vergönnt. Schnell kam die tausendäugig funkelnde Nacht: da stieg plötzlich ein weit ausgebreitetes Heer von Raketen und Schwärmern über der Stadt in die Lüfte, mit Knallen und Puffen zerplatzend; Donnerschläge weckten das Echo der Felsen; die hochgelegenen Klöster San Bento und San Antonio, die Tempel, die Häuser und Paläste entzündeten sich in grünen, blauen und rothen Feuern und Flämmchen — ein in der That feenartiger Anblick, dessen Zauber noch durch den Contrast des dahinter liegenden dunklen Gebirges erhöhet wurde. Musik und Jubel erscholl nah und fern von dem fröhlichen Volke, welches gerade ein Fest feierte. Der sich erhebende Landwind trug zur Erhöhung des Genusses bei, indem er würzigen Duft von Orangen und anderen blühenden Gewächsen über die See wehete, und erst spät bewältigte der Schlummer den Aufruhr wonniger Gefühle.

Am andern Morgen gingen wir an's Land. Die auf einer dreieckigen Landzunge in Westen der Bai gelegene Stadt mit ihrer Umgebung und ihren weißgetünchten Häusern und Kirchen hatte vom Schiffe aus ein anziehendes großartiges Ansehen, Wohlhäbigkeit und Sauberkeit versprechend: aber eine nähere Beschauung verscheuchte die Täuschung. Die langen engen Straßen sind mit Schmutz und afrikanischen Schwarzen angefüllt, welche wir schon überall auf den im Hafen schwimmenden Booten und Kanoes als Bemannung bemerkt hatten. Fast nackend, schwitzend unter ihrer Arbeit und ihren Lasten, verbreiten diese Tausende von Negern einen starken unerträglichen Geruch. Zu den dun-

kelen Gestalten der Neger und Mulatten, welche fast die Hälfte der Bevölkerung ausmachen, bilden die übrigen gewöhnlich weiß gekleideten Bewohner den grellsten Gegensatz, und wenn die brennende Mittagssonne die letzteren verscheucht, so sieht man nur Schwarze. Die Häuser sind äußerst fest, meist von Granit aufgeführt, in der Regel zweistöckig und weiß angestrichen, mit flach gesenkten Dächern, Balconen und Bogengängen, unter denen die Waaren auf's Zierlichste zur Schau gestellt sind. Die Kaufläden, deren Thüren und Fenster den Tag über meist offen stehen, scheinen von Mulatten oder fast eben so dunkelfarbigen Portugiesen bedient zu sein. Besonders zahlreich sind die Venda's, wo man Lebensmittel verkauft. Die langen Straßen durchschneiden einander in rechten Winkeln, so daß die Häuser große viereckige Massen bilden. Sie sind nicht nur enge und schmutzig, sondern auch schlecht erleuchtet und noch schlechter gepflastert, obgleich die Stadt von Gebirgen des herrlichsten Granits umgeben ist. Die Neustadt erstreckt sich in nordwestlicher Richtung und wird von der Altstadt durch einen sehr weit ausgedehnten Platz, den Campo de Santa Anna, geschieden. Außerdem giebt es noch zwei andere große Plätze, nämlich den Theater= und Landungsplatz, auf welchem der von den Vicekönigen bewohnte Palast liegt. Der jetzige kaiserliche Palast St. Christovao ist ein großes unregelmäßiges Gebäude, eine kleine Strecke jenseit der Neustadt. Unter mehreren schönen Kirchen ist eine der bedeutendsten Nossa Senhora da Gloria, welche auf einer gerundeten Höhe in die See ragt. Die kaiserliche Kapelle zeichnet sich durch Glanz aus. Bänke, Stühle und Kanzeln findet man in den Kirchen nicht, für die seltenen Predigten wird eine Eilkanzel aufgeschlagen. In der sogenannten Negerkirche steht ein schwarzer riesiger Götze, den die Neger anbeten. Von den Thürmen ist keiner bedeutend hoch. Zu den übrigen bemerkenswerthesten öffentlichen Gebäuden gehört die Münze, das Opernhaus, das Theater, die Bibliothek mit fast hunderttausend Bänden, das naturhistorische Museum *), das an der Campo de Santa Anna

*) Der interessanteste Theil desselben ist eine reichhaltige Mineraliensammlung, die Kleider und Waffen brasilianischer Urvölker, so wie einige Mumiensärge.

erbaute schöne Oberhaus (Camara dos Senadores), am Hafen das Kloster San Bento und die Abtei San Thereza auf einem Hügel neben der Wasserleitung, die eine gute deutsche Meile lang ist und nach der Stadt zu mit prächtigen Reihen doppelter Bogen endigt. Der sogenannte Schloßberg, Morro de Castello, mitten in der Stadt, gewährt eine reizende Aussicht auf diese selbst, so wie auf die Bai und das Gelände jenseits derselben mit der Stadt Nitherohy oder Praia Grande im Vordergrunde und dem hoch emporragenden Orgelgebirge zur Linken.

Rio ist die volkreichste Stadt Südamerika's und zählt 210,000 Einwohner. Diese scheinen angelegentlich darnach zu streben, ihrer Stadt einen europäischen Anstrich zu geben. Die früher gebräuchlichen sonderbaren Trachten sind verschwunden. Kamm und Mantille werden nur noch von einigen, meist farbigen alten Weibern getragen; auch der aufgestülpte Hut und die goldenen Schnallen sind abgelegt. Jetzt kleiden sich beide Geschlechter nach der neuesten Pariser Mode, und bei beiden bemerkt man eine bedeutende Vorliebe, sich mit Edelsteinen zu schmücken. Eine der schönsten Straßen ist die Rua d'Ouvidor, nicht weil sie breiter, reinlicher oder besser gepflastert wäre, als die andern, sondern weil die Kaufläden derselben hauptsächlich mit französischen Modehändlern, Juwelieren, Buchhändlern, Zuckerbäckern, Schneidern und andern Gewerksleuten besetzt und mit einer wahrhaft überraschenden Pracht ausgestattet sind. Es giebt treffliche Lehranstalten, und in einigen derselben wird auch das Deutsche getrieben. Mit Musik beschäftigt man sich sehr eifrig, und das Pianoforte findet man fast überall in den besseren Häusern. Früher war die Guitarre das Lieblingsinstrument, wie noch immer im ganzen Innern des Landes. Da Rio die Hauptstadt des Reiches ist, wo die meisten europäischen Staaten ihre Gesandten halten, so herrscht hier in der feinen Welt ein glänzenderes Leben, als man vermuthen möchte, und die Gesellschaften und Bälle, die Oper und das Theater nehmen die Aufmerksamkeit eben so sehr in Anspruch, als in anderen großen Städten. An heiteren Abenden findet man zahlreiche Spaziergänger auf der öffentlichen Promenade (Passeio publico), einem großen Garten mit schattigen Gängen. Auch der anderthalb Meilen

von der Stadt entfernte botanische Garten wird viel besucht. Die vom Eingang aus hinanführende Allee besteht aus fichtenartigen Keulenbäumen (Casuarina), welche ungeheuren Schachtelhalmen gleichen. In der Mitte des Gartens sieht man mehrere Gruppen von Bambusrohr mit ziemlich funfzig Fuß hohen Stämmen. Auch giebt es dort schon Zimmet- und Gewürznelkenbäume, so wie einige große Brotfruchtbäume. Auf einem Stücke Landes stehen die Theepflanzen, die von dem Großvater des jetzigen Kaisers aus China eingeführt wurden; doch entsprach der Erfolg nicht den Erwartungen. — Von den vielen hier ansässigen europäischen, namentlich englischen und deutschen, Kaufleuten bewohnen die meisten Landhäuser in den Vorstädten. Besonders bevorzugt ist in dieser Art der anmuthige, ein halb Stündchen entfernte Ort Botafogo, dessen Häuser an dem Ufer einer stillen, fast ganz von hohen Bergen umschlossenen Bucht liegen. Unmittelbar hinter den Häusern und fast darüber hangend erhebt sich der gegen zwei tausend Fuß hohe merkwürdige Berg Corcovado, von welchem zwei Drittel seiner östlichen Seite einen senkrechten Abhang bilden.

Rio's Bevölkerung besteht hauptsächlich aus Portugiesen und ihren sowohl weißen als farbigen Abkömmlingen. Nur die im Lande Geborenen werden Brasilianer genannt, und seit das Land im Jahr 1820 ein unabhängiges Reich geworden ist, hat zwischen den Portugiesen und den Brasilianern, namentlich in den unteren Ständen, stets eine feindselige Gesinnung geherrscht, welche besonders in den inneren Provinzen schärfer hervortritt. Bei jedem Tumult des Innern fallen die armen Portugiesen immer als die ersten Opfer. Nichts desto weniger kommen sie alljährlich zu Hunderten, um ihr Glück in dem Lande zu versuchen, das einst die kostbarste Perle von Portugals Krone war. Die Bewohner Rio's sind im Allgemeinen von kleiner schmächtiger Gestalt und bilden einen auffallenden Gegensatz zu den großen schönen Bewohnern der Provinzen San Paulo und Minas Geraës. Der Brasilianer zeigt sich jederzeit höflich und in den weniger besuchten Landestheilen auch gastfrei. Er ist mäßiger im Trinken als im Essen und ein leidenschaftlicher Schnupfer und Raucher. Letzteres gilt wenigstens vom Militair und den

niedern Klassen, unter denen selbst die Weiber rauchen. Die Frauen sind meist klein und in der Jugend sehr anmuthig; später werden sie größtentheils sehr wohlbeleibt, da sie gut leben und sich wenig Bewegung machen. In den großen Städten kommen sie ohne Zurückhaltung zum Vorschein, wenn Fremde ihren Besuch abstatten. Im größten Theile des Innern ziehen sie sich dagegen schüchtern zurück, obgleich es ihnen nicht an Neugier fehlt. Ich habe eine Woche lang in einem Hause gewohnt und nie mehr von ihnen gesehn, als ihre dunkeln Augen, welche durch die Thürritzen der inneren Gemächer lugten.

Die Gesammtbevölkerung Brasiliens wird auf fünf Millionen geschätzt, so daß auf einen Weißen vier Farbige kommen. Mehr als die Hälfte der letzteren besteht aus Negern, die übrigen aus Mischlingen und eingeborenen Indianern. Die Abkömmlinge von Europäern und eingeborenen Indianern heißen in Brasilien Mameluken, die von Europäern und Negern Mulatten, die von Negern und Indianern Caboclos, die von Mulatten und Negern Cabras; Kreolen nennt man hier die Abkömmlinge von Negern. Die Sclaverei herrscht noch überall, und obgleich die Einführung neuer Sclaven durch ein Gesetz verboten ist, so fehlt es doch durchaus nicht an Zufuhr. Der bedeutende Marktpreis ist eine zu mächtige Versuchung. Auch weiß man, daß den Beamten derjenigen Bezirke, wo Sclaven gelandet werden, ein sicherer Gewinn als Lohn der Verschwiegenheit zufällt. Die Behandlung der Sclaven ist im Ganzen mild; auch übersieht der träge und lässige Brasilianer bei seinem Sclaven manchen Fehler, den Leute von lebendigerem und heftigerem Charakter streng bestrafen würden. Bei schwerem Verbrechen übergiebt man den Delinquenten dem öffentlichen Gerichte. Auf den meisten Pflanzungen werden die Sclaven gut versorgt, und ich sah hier des Morgens eine Schaar zufriedener Arbeiter aus ihren kleinen, häufig mit Gärten umgebenen Hütten kommen, wohin sie des Abends ganz behäbig zurückkehren, ohne von der Härte der Arbeit gebeugt zu sein. Die mit leichter Arbeit beschäftigten Haussclaven werden ohne Zweifel noch besser genährt und gekleidet. Auf Besitzungen, wo es an ärztlicher Pflege fehlte, habe ich in dem Krankenhause häufig die Gattin des

Eigenthümers als Pflegerin gesehen. Bei alledem muß man mit Sterne ausrufen: „Dennoch, Sclaverei, dennoch bist du ein bitterer Trank!“ Charakter und Fähigkeit der Neger ist bei den verschiedenen Stämmen sehr abweichend. Am edelsten sind die aus den nördlichen Theilen Afrika's, von denen viele arabisch lesen und schreiben. Daß es unter der sittlich verwahrlos'ten schwarzen Bevölkerung immer Einige giebt, die sich durch Bösartigkeit und Lasterhaftigkeit auszeichnen, kann nicht anders erwartet werden. Wie in andern Ländern, so geschehen auch hier in den großen Städten mehr Verbrechen, als in den Ackerbaubezirken. Die Ursache liegt hauptsächlich darin, daß in jenen viel leichter geistige Getränke zu haben sind; doch habe ich unter den zahlreichen Negern Rio's nur selten Betrunkene bemerkt.

Die Umgegend von Rio ist hauptsächlich granitisch. Die Gebirge laufen meist in Ketten ohne bestimmte Richtung, und ihre Spitzen erheben sich zwei bis drei tausend Fuß über den Meeresspiegel. Die höheren Berge, wie der Pik von Tejuca, der Corcovado und Gavea, sind auf der Südseite nackt und schroff, auf der Nordseite allmählig aufsteigend und bis zum Gipfel mit mächtigem Wald bedeckt, obgleich die auf dem Fels lagernde Humusschicht nur sehr dünne ist. Unter dem angeschwemmten Boden der Thäler, welche die Bergketten durchschneiden, liegt ein oft dreißig bis vierzig Fuß dickes Bett von rothfarbigem Thon, und in diesen Thälern hat der Ackerbau seine vorzüglichsten Sitze aufgeschlagen; einige davon, besonders nahe bei der Stadt, hegen zahlreiche Wohnungen, von Kaffee-, Orangen-, Bananen- und Mandiocca-Pflanzungen umgeben. Im Allgemeinen ist indeß der Boden um Rio nicht eben fruchtbar. Nichts desto weniger zeichnet sich die Vegetation durch große Ueppigkeit und Fülle aus, eine Folge von der Feuchtigkeit der Atmosphäre, die reichen Thau in der trockenen, strömenden Regen in der nassen Jahreszeit giebt, vereinigt mit tropischer Sonnengluth. Vor der Lichtung der benachbarten Wälder regnete es fast das ganze Jahr hindurch, und die Gewitter waren nicht nur häufiger, sondern auch heftiger. Jetzt hat sich die Feuchtigkeit so sehr verringert, daß die Stadt selbst eine Ab-

nahme an Wasserzufluß verspürt und die Regierung ein weiteres Ausrotten der Wälder nach den Quellen der Wasserleitung hin verboten hat. Vom Mai bis zum September, wo die trockene und die kühle Jahreszeit herrscht, ist das Klima gewöhnlich sehr angenehm.

Meine erste Wanderung unternahm ich längs des Aquaducts. Nachdem man das äußerste Ende des fast eine Stunde langen Laranjeiras-Thales erreicht hat, wird die Ansteigung ziemlich steil. Es war gegen neun Uhr Morgens, und die Sonne warf glühende Strahlen; eine kurze Strecke aber brachte uns in den kühlen Schatten eines dichten Waldes, dessen riesige Stämme von den Wurzeln bis zu den kleinsten Zweigen hinauf mit den buntesten Schmarotzerpflanzen überkleidet waren. Diese Waldreben laufen von Baum zu Baum, fallen von den Aesten auf den Boden herab, winden sich tausendfach verschlungen wieder empor und machen den Weg äußerst beschwerlich. Um Mittag erreichten wir die Fläche, auf welcher das Wasser des Aquaducts aus seiner Quelle geführt wird. An feuchten Stellen zur Seite fand sich die europäische Wasserkresse (Nasturtium officinale), und auf den Felsen wuchsen europäische Moose. Während ich einige Exemplare davon sammelte, entging ich noch früh genug dem Biß einer giftigen Schlange. Ich faßte sie, indem ich eine Handvoll Moos ergriff, das ich aber augenblicklich wieder wegwarf, als ich den gefährlichen Inhalt wahrnahm. — Man genießt von mehreren Punkten der Wasserstraße eine reizende Aussicht in das Unterland. Am Anziehendsten ist die auf den See Rodrigo Freitas. Man blickt gleichsam durch ein weit geöffnetes Thor. Zur Linken liegt der Corcovado, dicht eingehüllt in einen Waldmantel von buntfarbigem Laubwerk, zur Rechten zeigt ein anderer Berg seine schroff abfallende Stirn, bis zum Scheitel hinauf mit einigen Cactusarten und anderen saftigen Pflanzen behaart. Von hier aus erstreckt sich ein langes weites Thal, in dessen Grund der botanische Garten und der See liegt. An dem flachen Ufer des See's erblickt man mehrere von bebauten Feldern umgebene Hütten. Jenseits derselben schimmert der Ocean und sein Gestade mit dem breiten Gürtel von weißem Sand, an welchem sich eine stürmische Brandung

bricht. — Gegen sieben Uhr Abends kamen wir zu der Stelle zurück, wo wir unsere Diener, unsere Pferde und die nöthigen Bestandtheile einer Mahlzeit zurückgelassen hatten. Nachdem wir diese eingenommen, war es fast Nacht geworden, und wir warteten behufs der Fortsetzung unseres Wegs noch ein halb Stündchen auf den Mond. Während dem lauschten wir den Tönen der verschiedenen, um diese Zeit thätigen Thiere. Am lautesten macht sich der Grobschmied Frosch; jeder Ton desselben klingt wie der Schlag eines Hammers auf einen Ambos, und die Töne seiner Verwandtschaft haben auffallende Aehnlichkeit mit fernem Kuhgebrüll. Dazu kommt das Geschrei der Eule, der gellende Gesang der Heuschrecken und das Zirpen des Grashüpfers, die alle zusammen ein höchst unharmonisches Concert bilden, während die Atmosphäre von unzähligen Feuerfliegen flimmert. Nach dem Aufgang des Mondes brachen wir auf, doch ließen uns die dunkelen Schatten überhängender Bäume und die düsteren Wolken nicht viel von seinem Lichte zufließen. Als wir aus dem Walde auftauchten, sahen wir nach Norden hin eine gethürmte Masse der schwärzesten Wolken, aus denen flammende Blitze zuckten. Dies dauerte so fort, bis wir nach zehn Uhr in unserer Wohnung anlangten, und gleich darauf entlud sich das Ungewitter mit wüthendem Sturm und Regen.

Nahe am Meer, ungefähr drei Meilen von der Stadt entfernt, erhebt sich der Gavea oder Marssegel-Berg, sogenannt wegen seiner viereckigen Form und den englischen Seefahrern als „Lord Hood's Nase" bekannt. Er hat einen flachen Gipfel und erhebt sich zweitausend Fuß mit fast senkrechtem Abfall auf der Meeresseite. Wir besuchten einen Franzosen, der eine kleine Kaffeepflanzung besitzt. Der Weg windet sich um den Gavea und endet an einem kleinen Salzwassersee, über den wir in einem morschen Kahne hinüberfuhren. Von da ging es über ein flaches, zum Theil bebautes Wiesenland und an mehreren Hütten vorüber dem Hause zu. Am Fuße des Berges trafen wir auf eine wandernde Gesellschaft kleiner schwarzer Ameisen. Es war eine Heersäule von mehr als sechs Fuß Breite und ungefähr dreißig Ellen Länge, und man kann sich daraus einen Begriff von ihrer ungeheuren Anzahl machen. Ehe wir den

Berg erstiegen, sahen wir seitwärts vom Wege den Fall des Tijuca. Ein großer Bach ergießt sein krystallhelles Wasser über zwei sanft sich hinabsenkende, gegen hundert Fuß hohe Felsmassen und wird unten von einem weiten Becken aufgenommen. In der Dämmerung erreichten wir den Gipfel des Berges und übernachteten in dem Hause. — Am folgenden Morgen erstiegen wir einen andern gegenüberliegenden Berg, den Felsen Bonita. Auf dem Wege dahin sahen wir große Kaffeepflanzungen. Die Bäume stehen in Zwischenräumen von sechs bis acht Fuß. Man verpflanzt die Schößlinge, wenn sie ungefähr einen Fuß hoch sind, läßt sie aber nicht höher als zehn bis zwölf Fuß wachsen, so daß der Gipfel erreichbar bleibt. Man hält alljährlich drei Ernten und große gesunde Kaffeebäume können acht bis zwölf Pfund geben; der Durchschnittsertrag aber wechselt zwischen anderthalb bis drei Pfund. Die reifen Beeren sind von der Größe und Farbe der Kirschen. Man läßt sie an der Sonne trocknen und löst dann die gedörrte Schale entweder in Mühlen oder in großen hölzernen Mörsern. Es giebt nichts Schöneres als eine Kaffeepflanzung in voller Blüthe. Die Bäume blühen zu gleicher Zeit, aber nur vier und zwanzig Stunden. In der Ferne erscheint eine solche Pflanzung wie ein Schneefeld, und die Bäume verbreiten den köstlichsten Wohlgeruch. Eine bedeutende Strecke des aufsteigenden Weges war mit bitteren Orangenbäumen besetzt, deren Schatten nicht minder angenehm ist, als ihre Frucht erquicklich; denn ihr etwas bitterer Saft hat durchaus nichts Unangenehmes. Die Brasilianer nennen sie die wilde Orange; doch ist sie jedenfalls nicht einheimisch. Auf dem Gipfel des Bonita sahen wir eine Masse lilienartiger Gewächse und auf deren Zweigen eine allerliebste Schmarotzerpflanze (Epidendrum) mit rosenfarbigem Blumenwuchs. Außerdem fanden wir zwei Gattungen der Trichtersungen (Echites), die eine mit großen veilchenblauen, die andere mit gleich großen weißen trichterförmigen Blumen. Am Rande eines Abhangs prangte mit großen rosenrothen Blumen die prächtige Cattleya labiata. Später wurde der ganze Berg in Wolken gehüllt, und indem der Nordwind diese an uns vorüber trieb, sahen wir ganz deutlich die kleinen Bläschen, aus denen sie zusammengesetzt waren.

Einen weiteren Ausflug machte ich nach dem Orgel-Gebirge. Die Gipfel dieses Namens gehören zu einer ungefähr zwölf Meilen nördlich von Rio nach verschiedenen Richtungen hinstreichenden Gebirgskette, die sich von Bahia bis nach S. Catharina unter 29° S. Br. erstreckt. Der Name entstand aus der Aehnlichkeit der allmählig übereinander emporsteigenden Gipfel mit den Pfeifen einer Orgel. Ein Engländer Namens March besitzt hier eine Meierei für Pferde- und Maulthierzucht und einen großen Garten, der den Markt von Rio mit europäischen Küchengewächsen versorgt. Auf mehreren dort erbauten Hütten verleben englische Familien aus Rio die heißen Monate. Herr March nimmt auch Gäste in sein eigenes Haus. Man legt ein Drittel des Wegs zu Wasser zurück, den übrigen Theil auf Maulthieren, die von dem Grundbesitzthum (Fazenda) herabgesandt werden. Herr March, der zufällig in Rio Geschäfte gehabt, begleitete mich nebst einigen englischen Kaufleuten auf meiner Reise. Das Boot, in welchem wir uns einschifften, gehörte zur Klasse der Faluas, deren man sich zum Gütertransport und zu Lustfahrten bedient. Sie haben sechs Ruderer und einen Steuermann oder Patron, welcher gewöhnlich ein Portugiese ist. Die beiden Masten tragen ein großes Segel. Das Hintertheil ist überdeckt und mit Vorhängen verschlossen. Die rudernden Neger, meist kräftige Leute, erheben sich bei jedem Ruderschlage, während sie ihre Bewegungen mit einem melancholischen Gesange begleiten. Wir hatten einen entzückenden Tag gewählt und ein frischer Seewind wehte uns liebliche Kühlung zu. In Piedade bestiegen wir die uns erwartenden Maulthiere von Herrn March's Fazenda. Indem wir uns über eine flache sandige und stellenweis sumpfige Ebene bewegten, die mit niedrigen Bäumen und Blüthensträuchen bedeckt war, gelangten wir nach Magé, einer kleinen Stadt, die bedeutend viel Mandiocca-Mehl (Farinha de Mandiocca s. Cassava) nach Rio ausführt. Auf dem Wege von da nach Frechal, wo wir übernachteten, begegneten uns lange Züge von Maulthieren, die, mit allerlei Producten beladen, aus dem Inneren kamen. Die Ladung bedeckt man zum Schutz gegen die Witterung mit Ochsenhäuten. Frechal ist ein kleines, aus einigen vereinzelten Häusern bestehendes

Dorf. Wir nahmen unser Nachtquartier in einer Venda, wo das Gastgemach, da es ringsum mit Betten besetzt war, einem Saale in einem Krankenhause glich. Mit Tagesanbruch machten wir uns wieder auf. Etwa eine halbe Stunde von Frechal beginnt die Ersteigung des Gebirges. Der drittehalb Meilen weite Weg bis zu der ziemlich drei tausend Fuß über dem Meeresspiegel gelegenen Fazenda ist durchgängig schlecht und stellenweis äußerst steil, so daß man ihn eher dem Bette eines Bergstromes als einem Saumpfade vergleichen möchte. Es geht ununterbrochen durch einen prachtvollen Wald, der aus verschiedenen Arten von Palmen, Lorbeeren, Feigen, Cassien, Trompetenblumen (Bignonien), myrtenartigen und anderen blühenden Sträuchern bestand. Bei uns werden die Bäume durch gesellschaftlich beisammen wachsende Bäume gebildet; in tropischen Ländern sieht man dagegen nur selten zwei Bäume von einerlei Gattung bei einander: so groß ist die Mannigfaltigkeit der verschiedenen Arten. Um viele Bäume winden sich Kletterpflanzen, deren Stengel häufig dicker sind, als die Stämme, welche sie umschlungen halten. Dies gilt besonders von einer Art wilder Feige. Sie läuft an einem Baum hinauf und streckt alle zehn Fuß auf jeder Seite eine dicke Ranke aus, welche sich fest um den Stamm schlingt. Da der Feigenbaum und seine Ranken mit der Zeit an Größe zunehmen, so wird der Druck endlich so groß, daß der stützende Stamm in der Umarmung des Schmarotzergewächses abstirbt. Mehrere Schlingpflanzen sind zusammengedreht und hängen wie große Seile von den Baumzweigen herab, andere wiederum sind flach und zusammengedrückt wie Bänder. Zwei der schönsten Kletterpflanzen sind die große trompetenblumige Solandra (grandiflora), welche die größten Waldriesen prachtvoll schmückt und eine Fuchsia (integrifolia), die häufig bis zu einer Höhe von sechzig bis hundert Fuß emporklettert und dann in den herrlichsten Guirlanden wieder herabfällt. Die verschiedenen Lorbeerarten blühen im April und Mai, wo sie die Luft mit dem Gewürzduft ihrer kleinen weißen Blüthen erfüllen. Wenn die großen Cassien sammt den Bäumen von der Melastoma-Gattung in Blüthe stehen, so bilden die Wälder in der Fülle dieser Blumen fast eine einzige Masse von Gelb und Purpurroth. Mitten

darunter erhebt sich eine Art Seidenwollenbaum (Chorisia speciosa), welcher mit den tausend großen fleischfarbigen Blumen seines kugeligen Wipfels im Gegensatz zu dem Grün, Gelb und Purpurroth der umstehenden Bäume einen herrlichen Anblick gewährt. In der Mitte des Gebirges giebt es reichlich Palmen und Baumfarren, letztere bis vierzig Fuß aufsteigend. In einer Höhe von etwa zwei tausend Fuß findet man eine große Bambusart. Die Stengel dieses ungeheuren Grases haben häufig achtzehn Zoll im Umfang und werden funfzig bis hundert Fuß hoch. Ihre Spitzen bilden eine anmuthige Krümmung nach unten.

Wir erreichten die Fazenda noch am frühen Vormittag. Das Klima ist hier weit kühler als in Rio. Während der Monate Januar und Februar giebt es fast täglich Gewitter. Sie kommen sehr regelmäßig in der vierten Nachmittagsstunde und lassen einen erquicklich kühlen Abend zurück. Die Berge bestehen aus Granit, und unter dem angeschwemmten Boden der Thäler liegt eisenhaltiger Thon, wie um Rio. Herrn March's Besitzthum ist größtentheils noch mit Urwald bedeckt. Der gelichtete Theil enthält Weideland und mehrere kleine Meiereien zum Anbau von Mais, wälschen Bohnen und Kartoffeln. In einem großen Garten neben dem Hause des Herrn March werden fast alle europäischen Früchte und Gewächse gezogen. Man sieht hier neben einander Weinreben, Pfirsiche, Oliven, Feigen-, Apfel-, Quitten-, Birn-, Orangen- und Paradiesfeigenbäume. Die Früchte der letzteren beiden Bäume kommen jedoch wegen der Kälte selten zur völligen Ausbildung. Außerdem gewinnt man reichliche Ernten von Blumenkohl, Kopfkohl, Spargel, Artischocken, Rüben, Erbsen, Zwiebeln, und bringt dergleichen wöchentlich nach der Hauptstadt. — Es war Christtag als wir ankamen, und wir fanden daher alle Sclaven der Besitzung, ungefähr hundert an der Zahl, mit neuen, am Tage vorher empfangenen Kleidern angethan und zu einem Feiertanz vor dem Hause versammelt. Des Abends wurden mehrere, die gut angeschrieben waren, in's Haus gelassen, wo ich ihre Tänze beobachten konnte. Am meisten gefiel uns eine Art Mimentanz. Ein junger Mann beginnt nämlich vor der Hausthür eines Padre (Geistlichen) zu tanzen und seine Viola, eine Art Guitarre, zu spielen. Der

Padre hört den Lärm und schickt alsbald einen Diener hinaus, um zu erfahren, was vorgeht. Dieser fragt den nach seiner eigenen Musik tanzenden Musikanten im Namen des Herrn, was diese Störung bedeuten solle. Der Musikant erwiedert, daß er durchaus keine Störung mache, sondern nur einen neuen Tanz aus Bahia probire. Der Diener fragt, ob es ein hübscher Tanz sei. „O sehr hübsch", entgegnet der Andere, „willst Du ihn nicht versuchen?" Der Diener klatscht in die Hände mit dem Ausruf: „Der Padre gehe schlafen!" und schließt sich augenblicklich dem Tanze an. Dasselbe wiederholt sich, bis des Padres sämmtliche Diener, Männer, Weiber und Kinder, gegen zwanzig Personen, alle zusammen sich vor dem Hause im Tanze drehen. Zuletzt erscheint der angebliche Padre in einem großen Poncho oder Oberkleid, einem breitrandigen schwarzen Strohhut und einer langbärtigen Maske und fragt, was das für ein Lärm sei, der ihn hindere, sein Abendbrot zu verzehren. Der Musikant tischt ihm seine Geschichte auf und weiß ihn nach vieler Ueberredung dahin zu bringen, daß auch er sich unter die Tanzenden mischt. Er tanzt ein Weilchen eifrig mit, aber die günstige Gelegenheit wahrnehmend, zieht er plötzlich eine Peitsche unter seinem Rocke hervor und peitscht die ganze Gesellschaft vom Platze fort.

Während meines Aufenthalts auf Herrn March's Fazenda besuchte ich in Gesellschaft eines Engländers einen Brasilianer Namens Joaquim Paulo, der zwei Meilen davon ein kleines Besitzthum hat. Da es ziemlich Mittag war, als wir ankamen, so wurden wir zu Tische geladen, und ich lernte bei dieser Gelegenheit die Haushaltung eines brasilianischen Landhauses kennen. Das Mittagsmahl war kräftig und sauber, doch hatte man die Gerichte nach Landessitte bedeutend mit Knoblauch gewürzt. Den Tisch bedeckte reines Linnen; an dem einen Ende desselben lag ein Haufen Mandioccamehl, an dem entgegengesetzten ein Haufen Maismehl. Auf einem dieser Haufen stand ein großes Gericht gekochter Bohnen mit einem Stück Schweinefleisch, auf dem andern ein Gericht von gebratenem Geflügel; auch hatten wir gebratenes Schweinefleisch und Blutwurst. Von diesen Gerichten und Haufen nahm sich Jeder selbst. Als Gemüse gab es ein Gericht der Kohlpalme, äußerst weich und fast wie

Spargel schmeckend. Während der Mahlzeit wurde Jedem von uns ein Becher portugiesischen Weins gereicht und zum Schluß verschiedenes Zuckerwerk aufgetragen. Außer uns selbst nahm nur der Wirth mit zwei Söhnen Theil am Mahl. Seine Frau und seine Töchter bekam ich erst zu sehen, nachdem ich das Haus mehrmals besucht. Die beiden Mädchen waren ziemlich hübsch, konnten aber weder lesen noch schreiben. Der Vater wollte dies nicht, weil er fürchtete, sie möchten Romane lesen und Liebesbriefe schreiben. Er selber war ein eingefleischter Jäger und trefflicher Schütze und hatte schon mehr Tapire erlegt, als irgend Jemand in der Umgegend. — Nach einem anderen vier Meilen weit entfernten Landgut wurde ich von der Besitzerin eingeladen, welche mich bat, ihre kleine Tochter zu sehen, die einige Tage vorher an Schlagfluß und Lähmung erkrankt war. Bei meiner Ankunft im Hause der Dame, vernahm ich, daß ihre Tochter bereits gestorben. Die Leiche lag in einem Sarge in einer hübschen, zu dem Besitzthum gehörigen Kapelle, wo das Kind begraben werden sollte, sobald der zehn Meilen entfernte Padre eingetroffen war, den man stündlich erwartete. Zur Tafel hatten sich viele Verwandte und Nachbarn versammelt. Ehe angerichtet war, schaukelte sich die älteste Tochter, ein ziemlich einfaches Mädchen, in einer Hängematte, die in einer Ecke des Speisezimmers hing. Als Beispiel, wie früh sich in Brasilien die Frauen verheirathen, will ich erwähnen, daß unsere Wirthin erzählte, sie sei in ihrem zehnten Jahre schon Gattin, in ihrem eilften schon Mutter gewesen. Sie hatte jetzt in ihrem fünf und vierzigsten Jahre fünf und zwanzig Entbindungen, darunter zehn Fehlgeburten gehabt.

Die Thiere, welche die ungeheuren Wälder des Orgelgebirges bewohnen, sind vielleicht eben so mannigfaltig als die Pflanzen. Dazu gehört der größte südamerikanische Vierfüßler, der Tapir, ein Rüsselthier, nicht größer als ein sechs Monate altes Kalb, aber mit kürzeren Füßen versehen. Der Jaguar war früher sehr gewöhnlich; doch gegenwärtig geschieht es nur selten, daß man bei Nacht sein Geschrei hört oder Rinder und Schafe von seiner Raubsucht leiden. Dagegen sind die Wälder reich an einer schönen Art der wilden Katze (Felis pardalis);

auch Affen giebt es im Ueberfluß. Zuweilen findet sich das Faulthier; obgleich träger in seinen Bewegungen als die meisten anderen Vierfüßler von derselben Größe, springt es doch sehr schnell von Zweig zu Zweig, sich dabei stets mit Beinen und Füßen anhängend. Ein hübscher kleiner Hirsch (Cervus nemorivagus) und das Bisamschwein sind das Wild, das die Jäger häufig in die Wälder lockt. Eine Art Beutelthier (Didelphis Azarae) ist eben solche Pest für die Hühnerställe wie bei uns der Fuchs. Es hat ein äußerst zähes Leben und steht wieder auf und läuft davon, wenn man ihm jeden Knochen zerschlagen zu haben glaubt. Unter den Vögeln werden besonders einige Wachtelarten, Rebhühner und fasanenartige Baumhühner (Jacu, Jacutinga u. a. m.) ihres Wohlgeschmackes wegen geschossen. Unzählig sind die Gattungen der Eidechsen, Kröten und Frösche. Diese findet man von der kleinen Laubgattung an, die nicht mehr als einen Zoll mißt, bis zu den Sumpffröschen, die fast groß genug sind, einen Hut zu füllen. Vor dem Beginn eines Regenwetters machen sie einen wahrhaft betäubenden Lärm. Den Tag über schwärmen prächtige Schmetterlinge in der Luft, und an den Aesten der Bäume hängen Wespennester. Wo der Wald sich lichtet, sind Blätter und Blumen der Büsche mit Diamantkäfern und ähnlichen Insekten besäet.

Eines Morgens machte ich mich in Begleitung von vier Negern auf, um die hohen Gipfel des Orgelgebirges kennen zu lernen. Eine Stunde Wegs brachte uns in den Wald. Es ging nur langsam vorwärts, da einer der Schwarzen erst durch den Bambus und das Gesträuch Bahn machen mußte. Einige Bambus hatten gegen sechs Zoll im Durchmesser und ihre Höhe konnte achtzig bis hundert Fuß betragen. Wir traten bei jedem Schritte hübsche krautartige Farren und schönblumige Begonien (Salatgurken) nieder. Die Stämme der großen Bäume waren mit Ananas-Arten, Stocklilien, Farren und einer Kletterart der Begonia bedeckt. Hier und da hing von Fels oder Baum] eine mit hundertfachem Rosenroth geschmückte Cactusart (C. truncatus) herab. Um vier Uhr Nachmittags erreichten wir eine Stelle an einem kleinen Flusse, wo ich zu übernachten beschloß. Während die Schwarzen Holz zum Feuer fäll-

ten und das Mahl bereiteten, wanderte ich noch eine Strecke am Ufer hinauf und fand hier in einer Höhe von 4500 Fuß eine reiche Ausbeute seltener und neuer Pflanzen. An einem kleinen Wasserfall gab es eine Fülle der schönen dunkelen roth-blumigen Amaryllis. Es war dies ein äußerst anmuthiger Punkt. Das Wasser fiel über drei über einander geschichtete, mit Moos begrünte Granitsimse, von denen jeder etwa acht Fuß hoch war. Oberhalb des Wasserfalles lag eine baumlose Einöde von nacktem Gestein, auf dem nur niedriges Strauch-werk und krautartige Pflanzen wuchsen. Als es dunkelte, kehrte ich zu dem Lager zurück, wo ein hell loderndes Feuer brannte. Der Abend war so lieblich, daß ich die Errichtung einer Hütte für unnöthig hielt und in meinem Poncho gehüllt auf einigen Palmblättern einschlief. — Mit Tagesanbruch setzten wir unsern Weg fort und stiegen längs dem Flußbett an einem sanft sich abdachenden Granitfelsen hinan; an einigen Stellen mußten wir jedoch auf Händen und Füßen kriechen. Dann erreichten wir einen verhältnißmäßig flachen Raum und von hier aus kamen wir wieder in Wald, wo wir zahlreiche Tapirpfade fanden, und diese trugen nicht wenig zur Beschleunigung unseres Fortkom-mens bei, da wir, um uns einen guten Weg zu bahnen, nur die oberen Zweige abzuhauen brauchten. Nachdem wir uns durch den Wald hindurch gearbeitet hatten, wanderten wir über ein schiefes Torfmoor. In einer Höhe von ungefähr 6000 Fuß be-gannen wir dann einen steilen, mit niedrigem Strauchwerk be-deckten Abhang zu erklimmen. Es ging eine halbe Stunde nur langsam vorwärts, bis wir endlich zu dem Gipfel gelangten, wo sich uns eine herrliche Aussicht über eine zahllose Menge kegelförmiger Berge öffnete. Rings um uns dehnte sich ein wahres Blumengärtchen aus. Ueber das nackte Gestein wand sich in voller Blüthe eine liebliche Fuchsia, in den Spalten wuchs eine schöne Amaryllis, und auf allen Seiten prangten Blumen-sträuche. Die Kühle der Luft und die Ruhe, welche hier oben herrschte, war äußerst erquicklich; kein Laut ließ sich vernehmen, und von der Thierwelt sahen wir nur einige kleine Vögel, die so zahm waren, daß sie uns ganz nahe herankommen ließen. Nur ein einziger Gipfel überragte unseren Standpunkt um drei

bis vier hundert Fuß. Allein es trennte uns von demselben eine dicht bewaldete Schlucht, und da bereits zwei Uhr Nachmittags vorüber war, so konnten wir für diesen Tag nicht mehr an eine Ersteigung denken. Ich beschloß daher zur Ausführung dieses Unternehmens hier zu übernachten. Meine Schwarzen wollten jedoch damit nicht übereinstimmen, da es auf dieser Höhe an Wasser mangelte. So mußte ich mich zur Rückkehr entschließen. Gerade als es dunkelte, befanden wir uns wieder auf dem Lagerplatz der vorigen Nacht und am folgenden Tage bei guter Zeit auf der Fazenda.

Eine Woche später besuchte ich die Stelle unseres Nachtlagers noch einmal zum Behuf des Botanisirens. Es war einer der angenehmsten Tage, die ich je genossen habe. Der Himmel zeigte sich ganz unbewölkt und frei von jenem Sommerrauch, der häufig selbst beim schönsten Wetter die fernsten Gegenstände verhüllt. Nachdem ich meine gesammelten Pflanzen in Papier gelegt hatte, streckte ich mich kurz nach sieben Uhr Abends neben dem Feuer auf mein Lager von Palmblättern. Aber kaum war ich in den Schlaf gesunken, als ein herabstürzender Regenstrom mich höchst unangenehm wieder weckte. Es entlud sich eines jener plötzlichen furchtbaren Gewitter, von denen man in den gemäßigten Himmelsstrichen kaum einen Begriff hat. Ich hatte solch ein Wetter noch nie unter freiem Himmel erlebt. Das Leuchten der Blitze, das Rollen des Donners mit tausendfachem Wiederhall im Gebirg unmittelbar über uns, das Brausen des Sturmes in den Bäumen mit dem Krachen morscher Aeste: alles vereinigte sich, eine grausige Scene zu schaffen. In wenig Augenblicken war unser großes Feuer erloschen, unser Lagerplatz überschwemmt. In einer halben Stunde war das kleine Flüßchen neben uns in einen schäumenden Katarakt verwandelt. Mein dicker Poncho gewährte einen nur schwachen Schutz für solche Nacht. Ueberdies umgab uns eine so pechschwarze Finsterniß, daß wir nicht daran denken konnten, unsere Lage zu verbessern. Von halb acht Uhr Abends bis drei Uhr Morgens saß ich in einem unaufhörlich niederströmenden Träufelbad. Gegen drei Uhr begann das Unwetter nachzulassen. Bebend vor Kälte und Nässe, machten wir vergebliche Versuche Feuer anzuzünden; denn

das Holz war zu naß. Auf einer Wurzel sitzend und mit dem Rücken an einen Baum gelehnt, gelang es mir mehrmals, ein Weilchen einzuschlafen, aber vor schauernder Kälte wachte ich immer wieder auf. Wie glücklich fühlte ich mich, als die ersten Lichtstrahlen durch die Bäume drangen, und sobald wir sehen konnten, machten wir uns eiligst auf den Heimweg.

Ich verbrachte mehrere Monate in dieser Gebirgsgegend. Während dieser Zeit waren die Hütten meistens mit Gästen angefüllt, und es herrschte daher viel heitere Lebendigkeit. Selten verging ein Abend ohne gesellige Zusammenkunft, und wenn es das Wetter erlaubte, wurden ergötzliche Abendritte gemacht. So vergingen mir die Tage auf die angenehmste Weise, da ich mich außerdem mit meiner Lieblingsbestrebung, der Pflanzenkunde, auf einem ganz neuen Felde unablässig beschäftigte.

Im Anfang des April reiste ich von Rio aus mit einem Engländer nach der Besitzung desselben, die über zwanzig Meilen von der Hauptstadt und nördlich vom Kap Frio gelegen war. Unsere Gesellschaft belief sich auf sieben. Der Tag glühte, und als wir durch die Wälder kamen, erschien Alles bewegungslos mit Ausnahme großer glänzender Schmetterlinge, die träge umherflatterten. Um Mittag passirten wir Ithacaia. Dies kleine Dorf liegt auf einer Ebene, und ein mittleres größeres Haus ist von den Hütten der Neger umgeben. Ihre Gestalt und Lage erinnerte mich an die Zeichnungen, die ich von Hottentotten-Wohnungen gesehen. Als es dunkel wurde, kamen wir an einem kahlen steilen Granitberg vorüber, der lange Zeit von einigen entlaufenen Sclaven bewohnt wurde, die sich durch Bebauung einer Stelle nahe am Gipfel kärgliche Nahrung verschafften. Endlich wurden sie entdeckt und von ausgeschickten Soldaten sämmtlich gefangen genommen. Nur eine alte Frau wollte sich nicht in die Sclaverei zurückführen lassen und stürzte sich von der Spitze des Berges in die Tiefe. Hätte eine römische Matrone dies gethan, so würde man es als hohe Freiheitsliebe gepriesen haben. So war es nur die verstockte Widerspenstigkeit einer armen Negerin. — Beim Mondlicht ging der Marsch

durch eine einsame Wüste von Moorwiesen und Lagunen. Am Sumpf Marica schlugen wir unser Nachtlager auf. Bei dem matten Mondlicht war die Scene sehr öde. Einige Feuerfliegen flogen vorbei; die einsame Schnepfe ließ, wenn sie sich erhob, ihr klagendes Geschrei hören; kaum unterbrach das ferne dumpfe Rauschen des Meeres die Stille der Nacht. — Wir verließen unser elendes Lager vor Sonnenaufgang. Der Weg führte durch eine schmale Sand-Ebene, die zwischen der See und den inneren Salzlagunen lag. Die Menge fischender Vögel, wie Reiher und Kraniche, und die Saftpflanzen mit ihren phantastischen Formen verliehen allein der Landschaft Interesse. Zu Mittag aßen wir in Mandetiba. Die Venda daselbst gehörte zu den besten ihrer Klasse. Diese Wirthshäuser sind oft groß und von dicken aufrechtstehenden Pfosten erbaut, die mit Zweigen durchflochten und dann mit Lehm beworfen sind. Sie haben selten Dielen und nie Fenster, aber das Dach ist in der Regel ziemlich gut. Der vordere Theil steht gewöhnlich offen und bildet eine Art Vorhalle mit Tischen und Bänken. Die Schlafzimmer befinden sich auf beiden Seiten, und da kann es sich der Reisende auf einem hölzernen Schlafgestell mit einer dünnen Strohmatte bedeckt, so bequem als möglich machen. Bei unserer Ankunft entsattelten wir gewöhnlich unsere Pferde selbst und gaben ihnen Welschkorn. Darauf fragten wir den Senhor mit einer Verbeugung, ob er uns die Gunst erzeigen wolle, uns Etwas zu essen zu geben. „Alles, was Sie befehlen," lautete die gewöhnliche Antwort. Fragten wir nun weiter: „Können Sie uns die Gunst erzeigen, Fisch zu bringen?" so hieß es: „O nein, mein Herr." — „Haben Sie Dürrfleisch?" — „O nein, mein Herr." — Im glücklichsten Fall erhielten wir nach mehrstündigem Warten Hühner, Reis und Farinha. Nicht selten mußten wir uns mit Steinen das Geflügel zu unserem Abendessen todt werfen. Wünschten wir, von Müdigkeit und Hunger erschöpft, das Essen recht bald, so erhielten wir zur Antwort: „Es wird kommen, sobald es fertig ist." Die Häuser und Personen der Venda's sind oft sehr schmutzig, Gabel, Messer und Löffel fehlen häufig; auch beweisen sich die Wirthe sehr ungefällig und unmanierlich. In einer Venda lebten wir ganz herrlich; wir erhielten

Reis und Hühner, Zwieback, Wein und Branntwein zu Mittag, Kaffee am Abend, Fische mit Kaffee zum Frühstück, und alles dies kostete nur drittehalb Schilling (20 gGr.) für den Mann. Und doch antwortete der Wirth auf die Frage, ob er nichts von einer Peitsche wisse, die Jemand verloren? sehr mürrisch: „Wie sollte ich das wissen; warum geben Sie nicht Acht darauf; ich vermuthe, die Hunde haben sie gefressen.“ — Hinter Mandetiba kamen wir durch ein verworrenes Labyrinth von Seen. Dann verließen wir die Küste und betraten wieder den Wald, dessen hohe Bäume sich durch die weiße Farbe ihres Stammes auszeichneten. Auf einigen Strecken Weideland, durch welche wir ritten, bemerkte ich ungeheure kegelförmige Ameisenhaufen von beinah zwölf Fuß Höhe. Die Ameisen sind hier sehr zahlreich von verschiedener Art und Größe. Eine derselben wird fast einen Zoll lang und hat einen unverhältnißmäßig dicken Leib, der in manchen Gegenden, z. B. in Minas Geraes, geröstet gegessen wird.

Nach drei Tagen erreichten wir Socego, ein Landgut des Senhor Manuel Figuireda, der einem aus unserer Gesellschaft verwandt war. Das einfach gebaute Haus paßte gut für das Klima, sah aber wie eine Scheune aus. In dem Besuchzimmer machten vergoldete Sessel und Sophas einen seltsamen Contrast zu den weißgetünchten Mauern, lehmbeworfenen Decken und Fenstern ohne Glas. Das Haus mit den Scheunen, Ställen und Werkstätten der Neger, welche in verschiedenen Handwerken unterrichtet werden, bildet ein rohes Viereck, in dessen Mitte ein großer Haufen Kaffee trocknete. Diese Gebäude stehen auf einem Hügel, der das bebaute Land übersieht und auf jeder Seite von dunkelgrünem üppigen Waldwuchs umgeben ist. Man baut hauptsächlich Kaffee und Mandiok. Jeder Theil dieser Pflanze wird genutzt. Die Blätter und Stengel dienen zu Pferdefutter, die gemahlenen Wurzeln geben die Farinha, das Hauptnahrungsmittel in Brasilien. Der ausgepreßte Saft der sehr nahrhaften Pflanze ist giftig. Vor einigen Jahren starb in dieser Fazenda eine Kuh, die Etwas davon getrunken hatte. Senhor Figuireda erzählte mir, daß er von Bohnen den achtzigfachen, von Reis den hundert und zwanzigfachen Ertrag geerntet habe.

Die Weide ernährt schönes Vieh, die Wälder enthalten viel Wild, so daß man in den letzten drei Tagen jedesmal einen Hirsch erlegt hatte. Dieser Ueberfluß an Nahrung zeigte sich beim Mittagsessen, wo sich die Tafel unter der Last der Speisen bog, und die Gäste seufzten, da man erwartet, daß sie von jedem Gerichte essen. Eines Tages glaubte ich genau berechnet zu haben, wie viel ich von jedem Gericht zu mir nehmen durfte, als nach abgeschlossener Rechnung zu meinem Schrecken noch ein gebratener Truthahn und ein Schwein nachfolgte. Während der Mahlzeit war ein Mann beschäftigt, verschiedenartige alte Hunde und ein Dutzend kleiner schwarzer Kinder hinauszutreiben, die bei jeder Gelegenheit hereinbrachen. Sobald man einen Fremden ankommen sieht, wird eine große Glocke geläutet und gewöhnlich auch eine kleine Kanone abgefeuert.

Von Socego ritten wir nach einem anderen Landgut am Rio Macae. Hier wurde ich beinah Zeuge eines jener grausamen Auftritte, die nur in einem Lande, wo Sclaverei herrscht, stattfinden können. Eines Streites und Processes halber war nämlich der Eigenthümer nahe daran, alle Weiber und Kinder von den Männern zu nehmen und sie getrennt auf dem Markt in Rio zu verkaufen. Interesse, aber keineswegs ein Gefühl des Mitleids, verhinderte es. Ich glaube in der That nicht, daß der Mann es für unmenschlich hielt, dreißig Familien zu trennen, die so manches Jahr zusammen gelebt hatten, und doch übertraf er die gewöhnlichen Menschen an Humanität und Gutmüthigkeit.

Bei unserer Rückkehr nach Socego war Senhor Manuel grade im Walde beschäftigt, einen 70 Fuß langen Kahn aus einem Stamme zu verfertigen, der ursprünglich 110 Fuß lang und ausnehmend dick gewesen war. Die Wälder sind hier mit der Kohlpalme geschmückt, einer der schönsten ihrer Familie; auf einem dünnen, mit zwei Händen zu umfassendem Schaft erhebt sie ihr zierliches Haupt 40 bis 50 Fuß hoch. Die holzartigen Schlingpflanzen, selbst wieder von anderen ihres Geschlechtes bedeckt, waren von großer Dicke; einige, die ich maß, hatten zwei Fuß im Umfang. Manche der älteren Bäume hatten ein eigenthümliches Ansehn durch Lianen-Gewinde, die von ihren Zweigen

herabhingen und Heubündeln ähnlich sahen. — Späterhin passirten wir das kleine Dorf Madre de Deos. Es geht hier eine der Hauptstraßenlinien Brasiliens; doch befand sich dieselbe im erbärmlichsten Zustande. Während unserer ganzen Reise trafen wir keine einzige steinerne Brücke, und die aus Holzstämmen gefertigten waren so verfallen, daß man sie vermeiden mußte. Alle Entfernungen sind nur sehr oberflächlich bekannt. Statt der Meilensteine sieht man Kreuze an Stellen, wo ein Mord begangen wurde. Gegen Ende des April kamen wir wieder in Rio an. —

Nahe bei Rio Janeiro ist ein Dörfchen, San Laurenzo, wo sich noch die Ueberreste der früher so volkreichen eingeborenen Stämme befinden. Um sie kennen zu lernen, machte ich in Begleitung einiger Freunde einen Ausflug dahin. Wir überschifften einen Theil des Busens von Janeiro, landeten unweit Laurenzo und erstiegen die mäßigen Höhen auf einem Pfade, welcher durch dunkele immergrüne Gebüsche der mit gelben und rosenrothen Blüthenköpfchen geschmückten Bergsalbeien (Lantana) führte. Auf der Höhe lagen die Wohnungen der Indianer zerstreut und umschattet von Orangen, Melonen, Bananen und anderen Bäumen. Die Wohnungen waren aus Gatterwerk von Stäben erbaut, die Zwischenräume mit Lehm ausgefüllt, und das Dach von Kokosblättern gefertigt. Rohrmatten, auf Pritschen von Stangen gelegt, bildeten ihre Betten, nur hin und wieder fanden wir noch die früher gebräuchlichen Schlafnetze von baumwollenen Schnuren geknüpft. In jedem Hause sahen wir die landesüblichen großen Wassertöpfe. Sie bestehen aus einem Thon, durch welchen das Wasser langsam hindurchsickert, und an den äußeren Wänden verdunstet es; dadurch wird das Wasser im Gefäß abgekühlt. Eine durchschnittene Kokosnuß mit einem hölzernen Stiel giebt den Schöpflöffel ab. Einige irdene Kochtöpfe und Kürbisschüsseln (Cuja's) machen nebst Flinten oder Bogen und Pfeil so ziemlich den ganzen Hausrath aus. Die Maniocca-Wurzel und den Mais, ihre Hauptnahrungsmittel, würzen sie sehr stark, besonders mit spanischem Pfeffer. Ihr Oel gewinnen sie aus den zu Brei gestampften und ausgekochten Samenkörnern des Wunderbaumes

(Ricinus). Wir fanden die Bewohner sämmtlich damit beschäftigt, irdene Geschirre aus einer dunkelgrauen Thonart zu verfertigen, die beim Brennen roth wird. Sie haben einen mittelgroßen wohlgebauten kräftigen Körper, eine röthlich- oder gelblichbraune Farbe, sehr starkes langes kohlschwarzes schlichtes Haar, ein breites stark ausgeprägtes Gesicht, oft schief gestellte Augen, meistens einen dicken Mund; Hände und Füße sind zierlich, der Bart der Männer gewöhnlich sehr dünn.

Man pflegt die Urvölker des östlichen Brasiliens in gesittete Indianer oder Indios mansos und in wilde oder Tapuya's einzutheilen. Erstere bewohnen die Seeküsten, und ihre zahlreichen Stämme unterscheiden sich wenig in Sprache und Sitte. Sonst pflegten sie ihre Kriegsgefangenen zu mästen, dann sie mittelst einer mit Federn geschmückten Keule zu erschlagen und aufzufressen. Ihre Sprache verlöscht immer mehr; alle sprechen portugiesisch. Die Tapuya's bilden dagegen verschiedene Stämme, welche meist durch das Band einer gemeinsamen Sprache mit einander verbunden sind. Sie leben noch im rohesten Naturzustande und haben zur Behauptung ihrer Freiheit beständige Fehden mit den Europäern.

Zweites Kapitel. *)

Der ganze Küstenstrich von Espirito-Santo bis zum Rio Doce bietet nichts Besonderes dar. Er wird von einigen Indianer-Familien bewohnt, welche sich in Sprache, Wohnung und

*) Am 15. September 1837 verließ Herr Gardner Rio, um nach Bahia zu segeln. Auf seiner Fahrt blieb ihm zur Linken Brasiliens Ostküste. Grade diese Strecke wurde schon früher in den Jahren 1815 bis 1817 von dem Prinzen Maximilian zu Wied-Neuwied durchforscht. Wir schalten daher im Folgenden eine Skizze aus seiner Reise ein. — Zwei junge Deutsche, Sellow und Freireiß, begleiteten den Prinzen. Sechzehn Maulthiere, jedes mit zwei hölzernen, mit roher Ochsenhaut überzogenen Kissen versehen, trugen die Schießvorräthe und alle zum Sammeln von Naturalien nöthigen Bedürfnisse. Zehn wohlbewaffnete Menschen bildeten die Begleitung theils als Jäger, theils zur Wartung der Thiere. — Da wir die Gegend bis nördlich vom Kap Frio bereits kennen gelernt haben, so versetzen wir den Leser sogleich an den Rio oder Fluß Espirito-Santo.

Lebensweise nicht von den Portugiesen unterscheiden. Hin und wieder finden sich auch einige Militärposten. Auf einem dieser Posten erhielten wir die ersten Nachrichten über den kriegerischen Indianerstamm der Botokuden, welche an den Ufern des Rio Doce umherstreifen und sich vor anderen Stämmen durch Hinterlist, Grausamkeit und Menschenfresserei auszeichnen, weshalb schon öfter gegen sie Ausrottungskriege mit vieler Erbitterung geführt wurden; doch wird nur durch Verkündigung des Evangeliums gegen die Barbaren etwas auszurichten sein. — Hinter einem Posten von sieben Soldaten mit einem Unterofficier mußten wir einen sehr beschwerlichen Weg von sieben Meilen in tiefem Sande bei glühender Decemberhitze machen und wären fast vor Durst verschmachtet, wenn wir nicht das zwischen den Ananasblättern befindliche Wasser gesammelt hätten. Es war zwar nicht eben rein, ja es fanden sich sogar junge Frösche und Froschlaich darin; doch gewährte es uns, durch ein Tuch geseiht und mit Zucker, Citronensaft und Branntwein vermischt, eine sehr angenehme Erquickung. — Erst in der Nacht erreichten wir den Rio Doce und erhielten Herberge in dem ziemlich geräumigen Hause des an demselben befindlichen Soldatenpostens. Am folgenden Morgen eilten wir an das Ufer des Flusses, des mächtigsten zwischen Rio Janeiro und Bahia, der sich an seinen ausgedehntesten Stellen noch einmal so breit wie der Rhein fortwälzte. Wir sahen ihn grade in der größten Fülle seines Wasserreichthums, während bei trockener Witterung überall in seinem Bette Sandbänke erscheinen, welche die Schifffahrt verhindern. Seine Ufer sind mit dichten Urwäldern bedeckt, in welchem man häufig den Tapir, das Nabelschwein, zwei Reharten und sieben Katzenarten findet. Unter letzteren ist die gefleckte Unze und besonders die schwarze Unze gefürchtet. Doch weit mehr noch hat man Ursache die Botokuden zu fürchten, welche diese Wälder durchstreifen.

Um den Schauplatz der Feindseligkeiten mit den Botokuden kennen zu lernen, schifften wir am 26. December auf einem langen Kanot den Doce hinauf. Sechs Mann schoben mit Ruderstangen das Kanot fort, und wir waren im Ganzen neun wohlbewaffnete Männer. Bald hatten wir uns an das Schau-

keln des schmalen Fahrzeuges gewöhnt und fuhren sicher durch die vielen waldigen Inseln des trüben gelbwogigen Flusses hindurch. Aus den Wäldern ertönte das Geschrei der Affen und das rabenartige Geschrei des großen Ara-Papageien (Psittacus Macao), dessen brennend rothes Gefieder im Sonnenglanze prächtig schimmerte. Auf den Sandbänken saß unbeweglich mit eingezogenem Halse der Verkehrtschnabel (Rhynchops nigra, ein storchartig gefärbter Schwimmvogel, dessen oberer, wie abgebrochen aussehender Schnabeltheil um einen Zoll kürzer ist als der untere). Wir übernachteten auf einer Insel, wo man sicher vor den Botokuden ist, die keine Kanots haben. Am nächsten Mittag erreichten wir Linhares, einige der wenigen Niederlassungen an diesem Flusse. Zum Schutz derselben und zur Förderung der Handelsverbindungen mit Minas Geraes hat man acht kleine mit Soldaten besetzte Waffenplätze angelegt. In jedem dieser Plätze hält man eine Anzahl von Panzerröcken, durch welche die zuerst Angreifenden gegen die Pfeile der Botokuden gesichert werden. Sie sind weit, aus baumwollenem Zeug gemacht und mit mehreren Lagen dicker Baumwolle durchsteppt, haben einen hohen Kragen, der den Hals deckt, und kurze Aermel, die den Oberarm schützen. Sie gehen bis zu den Knien herab und belästigen an heißen Tagen sehr wegen ihrer Schwere. Nicht leicht dringt, selbst in der Nähe geschossen, der kräftigste Pfeil in einen solchen Rock ein, und nie bleibt ihm so viel Kraft, den Körper bedeutend zu verwunden. Sogar starke Schrotkörner fallen, in sechzig Schritt Weite abgeschossen, platt von demselben herunter. — Am 30. December übernachteten wir in einem Waffenort, wo uns ein Soldat den großen, mit langen krummen Hörnern versehenen Herkuleskäfer, den größten in Südamerika, schenkte, dessen kleiner Kopf den Damen zum Schmuck dient. Von hier aus begleiteten uns zwei Soldaten nach der fünfzehn Meilen weit entfernten Stadt St. Matthäus. Bis dahin geht es durch eine menschenleere öde Wüste. Wir mußten an einer wasserleeren Stelle bivouakiren. Zum Glück trafen wir nicht weit von unserem Feuer eine Riesenschildkröte. — Am Neujahrstage gelangten wir an den mäßig großen angeschwollenen Matthäusfluß, in welchen der wallfischartige Manati

gefunden wird. Gegen sechs Meilen hinauf liegt die damals aus hundert Häusern bestehende Stadt St. Matthäus, deren Bezirk 3000 weiße und farbige Einwohner enthält. Auch diese Gegenden werden von mehreren freien Indianerstämmen beunruhigt. Alle fürchten sich jedoch sehr vor den Botokuden, gegen welche sie sich unter einander verbinden. Eine Fazenda weiter aufwärts am Flusse wurde häufig von den Botokuden beunruhigt; da ersann der Besitzer ein eigenes Mittel, um sich derselben zu entledigen. Ein enger Pfad führte zur Fazenda. In diesen stellte er eine mit gehacktem Blei und Eisen geladene Kanone, an welcher er ein Flintenschloß anbrachte. Dies setzte er in Verbindung mit einem in den Weg gelegten Stück Holz. Die Botokuden erschienen in der Dämmerung, traten auf das Holz, der Hahn wurde in Bewegung gesetzt, und die Kanone ging los. Laut heulend flohen die nicht getroffenen Indianer zurück, aber dreißig wurden getödtet und verstümmelt gefunden. Seitdem hatte die Fazenda Ruhe. Die Indianerhorden, die ein Vertheidigungs-Bündniß gegen die Botokuden geschlossen haben, scheinen in Sprache und Sitten verwandt zu sein. Sie durchbohren gewöhnlich ihre Unterlippe und stecken in diese Oeffnung ein kurzes dickes Rohrstäbchen, welches sie an dem einen Ende roth färben. Ihre Haare schneiden sie im Genick und über den Augen rund ab. Einige scheeren selbst den größten Theil des Hauptes. Den Körper bemalen sie mit rother und schwarzer Farbe. Sie glauben alle im Donner ein mächtiges Wesen zu vernehmen, das sie Tupan nennen.

Wir schifften uns auf einem kleinen Flusse ein, um nach dem Flecken Viçoza zu kommen, wo der Ouvidor (Oberamtmann) des Bezirks von Porto Seguro eine Fazenda besitzt. Der Flecken bestand aus hundert Häusern, unter denen wir gleich die durch Größe und Weiße hervorstechende Wohnung des Ouvidor erkannten. Wir fanden ihn in Gesellschaft einiger mit Aufnahme der Küste beschäftigten Schiffscapitaine. Sein Gefolge bestand ans einigen Portugiesen und Negersclaven, einem Machacali-Indianer und zehn bis zwölf jungen Botokuden. Letztere boten einen widerlichen Anblick dar. Ihre eigenthümlichen Gesichtszüge waren durch große Holzblöcke verzerrt, welche sie in

den Unterlippen und Ohrläppchen trugen. Die Lippe tritt dadurch weit hervor, und die Ohren hingen bei einigen wie große Flügel bis an die Schultern herab. Ihr brauner Körper war mit Schmutz bedeckt. Der Ouvidor ließ uns die Probe eines botokudischen Gesanges geben, das einem unarticulirten Geheule glich. Die meisten der jungen Indianer hatten die Pocken gehabt; doch war keiner aus dem Gefolge des Ouvidor daran gestorben, wie Tausende ihrer Brüder. Man hatte ihnen nichts als eine Menge von Branntwein dagegen gegeben.

Wir verweilten darauf längere Zeit am Flusse Mucuri, wo Alles mit Anlegung einer neuen Straße, so wie mit Einrichtung einer neuen Fazenda und eines Holzsägewerkes beschäftigt war. Freundlich empfing man uns in den Hütten der Fazenda, die am Südufer des ansehnlichen Arara-Sees angelegt wurde. Wir befanden uns hier in einer Wildniß, woselbst eine Gesellschaft Menschen einen einsamen Vorposten bildete, der zwar Ueberfluß an Wildpret, Fischen und trinkbarem Wasser hatte, aber fast ganz von der übrigen Welt abgeschlossen war, und wo man beständig vor den Barbaren der Wälder auf seiner Hut sein mußte. Patacho's und Botokuden umstreiften uns täglich, um die aus fünfzig bis sechzig streitbaren Männern bestehende Gesellschaft zu beobachten. Außer uns Weißen befanden sich darunter Neger, Kreolen, Mulatten, Küstenindianer, ein Botokude und mehrere andere Indianer. Täglich zogen vier und zwanzig Indianer in den Wald, um denselben zu lichten, und bereits lag am See ein großer Waldtheil in einem verworrenen Verhau übereinander gestürzt. Man gebrauchte theils Aexte, theils ein sichelartiges Werkzeug zum Abräumen des Unterholzes. Wenn ein Hauptstamm gefällt wurde, so zog dieser eine Menge anderer Bäume mit sich zur Erde, da sie mit einander durch die stärksten holzigen Schlingpflanzen verbunden waren. Manche Bäume brachen ab, und es blieben dann einzelne kolossale Pfeiler und Säulen stehen. Vier unserer Indianer, ausgezeichnet als Jäger und Fischer, gingen den ganzen Tag hinaus, um zu jagen, zu fischen und den Mundeo's oder Thürfallen nachzusehen. Letztere verstehen sie trefflich zu machen. Aus grünen Reisern errichtet man nahe am Flußufer im Walde einen drittehalb bis drei Fuß hohen

und gehörig langen Zaun, der rechtwinkelig an's Ufer gestellt wird. Alle 15 bis 20 Schritte wird in diesem Flechtzaun eine schmale Oeffnung gelassen, in welche drei starke Stücken Holz vermittelst verschiedener kleinerer Hölzer schräge zu einem Winkel zusammengepaßt werden. Das kleine Wildpret sucht einen Durchgang, wenn es seiner Gewohnheit nach längs des Flußufers wechselt, es findet eine Oeffnung unter den Schlagbäumen und tritt auf den aus Reisig geflochtenen Boden der Falle; die schweren Hölzer schnellen los, schlagen herab und tödten das Thier. Wir hatten gegen dreißig solcher Mundeo's in einer Linie angelegt und fingen, besonders nach dunkeln Nächten, fünf bis sechs Stück Wildpret auf einmal. Wir ließen des Tags mehrmals nachsehen, weil die Thiere bei der großen Hitze leicht in Fäulniß übergehen. — Die Wachsamkeit der Hunde schützte uns in mondhellen Nächten vor einem Ueberfall der Wilden. Oft machten diese die Stimmen der Eulen und anderer Vögel, besonders der Abendvögel nach; doch konnten unsere Indianer ihre Stimmen wohl unterscheiden. Unkundige würden es vielleicht versucht haben, diese Vögel zu beschleichen und würden dann unter den Pfeilen der versteckten Feinde gefallen sein. Wenn unsere Leute des Abends nach dem Klange der Viola tanzten und in die Hände klatschten, tönte das Händeklatschen der Wilden jenseits des Sees herüber. Alle unsere Bemühungen, die Wilden zu gewinnen, mißlangen. Oft rief ihnen der Ouvidor zu: Schamanih! (Kamerad) oder Kapitam Rey! (großer Anführer); doch keiner kam zu uns. — Die neue Straße wurde mit unabläßigem Eifer über einen Bergrücken fortgeführt. Doch beständig lauerten die Wilden und ermordeten während unserer Anwesenheit fünf Menschen. Auch von der Colonie Linhares erhielten wir Nachricht, daß die Botokuden sich dort in Masse gezeigt, drei Soldaten getödtet und wahrscheinlich aufgefressen hatten. Man war zwar gegen sie ausgezogen, hatte aber nichts ausrichten können, da man in einem Tocaza oder befestigten Platz im Walde eine solche Menge mit angelegten Bogen fand, daß man es für rathsamer hielt, sich zurückzuziehen. — Der März brachte die Regenzeit. Wir hatten am Morgen oft große Hitze und gegen Mittag heftige Gewitter, die wohl einen bis

zwei Tage anhielten und Regenströme niedersendeten. Unaufhörlich stiegen dicke Nebel aus den Urwäldern, und die feuchte Witterung erzeugte bei Allen Fieber und Kopfschmerzen. Als Arzenei dagegen konnten wir nur die hier wachsende Chinarinde bekommen. Sie ist etwas harzig, giebt ein violettbraunes Pulver und schmeckt bitter, unangenehm und mehr zusammenziehend als die peruanische China. Den an das Klima gewöhnten Portugiesen half diese sehr magenstärkende Rinde. Uns nützte sie nichts, und da wir fortwährend an Fieberanfällen litten, so gingen wir nach Caravellas, der bedeutendsten, am gleichnamigen Fluß gelegenen Stadt des Bezirks von Porto Seguro, wo wir gesundere Luft fanden und bis zur Ankunft einer sehnlich erwarteten Sendung aus Rio Janeiro verweilten.

Am 23. Juli setzten wir unsere Reise an der Küste weiter nach Norden fort. Obgleich jetzt die kälteste Jahreszeit eingetreten war, so kam uns doch am Tage unserer Abreise die Hitze drückend vor. Von der Mündung des Caravellas an (18° S. Br.) ist der Seestrand flach und sandig. Landwärts begrenzen ihn niedrige Gebüsche, deren Blätter theilweis beim Zerbrechen milchen. Auf dem Strande selbst rankte eine schöne purpurrothe Glockenwinde (Ipomoea littoralis) und verband mit ihren strickartigen schwarzbraunen Zweigen den losen Sand. Des Abends mußten wir an einem geschwollenen Bache, der alten Mündung des Alcobaçaflusses, Halt machen. Wir zündeten hinter einem umgefallenen Baumstamme ein großes Feuer an und legten uns auf Decken und Mäntel im Kreise umher. — Am anderen Morgen erreichten wir die kleine auf wüster Sandfläche gelegene Stadt Alcobaça mit 900 Einwohnern, welche Farinha nach Bahia in den Handel bringen. Der gleichnamige Fluß ist sehr fischreich. Die Urwälder an seinem Ufer werden von Patacho's und Machacali's bewohnt, die von hier an und weiter nördlich die Wohnplätze der Weißen friedlich besuchen, um gegen Wachs und eßbare Thiere andere Bedürfnisse einzutauschen. Vier Meilen weiter nördlich fällt der Rio da Prado oder Securucu in's Meer, an dessen sandigen Ufern das Städtchen da Prado mit 600 Einwohnern liegt. Das rosenfarbene Wintergrün (Vinca rosea) bildet eine Decke auf diesem heißen Boden.

Eine große Plage ist der Sandfloh (Pulex penetrans). Er dringt zwischen Haut und Fleisch an den Füßen in die Nähe der Sohlen, und an den Zehen zwischen die Nägel und das Fleisch ein. Man spürt seine Gegenwart an einem heftigen Jucken und muß ihn sogleich mit einer Nadel herausgraben, ohne seinen blasenartigen, mit Eiern angefüllten Leib zu verletzen. Um aller Entzündung vorzubeugen, reibt man die Wunde mit Schnupftabak ein. — Heftiges Regenwetter hielt uns in Prado einige Tage auf; doch hatten wir während dem die Freude, einen Trupp Patacho's in der Stadt zu sehen. Völlig nackt kamen sie, die Waffen in der Hand, daher gezogen. Sie brachten große Kugeln von schwarzem Wachs zum Verkauf. Wir tauschten von ihnen gegen Messer und rothe Schnupftücher eine Menge Bogen und Pfeile ein. Sie waren nicht bemalt; die meisten von mittlerer schlanker Gestalt mit starken Backenknochen und plumpen Zügen. Ihr eben nicht ausgezeichneter Anführer trug eine rothwollene Mütze und blaue Hosen. Sie fragten sogleich nach Nahrung. Man gab ihnen etwas Mehl und einige Kokosnüsse, welche sie mit einer kleinen Axt öffneten und aus deren harter Schale sie die weiße Kernmasse herausbissen. Man steckte ihnen eine Kokosnuß auf eine vierzig Schritt enfernte Stange und ließ sie darnach schießen; nie verfehlten sie das Ziel. Ihre Bogen sind größer, als die der übrigen Indianer; einer hatte eine Länge von fast neun Fuß. Auf dem Rücken des braunrothen Körpers trug Jeder einen Sack von Bast, worin sich Kleinigkeiten befanden. Die Haare hängen natürlich um den Hals, blos im Genick und über den Augen abgeschnitten. Manche scheeren den ganzen Kopf und lassen blos vorn und hinten einen kleinen Busch stehen. Unterlippe und Ohren durchbohren Einige und tragen darin ein kurzes dünnes Rohrstäbchen. Die mit Kokosblättern gedeckten flachen Hütten der Patacho's sind sehr niedrig. Neben einer jeden steht ein Rost aus Stäben, um die erlegten Thiere darauf zu braten oder zu rösten. Menschenfleisch scheinen diese Wilden nicht zu essen, da sie ihre Gefangenen theils als Sclaven behandeln oder sie den Portugiesen zum Verkauf anbieten.

Hinter Prado nimmt die Küste eine andere Gestalt an.

Am Meere erheben sich hohe Wände von meist röthlich gefärbtem Thon, der auf buntem Sandstein ruht. Dieser wird von kleinen Flußthälern durchschnitten und dehnt sich oft mit Vorgebirgen in's Meer hinaus. Die Vorgebirge und Thaleinschnitte erschweren die Reise sehr, und zur Fluthzeit ritt ich zuweilen bis an den Sattel durch's Wasser. Neger aus den benachbarten Fazenda's ritten durch wilde Brandungen voran. Des Abends schwärmte häufig um uns der große Vampyr, der einige unserer Lastthiere so verwundete, daß sie stark bluteten. — Wir passirten die kleine Indianerstadt Francozo und Porto Seguro, welche Stadt damals 2000 Einwohner zählte. In der Mündung des Seguroflusses lagen vierzig Lancho's, kleine zweimastige Schiffe, die auf den Fang von zwei Seefischarten, Garupa und Maro, ausfahren. Jedes derselben bringt nach vier bis sechs Wochen 1500 bis 2000 eingesalzene Fische zurück, welche einen Theil des nicht unbedeutenden hiesigen Handels ausmachen. In der Nähe der vier Meilen nördlich vom Segurofluß gelegenen kleinen Stadt Santa Cruz fiel uns ein riesiger Feigenbaum auf, der seine mächtigen wagerechten Zweige weit hinaussandte und auf seinem kurzen dicken Stamme eine prachtvolle Krone trug, dazu eine Menge von Moosen, Flechten, Cactus, wilden Ananas und anderen Schlingpflanzen — kurz das Bild eines kleinen botanischen Gartens. Auch der Accajubaum (Anacardium occidentale) fand sich häufig. Er gehört zu den Balsamgewächsen, und seine Früchte sollen die Entwickelung des Verstandes und Gedächtnisses befördern. Es würde demnach nicht übel sein, wenn man alljährlich einige Schiffsladungen davon nach Europa zum Gebrauch in den Schulen kommen ließe. — Ueber eine sandige von Sümpfen unterbrochene Ebene ziehend, erreichten wir endlich den von einem Palmenhain umschatteten Flecken Belmonte, unter dessen Einwohnern sich christliche Indianer befinden. Diese sind theils Soldaten, theils Fischer, theils Pflanzer, in Handarbeiten sehr geschickt, indem sie Rohrmatten, Strohhüte, Körbe, Fischnetze verfertigen. Der Fluß Rio grande de Belmonte ist bedeutend, aber wegen seiner Sandbänke wenig schiffbar. Die Wälder um Belmonte machen den Hauptsitz der Botokuden aus, mit denen jedoch für diese Gegenden ein Friedensvertrag ge-

schlossen ist. Nur ein einziger Anführer am oberen Belmonte wollte von keinem Vertrage etwas wissen und setzte damals die alten Feindseligkeiten noch fort.

Um den Belmontefluß und seine Umgebungen näher kennen zu lernen, schifften wir uns am 17. August auf zwei Kähnen ein. Auf einer Fazenda versahen wir uns besonders mit Zuckerbranntwein gegen das Fieber. Gegen Abend landeten wir auf einer Sandbank und erhielten von den zerstreut umher wohnenden Manian-Indianern Schildkröteneier. Sie waren wenig größer als eine Kirsche und schmeckten sehr angenehm. Mit dem Eintritt der Nacht fing es an zu regnen. Wir flüchteten daher in einige Fischerhütten, wo wir es jedoch wegen der Menge der Flöhe und Sandflöhe kaum aushalten konnten. Am Morgen brach zu unserer Freude die Sonne wieder heiter durch die dichten Wolken. Auf den ebenen Stellen der Sandbänke saßen paarweise gelbschnäbelige Meerschwalben (Sterna flavirostris). Sie schweben in der Luft und stoßen senkrecht auf die Fische im Wasser, auch auf Menschen, die sich ihrem Aufenthaltsorte nähern. Noch nie hatten wir so schöne Flußufer gesehen, als an diesem Tage. Ein dem Trompetenbaum verwandter Strauch prangte mit großen hochrothen Blumen; überall umflochten rankende Gewächse die hohen Urwaldstämme mit malerischen Gewinden und im Ufersande wogten hohe Gebüsche der schilfartigen Blumenrohre (Canna brava). Papageien und Arras, in Schwärmen von zwanzig bis dreißig, durchflatterten mit ihrem in der Sonne prachtvoll schimmernden Gefieder das glänzend grüne Laub der mannigfaltigen Bäume oder kletterten geschickt an den rankenden Schlingpflanzen umher und ließen stolz ihren langgeschweiften Körper von allen Seiten schillern, kleine Sagui's (Jacchus penicillatus, eine Affenart) sprangen wie Eichhörnchen vergnüglich in den hohen Baumkronen umher. — Am 21. schifften wir nach einer langen mit Urwald bedeckten Insel. Ein Gewitter nöthigte uns anzuhalten. Das Grunzen von einem Rudel Schweine lud uns zur Jagd ein, und nach einer halben Stunde hatten wir ein Schwein erlegt. Im hohen Ufergras erhob sich eine große Jararacca-Schlange, welche wir sogleich tödteten. — Am 22. wurden die Sandbänke seltener, das Flußbette tiefer. Steine

und Felstrümmer verkündigten die Nähe von Urgebirgen. Wir kamen an die Insel Cachonirincha, auf der sich ein Militärposten von zwanzig Soldaten unter einem Fähndrich befindet. In der Nähe hielten sich viele Botokuden auf, welche aber weggezogen waren, weil der Unterofficier in der Abwesenheit des Fähndrichs einen Botokuden wegen einer Ungezogenheit hatte strafen lassen. Der Fähndrich ließ sie durch einige zurückgebliebene junge Botokuden zur Rückkehr auffordern, welcher Aufforderung sie auch folgten. Ich benutzte die Zeit der Entfernung der Botokuden, um ihre verlassenen Hütten näher kennen zu lernen. Sie bestanden blos aus Blättern von Kokospalmen, welche in einem Oval so eingesteckt waren, daß ihre Spitzen oben eine Wölbung bildeten. In den Hütten lagen nur einige große Steine zum Aufschlagen der Kokosnüsse. Nicht weit von einer Hütte sah man das Grab eines Mannes auf einem kleinen freien Raum unter alten hohen Urstämmen. Es war oben mit kurzen dicken Stücken Holz belegt. Die Grube selbst enthielt Erde, in welcher die Knochen einzeln lagen. An der weiteren Untersuchung wurden wir durch einen jungen Botokuden verhindert, der uns das Grab gezeigt hatte. Ich begab mich, mit meiner Flinte und einer Hacke versehen, nach einigen Tagen wieder dahin, um das Grab genauer zu untersuchen. Einige schöne Vögel hielten mich auf, und als ich eben einen geschossenen Vogel aufheben wollte, hörte ich hinter mir den kurzen unsanften Ton einer rauhen Stimme. Ich drehte mich um, und siehe da, hinter mir standen mehrere Botokuden, nackt und braun, mit starken Pflöcken von weißem Holz in den Ohren und in der Unterlippe, Bogen und Pfeile in der Hand. Ich trat ihnen entgegen und sagte ihnen, so viel ich von ihrer Sprache verstand, worauf sie mich nach Art der Portugiesen an die Brust drückten, mir auf die Schultern klopften und laute rauhe Töne entgegenschrieen. Bei Erblickung der beiden Röhre meiner Doppelflinte riefen sie wiederholt mit Verwunderung aus: Pun Uruhu! (mehrere Flinten). Einige mit schweren Säcken beladene Weiber kamen nun auch herbei und betrachteten mich mit gleicher Neugierde. Männer und Weiber waren völlig unbekleidet, mittelgroß, stark, musculös und wohlgebildet. Ihre Haare trugen sie abgeschoren, mit Ausnahme einer runden Krone

auf dem Scheitel. Alle hatten Holzpflöcke in den Ohren und in der Unterlippe, selbst die Kinder. Unter den Armen trugen sie Bündel von Bogen und Pfeilen, einige auch Wassergefäße. Einer unserer Leute, welcher hinzukam und die Sprache der Botokuden etwas verstand, unterhielt sich mit ihnen, wodurch sie sehr zutraulich wurden. Sie freuten sich sehr, als sie von ihm hörten, daß ihre nach Rio Janeiro geschickten Landsleute wieder zurückgekehrt wären. Dann verließen sie uns, und bald darauf trat mir auch ihr Anführer, Kapitam June, ein alter gutmüthiger Mann von rauhem Ansehn entgegen. Sein Aeußeres war noch auffallender als das der Uebrigen, da seine Ohr- und Mundblöcke über vier Zoll im Durchmesser hatten. Auch er war stark gebaut und sein Gesicht von tiefen Runzeln durchfurcht. — Als ich zum Feldposten zurückkam, fand ich in allen Zimmern des Hauses Botokuden nach ihrer Bequemlichkeit gelagert. Sie bewunderten die weiße Haut, die blonden Haare und die blauen Augen meiner Leute, durchkrochen alle Winkel des Hauses nach Lebensmitteln und erstiegen alle Fruchtbäume, deren Früchte sie selbst unreif theils gekocht, theils geröstet verzehrten. Mit großer Zärtlichkeit bewillkommten sie die jungen Botokuden, die in Rio Janeiro gewesen waren, und der alte Kapitam sang ein Freudenlied. Er hatte sich mit seinen Freunden in einem nach allen Seiten offenen Schuppen einquartirt. Hier zündeten sie ein großes Feuer an und lagen um dasselbe, eingehüllt von dickem Rauch, in der Asche, welche ihren Körper grau macht. Oft stand der Kapitam selbst auf, forderte barsch und rauh eine Art, um Brennholz zu holen, wagte zuweilen einen Angriff auf uns und die Portugiesen, um Mehl zu bekommen, oder rüttelte an den Melonenbäumen, um ihre Früchte abzuschütteln. Uebrigens konnte man sich ihnen ganz anvertrauen und selbst mit ihnen auf die Jagd gehen. Nur strengt das Jagen in ihrer Gesellschaft sehr an, da sie äußerst schnell in der größten Hitze bergauf, bergab gehen, die verwachsensten Wälder durchdringen und jeden Fluß durchschwimmen. Mit ihrer abgehärteten Haut, die weder Dornen, noch andere Verletzungen scheuet, schlüpfen sie durch die kleinsten Oeffnungen des Strauchwerks.

Ich fuhr den Strom hinan bis an die Wasserfälle, welche

gegen drei Viertel Stunden von der Insel des Feldpostens entfernt liegen. Die Wälder am Ufer erschienen jetzt mit der Farbe des Frühlings im größten Reize, theils mit jungem Laube bedeckt, theils aschgrau, dunkel oder hellgrün, gelbgrün, röthlichbraun oder rosenroth, theils mit weißen, hochgelben, violetten oder purpurfarbigen Blüthen prangend. An einer Stelle ist das Strombett mit Felsblöcken so angefüllt, daß nur in der Mitte ein schmaler Kanal für die Kanoes übrig bleibt. Der Strom schießt reißend hindurch und fällt nachher über die Felstafeln sanft hinab. Die Stelle wird Cachoeirinha oder der kleine Fall genannt. — Bei unserer Rückkehr zu dem Feldposten fanden wir Mangel an Lebensmitteln. Ich schickte fünf Schützen aus, welche nach anderthalb Tagen mit ein und zwanzig wilden Schweinen zurückkehrten. Die Botokuden schienen dieselben schon mit ihren Augen zu verschlingen und erboten sich, die Schweine zu sengen und zuzurichten, wenn wir ihnen etwas davon abgeben wollten. Sogleich legten Jung und Alt Hand an's Werk. Sie zündeten einige Feuer an, warfen die Schweine hinein, sengten ihnen schnell die Borsten ab, schabten sie rein, weideten sie aus und wuschen sie am Flusse. Für ihre Bemühungen erhielten sie den Kopf und die Eingeweide. Die Botokuden zogen darauf ebenfalls in den Wald auf die Jagd; auch borgten sie sich Aexte, um Holz zu neuen Bogen zu schlagen. Da ihnen jedoch die Verfertigung der Bogen aus einem harten zähen Holz viel Mühe macht, so suchen sie dieselben gern zu borgen oder gar zu entwenden. Auch der alte Kapitam borgte mir die von ihm eingetauschten Bogen und Pfeile ab und gab sie mir nicht eher wieder, bis ich sie, unterstützt vom Befehlshaber des Postens, ernstlich forderte. Er hatte sie im Walde versteckt.

Ich schiffte den Strom noch weiter hinauf bis zum zweiten Feldposten, zehn Meilen von dem ersten entfernt. Zur Wasserreise bedarf man wenigstens drei Tage. Auf einem leichten Kanoe fuhren wir gegen Mittag ab. Bis zum Abend kamen wir an den kleinen Wasserfall, über den wir mit Mühe hinüberschifften. Das Kanoe wurde theils mit Stangen fortgeschoben, theils an Seilen fortgezogen. Zwei der Ruderer wateten bis an die Hüften im Wasser; oft sprangen sie von Fels zu Fels, fielen auch wohl

bis an den Hals in's Wasser. Auf einer Sandbank oberhalb des Falles übernachteten wir bei heiterem Wetter an einem Feuer. Am anderen Tage wurden die Felsblöcke im Strom immer bedeutender; das früherhin oft trüb und gelb aussehende Stromwasser war jetzt klar und hell. Es soll hier schon Gold und Edelsteine enthalten. Mit vieler Anstrengung überwanden wir die folgenden Stromschnellen. An dem bedeutendsten Fall wird das Kanoe ausgeladen und über eine drei Fuß hohe Felsenstufe hinübergehoben. In der Nähe des zweiten Feldpostens muß wegen des hohen Wassersturzes das Gepäck ausgeschifft und in einem anderen Kanoe oberhalb wieder eingeladen werden. — Die Gebäude des zweiten Feldpostens fanden wir ganz mit Botokuden angefüllt, die sich mit kriegerischem Schmuck angethan. Bei einigen war das Gesicht glühendroth bis zum Munde mit Orlean bemalt; bei anderen war der ganze Körper schwarz außer dem Gesicht, den Händen und Füßen. Am nächsten Morgen wanderte ich nach dem Hauptwasserfall. Der sehr eingeengte Fluß stürzt tobend und schäumend die Felsen hinab, und über ihm schwebt die Wolke eines feinen Staubregens, der beim Sonnenglanz in den Farben des Regenbogens spielt. Die Rückfahrt ging glücklich und schnell. An einer Uferstelle sahen wir Botokuden beschäftigt, Fische mit Pfeilen zu erlegen. Einer von ihnen, der uns am nächsten war, gab uns durch Zeichen zu verstehen, daß wir ihn abholen und ihm Etwas zu essen geben sollten. Um ihn näher zu betrachten und seine Waffen einzutauschen, steuerten wir auf ihn zu. Der Botokude wartete aber unsere Ankunft nicht ab, sondern, vom Hunger getrieben, stürzte er sich bis an den Hals in den Fluß und kam, theils schwimmend, theils watend, und die Waffen in die Höhe haltend, bis zu einem schon weit im Flusse liegenden Felsstück, wo er blieb und Zeichen roher Ungeduld gab. Als wir uns näherten, fanden wir in ihm einen großen starken Mann, der viele Wildheit verrieth, den Mund weit aufriß und „Nuncut!" (zu essen!) brüllte, worauf man ihm einige Hände voll Mehl in den weit geöffneten Mund warf. Einer unserer Leute sprang schnell an's Land, ergriff, während der Wilde mit dem Verschlingen beschäftigt war, seine Waffen und brachte sie zu uns in Sicherheit, weil dieser Botokude wegen

seiner Wildheit berüchtigt war. Zugleich schlug er ein Messer in die Spitze seines Ruders ein und reichte es dem Wilden hin, der zwar mit dem Tausche zufrieden zu sein schien, dessen Heißhunger aber noch nicht gesättigt war. Brüllend lief er eine lange Strecke am Ufer hin und hoffte, uns immer noch einzuholen, unser Kanoe aber fuhr schneller hinab. So erreichten wir wiederum den ersten Feldposten.

Von hier aus schifften wir der Jagd wegen nach einer Flußinsel. Meine Jäger sahen aus dem Wasser vier Füße eines Säugethiers blicken, das sie für ein Schwein hielten. Bei der Annährung überzeugten sie sich, daß eine große Schlange ein Flußschwein umschlungen hielt. Sie schossen zweimal nach derselben, und ein Botokude jagte ihr einen Pfeil durch den Leib. Sie ließ darauf ihre Beute augenblicklich fahren und eilte schnell davon. Es war eine Anacuda-Boa, die größte Schlange Südamerika's, welche zwanzig bis dreißig Fuß lang wird und sich in der Nähe der Flüsse aufhält. — Während unserer Abwesenheit hatte sich auf dem Feldposten eine Horde Botokuden eingefunden, deren Anführer Gipakeiu (der große Kapitain) hieß. Schon in der Frühe des Morgens klopften die angekommenen Botokuden heftig an meine verschlossene Thür und überhäuften mich, als ich öffnete, mit Freundschaftsbezeugungen. Besonders ihr Kapitam gab mir sein Wohlgefallen zu erkennen. Er war nur mittelgroß, aber stark und kräftig gebaut. Bis zum Munde herab hatte er sein Gesicht glühendroth bemalt; von einem Ohr bis zum andern ging unter der Nase eine schwarze Linie; die übrigen Körpertheile waren ungefärbt. Bei seinen Leuten stand er in großem Ansehn. Nach den ersten Begrüßungen machte er mir begreiflich, daß er großen Hunger habe. Ich befriedigte ihn mit Farinha, und sogleich begann ein Tauschhandel. Ich bekam von ihm unter Andern ein aus der Schwanzhaut des großen Gürtelthiers (Dasypus maximus) verfertigtes Sprachrohr, welches den Wilden zum Zusammenrufen im Walde dient.

Als der Kapitam Gipakeiu auf dem Feldposten eintraf, trug ein jeder seiner Horde ein paar lange Stangen, als Herausforderung gegen eine andere Horde. Nachdem er abgezogen,

kam diese feindliche Horde unter dem Kapitam Inparak. Sie wateten, Bogen und Pfeile in die Höhe haltend, mit solchem Geräusch durch den Fluß, daß man es weithin hörte. Alle trugen Bündel von sechs bis acht Fuß langen Stangen auf der Schulter, um sich mit den Horden des Kapitam June und Gipakeiu zu schlagen. Eifrig suchten sie in allen Zimmern der Gebäude nach, ob sie keinen ihrer Feinde finden könnten. Zum Zeichen ihrer Herausforderung ließen sie ihre Stangen stehen und schwärmten ab und zu. Endlich hatte der Kapitam June die Herausforderung angenommen und erschien mit seinen Leuten. Wir begleiteten sie zum Kampfplatz, Jeder mit Pistolen und Messern zur Sicherheit bewaffnet. Wir fanden die Wilden in einem Haufen zusammengedrängt, alle theils schwarz, theils roth im Gesicht bemalt und mit Stangen versehen. Der Streit nahm seinen Anfang. Zuerst stießen die beiden Parteien kurze rauhe Töne gegen einander aus, wobei sie um einander wie böse Hunde herumgingen, und legten ihre Stangen in Bereitschaft. Inparak ging mit weit geöffneten Augen, ernst und grade vor sich hinsehend, zwischen den Männern umher und sang mit zitternder Stimme ein langes Lied. Die Gegner erhitzten sich immer mehr. Plötzlich traten zwei von ihnen gegen einander auf, stießen sich wechselseitig mit dem Arm vor die Brust, daß sie zurücktaumelten, und griffen dann zu den Stangen, mit denen sie blindlings auf einander schlugen, so daß dicke Beulen aufliefen und die Spitzen der abgeschnittenen Aeste tiefe Wunden verursachten. Wenn sich ein Paar tüchtig durchbläuet hatte, trat ein anderes hervor. Zuweilen kämpften mehrere zugleich. Zuweilen traten Pausen ein, und während dem gingen sie nachdenkend mit dem Herausforderungston zwischen einander umher, bis wieder heroische Begeisterung sie ergriff. Die Botokudenweiber blieben nicht müßige Zuschauer, sondern fochten auch ritterlich, indem sie unter beständigem Weinen und Heulen einander bei den Haaren ergriffen, mit Fäusten schlugen, mit Nägeln zerkratzten und sich gegenseitig die Holzpflöcke aus den Lippen und Ohren herausrissen. Warf Eine die Andere zu Boden, so ergriff eine Dritte die Erstere beim Bein und warf sie ebenfalls hin, worauf sich alle auf dem Boden umherzerrten. Die Männer stießen die Weiber der

Gegenpartei mit den Füßen und dem Ende ihrer Streitstangen. Auf solche Weise wechselte der Streit etwa eine Stunde lang. Alle erschienen jetzt ermüdet und abgemattet; nur der Kapitam Inparak hielt bis zuletzt aus und hatte nicht Lust Frieden zu schließen, ließ sich jedoch zuletzt von uns besänftigen, als wir ihn auf die Schultern klopften und ihm sagten, daß er ein tapferer Krieger sei. Kapitam June hatte als ein alter Mann nicht mit geschlagen. Der Kampf war dadurch veranlaßt worden, daß June's Leute auf dem südlichen Flußufer gejagt hatten, was Inparak für eine große Beleidigung ansah, weil die verschiedenen Horden ihre bestimmten Jagdplätze haben. Während des Kampfes lehnten Bogen und Pfeile an den Bäumen. Zuweilen sollen die Botokuden aber auch zu diesen Waffen greifen. Als die Kämpfer sich nachher in den Räumen des Feldpostens versammelten, schien Keiner an seine Wunden zu denken; sie setzten sich vielmehr sogleich auf ihre zum Theil offenen Schmarren und ließen sich das ihnen gereichte Mehl wohl schmecken. —

Nachdem wir wieder in Belmonte eingetroffen, ging unsere Reise weiter nördlich an der Küste hinauf. Bald erreichten wir den schönen kleinen Hafen von Ilhoes (Insel), der von zwei mit Kokospalmen besetzten Hügeln gebildet wird. Ueber die Stadt ragt ein dunkelgrüner Waldberg hervor, auf dessen Spitze die Kirche Nossa Senhora da Vittoria liegt. Die Stadt selbst ist verfallen, und auf den mit Gras bewachsenen Straßen findet man nur an Sonn- und Festtagen Leben. Wir trafen es grade mit dem Feiertage eines Heiligen. Ein hoher Mastbaum war aufgerichtet und mit gemalten Flaggen geziert. Verkleidete Menschen zogen unter Trommelschlag und manchen Scherz treibend durch die Stadt, und häufig wurde geschossen. Am Abend führte das Volk Tänze auf, von der Guitarre und von Händeklatschen begleitet. Die Festtage der Heiligen gehören überhaupt zu den größten Lustfesten der Brasilianer. Die reicheren Einwohner bestreiten für die ärmeren die Unkosten dieser Feste, an denen man häufig die Geschichte der Heiligen durch Verkleidungen, Aufzüge und Gefechte vorzustellen pflegt. In Ilhoes spielte man die Rolle von zwei Parteien, welche einander bekriegten: Portugiesen und Mohren mit ihren Anführern. Eine Festung

von Zweigen ward in der Nähe der Kirche errichtet. Die Mohren eroberten das Heiligenbild und brachten es in ihre Festung bis am letzten Abend die andere Partei es wieder gewann und mit großem Gepränge in die Kirche zurückführte. Diese Vorstellung dauerte mehrere Tage, während das Volk in beständiger Bewegung und häufig in der Messe war, dabei aber blos seinen Vergnügungen nachging. — Der Handelsverkehr der Stadt ist unbedeutend und beschränkt sich größtentheils auf Reis und Waldhhölzer. Er wird mit wenigen Barken nach Bahia betrieben. Die Barken, welche wir auf der Fahrt dahin benutzten, sind kleine bedeckte Schiffe, deren Cajüte etwa zwanzig Menschen fassen kann, und die drei kleine Masten haben. Der Schiffer (Mestre) besitzt seine eigenen Sclaven, welche als Matrosen dienen, von denen man aber, da sie dazu gezwungen sind, im Fall der Gefahr wenig Hülfe zu erwarten hat.

Drittes Kapitel.

Am 28. September waren wir im Angesicht von Bahia und liefen des Nachmittags drei Uhr in die der Stadt gegenüberliegende, ungefähr eine Meile davon entfernte Bai. Der erste Anblick hat sehr viel Imposantes, da der größere Theil der Stadt auf dem Abhange eines Berges erbaut ist, der sich gegen 500 Fuß über das Meer erhebt, und alle Häuser, meist aus mehreren Stockwerken bestehend, weiß übertüncht sind. Das Bild gewinnt einen noch höheren Reiz durch die dazwischen stehenden Pisang-, Orangen- und Kokosbäume, deren dunkelgrünes Laub zu dieser weißen Farbe einen angenehmen und dem Auge erquicklichen Contrast bildet.

Bahia, mit vollständigem Namen San Salvador de Bahia de Todos os Santos (Bahia der Allerheiligenbai), ist die zweite Stadt des brasilianischen Reiches mit 185,000 Einwohnern. Sie dehnt sich von Norden nach Süden fast eine Meile weit aus und ist ziemlich unregelmäßig gebaut. Der untere Stadttheil liegt auf einem schmalen Landstreifen am Meer und besteht aus einer einzigen langen, engen, schlecht gepflasterten und schmutzigen

Straße, wo meistens Kaufleute wohnen. Anmuthiger macht sich der obere Stadttheil, obgleich er keine gepflasterten Straßen hat. Die Verbindungsstraßen zwischen beiden sind zu abschüssig, als daß man sie mit Wagen befahren könnte. Man bedient sich daher einer Art Tragsessel (Cadeiras), bequemer Stühle mit einem Baldachin und rundum mit Vorhängen umgeben, welche, an einem Tragbaum hangend, auf den Schultern zweier Neger ruhen. Ohne dieselben würde man bei der Steilheit der Wege weder in der Sonnengluth, noch bei nasser Witterung im Schmutz fortkommen können. Der obere Stadttheil enthält, außer dem Palast des Gouverneurs und des Erzbischofes, dem Stadthaus und der Citadelle, eine Menge von Klöstern und zum Theil prächtigen Kirchen. Die Nonnen beschäftigen sich damit, aus den Federn der verschiedenen lebhaft gefärbten Vogelarten des Landes künstliche Blumen zum Verkauf zu fertigen. Unter den Kirchen zeichnet sich die Jesuitenkirche aus, welche ganz aus europäischem Marmor aufgeführt und im Innern kostbar und geschmackvoll verziert ist. Auf den Schiffswerften werden aus den trefflichen brasilianischen Bauhölzern sehr gute Schiffe gebaut. Ein thätiger Handel belebt die Stadt, und im Hafen liegen Schiffe aller Nationen. Die Häuser sind meist massiv und zum Theil mit Balconen versehen; fast alle haben Glasfenster. Den Fremdling überrascht in Bahia die Erscheinung der Schwarzen. Es sind die schönsten im Lande und auch geistig nicht vernachlässigt; einige verstehen Arabisch. Sie stammen fast alle von der Goldküste, und da sie sehr zusammenhalten, so sind sie auch mehr zu aufrührerischen Bewegungen geneigt, als die gemischten Racen anderer Provinzen. In den Straßen stößt man überall auf sie. Hier tragen zehn bis zwölf Negersclaven zusammenschreiend oder singend, um sich in gleichem Tact zu erhalten, große Lasten, indem alle Waaren auf diese Weise in die Stadt geschafft werden. Dort gehen andere mit Waaren umher, welche sie zum Verkauf ausrufen. An den Seiten der Straßen sieht man die Feuer der Negerinnen, die beständig mancherlei Gerichte kochen und braten, um dieselben ihren Landsleuten feil zu bieten. — Im Allgemeinen hebt sich die Bildung der Stadt mit jedem Jahre und die Sitten der Bewohner werden

immer mehr europäisch. Zu den gewöhnlichen Unterhaltungen des Volks gehören die Processionen, welche bei der unglaublichen Menge von Festtagen sehr häufig vorfallen. Man bestreut dann die gereinigten Straßen mit weißem Sand und Blumen. Abends werden die Fenster erleuchtet, und mit einer großen Menge von Wachskerzen ziehen unter Glockengeläut und Geprassel der abgebrannten Feuerwerke die aufgeputzten Züge nach der Kirche. Leichenbegängnisse werden ebenfalls bei Nacht mit zahlreichen Lichtern gehalten. Die angesehensten Todten begräbt man in den Kirchen. —

Von Bahia segelte ich auf einem Packetboot innerhalb neun Tagen nach Pernambuco. Während wir in den Hafen einliefen, fuhren mehrere Fischerboote von sehr eigenthümlicher Bauart an uns vorüber. Sie heißen Jangados und bestehen aus vier oder mehr zusammengefügten Baumstämmen, haben einen Mast mit einem sehr großen Segel, aber keine Wände, so daß die Wellen beständig darüber hinwegschlagen. Sie segeln mit merkwürdiger Schnelligkeit und wagen sich oft sehr weit in's Meer. Ein längs der Küste hinlaufendes Riff begrenzt den Hafen, und eine darin befindliche Bresche, auf deren Südseite ein Leuchtthurm und eine Citadelle steht, bildet die Einfahrt. Außerhalb des Riffs tobt eine heftige Brandung, im Innern aber herrscht beständig Ruhe, und bei voller Fluth ist das Wasser tief genug, die größten Handelsschiffe zu tragen. Da die Stadt fast in gleicher Höhe mit dem Meeresspiegel liegt, so sieht man nur die Häuser am Ufer. Diese sind höher als in Rio, die Straßen meistens noch enger und eben so schmutzig als dort. In fast allen Städten Brasiliens spielt der Regen die Rolle des Gassenfegers und da, wo der Boden abschüssig ist, hält er Alles auch wirklich ziemlich sauber. Dies ist indeß bei Pernambuco nicht der Fall; in den nassen Jahreszeiten sind die Straßen mit Schlamm und Wasser angefüllt, in den trockenen mit Staubwolken. Die Stadt zählt über 60,000 Einwohner und besteht aus drei großen Abtheilungen. Diejenige, in welcher der bedeutendste Handel getrieben wird, liegt auf einer schmalen Landenge zwischen dem Meere und einem Fluß und heißt Recife; eine andere mit vielen Kaufläden und dem Palaste des Präsidenten ist auf einer

Insel erbaut und führt den Namen San Antonio; die dritte Namens Boa Vista, eine Hauptstraße bildend, erhebt sich auf dem Festland und ist der bei weitem schönste Theil. Zwei hölzerne Brücken machen die Verbindungsmittel aus. Da Pernambuco auf dem östlichsten Punkte des amerikanischen Festlandes liegt, so ist es das ganze Jahr hindurch dem vollen Einfluß der Passatwinde ausgesetzt und erfreut sich daher eines kühlen und gesunden Klima's. Es giebt wenig öffentliche Gebäude. Der sogenannte Palast, worin die Provinzialbehörde jetzt ihren Sitz hat, war in früheren Zeiten das Jesuiten-Collegium: ein großes Gebäude von düsterem Ansehen mit ungeheuer dicken Mauern. — Die Bewohner der Stadt gleichen denen von Rio. Die Landleute sind ein kleines schwarzbraunes Geschlecht. Man theilt sie in zwei Klassen, Matutos und Sertanejos. Die Matutos bewohnen die flache Küstengegend; die Sertanejos das innere Hochland oder die Wüste (Sertão). Die Kleidung beider besteht aus einem niedrigen rundköpfigen und breitrandigen Hut, einer Jacke und Hosen von gelblich braunem Leder. Statt der Weste tragen sie häufig ein dreieckiges Stück mit Riemen befestigtes Leder. Statt der Stiefeln sieht man hier braunlederne Schuhe oder Pantoffeln. Der Matuto bekleidet sich gewöhnlich nur mit einem Paar weißer baumwollener Beinkleider, die bis an's Knie gehen und den übrigen Theil des unbeschuheten Beines nackt lassen. Baumwolle und Häute sind die hauptsächlichsten Artikel, die man aus dem Innern bringt, Pferde die einzigen Lastthiere.

Am Bord der „Maria Luiza", eines Schooners von hundert Tonnen, segelte ich nach Aracaty. Es befanden sich im Ganzen siebenzehn Passagiere und eine gleiche Anzahl Negersclaven auf dem Schiff. Alle hatten Gepäck bei sich, so daß das ganze Hinterdeck mit übereinander gehäuften Koffern und Ballen angefüllt war. Der freie Himmel war unser Zelt; denn in den unteren Räumen gab es nicht einmal einen Platz, wo man hätte essen können. So suchte sich Jeder einen passenden Winkel zum Sitzen oder Liegen. Hiezu gesellte sich noch, nachdem wir den Hafen verlassen, ein heftiges Regenwetter, vor welchem es keinen anderen Schutz gab als Poncho und Regenschirm. Ich zahlte für mich und meinen schwarzen Diener einen

Fahrpreis von sechs und zwanzig Milreis (etwa 23 Thaler) jedoch mit Einschluß der Lebensmittel. Die Vertheilung derselben geschah dreimal des Tags und gewährte mir stets ein höchst ergötzliches Schauspiel. Jeder stürzte herzu, um seine Portion zu erhalten, und oft sah man Gruppen von zwei, drei und vier Personen mit den Fingern aus einer und derselben Schüssel essen, da die unzulänglichen Messer und Gabeln immer nur den Ersten zufielen. Die Kost bestand größtentheils aus getrocknetem, mit Reis gekochtem Rindfleisch, wozu früh und des Abends eine Tasse Thee, des Mittags ein oder zwei Flaschen schlechten Rothweins gehörten. Einer der Passagiere, ein lebhafter schmächtiger kleiner Mann von ungefähr dreißig Jahren vertrieb uns die Zeit durch seine belustigenden und abenteuerlichen Erlebnisse. Oft ließ er auch einen Gesang erschallen, wozu ein anderer junger Mann sehr fertig die Guitarre spielte. — Gegen Mittag des zweiten Tages fuhren wir am Kap San Roque vorüber. Die Küste erschien mit Ausnahme einiger weißen, fast ganz vegetationslosen Sandhügel als eine vollkommene Ebene. Am dritten Tage erreichten wir gegen Mittag das Felsenriff von Aracaty. Wir legten uns in der Mündung des Flusses vor Anker, und ich fuhr in einem Boot stromaufwärts nach der fünf Stunden weit entfernten Stadt. Diese besteht hauptsächlich aus einer einzigen langen und breiten Straße; sie zählt gegen 5000 Einwohner, die größtentheils arm sind. Die Umgegend ist fast ganz flach, und dieser Bezirk hat von Zeit zu Zeit an schrecklicher Dürre zu leiden. Die letzte Dürre kam im Jahr 1825 vor, wo es nicht ein einziges Mal regnete, so daß fast alle Pferde und Rinder und gegen dreißig tausend Menschen den Hungertod erlitten.

In Gesellschaft zweier Kaufleute ritt ich nach der Stadt Ico, welche etwa funfzig Meilen von Aracaty entfernt liegt. Die Straße berührt nur die zehn Leguas hinter Aracaty gelegene kleine Stadt San Bernardo und führt im Uebrigen durch eine sandige, stellenweis mit Kies und Steinen bedeckte Ebene. Das Pflanzenreich wird durch Palmengruppen, kleinere Bäume und Strauchwerk vertreten. Wir scheuchten auf unserem Ritte zahlreiche Schwärme von Tauben auf, wovon einige nicht größer

waren als Sperlinge. Eine Heerde von mehreren Hundert Schafen bot einen eigenthümlichen Anblick dar. Die Haut dieser Thiere war nämlich in Folge des übermäßig heißen Klimas gänzlich von Wolle entblößt und statt dessen fast mit demselben kurzen glatten Haar versehen, wie es die Kühe tragen. Eben so verlieren hier auch die Ziegen ihre langen Haare. Aus dem Innern kamen Wagen mit Baumwolle und Häuten, von der Küste her wieder andere, so wie zahlreiche Schaaren von Pferden, mit europäischen Waaren und Salz beladen, welches in den inneren Theilen des Landes selten und sehr theuer ist. Viele arme Bewohner bekommen davon häufig das ganze Jahr nichts zu kosten und müssen statt des Einpökelns ihr Fleisch in dünnen Scheibchen an der Sonne trocknen. Ich selber mußte immer einen kleinen Salzvorrath bei mir führen und habe das Pfund nicht selten mit drei Schilling (28 Sgr.) bezahlt, während ich für zehn Schilling (3 Thlr. 3 Sgr. 4 Pf.) den fettesten Ochsen kaufen konnte. — Bei dem Anblick der schwarzbraunen räuberähnlichen Reisenden, die dem Fremdling hier begegnen und die sämmtlich mit Reiterpistolen, Säbeln, Dolchen, Messern und Flinten bewaffnet sind, kann man sich von dem sittlichen Charakter dieser Leute keine sonderliche Vorstellung machen. In der That sind Ermordungen und Räubereien keine Seltenheit, und da man hier fast immer verrätherisch zu Werke geht, so ist eine Beraubung gewöhnlich auch mit einem Mord verbunden. Die Bewohner des Bezirkes, durch welchen wir ritten, sind größtentheils Viehzüchter, und die Lebensmittel waren wegen mangelnder Nachfrage äußerst billig. Ein Ochse galt fünf und zwanzig, ein Schaf oder eine Ziege vier bis fünf Schillinge. Milch konnte man umsonst erhalten. Man bereitet etwas Käse; von Butter weiß man jedoch nichts. Die geronnene Milch wird zu einem beliebten Gerichte verwandt, welches man mit „Rapadura", einem groben ungeläuterten Zucker, versüßt. Außer der Farinha ist Dörrfleisch das Hauptnahrungsmittel. Die Farinha wird entweder trocken benutzt, wo sie dem Sägemehl gleicht, oder durch Beimischung von kochendem Wasser oder Milch zu einer Art Pudding zusammengedrückt. — Näher nach Ico zu steigt das Land allmählig an. Wir zogen an einem von Fischen und

wilden Enten wimmelnden See vorüber, der etwa eine Legua lang und fast eben so breit war. Auf den höheren Strichen bestehen die Waldungen hauptsächlich aus einer kleineren Gattung der Mimosa und einem Klettergesträuch (Combretum); aber diese niedrigen Bäume dauern fast durchgängig nicht aus, indem sie bei großer Trockenheit und Hitze verdorren. Solche Wälder heißen „Catingas". An den freieren Theilen des Geländes findet man eine sich weit ausbreitende kleine Art der Beeren-Zwetschen (Chrysobalanus), die angenehmen Schatten gewährt. Unter einem solchen Baum ruhten auch wir und speisten von einer großen grünen Eidechse, die ich geschossen hatte. Die Vögel werden hier so wenig von Menschen gestört, daß große Schwärme von Raben, Tauben und Papageien ruhig auf den niedrigen Bäumen sitzen blieben, unter denen wir hinritten. Kraniche und viele Wasservögel entfernten sich nicht von dem Rande kleiner Seen, bis unsere Pferde ihnen dicht auf den Leib rückten. Vor Ico begegneten wir einer Gesellschaft von Frauen und Männern, und ich war nicht wenig überrascht, die ersteren schrittlings reiten zu sehen, im Inneren des Landes eine ganz gewöhnliche Erscheinung.

Die Stadt Ico, eine der wichtigsten in der Provinz Ceara, mag 6000 Einwohner zählen, meistentheils Krämer, welche das Innere mit Manufactur-Waaren versehen, wofür sie Landeserzeugnisse eintauschen. Alle Häuser sind von Ziegelsteinen aufgeführt, einstöckig und mit Kreide getüncht. Auf dem Marktplatz giebt es jeden Tag frisches und gedörrtes Rindfleisch, Farinha, Rapadura, Salz, Orangen, Melonen und Wassermelonen, Ananas und Citronen. Alle diese Früchte kommen aus der Ferne; die nächste Umgegend, eine weite Ebene, bringt nichts dergleichen hervor. — Unter den Neugierigen, die mir häufige Besuche abstatteten, befand sich auch ein alter Priester. Zu seinen ersten Fragen gehörte, ob ich getauft sei oder nicht, und in welchem Glauben. Als ich ihm sagte, ich sei ein Protestant, antwortete er: „O, so seid Ihr also ein Heide!" Diese Unwissenheit findet man sehr gewöhnlich, und es wurde mir sehr schwer, den Mann zu überzeugen, daß die Hauptgrundsätze unserer verschiedenen Religionen übereinstimmten. So oft ich später

nach meinem Glauben gefragt wurde, antwortete ich einfach, ich sei ein Christ, was mir einigen Anspruch auf Achtung verschaffte. Als man erfuhr, daß ich ein Arzt sei, wurde ich oft um Rath gefragt. Unter meinen Kranken war die Frau eines meiner portugiesischen Freunde. Sie starb später an ihrer sehr gefährlichen Krankheit. Die sie pflegende Mutter härmte sich jedoch nicht sowohl über die Krankheit, als über die zunehmende Magerkeit ihrer Tochter, da Wohlbeleibtheit für den Hauptreiz einer brasilianischen Schönen gilt. Man kann einer Frau keine größere Schmeichelei sagen, als daß sie täglich fetter und schöner werde. — Zur Fortsetzung der Reise nach der zwei und zwanzig Meilen entfernten Stadt Crato kaufte ich noch zwei Pferde. Am Tage vor meinem Aufbruch verschwand eines der neuen Pferde von der Weide, wenn man etwas dürres Gras so nennen kann. Nach vielem Suchen wurde das Pferd auf einem erhöhten Landstrich angetroffen, wo es unter einer ungeheuern Anzahl amerikanischer Strauße weidete. Später begegnete es mir öfter, daß meine Pferde sich verliefen oder mir gestohlen wurden, da Pferdediebstahl in Brasilien etwas sehr Gewöhnliches ist. Oft wird ein Pferd von Jemandem weggenommen, der eine kurze Reise zu machen wünscht, und nach einigen Tagen findet man es auf der Stelle wieder, wo es entwendet wurde. Zuweilen geschieht es auch, daß man Pferde wegschafft und auf einige Tage verborgen hält, in der Absicht eine Belohnung für das vorgebliche Wiederfinden zu erhalten. Beim Abschied beschenkten mich meine Freunde mit allerhand Sachen, die mir unterwegs nützlich sein konnten, als Zuckerwerk, Zwieback, der aus Reis und Mais bereitet wird, und gebratene Hühner. Diese Sitte scheint im nördlichen Brasilien vorzuherrschen.

Jenseits Jco wird der Weg rauh und steigt häufig bei der Abwechselung von Hügeln und Thälern über felsige Pfade auf und ab. Man kann sich daher des Fuhrwerks nicht weiter bedienen, und aller Verkehr wird von da an mit Pferden oder mit Ochsen betrieben. Der am meisten vorkommende Baum ist eine Art der immergrünen Weinspille (Schinus); außerdem bemerkt man große Akazien und Mimosen, Trompeten-Bäume (Bignonia), den Zwetschenbäumen ähnelnd mit gelben und rosen-

rothen Blumen, eine hohe Jacaranda, mit großen blauen Blumen dicht bedeckt, nicht unähnlich den Blüthen der nicht minder prachtvollen Fettflurre (Gloxinia speciosa); dazwischen stehen einzelne Carnahuba=Palmen und große Cacteen. Jenseits des Städtchens Lavra, welches wir am Abend des zweiten Reisetags erreichten, wurden Bananen gebaut und fast jedes Haus hatte seine kleinen Pflanzungen von Baumwolle und Tabak. — Als ich am folgenden Abend in meiner zwischen zwei Bäumen befestigten Hängematte schlief, ward ich durch einen strömenden Regenguß geweckt. Darauf war ich in der trockenen Jahreszeit nicht vorbereitet und wurde schnell durchnäßt. Ich wickelte mich in meinen Poncho und erwartete auf einem Packsattel am verloschenen Feuer sitzend den Tagesanbruch. In den Morgenstunden war der Himmel zwar bewölkt, aber das Wetter wieder trocken und die Luft von köstlicher Frische. In der sehr hügeligen Gegend trafen wir die ansehnlichsten Höhen, die wir bis jetzt gehabt hatten, und eine derselben gewährte eine schöne Aussicht über ein welliges, dünn bewaldetes Gelände. In den bewaldeten Strichen war die Luft mit dem lieblichen Wohlgeruch eines Nierenbaumes (Anarcadium occidentale) durchwürzt, der hier und im ganzen Innern sehr zahlreich vorkommt. — Noch zwei Tagereisen, und wir sahen in reicher Landschaft Crato vor uns liegen. Die Sonne versank eben mit blendender Pracht hinter der Serra de Araripe, einer langen, ungefähr eine Meile weit entfernten Bergkette; aber die kühle Luft dieser Gegend schien ihren Strahlen die brennende Gluth zu nehmen, die im niederen Flachland für den Reisenden kurz vor Sonnenuntergang so drückend ist. Der herrliche Abend, die erquickliche Luft und der Anblick dieser freundlichen, mit großen Bäumen bewaldeten Gegend, so ganz verschieden von der bisherigen, alles dies gab meiner Seele einen lange nicht empfundenen schwebekräftigen Schwung.

Es begann bereits zu dunkeln, als wir in die Stadt gelangten; aber bald hatte ich das Haus eines achtbaren Krämers aufgefunden, an welchen ich empfohlen war. Man nöthigte mich in das Wohnzimmer, wo ich in einen Kreis von mehr als einem Dutzend auf den Boden sitzender Damen eintrat. Diese

waren gekommen, der Hausfrau über den Verlust ihres Tags vorher gestorbenen Schwiegervaters das übliche Beileid zu bezeigen. Was die Sitte, auf dem Boden zu sitzen, betrifft, so muß ich erwähnen, daß man in den besseren Häusern des inneren Landes zwar mit Stühlen versehen ist, aber sie selten benutzt, da die Frauen den Gebrauch der Hängematten vorziehen, welche sie, außer zur Tischzeit, nur selten verlassen. Sie sitzen darin, wie auf der Matte am Boden, mit aufgerichtetem Oberkörper und untergeschlagenen Beinen, rauchen Tabak, essen Zuckerwerk und trinken kaltes Wasser, was fast ihre einzigen Beschäftigungen den Tag über sind. Die Hängematte schwebt gewöhnlich einen bis anderthalb Fuß über dem Boden, so daß sie den Dienst eines Sophas versieht; denn oft wird sie auch von mehr als einer Person besetzt. Bei Nacht wird sie meistentheils wegen der kühleren Lage dem Bette vorgezogen. Es bestehen diese Hängematten in der Regel aus einem groben, theils weißen, theils weiß und blauen Baumwollenzeug. Sie sind meistens breiter als lang, so daß man diagonal und folglich mehr horizontal darin liegen kann. Bei kühler Jahreszeit machen sie nur eine Decke, in der Hitze nur ein Hemde statt alles anderen Bettzeuges nöthig. — Crato, zwei und dreißig Leguas südwestlich von Jco gelegen und fast unter demselben Breitengrad wie Pernambuco, ist eine kleine, von etwa zwei tausend Menschen bewohnte Stadt. Die zwei Kirchen und das Gefängniß befinden sich in einem schlechten Zustande. Letzteres wurde von zwei Soldaten bewacht, die ich beim Vorübergehen entweder mit Kartenspiel beschäftigt oder schlafend sah. Ein dort wegen Insubordination zur Strafe eingesperrter Sergeant stieg fast jede Nacht aus einem der nur mit hölzernen Stäben verwahrten Fenster heraus, schlief in seiner eigenen Behausung und kehrte des Morgens in das Gefängniß zurück. Die Einwohner von diesem Theile des Districtes sind in ganz Brasilien wegen ihrer Gesetzlosigkeit bekannt. Früher war hier ein Zufluchtsort für Mörder und Gesindel aller Art und ist es zum Theil noch immer. Man zeigte mir mehrere Mörder, die ganz frei umhergingen, da man sich scheut, sie bei der Justiz anzuzeigen, um nicht unter ihrem Messer oder dem ihrer Freunde zu fallen. Die Einwohner von

Crato beschäftigen sich während des Tages hauptsächlich mit Kartenspiel, und bei schönem Wetter sieht man Gruppen von Spielern aller Klassen, von den sogenannten Großen bis zu den Niedrigsten herab, im Schatten der Häuser auf dem Pflaster sitzen. Die Vornehmern spielen um Dollar's, die Aermeren um Kupfermünze oder noch häufiger um große gesprenkelte Bohnen. Dabei vorfallende Zänkereien werden nicht selten mit dem Messer geschlichtet. Die ehelichen Verhältnisse sind sehr locker, und sehr nachtheilig wirkt darauf das Beispiel der Geistlichen ein, die ganz offenkundig mit ihren Maitressen zusammen leben. — Man baut hauptsächlich Zuckerrohr, Mandiocca, Reis, Tabak. Außerhalb und innerhalb der Stadt wachsen Orangen, Citronen, Bananen, Mango-, Melonen-, Brot- und Nieren-Bäume; auch baut man Wein, Ananas, Melonen und Wassermelonen. Alle diese Früchte sind äußerst billig. Für einen Penny (9 Silberpfennige) kauft man ein Dutzend Orangen und für doppelt so viel eine große wohlschmeckende Ananas.

Auf einem meiner Ausflüge in die Umgegend traf ich eines Tags bei der Serra de Araripe das Lager einer Bande von Zigeunern. Diese sind im Innern Brasiliens eine sehr gewöhnliche Erscheinung. Die niedere Klasse des Volkes ist ihnen abhold, während die reichere sie begünstigt. Deshalb hatte sich auch jene Bande unter einigen Bäumen in der Nähe einer großen Zuckerpflanzung gelagert. Obgleich von dunklerer Farbe, als die in Großbritannien, so haben sie doch dieselben Züge, und es giebt unter ihnen viele sehr hübsche junge Männer und Mädchen. Sie halten sich hauptsächlich in den weniger bevölkerten und folglich gesetzloseren Districten auf, wo sie mit Pferden und verschiedenen Schmucksachen handelnd, von Pflanzung zu Pflanzung, von Dorf zu Dorf ziehen. Man beschuldigt sie auch hier nicht selten des Diebstahls von Pferden, Federvieh und andern Sachen. Die alten Weiber spielen die Wahrsagerinnen und werden als solche bei den jungen Damen der Städte gern gesehen.

Während meines längeren Aufenthaltes in Crato wurde das Fest Mariä Empfängniß gefeiert, dessen Lustbarkeiten schon neun Tage vorher beginnen. In dieser ganzen Zeit unterhielten die wenigen hiesigen Soldaten Tag und Nacht ein fast ununter-

brochenes Feuer. Dazu kamen Processionen, Illumination, Feuerwerk und der Donner einer kleinen Kanone vor der Kirche, so daß die Stadt unaufhörlich in lärmendem Aufruhr war. Da die letzte Nacht die schönste sein sollte, so ging ich um sieben Uhr in die Kirche, vor welcher Fahnen aufgesteckt waren und zwei große Freudenfeuer brannten. Auf der Terrasse stand eine ungeheure Menschenmasse, und fünf bis sechs Soldaten feuerten von Zeit zu Zeit ihre Flinten los. Nicht weit davon spielte eine jämmerliche, aus zwei Pfeifern und zwei Trommlern bestehende Musik; ein Feuerwerk kam derselben gleich. Das Innere der Kirche war prächtig erleuchtet und fast ganz gefüllt; doch bemerkte ich größtentheils nur Frauen, alle in eine Art weißer Mantille gekleidet. Am folgenden Tage gab es eine große Männer-Procession, wobei man mit vielem Prunk die Jungfrau sammt ihrem Sohne umhertrug. Die drei Stadtpriester und der eben auf seiner Rundreise begriffene „Visitator" oder Sendling des Bischofs gingen unter einem scharlachrothen Thronhimmel. Das Fest endigte am nächsten Sonntags-Nachmittag mit Vorstellungen auf dem Seile und einem Maskentanz vor der Kirche. —

Um Neujahr (1839) verkündeten heftige Gewitter den Anfang der Regenzeit. In der Mitte des Januar verließ ich Crato, begleitet von einem in meine Dienste getretenen jungen Engländer Namens Walker. Wir erreichten bald eine Gegend, die mich an jene zwischen Crato und Jco erinnerte, nur daß hier nach einer mehrwöchentlichen Regenzeit Alles frisch und grünend war. Die Schnelligkeit, womit in diesen Wüsten nach den ersten Regenschauern das Pflanzenleben sich entwickelt, ist wahrhaft wunderbar. Das jährige Gras sprießt aus dem weißen Sande; die Bäume treiben Blätter und Blumen, und die ausdauernden krautartigen Pflanzen, die während der Dürre scheinbar abgestorben waren, erheben in unglaublich kurzer Zeit ihre Blüthenstengel. Unter den Bäumen erwähne ich die knorrige Zwetschen-Spille (Spondias tuberosa), hier Imbuzeiro genannt, mit länglicher gelblicher Frucht, doppelt so groß wie eine große Stachelbeere. Unter der lederartigen Schale befindet sich ein saftiges Fleisch von angenehm süßlich saurem Geschmack.

Dies Fleisch mit Milch, Quark und Zucker giebt ein sehr beliebtes Gericht, Imbuzada genannt. Eine baumartige Gattung der Mehl-Lorsche (Jatropha) mit kleinen weißen Blumen hat an den Blattstielen lange spitzige Stacheln, deren Gift bei der Berührung einen unerträglichen brennenden Schmerz verursacht. Die Einwohner werfen die abgeschabte Rinde und das Holz dieser Pflanze in Teiche, an denen sich Tauben und andere Vögel versammeln, worauf diese, sobald sie von dem vergifteten Wasser genossen, entweder sterben oder betäubt liegen bleiben und so zur Nahrung verwendet werden. Des Abends hörten wir in der Nähe froschreicher Sümpfe das unangenehme Concert dieser Thiere, welches sich mit dem halb heulenden, halb bellenden Lärm einer großen Meute hungriger Hunde vergleichen ließ. Wir nahmen unser Nachtquartier meistentheils in den Fazenda's. Eine der größten, Boa Esperança, besaß gegen 5000 Rinder und mehrere Hundert Schafe. Sie gehörte dem Padre Marcos de Araujo Costa, ausgezeichnet durch Einsicht und Gelehrsamkeit, so wie durch sittlichen Charakter und Wohlwollen. Er stand bereits im sechzigsten Jahre und hat seit vielen Jahren regelmäßig zwanzig Knaben in sein Haus genommen, die er ohne Vergütigung beköstigt und erzieht, obgleich er keine geistliche Pfründe besitzt. Wir verweilten unter dem Dache des guten alten Padre, der in seinem Bücherschatze auch eine Menge botanischer Werke hatte, längere Zeit und schwelgten während dem an einer sehr üppigen Tafel, da jeden Tag im Jahre für ihn und seine Leute ein fetter Ochse geschlachtet wird. —

Die Hauptstadt der Provinz Piauhy ist Oeiras, in einem großen Kessel gelegen, der fast ganz von einer Kette niedriger Sandsteinberge umschlossen wird. Die Einwohnerzahl übersteigt nicht vier tausend, und darunter sind die mit europäischen Waaren handelnden Krämer die ansehnlichsten. — Kurz nach unserer Ankunft in Oeiras fanden in der benachbarten Provinz Maranham einige ernstliche Aufstände statt. Im November 1838 entsandte nämlich der Präfect von Cachias vier Soldaten, um einen Verbrecher gefangen zu nehmen. Der Bruder dieses Menschen, ein Mestize Namens Raimundo Gomez, hatte jedoch einen Haufen von neun Gefährten um sich gesammelt, mit welchen er die

Soldaten entwaffnete und zurücktrieb. Seine Bande mehrte sich alsbald durch flüchtige Sclaven, Indianer und anderes Gesindel, die nun die Fazenda's plünderten. Dreihundert dagegen ausgesandte Soldaten mußten sich aus Mangel an Kriegsbedarf an Raimundo ergeben und der größere Theil derselben trat in seine Dienste. Im April 1839 belief sich sein Haufe bereits auf 4000 Mann. Mit ihnen belagerte er Cachias und die Stadt mußte endlich nach langwieriger Belagerung capituliren. Alle Kriegsvorräthe fielen den Empörern in die Hände. Als man zur Wiedereroberung bedeutende Streitkräfte dagegen aufbot, wurde die unglückliche Stadt einer allgemeinen Plünderung unterworfen und eine große Menge der Einwohner, meist aus Portugiesen bestehend, ermordet. Erst später, im Januar 1840, wurde die Ordnung in Cachias wieder hergestellt. Dieser Aufstand, der gegen 5000 Menschen das Leben kostete, kann als Beispiel der Empörungen gelten, die Brasilien zu einem Heerde beständiger Unruhen machen. Ich wurde dadurch an meiner weiteren Reise nach Westen gehindert und beschloß nun nach einem viermonatlichen Aufenthalt in Oeiras, wo mir die freundlichste Aufnahme zu Theil wurde, meine Richtung südwärts durch die Provinzen Goyaz und Minas Geraës zu nehmen.

Am 22. Juli brachen wir auf und zogen durch ein schönes Gelände mit mannigfaltigen parkartigen Landschaften. Auf einer der Staats-Fazenda's, die wir berührten, lernten wir das Verfahren beim Einfangen des Rindviehs kennen, welches fast wild in großen Heerden umherstreift. Man bedient sich zu dem Ende einer dünnen, neun bis zehn Fuß langen Stange, die an dem einen etwas dickeren Ende ein kurzes viereckiges scharfes Eisen hat. Auf seinem Pferde sitzend und mit dieser Stange in der Hand sprengt der Hirte in gestrecktem Galapp dem auserwählten Thiere nach, das er bald erreicht und, während es im vollen Lauf begriffen ist, durch einen gegen die Lende geführten Stoß seiner Lanze sehr leicht zu Boden streckt, worauf er, ehe es sich erheben kann, vom Pferde springt und es gefangen nimmt. Das Rindvieh ist sehr groß, von verschiedener, namentlich brauner Farbe und mit langen spitzigen weitausgebreiteten Hörnern versehen. Zwischen den einzelnen Besitzungen giebt es

keine Grenzzäune, aber jeder Fazendeiro brennt seinen Pferden und Rindern gleich nach der Geburt sein eigenes Zeichen auf, woran sie natürlich leicht zu erkennen sind. Das aufzubewahrende Ochsenfleisch wird unter einer Presse von allen wässerigen Theilen befreit und dann auf Stangen getrocknet. Die Pferde von Piauhy sind gewöhnlich klein und wenig langlebig; am schnellsten werden diejenigen hingeopfert, die man zum Hetzen des Rindviehs braucht.

Wir befanden uns jetzt in der Gegend, die man Campos agrestes (Landebenen) nennt. Diese Campo's sind theils offen, theils bewaldet. Die offenen Strecken sind mit einem groben ausdauernden Grase bedeckt. Zuweilen stößt man auf Sumpfgegenden, wo Gruppen von Buriti-Palmen wachsen, deren weiche Früchte drei schönen Arara-Papageien, welche diese Bäume in Menge umschwärmen, zur Hauptnahrung dienen. Sie fliegen meistens paarweis und zerreißen die Luft mit ihrem lauten Ará-Ará-Ará-Geschrei. Einer der gewöhnlichsten von ihnen ist ganz blau (Psittacus hyacinthinus). Häufig sieht man sechs bis acht Fuß hohe Ameisenhaufen, die man in der Ferne für Lehmhütten hält. — Am 29. Juli gelangten wir an einen großen, über eine Viertellegua breiten Süßwassersee. Der Weg führte an seinen palmenumgürteten Ufern hin. Wir sahen viele Meerschweine (Hydrochoerus capybara), von denen etwa funfzig dicht vor uns vorüberliefen und dann durch das Wasser nach dem jenseitigen Ufer schwammen. Im seichten Wasser des Strandes sonnten sich Alligatoren. Ich feuerte meine mit grobem Schrot geladene Flinte auf den Kopf eines sehr großen Alligators, der nicht weit vom Ufer wie ein alter Baumstamm auf dem Wasser schwamm. Das Ungeheuer that einen Sprung nach der Tiefe, und warf sich dann, scheinbar todt, auf den Rücken. Ich schickte meinen indianischen Diener ab, das Thier an's Land zu ziehen. Er watete bis an's Knie in's Wasser und versuchte den Schwanz des Alligators zu fassen, als dieser zum großen Schreck des lautaufschreienden Indianers sich plötzlich umwendete und verschwand. Er war offenbar nur betäubt gewesen. — Am 3. August bildeten wir eine ziemlich große Reisegesellschaft. Außer uns selber bestand sie aus einem Capitain, seinem Sohn und

dessen Gattin, einem Mulattenmädchen, das deren Kind zu der zu empfangenden Taufe trug, drei Neffen des Capitains und einem schwarzen Schulmeister. Diese Personen staken alle vom Kopf bis zu den Fußspitzen in Lederkleidern, und außer den Schwarzen zu Fuß, welche die Packpferde führten, folgten uns noch drei berittene als Reisegeleit. Die Dame und ihr Mädchen ritten beide nach brasilianischer Sitte auf Männersatteln. In dem schwarzen Schulmeister lernte ich unstreitig den vorzüglichsten Mann seines Stammes kennen, der mir jemals vorkam. Es war ein Kreole mit einer schönen breiten Stirn und von guter Erziehung, der als Freier sich der besten Gesellschaft anschließen konnte, und sein unerschöpflich sprudelnder Humor wußte uns Alle trotz der furchtbaren Hitze fortwährend in der heitersten Stimmung zu erhalten. — Die kleine, dem Verfall entgegengehende Stadt Paranaguá, die südlichste der Provinz, fanden wir in Folge der Rekrutenaushebung von der männlichen Bevölkerung fast ganz verlassen; man sah nur Weiber und Kinder und einige Sclaven. Die Stadt liegt auf der Ostseite eines großen Sees und enthält ungefähr hundert Häuser, welche meist aus grobem Flechtwerk erbaut und mit rothfarbigem Lehm berappt sind. Aus dem See gewinnt man ein mit Salpeter vermischtes Salz, das zum Einsalzen des Dörrfleisches sehr tauglich ist. Das Seewasser hat von dem dunkelrothen Lehmboden der Umgegend eine rothe Farbe, und es leben darin unzählige große Alligatoren, Boas, Meerschweine und Tapire. —

Der Theil der Provinz Pernambuco im District Rio Preto, durch welchen wir darauf reisten, war sehr reich an Jaguaren. Auf unseren Lagerplätzen hörten wir allnächtlich das ferne Gebrüll dieser Bestien. Es klang wie das Knurren eines erzürnten Hundes und dauerte gewöhnlich jedesmal eine Viertelstunde, worauf es mit einem, zwei oder drei Mal wiederholten Tone endigte, der fast dem unterdrückten Gebell eines großen Kettenhundes glich. Bald nach unserem Eintritt in den erwähnten District erreichten wir ein erhöhtes Tafelland, Serra de Batalha genannt, das wir übersteigen mußten. Es wird von einer immergrünen Vegetation bekleidet und der sehr rauhe Abhang zeigt große Blöcke eines groben weißen Sandsteins. — Am

21. September kamen wir an das nördliche Ufer des Rio Preto, d. i. Schwarzfluß. Er war an dieser Stelle ungefähr dreißig Ellen breit, sehr tief und reißend. In einiger Entfernung erscheint das Wasser so schwarz wie Tinte, und daher jener Name; in der Nähe aber ist es so klar, daß man bis auf den tiefsten Grund sehen kann. Wir befanden uns hier in einer Gegend, die von häufigen Einfällen der wilden Indianer heimgesucht wurde; man nennt sie Cherentes. Erst vor einigen Monaten hatten sie ein am Preto gelegenes Haus angegriffen, während die Männer auf dem Felde waren. Nachdem sie das Haus in Brand gesteckt und drei Weiber getödtet, hatten sie zwei Kinder als Beute davon geführt.

Der gegen vierzig Leguas breite öde und menschenleere Landstrich, den wir jetzt durchschneiden mußten, um die Provinz Goyaz zu erreichen, heißt Os Geraës. Auf der ganzen Strecke trifft man nur eine kleine Hütte, die zu Zeiten ein alter Mann, halb Indianer, halb Portugiese, bewohnt. Die Einwohner haben eine gewaltige Scheu vor dieser Einöde, und die furchtbaren Geschichten, die man uns von den Indianern erzählte, veranlaßten uns, all unsere Waffen in gehörigen Stand zu setzen. Ich selber trug ein Paar Taschenpistolen außer denen in meinen Halftern, und an meinem Gürtel ein großes Messer. Herr Walker war außer dem gewöhnlichen Dolchmesser der Brasilianer mit einem kleinen Säbel und Jeder meiner Leute mit einer Flinte bewehrt. Glücklicher Weise hatten wir indeß von diesen Waffen keinen Gebrauch zu machen. Dagegen hatten wir mit heftigen Gewitterstürmen zu kämpfen. Wir gelangten in die Geraës noch am Nachmittag desselben Tages, wo wir über den Preto setzten. Nachdem wir zwei Leguas darin zurückgelegt, thürmten sich schwarze Wolken am Horizont auf und kurz darauf hörten wir in der Ferne das Grollen des herannahenden Unwetters. Wir zogen westwärts längs des Preto und hielten am Ufer unter einigen großen Bäumen; aber der Sturm brach los, ehe wir uns den nöthigen Schutz verschafft. Es zuckten hellleuchtende Blitze aus den Wolken, der Donner krachte und der Regen schoß in Strömen herab. Zwei große Häute, die wir über uns an den Zweigen befestigten, gewährten uns ein leid-

liches Obdach. Um Mitternacht wiederholte sich die Scene. — Am folgenden Tag war es bereits völlig Nacht geworden, als wir vor der einzigen, am Wege gelegenen einsamen Wohnung ankamen, und indem ich an die kleine Pforte ritt, trat der Eigenthümer mit einer Flinte in der Hand heraus. Er erlaubte uns gern, für die Nacht den Schutz eines offenen Schuppens zu benutzen. Kaum war das Gepäck darin untergebracht und die Wetterseite mit einigen großen Häuten verhangen, als wiederum ein längst schon drohendes Ungewitter mit aller Wuth losbrach. Ein sausender Sturm löschte schnell unsere Lichter aus, und wir mußten ihm noch danken, daß er nicht das ganze Gebäude wegriß. Der alte Mann erzählte mir, daß er in beständiger Angst vor einem Ueberfall der Cherentes lebe. Seine Frau war vor einem Jahre gestorben; seitdem bewohnte er sammt drei kleinen Kindern allein diese Hütte. Er besaß zwei Häuser, von denen das beste an dem einen Ende unseres Schuppens lag; aber er hatte nie darin gewohnt, weil die Indianer, wie er sagte, so oft sie ein Haus überfielen, es jedesmal umzingelten und in Brand steckten, so daß Niemand entrinnen könne. Die Hütte, in welcher er haus'te, lag etwas weiter davon entfernt und war nicht viel besser als ein Schweinestall; aber er sagte, daß er von hier aus im Falle eines Angriffs sehr leicht in die Wälder flüchten könne.

Unsere nächste Reise, auf welcher wir unter Sonnengluth und brennendem Durst vier lange Leguas durch ein trockenes welliges sandiges und dünnbewaldetes Gelände zurücklegten, brachte uns an den Fuß der Ebene von Mangabeira, eines erhöhten, fast acht Meilen breiten Tafellandes. Auf dem Rücken desselben verschwand bald aller Baumwuchs. Nur einige verbuttete, höchstens anderthalb Fuß hohe Sträucher wachsen in dieser wüsten Einöde. Das einzige lebende Wesen, war eine zwei Zoll lange Art Heuschrecken, die in dichten Schwärmen vor unseren Pferden aufstiegen. Zu beiden Seiten des Weges lagen Gerippe von Pferden und Ochsen, die aus Wassermangel und Erschöpfung hier umgekommen. Ein Gewitter, welches uns traf, zog rasch vorüber; nachher wurde der Himmel wieder klar, und der darauf folgende Sonnenuntergang war einer der schön-

sten, die ich je gesehen. Die Pracht desselben und die waagerechte Ebene erinnerte mich an jene entzückenden Schauspiele, die ich so häufig auf dem Meere angestaunt. Die lieblich kühle Atmosphäre war mit dem köstlichen Duft eines damals blühenden, sehr zahlreich vorkommenden Strauches durchwürzt. — Die zwei folgenden Tagereisen brachten uns nach der Indianer-Mission Duro. Als wir ungefähr noch eine Legua davon entfernt waren, geriethen wir auf einen falschen Weg. Unser Führer bemerkte dies erst spät, und da es mittlerweile Mittag geworden war, so rasteten wir, um zu frühstücken, unter einem großen Baum, der einen klaren Quell beschattete. Auf einmal brachen aus dem hohlen Baumstamm mehrere Tausend kleine Bienen, nicht größer als eine Hausfliege, hervor. Sie umsummten uns von allen Seiten, und obgleich sie keine Stacheln besaßen, so wurden wir doch von ihnen nicht wenig belästigt, indem sie uns in's Gesicht flogen und sich in die Haare verfitzten. Am meisten schienen sie meinen kleinen Affen zu quälen. Er bedeckte seinen Kopf mit den Händen, sprang mir mit lautem Geschrei auf den Leib und verkroch sich unter meine Jacke. Ein angezündetes großes Feuer verscheuchte die bösen Gäste.

Die Mission Duro liegt auf der gleichnamigen Serra. Das Dorf besteht aus ungefähr zwanzig kläglichen Häusern; andere liegen zerstreut umher. Die ganze Bevölkerung belief sich damals auf 250 Seelen. Der größere Theil besteht aus reinen Indianern; andere haben sich mit den Schwarzen gemischt. Man erkennt den reinen Indianer sehr leicht an seiner rothen Farbe, seinem langen straffen Haar, seinen hohen Backenknochen und der eigenthümlichen Schiefheit seiner Augen. Obgleich Boden und Klima den Anbau der verschiedenen Tropengewächse begünstigen, so herrscht doch eine solche Trägheit unter den Einwohnern, daß sie fast immer Hungersnoth leiden. Früher hatten sie ihren eigenen Geistlichen; jetzt besucht sie nur alljährlich auf einige Tage ein Priester aus der dreißig Leguas entfernten Stadt Natividade, wo ihre Hochzeiten gefeiert und ihre Kinder getauft werden. Auch giebt es keine Schule im Dorf, und die zwei Häuptlinge sind die einzigen Leute, welche lesen und schreiben können. Die wilden Cherentes haben verschiedene Angriffe

gegen die Mission unternommen. Die größte Verheerung richteten sie im Jahre 1789 an, wo eines Morgens ungefähr zweihundert von ihnen das Dorf umzingelten, und vor Abend hatten sie alle äußeren Häuser niedergebrannt und gegen vierzig christliche Männer, Weiber und Kinder getödtet; vier Kinder schleppten sie in die Gefangenschaft. Die Einwohner unterhielten ein beständiges Gewehrfeuer, wußten aber nicht, wie viel Feinde sie getödtet hatten, da die Cherentes alle ihre Todten mit sich hinwegnahmen. Während unseres vierzehntägigen Aufenthalts in Duro brannten mehrmals bei Nacht in nicht gar weitem Abstand helle Feuer auf den Bergen, und eines Tags sah ein aus den Wäldern heimkehrender Einwohner einen mit Bogen und Pfeilen bewaffneten Indianer vor sich über den Weg schreiten. Dies Alles ließ einen neuen Angriff befürchten, und man war nur wenig darauf vorbereitet, da die Regierung seit vielen Jahren weder Waffen noch Kriegsbedarf gesandt hatte.

Auf dem Wege hinter Duro durchschnitten wir ein schönes, größtentheils dünn bewaldetes Gelände von Berg und Thal. Dann erreichten wir in flacher Gegend die Ufer des Manoel Alvez, eines großen Flusses, der sich in den Tocantines ergießt. Auf der daran gelegenen Fazenda erfuhren wir, daß es unseren Pferden kaum möglich sein würde, mit ihrer Bürde über den bedeutend angeschwollenen Fluß zu setzen. Das Fähr-Kanoe war durch die letzten Fluthen hinweggerissen, und so mußte all unsere Habe auf Menschenköpfen hinübergeschafft werden. Ich miethete deshalb einen Neger und einen Mulatten als Gehülfen. An der Fährstelle war der Fluß etwa vierzig Ellen breit und sehr reißend, da es weiter unten eine Stromschnelle giebt. Als die beiden großen und starken Männer mit der ersten Ladung in's Wasser gingen, konnten sie sich nur mit Mühe auf den Beinen halten, indem ihnen die Wellen meistens bis an die Schultern reichten. Herr Walker und ich versuchten es hinüberzuschwimmen; aber die Gewalt der Strömung trieb uns beide über die Stromschnellen. Herr Walker wurde heftig gegen einige Felsblöcke geschleudert und gelangte mühsam und sehr ermattet an das jenseitige Ufer; ich selber wurde an eine Stelle verschlagen, wo es keine Steine gab und von welcher aus ich

nach dem Punkt zurückkehrte, den ich eben erst verlassen hatte. Endlich kam ich, von einem unserer Leute unterstützt, glücklich hinüber. — Am 25. October trafen wir in Natividade ein, wo ich mehrere Monate verweilte.

Die Stadt Natividade liegt am westlichen Fuße der gleichnamigen Serra. Sie ist unregelmäßig, wie die meisten Städte des Innern, und aus Luftziegeln gebaut. Die Einwohner belaufen sich auf zwei Tausend Seelen gemischter Race. In Folge ihrer außerordentlichen Trägheit herrscht fortwährend ein drückender Mangel an Lebensbedürfnissen. Die Kleidung der Männer hat nichts Abweichendes. Die Frauen dagegen tragen, wenn sie zur Kirche gehen oder Besuche machen, statt der anderswo üblichen Bedeckung des Kopfes mit einem weißen Tuch oder einem großen weißen Shawl, Mäntel aus schottischem Tartan oder blauem Zeug. Alle Frauen rauchen Tabak und die mit einem etwa drei Fuß langen Rohr versehene Pfeife kommt von früh bis Abends nur selten aus ihrem Munde. Sie arbeiten wenig, essen und schlafen desto mehr. Die Frauen der geringeren Klassen trinken außerdem sehr viel brasilianischen Rum. — Ich machte von hier aus viele Ausflüge, besonders nach der benachbarten zwei tausend Fuß hohen Serra, deren mittlerer Theil aus Granit besteht; die Westseite wird von einem dicken Lager graufarbigen Kalksteins begrenzt, und meine botanische Ausbeute fiel daselbst äußerst reichlich aus. — Als ich an einem finsteren Abend durch die Straßen der Stadt ging, sah ich einige Knaben mit einem leuchtenden Gegenstande spielen, den ich anfänglich für eine große Feuerfliege hielt. Bei näherer Untersuchung ergab sich, daß es ein schöner Schwamm von der Gattung der Erdpilze (Agaricus) war. Die Pflanze strahlt bei Nacht ein glänzendes Phosphorlicht von bleichgrüner Farbe aus, und einige von diesen Schwämmen reichen hin, ein finsteres Zimmer in solchem Grade zu erhellen, daß man dabei lesen kann. —

Am 10. Februar 1840 verließen wir Natividade, um unseren Weg nach Arrayas, einer ungefähr dreißig Leguas südöstlich gelegenen Stadt zu nehmen. Die äußerst dünn bevölkerte Gegend der ersten Hälfte war flach und offen, und in der Nähe

vor dem Arraial (eig. Lager) de Conceicão beginnen niedrige, oft felsige Hügel. Das in der Mitte des Wegs zwischen zwei kleinen Bergen gelegene Arraial zählt ungefähr hundert Köpfe. Ein Bach versorgt den Ort mit schlechtem salzigen Wasser, das über einen ähnlichen Kalkstein fließt, wie er sich bei Natividade findet. Ueberall, wo dieses Wasser von den Einwohnern getrunken wird, sind die Kröpfe vorherrschend. Das Land rings um die Stadt erschien völlig durchwühlt, und vor Zeiten soll man hier große Massen Goldes ausgebeutet haben, während man jetzt nur noch sehr wenig gewinnt. Jenseit des Ortes zogen wir am Fuße einer hohen felsigen Hügelkette an einigen kleinen Goldgruben vorüber, die von Sclaven bearbeitet wurden. Da sie sich selbst beköstigen und kleiden müssen, so liefern sie nicht alles Gold ab, sondern zahlen ihren Herren wöchentlich nur eine gewisse Summe, ungefähr sechs Schillinge, (zu 9 Sgr. 4 Pf.). Viele derselben sind so glücklich gewesen, sich ihre Freiheit erkaufen zu können. Kurze Zeit vor unserer Ankunft fand ein Sclave ein Stück reinen Goldes, das gegen zehn Unzen wog, mehr als hinreichend, ihm die Freiheit zu verschaffen. Die umliegenden Felder waren mit einer schönen Orchisart, einem zwei Fuß hohen Epistephium, geschmückt, das mit einer Aehre großer rosenfarbiger Blumen prangte. — Nachdem wir darauf über den breiten und reißenden Fluß Palma gesetzt, gelangten wir unter dem Wechsel von Sonnenbrand und Regenschauer nach der Fazenda Sape, an dessen Besitzer ich Empfehlungsbriefe hatte. Er war ein tüchtiger Jäger und begleitete mich auf allen meinen Ausflügen. Die Fazenda liegt am Fuße der Serra de Santa Brida am Eingange eines kleinen Thales. In den Sümpfen desselben findet man häufig die Riesenschlange (Boa constrictor) von bedeutender Größe. Sie ist in der ganzen Provinz nicht ungewöhnlich und erreicht zuweilen die furchtbare Länge von vierzig Fuß. Mir verschwand hier eins meiner Lieblingspferde vom Weideplatz. Bald nachher bemerkte ein Hirte eine ungeheure Boa, die in der Gabel eines über das Wasser eines kleinen Flusses geneigten Baumes hing. Sie war todt und hatte sich offenbar von der letzten Fluth fortreißen lassen. Sie maß sieben und dreißig Fuß. Als man sie öffnete, kamen

die zum Theil zerbrochenen Knochen und das halb verdaute Fleisch eines Pferdes zum Vorschein, während sich die Kopfknochen unverdaut vorfanden, und hieraus schlossen wir, daß die Boa das Pferd vollständig verzehrt haben mußte. In den Flüssen ist der Zitteraal sehr häufig. Ich sah einen von sechs Fuß Länge, den man gefangen hielt und der so zahm war, daß er sich von Jedem betasten ließ, ja selbst, so lang wie er war, durch die Finger glitt; doch durfte man ihn, vielleicht durch einen ganz leisen Druck, nur im mindesten reizen, um augenblicklich einen heftigen Schlag zu bekommen. — Die Wälder wimmeln von Affen; auch halten sich daselbst einige große Brüllaffen auf (Mycetes barbatus), welche in ihren Wickelschwänzen eine außerordentliche Muskelkraft besitzen, so daß sie, selbst wenn sie geschossen und völlig todt sind, noch an den Zweigen hangen bleiben. Im Gebirg bemerkte ich an nackten und schroffen Gipfeln große Haufen zerbrochener Schalen von den kleinen Nüssen verschiedener Palmen und daneben rundliche, mehr als faustgroße Steine. Mittelst derselben hatten, nach der Versicherung meines Gefährten, die Affen die in den unteren Wäldern gesammelten Nüsse zerschlagen. Daß die Affen sich auf solche Weise bei harten Dingen der Steine zu bedienen wissen, habe ich oft genug an meinem Lieblingsaffen wahrgenommen, der mich auf meinen Reisen von Piauhy aus, wo ich ihn bekam, begleitete. Es war ein Weibchen, das Jerry hieß. Sie hatte sich vermöge ihrer Zahmheit bei Allen in Gunst gesetzt und lebte fast wie wir selber. Sie trank früh und abends sehr begierig ihren Thee und ging nicht eher schlafen, als bis sie ihre gewöhnliche Portion empfangen hatte. Ihr Lieblingsfutter bestand in Farinha, gekochtem Reis und Bananen; ein rohes Ei, das sie sehr geschickt auszuschlürfen wußte, war ihr ein Leckerbissen. Sie ritt fast immer auf einem mir gehörigen großen Bullenbeißer. Beide Thiere hielten viel von einander, und an jedem Morgen, ehe wir aufbrachen, ging der Hund nach der Stelle, wo Jerry angebunden war, und wartete, bis man sie ihm auf den Rücken gesetzt und ihren Strick an seinem Halsband befestigt hatte. Es kam ihr nicht darauf an, ob ihr Gesicht dem Kopf oder dem Schwanz ihres Rosses zugekehrt war; sobald es indeß bergab ging, saß sie jedesmal

regelrecht, indem sie, um nicht über den Kopf des Hundes zu gleiten, den eigenen Schwanz um den Schwanz desselben schlang.

Am 26. Februar brachen wir von Sapé auf, überstiegen den felsigen Abhang einer Serra und sahen nun vor uns in einem Grunde des Tafellandes der Serra das kleine ärmliche Städtchen Arrayas, welches nicht über drei hundert Seelen enthält. Da die Regenzeit noch nicht vorüber war, so verweilte ich hier fast zwei Monate, während welcher Zeit ich aus der Umgegend, die höchst reich an malerischen und anziehenden Ansichten ist, glänzende Sammlungen von seltenen und schönen Pflanzen zusammentrug. — Gegen Ende des April wurde die Provinz durch die Nachricht von einer Annährung des Rebellenheeres unter Raimundo aufgeschreckt. Der Präsident der städtischen Behörde ließ sogleich mittelst einer Trommel die Nationalgarde versammeln. Anfangs erschienen nicht mehr als sechs Mann auf dem Platz, am nächsten Morgen doppelt so viel, und im Laufe von vier bis fünf Tagen kamen aus der Umgegend über hundert und vierzig Mann zusammen, von denen die meisten mit ihren Vogelflinten bewaffnet waren; doch gab es in der Stadt weder Musketen, noch Pulver oder Kugeln. Diejenigen, die keine Flinten besaßen, bewaffneten sich mit ihren Messern, welche sie fest an kurze Stangen banden. Die ganze Streitmacht bildete das bunteste Gemisch, das man sich denken kann; denn sie bestand aus Leuten von allen Farben, allen Größen und ohne jegliche Uniform. Die Truppen wurden acht Tage hindurch exercirt, bis endlich die Botschaft kam, daß die frühere Nachricht übereilt gewesen sei. Die Mannschaft wurde augenblicklich entlassen. Vor dem Abzuge hörten die Soldaten die Messe in der Kirche, worauf man jedem derselben ein Glas Rum verabreichte, die einzige Belohnung für ihre Dienste.

Nachdem die nöthigen Vorbereitungen getroffen waren, brachen wir am 6. Mai von Arrayas auf. Meine ärztliche Praxis brachte mir daselbst mehr ein, als ich zum Unterhalt brauchte, und ich war dadurch in den Stand gesetzt, mir vier neue schöne Pferde zu kaufen, so daß ich deren jetzt im Ganzen sechszehn besaß. Unser nächstes Reiseziel war die Stadt San Romao am Fluß San Francisco. Wir nahmen unsere Richtung

längs der Serra Geral, wo die Gegend bald wellig oder hügelig, bald flach, bald offen und mit grobem Gras bedeckt, bald wieder bewaldet, meistentheils aber dürr und menschenleer war. Wir mußten über mehrere Flüsse setzen, und hatten überhaupt mit vielen Mühseligkeiten und Entbehrungen zu kämpfen. Schattige Bäume mußten die Stelle der Wirthshäuser vertreten, wo wir des Mittags unsere Ruhestätte, des Abends unsere Schlafstätte wählten. Außer den Bäumen hatten wir bei dieser Wahl noch verschiedene andere Erfordernisse zu berücksichtigen, als Wasser und Gras für unsere Pferde, trockenes Holz zum Feuer. Wir hielten des Tags nur zwei Mahlzeiten, nämlich früh und spät. Während dann unser Theewasser kochte, war auch das an einem hölzernen Spieße über die glühenden Kohlen gehaltene Dörrfleisch gehörig zubereitet; dazu kam noch Mandiocca-Mehl, und wären unsere europäischen Freunde plötzlich an unseren Tisch versetzt gewesen, so würden sie ohne Zweifel geglaubt haben, wir äßen Sägespäne und gebratenes Leder. Letzteres konnten wir aber bei feuchtem und regnerischem Wetter nicht gegen Maden schützen, von denen wir es vor und nach dem Rösten reinigen mußten. Unser größter Trost war ein bedeutender Vorrath von vortrefflichem Thee, den ich in Pernambuco eingekauft. Dies war mein einziges Getränk auf dieser ganzen langen und vielfach verzögerten Reise, und es konnte, nachdem man den Tag über unter einer Gluthsonne geritten, kaum eine größere Erquickung geben. Einige Abwechselung der Speise brachte die Jagd auf Rothwild, Affen, Armadille, große Eidechsen und allerlei Vögel. Einst stießen wir auf einen großen Ameisenbär, welchen Herr Walker in der Absicht, ihn zu schießen, verfolgte, aber seine Flinte versagte, und wir liefen darauf dem Thiere mit Stöcken nach, weil zufällig keine unserer Flinten geladen war. Ich holte den Ameisenbär zuerst ein, und da ich wußte, daß von seinem Maule nichts zu fürchten war, so faßte ich seine lange Schnauze und suchte ihn auf diese Weise fest zuhalten, als er sich augenblicklich auf die Hinterbeine hob, und indem er seine mächtigen Vordertatzen um meinen Leib legte, brachte er mich wahrhaft in Verlegenheit. In diesem Moment kam einer meiner Leute herbei und versetzte ihm einen Schlag auf den Kopf, so daß er zu

Boden geschleudert wurde. Aber so viele betäubende Schläge er auch empfing, er raffte sich immer wieder auf und lief davon, bis ich mich endlich der kleinen mit Kugeln geladenen Pistolen erinnerte, die ich beständig in meiner Jackentasche trug, und den hartnäckigen Gegner mit dem ersten Schuß zu Boden streckte. Das Thier maß gegen sechs Fuß, mit dem langhaarigen Schwanz zehn. Die zwei langen Krallen der Vorderfüße gebraucht der Ameisenbär, um damit ein Stück aus den Seitenwänden der Termiten-Haufen einzureißen; dann steckt er seine lange schmale Zunge hinein, die mit einem klebrigen Speichel bedeckt ist, an welchem alsbald Tausende der Ameisen hängen bleiben. — Während wir über einen Fluß setzten, zog ein ungeheurer Schwarm großer graufarbiger Heuschrecken vorüber. Sie waren nicht immer im Fluge, sondern ließen sich nieder und stiegen in kurzen Zwischenräumen bis zu einer Höhe von zwölf Fuß wieder auf, und ihr beständiges Steigen und Fallen gab der Luft das Ansehn, als sei sie mit Schneeflocken angefüllt. Unsere Lastthiere wurden von Vampyren geplagt, die oft von einer Flügelspitze zur andern sechs Fuß maßen. Diese Geschöpfe fallen aber auch Menschen an. Ich glaube annehmen zu können, daß der Vampyr den Stich, welchen er der Haut versetzt, mit dem scharfen gekrümmten Nagel seines Daumes beibringt, und daß er dann das Blut aus dieser Wunde aussaugt. Eine andere Plage lernte ich kennen, als ich in einem kleinen Bache ein Bad nehmen wollte. Ich bemerkte zwischen einigen Büschen am Ufer eine Blume und drang ein, um sie zu pflücken, sah aber beim Herauskommen meine Beinkleider, mein Hemd, so wie Hände und nackte Beine dicht mit kleinen Carrapatos (Schaf- oder Filzläuse) bedeckt. Eilig warf ich meine Kleider ab und sprang in's Wasser; es kostete mir indeß nicht geringe Mühe mein Zeug von diesen häßlichen Insekten zu reinigen. — In einem kleinen unbewohnten und verfallenen Hause, wo wir übernachtet hatten, lief Herr Walker Gefahr, von einer Klapperschlange gebissen zu werden. Er suchte nämlich früh morgens nach einem Kofferringe, der in einen Winkel des Gemaches gelegt war, und indem er im Dunkeln mit der Hand darnach fühlte, erfaßte er Etwas, das er aufheben wollte, als er zu seinem Entsetzen entdeckte, daß es

eine Klapperschlange war. Wir tödteten das ziemlich fünf Fuß lange furchtbare Thier, in dessen unmittelbarer Nähe ich die ganze Nacht geschlafen hatte.

Am 21. Juni zogen wir in San Romão ein. Es ist ein kleiner, am südlichen Ufer des Francisco erbauter Ort von nicht über tausend Einwohnern. Der Fluß verursacht in den ihm zunächst gelegenen Straßen jährliche Ueberschwemmungen. Die Bevölkerung besteht hauptsachlich aus Farbigen; die angeseheneren Einwohner sind Kaufleute, welche die Umgegend mit mancherlei Waaren und mit den Fischen des Flusses versehen, welche man einsalzt und trocknet. Als ich am ersten Abend durch die Straßen ging, hörte ich fast in jedem Hause eine oder mehrere Fiedeln spielen. Im Inneren befleißigen sich sonst sowohl Männer als Frauen der Guitarre. San Romão aber macht davon eine Ausnahme, und auch die Erziehung junger Mädchen gilt hier für unvollendet, wenn sie nicht gelernt haben, den Fiedelbogen zu führen. —

Die Provinz Minas Geraës ist nicht nur eine der größten sondern auch eine der reichsten Brasiliens. Eine von Norden nach Süden streichende Gebirgskette, welche berühmte Gold- und Diamanten-Gruben enthält, theilt sie in zwei sehr ungleiche Theile. Der östliche ist meist noch Urwald; der westliche flachere Theil besteht hauptsächlich aus Weideland, wovon jedoch ein großer Strich mit Catinga-Wäldern bedeckt ist und eine der größten Steppen Brasiliens bildet. Um Diamantina, die Hauptstadt des Diamanten-Districts, zu erreichen, welche ich besuchen wollte, mußten wir eine lange Reise durch dieses wüstenähnliche Land zurücklegen. Nach Verlauf von zehn Tagen erreichten wir das Städtchen Formigas, welches nicht größer als San Romao ist und noch gegen funfzig Leguas von Diamantina entfernt liegt. Wir brachen von dort am 13. Juli auf und erstiegen den wenig steil niedergehenden Abhang einer aus Kalkstein bestehenden Bergkette. Auf dem Rücken derselben trafen wir ein offenes Gelände, wo sich nur hie und da in feuchten Vertiefungen vereinzelte Insel-Wäldchen zeigten, Capões (von dem indianischen Worte Caapoam, Insel) genannt. Diese Wäldchen verleiben den wellenförmigen Hochebenen der Provinz Minas Geraës

einen eigenthümlichen Charakter. Sie enthalten vorzüglich Bäume von verschiedenen Arten der Pfeffer- und Kirsch-Myrten (Myrcia, Eugenia), der Lorbeeren, des Storay, der Schuppen-Aepfel Anona) 2c. mit Kletterſträuchen untermischt. Der Boden, in welchem diese Bäume wachsen, ist häufig so sumpfig, daß es schwer hält, in ihre Mitte zu gelangen; auch kann man dies nicht ohne Gefahr wagen, da diese Orte der großen Boa Constrictor zum Schlupfwinkel dienen. Eine Strecke von zehn bis zwölf Leguas weiter brachte uns nach einer anderen sehr hohen Serra, auf deren Gipfel uns während der Nacht ein furchtbares Donnerwetter mit nachfolgendem wiederholten Sturm und Regen überraschte. Dafür entschädigte uns aber die herrlichste Alpenvegetation. Zwei der schönsten Pflanzen waren eine Art der Physocalyr, ein hübscher, drei Fuß hoher Strauch mit zahlreichen orangefarbenen Blumen, die von einem weit aufgeblasenen, fast gleichfarbigen Kelch umschlossen sind, und eine scharlachrothe Glanzhulke (Lisianthus). Andere zum Geschlecht der Krähen-Beeren (Melastoma) gehörigen Sträucher bildeten mit ihren kleinen dachziegelförmigen Blättern und großen rosigen Blüthen unvergleichlich liebliche Gruppen. Ueberhaupt erschien die ganze Gegend wie ein einziger ungeheurer Blumengarten, wo ich wie ein Kind bei einem Festmahl nicht wußte, nach welchen Dingen ich zuerst greifen sollte, wo jedes mir neu, jedes mir schöner und seltener als das andere vorkam. Auch herrschte auf diesem Hochlande die feierliche Ruhe eines Tempels. Wir bemerkten auf unserem Ritte nicht ein einziges Thier irgend einer Art, und außer unserem eigenen Geräusch ließ sich kein Laut vernehmen. Der Weg beim Hinabsteigen von der Serra war abscheulich; denn er wand und drehte sich zwischen großen Felsblöcken hin, während die lockeren Steine unter den Füßen der Pferde hinabrollten. Darauf erfreuten wir uns eines ziemlich guten Weges und setzten an den folgenden Tagen über zwei kleine Flüsse. Derjenige, welchen wir zuletzt passirten, hieß Jiquitinhonha und ein an seinen Ufern liegender Ort Bassoras und Areas.

Das bedeutendste Haus in Bassoras gehörte dem Kapitain Almeida, und durch ihn lernte ich den Betrieb einer der größten

Diamantengruben des Districtes kennen. Er besaß nämlich dicht am Fluß auf einer früher jedenfalls vom Flußbett eingenommenen Erdzunge ein Bergwerk der Art. Eine in der Nähe befindliche Grube hatte vor Zeiten in drei Jahren nicht weniger als 37 Pfund und sechs Drachmen Diamanten gegeben, war aber, nachdem sich die Ausbeute erschöpft, liegen geblieben. Darauf fußend hatte Kapitain Almeida sein Untenehmen nicht weit von der alten Fundgrube begonnen. Er leitete mit einem Kostenaufwand von tausend Pfund Sterling einen kleinen Bach aus einer Entfernung von anderthalb Leguas hierher, grub einen Schacht und errichtete Pumpen. Die verschiedenen Bodenarten, durch welche man graben mußte, ehe man auf den diamantenhaltigen Niederschlag gelangte, bestanden aus einem zwanzig Fuß mächtigen röthlichen Sand, einem acht Fuß mächtigen zähen gelblichen Lehm, endlich einem drittehalb Fuß mächtigen Lager von grobem röthlichen Sand. Darunter erschien der eigenthümliche Boden, der die Diamanten enthält. Wird diese Diamanbildung von lockerem Kies umschlossen, so heißt sie „Cascalho", wird sie aber in der Gestalt eines eisenhaltigen Conglomerats gefunden, so nennt man sie „Canga". Dies Lager hat eine Mächtigkeit von einem bis vier Fuß und aus der gerundeten und geglätteten Beschaffenheit der kleinen Kieseln, die den groben Sand ausmachen, geht hervor, daß sie einst das Bett eines fließenden Wassers gebildet haben. Zeigt sich darunter viel schwarzer Schmirgel (Esmeril preto), eine Abart des Turmalins, so gilt das Lager für diamantenreich. Der Kies ruht gewöhnlich auf hartem Lehm, unter dem man das im Diamantendistrict vorherrschende feste Schiefergestein findet. Der Canga oder verbundene Kies ruht zuweilen auf einer Art Marmor oder Kalkstein, und dann giebt er stets eine reiche Ausbeute an Diamanten. Die Auswaschung des Kieses geschieht auf folgende Weise. Längs der Seite eines Weihers ist eine Reihe von Trögen oder Becken (bacio) angebracht, die etwa vier Fuß im Geviert halten. Der Boden derselben besteht aus festgerammtem Lehm, und die dem Wasser zugekehrte Seite ist bedeutend niedriger als die andere. In jedes Becken wird von einem dazu aufgestellten Sclaven ein gewisses Maß von Kies geschüttet, während

ein anderer Sclave, der bis an's Knie im Wasser steht, den Kies mittels eines flachen hölzernen Kübels stark mit Wasser begießt. Auf diese Weise und durch häufiges Aufrühren mit einer kleinen Hacke werden die Beimischungen von Sand und Erde weggeschafft, worauf man die größeren, auf der Oberfläche erscheinenden Kiesel herausnimmt. Bei diesem Verfahren findet man gewöhnlich die größten Diamanten. Nachher wird der gereinigte Kies aus den Becken an ein fließendes Wasser gebracht, um hier die letzte Wäsche zu erhalten. Ich sah, wie zu dem Ende sieben Sclaven am Rande eines kleinen, ungefähr vier Fuß breiten Kanals bis an die Kniee im Wasser saßen. Jeder hielt ein großes flaches Gefäß von Holz, in welches ein anderer dahinter stehender Sclave eine Schaufel voll gereinigten Kieses schüttete. Darauf füllte der Wäscher sein Gefäß mit Wasser, und indem er es in eigenthümlicher Weise auf der Oberfläche des Baches drehte, kam der größere Kies oben und wurde sorgfältig untersucht. Nachdem er dies mehrmals wiederholt, stellte er das Gefäß auf seine Kniee, wobei das rechte bedeutend tiefer stand als das linke, schülpte mit seiner Hand Wasser auf den feinen Kies und wusch denselben mit großer Vorsicht in den Kanal, bis das Gefäß leer war. Bei dieser letzten Verrichtung kommen die Diamanten zum Vorschein. Diesmal fand man eilf, welche in ein zwischen den beiden Aufsehern stehendes kleines Wasserbecken gelegt wurden. Auf dem Boden des Waschgefäßes trifft man stets etwas Goldstaub, den man sorgfältig sammelt. — Ich bin der Ansicht, daß die Diamanten ursprünglich in den Schieferbergen dieses Districtes erzeugt wurden und daß sie im Laufe einer langen Reihe von Jahren mit den anderen Bruchstücken nach den Stellen hinabgespült wurden, wo sie jetzt in solcher Menge vorkommen. Oft hat man kleine Felsstücke mit eingebetteten Diamanten gefunden, und ich sah in Diamantina zwei schöne Exemplare der Art.

Als wir weiter zogen und einen kleinen Fluß durchwaten mußten, bemerkten wir mehrere Gruppen von Menschen, welche in dem Flußbett nach Diamanten suchten. Dann führte der Weg durch ein buschiges Thal, das auf beiden Seiten von Gebirgen eingeschlossen war, von denen die auf der linken mit

ihren nackten Felsen zu bedeutender Höhe emporstiegen. Mitten durch das Thal floß der Jiquitinhonha, über den wir auf einer gut gebauten hölzernen Brücke gingen, ein sicheres Zeichen, daß wir uns einem civilisirteren Theile Brasiliens näherten. Der jenseits sehr romantisch gelegene Flecken Mendanha, wo wir übernachteten, schien ein blühender Ort zu sein und zählte ungefähr achthundert Einwohner, die meistentheils durch ihre Sclaven Diamantengräbereien betreiben. Des folgenden Tages erstiegen wir die gleichnamige Serra auf einer trefflichen Straße, die an den steilsten Stellen im Zickzack geht. Auf der mit Felsblöcken bedeckten grasbewachsenen Höhe des Gebirgs, wo wir unser Nachtlager aufschlugen, konnten meine Leute nur mit Mühe das zum Kochen des Abendbrotes nöthige Holz herbeischaffen und wir mußten uns zum ersten Mal schlafen legen, ohne ein großes Feuer unterhalten zu können, obgleich die Kälte sehr empfindlich war. Nicht weit von dieser Lagerstelle bot sich eine sehr umfassende Aussicht über eine der rauhesten und dürresten Gegenden Brasiliens dar. So weit das Auge reichte, sah man nichts als Hunderte von nackten Hügeln, deren unfruchtbare Häupter mit Flechten weiß überzogen waren. Ueber dieselben ragte der hohe Gipfel Itambé empor, der sich 6000 Fuß über den Meeresspiegel erhebt. — Nachdem wir am Morgen eine Stunde Wegs zurückgelegt, begannen wir von der Serra herabzusteigen, und bald nachher erblickten wir die berühmte Cidade Diamantina oder die Stadt der Diamanten. Diese Hauptstadt einer reichen Provinz bedeckt den ganzen Abhang einer Serra, die eben so hoch ist, als diejenige, von der wir eben herabstiegen und von der sie nur durch ein enges Thal getrennt wird. Dem Reisenden erscheint die Stadt plötzlich, wie durch einen Zauberschlag hervorgerufen. Er staunt über eine so umfangreiche Vereinigung von stattlichen weißgetünchten Häusern mit vielen Kirchen, die am steilen Abhang terrassenförmig emporsteigen, über die zahlreichen Pflanzungen der Orangen, Bananen und anderer tropischen Gewächse, womit die Häuser der Vorstadt umgeben sind, über die Fülle dichtstehender Jabuticabeiras und vieler schönen brasilianischen Schuppen-Fichten (Araucaria), die gegen die felsige, durchaus nackte Umgegend

einen seltsamen Gegensatz bilden: wahrlich es ist eine Oase in der Wüste!

Der Ort war früher als das Arraial de Tijuco bekannt, wurde aber im Jahre 1839 zum Range einer Stadt mit dem jetzigen Namen erhoben. Die Bevölkerung beläuft sich auf 6000 Seelen. Die Straßen sind unregelmäßig, meist sehr eng und schlecht gepflastert. Innerhalb der Stadt und der Vorstädte giebt es viele schöne aus dem trefflichen Stein der Gegend aufgeführte Häuser von zwei oder drei Stockwerken; doch ist die Erbauung mit ungeheuren Kosten verbunden, da man das Holz dazu aus bedeutender Entfernung beziehen muß. Zum Behuf des mangelnden sehr theuren Brennholzes werden die in den Schluchten wachsenden großen Sträucher benutzt, deren Zweige man in Bündeln von Haus zu Haus feil bietet. Zu demselben Zweck sammelt man die Stämme der großen Baumlilie (Vellozia). Viele der hiesigen Kaufläden entsprechen denen von Rio de Janeiro. Daher kommen täglich große Maulthier-Karawanen mit europäischen Waaren. Auch alle Lebensmittel werden, mit Ausnahme einiger Gemüse, aus einer Entfernung von zehn bis zwanzig Leguas herbeigeschafft und auf zwei großen Marktplätzen verkauft. Die Stadt hat drei oder vier schöne Kirchen. Eine derselben gehört den Negern und über ihrem Altare prangt eine schwarze Jungfrau. Ich besuchte diese Kirche bei Gelegenheit einer Festfeier und fand außer den Schwarzen auch viele der angesehensten Einwohner der Stadt versammelt. Es herrschte in jeder Beziehung der größte Anstand, und der Geistliche hielt eine vortreffliche Predigt. In einer andern wurde eine Novena gefeiert, und mir fiel dabei die Tracht der Frauen auf. Alle ohne Unterschied des Standes erschienen nämlich in einem dunkelfarbigen Mantel mit einer großen Kapuze und einem weißen Kopftuch, welches ein Mannshut von weißer oder schwarzer Farbe bedeckt. — Der höchste Theil der Stadt liegt ungefähr viertausend Fuß über dem Meeresspiegel, und es herrscht demnach ein mildes Klima. Auch bemerkte ich in den mit den Häusern verbundenen kleinen Gärten die meisten der gewöhnlichen europäischen Gemüse und Fruchtbäume, als Kartoffeln, Kohl, Erbsen, so wie Aepfel-, Birn-, Pfirsich- und

Quittenbäume. Quellen, die dem Berge entspringen, versorgen die Stadt reichlich mit trefflichem Wasser. In Folge des gemäßigten Klima's erfreuen sich die Einwohner einer guten Gesundheit, und die Frauen sind die schönsten, die ich in Brasilien gesehen habe. — Die Diamantenwäscherei steht jetzt Jedem frei, dem es beliebt, sein Geld und seine Zeit darauf zu verwenden. Daher benutzten die meisten Einwohner von Diamantina, welche Sclaven besitzen, dieselben zu Wäschereien. Diese werden gewöhnlich in der Nähe der zahlreichen Gebirgsbäche und an Stellen angelegt, wo die Kieslager nahe an der Oberfläche vorkommen. Es haben diese Unternehmungen denselben verführerischen Reiz wie das Glücksspiel, und Mancher geräth, nachdem eine ergiebige Wäsche sich erschöpft hat, tief in Schulden, ehe es ihm gelingt, eine neue Wäsche aufzufinden. Der District, welcher diese Industrie in's Leben ruft, umfaßt einen Flächenraum von vierzehn Quadratleguas, und man kann annehmen, daß mindestens 10,000 Menschen keinen anderen Erwerb haben, als Gold und Diamanten zu suchen. Der größte Gewinn davon fließt indeß weniger den Unternehmern selber als vielmehr den Kaufleuten zu, die jene Artikel den Besitzern gegen allerlei Lebensbedürfnisse, die hier überhaupt sehr theuer sind, eintauschen.

Von Diamantina wandte ich mich nach Rio Janeiro zurück. Auf dem Wege dahin besuchte ich das berühmte Goldbergwerk Gongo Soco (unter 20° S. Br.). Ehe wir hinabstiegen, mußten wir die Bergmannstracht anlegen. Diese bestand aus einem groben Flanellhemde, eben solchen Unterhosen, Rock und Beinkleidern von grober Packleinewand, einem starken ledernen Hute und Schuhen, die wir an die nackten Füße zogen. So gerüstet, erhielt Jeder zwei Lichter, wovon das eine in eine weiche Lehmkugel gesteckt und sogleich angezündet, das andere zur Reserve an einen Rockknopf gehängt wurde. Darauf stiegen wir bis zum siebenten der je sieben Klafter von einander entfernten neun Flügelörter oder Werkplätze des Bergwerkes 294 Fuß tief; die beiden letzten waren damals mit Wasser gefüllt, und bis zur tiefsten Stelle zählt man 378 Fuß. Die Aushöhlungen dieser Flügelörter bestehen aus engen Gängen oder Gallerieen, die, 4 bis 5 Fuß breit und 5 bis 6 Fuß hoch, in verschiedenen

Richtungen durch den glimmerartigen Eisenschiefer getrieben sind. Dieser Schiefer ist so weich, daß man die Gänge, indem man sie aushöhlt, stark mit Holz ausfüttern muß, damit sie sich nicht wieder schließen. Die Hauptgoldader läuft nach Westen und ist von sehr ungleicher Ergiebigkeit; zuweilen giebt sie, wie bei meiner Anwesenheit, fast gar kein Gold, zuweilen aber auch so reichhaltige Klumpen, daß man an einem einzigen Tage mehr als hundert Pfund reinen Metalles gewinnt. Das reiche Erz wird gewaschen und in Mörsern zerstoßen, während man das ärmere in die Stampfmühlen schafft und dann entweder durch Waschen scheidet oder mit Quecksilber versetzt.

Von Rio Janeiro aus machte ich noch mehrere Ausflüge in's Orgelgebirge und sagte dann am 8. Juni der Küste Brasiliens Lebewohl.

Viertes Kapitel.

Auf unserer Fahrt von Rio Janeiro nach dem La Plata ereignete sich nichts Besonderes. Sobald wir in den Bereich der Mündung des La Plata kamen, wurde das Wetter sehr veränderlich. In einer dunklen Nacht waren wir von zahllosen Robben und Pinguinen umgeben, die so fremdartige Töne ausstießen, daß der wachehabende Officier berichtete, er höre das Blöken der Viehheerden am Ufer. In einer anderen Nacht sahen wir ein natürliches Feuerwerk. Die Spitze des Mastes und die Enden der Segelstangen erglänzten vom Sanct Elmo's Feuer, und die Windfahne zeigte sich in so deutlicher Form, als wenn sie mit Phosphor gerieben wäre. Die See war so leuchtend, daß die Pinguinen feurige Spuren zurückließen, und endlich wurde das Dunkel des Himmels auf Augenblicke von den lebhaftesten Blitzen erhellt.

Wir ankerten in Maldonado am nördlichen Ufer des La Plata, nicht weit von der Mündung seines Beckens. Es ist eine kleine ruhige und einsame Stadt mit rechtwinkelig sich durchschneidenden Straßen und einem großen Platz in der Mitte, wie man es in diesen Ländern gewöhnlich findet. Die Einwohner

sind hauptsächlich Landbesitzer nebst einigen Krämern und den nöthigsten Handwerkern, als Schmiede und Schreiner, die alle Geschäfte in einem Umkreis von zehn Meilen besorgen. Die Stadt wird vom Flusse durch einen breiten Saum von Sandhügeln getrennt. Auf allen anderen Seiten wird sie von einer offenen, etwas wellenförmigen, überall grünrasigen Landschaft eingeschlossen, auf welcher zahllose Heerden von Rindern, Schafen und Pferden weiden. Einige Cactus- und Agave-Hecken deuten an, wo man etwas Weizen oder Mais baut. Einen ähnlichen Anblick gewährt das ganze nördliche Ufer des La Plata. Wenn der hellgrüne Rasen von den Heerden abgeweidet ist, schmückt er sich mit zwerghaften Blumen, von denen eine wie ein Gänseblümchen aussieht. Große Strecken, die dicht mit Eisenkraut (Verbena melindres) bedeckt sind, erscheinen aus der Ferne wie mit feurigem Scharlach überkleidet.

Ich machte von Maldonado einen Ausflug in nördlicher Richtung bis zum Fluß Polanco. Für zwei Männer und ein Dutzend Reitpferde zahlte ich nicht mehr als täglich zwei Thaler. Meine Begleiter hatten sich gut mit Pistolen und Säbeln bewaffnet, und diese Vorsicht erwies sich keineswegs als unnöthig; denn bald mußten wir erfahren, daß am Tage vorher ein Reisender aus Monte-Video ermordet auf der Straße gefunden war. In der ersten Nacht schliefen wir auf einem abgelegenen kleinen Landhause. Dort erregte vor Allem mein Taschen-Compaß Erstaunen. In jedem Hause bat man mich, den Compaß zu zeigen und mit seiner Hülfe auf einer Karte die Richtung der verschiedenen Punkte anzudeuten. Selbst eine junge Frau, die krank im Bette lag, ließ mir sagen, daß ich kommen und ihr den Compaß zeigen solle. Ich kann mir dies nur durch den Umstand erklären, daß dieser abgelegene Theil des Landes selten von Fremden besucht wird. Leute, welche Tausende Stück Vieh und Estancia's (Landgüter) von bedeutender Größe besaßen, fragten mich, ob die Erde oder die Sonne sich bewege, ob es heißer oder kälter nach Norden zu sei, wo Spanien läge, und Aehnliches. Die größere Zahl der Einwohner hatte eine dunkele Vorstellung davon, daß England, London und Nordamerika verschiedene Namen für denselben Platz wären; aber die besser Un-

terrichteten wußten recht gut, daß London und Nordamerika verschiedene nahe zusammenliegende Länder waren, und daß England eine große Stadt in London war. Als ich mich in dem Dorfe Las Minas des Morgens wusch, fragte mich ein vornehmer Kaufmann über die Ursache eines so sonderbaren Gebrauches aus und eben so, warum wir am Bord unseren Bart trügen, was ihm der Führer gesagt hatte. Er betrachtete mich daher mit großem Mißtrauen. Wahrscheinlich hatte er von den Waschungen in der Religion Muhameds gehört, und da er wußte, daß ich ein Ketzer war, so gelangte er wahrscheinlich zu dem Schluß, daß alle Ketzer Türken seien. Mir kam es fast vor, als ob ich mich nicht in der östlichen Republik des Uruguay (Republica oder Banda Oriental del Uruguay), sondern im Innern Afrika's befunden hätte. Las Minas liegt auf einer kleinen, von niedrigen felsigen Bergen umgebenen Ebene. Es nahm sich mit seiner weißen Kirche im Mittelpunkte ganz hübsch aus; nur daß die Häuser gleich einsamen Wesen aus der Landfläche emporstiegen, ohne von Gärten oder Höfen eingefaßt zu sein, wie dies hier gewöhnlich der Fall ist. — Während der zweiten Nacht blieben wir in einer Pulperia (Wirthshaus), obgleich es Landessitte ist, an dem ersten besten Hause ein Nachtquartier zu verlangen. Am Abend kamen eine große Menge Gaucho's herein, um Branntwein zu trinken und Cigarren zu rauchen. Sie haben ein sehr auffallendes Aussehen, sind meistens groß gebaut und schön, aber mit stolzen abschreckenden Gesichtszügen. Sie tragen häufig Schnurrbärte und ihr langes schwarzes Haar hängt lockig den Rücken herunter. Mit ihren hellen farbigen Gewändern, großen klingenden Sporen an ihren nackten Füßen und im Gürtel steckenden dolchartigen Messern scheinen sie eine ganz andere Menschenrace zu sein, als ihr Name Gaucho's, d. i. Landleute, erwarten läßt. Sie zeigen sich ausnehmend höflich und trinken ihren Branntwein nie, ohne zu erwarten, daß man ihn koste; nichts desto weniger mögen sie ganz bei der Hand sein, Einem auch gelegentlich die Kehle abzuschneiden. — Am Abend des dritten Tages kamen wir zu einem reichen Gutsbesitzer, Don Juan Fuentes, den aber keiner meiner Begleiter kannte. Wenn man sich dem Hause eines Fremden nähert, so ist es Sitte,

gewisse Förmlichkeiten zu beobachten. Man reitet nämlich langsam bis zum Thor und giebt den Gruß: „Ave Maria!“ worauf die Antwort immer lautet: „Sine pecado concebida“ (ohne Sünden empfangen); ehe aber Jemand herauskommt und abzusteigen bittet, steigt man nicht vom Pferde. Hat man das Haus betreten, so wird einige Minuten lang eine allgemeine Unterhaltung geführt, ehe man um die Erlaubniß bittet, die Nacht hier zubringen zu dürfen. Dies wird, wie sich von selbst versteht, bewilligt; der Fremde nimmt darauf seine Mahlzeit mit der Familie und bekommt ein Zimmer angewiesen, wo er sich mit seinen Satteldecken das Bett macht. Don Juan's Haus nahm sich höchst sonderbar aus. Die Fluren bestanden aus erhärteter Erde, die Fenster waren ohne Glas; einige wenige Sessel, Stühle und Tische machten die ganze Möbel-Ausstattung des Hauptzimmers aus. Zum Abendbrot gab es zwei unermeßliche Pyramiden, die eine von gebratenem, die andere von gekochtem Rindfleisch, nebst einigen Kürbisstöcken; an anderes Gemüse oder Brot war nicht zu denken. Ein großes irdenes Gefäß mit Wasser diente der ganzen Gesellschaft zum Trinken. Und doch besaß der Hausherr mehrere Quadratmeilen Landes, von dem fast jeder Acker Getreide, so wie alle gewöhnlichen Gemüse hervorbringen konnte. Der Abend wurde mit Rauchen und Stegereif-Singen zur Guitarre hingebracht. Die Signorita's saßen zusammen in einem Winkel und aßen auch nicht mit den Männern. Kurz nach unserer Ankunft in Don Juans Haus wurde eine große Viehheerde hereingetrieben und drei Stück zum Schlachten ausgewählt. Dies halbwilde Rindvieh ist sehr scheu, und da es den tödtlichen Lasso und die Bolas wohl kennt, so hatten die Pferde eine lange und mühevolle Hetzjagd. Der Lasso besteht aus einem sehr starken, aber dünnen wohlgeflochtenen Strange von ungegerbter Haut. Das eine Ende ist an den breiten Sattelgurt befestigt, das andere läuft in einen kleinen messingenen oder eisernen Ring aus, mittelst dessen eine Schlinge gebildet werden kann. Will der Gaucho den Lasso gebrauchen, so wirbelt er die sehr große, gewöhnlich acht Fuß im Durchmesser haltende, offene Schlinge um seinen Kopf herum und hält durch die kunstfertige Bewegung seines Handgelenks die Schlinge offen; dann schleu-

dert er sie und läßt sie auf jeden beliebigen Punkt fallen. Die Bolas oder Schleuderbälle sind von zweierlei Art: die einfachste, welche hauptsächlich zum Fangen der Strauße dient, besteht aus zwei runden mit Leder bedeckten Steinen, die durch einen ungefähr acht Fuß langen dünnen geflochtenen Riemen verbunden sind; die andere Art hat drei Bälle, die mittelst des Riemens in einem gemeinschaftlichen Mittelpunkt vereinigt sind. Der Gaucho hält den kleinsten von den dreien in der Hand, wirbelt die beiden andern mehrmals um seinen Kopf, zielt dann und schickt sie wie eine Kettenkugel wirbelnd durch die Luft. Sobald die Bälle irgend einen Gegenstand treffen, so winden sie sich um ihn herum, kreuzen sich und werden fest verwickelt. Größe und Gewicht der Bälle ist, je nach dem Zweck, verschieden. Sind sie von Stein und noch nicht so groß, wie ein dicker Apfel, so werden sie doch mit solcher Kraft geworfen, daß sie zuweilen selbst das Bein eines Pferdes zerbrechen. Ich habe sie von Holz und so groß wie eine weiße Rübe gesehen, um ein solches Thier ohne Verletzung zu fangen. Bisweilen sind sie von Eisen, und diese können am weitesten geworfen werden. Es kommt bei dem Gebrauch des Lasso oder der Bolas hauptsächlich darauf an, daß der Reiter dieselben mitten im vollen Lauf stetig um den Kopf herumwirbeln läßt und sein Pferd im Augenblicke des wohlgezielten Wurfes plötzlich wendet, um das erheischte Thier zum Fall zu bringen. Soll es getödtet werden, so thut dies der sogleich vom Pferde springende Reiter oder ein anderer nachfolgender Gefährte, ehe das Thier sich wieder aufrichten kann. Einem Ochsen pflegt man die Flechsen an den Hinterfüßen abzuschneiden. — Während der beiden folgenden Tage erreichten wir unser Ziel. Das Land bot immer denselben einförmigen Anblick der grünberas'ten Ebenen (Pampas) dar. Ueberall sahen wir eine Menge von Feldhühnern. Am gewöhnlichsten fängt man sie mit einer laufenden Schlinge oder einem kleinen Lasso, der von dem Kiel einer Straußenfeder gemacht und an das Ende eines langen Stockes befestigt ist. Ein Knabe auf einem ruhigen Pferde kann auf diese Weise dreißig bis vierzig an einem Tage fangen. Außerdem bemerkten wir Heerden von amerikanischen Straußen (Struthio Rhea, aschgrau,

schwarzbraun und gelblich gemischt, unten gelblich weiß). Man konnte sich ihnen leicht im Galopp nähern; aber dann entfalteten sie ihre Flügel, setzten alle Segel grade vor den Wind und ließen das Pferd bald im Rücken. Unter den einheimischen Säugethieren ist das einzig größere der weiße Hirsch (Cervus campestris). Ich sah in den Hügeln nördlich von Maldonado Rudel von fünf bis sieben Stück, und er findet sich in den La Plata-Ländern überhaupt sehr zahlreich. Die allgemeine und fast völlige Abwesenheit von Bäumen in den Pampas erklärt sich wohl am genügendsten aus der Trockenheit des Klimas. Nur einige der felsigen Hügel fand ich mit Dickicht bedeckt, und an den Ufern der größeren Ströme wachsen Weidenbäume. Unter den eingeführten Bäumen will ich Pappeln, Oliven, Pfirsiche und andere Obstarten erwähnen. Die Pfirsiche gedeihen so wohl, daß sie die Stadt Buenos Ayres hauptsächlich mit Brennholz versehen.

Von Maldonado fuhr ich auf einem Boote nach Montevideo, der Hauptstadt der Banda Oriental mit etwa 20,000 Einwohnern. Sie liegt in flacher Gegend auf einem 450 Fuß hohen grünen Hügel (Monte Video, d. i. Grünberg), von dem sie den Namen führt und wird durch gute Befestigungen vertheidigt. Die mit Trottoirs versehenen breiten graden Straßen haben einstöckige Häuser, und die Kathedrale auf dem Hauptplatz ist schön gebaut. Nahe bei der Stadt sind einige statt Hecken dienende Erdwälle mit Agaven, Cactus und Fenchel bedeckt; im Uebrigen hat man wenig von der umliegenden Gras-Ebene eingehegt. — Im gesellschaftlichen Leben fallen dem Fremden besonders drei Dinge auf, nämlich die höflichen und würdevollen Manieren aller Klassen, der vortreffliche Geschmack der Weiber in ihrem Anzuge und die Gleichheit unter allen Ständen. Im öffentlichen Leben herrscht die größte Duldsamkeit gegen alle Religionsparteien; damit verbindet sich aber nicht selten die größte religiöse Gleichgültigkeit und Spötterei über das, was dem Menschen stets heilig bleiben soll. Auch erwarte hier Niemand Gerechtigkeit; denn fast jeder öffentliche Beamte kann mit Geld bestochen werden. Ich lernte einen Engländer kennen, der zu dem ersten Richter kam und sagte: „Ich komme, Ihnen zwei

hundert Thaler anzubieten, wenn Sie einen Mann festnehmen lassen, der mich betrogen hat. Ich weiß, daß es gegen das Gesetz ist, aber ein Advocat hat mir gerathen, diesen Weg einzuschlagen." Der Richter lächelte, und vor Nacht befand sich der bezeichnete Mann im Gefängniß. Dem Erziehungswesen wendet man große Aufmerksamkeit zu, und rühmenswerth ist die gute Aufnahme, die man besonders wissenschaftlich gebildeten Fremden zu Theil werden läßt.

Ich verließ Montevideo, um mich nach Colonia del Sacramiento zu begeben, das Buenos Ayres gegenüber liegt, und dann den Uruguay bis zum Dorf Mercedes am Rio Negro zu verfolgen. Wir fuhren auf Booten über mehrere überschwemmte Flüsse, und bei dieser Gelegenheit ergötzte mich die Geschicklichkeit, mit der ein Gaucho ein widerspenstiges Pferd zwang über den Fluß zu schwimmen. Er zog seine Kleider aus, sprang auf den Rücken des Pferdes und ritt es in's Wasser, bis es den Grund verloren hatte; dann glitt er über das Kreuz hinab, faßte den Schwanz, und so oft das Pferd sich umdrehen wollte, spritzte ihm der Mann Wasser in's Gesicht und trieb es auf diese Weise vorwärts. Sobald das Pferd den Boden auf der anderen Seite berührte, schwang sich der Mann auf und saß fest mit dem Zaum in der Hand, ehe das Pferd das Ufer gewonnen hatte. — Der Weg zu Lande geht durch eine Reihe wellenförmiger Erhöhungen, und am Mittag des dritten Tages sahen wir Sacramiento. Die Entfernung beträgt zwanzig Stunden. Die sehr alte Stadt ist auf einem felsigen Vorgebirge gebaut und stark befestigt. Die Unregelmäßigkeit der Straßen, so wie die umgebenden Haine von Orangen- und Pfirsichbäumen, geben ihr ein artiges Ansehn. Von hier aus begleitete ich einen Gutsbesitzer nach seiner Estancia. Das Gut umfaßte zwei und eine halbe Quadratstunde, und auf diesem Raume ernährte es 3000 Stück Hornvieh, 800 Stuten, 150 zugerittene Pferde und 600 Schafe. Die hauptsächlichste Mühe in einer Estancia verursacht es, das Rindvieh zweimal in der Woche nach einem Punkte hinzutreiben, um es zahm zu machen und zu zählen. Man sollte das letztere bei einer Menge von zehn oder funfzehn tausend Stück für schwierig halten. Es geschieht jedoch nach dem Grund-

satze, daß das Rindvieh sich in kleine Heerden von vierzig bis hundert theilt. Jede Heerde wird an einigen besonders gezeichneten Thieren erkannt, und die Zahl ist bekannt. Während einer stürmischen Nacht vermischen sich alle, aber am folgenden Morgen trennen sich die einzelnen Haufen wieder. — Von dem Dorfe Las Vacas aus ritten wir nach einer vorspringenden Landspitze an den Ufern des Flusses. Von diesem Punkte betrachtet, zeigte der Uruguay eine großartige Wasserfläche. In der Klarheit und Schnelligkeit seines Stromes übertraf er weit seinen Nachbar, den Parana; denn bei dem hellen Sonnenschein konnte man die Färbung der beiden Gewässer deutlich unterscheiden. — Auf dem Wege nach Merces übernachteten wir in einer Estancia, welche fünf Quadratmeilen umfaßte und deren Besitzer einer der größten Grundherren im Lande war. Sein Neffe verwaltete das Gut und hatte einen Capitain aus der Armee bei sich, der wenige Tage zuvor von Buenos Ayres entwichen war. — Mich ergötzte ihre Unterhaltung. Wie gewöhnlich drückten sie ihr unbegrenztes Erstaunen darüber aus, daß die Erde rund sei. Sie hatten indeß von einem Lande sprechen gehört, wo es sechs Monate Tag und sechs Nacht und wo die Einwohner sehr groß und mager wären. Als sie hörten, daß man in England die Thiere nicht mit dem Lasso finge, riefen sie aus: „O dann gebraucht ihr also nur die Bola's!" Die Idee eines umhegten Landstückes war ihnen ganz neu. Der Capitain fragte mich, ob die Damen in einem andern Welttheile auch so große Kämme trügen, wie dies in Buenos Ayres Mode sei. Als ich ihm das Gegentheil versicherte, rief er aus: „Sieh nur, ein Mann, der die halbe Welt gesehen hat, sagt es; wir dachten immer, daß es so sei, aber jetzt wissen wir es." — Auf der weiter nördlich gelegenen Estancia eines sehr gastfreundlichen Engländers blieb ich mehrere Tage. Die Bodengestalt des Landes umher gleicht genau derjenigen der Pampa's. Es fanden sich deshalb ungeheure Distel- und Kardenfluren, und man kann sich in der That das ganze Land als mit diesen Pflanzen bedeckt vorstellen. Die zwei Arten wachsen abgesondert. Die Karden sind so hoch wie der Rücken eines Pferdes, aber die Distel der Pampa's geht oft bis zum Kopfe des Reiters. Eines

Tages ritt ich mit meinem Wirthe nach der Sierra del Pedro Flaco, die ungefähr vier Meilen aufwärts am Rio Negro liegt. Fast das ganze Land war mit gutem, obgleich grobem Grase bedeckt, das bis an den Bauch des Pferdes ging; doch gab es oft auf großen Strecken kein einziges Stück Vieh. Banda Oriental könnte eine erstaunliche Zahl von Thieren ernähren; jetzt beläuft sich die jährliche Ausfuhr von Häuten aus Montevideo auf 300,000. Die Aussicht auf den Rio Negro von der Sierra war eine der malerischsten, die ich gesehen: der breite tiefe und reißende Fluß schlängelte sich am Fuß einer felsigen schroffen Klippe; ein Streifen von Waldung folgte seinem Lauf, und der Horizont wurde durch die wellenförmigen Erhöhungen der grünen Ebene begrenzt. — Eines Abends kam nach der Estancia ein Domidor oder Pferdebändiger, um einige Füllen zuzureiten. Dabei handelt es sich darum, daß ein Mann ein Pferd fängt und besteigt, welches noch nie Zaum und Sattel gefühlt hat. Ein Trupp wilder junger Pferde wird zu dem Ende in den Corral oder in die große Pfahlumzäunung getrieben und das Thor geschlossen. Der Gaucho wählt sich nun ein vollgewachsenes Pferd zum Zureiten aus und während dasselbe in dem Raum umherläuft, wirft er den Lasso so, daß er beide Vorderbeine umstrickt. Das Thier stürzt augenblicklich, und während es auf dem Boden mit emporgehobenen Füßen kämpft, verstrickt der Gaucho auch eins der Hinterbeine gerade unter dem Hufhaar und zieht es dicht an die Vorderbeine. Dann knüpft er die drei Beine zusammen, setzt sich auf den Nacken des Thieres und befestigt an die untere Kinnlade einen starken Zaum ohne Stange. Die beiden Vorderbeine werden jetzt fest mit einem starken ledernen Riemen gebunden, der Lasso wird fortgenommen, und der Gaucho führt das mühsam fortschleppende Thier aus dem Corral. Wenn ein zweiter Mann da ist, so hält dieser den Kopf des Pferdes, während sein Gefährte Decke und Sattel auflegt und festschnürt. Der Domidor schickt sich darauf an, aufzusteigen, und in dem Augenblick, wo er sein Bein über den Rücken des Pferdes wirft, öffnet er die Schleife und das Thier ist frei. Wild mit Furcht, macht es einige große Sätze und setzt sich dann in vollen Galopp. Erst wenn es ganz erschöpft ist, bringt der Mann es, über und

über dampfend und mit weißem Schaum bedeckt, in den Corral zurück. — Es ist bekannt, daß die Gaucho's die besten Reiter sind, und abgeworfen zu werden, kommt ihnen nie in den Sinn. Man erkennt den guten Reiter daran, daß er, wenn das Pferd stürzt, auf seinen eigenen Füßen steht. Ich habe einen Mann wetten hören, daß er sein Pferd zwanzigmal niederwerfen und in neunzehn Fällen nicht selbst fallen wolle. Ich sah einen Gaucho mit einem sehr halsstarrigen Pferde, welches sich dreimal nach einander so hoch erhob, daß es mit großer Gewalt nach hinten überstürzte. Der Mann beurtheilte mit ungemeiner Kaltblütigkeit den rechten Augenblick, um abzusitzen, und in dem Augenblick, wo das Pferd aufstieg, sprang der Mann wieder auf seinen Rücken, bis es endlich in vollem Galopp weiter ging.

Auf einem Packetboot fuhr ich von Montevideo nach Buenos Ayres. Der La Plata sieht auf der Karte wie ein großartiges Meeresbecken aus; in der Wirklichkeit aber hat er, als eine ausgedehnte Fläche von schlammigem Wasser, nichts von majestätischer Schönheit. — Am 20. September liefen wir in die große Rhede von **Buenos Ayres** ein. Alles verkündet bei der Annäherung eine Hauptstadt und bedeutende Handelsstadt. Ich erblickte funfzehn Kirchthürme und die Kuppeln und Spitzen zahlreicher Klöster, die aus der Wasserfläche auftauchen. Bald zeigt sich die Festung, dann erscheinen stattliche Landhäuser (Quinta's), endlich entfaltet die kleine Rhede ihren Reichthum an Masten von größeren und tausend kleineren Fahrzeugen. Am Ufer steht eine unabsehbare Menge von zweiräderigen, äußerst plump gebauten Karren, die bei der Bewegung ein höchst unangenehmes Geknarre verursachen. Dies unbequeme Fuhrwerk bringt den Fremden in die Stadt.

Buenos Ayres mag 80,000 Einwohner zählen und ist vielleicht eine der regelmäßigsten Städte in der Welt. Jede Straße durchschneidet die andere in rechten Winkeln, und da die parallel laufenden gleich weit von einander entfernt sind, so bilden die einzelnen Häusermassen gleich große solide Vierecke, Quadras genannt. Die Häuser selbst bilden wieder hohle Quadrate, in-

dem alle Zimmer im Viereck um einen inneren niedlichen Hof angelegt sind. Gewöhnlich haben sie nur ein Stockwerk mit flachen Dächern, wo die Bewohner sich während des Sommers gern aufhalten. Die Häuser sind sehr fest gebaut und mit eisernen Thoren versehen, so daß jedes gegen einen Feind in den Straßen leicht vertheidigt werden kann. Den Mittelpunkt der Stadt nimmt die Alles überragende Kathedrale, die Festung und der außerordentlich große Hauptplatz (Plaza major) ein, der durch die Recoba, einen Bazar von maurischer Bauart, in zwei ungleiche Theile getheilt wird. Auf dem größeren steht die dreißig Fuß hohe Revolutionspyramide. Hier werden alljährlich die Feste zum Andenken an die Unabhängigkeitserklärung der Republik (1810) mit Truppenmusterungen, Musik, Ringelrennen und Feuerwerken gefeiert. Hier ist aber auch der gewöhnliche Schauplatz von Volksaufständen. Bei dem leisesten Zeichen der Unruhe sammelt sich unter dem Säulengange des Rathhauses die Schaar der Kärrner, Fleischer, Wasserträger und Händler, streitfertig und stets bereit das Feuer zu schüren. Nimmt der Haufe ein ernsteres Ansehen an, so läßt die Regierung wohl die Linientruppen oder ein Neger-Regiment vorrücken, worauf die Aufrührer eiligst die Stadt verlassen, draußen Pferde stehlen, wo sie solche finden, und sich mit den Gaucho's vereinigen, die augenblicklich eine berittene Freischaar bilden, bis ein einflußreicher Parteiführer eine hinreichende Anzahl vereinigt, um die Stadt belagern zu können. Dann geräth Buenos Ayres in eine mißliche Lage; denn seine Einwohner nähren sich hauptsächlich von Fleisch; ist aber das Landvolk in Aufstand, so kommen keine Lebensmittel und keine Häute und Talg für den Handel auf den Markt, und man sieht sich genöthigt, nachzugeben. Dergleichen Vorgänge sind nichts Seltenes in einem Staate, der einstmals innerhalb neun Monaten (vom Februar bis October 1820) nicht weniger als funfzehn Regierungsveränderungen erlitt. Ein sehenswerthes Schauspiel bietet der große Corral, wo die dieser Rindfleisch essenden Bevölkerung dienenden Thiere bis zum Schlachten aufbewahrt werden. Hier muß man die Stärke des Pferdes im Vergleich zu der des Ochsen bewundern. Wenn ein Mann zu Pferde seinen Lasso um die Hörner eines

Ochsen geworfen hat, so kann er ihn hinziehen, wohin er nur will. Nachdem das Thier mit ausgestreckten Beinen die Erde, in vergeblicher Anstrengung zu entrinnen, aufgepflügt hat, so stürzt er sich gewöhnlich im vollen Laufe nach einer Seite; aber das Pferd dreht sich augenblicklich und steht so fest, daß der Ochse fast niedergeworfen wird und man denken sollte, er müßte den Hals verrenken. Ist der Ochse bis zur Schlachtstelle gezogen, so durchschneidet ihm der Matador (Schlächter) mit großer Vorsicht die Kniefiechsen. Dann ringt er mit dem Tode, und ein Brüllen wird gehört, das wie kein anderes den wilden Todeskampf ausdrückt. Der ganze Anblick ist schrecklich und empörend; der Boden besteht fast aus Knochen, und Pferde und Reiter sind mit Blut bespritzt. — Des Mittags sieht man ungeheure Stücke Ochsenfleisch auf der Tafel stehen. Als ich mein Erstaunen über diese Massen von Fleisch aussprach, so erfuhr ich, daß der Arroba, d. i. etwa 25 Pfund, nur einen Papierpiaster oder etwa sechs Silbergroschen koste, Gemüse werde nicht gebaut, die Fische taugten nichts und das Brot sei sehr theuer. In der That gab es von letzterem nur ein Stückchen von der Größe eines kleinen Apfels. — Die äußeren Quartiere der Stadt, welche von den niedern Klassen der Bevölkerung bewohnt werden, stehen noch sehr in der Cultur zurück. Man blickt hier von den steilen Trottoirs oft mit Ekel in die ungepflasterten Straßen, deren tiefe Löcher nicht selten mit Ochsen- oder Pferdeköpfen, ja selbst mit ganzen Thiergerippen gefüllt sind. Anmuthig machen sich dagegen die Umgebungen der Stadt mit den Agave-Hecken, den Olivenhainen, den Pfirsich- und Weidenbäumen, die sich damals alle gerade neu belaubten. Auf der ausgedehnten Promenade (Alameda) findet man, in der Abendkühle lustwandelnd, Gelegenheit, die Reize der durch ihre Schönheit berühmten Frauen von Buenos Ayres zu bewundern. Von da führt ein Weg weit hinaus das Ufer entlang, wo man sich an der frischen reinen Luft erquickt und das rege Treiben der Rhede vor Augen hat.

Am 27. September brach ich nach Santa Fé auf, welches ungefähr sechzig Meilen von Buenos Ayres an den Ufern des Parana liegt. Wir kamen an einem Zuge von Wagen und

einer Viehheerde vorbei, die auf dem Wege nach Mendoza (am Fuße der Cordilleren gelegen) waren, einer Entfernung von ungefähr fünf hundert und achtzig geographischen Meilen, welche Reise gewöhnlich in funfzig Tagen zurückgelegt wird. Die Wagen sind sehr lang, schmal und mit Rohr bedeckt; sie haben alle nur zwei ungeheure Räder, deren Durchmesser manchmal selbst zehn Fuß beträgt. Jeder wird von sechs Ochsen gezogen, die der Fuhrmann von Zeit zu Zeit mit einem an der Wagendecke aufgehängten zwanzig bis dreißig Fuß langen Rohrstock antreibt; ein daran befestigter Stachel ist für das Zwischenpaar und ein kleinerer Stock für die Deichselochsen bestimmt. — Am folgenden Tage kamen wir an der kleinen Stadt Lujan vorbei, wo sich eine über den Fluß geschlagene hölzerne Brücke befindet; eine hier zu Lande ungewöhnliche Bequemlichkeit. Die Estancia's liegen in weiten Zwischenräumen von einander: denn es giebt nur wenig gute Weide, da das Land entweder mit saurem Klee oder mit der großen Distel bedeckt ist. Die letztere, vom glänzendsten Grün, hatte erst zwei Drittel ihrer Größe erreicht, und an einigen Stellen war sie noch nicht aufgegangen. Sind die Disteln völlig ausgewachsen, so machen sie die von ihnen eingenommenen ausgedehnten Strecken undurchdringlich, mit Ausnahme weniger labyrinthischer Pfade. Diese sind nur den Räubern bekannt, welche daselbst hausen, um bei nächtlicher Weile zum ungestraften Plündern und Morden herauszubrechen. Als ich an einem Hause fragte, ob die Räuber zahlreich wären, hieß es: „die Disteln sind noch nicht hoch", was leicht verständlich war. In diesen flachen Gegenden wohnen nur wenig Säugethiere und Vögel, mit Ausnahme des Biscacha und seiner Freundin der kleinen Eule. Das Biscacha sieht einem großen Kaninchen oder Hasen ziemlich ähnlich, hat einen Fuchsschwanz, Haare wie Sammet und einen schwarz und weiß gefleckten Pelz. Sie graben mit vieler Kunst Höhlen, welche sie in viele Gemächer theilen und worin viele Familien wohnen. Des Abends sitzen sie häufig um ihre Löcher und horchen mit gespitzten Ohren, ob es überall ruhig ist. Dann gehen sie auf's Fouragiren, schleppen aber auch jeden harten Gegenstand nach der Mündung ihrer Höhlen, wo sie Knochen, Steine, Distelstengel und dergl. auf-

häufen. Jemand erzählte mir, daß er einst auf einem Ritte seine Uhr fallen ließ; am Morgen kehrte er zurück, untersuchte jede Biscacha-Höhle und fand sie auch bald. Im Laufen gleichen diese Thiere großen Ratten mit erhobenen Schwänzen. Die erwähnte kleine Eule (Athene cunicularia) bewohnt in den Ebenen von Buenos Ayres ausschließlich die Höhlen der Biscachen; jenseits des Uruguay, wo es keine Biscachen mehr giebt, ist sie ihr eigener Baumeister. Während des Tages, besonders aber am Abend, sieht man diese Vögel paarweis auf den Hügeln in der Nähe ihrer Höhlen. Werden sie gestört, so gehen sie entweder in die Höhlen oder fliegen mit einem gellenden scharfen Geschrei auf eine kleine Strecke davon.

Bei San Nicholas sah ich zum erstenmal den großartigen Strom des Parana. An diesem liegt auch die bedeutende Stadt Rozario auf einer Fläche, die eine ungefähr sechzig Fuß hohe Klippe über dem Bette des Parana bildet. Der breite Strom hat hier viele Inseln, die, wie das entgegengesetzte Ufer, niedrig und bewaldet sind, und der Anblick würde dem eines großen Sees gleichen, wenn nicht die länglich gestreckten Inseln die Vorstellung fließenden Wassers gäben. Die Klippen sind malerisch, bisweilen ganz senkrecht, und von rother Farbe; anderweitig stellen sie sich in mächtigen zerbrochenen mit Cactus und Mimosen bedeckte Massen dar. Ich hatte von den Resten eines urweltlichen Thieres gehört, die ein Mann an den Ufern des Parana gesehen haben wollte, verschaffte mir daher einen Kahn und fuhr nach der Stelle. Zwei Gruppen von ungeheuren fossilen Knochen standen kühn aus der senkrechten Klippe heraus. Einige Stücke von einem der großen Mahlzähne reichten hin, um zu zeigen, daß sie einer Art des Mastodon oder fleischfressenden riesigen Elephanten angehört. — In einer anderen Gegend sah ich Lager von Sand, Thon und Kalk, die Seemuscheln und Haifischzähne enthielten. — Von dem in hübschen Gärten liegenden Dorfe Corunda ist die Straße nach Santa Fé nicht sehr sicher; denn von der weiten im Norden unbewohnten Westseite des Parana kommen die Indianer bisweilen herunter und lauern den Reisenden auf. Die Natur begünstigt dies, da man hier statt der Gras-Ebene offenes Waldland hat, das aus niedrigen dornigen Mi-

mosen besteht. Wir kamen an einigen geplünderten und verlassenen Häusern vorüber. Auch sahen wir zur großen Befriedigung meiner Führer das von einem Baume herabhängende Skelett eines Indianers, an dessen Knochen sich noch die getrocknete Haut befand. — Am Morgen des 2. October zogen wir in Santa Fé ein. Es ist eine an der Mündung vom Salado, einem Nebenflusse des Parana, gelegene ruhige kleine Stadt, die von dem strengen Gouverneur in guter Ordnung gehalten wird. Ich war erstaunt, welche Veränderung im Klima ein Unterschied von nur drei Breitegraden zwischen diesem Orte und Buenos Ayres hervorgebracht hatte. Man bemerkte dies an dem Anzuge und der Farbe der Männer, an der größeren Höhe der Ombu-Bäume, an der Zahl neuer Cactus und anderer Pflanzen, besonders aber an den Vögeln. Bei dem ganz gleichen Charakter des Landes läßt sich diese Veränderung nur aus der größeren Entfernung vom Meere erklären.

Während meiner Reise durch das Land erhielt ich mehrere Mittheilungen über die zwischen die Jahre 1827 und 1830 fallende Periode einer großen Dürre. Während dem gab es so wenig Regen, daß alle Pflanzen, selbst die Disteln ausblieben. Die Bäche waren ausgetrocknet und der Boden hatte das Ansehn einer staubigen Landstraße. Viele Vögel, wilde Thiere, Rinder nnd Pferde starben aus Mangel an Futter und Wasser. Ein Mann erzählte mir, daß die Hirsche zu einer Quelle in seinen Hof kamen und daß die Rebhühner kaum wegfliegen konnten, wenn sie verfolgt wurden. Ein Eigenthümer in San Pedro behielt von zwanzigtausend Stück Vieh zuletzt gar keins mehr übrig, und in der Provinz Buenos Ayres schätzte man den Verlust an Rindvieh überhaupt auf eine Million. Die Rinder stürzten sich zu Tausenden in den Parana, aber von Hunger erschöpft, konnten sie die kothigen Ufer nicht wieder ersteigen und mußten so ertrinken. Der Arm, der bei San Pedro fließt, war mit faulenden Cadavern so angefüllt, daß kein Schiff durchkommen konnte. Nach dieser außerordentlichen Trockenheit begann eine sehr regnerische Jahreszeit, die große Ueberschwemmungen verursachte.

Werfen wir nun einen Blick auf die Pampa's überhaupt,

welche im Osten der Cordilleren eine Breite von etwa 180 geographischen Meilen einnehmen und in drei Regionen zerfallen. Indem man Buenos Ayres verläßt, sieht man die erste dieser Regionen etwa sechs und dreißig Meilen hindurch mit Klee und Disteln bedeckt. Die zweite Region, welche sich über 80 Meilen weit ausdehnt, bringt langes Gras hervor. Die dritte, die bis an den Fuß der Cordillera reicht, ist ein Wald von niedrigen Bäumen und Sträuchern. Diese behalten das ganze Jahr hindurch ihr grünes Ansehn, und auch die unermeßliche Grasfläche wandelt nur ihre Farbe von Grün zu Braun. Anders verhält es sich mit der ersten Region, welche in den vier Jahreszeiten auf die seltsamste Weise wechselt. Im Winter ist der Boden mit großen kriechenden Distelblättern bedeckt, der Klee erscheint in reichster Fülle. Im Frühling verschwindet dieser, und in weniger als einem Monat ist ein dicht verwachsener vollblühender Distelwald von zehn bis zwölf Fuß Höhe aufgeschossen, so daß alle Aussicht dadurch versperrt wird. Noch ehe der Sommer indeß zu Ende geht, verlieren die Disteln ihren Saft und ihr Grün; ihre Köpfe hängen herab, die Blätter welken und schrumpfen zusammen, die Stämme werden schwarz und rasseln dann abgestorben bei dem leisesten Windhauch gegen einander, bis ein Sturm sie dem Boden gleich macht, wo sie sich schnell zersetzen und verschwinden. Darauf schießt der Klee wieder empor und die Ebene grünt wie zuvor. Das Klima ist im Sommer drückend heiß, im Winter so kalt, daß der Boden während der Nacht sich mit Reif bedeckt. In einigen Gegenden (so nördlich vom Flusse Colorado) wird man nicht wenig überrascht, die Ebene auch mitten im Sommer weiß erscheinen zu sehen, wie von einem mäßigen Schneegestöber, das der Wind in einzelnen Haufen getrieben. Bei näherer Untersuchung überzeugt man sich jedoch, daß es nichts als Salz ist, welches sich wie Reif um Grashalme und andere Erhabenheiten des Bodens krystallirt hat. — Die einzige Unregelmäßigkeit im Klima ist der Pampero oder Südwestwind, der durch die kalte Luft der Anden erzeugt wird und über diese unermeßlichen Flächen mit einer furchtbaren Schnelligkeit und fast unwiderstehlichen Heftigkeit weht. Aber dieser rasche Umlauf der Atmosphäre bringt gesundes und angenehmes

Wetter. In der Wald- und Gras-Region ist die Luft ausnehmend trocken; es fällt selbst nicht einmal Thau zur Nacht, der dagegen in der Distel- und Klee-Region sehr stark ist. Doch scheint diese Feuchtigkeit nicht ungesund zu sein, denn die Gaucho's und selbst Reisende schlafen auf der Erde, ohne sich über Rheumatismus zu beklagen oder Kälte zu empfinden. — Die Gaucho's oder Landbewohner, welche diese Ebenen sparsam bevölkern, leben in großen Entfernungen von einander. Ihre Hütten sind aus Lehm erbaut und mit langem gelben Gras bedeckt. Der Corral oder Viehhof liegt 100 bis 200 Fuß von der Hütte ab. Es ist ein von starken Pfählen umschlossener Kreis, der gegen 60 Fuß im Durchmesser hat. Auf den Pfählen sitzen oft Geier und Habichte, und der Boden um den Corral ist mit Knochen, Pferdegerippen, Ochsenhörnern &c. bedeckt. Die Hütte umfaßt in einem einzigen Raum die ganze Familie. Im Sommer schläft diese über Nacht, um der Plage des vielen Ungeziefers zu entgehen, draußen vor der aus einem Ochsenfell gefertigten Thür unter der mit Sternen gestickten Himmelsdecke. Im Winter schlafen alle in der Hütte. Des Abends wird diese durch eine schwach mit Ochsenfett unterhaltene Lampe erleuchtet und durch ein Feuer von Holzkohlen erwärmt. Der Gaucho sitzt dann auf dem Gerippe eines Pferdekopfes und seine Familienglieder auf ähnlichen Sesseln um einen großen eisernen Spieß, an welchem das Ochsenfleisch geröstet wird, von dem Jeder sich mit seinem langen Messer große Bissen abschneidet. An den Wänden hängen an Knochen zwei bis drei Zäume und Sporen, verschiedene Lasso's und Bola's. Außer den nackten kleineren Kindern nehmen Hunde und Hühner die Winkel ein. Der Gaucho lebt ohne Früchte und Gemüse und Brot. Von Vieh umgeben, hat er doch oft keine Milch, da er sich nicht darum mühet, auch macht er keinen Käse und so bleibt ihm kaum eine andere Nahrung als Rindfleisch und Wasser. Im Lustgefühl des freien Umherschweifens verachtet er die Annehmlichkeiten des geselligen Lebens; nichts aber kann ihm den Mangel eines Pferdes ersetzen. Gegen Fremde benimmt er sich unabänderlich gefällig, höflich und gastfreundlich. Außerdem zeigt er sich bescheiden, und doch auch aufgeweckt und keck. Das immerwährende Tragen des Messers ist die Hauptursache, daß oft in ganz unbedeutenden Streitig-

keiten viel Blut vergossen wird und Menschenleben verloren gehen. Im Kampf sucht Jeder das Gesicht seines Gegners zu zeichnen, indem er nach der Nase oder den Augen haut; man sieht oft tiefe und breite Narben. Räubereien sind eine natürliche Folge der allgemeinen Spiel- und Trinksucht, so wie der Faulheit. Polizei und Gerechtigkeit sind machtlos, und der Reisende hat keinen Schutz außer der Feuerwaffe. Die Religion beschränkt sich auf das Einfachste. In fast allen Hütten hängt ein kleines Heiligenbild, und die Gaucho's tragen zuweilen ein Kreuzlein um den Nacken. Behufs der Taufe ihrer Kinder bringen sie dieselben zu Pferde nach der nächsten Kirche; eben so werden die Todten nach geweihter Erde gebracht. Ist ein Heirathscontract abgeschlossen, so nimmt der junge Gaucho seine Braut hinter sich auf's Pferd und reitet mit derselben zur Trauung nach der nächsten Kirche, die vielleicht erst im Verlauf einiger Tage erreicht wird.

Ich benutzte ein Segelschiff, um auf dem Parana von Santa Fé noch weiter nördlich hinauf nach Corrientes zu fahren. Für die nöthigen Mundvorräthe war am Bord des Schiffes, außer meinen eigenen Einkäufen, sehr schlecht gesorgt, und auch die meinigen verschwanden bald, indem die Passagiere und der Patron mir fleißig zusprachen. Unser Lootse (Vaqueano) kannte jedoch jede Estancia an der labyrinthischen Uferlinie, wo man sich für ein Geringes mit Rindfleisch versehen konnte. Außerdem gab es Maté (Paraguay-Thee) und Cigarren. Die Sandbänke dieses großen Flusses wechseln beständig, weshalb es der ganzen Aufmerksamkeit des Vaqueano bedarf, um früh genug die neuerdings stattgefundenen Veränderungen zu erforschen und sich der frisch geöffneten Bahn auf den Kanälen, die zwischen den Inseln durchgehen, zu versichern. Die Inseln des Flusses sind in der That unzählig. Auf der ganzen Strecke wand sich der Kanal beständig durch ein förmliches Labyrinth von Inseln und Inselchen, die jede Form und Größe hatten. Diese Inseln prangen mit Bäumen, Büschen und Blumen. Unter den letz-

teren sah ich viele Arten der prächtigen Luftpflanzen (Aërides, Schmarotzerpflanzen), deren gedrängte Blüthenähren (bei einer Art weiß mit rothen und blauen Flecken gesprenkelt) einen aromatischen Wohlgeruch verbreiteten. Die meisten der Inseln sind niedrig und werden beim Anschwellen des Stromes überschwemmt. Daher wohnen daselbst nicht Menschen, sondern nur wilde Thiere, als Tiger, Löwen (Puma), Affen, Eichhörnchen und Kaimans. — Corrientes streckt sich mit weißen Häuserreihen am Strande in der Nähe der Vereinigung des Paraguay mit dem Parana aus und ist die Hauptstadt der gleichnamigen Provinz mit etwa 4500 Einwohnern. Es war dies der nördlichste Punkt, den ich erreichte, um von hier aus auf dem Landwege nach Buenos Ayres zurückzukehren.

Die von mir verlassene Brigantine war nach Assumcion bestimmt, der Hauptstadt des Staates Paraguay. Sie soll sehr schön gebaut sein und über 10,000 Einwohner zählen. Merkwürdiger als diese Stadt ist der Mann, der dem ganzen Staat Bedeutung gab, Dr. José Gaspar Rodriguez da Francia. Er wurde 1763 in Paraguay geboren. Sein Vater war ein geborener Franzose, seine Mutter eine Kreolin. Er studirte auf der Landesuniversität Cordova und erlangte die Würde eines Doctors der Theologie, widmete sich dann der Rechtsgelehrsamkeit und wurde Advocat. Als Paraguay sich 1811 für unabhängig erklärte, wurde er Secretair der Junta. Im Jahre 1812 erwählte ihn der Congreß zum Dictator auf drei Jahr, nachher auf Lebenszeit. Von dem Augenblick an, wo er an die Spitze des Staates trat, entsagte er den Weibern und Spieltischen, lebte höchst einfach und studirte eifrig Geschichte, Geographie, Mathematik, belletristische und Militairwissenschaften, ja selbst die Arzneikunst, um die medicinische Polizei darnach einzurichten. Staat und Kirche wurden umgeformt und eine äußerst strenge Kriegszucht und Polizei eingeführt. Dabei zeichnete er sich durch unpartheiische Gerechtigkeitsliebe und weise Verwaltung des Staatsvermögens aus. Ueberall legte er Schulen an, hob die Feldwirthschaft und förderte die Gewerbthätigkeit. Gegen das Ausland schloß er den Staat streng ab. Er endete sein thätiges Leben im Jahr 1840, und seine Regierung giebt uns

ein Beispiel, daß für die südamerikanischen Länder eine weise und kräftige Alleinherrschaft mehr als die republikanische Staatsform geeignet scheint, um Cultur, Macht und Wohlstand der Völker zu begründen. — Der Hauptreichthum Paraguays besteht in Mate oder Paraguay-Thee. Dieser unterscheidet sich wesentlich von dem chinesischen. Er wird nämlich aus den Blättern eines Baumes (Viburnum levigatum) gewonnen, der nur in den Wäldern Paraguays wächst und dem Pomeranzenbaum ähnelt, ihn aber an Größe übertrifft. Die gedörrten Blätter haben einen angenehmen Geruch, der noch durch Mischung mit dem Samenmehl einer kleinen mispelartigen Frucht erhöht wird. Der bittere Abguß dieses Thees wird mit Zucker getrunken und soll der Gesundheit überaus zuträglich sein. Er ist ein Lieblingsgetränk in ganz Südamerika.

IV.

Reisen

in

Chile, Peru, Aequator,

nebst einer

Fahrt auf dem Amazonen-Strom.

Nach

J. J. von Tschudi, Darwin, Stevenson und Pöppig.

Erstes Kapitel.

Sonntags den 5. Juni 1838 morgens um neun Uhr warf der französische Kauffahrer Edmond in der friedlichen Bai von San Carlos, der Hauptstadt von Chiloe, die Anker aus. Schwarze Wolken lagerten über der Insel, deren malerische Umrisse nur zuweilen durch die vom Winde zerrissenen dichten Nebelschleier hindurchblickten. Kaum lag das Schiff fest, so kamen einige Boote mit Indianern, die uns Kartoffeln, Kohl, Fische und Wasser gegen Tabak eintauschten. Unverzüglich wurde ein Mahl bereitet, bei dem wir uns an dem Genusse der frischen Lebensmittel erquickten und darüber die Entbehrungen einer längeren mühsamen Seefahrt vergaßen. Nach ein paar Stunden langte der Hafen-Capitain an unserem Bord an, und nachdem er Kenntniß von der Ladung 2c. genommen, erhielten wir die Erlaubniß, an's Land zu gehen. Unter strömendem Regen stiegen wir am Hafendamm aus, vergnügt, wieder einmal festen Boden unter den Füßen zu haben. Unser erstes Geschäft war, ein Unterkommen zu suchen. Gasthöfe giebt es in San Carlos nicht, wohl aber fanden wir bei einem alten Corsen Namens Filippi, bei dem gewöhnlich die Schiffs-Capitaine absteigen, eine sehr freundliche Aufnahme. Er wies uns einige finstere Räume ohne Fenster und Möbeln, nur mit einer Art Betten in Verschlägen an.

Gleich beim Betreten des Landes fielen mir kleine Raubvögel auf, die schaarenweise auf allen Plätzen und Straßen herumhüpften und sich, wie bei uns die Sperlinge, ohne Scheu auf die Zäune und Dächer setzten. Ich nahm meine Flinte und erlegte am Strande eins dieser Thiere. Es war eine dem südlichen Amerika eigenthümliche Art Geier-Falken (Polyborus chimango Vieil). Der Oberkörper ist braun und die einzelnen Fe-

dern haben einen weißlich-braunen Saum; der Unterleib ist weißlich-braun und man bemerkt hier und am Schwanz mehrere schwach ausgeprägte Querbinden; die Länge beträgt von der Schnabelspitze bis zum Schwanz-Ende 1 Fuß 6½ Zoll. Diese Geier-Falken leben nur gesellschaftlich, sind aber doch sehr zänkisch und jagen sich einander die Beute ab. Sie nähren sich vom Aas und allem möglichen Straßen-Unrath. In einigen Gebirgsthälern von Peru traf ich nachmals diese Vögel wieder, aber vereinzelt und selten. — Das schlechte, fortwährend regnigte Wetter verhinderte mich, einen größeren Ausflug in das Innere des Landes zu machen. Doch begab ich mich eines Tages in Gesellschaft des französischen Geschäftsträgers für Peru, meines Gefährten auf der Seereise, auf die Straße von Castro. Ein Kaufmann schickte uns zwei nach chilenischer Weise gesattelte Pferde mit dem Bemerken, auf unserer Hut zu sein, da die eben von der Sommerweide heimgekehrten Thiere etwas muthwillig wären. Wir ritten wohlgemuth ab. Anfangs ging Alles gut. Der Weg war freilich steil und sehr beschwerlich; oft führte er über glatte abschüssige Steine, dann durch tiefen Sumpf oder über rohe Balken, mit denen man die Straße gepflastert. Nach mehreren Stunden eines mühseligen Rittes durch dichten Wald, nöthigte uns der herabströmende Regen umzukehren. Willig folgten die Pferde und eilten schnell und sicher den beschwerlichen Weg zurück. Mit jedem Schritte nahm ihr lebhaftes Feuer zu, und sobald sie festen Boden unter ihren Hufen fühlten, rannten sie, des Zaumes spottend, quer durch den Wald. Der langen schmalen Sättel mit wollenen Decken, der hölzernen, halbmondförmigen Steigbügel und der schweren Sporen mit handgroßen Rädern ungewohnt, mußten wir alle unsere Reiterkünste zusammennehmen, um unseren Sitz zu behaupten und überließen uns dem Willen der zügellos durch das Dickicht hinbrausenden Rosse, bis sie athemlos in einem Sumpfe stecken blieben. Dort konnten wir ihrer wieder Herr werden und langten ohne Unfall, wiewohl an Haut und Kleidern ganz zerfetzt, in der Stadt an. — Während der übrigen Tage zog ich es vor, meine Streifereien zu Fuße zu machen und fand mich dabei reichlicher belohnt. Die langen Abende brachten wir bei unserem Wirth und

dem Hafencapitain zu, von dem ich manche interessante Nachrichten über die Insel erhielt.

Chiloe (tschi) ist eine der größten Inseln unter den zahlreichen Archipelen, welche sich längs der Westküste von Süd-Amerika von 42° S. Br. bis zur Magelhansstraße hinziehen. Sie ist etwa 23 deutsche Meilen lang und 10 breit. Undurchdringlicher Urwald bedeckt das hügelige Land mit Ausnahme einiger zerstreuter grüner Flecken, die man in der Nähe der Lehmhäuser urbar gemacht. Die Winde sind sehr stürmisch, und während des Winters sieht man die Sonne an dem mit regenschweren Wolken verhängten Himmel fast nie. Der Regen fällt so häufig, daß man sprüchwörtlich sagt, es regne auf Chiloe sechs Tage in der Woche, während am siebenten der Himmel trübe sei. Auch im Sommer folgt selten eine Reihe heiterer Tage auf einander. Daher ist's schwierig, von hier die Cordillera-Kette mit ihrem oft rauchenden Vulkan von Ohorno zu erblicken. Die fortwährende Feuchtigkeit erzeugt in dem morastischen Boden der Urwälder eine eigenthümlich üppige Vegetation von schönen immergrünen Bäumen und Pflanzen mit tropischem Wuchs. Auf einer dieser Inseln bemerkte man Exemplare von der Panke (Gunnera scabra), die an Riesengröße etwas dem Rhabarber gleicht. Die Einwohner essen die meist sauren Stengel und bereiten daraus eine schwarze Farbe. Das Blatt ist beinah rund, jedoch tief am Rande eingeschnitten. Eins derselben hatte einen Durchmesser von fast 8 Fuß und also einen Umfang von nicht weniger als 24 Fuß! Der Stengel ist etwas über eine Elle hoch, und jede Pflanze treibt vier oder fünf solcher ungeheuren Blätter, was einen großartigen Anblick giebt. Die Körnerfrüchte kommen auf dem feuchten Boden nur selten fort, da der Same nach dem Keimen fault. Der Mais gedeiht besser, schießt aber sehr in Blätter aus und trägt nur kleine Kolben. Erbsen und Bohnen werden mit wenig Erfolg gebaut; dagegen begünstigt das Klima die verschiedenen Kohlarten, und in großer Fülle gedeihen die Kartoffeln. Am häufigsten findet sich eine Abart, die beim Durchschnitt abwechselnd weiße und violette Ringe zeigt, einige sind ganz violett. Bekanntlich ist Süd-Chile das Mutterland der Kartoffeln; auch auf Chiloe und den benachbarten Inseln

wachsen sie wild. Auf den Chonos-Inseln (südlich von Chiloe) giebt es eine wilde Kartoffel, die der cultivirten auffallend ähnelt. Sie wächst in dichten Fluren am Meeresufer auf einem sandigen muschlichten Boden, wo die Bäume nicht zu nahe zusammenstehn; in dem Schatten derselben haben sie den üppigsten Blätterwuchs, von der Wurzel bis zur Spitze des obersten Blattes oft vier Fuß hoch. Man findet Knollen mit einem Durchmesser von zwei Zoll; sie haben ganz den Geruch der gewöhnlichen Art, aber gekocht, schrumpfen sie zusammen, werden wässerig und geschmacklos. Die chilische Art schmeckt bitter. — Lichte Stellen in den Wäldern sind mit außerordentlich hohem fetten Grase bestanden, den zahlreichen Viehheerden ein treffliches Futter. Die Chiloten halten Pferde, Rinder, Schafe und Schweine. Trotz der reichlichsten Nahrung sind diese Thiere klein und unansehnlich. Die Ursache davon mag in dem Mangel an Wartung liegen, denn sie bleiben das ganze Jahr hindurch unter freiem Himmel aller Unbill der Witterung ausgesetzt. Die Pferde sind nichts desto weniger muthig und kräftig; es giebt hier eine kaum zwölf Fuß hohe Race von ungemeiner Lebhaftigkeit und Ausdauer. Die Widder haben fast alle mehr als zwei Hörner, meistens drei, häufig vier oder fünf. Dasselbe bemerkte ich später auch in Peru.

Die dünne Bevölkerung zählt mit Einschluß der umliegenden kleinen Inseln etwa 50,000 Köpfe, welche theils zerstreut in vereinzelten Hütten, theils in sparsamen Dörfern vereinigt leben. Es sind Weiße, Mischlinge und reine Indianer. Die letzteren, gering an Zahl, gehören zum Stamme der Araucaner*) und scheinen den Uebergang von denselben zu den Feuerländern einerseits und zu den Pampasindianern anderseits zu bilden. Die Weißen sind entweder Chilenos oder Alt-Spanier. Den bei weitem größten Theil machen die Mischlinge aus, im Ganzen genommen klein, untersetzt und häßlich mit langem schlichten groben Haar, rundem fleischigen Gesicht, kleinen stumpf blickenden Augen. Die Hauptstadt San Carlos, von den Eingeborenen „Ancud" genannt,

*) Vergl. Band VI. unserer Weltkunde S. 112 und folg.

liegt an einer sehr schönen Bai der Nordküste. Die Einfahrt durch ein Labyrinth kleiner Inseln ist, zumal bei bewölktem Himmel, schwierig. Auf einer der größten dieser Inseln, San Sebastian, werden viele Rinderheerden gehalten, eine kleinere, Cochino (tsch), ist ein hügeliges, dicht mit Gesträuch bedecktes Eiland. Das Wasser der Bai zeichnet sich durch Klarheit aus; nur um Cochino und längs des Hafens ist es mit einer ungeheuren Menge Seetang bedeckt, wodurch das Landen oft erschwert wird, da man Mühe hat, sich herauszuarbeiten. Die armen Bewohner der Insel kochen den Seetang im Wasser; er schmeckt schleimig und salzig, läßt sich auch sehr schwer verdauen. Bei Arm- und Beinbrüchen dient er den Chiloten als Verband. Sind die Knochenenden in die gehörige Lage gebracht, so umwickelt man das leidende Glied mit nassem breiten Tang, der, wenn er trocknet, mittelst des Schleims fest an die Haut klebt und so eine unverrückbare Binde bildet. Sind nach Wochen die Knochenenden wieder zusammengewachsen, so befeuchtet man die Blätter mit warmem Wasser und löst sie mit Leichtigkeit los. — Die Stadt ist häßlich, mit holperigen engen und winkeligen Straßen. Die Häuser sind meistens elende hölzerne Baracken, gewöhnlich ohne Fenster, aber mit einer schmalen, der Breite nach zweitheiligen Thür; der obere Theil, allein geöffnet, dient als Fenster. Die Fußböden bestehen meistens aus hart getretener Erde, in einem Winkel mit einer Strohmatte belegt. Die Möbeln sind, gleich den Zimmern, roh und unbequem. Die reicheren Familien wohnen etwas angenehmer und freundlicher. Das Zollamt und der Palast des Gouverneurs sind die bedeutendsten öffentlichen Gebäude, beide sehen aber sehr ärmlich aus. Vor dem Palast, der auf einem ziemlich großen Platz liegt, geht eine Schildwache ohne Schuh und Strümpfe, zuweilen in bloßen Hemdsärmeln, auf und ab. Nach Sonnenuntergang wird jeder Vorübergehende angerufen. Die erste Frage lautet: Wer da? Die zweite: Was für eine Nation? (que gente?) Die Matrosen geben dann wohl eine alberne Antwort, worauf die erbitterte Schildwache ihnen schimpfend durch die halbe Stadt nachläuft und oft erst nach zehn Minuten auf ihren Posten zurückkehrt, um alsbald wieder auf gleiche Veranlassung einen neuen Lauf

zu beginnen. — Unreinlichkeit und Armuth wetteifern mit einander in San Carlos. Die Leute kleiden sich alle in starke wollene Stoffe, die jede Familie für sich verfertigt und mit Indigo blau färbt. Das Hauptkleidungsstück des Mannes ist der Poncho: ein länglich viereckiges Stück Wollzeug, 5 bis 7 Fuß lang, 3 bis 4 Fuß breit, in der Mitte mit einem 12 bis 14 Zoll langen Schlitz, durch den der Kopf gesteckt wird. Das auf den Schultern liegende Tuch fällt dann zu allen Seiten herunter, vorn und hinten bis zu den Knien reichend, seitlich bis zum Ellenbogen oder bis zur Mitte des Vorderarms. Die Frauen stecken in einem wollenen Rocke und einer schmierigen klebrigen Mantille. In ihren dumpfigen finstern Häusern kauern sie auf ihrem Weibersitz (estrada) neben dem Kohlenbecken, das gewöhnlich auch zum Kochen dient. Dort mahlen sie den Mais zwischen zwei Steinen, um einen Brei daraus zu bereiten, schälen Kartoffeln und Aepfel, zerschneiden den Kohl und werfen Hülsen und Blätter neben sich, so daß sie fast immer von einem Wall halbfauler Pflanzentheile umgeben sind. Das allgemeine Lieblingsgetränk ist der Mate oder Paraguaythee. Die Kräuter werden in die Macerina, ein aus einem Flaschenkürbis geschnitztes Gefäß, gethan und mit siedendem Wasser übergossen; dann steckt die Hausfrau ein unten mit einem Siebe versehenes Röhrchen in die Macerina, zieht einige Schlucke ein und reicht es weiter; Wirth und Gäste saugen alle nach Herzenslust den gewürzduftenden Trank durch die nämliche Röhre. — Bei allem Ueberfluß an Nahrung sind die Leute doch sehr arm; denn es fehlt ihnen an Verdienst durch Arbeit, und daher mangelt den geringeren Klassen das Geld, um sich die unbedeutendsten Luxusartikel zu verschaffen. Ein Mann brachte auf seinem Rücken einen Sack Holzkohlen auf den Markt, um eine Kleinigkeit dafür zu erlangen, ein anderer eine Diele, um sie gegen eine Flasche Wein zu vertauschen. Als Bewohner einer fruchtbaren Insel sind die Chiloten vorzüglich auf Ackerbau und Schifffahrt angewiesen. Aber wie mangelhaft sind ihre Ackergeräthe und Fahrzeuge! Soll ein Feld umgebrochen werden, so geschieht es durch zwei Indianer mit langen zugespitzten Stöcken. Der eine steckt seinen Stock schief und ziemlich tief in die Erde, der andere

den seinigen seitwärts unter den ersten, so daß er die Unterlage eines Hebels bildet. Darauf drückt der erste Indianer seinen Stock auf den Unterstützungspunkt und bricht dadurch mit der Spitze die Erde auf. So rücken Beide allmählig vorwärts und durchfurchen mühsam das Feld. Die Boote sind ungestalte schwerfällige Kasten, die nur träge dem Ruder und dem Winde gehorchen. Zur Ueberschiffung der Bodenerzeugnisse aus den südlichen Dörfern nach San Carlos vereinigen sich gewöhnlich größere Gesellschaften der Indianer. Männer und Weiber lösen sich beim Rudern ab. Bläst ein günstiger Wind, so giebt schnell jeder Mann seinen Poncho, jede Frau ihre Mantille zu einem Stegreif-Segel her. Die Ponchos werden an den Schlitzen zugeheftet, mit den Mantillen zusammengenäht, an eine Stange befestigt und so an einem Maste aufgehißt. Diese bunten undichten und schweren Segel können nur bei starkem Winde etwas nutzen. Nach zurückgelegter Tagereise wird das Segel herunter gelassen, die Schnüre ausgezogen; Jeder nimmt das ihm zugehörige Stück und hüllt sich damit zum Schlafen ein. Der Handel von San Carlos ist unbedeutend. Einige Küstenfahrer bringen Holz, als Hauptartikel der Ausfuhr, Kartoffeln, Schinken und Besen nach Valparaiso (a-i), Arica, Callao (lj) ꝛc. und tauschen dagegen Leinewand, Kattun, Wollenzeug, Eisenwaaren, Branntwein und Tabak ein. Der häufige Besuch nordarmerikanischer und französischer Wallfischfänger, die sich in diesem Hafen wohlfeil verproviantiren können, hat seit einigen Jahren sehr verderblich auf die Sitten der sonst genügsamen, ruhigen und fleißigen Bewohner eingewirkt.

Das Innere der Insel ist sehr arm an Vierfüßlern. Am größten ist ein Fuchs (Canis fulvipes), das einzige Raubthier. Auf der Küste finden sich häufig Seehunde aus der Abtheilung der Ohrrobben, ferner Seeottern und Flußmäuse (Myopotamus Cyopus). Unter den Vögeln ist der Cheucau (Pteroptochus rubecula) zu erwähnen, ein sonderbarer kleiner Vogel mit rother Brust, der verschiedene ganz eigenthümliche Stimmen von sich giebt. Je nach diesen Stimmen verkündet er den abergläubischen Eingeborenen entweder Heil oder Unheil. Er besucht den düstersten Wald. Bisweilen kann man ihn mit der größten Aufmerk-

samkeit nicht entdecken, obgleich sein Geschrei ganz nahe gehört wird; ein andermal, wenn man bewegungslos da steht, nähert sich der rothbrüstige kleine Vogel ganz vertraulich bis auf einige Fuß, indem er mit emporgerichtetem Schwanz geschäftig durch die verworrene Masse von abgestorbenem Rohr und Zweigen hüpft. Ich hatte eines Tages einen Indianerburschen mit auf die Jagd genommen und meine Flinte auf einen dieser Vögel angelegt, der auf niedrigem Gebüsch sitzend ein schallendes „huit-huit-ru!" hören ließ, als mich mein Begleiter beim Arm faßte und mich dringend bat, das Thierchen nicht zu schießen, da es seine Unglückstöne gesungen habe, welche die Einwohner sich durch „Nimm dich in Acht!" übersetzen. Ich schoß dennoch und betrachtete noch das erlegte niedliche Vögelchen, als ein Maulthier, wahrscheinlich durch den Schuß erschreckt und gereizt, in voller Wuth auf uns zugerannt kam, so daß wir uns eiligst hinter einen Zaun retten mußten. Meine an das Gebüsch gelehnte Flinte mußte die Erbitterung des Thiers entgelten; sie wurde auf die Erde geworfen, gebissen und mit den Vorderfüßen gestampft, bis es uns gelang das zornige Thier zu vertreiben. Mit wichtiger Miene sagte der Indianer: „Es ist gut, wenn es dabei sein Bewenden hat; ich habe ja gesagt: der Vogel hat Unglück gepfiffen." Eine damit verwandte Art, von den Eingeborenen „Guid-guid" genannt, kann mit Recht „bellender Vogel" heißen, da seine Töne ganz dem Bellen eines kleinen Hundes entsprechen. Außer diesen Vögeln giebt es nur noch wenige, welche diese düsteren Wälder bewohnen und kaum das allgemeine Schweigen unterbrechen. Zu dem Kläffen des Guid-guid und dem huit-huit-ru oder Hu-hu des Cheucau fügt der kleine Zaunkönig sein Geschrei hinzu; der Baumläufer folgt ihm schreiend und zwitschernd, der Kolibri schießt hie und da von einer Seite zur andern und läßt sein scharfes Zirpen hören; endlich kommt von der Spitze eines hohen Baumes der unbestimmte klagende Ton des weißhäubigen Tyrannenfliegenfängers. — Von der Dichtigkeit der Urwälder dieser Gegenden giebt uns der englische Naturforscher Charles Darwin eine Vorstellung, indem er uns die versuchte Besteigung der Spitze von San Pedro einer südlich gelegenen Insel, beschreibt. „Es gelang uns nicht", sagt

er, „den Gipfel zu erreichen; der Wald war so undurchdringlich, daß Niemand sich eine mehr verwickelte Masse von todten und absterbenden Bäumen denken kann. Unsere Füße berührten oft zehn Minuten lang nicht den Boden, und wir waren häufig zehn oder funfzehn Fuß darüber; zum Scherz riefen die Matrosen die Tiefe des Senkbleies aus. Zu anderen Zeiten krochen wir Einer nach dem Andern auf Händen und Knien unter den faulenden Stämmen durch. Auf dem niedrigeren Theile des Berges standen herrliche Bäume von der Winters-Rinde*) und ein Lorbeer wie der Sassafras mit wohlriechenden Blättern nebst anderen mit einem kriechenden Bambus oder Rohr zusammen verflochten. Hier waren wir wie Fische, die in einem Netze um sich schlagen, um dem Tode zu entgehen. Höher hinauf nimmt Gebüsch die Stelle der größeren Bäume ein, hie und da mit einer rothen Ceder oder Fichte vermischt. In einer Höhe von beinah tausend Fuß fand ich die südliche Buche, jedoch in armseliger zwerghafter Gestalt; ich halte dies für ihre nördlichste Grenze. Zuletzt gaben wir unser Vorhaben in Verzweiflung auf."

Der Tag unserer Abreise rückte heran, und die Lebensmittel wurden eingeschifft. Einem Ochsen, der mitgenommen werden sollte, banden die Indianer die vier Füße zusammen und rollten ihn auf langen Balken in den Kahn; am Schiffe angelangt, banden sie ihm ein starkes Tau um die Hörner und ließen ihn von den Matrosen an einen starken Haken aufhissen. Es nahm sich nun sehr seltsam aus, einen zwar festgebundenen, aber doch sich sträubenden Stier an der Schiffswinde zwischen Himmel und Wasser schweben zu sehen. Ein kleines chilotisches Pferd,

---

*) Der gemeine Wintersrindenbaum (Wintera aromatica) wächst in Südamerika und an der Magelhansstraße in sonnigen Thälern, ein immergrünes Bäumchen, 8 bis 12' hoch, bisweilen 30 bis 40'. Der drei Mann dicke Baum liefert die Wintersche Rinde. Diese, auswendig gelblich grau, inwendig zimmetbraun, riecht gerieben angenehm, schmeckt sehr gewürzhaft, wie Zimmet und Pfeffer, und ist sehr wirksam gegen Magenbeschwerden und Scorbut. Wilhelm Winter, der als Schiffscapitain 1578 den Weltumsegler Drake begleitete, brachte die Rinde zuerst nach England. Der chilesische Wintersrindenbaum unterscheidet sich von dem ersteren durch die Blätterform; er wird 7 Klafter hoch, und mannsdick und heißt hier wegen der Rinde Zimmetbaum (Arbor della Canella).

das mit uns nach Peru reisen sollte, behandelte man etwas glimpflicher, denn man hißte es in Gurten. — Den 21. Juni segelten wir mit frischem Ostwind zur Bai hinaus. Drei Küstenfahrer, von denen einer bis zu den Mastkörben hinauf mit Besen beladen war, verließen gleichzeitig die Rhede und nahmen ihren Lauf ebenfalls nach Valparaiso zu. Am 23. schreckte uns des Nachts ein heftiger Stoß und ein eigenthümliches Zittern des ganzen Schiffes aus dem Schlafe auf. Wir glaubten auf verborgene Felsen aufgefahren zu sein. Die Sonde wurde ausgeworfen, aber kein Grund gefunden. Der Kapitain schrieb die Erschütterung einem Erdbeben zu, und seine Vermuthung bestätigte sich nachher. In Valdivia, auf dessen Höhe wir uns befanden, hatte in jener Nacht ein heftiger Erdstoß statt gefunden. Die Umrisse der ganzen Küstenlinie sind dieselben wie in der Mitte von Chiloe; der Wald ist auch hier nirgends gelichtet, und an der See erscheinen kühne felsige Vorgebirge. Darwin berichtet uns über seinen Besuch an dieser Küste Folgendes.

„Nachdem wir in dem schönen Hafen von Valdivia Anker geworfen, ging das Boot nach der etwas über zwei Meilen entfernten Stadt. Wir folgten dem Lauf des Flusses, kamen an einigen Hütten und Culturflächen in dem sonst ununterbrochenen Walde vorbei und begegneten zuweilen einem Kahn mit einer indischen Familie. Die Stadt liegt an den niedrigen Stromufern und so vollständig in einem Wald von Apfelbäumen begraben, daß die Straßen nichts als Pfade in einem Obstgarten sind. Ich habe nie ein Land gesehen, wo Apfelbäume so zu gedeihen schienen, als in diesem fruchtbaren Thale von Süd-Amerika. Ein alter Mann bei Valdivia zählte mir die mancherlei nützlichen Dinge auf, wozu die Aepfel benutzt werden können. Zuerst macht er Cider daraus, dann zieht er aus den Trebern einen feinen weißen Branntwein ab; durch eine andere Behandlung erhielt er einen süßen Syrup. Die Rinder und Schweine schienen während dieser Jahreszeit (in der ersten Hälfte des Februar) fast nur in den Obstgärten zu leben. — Begleitet von einem Führer unternahm ich einen kurzen Ausflug zu Pferde. Bei Valdivia ist noch nicht viel Land angebaut. Nachdem wir in geringer Entfernung einen Fluß passirt, betraten wir den

Wald und sahen nur eine einzige ärmliche Hütte, ehe wir unser Nachtlager erreichten. Die immergrünen Bäume sind hier nicht so zahlreich wie auf Chiloe, und in Folge davon hat der Wald ein helleres und lebendigeres Grün. Auch hier sind die unteren Theile durch Rohr verwoben. Eine Art, die dem Bambus von Brasilien ähnelt und etwa zwanzig Fuß hoch wird, wächst gruppenweis und schmückt die Ufer einiger Ströme. Daraus verfertigen die Indianer ihre langen Speere (Chuzos). Unsere Schlafstätte war so schmutzig, daß ich vorzog, außen zu schlafen. Die erste Nacht auf solchen Reisen ist gewöhnlich sehr unruhig, da man sich an das Beißen gewisser schnellfüßiger Insecten noch nicht gewöhnt hat. Ich kann versichern, daß am Morgen nicht ein schillinggroßer Fleck auf meinen Beinen war, der nicht seinen kleinen rothen Stich hatte. Bei der Fortsetzung unseres Rittes durch den Urwald begegneten wir nur zuweilen einem Indianer zu Pferd oder einen Trupp schöner Maulthiere, welche Planken von der Alerce-Fichte und Getreide von den südlichen Ebenen brachten. Des Nachmittags hatten wir von dem Gipfel eines Hügels einen schönen Blick auf die Llanos (lj). Es hat etwas Wohlthuendes, in die unbegrenzte helle Weite dieser offenen freien Ebenen zu schauen, nachdem man in der düsteren Baumwildniß fast wie in einem Gefängniß, lange Zeit eingeklemmt und begraben war. Die Llanos sind die fruchtbarsten und bevölkertsten Theile des Landes, da sie den ungeheuren Vortheil besitzen, beinah von Bäumen frei zu sein. Beim Ausgang des Waldes kamen wir über einige flache lichte Stellen, wo die einzelnen Bäume wie in einem englischen Park standen. Es ist merkwürdig, wie häufig eine Ebene dem Wachsthum von Bäumen feindlich zu sein scheint. Schon Humboldt fand viele Schwierigkeit, ihre Anwesenheit in gewissen Theilen von Süd-Amerika und ihre Abwesenheit in andern zu erklären. — Der 20. Februar (1835) brachte in Valdivia das heftigste Erdbeben, dessen sich die ältesten Leute erinnern können. Ich war grade am Lande und hatte mich im Walde zur Ruhe gelegt. Es kam plötzlich und dauertezwei Minuten, aber die Zeit schien viel länger zu sein. Das Schwanken des Bodens war sehr fühlbar. Man konnte ohne Mühe aufrecht stehen, doch machte mich die Bewegung

fast schwindeln. Es war, als wenn Jemand über dünnes Eis Schlittschuh läuft, das sich unter dem Gewicht seines Körpers beugt. In der Stadt erregte das Ereigniß Schrecken; denn obgleich die von Holz gebauten Häuser nicht umfielen, so wurden sie doch so heftig erschüttert, daß die Bretter krachten und rasselten. Das Volk stürzte in größter Aufregung aus den Thoren. Am Strande, wo grade Ebbezeit war, schoß das Wasser sehr schnell bis zur Fluthmarke und kehrte dann eben so schnell wieder auf den vorigen Stand zurück."

Nach einer ziemlich günstigen Ueberfahrt von sieben Tagen ankerten wir am 30. Juni im Hafen von Valparaiso. Keiner von uns hätte dieser unfruchtbaren eintönigen Küste den Namen „Paradiesthal" (Valle del Paradiso) gegeben, und doch muß früheren Seefahrern nach langem unstäten Umherirren auf der Wüste des Oceans ihr Anblick paradiesisch vorgekommen sein. Vom Meeresufer an erhebt sich wellenförmig eine 15 bis 1600 Fuß hohe Hügelreihe mit abgerundeten Kuppen und verschmilzt sich immer höher ansteigend im Innern des Landes mit der Hauptkette der Anden. Graubraun ist die Decke der rundlichen, aus Granit oder Gneis bestehenden Hügel, nur hin und wieder von mattgrünen Stellen durchwürfelt und von zahlreichen ziegelrothen Schluchten durchfurcht. Halbdürre Cactusarten vermögen nicht der todten Landschaft frisches Leben einzuflößen. Die Bai von Valparaiso ist nach Norden und Westen offen, nach Süden, wo die Ufer steil und felsig, durch ein kleines Vorgebirge, die Punta de Coromilla, geschützt. Der Hafen ist durch seine freie Oeffnung nach Norden unsicher; denn die heftigsten Winde wehen aus dieser Himmelsgegend und wachsen oft zu verderblichen Stürmen an; die Wellen steigen dann zuweilen so hoch wie auf offenem Meer, und die Schiffe werden genöthigt, alle Nothanker auszuwerfen. In verschiedenen Jahren wurden schon eine Menge Fahrzeuge von ihren Ankern losgerissen und an Felsen zerschellt. Gegen die Südwinde dagegen, die oft nicht minder stark als die Nordwinde toben, bietet der durch die Punta de Coromilla geschützte Hafen einen sicheren Zufluchtsort dar. Die Stadt Valparaiso erstreckt sich nach Norden über das flache Ufer in einer langen Doppelreihe von Häusern;

nach Süden zieht sie sich treppenartig an den Hügeln hinauf. Zwei große Schluchten theilen hier die Stadt in drei, dicht mit niedrigen meist schmutzigen Häusern bedeckte Quartiere. Längs der kleineren zahlreichen Schluchten, die überall ziemlich parallel laufend den Boden durchschneiden, stehen die ärmlichen Wohnungen. Die schmalen schlechten Gäßchen, welche an diesen Schluchten entlang führen, sind im Winter und des Nachts bei der mangelhaften Straßenbeleuchtung sehr gefährlich, so daß schon viele Menschen über den Rand hinunter in den Tod gestürzt sind, wohl am häufigsten betrunkene Matrosen. Südlich von Valparaiso dehnt sich auf sanftem Abhang eine Ebene ungefähr eine halbe Meile weit aus. Hier sieht man an schönen Abenden Reiter ihre Pferde tummeln oder Jäger mit wohl abgerichteten Hunden Schnepfen suchen. Am Ende dieser Ebene steht ein ziemlich hoher hölzerner Leuchtthurm. Drei kleine Forts schützen den Hafen. Von hier aus gesehen, erscheint die Stadt ziemlich hübsch, besonders durch einzelne niedliche Wohnungen, die an dem Abhang der Hügel auf kleinen, meistens künstlich abgeplatteten Stufen erbaut sind. Der nächste Hintergrund ist traurig, der fernere hingegen gewinnt einen eigenthümlichen Reiz durch den 23,000 Fuß über dem Meeresspiegel erhabenen Gipfel des Vulkans Aconcagua, der an heiterem Abende im Golde des Sonnenuntergangs erglüht. Dann sieht man bei großer Durchsichtigkeit der Luft von den benachbarten Hügeln aus auch die Cordillera-Kette mit ihren zackigen Umrissen in wunderbarer Klarheit und doch in den mannigfaltigsten und zartesten Färbungen. Am Landungsplatz zieht das schöne große Zollhaus die Augen der Neuankommenden auf sich. Im Uebrigen findet man nur einfache Gebäude und Kirchen; die Häuser sind niedrig, weiß angestrichen und mit Ziegeldächern versehen. Die Zimmer in den Gasthöfen sind kaum nothdürftig meublirt, unreinlich und voll Ratten und Ungeziefer; der Tisch dagegen ist ziemlich gut, da es dem Markte nicht an schmackhaftem Fleisch und Gemüse mangelt.

Bei unserer Ankunft herrschte in der Stadt und dem Hafen ein sehr reges Treiben. Chile hatte damals der Bundesrepublik von Peru und Bolivia, zu deren Protector sich Santa Cruz

aufgeworfen, den Krieg erklärt und die Expedition dahin wurde grade eingeschifft. Kaum hatten wir geankert, so kamen mehrere Officiere der Landarmee an Bord und fragten, ob wir keine Degen, woran es ihnen noch fehlte, zu verkaufen hätten. Unser Steuermann bot ihnen mehrere Säbel an. Einige davon wurden gekauft, darunter auch ein fast fünf Fuß langer Pallasch eines Kürassiers aus Napoleons Garde. Der chilenische Officier, der sich in den Besitz desselben gesetzt, ein junger Schwächling, vermochte das gezogene Schwert kaum mit beiden Händen zu schwingen, meinte aber doch, er könne sich beim Angriffe gut damit decken und werde manchen Peruaner den Garaus machen. Zufälligerweise traf ich diesen Helden zehn Monate später auf dem Marsch im Gebirge von Peru. Er hatte ein federleichtes Degelchen umgeschnallt, aber ein handfester Neger trug den mächtigen Pallasch hinter ihm her. Ich fragte ihn, ob er schon viele Feinde damit erschlagen habe; er gestand mir indeß ehrlich, daß die Waffe ihm etwas zu schwer sei. — Das chilenische Geschwader, das nach Peru abgesandt wurde, bestand aus 27 Transportschiffen und 9 Kriegsschiffen; Alles war jedoch in schlechtem Zustande. Die Kriegsschiffe hatten nur wenige Kanonen und unzureichende Matrosenzahl. Die Transportschiffe führten theils Truppen, theils Proviant, nämlich gedörrtes Rindfleisch, ganze gedörrte Schafe, gedörrtes Obst, Mais, Kartoffeln, Gerste und Heu. Bei der Einschiffung der Pferde ging es bunt zu: viele wurden beim Aufhissen erwürgt, andere fielen aus den Gurten und ertranken; eine Anzahl starb vor der Abreise im Hafen, und alle Morgen sahen wir Dutzende von todten Rossen über Bord werfen. Das ununterbrochene heftige Schwanken der mit Kavallerie beladenen Schiffe zeigte deutlich, daß sie in den Zwischendecken nicht sehr sorgfältig eingepfercht sei. In der ersten Hälfte des Juli segelte das ganze Geschwader ab. Das Volk in Chile war diesem Feldzug sehr abgeneigt. Ich stand am Landungsplatze, als das Bataillon „Santiago" an Bord gebracht wurde. In schlechten Uniformen, die meisten nur in Ponchos, wurden die Soldaten ohne Waffen, zwei und zwei mit Stricken zusammengebunden, in die Kähne getrieben. Der für Chile glückliche Ausgang dieses Krieges darf wahrlich nicht der Bravheit dieser

Soldaten und ihrer Anführer zugeschrieben werden, sondern wurde durch eine Zusammenwirkung anderer günstiger Umstände herbeigeführt.

Wie in allen Seestädten, so findet man auch in Valparaiso ein buntes Gemisch der verschiedensten Nationen, Sprachen und Sitten. Der Großhandel mit europäischen Waaren ist sehr bedeutend, aber fast ausschließlich in den Händen einiger großen nordamerikanischen und englischen Häuser. Die Stadt gewinnt alljährlich an Häusern und Einwohnern, deren Zahl über 20,000 beträgt. Die Polizei ist so gut, als wahrscheinlich nirgends in ganz Süd-Amerika. Sie wird nachts durch Wächter (Serenos) zu Fuß und zu Pferde gehandhabt, die sich fortwährend durch Pfeifen Signale geben; bei dem Ausrufen der Stunden wird auch hier, wie in Spanien das Wetter beigefügt. Um zehn Uhr hört man den ersten Ruf: „Es lebe Chile, gelobt sei die Jungfrau Maria, es ist zehn Uhr und heiter!" oder „trübe" oder „regnerisch" (Viva Chile, Ave Maria purissima, las diez, han dado y sereno, „nublado," „lloviendo"). Halbstündlich wiederholt sich der Ruf bis vier Uhr Morgens. So in den meisten Städten der Westküste. Man hört hier zuweilen von nächtlichen Mordthaten, aber meistens wird der Thäter gefahndet und erschossen. Eine sehr zweckmäßige Einrichtung ist in einem Lande, welches keinen Winter hat, das „wandernde Zuchthaus." Es besteht aus einer Anzahl großer bedeckter Wagen, die ungefähr wie Menageriewagen aussehen. Das Innere enthält Schlafstellen für je acht bis zehn Sträflinge, welche ihren Wagen, unter Begleitung von Schildwachen, selbst ziehen müssen und da man sie meistens zu Straßenarbeiten gebraucht, so können sie leicht ohne viele Unkosten auf verschiedene Punkte vertheilt werden. Ich habe mehrere dieser Wagen durchmustert und bei vielen Sträflingen war die roheste Leidenschaft, die verworfenste Sinnlichkeit mit so scharfen Abscheu erregenden Zügen ausgeprägt, daß man sich nur mit Grauen wegwenden mußte bei dem Gedanken, das Antlitz sei der Spiegel der Seele.

Die Umgegend von Valparaiso ist arm an Säugethieren. Man trifft zuweilen einen Fuchs (Canis Azarae) oder ein Stinkthier. Nahe bei der Stadt kommt sehr häufig in allen Erdlöchern

eine ziemlich große Maus vor, ein Achtzahn (Octodon Cummingii) mit einem pinselförmigen Schwanz. Auf dem Markt werden oft lebende Condore, die man in Fußeisen fängt, für den Preis von einem bis anderthalb Piaster verkauft. In einem Hofe sah ich acht dieser Riesenvögel, die an einem langen, durch die Nasenlöcher gezogenen Riemen, dessen Ende ein in die Erde gerammelter Pflock oder eine Eisenstange hielt, festgebunden waren. Ein sehr großes altes Männchen klafterte von einer Flügelspitze zur anderen vierzehn englische Fuß und zwei Zoll. Das Ernähren von acht solchen Vögeln ist keine Kleinigkeit, denn sie gehören zu den gefräßigsten Raubthieren. Der Besitzer versicherte, daß er versuchsweise einem Condor im Laufe eines Tags achtzehn Pfund Fleisch (Eingeweide von Ochsen) gegeben habe, die er alle verzehrte und am folgenden Tage mit gleicher Gier seine gewöhnliche Ration hinunterwürgte. — Aus dem Innern bringt man auch gezähmt kleine ganz grüne Papageien, wenig größer als Finken; sie sind außerordentlich zutraulich und lernen sehr schnell sprechen. Unter mehreren Arten von Kolibri's, die Chile aufzuweisen hat, findet sich der größte (Trochilus giges) häufig in der Nachbarschaft von Valparaiso. Der schönste Vogel der Bai ist der majestätische Schwan (Cygnus nigricollis), der einen blendend weißen Körper mit schwarzem Kopf und Hals hat. — Während des Sommers wehen die Winde beständig von Süden oder vom Lande her, so daß niemals Regen fällt, der während der drei Wintermonate sehr häufig eintritt. Daher die Aermlichkeit der Vegetation. Mit Ausnahme einiger tiefen Thäler kommen nirgends Bäume vor; nur etwas Gras und niedrige Gebüsche sind über die weniger steilen Theile der Hügel zerstreut. Es giebt jedoch sehr viele schöne Blumen, und wie in den meisten anderen trockenen Klimaten haben Pflanzen und Sträucher starke eigenthümliche Gerüche; selbst die Kleider werden wohlriechend, wenn man das Gebüsch durchstreicht.

Eine lebhafte Verbindung besteht mit der Landes-Hauptstadt Santiago, die einige zwanzig deutsche Meilen (dreißig Leguas) von dem Hafen entfernt ist. Santiago liegt in einer herrlichen, zum Theil mit Akazienwäldern bedeckten Ebene am linken Ufer des Mapocho, längs dessen fast eine Stunde weit

ein sehr fest gebauter Damm hinläuft, um die Stadt vor Ueberschwemmungen zu schützen. Eine prachtvolle Steinbrücke führt über den Fluß zu den gegenüberliegenden drei Vorstädten. Mit Einschluß derselben zählt man etwa 65,000 Einwohner. Die weitläuftig angelegten Häuser sind nur einstöckig, haben aber hohe luftige Zimmer. Wasserleitungen versorgen alle Wohnungen und die dahinter sich anschließenden Gärten. Der große viereckige Marktplatz ist auf jeder Seite 450 Fuß lang; und in seiner Mitte sprudelt eine hübsche Fontaine aus Erz. Er wird von den ausgezeichnetsten Gebäuden, dem Regierungspalast und der im maurischen Stil gebauten Domkirche, dem Zollamt und der Münze, eingeschlossen. Mitten in der Stadt liegt auf einem kleinen Felsen das Fort St. Lucia, von wo aus man das Ganze überschaut. Santiago ist nicht so schön, noch so groß, wie Buenos Ayres, aber nach demselben Plan gebaut. Die an Naturschönheiten reiche Umgegend findet ihre Krone in dem romantischen Berg San Christoval. — Im Folgenden geben wir Darwins Erzählung von seinem Uebergang über die Cordillera.

„In diesem Theile von Chile giebt es zwei Pässe über die Cordillera. Der gangbarste ist der von Aconcagua oder Uspallata, etwas nördlich von der Hauptstadt; der andere südwärts gelegene, der Portillo(lj) genannt, ist etwas höher und wegen der doppelten Gebirgskette gefährlicher. Wir brachen nach dem Portillo-Paß auf. Indem wir Santiago verließen, kamen wir durch die weite, jetzt (18. März) verbrannte Ebene, auf welcher die Stadt liegt. Am Nachmittag erreichten wir den Maypo, einen der bedeutendsten Flüsse in Chile. Wo das Thal in die Cordilleren eintritt, wird es beiderseits von hohen öden Bergen begrenzt und ist zwar nicht breit, aber fruchtbar. Zahllose Häuser waren von Reben und Gärten mit Aepfeln, Pflaumen und Pfirsichbäumen umgeben. Die Aeste der letzteren brachen fast unter dem Gewicht der schönen reifen Früchte. Gegen Abend kamen wir am Mauthhause vorbei, wo unser Gepäck untersucht wurde. Die Beamten bewiesen sich sehr höflich, wie das überhaupt die Art der Chilenen ist. Die Grenze von Chile wird hier besser durch die Cordilleren als durch das Meer bewacht;

denn es führen nur sehr wenig Thäler zu den inneren Gebirgsrücken, die Berge aber sind viel zu hoch und zu steil, als daß ein Lastthier sie passiren könnte. Ueber Nacht schliefen wir in einer Hütte. Unsere Art zu reisen war sehr unabhängig. Auf den bewohnten Plätzen kauften wir etwas Brennholz, mietheten Weide für die Thiere und campirten mit ihnen in einer Ecke desselben Feldes. In einem eisernen Topf kochten wir unser Abendessen und ließen es uns unter dem wolkenlosen Sternenhimmel trefflich schmecken. Mein Begleiter war der Führer Mariano Gonzales und ein Arriero mit seinen zehn Maulthieren und einer Madrine oder Pathin. Dies ist eine alte gesetzte Stute mit einer kleinen Glocke am Halse, und wohin sie geht, folgen ihr alle Maulthiere gleich guten Kindern. Von unseren zehn Thieren waren sechs zum Reiten und vier zum Lasttragen bestimmt; je drei und je zwei wechselten immer mit einander ab. Wir führten viel Nahrungsmittel bei uns, im Fall wir eingeschneit würden, da die Jahreszeit zum Uebergang über die Portillo etwas spät war. — Am 19. März ritten wir nach dem letzten und deshalb höchsten Hause in dem Thale. Die Bewohner wurden dünn, das Land war da, wo es Wasser hatte, sehr fruchtbar. Alle Thäler der Cordillera haben dieselbe Bildung. Unregelmäßige Schichten von wohlabgerundeten Geröllsteinen füllen, mit etwas Schlamm und Sand vermischt, den Grund bis zur Tiefe von einigen hundert Fuß. Diese Schichtung folgt dem Laufe des Thals und erhebt sich nach oben hin in sehr allmähliger sanfter Steigung. Die Flüsse haben viel davon in der Mitte weggeschwemmt und auf diese Weise eine Erdstufe von gleicher Höhe, aber von verschiedener Ausdehnung auf jeder Seite zurückgelassen. Dieser schmale Raum zwischen den Klippen, die den Fluß begrenzen, und dem Fuße der Berge ist der einzige zum Anbau geeignete Theil und auf demselben läuft auch die Straße hin. Die Flüsse, die wie der Maypo in diesen Thälern fließen, sollten eigentlich Bergströme genannt werden. Ihr Fall ist sehr bedeutend und ihr Wasser von Schlammfarbe. Das Brausen des Maypo, wenn er über die großen, abgerundeten Trümmer dahinrauschte, war wie das des Meeres. Durch das Getöse des brausenden Wassers hörte man

sehr deutlich längs des ganzen Stromlaufes bei Tag und Nacht das rasselnde Geräusch der Steine, wenn sie über einander rollten. Die tausend und aber tausend Steine, die zusammenschlagend einen einförmigen Ton hervorbringen, wandern alle demselben Ziele entgegen. Der Ocean ist ihre Ewigkeit und jeder Klang dieser wilden Musik spricht von einem Schritte weiter nach ihrer Bestimmung. Der Geist faßt nur langsam die ungeheure Wirkung, die durch eine so unscheinbar sich wiederholende Ursache hervorgebracht wird. So oft ich Schichten von Schlamm, Sand und Gerölle zu der Höhe von vielen tausend Fuß aufgehäuft sah, war ich geneigt auszurufen, daß Ursachen, wie die jetzigen Flüsse, dergleichen nicht zermahlen könnten. Lauscht man aber dem rasselnden Geräusch dieser Ströme und erinnert sich, daß ganze Thiergeschlechter in dem Zeitraum von der Oberfläche der Erde verschwunden sind, in welchem Tag für Tag diese Steine dahin rollten, so fragt man sich, ob irgend ein Berg oder ein Festland einer solchen Abnutzung widerstehen könnte. In diesem Theil des Thales sind die beiderseitigen Berge etwa drei bis sechs oder acht tausend Fuß hoch. Ihre Umrisse sind abgerundet, aber mit steilen und nackten Seiten. Die allgemeine Farbe des Felsens ist dunkelpurpurn und die Schichtung sehr deutlich. Die Landschaft ist freilich nicht schön, jedoch merkwürdig und großartig. Wir begegneten während des Tages mehreren Rindviehheerden, die von den höheren Gebirgsthälern heruntergetrieben wurden. Dieses Zeichen des herannahenden Winters beschleunigte unsere Schritte. Das Haus, wo wir schliefen, lag an dem Fuße eines Berges, auf dessen Gipfel sich die Gruben von San Pedro de Nolasko befanden. Die Entdeckung solcher Erzgänge geschieht hier oft bei dem Suchen nach Holz, das in manchen Bezirken sehr selten ist, oder beim Viehhüten durch Leute, die jede Schlucht besuchen, wo es etwas Weide giebt. Manche nehmen auch des Sonntags Brecheisen mit sich und gehen auf Entdeckungen aus. Zuweilen hilft ein günstiger Zufall auf die Spur. So bei den reichhaltigen Gruben von Chanuncillo, wo in wenigen Jahren Silber zu dem Werth von Millionen gewonnen wurde. Ein Mann hatte nämlich einen Stein nach seinem beladenen Esel geworfen und

dachte nachher daran, daß er sehr schwer gewesen, hob ihn wieder auf und fand ihn voll von gediegenem Silber. Die Ader war nicht weit entfernt und stand wie ein silberner Keil hervor. — Als wir am 20. März das Thal hinaufstiegen, wurde der Pflanzenwuchs mit Ausnahme weniger schönen Alpenblumen äußerst spärlich; von Vögeln, Säugethieren oder Insecten sah man fast nichts. Die hohen Berge, deren Gipfel stellenweis Schnee bedeckte, standen scharf von einander geschieden, und die Thäler waren mit angeschwemmten Schichten von ungeheurer Dicke angefüllt. Sicherlich wurden diese Massen in dem Grunde tiefer Meeresarme angehäuft und allmählig aus dem Binnenbecken bis zur Höhe der Gebirgsverzweigung emporgehoben. Was mir am meisten in den Cordilleren auffiel, sind die flachen, bisweilen zu schmalen Ebenen ausgedehnten Terrassen auf jeder Seite der Thäler; die helle, besonders rothe und purpurne Färbung der nackten abschüssigen Hügel; die fortlaufenden mauerartigen Gangausfüllungen als Wirkung unterirdischen Feuers; die wohlausgeprägten Schichten, die, wenn sie (in den höheren und centralen Gebirgstheilen) beinahe senkrecht standen, die malerischsten und wildesten Felsspitzen, wo sie aber mehr geneigt waren, große massenhafte, den ersteren vorgelagerte Berge bildeten; endlich die glatten kegelförmigen Haufen von feinem hellfarbigen Schutt, die sich von schroffen Bergabhängen herabsenken und von denen einige über zwei tausend Fuß hoch sind. Die Menge des in kleine eckige Bruchstücke zersetzten Bröckelgesteins auf den Cordilleren ist grade da, wo dieselben während des Jahres meistentheils mit Schnee bedeckt sind, sehr groß. Gelegentlich im Frühjahr gleiten die Trümmermassen des Gesteins an den Bergen herunter, bedecken die Schneefelder der Thäler und bilden auf diese Weise natürliche Eiskeller. Wir ritten über einen solchen, der weit unter der Grenze des ewigen Schnees stand. Gegen Abend erreichten wir das Gyps-Thal (Valle del Yeso), ein Becken, das einst ein tiefer und großer See gewesen sein muß. Die Thalebene hat etwas dürre Weide, und in der umliegenden Felsenwüste erfreute uns der Anblick einer Rinderheerde. Der Name kommt von einem wenigstens 2000 Fuß mächtigen Lager von weißem, stellenweis ganz reinem

Gyps. Er wird zur Weinfabrikation benutzt, und wir übernachteten in Gesellschaft einiger Leute, die ihre Maulthiere damit beluden. — Am 21. März brachen wir früh auf und verfolgten den Lauf des klein gewordenen Flusses, bis wir am Fuße des Gebirgsrückens ankamen, welcher die Wasserscheide der in's stille und atlantische Meer fließenden Gewässer bildet. Die Straße wurde jetzt zu einem steilen Zickzackpfad. Die Cordillera besteht hier aus zwei Hauptzügen, deren Pässe die gemessene Höhe von 13,210 und 14,365 Fuß erreichen. Der westliche große Kettenzug heißt Peuquenes, der östliche Portillo, von dem man die Pampa's übersieht. Zwischen beiden Ketten liegt ein gebirgiges Hochland. Um Mittag begannen wir das langwierige Ersteigen der Peuquenes und verspürten zum erstenmal wegen der Dünne der Luft einige Athmungsbeschwerden. Die Maulthiere hielten alle funfzig Schritt still, und gingen nach einigen Secunden ohne Antrieb von selbst weiter. Ich selbst fühlte nur einen leichten Druck über Kopf und Brust. Das Gehen war sehr anstrengend, das Athemholen wurde tief und mühsam. Auf der halben Höhe begegneten wir einer Karawane mit etwa 70 beladenen Maulthieren. Eigenthümlich war der Rückblick auf den langgeschlängelten herabsteigenden Zug: Alles erschien außerordentlich klein, da man nur die Berge zum vergleichenden Maßstab hatte. Nahe am Gipfel blies ein heftiger kalter Wind. Auf jeder Seite des Kammes hatten wir breite Schneefelder zu passiren, die beständig dort liegen und jetzt bald einen frischen Ueberzug erhalten sollten. An mehreren Stellen dieses ewigen Schnees fand ich den sogenannten rothen Schnee oder die Schneeschleipe (Protococcus nivalis), wovon die Nordpol-Reisenden uns erzählen. Ich wurde darauf hingelenkt durch die blaßroth gefärbten Spuren der Maulthiere, die aussahen, als wenn ihre Hufe etwas blutig gewesen wären. Der Schnee war nur gefärbt, wo er sehr schnell aufgethaut oder zufällig zusammengedrückt wurde. Durch ein Vergrößerungsglas unterscheidet man froschlaichartige Schleimmassen, angefüllt mit kleinen purpurrothen Kügelchen, welche wiederum aus mehreren, sich im Wasser bewegenden Körnern bestehen. Die in Gruppen vereinigten Kügelchen dieser merkwürdigen Pflanze bilden sich zuerst an Felsen,

besonders Kalkfelsen, und werden durch die fließende Feuchtigkeit auf oder unter den Schnee geführt. Ich brachte Etwas von dem Schnee zwischen die Blätter meines Taschenbuches und untersuchte nachher sorgfältig die Flecken des Papiers. Wenn man Etwas davon auf dem Papier rieb, machte es eine blaßrothe Färbung mit etwas Ziegelroth gemischt. Wenn man die getrockneten Exemplare abschabte, sahen sie rundlich aus; legte man sie in Wasser, Weingeist oder verdünnte Schwefelsäure, so wurden sie entweder ausgedehnt oder zusammengezogen. Der mittlere Theil besteht eigentlich aus einer bluthrothen, mit einer farblosen Rinde umgebenen Substanz, und nach der Benetzung erschien er immer als ein Tropfen von einer rothen öligten Flüssigkeit mit wenigen sehr kleinen Körnchen, welche wahrscheinlich die Keime neuer Pflänzchen sind. — Als wir den Kamm erreicht hatten und zurückblickten, hatten wir eine prachtvolle Aussicht. Die Luft war von der reinsten Durchsichtigkeit, der Himmel vom tiefsten Blau. Die tiefen Thäler, die wilden zerrissenen Gestalten, die Trümmerhügel, die sich im Lauf der Zeiten angehäuft, die rothgefärbten Felsmassen im Contrast zu den ruhigen weißen Schneebergen: Alles gab ein Bild, das meine Phantasie nie hätte hervorrufen können. Man sah in der Einsamkeit hier oben weder Pflanze, noch Vogel, mit Ausnahme einiger Condore, welche um die höheren Zacken schwebten. Der schwarze Thonschiefer des Kammes enthielt zahllose Meeresschalthiere. Es ist eine alte Geschichte, aber deshalb nicht weniger wunderbar; wenn man von Schalthieren hört, die früher auf dem Boden des Meeres herumkrochen und jetzt beinah 14,000 Fuß über seinem Spiegel erhaben sind. Welche Wandelungen mußten inzwischen durch das Zusammenwirken von Wassers- und Feuersgewalt stattfinden! Auf den nackten Seiten der Berge sieht man verworrene Gänge und Keile von verschiedenartig gefärbten Porphyren, Basalten und anderen Gesteinsarten, welche die emporgehobenen Schichten wie nachhelfende Säulen und Pfeiler in jeder möglichen Form und Richtung durchbrochen haben und durch ihre Durchsetzungen verschiedene gewaltsame Perioden beurkunden."

„Nachdem wir die Peuquenes passirt hatten, stiegen wir in

das zwischen den beiden Hauptketten liegende Bergland herab und schlugen für die Nacht unser Lager in einer Höhe von nicht viel unter 11,000 Fuß auf. Die Wurzel einer kleinen strauchartigen Pflanze diente als Brennmaterial, machte aber ein jämmerliches Feuer, und der Wind war durchdringend kalt. Vor Ermüdung schlief ich schnell ein. Um Mitternacht erwachte ich und bemerkte, daß der Himmel sich plötzlich bewölkte. Ich erweckte den Arriero, ihn fragend, ob schlechtes Wetter drohe. Er sagte indessen, daß ohne Donner und Blitz ein Schneesturm nicht zu befürchten sei. Die Gefahr ist in einem solchen Falle groß und die Schwierigkeit des Entrinnens ebenfalls; denn da man längs dieses Passes keine Zufluchtshäuser gebaut hat, so kommt Alles darauf an, daß man eine Höhle findet. Ich erwähne bei dieser Gelegenheit, daß innerhalb der Haupt-Cordillera niemals Regen fällt, indem der Himmel während des Sommers wolkenlos ist, und im Winter kommen nur Schneestürme vor. — Am folgenden Tage begann wiederum ein beschwerliches und langwieriges Klettern. Himmelanstrebende kegelförmige Berge von rothem Granit erhoben sich auf jeder Seite, und in dem Thale gab es mehrere breite Schneefelder. Die gefrorenen Massen hatten während des Thauens hie und da die Gestalt von Spitzen oder Säulen angenommen. Auf einer dieser Eissäulen stand ein erfrorenes Pferd, wie auf einem Fußgestell, aber mit den Hinterfüßen hoch in der Luft. Zur Erklärung dieser sonderbaren Stellung müssen wir annehmen, daß das Thier mit seinem Kopfe vornüber in ein Loch fiel, als die Schneeschicht fortlaufend war, und daß die benachbarten Theile später hinweggethaueten. Nahe bei dem Kamme des Portillo wurden wir in eine Wolke gehüllt, die sich in der Gestalt kleiner gefrorener Spitzchen flimmernd niedersenkte und uns alle Aussicht benahm. Der Paß hat seinen Namen Portillo von einer schmalen Spalte oder einem Thor auf dem höchsten Rücken, durch welches die Straße führt. Wir stiegen bis zur oberen Grenze des Pflanzenwuchses herab und fanden unter einigen Felsstücken ein gutes Quartier. Bald nach Eintritt der Dunkelheit verzogen sich die Wolken, und die großen, vom Vollmond beleuchteten Berge schienen nun von allen Seiten überzuhängen, als wenn wir im

Grunde einer tiefen Schlucht begraben gewesen wären. Auch sehr früh eines Morgens beobachtete ich dieselbe auffallende Wirkung. Bei klarem Himmel fror es stark; da es aber windstill war, so schliefen wir sehr gut. Merkwürdig war mir auch, wie der Glanz des Mondes und der Sterne in dieser Höhe wegen der vollkommenen Durchsichtigkeit der Luft außerordentlich zunahm. Diese Durchsichtigkeit hing mit der gleichförmigen und fast vollkommenen Trockenheit des Dunstkreises zusammen. Aus dieser Ursache schrumpften Holzsachen zusammen, wie ich es an meinem geologischen Hammer wahrnehmen konnte; Eßwaaren, wie Brot und Zucker, wurden ausnehmend hart; Häute und Körper von Thieren, die auf der Straße umgekommen, zeigten sich wohlerhalten. Derselben Ursache müssen wir die leichte Erregung der Elektricität zuschreiben: mein wollenes Kamisol erschien im Dunkeln leuchtend, als wäre es mit Phosphor gerieben worden; jedes Haar auf einem Hunde knisterte, selbst die Linnentücher und Lederriemen am Sattel sprühten beim Angreifen Funken aus. — Das Herabsteigen auf der Ostseite der Cordilleren ist viel kürzer und steiler, als auf der Westseite, das heißt: die Berge erheben sich steiler von den Ebenen, als von dem Alpenlande Chile's. Ein ebenes glänzendes Wolkenmeer dehnte sich am 23. März zu unsern Füßen aus und verhüllte die Pampa's. Bald kamen wir in diese Wolkenregion und blieben den ganzen Tag darin. Nachmittags fanden wir Weide für die Thiere und Gesträuch zum Brennen in einem Thal. Darin verbrachten wir die Nacht. Es war die äußerste Grenze des Strauchwerks in einer Höhe von 7 bis 8000 Fuß. — Früh am andern Morgen erkletterte ich einen zur Seite des Thales gelegenen Berg und hatte eine weite Aussicht über die Pampa's, die sich von hier aus bis zum atlantischen Meere erstrecken. Auf den ersten Blick hatte die Aussicht viel Aehnlichkeit mit der Erscheinung des fernen Oceans, aber nördlich konnte man bald manche Unregelmäßigkeiten der Oberfläche unterscheiden. Das Auffallendste waren die Flüsse, die im Glanz der aufgehenden Sonne wie Silberfäden flimmerten, bis sie sich in der unermeßlichen Entfernung verloren. Um Mittag stiegen wir weiter in das Thal hinab und erreichten eine Hütte, wo ein Officier mit

drei Soldaten aufgestellt war, um die Pässe zu untersuchen. Einer von diesen Männern war ein ächter Indianer aus den Pampa's, den man wie einen Bluthund gebrauchte, um Jeden aufzuspüren, der heimlich entweder zu Fuß oder zu Pferde passiren würde. Ein Reisender hatte dies einst versucht. Aber der Indianer, der seine Spur entdeckte, verfolgte ihn den ganzen Tag über trockene und sehr steinigte Gegenden, bis er endlich in einer Schlucht seinen Mann traf. Wir hörten hier, daß die Silberwolken, die wir von der hellen oberen Gegend bewunderten, Ströme von Regen ausgegossen hatten. Das Thal öffnete sich von diesem Punkte aus allmählig und dehnte sich zu einer leicht gesenkten Ebene von Trümmergestein aus, die mit niedrigen Bäumen und Gebüsch bedeckt war. Diese Abdachung mochte leicht ein paar Meilen breit sein, ehe sie in die Pampa's übergeht. — Am folgenden Tage lief die Straße ein Viertelstündchen weit grade ostwärts über einen niedrigen Morast, und als sie auf die trockene Ebene stieß, wandte sie sich nördlich gegen Mendoza hin. Die Entfernung bis dahin beträgt zwei sehr lange Tagereisen. Der Weg geht über eine ganz flache öde Ebene, auf der nicht mehr als zwei oder drei Häuser stehn. Die Sonne brannte sehr, und an manchen Stellen war der Boden mit einer Salzkruste bedeckt. — Nach zwei sauren Tagereisen wurde unser Auge durch den fernen Anblick von Pappel- und Weidenreihen erfrischt, welche um das Dorf und den Fluß von Lujan(ch) wuchsen. Kurz vorher, ehe wir dort ankamen, bemerkten wir südwärts eine zerrissene röthlich braune Wolke. Anfangs meinten wir, es sei dicker Rauch, der von einem großen Feuer in den Ebenen herrühre. Bald nachher fanden wir, daß es ein Heuschreckenschwarm war. Die Insecten holten uns mit Hülfe eines leichten Windes ein. Der Hauptschwarm flog in einer Höhe von zwei bis drei tausend Fuß und mochte funfzehn bis zwanzig Fuß dick sein. Das Geräusch bei der Annäherung glich der eines starken Windes, der durch das Tauwerk eines Schiffes geht. Wo sie sich niederließen, waren sie zahlreicher als die Blätter in einem Felde. Die armen Landleute machten vergebliche Anstrengungen, durch den Rauch von angezündeten Feuern, durch Schreien und Schlagen mit Baumzweigen den

Angriff der verderblichen Fresser abzuwehren. Sie sind eine nicht seltene Landplage, doch können ihre Verwüstungen nicht mit denen der Heuschrecken des Orients verglichen werden. Wir schliefen in dem Dorfe Lujan und wurden über Nacht von der Benchuca oder der großen schwarzen Wanze der Pampa's angefallen. Es ist höchst ekelhaft, wenn man sich weiche ungeflügelte etwa einen Zoll lange Insecten über den Körper kriechen fühlt. Ehe sie gesaugt haben (und ihre Wunde macht keinen Schmerz), sind sie ganz dünn; nachher werden sie von dem anfüllenden Blute rund und dann kann man sie leicht zerquetschen. — Am 27. März ritten wir nach Mendoza. Diese Gegend ist wegen ihres Obstes berühmt, und gewiß konnte nichts blühender sein als die Weinberge und die mit Feigen, Pfirsichen und Oliven angefüllten Gärten. Wir kauften Wassermelonen, beinah zweimal so groß als ein Mannskopf, köstlich kühl und wohlschmeckend für einen äußerst billigen Preis und eben so Pfirsiche. Das Land verdankt, wie in Chile, seine Fruchtbarkeit ganz der künstlichen Bewässerung, und es ist wirklich wundervoll, wie ergiebig eine unfruchtbare Thalschlucht dadurch gemacht wird. Der Wohlstand dieses Platzes ist in den letzten Jahren sehr gesunken. Die unteren Klassen haben die lässigen und sorglosen Sitten der Gaucho's in den Pampa's, und ihr Anzug, Pferdezeug und Lebensweise ist fast ebenso. Capitain Head sagt von den Einwohnern: „Sie verzehren ihre Mahlzeit, und da es so heiß ist, gehen sie schlafen; was könnten sie Besseres thun?" Allerdings ist auch nach meiner Meinung die glückliche Beschäftigung der Mendozier Essen, Trinken und Nichtsthun."

„Am 29. März brachen wir auf, um nach Chile über den Paß Uspallata, nördlich von Mendoza, zurückzukehren. Wir hatten ein lange meist unfruchtbare Thalschlucht von funfzehn Stunden zu durchwandern. An einigen Stellen war der Boden ganz nackt, an anderen von zahllosen kleinen Zwergcactus bedeckt, die mit furchtbaren Dornen bewaffnet sind und von den Bewohnern „kleine Löwen" genannt werden. Obgleich die Ebene ungefähr 3000 Fuß über dem Meere liegt, so war die Sonne doch sehr brennend; dies und die feinen Staubwolken machten das Reisen äußerst lästig. Vor Sonnenuntergang erreichten wir das Haus

der Villa vicensio. Die Umgebung hat in Bezug auf die Erdbildung manches Merkwürdige. Die Uspallata-Kette ist hier von der eigentlichen Cordillera durch eine lange schmale Ebene oder ein Becken, ungefähr 6000 Fuß hoch, getrennt. Diese Ebene enthält verschiedene Arten von Lava, die unter dem Meer geflossen und die mit vulkanischen Sandsteinen und anderen Niederschlagsablagerungen wechselt. Das Ganze hat viel Aehnlichkeit mit einigen neueren horizontalen Schichten an den Küsten des großen Oceans. Wegen dieser Aehnlichkeit erwartete ich durch Kieselerde versteinertes Holz zu finden und täuschte mich nicht. Im mittleren Theile der Kette, vielleicht 7000 Fuß hoch, bemerkte ich auf einem nackten Abhang einige schneeweiße wenige Fuß über die Oberfläche hervorstehende Säulen. Es waren kurz abgebrochene versteinerte Bäume, von denen eilf durch Kieselerde versteinert, und dreißig bis vierzig in grob krystallisirten weißen Kalkspath umgewandelt waren. Die aufrechten Stümpfe der Stämme hielten drei bis fünf Fuß im Umfang. Sie standen etwas von einander entfernt, aber das Ganze bildete eine bestimmte Gruppe. Es fand sich nachher, daß diese Bäume zu der gewöhnlichen Tanne des südlichen Chile gehörten. Um ihre Stämme hatte sich vulkanischer Sandstein in dünnen Schichten angehäuft. Einst war das trockene Land, das diese Bäume trug, in die Tiefe des Oceans versunken. Hier wurde es mit Niederschlägen aus dem Wasser und mit ungeheuren Strömen von Lava bedeckt, später durch unterirdische Kräfte zu einer Bergkette von mehr als 7000 Fuß emporgehoben; und die mächtigen Schichten wurden durch Wassersgewalt von vielen weiten Thälern durchfurcht, und die in Kieselerde umgewandelten Bäume standen nun aus dem in Fels veränderten Boden hervor, aus dem sie früher mit grünenden Häuptern aufgewachsen waren. Jetzt ist Alles nackt und öde; nicht einmal eine Flechte kann sich an die steinernen Abbilder der vormaligen Bäume anhängen. Ehe wir die Berge der Uspallata-Kette verließen und in die Ebene hinabstiegen, hatten wir noch einen außerordentlichen Anblick: rothe, purpurfarbene, grüne und ganz weiße Flötz- oder Schwemm-Bildungen, die mit schwarzen Laven abwechselten, waren von Porphyrmassen aller Farben vom dunkelsten

Braun bis zum hellsten Lila, in Folge eines von unten nach oben wirkenden Stoßes in senkrechter Richtung durchbrochen und in jede nur mögliche Unordnung geworfen worden, so daß die Ansicht einem Durchschnitt entsprach, den Erdbildungskundige sich wohl von dem Inneren der Erde machen. — In den nächstfolgenden Tagen passirten wir mehrere Flüsse der Cordillera, welche alle einen kurzen reißenden Lauf haben, und da sie von dem durch die Sonne geschmolzenen Schnee herrühren, so macht die Stunde des Tages einen beträchtlichen Unterschied in ihrer Wassermenge: am Abend ist der Strom schlammig und voll, aber bei Tagesanbruch wird er klarer und weniger reißend. Im hohen Sommer sind diese Gebirgsgewässer oft sehr bös, und wenn man auch nicht von ertrunkenen Menschen hört, so werden doch häufig genug beladene Maulthiere von den wüthend dahinrauschenden Wogen fortgerissen. Wir kamen auch über einige der schlimmsten Pässe der Cordilleren; indeß werden die Gefahren und Schwierigkeiten meistentheils übertrieben. Es gab allerdings Stellen, wo der Reiter beim Stolpern seines Maulthiers einen jähen Absturz hinunterfallen würde, aber für solch einen Unfall ist weit weniger Wahrscheinlichkeit, als wenn ein Mann zu Fuß geht. Bei beladenen Maulthieren, wo die Ladungen immer weit vorstehen, kann es dagegen leichter vorkommen, daß die Thiere einmal gegen einander oder gegen einen hervorstehenden Felsen laufen, ihr Gleichgewicht verlieren und den Abhang hinabkollern. — Am 4. April gingen wir über die „Inkas-Brücke" (Puente del Incas), eine Kruste von geschichtetem Gerülle, das durch die Niederschläge der benachbarten heißen Quellen zusammengekittet ist. Ganz nahe dabei finden sich einige Ruinen indischer Gebäude. Diese kommen an mehreren andern Stellen vor. Die vollkommensten, die ich sah, sind die Ruinen der Tambillos: kleine viereckige Räume, zusammengehäuft und in verschiedene Gruppen gestellt. Einige Thore standen noch, aus einer queren Steinplatte gebildet, und nur ungefähr drei Fuß hoch. Die Häuser konnten eine beträchtliche Personenzahl aufnehmen. Der Sage nach dienten sie den Inkas als Haltplätze, wenn sie übe[illegible]erge kamen. Spuren von indischen [illegible]en sind [illegible] Theilen der Cordillera

entdeckt worden, wo es nicht wahrscheinlich ist, daß sie als bloße Ruheplätze erbaut wurden, obgleich das Land durchaus untauglich ist für den Anbau. Im Portillo-Paß sah ich eine Gruppe solcher Ruinen. Nahe dem Aconcagua, wo kein Paß ist, hörte ich von zahllosen Ueberbleibseln in einer großen Höhe, wo es kalt und ganz unfruchtbar ist. Auch in den nördlichen Theilen von Chile, innerhalb der Cordillera von Copiapo, finden sich an vielen Stellen alte indische Häuser, und wenn man in den Ruinen gräbt, so entdeckt man nicht selten Stücken von Wollenzeug, Instrumente von edlen Metallen und Maiszapfen. Ich selbst erhielt so eine aus Achat gefertigte Pfeilspitze. Die Indianer von Peru lieben freilich Wohnplätze auf den höchsten und ödesten Stellen; aber Viele, die ihr ganzes Leben hindurch in den Anden gereis't waren, versicherten mich, daß sich sehr viele Häuser in Höhen fänden, die fast an die Schneelinie grenzten, und zwar an Stellen, wo es keine Päſſe und auch kein Wasser giebt, so daß das Land gar nichts hervorbringt. Nichts desto weniger haben die Häuser das Ansehn von Wohnplätzen. Ich selbst fand bei Copiapo Reste von sieben oder acht viereckigen Räumen, hauptsächlich einen aus Lehm bestehend, den die jetzigen Bewohner an Dauerhaftigkeit gar nicht mehr nachahmen können. Sie standen an dem sichtbarsten und vertheidigungslosesten Platze im Grunde eines flachen breiten Thales; auch war kein Wasser näher als drei bis vier Stunden, und dies nur in geringer Menge und schlecht, während der Boden durchaus unfruchtbar war. Und doch wählten die Indianer diesen Platz früher zu ihrem Aufenthalt! Alles erklärt sich nur durch eine Veränderung im Klima. Es ist ausgemacht, daß dieser Theil der Westküste von Süd-Amerika seit der Epoche noch lebender Schalthiere wenigstens um vier bis fünf hundert Fuß erhoben wurde, und weiter im Lande mag die Erhebung möglicher Weise noch größer gewesen sein. Da die ausnehmende Trockenheit des Klimas augenscheinlich durch die Höhe der großen Bergkette bedingt wird, so können wir sicher annehmen, daß vor den letzten Erhebungen die Atmosphäre nicht so vollständig ihrer Feuchtigkeit beraubt war, wie heutiges Tags. In einem entfernten Zeitalter der Erdbildung bestanden die Anden

wahrscheinlich aus einer von üppigen Wäldern bedeckten Inselkette, und viele von den Bäumen können in Kieselerde verwandelt jetzt auf den oberen Gemenge-Richtungen eingelagert gesehen werden. Ich maß einen derselben, der einen Umfang von funfzehn Fuß hatte. Bei der langsamen Erhebung der Berge konnte aber das Klima sich auch nur langsam verschlechtern. Es fragt sich nur, ob das Klima seit Ansiedlung der Menschen in Südamerika sich so merklich habe verändern können, und ich will zu dem Ende noch hinzufügen, daß in Lima die Erhebung seit dem Dasein der Menschen sich gewiß auf siebenzig bis achtzig Fuß belaufen hat. Herr Gill, ein Ingenieur in Lima, der das Innere des Landes vielfach durchreis'te, äußerte späterhin gegen mich, daß der größere Theil des mit indischen Ruinen bedeckten Landes, der jetzt des Anbaues nicht mehr fähig, in diesen Zustand wohl durch Vernachlässigung gekommen und durch Erdbeben, welche die von den Indianern früher in so wunderbarem Maßstabe angelegten Wasserleitungen zerstörten. Führten diese Leute doch förmliche Tunnel durch Hügel von festem Fels, wenn die Bewässerung solche erheischte! Von der Wirkung unterirdischer Störungen, um den Lauf eines Flusses zu ändern, erzählte Herr Gill einen besonderen Fall. In der Nachbarschaft von Lima fand er nämlich eine mit Ruinen und Zeichen einer früheren Cultur bedeckte Ebene, die jetzt ganz öde war. Nahe dabei fand sich das trockene Bett eines Flusses, von dem man vormals das Wasser zum Bewässern hergeleitet hatte. Bei genauerer Untersuchung entdeckte er nun, daß eine Hügelreihe grade durch das Bett dieses Stromes emporgehoben wurde, der viele Jahrhunderte lang geflossen sein muß. Dadurch wurde das Wasser zurückgeworfen und weiter oben ein neues Flußbett gebildet und von derselben Zeit an verlor die Ebene ihre Befruchtung und wurde in eine Wüste verwandelt. — Am 5. April hatten wir eine lange Tagereise über den Hauptgebirgsrücken und erreichten die unterste Casucha (tsch), die am westlichen Abhang liegt. Diese Casuchas sind kleine runde Thürme mit äußeren Stufen, die zu der Flur führen, welche wegen des Triebschnees einige Fuß über den Boden erhaben ist. Es giebt deren acht, und sie wurden unter der spanischen

Regierung während des Winters mit Nahrung und Kohlen versehen, indem jeder Courier den Schlüssel dazu hatte. Jetzt dienen sie nur noch zu Höhlen. Auf einer kleinen Anhöhe gelegen, passen sie nicht übel zu der umliegenden öden Landschaft. Der über die Wasserscheide führende Zickzack-Weg war sehr steil und beschwerlich. Zu beiden Seiten der Straße lag hie und da ewiger Schnee. Auf der Höhe von 12,454 Fuß wehte schneidend kalter Wind; doch konnte ich mich nicht enthalten, zuweilen anzuhalten, um das reine Azurblau des Himmels und die glänzende Durchsichtigkeit der Luft zu bewundern. Die Ansicht der Berge ist großartig; westwärts ein herrliches Chaos der Gebirge, von tiefen Schluchten durchschnitten. Beim Hinabsteigen fanden wir die unteren Theile der Berge hie und da mit dem blassen immergrünen Quillaz-Baum und dem großen Leuchtercactus bekleidet, wodurch die Landschaft bei weitem anziehender wurde, als durch die nackten Thäler im Osten. — Am 8. April verließen wir das Thal des Flusses von Aconcagua, durch welches wir herabgestiegen, und erreichten ein Haus nahe bei der Villa von Santa Rosa in einer äußerst fruchtbaren Ebene. Der Herbst war vorgerückt und die Blätter mancher Obstbäume fielen zur Erde; einige von den Arbeitern trockneten Feigen und Pfirsiche auf den Dächern ihrer Hütten, andere sammelten die Trauben in den Weinbergen. — Am 10. April begrüßten wir nach einer Abwesenheit von vier und zwanzig Tagen St. Jago und einige Tage später kehrte ich nach Valparaiso zurück."

„Von Valparaiso aus machte ich einen neuen Ausflug nach dem nordöstlich gelegenen Glockenberg von Quillota (ljo). Den ersten Tag ritten wir längs der Seeküste. Es war schon dunkel, als wir die Hacienda oder das Landgut von Quintero erreichten, früher dem Lord Cochrane gehörig. Hier sah ich die großen Lager von Muscheln, die in Folge von Erderschütterungen einige Ellen über den Spiegel des Meeres erhoben sind und aus denen man seit einigen Jahren Kalk für die Stadt brennt. Wir wandten uns dann nach dem Thal von Quillota. Die Landschaft hat ein idyllisches Ansehn: grüne offene Matten, von kleinen Thälern getrennt, in denen Strömchen fließen, und

Hütten an den Abhängen der Hügel zerstreut. Wir mußten über den Gebirgsrücken von Chilecauquen. An seinem Fuße wuchsen in quelligen Schluchten manche schöne immergrüne Waldbäume. Nachdem wir das Grat der Sierra erreicht, lag das Thal von Quillota unmittelbar zu unseren Füßen. Der Anblick des breiten, ganz flachen und auf diese Weise leicht bewässerten Thales bot eine merkwürdige, durch Fleiß hervorgebrachte Ueppigkeit dar: die kleinen viereckigen Gärten sind mit Orangen-, Olivenbäumen und allen möglichen Gartengewächsen angefüllt. Wer Valparaiso das Paradiesthal genannt, muß an Quillota gedacht haben. Wir stiegen nach der Hacienda de San Isidoro hinüber, die am Fuße des Glockenbergs liegt. Wir übernachteten hier und brachen am folgenden Morgen auf, um die Campana oder den Glockenberg, 6400 Fuß hoch, zu besteigen. Die Wege dahin waren sehr schlecht. Während des Aufsteigens bemerkte ich, daß auf dem nördlichen nichts als Gebüsch wuchs, auf dem südlichen fand sich eine ungefähr funfzehn Fuß hohe Bambusart. An einigen wenigen Plätzen gab es Palmen; eine derselben stand zu meinem Erstaunen in einer Höhe von wenigstens 4500 Fuß. Diese Palmen sind für ihre Familien häßliche Bäume. Ihr Stamm ist sehr dick, am meisten in der Mitte. In einigen Gegenden von Chile wachsen sie sehr häufig und geben eine Art Syrup. Alljährlich im August, also im Anfange des Frühlings, werden viele niedergehauen, und wenn der Stamm auf der Erde liegt, hackt man die Blätterkrone ab. Der Saft fängt dann sogleich an, aus dem oberen Ende zu fließen, und das dauert einige Monate; nur muß jeden Morgen eine dünne Scheibe abgeschält werden, um eine frische Fläche zu bekommen. Ein guter Baum giebt neunzig Maß Saft, der durch Kochen verdichtet, wie Syrup schmeckt. An sehr heißen Tagen fließt er schneller, auch muß der gefällte Baum mit der Krone gegen den Hügel fallen; umgekehrt wird kaum etwas fließen, obgleich man glauben sollte, daß die Schwerkraft die Thätigkeit der nach der Tiefe zu gewandten Krone unterstützen würde. — Wir nahmen die Sättel von unseren Pferden und bereiteten uns vor, am Abhang des Glockenberges zu übernachten. Der Abend war schön und die Atmosphäre so klar, daß die Masten der in der Bucht

von Valparaiso vor Anker liegenden Schiffe, obgleich 26 geographische Meilen entfernt, als kleine schwarze Streifen deutlich unterschieden werden konnten. Ein Schiff, das unter Segel um das Vorgebirge fuhr, zeigte sich als hellweißen Fleck. Herrlich ging die Sonne unter; die Thäler erschienen schwarz, während die Schneegipfel der Anden noch ihre rosige Farbe hatten. Als es finster wurde, machten wir ein Feuer unter einer kleinen Bambushütte, brieten unser Charqui (Streifen von gedörrtem Rindfleisch), nahmen unsern Paraguay-Thee (Mate) und fühlten uns ganz behaglich. Der Abend war ruhig und windstille; nur der schrillende Ton des Berg-Bizcacha und das schwache Geschrei des Ziegenmelkers ließ sich hören. Des Morgens kletterte ich an der Grünsteinmasse hinauf, die den Gipfel bekränzt. Der Felsen war, wahrscheinlich durch Erdbeben, sehr zerborsten und in große eckige Trümmer zerlegt. Von dem Gipfel sah man Chile, durch die Anden und das Meer begrenzt, wie auf einer Charte. Chile ist ein von mehreren, mit der Hauptcordillera parallel laufenden, Bergketten durchsetzter schmaler Landstreifen. Zwischen diesen Berglinien erstrecken sich weithin nach Süden eine Reihe von flachen, durch enge Wege in einander geöffnete Becken. Darin liegen die vorzüglichsten Städte als San Felipe, Santiago, San Fernando. Diese ebenen Becken, so wie die flachen Querthäler (z. B. das von Quillota), welche sie mit der Küste verbinden, sind ohne Zweifel alte Meeresgründe und tiefe Buchten, wie im Feuerlande, auf der Westküste von Patagonien und in der Magelhaens-Straße*). Die Aehnlichkeit mit diesen Küsten war auffallend, wenn eine wagerechte Nebelschicht das niedrigere Land wie mit einem Mantel einhüllte. Der weiße in die Schluchten ziehende Duft stellte dann kleine Buchten und Baien vor; hier und dort guckte ein einsamer Hügel hervor und zeigte, daß er früher als Insel dagestanden. Bei der natürlichen Neigung der Ebenen nach dem Meere zu kann man sie leicht bewässern, und daher sind sie so ausnehmend fruchtbar. Die Obstgärten bringen eine Fülle von Pfirsichen, Feigen und Trauben hervor, Weizen wird stark angebaut, auch viel Mais;

*) Vergl. darüber Band VI. unserer Weltkunde. S. 40 und folg.

eine Art von Bohnen dient als Hauptnahrungsmittel für die gemeinen Arbeiter. Jeder Landeigenthümer im Thale besitzt eine bestimmte Menge Hügelland, wo sein halbwildes Rindvieh hinlängliche Weide findet. Einmal im Jahr wird eine gewisse Zahl davon ausgewählt, um in den bewässerten Feldern fett gemacht zu werden. — Das Ansehen der Anden war vom Glockenberg aus eigenthümlich. Mit der unteren horizontalen Schneelinie schienen die ebenen Gipfel der Gebirgsreihe ganz parallel zu sein; nur in weiten Zwischenräumen deutete eine Ansammlung von Pyramiden oder ein einziger Kegel das Vorhandensein eines ausgebrannten oder noch thätigen Vulkans an. Darum glich die ganze Kette einer großen, festen, hie und da von einem Thurm überragten Mauer, die für das Land einen vollständigen Wall bildet. — Den Abend brachte ich wie vorher zu, indem ich mich mit meinen zwei begleitenden Landbewohnern oder Guasos unterhielt. Die Guasos von Chile sind dasselbe, was die Gauchos der Pampas, aber doch ganz verschieden davon. Abstufungen im Range sind viel stärker ausgeprägt. Ich fand, daß meine Begleiter nicht gern mit mir aßen. Dies Gefühl der Ungleichheit ist eine Folge der Geldherrschaft. Einige der großen Landeigenthümer sollen dreißig bis sechzig tausend Thaler jährliche Einkünfte beziehen. Bei aller Gastfreundschaft weiß man das Geld zu schätzen. Fast jedes Haus in Chile wird dem Reisenden ein Nachtlager bieten, aber es wird immer erwartet, daß man am Morgen eine Kleinigkeit zahlt; selbst ein Reicher wird einen Gulden oder einen Thaler nicht ausschlagen. Der Gaucho kann ein Mörder sein, aber er ist immer cavaliermäßig. Der Guaso ist in manchen Dingen besser, aber dabei ein gemeiner, gewöhnlicher Mensch. Der Gaucho hält es unter seiner Würde, sich unberitten zu beschäftigen, den Guaso kann man als Feldarbeiter dingen. Der erste lebt fast nur von Fleisch, der letztere fast nur von Pflanzennahrung. Wir sehen hier nicht die Tracht der Pampas: weiße Stiefel, weite Hosen und die scharlachrothe Chilipa; hier werden gewöhnliche Hosen von schwarzen oder grün gestrickten Gamaschen beschützt. Den Poncho haben beide gemeinsam. Der Hauptstolz des Guaso liegt in seinen mächtigen Sporen. Ich maß einen, dessen Rad einen

halben Fuß im Durchmesser hielt und mehr als dreißig Spitzen hatte. Die Steigbügel sind in demselben großartigen Stil; jeder besteht aus einem viereckigen geschnitzten ausgehöhlten Holzblock, drei bis vier Pfund schwer. Der Guaso weiß vielleicht noch geschickter wie der Gaucho mit den Lazo(ß) umzugehen, aber er kennt nicht den Gebrauch der Bolas."

„Während der zwei folgenden Tage ritten wir das Thal hinauf und kamen durch Quillota, das mehr einer Sammlung von Gemüsegärten als einer Stadt ähnelt; an ein paar Stellen sah ich die Dattelpalme. Wir passirten auch San Felipe, eine schöne zerstreute Stadt, wie Quillota. Dann erreichten wir die Gruben von Jaguel, aus denen Kupfer zu Tage gefördert wird. Die Bergleute haben harte Arbeit und es wird ihnen nur wenig Zeit zur Mahlzeit vergönnt. Diese besteht zum Frühstück aus sechszehn Feigen und zwei kleinen Laib Brot; mittags giebt es gekochte Bohnen, abends geröstete Weizenkörner; Fleisch kosten sie fast nie. Die Landschaft war ziemlich dieselbe, wie nahe bei dem Glockenberge von Quillota: trockne kahle Berge, stellenweis mit sparsam belaubtem Gebüsch besetzt; die Cactusarten sind sehr zahlreich. Unsere Rückkehr wurde vom heitersten Wetter begünstigt: blendend heller Sonnenschein und reinstes Blau des Himmels, dazu der Vulkan Aconcagua und die Hauptgebirgskette von frischgefallenem Schnee prächtig erglänzend." —

Wir geben hier noch einige Bemerkungen über den Puma oder den südamerikanischen Löwen, der nicht selten ist. Man findet dies Thier in den Wäldern unter dem Aequator, in den Einöden von Patagonien und noch südlicher bis zum Feuerlande hin. Am La Plata lebt der Puma hauptsächlich von Hirschen, Straußen, Biscachas und anderen kleinen Vierfüßlern. In Chile tödtet er auch, wahrscheinlich aus Mangel an anderer Beute, viele junge Pferde und Rindvieh, selbst Menschen. Hat er sich voll gefressen, so bedeckt er den Leichnam mit vielem großen Gesträuch und legt sich nieder, um ihn zu bewachen. Alsbald fliegen die Condore herbei, schweben in der Luft und lassen sich von Zeit zu Zeit nieder, um Theil an der Mahlzeit zu haben, und werden sie weggetrieben, so erheben sie sich insgesammt. Dies führt oft zur Entdeckung des Puma. Der

Guaso merkt daran aus der Ferne, daß ein Löwe seine Beute bewacht. Männer und Hunde eilen zur Jagd. In den Pampa's erlegt man ihn, indem man ihn zuerst mit den Bola's verwickelt, darauf mit dem Lasso umschlingt und längs dem Boden hinschleift, bis er ganz gefühllos wird. In Chile wird er gewöhnlich an Bäumen hinaufgetrieben und dann entweder geschossen oder mit Hunden zu Tode gehetzt.

Was die Aufklärung in Chile betrifft, so ist folgende Anekdote charakteristisch. Ein deutscher Sammler Namens Renous, der zugleich spanischer Advocat war, hatte vor zwei oder drei Jahren einige Raupen in einem Hause zu San Fernando unter der Aufsicht eines Mädchens gelassen, damit sie gefüttert und Schmetterlinge werden möchten. Dies wurde in der Stadt herumgebracht; zuletzt beriethen sich die Padres mit dem Gouverneur und stimmten darin überein, daß Ketzerei dahinter versteckt sein müsse. Renous ward daher bei seiner Rückkehr gefänglich eingezogen.

Zweites Kapitel.

Am 14. August lichteten wir die Anker und verließen die Bai von Valparaiso. Wenige Stunden nach unserer Abfahrt entstand ein allgemeiner Aufruhr an Bord des Schiffes, als der Ruf, daß ein Matrose in's Meer gestürzt sei, ertönte. Sogleich wurden leere Tonnen und Hühnerkäfige ausgeworfen, da aber das Schiff zugleich wendete, so fielen sie in einer entgegengesetzten Richtung in's Wasser und konnten von dem Schwimmenden nicht erreicht werden. Es wurde beigelegt und ein Boot ausgesetzt. Inzwischen hatte sich ein Haifisch dem Matrosen genähert und drohte, ihn zu verschlingen; doch dieser vertheidigte sich mit seltener Geistesgegenwart, indem er fortwährend mit den Fäusten gegen seinen Feind schlug. Lange konnte er diesen Zweikampf mit einem Gegner, der in seinem Elemente war, nicht aushalten, seine Kräfte wichen, und im nächsten Augenblick glaubten wir ihn eine Beute des Todes, da es dem Hai gelungen war, ihn beim Schenkel zu packen. Glücklicherweise langte das Boot an; ein kräftiger Ruderschlag betäubte das Meer-

ungethüm, es ließ seine Beute fahren, und der Matrose war gerettet. Im Triumphe wurde er auf's Schiff zurückgebracht; seine Wunden waren tief aber nicht gefährlich und nach einigen Wochen konnte er wieder an die Arbeit gehen. Auch die Hühnerkäfige wurden wieder aufgefischt. In einem derselben befand sich ein Hahn. Sobald er fühlte, daß das Wasser von allen Seiten hineindrang, zwängte er sich zwischen den Stangen hindurch, setzte sich oben auf den Käfig und fing nun an aus Leibeskräften zu krähen. Kaum näherte sich der Kahn, so flog er demselben entgegen und wurde glücklich geborgen. — Von einem günstigen Ostwind begleitet, erreichten wir in sechs und dreißig Stunden die kleine, aus drei Inseln bestehende Gruppe von Juan Fernandez. Zwei der Inseln sind mit Gras und Bäumen bedeckt und mit verwilderten Ziegen bevölkert, die sich außerordentlich vermehren würden, wenn nicht ebenfalls verwilderte Hunde sie beständig verfolgten. Die dritte Insel, ein fast nackter Fels, ist der Aufenthalt zahlloser Ohrrobben.*) Nachdem wir von hier abgesegelt, brachte uns eine günstige Fahrt innerhalb sieben Tagen nach der Bai von Callao (lj), dem Hafen der peruanischen Hauptstadt, deren Kuppeln und Thürme sich zur Linken des Ankerplatzes zeigen. Vor dem Hafen lagen feindliche Kriegsschiffe, aber auf der Festung wehete noch die peruanische Flagge. Wir erfuhren, daß die Chileno's glücklich gelandet, Lima mit Sturm genommen und die Festung belagerten. In der Hafenstadt waren demzufolge Straßen und Häuser verödet; Alles hatte sich geflüchtet. Die Belagerten waren alle erbärmlich gekleidet und sahen trübselig aus. Wenn man bei den Schildwachen am Hafendamm vorbeiging, so baten sie jedesmal um Almosen. Ich gab einem dieser Soldaten einen Real (2 Sgr. 2 Pf.), wofür er so dankbar war, daß er, so oft ich an ihm vorüberging, das Gewehr präsentirte.

Die Bai von Callao ist eine der größten und ruhigsten an der Westküste von Südamerika. Südwestlich wird sie von der schmalen und langen, ungefähr fünf Meilen im Umfang haltenden, dürren Insel San Lorenzo begrenzt. Ein bis 1387 Fuß auf-

*) Man vergleiche Band VI. unserer Weltkunde. S. 124.

steigender Bergrücken durchzieht sie der ganzen Länge nach. Der Anblick ist traurig. Die brennenden Sonnenstrahlen prallen von dem weißlichgrauen Sande zurück und ersticken jeden Keim. Seehunde und Seeottern leben an den steilen Felsen des Südabhangs; Schaaren von Seevögeln nisten an den Ufern. Die Veränderungen, welche die Küsten von Callao und San Lorenzo im Verlaufe mehrerer Jahrhunderte erlitten, sind sehr bedeutend. Im Jahr 1630 wurde ein altes Callao von Erdbeben zerstört, wovon man die Trümmer noch auf einer stiefelförmigen Landzunge der Bai findet; im Jahr 1746 wurde ein anderes Callao unter heftigen Erdstößen vom Meer verschlungen. In Folge solcher Ereignisse fand zu verschiedenen Zeiten entweder Hebung oder Senkung der Küste statt. Am nordöstlichen Abhang von San Lorenzo sieht man ein Lager von Muscheln und Schalen solcher Conchylien, die noch gegenwärtig lebend an der Küste vorkommen. In einer 85 Fuß hohen Schicht hat man nun in der Muschelmasse unter Meerestangen ein Stück eines baumwollenen Bindfadens, geflochtene Binsen und einen Maiskolben gefunden. Daraus kann geschlossen werden, daß diese Ufer sich zu dieser Höhe in einer Periode gehoben, wo das Land schon von Menschen bewohnt und bebaut wurde. Auf der anderen Seite versank ein großes Feld, wo man Camote (süße Kartoffeln) bauete, schon vor 1746 durch Erderschütterungen in's Meer und ist jetzt eine ausgedehnte Untiefe, die man „Camotal" nennt. Eben so findet sich im Norden der Bai nächst der Plantage „Boca Negra" eine Untiefe, wo noch vor 50 Jahren Zuckerrohr gepflanzt wurde. In Bezug auf die vom Meer verschlungene Stadt geht unter den Schiffern die Sage, daß man zu gewissen Tagen die Leute auf dem Meeresgrunde vor den Häusern sitzen und in den Straßen stehen sehe, und daß man zur Stunde der Mitternacht einen Hahn aus der Tiefe der See ganz schauerlich krähen höre.

Die Stadt Callao ist klein und häßlich, im Winter schmutzig, im Sommer staubig. Die Mauern der einstöckigen Häuser bestehen aus Rohr, das mit einer Art Lehm oder Koth beworfen wird. Die platten Dächer bestehen aus Strohmatten, die auf ein Rohrgerippe gelegt und ebenfalls mit Lehm beworfen werden. Die

Fenster der Zimmer sind oben am Dache in einem hölzernen Verschlag angebracht, der fast wie ein Vogelbauer aussieht. Statt der Glasscheiben haben sie ein hölzernes Gitter; nach innen ist eine Lade angebracht, von der eine lange Schnur in's Zimmer hinunterhängt, mittelst deren man den Laden beliebig öffnen oder schließen kann. Bei den meisten Häusern ist ein Zimmerchen, das man bei uns zur Seite versteckt anbringt, wie ein Schilderhäuschen auf dem Dache angebracht, wo der Luftzug geht. Der Hafendamm ist schön und geräumig; er ragt etwa 200 Fuß in's Meer hinein. Das Wichtigste, was Callao aufzuweisen hat, ist die an der Küste gelegene prachtvolle Festung, aus zwei Kastellen bestehend, früher mit 400 Kanonen, jetzt nur noch mit 60 Kanonen und 71 Caronaden (schwerste Geschütze) armirt. Auf den Wällen dieser Festung wehete die spanische Flagge am längsten, nachdem die Unabhängigkeit schon in allen andern Ländern ausgesprochen war. Die diesmalige Belagerung durch die Chileno's hatte nicht viel zu bedeuten. Geschwader und Landarmee waren zu schwach. Von der Seeseite wurde die Festung nur des Nachts durch einige chilenische, von Engländern befehligte Kanonenboote beschossen, und wir genossen immer nach Mitternacht des schönen Anblicks der zahlreichen, die finsteren Räume durchschneidenden, glühenden Kugeln. Die Artillerie der Festung richtete gar nichts aus, während die Bomben der Chileno's oft viel schadeten. Auch die kleinen Kavalleriegefechte und die Ausfälle der Belagerten waren Spielereien.

Während des Sommers wird Callao von vielen Familien aus Lima besucht, die dort ihre Seebäder nehmen. Ich machte mit den Officieren eines französischen Kriegsschiffes an den Felsen der Bai Jagd auf Robben. Da wir wegen der starken Brandung nicht landen konnten, so wurde mit einer Drehbasse auf diese Thiere gefeuert und mehre davon erlegt. Ein Matrose wagte sich darauf durch die Brandung, band die todten Seehunde an ein Tau und ließ sich mit denselben zurückziehen. Unter den Wasservögeln zeichnet sich Humboldts Pinguin (Spheniscus Humboldti) aus, der etwas kleiner als der gewöhnliche graue Pinguin ist. Bei den Peruanern heißt er „der kleine Kindervogel.“ Er läßt sich leicht zähmen, wird sehr zutraulich

und folgt seinem Herrn wie ein Hund. Es sieht possierlich aus, wenn eine solche dicke Gänsegestalt auf den kurzen Füßen aufrecht gehend über die Straßen watschelt und ihre flossenartigen Flügel lebhaft bewegt, um sich im Gleichgewicht zu halten. Ich hielt mir eine Zeit lang einen ganz zahmen, den ich einer Indianerin abgekauft. Er hieß Pepe und folgte diesem Ruf pünktlich. Beim Essen stellte er sich regelmäßig unter meinen Stuhl und schlief des Nachts unter meinem Bette. Wenn er sich baden wollte, ging er in die Küche und schlug mit seinem Schnabel so lange an einen irdenen Wassertopf, bis ihn Jemand mit Wasser begoß oder ihm ein Bad zurichtete. Unter den Landvögeln erwähne ich den Pferdehüter mit gefurchtem Schnabel (Crotophaga sulcata). Es ist ein sonderbares Thier: groß wie ein Staar mit kurzem zusammengedrückten hohen gebogenen Schnabel, längs den mehrere starke Furchen hinlaufen. Der Schwanz ist lang und fächerförmig, der ganze Körper blauschwarz mit schwachem Metallglanz. Dieser Vogel lebt gesellschaftlich in der Nähe von Vieh-, besonders Pferde-Heerden, und hockt fast immer auf dem Rücken von Pferden und Eseln, indem er nach Insecten sucht. Diese Thiere wissen seine Dienste auch zu schätzen und tragen ihn geduldig auf Kopf und Rücken herum. — Der Fremde, der zum ersten Mal die Küste von Peru betritt, erstaunt über die Menge der schwarzen Geier, die er auf allen Straßen und Dächern sieht. In Callao und allen Hafenstädten kommt vorzüglich der Truthahn-Geier oder rothköpfige Urubu (Cathartes aura) vor, im Innern der Gallinazo oder schwarzköpfige Urubu (Cathartes foetens) vor; beide haben die Größe einer Truthenne. Der erstere ist dunkelbraunfarbig mit rothem nackten Kopf und nacktem runzelvollen Hals; er ist leicht und lebhaft in seinen Bewegungen, nistet am Meeresufer und zeigt sich weniger dreist. Der schwarzköpfige Gallinazo gleicht seinen Verwandten bis auf den grauschwarzen Kopf und Hals. Er ist träge und schwerfällig; er sucht hüpfend seine Nahrung und will er etwas rascher vorwärts gehen, so hilft er mit den Flügeln nach, ohne jedoch zu fliegen. Während der heißen Mittagszeit sitzen ihrer zuweilen sechzig bis achtzig in einer Reihe auf den Dächern und Mauern und schlafen, indem sie die Köpfe unter

die Flügel gesteckt haben. Sie nisten auf Hausdächern, Kirchen, Ruinen und hohen Mauern. Sie sind nicht im Geringsten scheu, hüpfen mitten in den belebtesten Straßen zwischen Menschen und Vieh umher, alles mit großer Gefräßigkeit verschlingend, was sie an faulen thierischen Resten erwischen können. — In den niedrigen Gebüschen finden sich häufig Schlangen, auf den dürren Sandflächen auch giftige. —

Sehnsuchtsvoll sah ich oft am Bord des Edmond die Thürme von Lima im Abendgold strahlen und hinter denselben die stufenweis sich emporwölbenden Bergketten, die im fernsten Hintergrund mit den himmelanstrebenden Cordilleren verschmolzen. Endlich entschloß ich mich, trotz der unsicheren Wege, nach Lima zu gehen. Ich verschaffte mir einen Paß, machte mich in Ermangelung eines Fuhrwerks auf die eigenen Beine und kam nicht ohne Gefahr aus dem Bereich der Festung, da gleich hinter mir her das schwere Geschütz zu spielen begann, so daß die Kugeln von allen Seiten her in eine höchst unangenehme Nähe einschlugen. Kaum war ich den Kanonen entronnen, so gerieth ich in das Kleingewehrfeuer der Plänkler, wurde von einigen chilenischen Kürassieren aufgegriffen und von Vorposten zu Vorposten geschleppt, bis ich auf einen Officier traf, den ich in Chile kennen gelernt. Bei einem Mittagsessen bat mich der junge Mann, seinen Schädel zu untersuchen, um sein angeborenes Talent darnach zu bestimmen. Vergeblich suchte ich ihm die Mangelhaftigkeit dieser Wissenschaft darzuthun: er ließ mit Bitten nicht nach. Ich fühlte ihm also am Kopfe herum und da ich an seiner Uniform bemerkt, daß er zur Artillerie gehöre, so wollte ich ihm etwas Angenehmes sagen, ihm mit großer Wichtigkeit offenbarend, das Organ der Mathematik sei bei ihm ganz besonders entwickelt und er werde in diesem Fache wahrscheinlich Ausgezeichnetes leisten. Kaum erblickte mich nun Don Antonio auf dem Vorposten, als er freudig auf mich zukam und mir erzählte, wie richtig ich seine Talente beurtheilt habe, denn die von ihm befehligte Feldschlange richte unter allen Geschützen am meisten Schaden an, da er vermöge seines mathematischen Organes besser als alle seine Kameraden die Schüsse berechnen könne. Sogleich stellte er mir eine Schutzwache aus, in deren Begleitung

ich ungehindert die Stadt erreichen konnte. — Die Entfernung von Callao nach Lima beträgt zwei Leguas (anderthalb deutsche Meilen). Der Weg führt durch tiefen Sand*); steile öde Hügel erheben sich wie Inseln aus der ganz allmählich ansteigenden**) Ebene, die durch gerade Erdmauern in große Felder getheilt ist. Auf diesen wachsen kaum einige Weiden; außerdem bemerkt man nur niedriges Gebüsch und einige Gruppen von Bananen oder Orangen. Rechts, bald nachdem man Callao verlassen, läßt man den Flecken Bella-Vista, die Ruinen eines alten Indianerdorfes und einige Plantagen liegen. Links erstreckt sich rohrbewachsener Moorgrund bis zur Küste. Auf halbem Wege steht eine Kapelle und ein verlassenes Kloster; daneben ein „Tambo" (eine Art Schenke), in welcher man sonst Branntwein, Limonade und schlechte Bananen verkaufte. Jetzt hatte sich Alles geflüchtet, und vergebens suchte ich hier eine Erfrischung. In erstickender Hitze wanderte ich durch die kahle Ebene weiter und gelangte endlich in die schöne Allee (Alameda del Callao), die sich fast eine halbe Legua längs der Hauptstraße bis zum Thore der Hauptstadt hinzieht. In der Allee sind von Zeit zu Zeit Ruheplätze angebracht und zu beiden Seiten Gärten mit den üppigsten Fruchtbäumen. Mit schnelleren Schritten durchwanderte ich den schattigen Baumgang und trat mit frohem Muthe durch das Callao-Thor in die „Stadt der Könige". Diese Bezeichnung soll nämlich Lima von Franz Pizarro erhalten haben, da er dieselbe am 6. Januar 1534, als am Tage der heiligen drei Könige, gründete, nachdem er vorher den großen Tempel der peruanischen Hauptstadt Pachacamai hatte plündern lassen.

Lima liegt in einem durch den Rücktritt des Meeres gebildeten flachen Becken an beiden Ufern des Rimac***). Der

---

*) Man geht jetzt damit um, hier eine Eisenbahn anzulegen, die aber vorerst wohl noch nicht zu Stande kommen wird.

**) Lima liegt 500 Fuß höher als Callao.

***) Rimac, d. i. der Sprechende, Redende (Part. praes. von rimay, sprechen, schwatzen), hieß bei den alten Indianern Fluß und Thal, weil hier, in der Nähe des jetzigen Lima, ein Tempel mit einem Götzenbilde stand, das Orakel ertheilte.

Fluß theilt Lima in zwei ungleiche Theile. Die eigentliche aus vier Quartieren bestehende Stadt, liegt auf dem südlichen Ufer, die Vorstadt San Lazaro oder das fünfte Quartier, auf dem nördlichen. Der Umfang des Ganzen beträgt etwa zwei Meilen (zehn englische). Die von zwei Bergreihen umschlossene Fläche, auf der die Stadt gebaut ist, neigt sich in ziemlich schräger Richtung dem Meere zu, und die meisten Straßen werden von Wasser durchrieselt, das aus dem Rimac abgeleitet ist. Fast alle Straßen durchschneiden sich unter rechten Winkeln, wodurch viereckige Häusergruppen (Manzanas) gebildet werden, von denen jede Seite in der Regel 370 bis 390 Fuß mißt. Man zählt 211 solcher Vierecke; die an der äußeren Umgrenzung gelegenen, sind kleiner und unregelmäßiger. Lima hat 56 Kirchen und Klöster, von denen die letzteren allein ein Viertel der bebauten Grundfläche einnehmen; 34 öffentliche Plätze vor den Kirchen und 429 Straßen, in der Regel 34 Fuß breit und 386 Fuß lang, meistentheils schlecht gepflastert, aber mit Trottoirs eingefaßt.

Der Eindruck, den die Stadt beim ersten Betreten auf den Fremden macht, ist durchaus nicht günstig, da die nach außen hin gelegenen Quartiere schlecht, die Häuser ärmlich und halb verfallen, die Straßen mit allen möglichen Unreinlichkeiten angefüllt sind, wo sich die schwarzen Gallinazos, zahm wie Hühner, aus den Schmutzhaufen Stücke von Aas herauslesen; aber je mehr man nach dem Mittelpunkte vordringt, desto schöner und eigenthümlicher wird der Anblick. Die geringeren Häuser haben nur ein Erdgeschoß, die besseren, wegen der häufigen Erdbeben, auch nur ein oberes Stockwerk; einige der älteren, die jetzt von mehreren Familien eingenommen werden, haben eine ungeheure Ausdehnung und könnten sich in ihren Gemächern mit den glänzendsten Palästen messen. Alle größeren Wohnungen stimmen in der Bauart überein. In der Front haben sie zwei Oeffnungen. Die eine ist der Haupteingang, die andere das Thor des Wagenschoppens. Der Haupteingang führt in einen sehr geräumigen Hofraum (Patio), mit kleinen Zimmern an den Seiten. Dem Haupteingang grade gegenüber liegt das eigentliche Wohnhaus, gewöhnlich mit einem kleinen Geländer umgeben. Durch

die große, fast immer geöffnete Doppelthür tritt man in einen geräumigen Saal, einfach mit einer langen Reihe von Stühlen, einem Sopha und einer Hängematte möblirt; den Boden bedecken Strohmatten. Aus dem Saal gelangt man durch eine Glasthür in das zum Empfang der Besuche bestimmte, oft sehr reich ausgeschmückte und mit wollenen Teppichen belegte Gesellschaftszimmer (la Cuadra). Daneben befinden sich die Schlafzimmer, der Eßsaal, die Kinderstuben ꝛc. Die Cuadra steht durch eine Thüre mit einem zweiten Hof (Traspatio) in Verbindung, der die Küche, den Stall und ein kleines Gärtchen enthält; oft zieren ihn hübsche Frescomalereien. Die beiden Höfe correspondiren mit einander durch einen schmalen, zum Durchführen der Pferde bestimmten Gang. Wo dieser bei den beschränkteren Häusern fehlt, müssen die Pferde durch den Saal und die Cuadra gebracht werden. Das obere Stockwerk hat meistentheils einen Balcon. Ueber dem Saal und der Cuadra befindet sich ein mit Steinfliesen bedeckter Platz (Azotea), nach dem Hofe zu mit einem Geländer eingefaßt, durch ein ausgespanntes Zelt gegen die Sonne geschützt und mit Blumentöpfen geziert, den Kindern als Spielplatz dienend. Die aus Sparrwerk, Rohrgeflecht und Lehm zusammengefügten Dächer sind platt, und in denselben ist, wie in Callao, ein Theil der Fenster angebracht; nur selten bemerkt man zur Seite der Thüren Fenster, die durch kunstvoll gearbeitete, oft reich vergoldete Gitter geschlossen sind. Ueber dem Thore oder neben der Hausthür ist häufig ein kleines Gemach mit einem Holzgitterchen, hinter welches die Schönen sich setzen, um die Vorübergehenden ungesehn zu beobachten. Die Mauern bestehen bei den großen Gebäuden aus Luftziegeln (Backsteinen), bei den kleineren aus doppelten Rohrwänden, die mit Lehm beworfen und hernach weiß oder gelb übertüncht werden.

Der große Platz „Plaza mayor", obgleich nicht ganz in der Mitte der Stadt gelegen, ist doch der Mittelpunkt des Lebens und Handels von Lima. Er bildet ein regelmäßiges Viereck, jede Seite zu 510 Fuß Länge; den Boden bedeckt feiner Sand. Auf der Ostseite steht die Kathedrale, daneben die Kirche Sagrario und der erzbischöfliche Palast, der eine schöne Front und

einen hübschen Balcon hat. Auf der Nordseite sieht man den Regierungs-Palast, früher von den so mächtigen Vicekönigen bewohnt. Die Mitte des Platzes nimmt ein sehr schöner bronzener Springbrunnen mit drei Becken ein. Aus dem mittleren erhebt sich eine 18 Fuß hohe Säule, auf deren Spitze eine Fama einen Theil des Wassers hinaustrompetet; das übrige stürzt aus den Rachen von vier Löwen. Die Speisung dieses Brunnens und noch 111 anderer, theils öffentlicher, theils Privatbrunnen, geschieht durch zwei meilenweit von der Stadt entfernte Quellen. Sie sind von einem gemauerten Häuschen umschlossen, und das Wasser wird von da in einem unterirdischen Graben nach dem Behälter von Santo Tomas geleitet.

Der Regierungs-Palast ist unansehnlich und wird auf der Vorderseite durch eine lange Reihe kleiner ärmlicher Buden entstellt. Der größte Saal darin ist der „Saal der Vicekönige", so genannt, weil er zur Zeit der spanischen Herrschaft mit den lebensgroßen Bildnissen sämmtlicher Vicekönige, von Pizarro an bis auf den letzten, geschmückt war. Durch einen seltsamen Zufall waren die Hallen dieses Saales grade zu der Zeit mit jenen Bildern, 24 an der Zahl, vollkommen angefüllt, als das Befreiungsheer in Lima einrückte, so daß also das Bild keines neuen Vicekönigs mehr hätte Platz finden können. Etwas Aehnliches fand in dem Saale zu Frankfurt am Main statt, wo die Bilder der deutschen Kaiser hängen. Dieser ward ebenfalls mit dem Bilde von Franz II. völlig ausgefüllt. Der Palast, den einst Franz Pizarro bewohnte, stand auf einer andern Stelle des Platzes, da, wo jetzt ein enges schmutziges Gäßchen den Platz mit der Silberarbeiterstraße verbindet. Dort wurde am 26. Juni 1546 der Mordanschlag gegen Pizarro ausgeführt, als derselbe eben mit einigen seiner Freunde bei Tische saß. Mit dem Rufe: „Tod dem Tyrannen, der den vom Könige gesandten Richter tödten ließ!" stürzten die Verschworenen in die Wohnung des Statthalters, der kaum Zeit hatte, die Waffen zu ergreifen. Sein Hauptmann wurde vor der Thür durchbohrt; die meisten seiner Freunde und Diener entflohen durch das Fenster. Nur Martin Pizarro, zwei Edelleute und zwei Pagen hielten treu mit dem Statthalter aus, der sich lange mit Löwen-

muth gegen die andringenden Verschworenen vertheidigte. „Muth, Bruder! Tod den Verräthern!“ schrie er seinem Bruder Martin zu, der einen Augenblick später todt zu seinen Füßen niedersank. Von langem und heftigem Kampfe erschöpft, konnte Pizarro endlich kaum sein Schwert noch führen. Einer der Verschworenen durchbohrte ihm die Gurgel, und mit einem lauten Schrei brach er zusammen. Sterbend verlangte er mit gebrochener Stimme die Beichte, machte dann, schon sprachlos, mit der Hand das Zeichen des Kreuzes auf den Boden, küßte es zu wiederholten Malen und gab den Geist auf. So endete einer der größten Helden seines Jahrhunderts; ein Mann, auf dem manche schwere Schuld, aber auch viele ungerechte Anklagen lasten.

Die Kathedrale strotzt im Innern von Pracht und Schimmer. Der Hochaltar ist mit sieben jonischen Silbersäulen verziert, jede 12 Fuß hoch und anderthalb Fuß dick; eine schwer vergoldete silberne Krone wölbt sich über ihm. Die achtehalb Fuß hohe, sehr fein aus Gold gearbeitete Monstranz blitzt von unzähligen Diamanten und Smaragden. An den Seiten des Altars stehen mächtige massiv silberne Candelaber, von denen jeder 112 Pfund wiegt. An hohen Festtagen übertrifft der hier zur Schau gestellte Glanz vielleicht die ersten römischen Kirchen. — In der Nähe der Plaza mayor steht das Kloster von San Franzisco, das größte von allen. Es ist ein unendlich weitläuftiges Gebäude, und die anmuthigen Gärten im Innern der Klosterräume bilden einen freundlichen Gegensatz zu dem düsteren Gemäuer. Dem Franziscanerorden gehört auch das Kloster der Barfüßer in der Vorstadt San Lazaro, wo aus den Gärten drei Palmen emporragen, die einzigen in der näheren Umgebung von Lima. Die Mönche leben nur von Almosen. Alle Morgen werden zwei Esel nach der Stadt geschickt; hier erhalten sie fast von jeder Verkäuferin einen kleinen Beitrag von Fisch, Gemüse oder Fleisch, so daß sie gegen Mittag immer reich beladen heimkehren. Das Kloster Santo Domingo hat den höchsten Kirchthurm von Lima, der 188 Fuß mißt; die jährlichen Einkünfte desselben betragen 70 bis 75,000 Piaster, meistens Grundzinse von Häusern der Stadt. Das Monasterio de la Concepcion, ein Frauenkloster, bezieht gar über 100,000 Piaster jährlicher Einkünfte. Den ersten Rang

nahm früher ohne Zweifel das Kloster San Pedro ein. Es gehörte den Jesuiten und besaß die reichsten Pflanzungen und die schönsten Häuser. Vom Könige von Spanien war in Folge der Aufhebung des Ordens durch Pabst Clemens XIV. (1773) an alle Vicekönige von Südamerika der Befehl ergangen, die Jesuiten in einer Nacht aufzuheben, sie nach Spanien einzuschiffen und ihr Vermögen einzuziehen. Aber das nämliche Schiff, welches diesen königlichen Befehl überbrachte, hatte auch die Instruction für den Generalvicar in Lima an Bord. In der bestimmten Nacht versammelte der Vicekönig, nachdem er alle Vorbereitungen getroffen, abends zehn Uhr seine Räthe und eröffnete ihnen den Befehl. Keiner durfte das Zimmer verlassen, bis der Schlag ausgeführt war. Um zwölf Uhr wurden vertraute Officiere mit der nöthigen Mannschaft abgesandt, um alle Jesuiten, die man genau verzeichnet, auf einmal zu verhaften. Man glaubte sie in tiefstem Schlafe zu überraschen. Die Patrouillen klopften in San Pedro an, wo ihnen augenblicklich geöffnet wurde. Der Officier verlangte zum Generalvicar gebracht zu werden, und der Thürsteher führte ihn in den großen Saal, wo er alle Ordensmitglieder reisefertig versammelt fand. Jeder hatte sein Felleisen oder Köfferchen gepackt. Eben so geschah's in den übrigen Jesuiten-Klöstern. Der Aerger und die Ueberraschung des Vicekönigs bei dieser Nachricht war unbeschreiblich. Unverzüglich ließ er die Brüderschaft einschiffen, Verzeichnisse des Klostervermögens aufnehmen und das baare Geld zusammen suchen. Alle Schlüssel, also auch die der Kasse, lagen wohlgeordnet, jeder mit einer genauen Bezeichnung versehen, im Zimmer des Generals. Aber statt der gehofften Millionen wurden nur wenige Tausend Piaster gefunden. Man vermuthet, daß die Jesuiten ihr Geld theils im Kloster San Pedro, theils auf den Pflanzungen vergraben hatten. Ein alter Neger, der zu jener Zeit im Dienste des Klosters stand, erzählte, daß er mit einem seiner Genossen während mehrerer Nächte schwere Geldsäcke in die Gewölbe des Klosters schleppen mußte. Den Trägern wurden die Augen verbunden, zwei Ordensbrüder führten sie und halfen ihnen die Säcke auf- und abladen. Der Neger bemerkte noch, daß das Geld in der Nähe eines

unterirdischen Brunnens eingescharrt wurde. Bis jetzt ist es noch nicht gelungen, die verborgenen Schätze zu Tage zu fördern. — An Wohlthätigkeitsanstalten besitzt Lima ein Findelhaus*) und mehrere bedeutende Hospitäler, die aber an zweckmäßiger Einrichtung, an sorgfältiger Pflege und ganz besonders an einer vernünftigen ärztlichen Leitung viel zu wünschen übrig lassen. In dem Hospital San Andres, dem größten, werden die Wahnsinnigen aufbewahrt. Am 30. November, dem Tage des heiligen Andreas, ist dem Publikum der Zutritt zu denselben gestattet. Dann strömt Alles hin, um sich am Anblick der Irren zu belustigen; aber es ist empörend zu sehen, wie diese Unglücklichen den Neckereien der rohen Menge preisgegeben werden. Der Zweck dieses verwerflichen Gebrauches ist eigentlich das Einsammeln von Almosen. — Die Todten wurden früher zum Nachtheil der Gesundheit immer in den Kirchen beigesetzt. Im Jahr 1808 wurde daher ein allgemeiner Kirchhof, Panteon genannt, eingerichtet. Er besteht aus zwei schönen Gärten, die von einer hohen Mauer eingeschlossen sind. Längs derselben hat man mehr als tausend Nischen angebracht, welche zum benöthigten Gebrauch feil stehen. Außerdem hat man noch eine Menge Familien- und Klosternischen. Während fünf Jahren können Todte darin beigesetzt werden, ehe der Panteon voll wird. Mangelt es dann an Platz, so werden die zuerst benutzten Nischen geleert und die Knochen in ein einfaches, aber würdiges Beinhaus gebracht. Die Armen werden in lange ziemlich tiefe Gruben gelegt, indem man sie blos in eine Art Todtenhemde einhüllt; nur die Reicheren setzt man in Särgen bei. Langt ein Todtenwagen zu spät an, so geschieht die Bestattung erst am folgenden Morgen. Dies kam einst einem alten Neger zu gut, den man für todt von der Straße aufgenommen. Er wurde nach dem Panteon gefahren, da es aber schon etwas spät war, so warfen die Todtengräber den vermeintlichen Leichnam auf die Seite, um ihn am folgenden Morgen „einzureihen“. Während

*) König Karl IV. erklärte alle Findlinge dieses Hauses für adelig, damit ihnen der Zugang zu keinem Amte verschlossen sei.

der Nacht erwachte der Neger aus seinem, durch den Rausch bewirkten, bewußtlosen Zustand und erwartete ganz geduldig die Stunde, wo ihn die Todtengräber herauslassen würden. Seine dabei ausgestandene Angst scheint aber nicht bedeutend gewesen zu sein, denn an demselben Abend fand man ihn schon wieder betrunken auf der Straße liegen.

Der zweitgrößte öffentliche Platz in Lima ist der Inquisitionsplatz, seit dem Befreiungskriege der Unabhängigkeitsplatz genannt. Er ist trapezförmig nach Osten erweitert, ist am Vormittag wegen des hier abgehaltenen Marktes sehr belebt, aber aus dieser Ursache auch fast immer mit Schmutz angefüllt. Zwei Gebäude zeichnen sich an diesem Platze aus, nämlich das Inquisitionsgebäude und die Universität. Das Inquisitionsgebäude dient gegenwärtig zu Vorrathskammern und Gefängnissen, so wie dem Bergamt. Einst war hier der Sitz des strengen Religionsgerichtes für die ganze Westküste von Südamerika. Mehrmals wurden in Lima größere Auto's de Fe (Feuer-Gerichte) gehalten; auch war die Zahl der zu anderen Todesarten, besonders der zum Strange Verurtheilten und Gemarterten sehr groß. Ein Spanier, dessen Gliedmaßen auf eine unglaubliche Weise verdreht und verstümmelt waren, eröffnete mir auf seinem Sterbebette, daß er in seinem 24. Jahre vor dem Inquisitionsgericht gestanden habe und durch die fürchterlichsten Marterinstrumente zum Geständniß einer Schuld gezwungen worden sei, deren er sich nicht bewußt war. Einst hatte sich der Vicekönig Castel-Fuerte in Gegenwart seines Beichtvaters einige freie Aeußerungen über die Religion erlaubt. Der Mönch hinterbrachte dies der Inquisition, und diese ergriff mit Freuden die Gelegenheit, ihre Macht zu zeigen und dem Stellvertreter des Königs eine Strafe aufzulegen. Castel-Fuerte wurde also vorgeladen. Er erschien auch wirklich zur bestimmten Stunde an der Spitze seiner Leibgarde und einer Compagnie Infanterie, von zwei Kanonen begleitet, die vor dem Hause aufgefahren wurden. Er ließ sich darauf in den verhängnißvollen Saal bringen, wo das Tribunal in feierlicher Sitzung der Ankunft des hohen Inculpaten harrte: ihrer drei Richter auf einem erhöhten Platz unter einem Thronhimmel von grünem, hellblau eingefaßten Sammet; hinter diesem

Kleeblatt ein lebensgroßes Crucifix; vor demselben ein langer Tisch mit zwei brennenden Wachslichtern, Büchern und Papier. Die Blicke der drei waren auf die Thür geheftet; diese öffnete sich und der erwartete Vicekönig erschien auch wirklich in Person. Er trat ohne weitere Umstände die drei Stufen zum Tische hinauf, zog seine Uhr und sagte, indem er sie ablegte: „Meine Herren, ich bin bereit unser Geschäft zu beginnen, in einer Stunde muß es beendigt sein; bin ich bis dahin nicht zurück, so schießt mein Officier das Haus in den Grund.“ Betroffen über diese Sprache, beriethen sich die Inquisitoren einen Augenblick und geleiteten dann den entschlossenen Castel-Fuerte unter vielen Höflichkeitsbezeigungen zur Thür hinaus. — Die in einem eigenthümlichen Stil erbaute Universität schließt eine Kapelle und ein kleines Kloster ein. Die Aula oder der Hauptversammlungssaal hat ein sehr feierliches Ansehen. Ueber dem Sitz des Rectors wölbt sich ein Baldachin, zu beiden Seiten sieht man die geschlossenen Sitze der Professoren. Letztere wählen den Rector auf je drei Jahre, auch halten sie nie Vorlesungen, sondern wohnen blos den öffentlichen Disputationen und den Ertheilungen akademischer Würden bei. An dem Inquisitionsplatze steht auch das Gebäude der National-Bibliothek, welche gegen Ende 1841 über 400 Manuscripte und über 26,000 gedruckte Bände enthielt. Die Werke über die Eroberung Peru's und die erste Zeit der spanischen Herrschaft sind vollständig darin enthalten. Das in demselben Gebäude untergebrachte Museum von naturhistorischen Sachen, Alterthümern u. dergl. liegt noch in den Windeln der Kindheit. Man findet darunter Waffen und Hausgeräthe der wilden Indianer; Gewebe und Gefäße von Stein, Holz und Metall aus ihren Gräbern; einige hohle silberne und goldene Götzen, so wie einen massiv silbernen. Eine schwere eiserne Rüstung, wie sie die Spanier bei Eroberung des Landes trugen, konnte ich nicht ohne Erstaunen über die Körperstärke und Ausdauer dieser Krieger betrachten, die in einem so heißen Lande und in so gebirgigen Gegenden sich doch mit Leichtigkeit, ganz in Eisen gehüllt, bewegten und ihre Feldzüge so rasch ausführten. In der Nähe des erwähnten Platzes befindet sich die Münze, wo durchschnittlich im Jahre zwei und eine halbe

Millionen Piaster geprägt werden; doch ist die Maschinerie noch sehr mangelhaft.

Zu den Hauptvergnügungen gehört der Besuch des Theaters. Von dem Hause läßt sich nichts besonderes sagen, und auch die Stücke sind meistens schlecht. Der spanischen Sitte gemäß schließt die Reihe der Vorstellungen, das Hauptstück mag nun ein Trauer- oder ein Lustspiel gewesen sein, immer mit einer Posse. Außerdem wird auf der Bühne viel getanzt und gesprungen. Die Hauptspringer haben aber in den Logen ihren Sitz aufgeschlagen: ich meine das zahllose Heer der hier eingenisteten Flöhe, wodurch Einem der Aufenthalt im Theater sehr verleidet wird. Doch läßt sich diesem Uebelstande nicht abhelfen; man muß sich mit gehöriger Geduld waffnen, um während der Vorstellungen die Beine nur halbwegs stille zu halten. — In der Nähe des Theaters ist der Circus für die Hahnenkämpfe (Coliseo de Gallos), bestehend aus einem Rundbau (Amphitheater) mit einem zweckmäßigen Kampfplatz (Arena). Fast täglich finden hier einige Zweikämpfe statt, und wenn sich nicht hinreichende Parthien von Privatleuten mit Hähnen finden, so müssen die Unternehmer, welche das Local vom Staate gemiethet, an bestimmten Tagen für die nöthigen Hähne sorgen. Dem Kampfhahn wird der Sporn am rechten Fuß abgesägt und an dessen Stelle ein $2^1/_2$ bis 3 Zoll langes schmales, etwas sichelförmig gebogenes, sehr scharfes Messer gebunden. Oft stechen sich diese Thiere schon beim ersten Ansprung todt, und sind sie auch noch so schwer verwundet, so kämpfen sie doch noch lange fort, ehe sie der Mattigkeit und dem Blutverlust erliegen. Die Limeños (enj) lieben dies grausame Vergnügen leidenschaftlich, und es werden vor jedem Kampfe immer bedeutende Wetten eingegangen; für zweifelhafte Fälle ist ein beeidigter Schiedsrichter eingesetzt. Der Eintritt kostet zwei Realen, der Sitz noch eine; Sperrsitze vier Realen. — In dem nämlichen Gebäude des Coliseo de Gallos ist der Ballspielplatz: ein von sehr hohen Wänden umschlossener Hof; doch wird er jetzt weniger besucht als früher, da die Kreolen nicht so große Freunde des Ballspiels sind, als die Spanier.

Die schöne steinerne Brücke, welche Lima mit der Vorstadt

San Lazaro verbindet, ist 530 Fuß lang und ruht auf sechs Bogen, die 37 Fuß über dem gewöhnlichen Wasserspiegel erhaben sind. Vermöge ihrer Festigkeit widerstand sie den Erdbeben von 1687 und 1746; nur der Schwibbogen am Ausgange der Stadt zur Brücke stürzte im letzteren Jahre ein und hat jetzt zwei seitliche Thürmchen mit einer Uhr in der Mitte. — Die aus Luftziegeln erbaute Mauer, welche die eigentliche Stadt mit Ausnahme eines Theils der Nordseite umgiebt, ist 18 bis 20 Fuß hoch, unten 10 bis 12 Fuß, oben 9 Fuß breit, hat also nicht Raum genug, um größere Geschütze darauf aufzufahren. In ihrem Umfange sind 34 Basteien angebracht. Das Ganze ist jedoch sehr in Verfall. — Von den neun Stadtthoren sind drei zugemauert. Bei jedem der offenen Thore sind Zollwächter, die besonders darauf zu achten haben, daß kein ungeprägtes Silber eingeschmuggelt wird. — Am südöstlichen Stadtende liegt das hübsche Kastell Santa Catalina, von ziemlich hohen Wällen umgeben und durch zwei Bastionen gedeckt.

Die Bevölkerung von Lima belief sich 1810 auf 87,000, 1826 auf 70,000, 1836 auf 54,000, 1842 auf 53,000. Erdbeben, Kriege und Seuchen haben zu dieser fortschreitenden Verminderung beigetragen. Auch das ganze schöne Peru, zur Zeit der Eroberung durch die Spanier so dicht bevölkert, zählt jetzt nur noch 1,400,000 Einwohner. Die Hauptstadt zeigt das bunteste Gemisch von Farben und Physiognomien. Man sieht die blendendweiße Kreolin, Tochter europäischer Eltern, neben dem ebenholzschwarzen Congo-Neger; in ihre Mitte tritt der rostbraune Indianer, und zwischen diesen Vertretern der Hauptstämme finden sich die Farbenschattirungen in regelmäßiger Abstufung. Der reinen Farbe entspricht der vollkommen scharf ausgeprägte Charakter. Anders verhält es sich mit den Mischlingen. Als Grundsatz für sie kann im Allgemeinen gelten, daß sie die Laster und Fehler ihrer Eltern, nicht aber ihre Tugenden und Vorzüge in sich vereinigen.

Die **weißen Kreolen** machen etwas weniger als den dritten Theil der Bevölkerung aus*). Sie sind schlank, ziemlich

*) Im Jahr 1836 gab e[illegible] 19,593 weiße Kreolen, meistens

groß, mit scharfen Gesichtszügen, einer blaßweißen Hautfarbe und dunkelschwarzem Haar. Leidenschaftliche Sinnlichkeit entstellt die nicht unedlen Gesichtszüge der Männer. Fehlt es ihnen an Chokolade, Backwerk, eingemachten Früchten und süßem Brei (Masamora), so fühlen sie sich unglücklich. Sie scheuen alle geistige und körperliche Anstrengung. Als Beschäftigung wählen sie am liebsten eine Krämerbude, wo sie mit ihren Nachbarn plaudern und ruhig ihre Cigarre rauchen können. Die Reicheren schlendern auf den Straßen umher, besuchen ihre Bekannten und plaudern Stunden lang an einer Straßenecke oder in einem Kaufladen. Sind sie Besitzer von Plantagen, so reiten sie zuweilen hinaus und lassen sich vom Oberaufseher Bericht erstatten. Die Nachmittage verbringen sie meistens im Coliseo der Hahnenkämpfe, in den Kaffeehäusern oder beim Spiel; denn sie sind eben so leidenschaftliche Spieler, wie die Spanier. Besonders stark wird im Badeort Chorillos gespielt, wo in der Wohnung einer der ersten Familien fast alle Abende ungeheure Summen auf dem grünen Tische umgesetzt werden. Die Dame des Hauses hält gewöhnlich die Bank. Jeder, ohne Unterschied des Standes und der Farbe, hat hier Zutritt, wenn er nur eine wohlgespickte Börse mitbringt. Das Spiel wird mit großer Ruhe betrieben; nur wenn falsche Würfel entdeckt werden, giebt es großen Lärm und dann geht es nicht ohne Dolchstiche ab, wie ich oft erlebt. In dieser schrecklichen Leidenschaft liegt der Ruin der meisten

---

Spanier, mit Einschluß der übrigen Fremden; 5292 Indianer; 24,126 Farbige oder Mischlinge; 4792 Sclaven; 825 Welt- und Klostergeistliche. — Kreolen heißen alle Amerikaner, welche von Eltern aus der alten Welt, seien es Europäer oder Afrikaner, abstammen. Es giebt also eben so gut weiße als schwarze Kreolen. Die vorzüglichsten Mischungen ersieht man aus der folgenden Zusammenstellung. Weißer und Negerin: Mulato; Weißer und Indianerin: Mestizo; Indianer und Negerin: Chino; Weißer mit Mulata: Cuarteron; Weißer mit Mestiza: Creole (nur durch einen blassen, in's Bräunliche spielenden Teint vom Weißen unterschieden); Weißer mit China: China blanca; Weißer mit Cuarterona: Quintero; Weißer mit Quintero: Weißer; Neger mit Mulata: Zambo negro; Neger mit Mestizin: Mulata oscura (dunkle Mulattenart); Neger mit Zamba: Zamba negra (fast ganz schwarz); Indianer mit Mulata: China oscura; Indianer mit Mestiza: Mestizo claro (oft sehr schön) u. s. w.

Familien und die Hauptursache der unzähligen unglücklichen Ehen; auch stehen die vornehmeren Frauen den Männern in dieser Rücksicht gar nicht nach. — Die Bildung des Kreolen ist bei allem angeborenen Talent in Folge vernachlässigter Erziehung mangelhaft. Ich habe oft gestaunt, welche arge Unwissenheit sogenannte gebildete Peruaner über die Lage, Größe, physische Beschaffenheit und die Erzeugnisse des eignen Landes an den Tag legten. Sollte man wohl glauben, daß ein peruanischer Kriegsminister weder die Einwohnerzahl, noch den Flächeninhalt von Peru angeben konnte und mit der größten Hartnäckigkeit behauptete, Portugal bilde die östliche Grenze von Peru und man könne zu Lande dorthin reisen? Aus der Geschichte kennen sie fast nur Napoleon und erlauben sich oft die lächerlichsten Verwechselungen. So erzählte mir ein angesehener, für sehr gelehrt geltender Mann einstmals ausführlich, wie Friedrich der Große Napoleon aus Rußland vertrieben habe. Einige ausgezeichnete Kreolen machen indeß durch gründliche und tiefe Gelehrsamkeit eine ehrenwerthe Ausnahme von der Regel. In Gesellschaften, selbst wo Damen gegenwärtig sind, beträgt sich der weiße Limeno sehr frei. Er raucht Cigarren, behält den Hut auf dem Kopfe und führt mit der größten Gleichgültigkeit die undelicatesten Gespräche. Bei Tische nimmt er, wenn Messer und Gabel nicht schnell genug zum Ziele führen, die Finger zu Hülfe, fährt mit den Händen in die Schüssel und dreht die Brocken so lange herum, bis er einen findet, den er entweder selbst verschlingt oder seinem Gast mit einer höflichen Verbeugung überreicht. Dabei ist das häufige Spucken eine der unangenehmsten Gewohnheiten. Doch hat der Kreole auch seine guten Seiten. Er ist mäßig in geistigen Getränken, gastfrei, zutraulich gegen Fremde, wohlthätig gegen die Armen, in seinem Betragen frei und offen, aber es fehlt ihm Festigkeit des Charakters; der erste Eindruck reißt ihn leicht fort und er bedenkt nicht die Folgen seiner Handlungen. — Weit über den Männern, sowohl körperlich als geistig, stehen die weißen Frauen von Lima. Sie sind schlank und hoch gewachsen, haben aber doch einen kleinen wohlgebildeten Fuß. Die langen schwarzen Haare fallen in zwei oder vier Flechten über den Nacken herab; das blendend weiße Gesicht, [illegible] Hauch der Tropen die

blühende Frische nimmt, wird dafür durch das große dunkelglühende Auge belebt und durch die, wenn auch nicht kleine, so doch edel geformte Nase und den feinen Mund mit seinen zwei Perlenreihen geziert. So ist die Limeña eine stolze und doch mit allem weiblichen Liebreiz ausgestattete Erscheinung. Im Theater und in Gesellschaften erscheinen die Damen nach französischer Mode gekleidet. Auf der Straße, auf Spaziergängen, in der Kirche, bei Processionen ꝛc. haben sie eine ganz eigenthümliche Tracht, die „Saya" (Oberrock) und den „Manto" (Schleier). Es giebt zwei Arten Sayas, die man über die gewöhnliche Kleidung anzieht. Die eine, die enganschließende, jetzt weniger gebräuchliche, besteht aus einem engen Oberrock von schwerem Seidenstoff, der in unzählige feine röhrenförmige nach oben hin dichter werdende Längsfalten genäht ist. Er reicht vom Gürtel bis über die Knöchel und liegt dicht am Körper an; nach unten zu ist er ganz enge, so daß dadurch das rasche Gehen, das Niederknieen und Aufstehen in der Kirche sehr beschwerlich wird. Die zweite Art von Saya, die entfaltete, ist nur um den Gürtel eng anschließend und von da an weit, wie ein Reifrock. Die gewöhnliche Farbe der Sayos ist schwarz, grün, blau oder zimmetbraun. Der Manto ist ein schwarzseidener Schleier, der mittelst einer Schnur hinten an den Gürtel befestigt wird. Von da wird er über den Kopf und die Schultern geschlagen und vorn dicht zusammengeschlossen, so daß nur ein kleiner dreieckiger Raum um ein Auge gesehen wird. Ein reicher Shawl hängt vorn über die Brust und verdeckt das darunter liegende Kleid; die eine der handschuhbekleideten Hände hält den Schleier, die andere ein Taschentuch. Der Fremde hält die so vermummten Gestalten, zumal wenn er Rosenkränze in ihren Händen sieht, anfangs für lauter Nonnen. Die verschleierten Frauen, Tapadas genannt, nehmen sich auf den Straßen manche Freiheiten heraus, indem sie über alles, was ihnen auffällt, spitzige Bemerkungen hinwerfen. Der Schleier aber ist unantastbar; sollte ein Mann es wagen den Manto aufzuheben, so würde ihn das Volk dafür hart strafen. Die Verhüllung ist besonders den Liebesränken günstig und wird auch fleißig dazu benutzt, indem man das Oberkleid nach Uebereinkunft an einem Tage mehrmals ändert.

Familien und die Hauptursache der unzähligen unglü
auch stehen die vornehmeren Frauen den Männern
sicht gar nicht nach. — Die Bildung des Kre
angeborenen Talent in Folge vernachlässigter
haft. Ich habe oft gestaunt, welche arge Ur
gebildete Peruaner über die Lage, Größe
heit und die Erzeugnisse des eignen Lan
Sollte man wohl glauben, daß ein
weder die Einwohnerzahl, noch den
geben konnte und mit der größten H
tugal bilde die östliche Grenze vor ... gießen
dorthin reisen? Aus der Gesch ... räuchern
leon und erlauben sich oft die ... Süßmäulig-
erzählte mir ein angesehener ... stark hervor. Da-
einstmals ausführlich, wie ... en, welche die Neger
Rußland vertrieben habe. ... Maiskuchen mit Rosinen
indeß durch gründliche ... Mais mit eingelegtem
Ausnahme von der Re ... ete (Pan de Chancay und Bis-
gegenwärtig sind, be ... (Masamorita moroda), gestoßene
raucht Cigarren, ... (Frijoles coladas). Fast jeder Dame
der größten Glei ... zahlreiche Dienerschaft zu Gebot. Eine
Tische nimmt er ... Stubenmädchen, Näherinnen, ein paar
zum Ziele führ ... Neger oder Indianer, die der Gebieterin,
in die Schüss ... geht, einen Teppich tragen, gehören zu
einen findet, ... Hausstand. Jeder dieser Diener geht seinem
mit einer ... nach; die Hausfrau bekümmert sich wenig
Spucken ... spät auf, schmückt sich das Haar mit Jasmin
Kreole ... frühstückt, empfängt oder macht Besuche,
tränken ... Mittags in der Hängematte oder streckt sich
Armer ... raucht eine Cigarre; des Abends ist sie im
Festi ... Marktplatz oder auf der Brücke. Das Tabak-
und ... nur im Hause; doch scheint diese ziemlich allgemeine
üb ... jetzt etwas aus der Mode zu kommen. In den
F ... von den Nonnen viel spanischer Schnupftabak (än-
... köstlich) verbraucht. Außerdem vertreiben sich die
... Zeit mit Clavier- und Guitarrenspiel, wozu sie
... aber das Mangel an guten Lehrern, gewöhnlich nur

Wenige beschäftigen sich mit Sticken und feinem
sie sich zuweilen sehr auszeichnen. Die Namen
n oft ganz sonderbar, da sie von dem Feste
s Tages, an dem sie geboren wurden, her-
Nieves (Schnee), als Maria dem San
gen erschien; Pilar (Brunnenbecken),
m Brunnenbecken in Saragoza;
lche am Weihnachtstag, Can-
e am Neujahrstag geboren
kleinernde Endsylbe ita an-
Nach der Verheirathung wird
en eigenen mit de (von) angehängt,
riguez de Salazar. — Die Limeñas
viel Geist. Sie haben einen durchdrin-
rstand, ein klares Urtheil, wissen schnelle und
orten zu geben, sind ausgezeichnet durch seltene
gkeit, Muth und Geistesgegenwart. Daher haben
auen bei allen politischen Unruhen immer eine bedeu-
Rolle gespielt. Als Gamarra, der frühere Präsident von
eru, im Jahr 1834 mit seinen Truppen in Lima vom Pöbel mit Steinen vertrieben wurde und er unschlüssig auf dem Plaza mayor stand, da sprengte seine Gemahlin Doña Franzisca auf ihn zu, riß ihm den Degen von der Seite, stellte sich an die Spitze der Truppen und commandirte einen wohlgeordneten Abzug, das einzige Mittel, sich und die Ueberreste der Truppen zu retten. Manche durch Bildung und Kenntnisse hervorragende Frau hat Lima aufzuweisen. So Doña Manuela Navago de Riglos, Tochter eines edlen Spaniers, der unter drei Vicekönigen die schwierige Stelle eines Geheimsecretairs bekleidete. Sie widmete sich mit Eifer dem Studium der Literatur und verfaßte eine Anzahl Gedichte, die das tiefste Gefühl athmen und einen erhabenen Schwung der Gedanken an sich tragen. Der frühe Tod ihres Gatten wurde ihr nagender Todtenwurm, und sie starb leider in der Blüthe ihrer Jahre.

Die Indianer in Lima machen nur einen kleinen Theil der Bevölkerung aus. Es sind thätige unverdrossene Leute. Viele von ihnen haben Krämerladen und genießen wegen ihrer

Zuweilen sieht man eine Dame in ganz zerrissener Saya; aber der werthvolle Shawl, das fein geränderte Taschentuch und die reichen Atlasschuhe verrathen hinlänglich, daß die Tapada aus vornehmem Stande ist und auf irgend ein Abenteuer ausgeht. Mit der Gefallsucht verbindet sich bei allen Frauen in Lima die Sucht nach Putz, wodurch die Vermögensumstände manches reichen Mannes zu Grunde gerichtet werden. Dies war besonders früher der Fall, wo Perlen und Diamanten immer ächt sein mußten, während man sich das Vergnügen zu prunken jetzt durch nachgemachte Schmucksachen wohlfeiler erkauft. Eben so leidenschaftlich lieben die Damen Wohlgerüche und begießen sich fortwährend mit allerhand wohlriechenden Wassern, räuchern auch ihre Zimmer täglich mit Räucherwerk. Die Süßmäuligkeit der Südländer tritt bei ihnen besonders stark hervor. Daher naschen sie fortwährend von den Eßwaaren, welche die Neger auf den Straßen feilbieten, als: süße Maiskuchen mit Rosinen (Omitas), Kuchen aus feingestoßenem Mais mit eingelegtem Schweinefleisch (Tamal), süße Brote (Pan de Chancay und Biscochos), Saftbrei von Früchten (Masamorita moroda), gestoßene mit Syrup gekochte Erbsen (Frijoles coladas). Fast jeder Dame steht eine übermäßig zahlreiche Dienerschaft zu Gebot. Eine Köchin, Kindermagd, ein Stubenmädchen, Näherinnen, ein paar Bediente, einige kleine Neger oder Indianer, die der Gebieterin, wenn sie zur Messe geht, einen Teppich tragen, gehören zu einem ordentlichen Hausstand. Jeder dieser Diener geht seinem beliebten Schlendrian nach; die Hausfrau bekümmert sich wenig darum. Sie steht spät auf, schmückt sich das Haar mit Jasmin und Orangenblüthen, frühstückt, empfängt oder macht Besuche, schaukelt sich des Mittags in der Hängematte oder streckt sich auf das Sopha und raucht eine Cigarre; des Abends ist sie im Theater, auf dem Marktplatz oder auf der Brücke. Das Tabakrauchen geschieht nur im Hause; doch scheint diese ziemlich allgemeine Sitte der Frauen jetzt etwas aus der Mode zu kommen. In den Klöstern wird von den Nonnen viel spanischer Schnupftabak (äußerst fein und röthlich) verbraucht. Außerdem vertreiben sich die Frauen ihre Zeit mit Clavier- und Guitarrenspiel, wozu sie singen, aber aus Mangel an guten Lehrern, gewöhnlich nur

mittelmäßig. Wenige beschäftigen sich mit Sticken und feinem Nähen, worin sie sich zuweilen sehr auszeichnen. Die Namen der Frauen klingen oft ganz sonderbar, da sie von dem Feste oder dem Heiligen des Tages, an dem sie geboren wurden, hergenommen werden, z. B. Nieves (Schnee), als Maria dem San Franzisco auf den Schneebergen erschien; Pilar (Brunnenbecken), von ihrer Erscheinung auf dem Brunnenbecken in Saragoza; Natividad (Geburt) heißen die, welche am Weihnachtstag, Candelaria, die an Lichtmeß, Jesus, die am Neujahrstag geboren werden. Gewöhnlich wird die verkleinernde Endsylbe ita angehängt, z. B. Doña Jesusita. Nach der Verheirathung wird der Name des Mannes an den eigenen mit de (von) angehängt, z. B. Maria Juana Rodriguez de Salazar. — Die Limeñas besitzen außerordentlich viel Geist. Sie haben einen durchdringenden scharfen Verstand, ein klares Urtheil, wissen schnelle und schlagende Antworten zu geben, sind ausgezeichnet durch seltene Charakterfestigkeit, Muth und Geistesgegenwart. Daher haben diese Frauen bei allen politischen Unruhen immer eine bedeutende Rolle gespielt. Als Gamarra, der frühere Präsident von Peru, im Jahr 1834 mit seinen Truppen in Lima vom Pöbel mit Steinen vertrieben wurde und er unschlüssig auf dem Plaza mayor stand, da sprengte seine Gemahlin Doña Franzisca auf ihn zu, riß ihm den Degen von der Seite, stellte sich an die Spitze der Truppen und commandirte einen wohlgeordneten Abzug, das einzige Mittel, sich und die Ueberreste der Truppen zu retten. Manche durch Bildung und Kenntnisse hervorragende Frau hat Lima aufzuweisen. So Doña Manuela Ravago de Riglos, Tochter eines edlen Spaniers, der unter drei Vicekönigen die schwierige Stelle eines Geheimsecretairs bekleidete. Sie widmete sich mit Eifer dem Studium der Literatur und verfaßte eine Anzahl Gedichte, die das tiefste Gefühl athmen und einen erhabenen Schwung der Gedanken an sich tragen. Der frühe Tod ihres Gatten wurde ihr nagender Todtenwurm, und sie starb leider in der Blüthe ihrer Jahre.

Die **Indianer** in Lima machen nur einen kleinen Theil der Bevölkerung aus. Es sind thätige unverdrossene Leute. Viele von ihnen haben Krämerladen und genießen wegen ihrer

Ehrlichkeit bei den großen Kaufleuten eines guten Credits; auch unter den Posamentirern, Sattlern und Silberarbeitern giebt es viele Indianer. In Betreff ihrer geistigen Fähigkeiten stehen sie weit hinter den weißen Kreolen zurück.

Die Neger bilden ein Fünftel der Bewohner: mehr als 10,000, darunter 4800 Sclaven. Die Sclaven werden so milde behandelt, wie bei uns die Dienstboten. Hat ein solcher Strafe verdient, so wird er nur selten von dem Herrn selbst gezüchtigt, sondern in die Bäckerei geschickt; denn das Kneten des Teiges und das Backen des Brotes wird bei der großen Hitze als eine der beschwerlichsten Arbeiten angesehn und nur von Sclaven ausgeführt, die unter der strengsten Fuchtel eines unbarmherzigen Aufsehers stehen. Die Gesetze zum Schutz der Sclaven sind für diese sehr günstig. Ein eigends dazu angestellter Richter schützt sie vor ungerechten Mißhandlungen. Jeder Sclave kann sich für die Summe, die er werth ist, die Freiheit erkaufen. Auch werden ihnen täglich fünf bis sechs Stunden vergönnt, um für sich zu arbeiten und Etwas zu erwerben. Gewöhnlich verjubeln sie aber ihr Geld und trachten nicht sehr nach ihrer Freiheit; denn als Sclaven erhalten sie Wohnung, Nahrung, Kleidung und Pflege in Krankheiten, so wie sie aber frei sind, müssen sie für ihre Bedürfnisse selbst sorgen. Ich kannte einen alten Neger, der sich ein Vermögen von 6000 Piaster (8750 Thlr.) zusammengespart hatte, ohne sich seine Freiheit zu verschaffen, wohl aber hatte er seine Kinder und zwei Schwestern losgekauft. Er bemerkte mir mehrmals, wenn er frei wäre, würde er es nicht halb so gut haben. Als Bediente und Kutscher sind die Neger sehr tauglich, doch müssen sie beständig streng in Zucht und Aufsicht gehalten werden. — Viel besser als die eingeborenen sind die aus Afrika eingeführten Neger, Bosales genannt. Sie zeichnen sich durch geduldiges und folgsames Wesen, Treue und Anhänglichkeit vortheilhaft vor jenen aus. Harte Behandlung bewirkt bei ihnen Starrsinn und Widerspenstigkeit. Ueberhaupt behalten sie immer einen gewissen Stolz bei, besonders die aus fürstlichem Geblüt. Eine junge Negerprinzessin, die ein Spanier gekauft, konnte schlechterdings zu keinem Handdienst gebracht werden. Als sie auf den Markt geschickt wurde, stellte sie den

Korb auf die Erde und gab zu verstehen, sie sei gewohnt, bedient zu werden, aber nicht zu dienen. Lautlos ertrug sie die darauf folgende unbarmherzige Züchtigung, saß finster vor sich hinstarrend stundenlang auf der Erde, indem sie vor sich hin brummte: „yo clavita, yo clavita!“ (Ich eine Sclavin!), sprang dann auf und rannte mit dem Kopfe gegen die Mauer, bis sie besinnungslos niederstürzte. Da sie Zuneigung zu den Kindern des Hauses zeigte, so vertraute man ihr die Pflege derselben an, und diesen Dienst versah sie mit der rührendsten Zärtlichkeit; nie aber that sie die geringste Handleistung. Früher vereinigten sich die afrikanischen Neger der verschiedenen Stämme zu Innungen (Cofradias) mit regelmäßigen Zusammenkünften, wo den Sclaven aus fürstlichen Familien alle mögliche Ehrerbietung erwiesen wurde. Unter religiösen Ceremonien, Reden, Musik, Gesang und Tanz schwelgten sie in der Erinnerung ihrer fernen Heimath. Jetzt nehmen auch Kreolen und freie Neger daran Theil. Die Locale dieser Zusammenkünfte sind an den Wänden mit Negerkönigen, Elephanten, Kameelen, Palmen ꝛc. bemalt. — Die freien Neger sind in Lima, wie in ganz Peru, eine wahre Landplage. Zu faul zu einer anstrengenden Arbeit, suchen sie durch Stehlen, Betrügen und Straßenräuberei ihren Erwerb, dabei sind sie viehisch sinnlich und in allen ihren Neigungen ausschweifend. Mögen sie auch in ihrer Jugend als freigeborene Neger eine eben so gute Erziehung genossen haben, als die weißen Kreolen, so bleibt doch Sinnlichkeit der Angelpunkt alles ihres Denkens und Treibens. Der Bau ihres Schädels nähert sich den thierischen Formen und läßt nur eine geringe geistige Entwickelung zu. Dagegen erfassen sie alles Mechanische leicht und schnell, da bei ihnen, wie bei den Affen, der Nachahmungstrieb in hohem Grade vorherrscht. — Hauptbeschäftigungen der Neger in Lima sind das Lasttragen und der Wasserverkauf. Jeder Wasserträger hat ein Maulthier oder einen Esel, der mit zwei in einem korbartigen Behälter gestellten Fäßchen beladen ist. Die Ladung kostet einen halben Real. Die Sclaven müssen ihren Herrn täglich eine bestimmte Summe abgeben; der Ueberschuß ist ihr eigener Gewinn. Im Sommer müssen die Wasserträger den Hauptplatz besprengen und alle Montage

die ungemein zahlreichen herrenlosen Hunde tödten; letzteres thun sie mit wahrer Mordlust. Die Lastträger sind wahre Sonnenbrüder. Den ganzen Tag stehen sie, ihres Dienstes gewärtig, an den Straßenecken und in den Branntweinschenken (Pulperias) umher. Mit schweren Lasten befassen sie sich nicht, und für die kleineren lassen sie sich theuer bezahlen. Alle Morgen wird durch Neger Pferdefutter (Klee oder Gras) nach der Stadt gebracht. Jeder derselben treibt sechzig bis achtzig beladene Esel vor sich her. Mit einer langen Peitsche bewaffnet, reitet der Treiber selbst auf einem der stärksten Esel und schlägt so unbarmherzig auf die armen Thiere los, daß sie immer im scharfen Trabe oder im Galopp davonlaufen. Mit einer spitzigen Schafrippe sticht er seinen Reitesel unaufhörlich in die Lenden und reißt ihm damit große Stücke Haut oder Fleisch weg, indem diese Barbaren jedes Gefühl von Menschlichkeit verleugnen. Die Mißhandlungen, welche sie gegen diese harmlosen Thiere ausüben, grenzen oft an das Unglaubliche. Ich selbst sah einst, wie ein Neger, dessen Esel ermüdet war, einen großen hölzernen Steigbügel losschnallte und ihn damit so lange schlug, bis er todt niederfiel. Aus dem bisher Gesagten erhellt das Sprichwort: „Lima ist der Himmel der Frauen, das Fegfeuer der Ehemänner und die Hölle der Esel.“ — Die Negerinnen sind etwas thätiger, ausdauernder und williger als die Männer. Als Wäscherinnen haben sie die üble Gewohnheit, die Wäsche sehr lange zu behalten. Einen Theil davon, besonders Hemden, Strümpfe und Linnentücher, waschen sie gleich nach dem Empfange, aber nur zum Gebrauch für sich und ihre Männer oder Liebhaber, die man an Feiertagen in den feinsten Hemden einhergehen sieht. Erst nach ein paar Monaten wird die wieder gereinigte Wäsche zurückgegeben. Sehr gern wählt man die Negerinnen als Ammen*) und als solche erfüllen sie ihren Zweck vortrefflich. Aber

*) Es ist in Lima herrschende Sitte, für die Neugeborenen Ammen, gewöhnlich Sclavinnen, anzunehmen. Bei der Wahl pflegt man nur die Gesundheit, nicht aber den Charakter zu berücksichtigen. Nichts desto weniger beweisen zahlreiche Beispiele, daß die Kinder schon mit der Muttermilch den Keim zu Fehlern und Tugenden in sich aufnehmen. Mancher Familienvater hat mich versichert, daß er in jedem seiner Kinder das treue Bild der Amme,

ihre Putzsucht ist unbegrenzt. All ihr Erspartes wird dazu verwendet. In feinen weißen, reich mit Spitzen besetzten Mousselin-Kleidern mit kurzen Aermeln, aus denen die kohlschwarzen Arme hervorquellen, mit blaßrothen seidenen Strümpfen, hellblauen Atlasschuhen, großen goldenen Ohrgehängen, nacktem Hals und Brust stolzieren sie an Festtagen einher. Aechte Edelsteine machen oft ihren Schmuck aus. Eine Sclavin einer mir bekannten Familie besaß eine Perlenschnur, die mehrere tausend Thaler werth war, und das reine Weiß dieser Perlen hob sich wundervoll auf dem tiefschwarzen Nacken hervor. — Die Neger, sowohl die Sclaven als die Freien, reden die Weißen immer mit „mein Gebieter" (miamo) und „Euer Gnaden" (Su merced) an. Die Indianer dagegen, die sich viel mehr dünken, gebrauchen die unter den Weißen üblichen Ausdrücke „Señor" (Herr) und „Usted" (Ew. Gnaden).

Nachdem wir die Hauptracen betrachtet, wenden wir uns nun zu dem bunten Heer der Mischlinge, die in Lima einen so beträchtlichen Theil der Bevölkerung ausmachen. Das beste Kennzeichen der Abstammungsverschiedenheiten ist das Haar der Frauen, welches viel weniger trügt, als die Gesichtsfarbe, die zuweilen in grellem Widerspruch mit der Abstammung steht. Es giebt Mulattinnen mit blendend weißer Gesichtsfarbe, die aber an ihrem kaum fingerlangen Wollhaar den untrüglichen Stammbaum mit sich herumtragen. Die weißen Kreolinnen haben für dergleichen Kennzeichen einen eigenthümlichen Scharfblick, indem sie auf ihre reine Abkunft von Europäern stolz sind. Denn trotz der republikanischen Verfassung herrscht in Peru doch ein außerordentlich starker Kastengeist, wobei das Hellere sich immer in den Vordergrund drängt. Der Weiße wird von allen Andern beneidet und behauptet ohne Widerspruch den Rang des Edelsten. Der Indianer sieht mit Abscheu auf den Neger, dieser

---

die es gestillt, wiederfinde. Ich fragte einen Limeño, der sich über die Bosheit und Trägheit seines sechsjährigen Sohnes bitter beklagte, nach der Amme desselben, und es fand sich, daß es eine Zamba war, die wegen ihres boshaften tückischen Wesens und wegen ihrer Faulheit schon nach sieben Monaten das Kind verlassen mußte. Den Eltern waren jene Eigenschaften durchaus fremd.

mit Verachtung auf den Indio. Der Mulatte glaubt sich fast dem Europäer gleich und nennt den Mestizen einen viehischen Indianer. Der unverschämte Zambo lacht über Alle und sagt, wenn er selbst auch nicht viel werth sei, so sei er doch besser als seine Eltern. Jeder findet irgend einen Grund, sich besser und die übrigen schlechter zu machen.

Der Satz, daß Mischlinge nur die Fehler, nicht aber die Tugenden ihrer Eltern haben, gilt nicht unbedingt. Die Mestizen machen eine ehrenvolle Ausnahme davon, indem sie viele gute Eigenschaften sowohl der Weißen, als der Indianer haben. Sie sind sanft, mitleidig, gute Freunde in der Noth, wenn es auf augenblickliche Hülfe ankommt, aber mit der leichten Erregbarkeit verbindet sich Wankelmuth; auch fehlt ihnen Tapferkeit. Sie schließen sich mit großer Vorliebe an die Weißen an. Im Innern des Landes, wo ganze Dörfer nur aus Mestizen bestehen, nennen sie sich „die Weißen" und stellen sich schroff den Indianern gegenüber. Man kann ihnen kein größeres Compliment machen, als wenn man sie fragt, ob sie nicht Spanier seien, was sie in der Regel bejahen. Ihre Farbe ist hellbraun, zuweilen etwas in's Schwärzliche hinüberspielend. Die Haare sind schlicht, lang und sehr stark. Häufig sieht man bei den Mestizinnen armsdicke, bis an's Knie niederhängende Haarflechten. Die Männer haben einen sehr spärlichen Bart, aber scharf ausgeprägte Gesichtszüge und einen starken Körperbau. Sie betreiben meistens ein Handwerk oder Hausirhandel. — Sehr verschieden sind von ihnen die Mulatten, zwar etwas schwächlich gebaut, aber in geistiger Beziehung alle Mischlinge weit überragend. Sie zeichnen sich durch großes Geschick für mechanische Arbeiten, durch außerordentliche Auffassungsgabe und ein merkwürdiges Nachahmungstalent aus. Jeder neue Eindruck faßt sie, und ihre Gefühle steigern sich alsbald zu Leidenschaften. Gleich den Schmetterlingen, die von Blume zu Blume fliegen, haschen sie nach dem flüchtigen Sinnengenuß der Gegenwart, ohne sich viel um die Zukunft zu kümmern. Einige, die man mit dem Spottnamen Palanganas (eig. Waschbecken, figürlich: leerer Prahlhans) bezeichnet, sind mit einem so starken Gedächtniß begabt, daß sie noch nach Jahren Reden und Pre-

digten, die sie einmal gehört, wörtlich wiederholen können. Dabei haben sie eine üppige Phantasie und eine grenzenlose Unverschämtheit. Ueberall, wo es etwas zu sehen oder zu hören giebt, drängen sie sich vor, merken auf Alles, was ihnen bei feierlichen Gelegenheiten in Predigten und Reden der Abgeordneten auffällt. Früher, als die Universität San Marcos noch in ihrer Blüthe war, stellte sich bei Ertheilung einer akademischen Würde ein Chor solcher Palanganas auf die Tribüne, verfolgte mit komischem Ernste alle Reden und Disputationen, machte Glossen, mischte sich in die wichtigsten Fragen und wiederholte hernach auf der Straße die lateinischen Schlußsätze oder ganze weitläuftige Auseinandersetzungen mit dem eifrigsten Geberdespiel. Wo zwei solche Menschen sich treffen sind sie unermüdlich, sich einander die gehörten Zeitungsartikel, Redensarten, Bruchstücke aus Predigten rc. zu wiederholen und gesticuliren sich dabei fast zu Tode. Einst stellte sich in der Kirche von San Agustin ein Palangana dem predigenden Mönche gegenüber und gab ihm durch die lebhaftesten Geberden sein Mißfallen zu verstehen, sodaß der Priester endlich ausrief: „Dieser Mulatte stört mich, bringt ihn hinweg!" „Oho" erwiederte dieser sogleich, „dies ist das einzige Neue, denn diese Predigt hat schon vor zwei Jahren Bruder Manuel in San Francisco gehalten!" — Als Barbiere sind die Mulatten ganz in ihrem Element. Viele studieren jetzt mit Eifer Medicin oder widmen sich, nachdem das Gesetz ihnen solches erlaubt, dem geistlichen Stande. Unter den Mulattinnen giebt es einzelne sehr schöne; aber immer fehlt das edle Oval des Gesichtes, das in der Regel ganz rund und etwas dick ist, mit stark hervortretenden Zügen der Sinnlichkeit. Ihre Reize verwelken rasch und dann kommt die Negerphysiognomie zum Vorschein. Ihr Haar ist kaum fingerlang, pechschwarz und kraus; sie flechten es sehr künstlich in hundert Zöpfchen. Die Gesichtsfarbe spielt vom reinen Weiß bis zum Schwarzbraun. Meistens sind sie dunkle Brünetten mit großen schwarzen Augen und perlweißen Zähnen. An Eitelkeit wetteifern sie mit den Negerinnen. Tanz, Guitarre, Spiel und Gesang lieben sie leidenschaftlich; ihre Stimme ist wohlklingend, aber nicht ausgebildet. Im Ganzen sind sie thätig, aber launisch

und falsch. — Die schlechteste Klasse aller Mischlinge bilden die Zambos. Alle Laster erreichen bei ihnen den höchsten Grad der Entwickelung. Kaltblütig begehen sie die größten Verbrechen und mit stumpfer Gleichgültigkeit setzen sie sich auf die Bank, um todt geschossen zu werden, oder ertragen die härtesten Strafen. Sie stehen viel tiefer als die Neger, da ihnen die Vorzüge derselben abgehen. Ihr Körperbau ist stark und muskelkräftig, ihre Gesichtsfarbe schwarz, in's Olivenbraune übergehend, die Nase weniger platt, als bei den Negern, aber eben so aufgeworfen, das Haar etwas länger als bei den Negern und in größeren Locken gekräuselt; die Männer haben einen sehr spärlichen Bart. Die kleinen und durchdringenden Augen verrathen Boshaftigkeit und Heimtücke. — Wenig besser als die Zambos sind die Chinos, aber klein und etwas schmächtig. Ihre Gesichtsbildung ist häßlich. Nase und Mund sind die des Negers, Stirn, Wangen und Augen die des Indianers. Ihr Haar ist schwarz, struppig und weniger gekräuselt als das des Mulatten. Sie sind heimtückisch, grollend, falsch und blutdürstig, als Feinde sehr gefährlich. Eine Beleidigung vergessen sie nie und brüten so lange auf Rache, bis sich eine günstige Gelegenheit zur Befriedigung gefunden. —

Der größte Theil der Fremden in Lima besteht aus Altspaniern, die vor dem Befreiungskriege eingewandert, wenige nach demselben. Die meisten sind Grundbesitzer oder Kaufleute. Nach den Spaniern folgen die Italiener, deren es hier mehrere Tausende giebt; es sind namentlich Genueser, meistens entlaufene Matrosen oder Abenteurer. Sie pflegen wohl mit einer kleinen Branntweinschenke und einem Spezereiladen anzufangen, vergrößern allmählig das Geschäft und sparen sich so ein Vermögen, mit dem sie in ihr Vaterlund zurückkehren. Sehr Viele von ihnen haben beträchtliche Reichthümer erworben und große Magazine angelegt. Die Franzosen in Lima sind, wie in Valparaiso, Modehändler, Schneider und Haarkräusler, bieten kurze Waaren (Quincaillerie) feil ꝛc. Wegen ihrer Prahlereien sind sie durchaus nicht beliebt. In größerer Achtung stehen die Engländer und Nordamerikaner, wovon die meisten Kaufleute. Deutsche giebt es hier nur in geringer Anzahl. Sie zeichnen

sich als tüchtige Kaufleute aus und werden von den Eingeborenen sehr geschätzt. „Ernst, wie ein Deutscher", ist sprichwörtliche Redensart. — Die Politik, welche die Engländer und Franzosen gegen Peru (und die meisten anderen kleineren Freistaaten Amerika's) beobachten, geht über unsere Begriffe. Sie verletzen die Gesetze und Rechte der Republik oft auf die schmachvollste Weise und pochen dann, falls dergleichen zur Sprache kommt, auf ihre Kriegsschiffe. Zu den meisten Streitigkeiten geben die Schmuggeleien Anlaß, die von den Franzosen mit beispielloser Unverschämtheit betrieben werden.

Das Spanische wird in Peru mit vielen Abweichungen gesprochen. Die Landesbeschaffenheit spiegelt sich auch hier, wie überall, in der Sprache ab. Wie der Schweizer aus der Tiefe seine harten Kehllaute (entsprechend dem Fels und den Thalschluchten) hervorholt und sie mit möglichst starkem Hauch (entsprechend dem scharfen Windzug der Gipfel und dem Föhn) ausstößt, so der Peruaner der Cordillera, und wie der Bewohner der Sandflächen in Norddeutschland die härteren Consonanten weich spricht, so der Küstenbewohner von Peru. In Lima sprechen die weißen Kreolen das beste Spanisch, was aber nicht viel sagen will, da es die übrigen Bewohner sehr schlecht sprechen.

Die Bildungsanstalten Limas für den ersten Unterricht sind zahlreich und im Ganzen genommen ziemlich gut eingerichtet. Die drei lateinischen Schulen werden von etwa zwei hundert Schülern besucht. Wer sich einem Fachstudium widmen will, muß sich in eins der dazu bestimmten Collegien aufnehmen lassen. Wir heben das Collegium de San Carlos hervor, für Theologen, vorzüglich aber für Juristen bestimmt. Die Anzahl der Studirenden beläuft sich auf 100. Das Gebäude enthält schöne große Säle, einen geräumigen Speisesaal, eine reiche Bibliothek, einige physikalische Vorrichtungen, eine Kapelle, einen Garten und freie Hofräume. Fünf Professoren lehren die Rechte, zwei Theologie; für den Unterricht im Französischen, Englischen, in der Geographie, Mathematik, Physik, im Zeichnen und in der Musik ist ebenfalls gesorgt. Die jährlichen festen Einkünfte belaufen sich auf 19,000 Piaster (zu 1 Thlr. 13 Sgr.

10 Pf.). Das für die Medicin bestimmte Collegium ist am schlechtesten bestellt. Da wegen der großen Hitze die Leichname kaum vier und zwanzig Stunden lang aufbewahrt werden können, so wird dadurch ein gründliches Studium der Zerlegungs-Wissenschaft (Anatomie) sehr beeinträchtigt. In der Universität „San Marcos" werden keine Vorlesungen gehalten, sondern nur die öffentlichen wissenschaftlichen Grade ertheilt. Nach der Disputation werden die Stimmen in zwei silbernen Henkelgefäßen (Amphoren) gesammelt. Der glücklich bestandene Candidat bedankt sich darauf und wird von den sämmtlichen Facultätsmitgliedern mit dem Rector an der Spitze umarmt. Früher kostete der Doctorgrad über 2000 Thaler. Der Candidat mußte am Abend vorher jedem der Facultätsmitglieder einen neuen Thaler, einen Becher voll Gefrornes und einen Teller voll Backwerk in's Haus schicken.

Die Stadt zählt eine Menge von Welt- und Klostergeistlichen. Die Mönche dürfen jederzeit ihr Kloster verlassen. Daher begegnet man auf allen Straßen Mitgliedern der verschiedensten Orden, am häufigsten fetten Dominikanern, die sich in den Vorhallen der Häuser hinsetzen und Dame spielen oder vor den Krämerbuden stehen und die Tapadas beäugeln. Viele von ihnen fallen durch Unreinlichkeit auf und mit roher Unwissenheit verbinden sie einen unausstehlichen Dünkel. In allen Kaffeehäusern, Schenken, bei Stiergefechten und im Theater trifft man sie; die beiden letzteren Vergnügungen besuchen sie jedoch verkleidet. Die Franziskaner und andere Orden geben ihnen wenig nach, nur die Barfüßer führen ein strengeres Leben. Den Mönchen des guten Todes (buena muerte) liegt die Pflicht ob, Sterbenden den letzten Trost zu spenden. Hören sie von einer gefährlichen Krankheit, so kommen sie unaufgefordert in's Haus und verlassen den Patienten nicht eher, als bis er entweder außer Gefahr ist, oder den Geist aufgegeben hat. Tag und Nacht bringen sie bei ihm mit Gebeten zu und gönnen sich kaum Zeit für die nöthigste Ruhe und Erquickung. Mehrere von ihnen haben durch ihre lange Erfahrung einen ausgezeichneten Scharfblick erlangt, um die Gefahr zu beurtheilen, und oft sagen sie mit staunenswerth[illegible]esstunde voraus. So

wie der Sterbende den letzten Athemzug gethan, sprechen sie ein kurzes Gebet, geben dem Leichnam einen Nasenstüber (den Grund davon konnte ich nicht erfahren) und entfernen sich schweigend. Ihre Amtstracht ist schwarz mit einem großen rothen Kreuz auf der Brust; ein langer kahnförmiger Hut bedeckt den Kopf. — Prozessionen gehören zu den Lieblingsunterhaltungen der Limeños, wobei die meisten Frauen als Tapadas dem Zuge folgen; allen ist es nur ein anziehendes Schauspiel. Einen ernsten Charakter hat der Umzug, welcher am 28. October gehalten wird, als Erinnerung an das grause Erdbeben von 1746, welches die Stadt in einen Schutthaufen verwandelte. — Alle Morgen um drei Viertel auf neun Uhr wird mit der großen Glocke in der Kathedrale ein Zeichen gegeben, wenn der Priester im Hochamte die Hostie emporhält. Sogleich verstummt alles Geräusch auf Straßen und Plätzen. Die Wagen stehen still, die Reiter halten ihre Pferde, die Fußgänger ihre Schritte an. Jeder unterbricht sein Geschäft oder sein Gespräch, nimmt seine Kopfbedeckung ab und sagt ein Gebet. Kaum verhallt der ernste Klang zum dritten Mal, so beginnt augenblicklich wieder das wirre Getöse. Das Nämliche findet abends zwischen sechs und sieben Uhr statt, wenn zum Abendgebet geläutet wird. Die Kathedrale giebt wieder das Zeichen, und alle Kirchenglocken wiederholen die drei Schläge. Alles wird abermals wie durch einen geheimnißvollen Zauber in starre Regungslosigkeit gebannt. Dem rohesten Neger erstirbt der Fluch auf den Lippen; dem unmenschlichen Zambo, der eben unbarmherzig auf sein Lastthier losschlägt, sinkt der Arm wie gelähmt; die grob scheltende Mulattin bleibt mit halb offenem Munde stehen; dem Witz der neckenden Tapada wird die Spitze abgebrochen; der Krämer läßt seine Elle, der Handwerker sein Werkzeug, der Mönch sein Spiel liegen: alle vereinigen sich zu dem nämlichen leisen Gebet. Nachher bekreuzt sich ein Jeder und wünscht seinem Nächststehenden „gute Nacht" (buenas noches, spr. notsches). Es wird als eine Höflichkeit angesehen, dem Andern das Vorrecht einzuräumen, zuerst „gute Nacht" zu sagen. Stehen mehrere Personen zusammen, so erwartet man, daß die älteste oder angesehenste Person den Wunsch ausspricht. Gewöhnlich fordert man den Nächststehenden dazu

auf mit den Worten: „Sagen Sie es". Dieser erwiedert dann wohl aus Artigkeit: „Nein, Herr, sagen Sie es", und oft will dies gegenseitige Complimentiren kein Ende nehmen. — Die Feier der Weihnachtsnacht wird mit lautem Jubel begangen. Bis Mitternacht wächst das Getümmel auf den Straßen und Plätzen. Tausende sitzen auf Bänken oder wogen ab und zu, genießen Limonade, Gefrorenes oder Backwerk und sehen den scandalösen Tänzen der Farbigen zu, die gewöhnlich auf eine unglaublich ausverschämte Weise aufgeführt werden. Um Mitternacht wird zur Messe geläutet und Alles strömt in die herrlich erleuchteten Kirchen. Der mit außerordentlichem Pomp gefeierte Gottesdienst dauert bis ein Uhr morgens. Am Weihnachtstage hat man in vielen Häusern sogenannte „Nacimientos" oder bildliche Darstellungen der Geburt Jesu, oft sehr lieblich anzuschauen. Am Tage vor Weihnachten besucht der Präsident der Republik mit einigen höheren Staatsbeamten nach altem Herkommen alle Gefängnisse, um sich von dem Zustande der Gefängnisse zu überzeugen, was zu den spanischen Zeiten oft sehr heilsame Folgen hatte, jetzt aber ohne alle Nachwirkung ist. Die meisten Präsidenten von Peru kennen den Aufenthalt in solchen Gemächern aus eigener Erfahrung. — Mit dem Tage der unschuldigen Kinder (los santos inocentes, am 28. December) verbinden die Peruaner eine eigenthümliche Gewohnheit, die jedoch in Lima wegen des Handelsverkehrs und der vielen Fremden weniger scharf hervortritt, als im Innern des Landes. Jeder sucht nämlich den Andern anzuführen, gewöhnlich so, daß er Etwas borgt, was aber der Sitte nach nicht zurückgegeben wird. In einigen Städten des Gebirgs werden deshalb an diesem Tage durchaus keine Geschäfte gemacht, und ich habe in einer derselben gesehen, wie ein Mestize von einer Schuld von 73 Thalern frei gesprochen wurde, weil der Gläubiger sie ihm am 28. December vorgestreckt. Läßt Jemand sich überlisten, so ist er wochenlang das Gespött seiner Bekannten, und immer heißt es: „Welch Unschuldiger!" (que inocente!) — In der Carnevalszeit besteht das Hauptvergnügen der Limeños darin, sich gegenseitig mit Wasser zu begießen. Von den Balconen werden die verschiedenartigsten Flüssigkeiten auf die Vorübergehenden ge-

schüttet. An den Straßenecken stehen Neger und tauchen Jeden, der sich durch kein Lösegeld freikauft, unter Mißhandlungen in die Straßengraben; für Geld findet man aber die Gnade, daß Einem nur ein paar Hände voll schmutzigen Wassers über den Kopf gegossen werden. Schaaren junger Männer dringen in die Wohnungen der ihnen bekannten Familien, überfallen und jagen die Damen in allen Zimmern herum. Anfangs begießt man sich mit wohlriechendem Wasser, dann mit Brunnenwasser, sehr oft mit ekelhaften Flüssigkeiten. Da die Frauenzimmer sich bei dem Jagen sehr erhitzen und sie ihre triefend nassen Kleider nicht wechseln können, so ziehen sie sich oft dadurch gefährliche und langwierige Krankheiten zu. Die Beleidigungen, die bei diesem rohen Spiele vorfallen, ziehen nicht selten Dolchstiche und Mordthaten nach sich. Ein anderer derber Spaß während der Carnevalszeit, um die Leute zu erschrecken, besteht darin, daß man einen großen, mit Glas- und Porzellanscherben gefüllten Sack an einen starken Strick bindet und im Balcon befestigt. Die Länge des Stricks ist so berechnet, daß der Sack wenigstens sieben Fuß über der Straße erhoben bleibt. Der Sack wird nun plötzlich zum Fenster hinausgeworfen; mit lautem Rasseln fällt er, bleibt aber in unschädlicher Entfernung über dem Kopfe des Vorübergehenden schweben, der sich erschrocken auf die Erde bückt oder rasch zur Seite springt und mit schallendem Gelächter gefoppt wird. Obgleich Jeder die Vorrichtung kennt, so kommen doch Fälle vor, daß Leute vor Schreck besinnungslos zur Erde stürzen; die Pferde scheuen heftig davor zurück und werfen ihre nicht ganz sattelfesten Reiter ab. Die Polizei verbietet zwar alljährlich das öffentliche Begießen und das Sackwerfen, doch kehrt man sich nicht daran. — Einer der Hauptvergnügungstage des Volks, besonders der Farbigen, ist der Johannistag, wo die Spazierfahrt nach der Amancaes stattfindet. Dies ist eine halbkreisförmige, von dürrer Hügelreihe eingeschlossene Ebene, eine Stunde nordwestlich von Lima gelegen. Während der heißen Jahreszeit ist diese Fläche eine Wüste; in der Zeit der Nebel aber bedeckt sie sich mit Blumen, unter denen sich eine große gelbe Lilie auszeichnet, die in der letzten Hälfte des Juni am vollsten blüht. Dann errichtet man dort Buden, die reichlich

mit Branntwein, Chiche (Getränk aus Mais), Guarapo (erfrischendes Getränk aus Zuckerrohr), Limonaden und Früchten versehen sind. Am Johannistag reiten und fahren Leute aller Stände und Farben schon früh hinaus und verbringen den Tag mit Tanzen, Spielen, Trinken und Blumenpflücken, bis man gegen Abend heimkehrt. Jubelnd fahren die Mulattinnen und Zambas, Kopf und Brust mit Lilien geschmückt, in vollgepfropften Wagen nach der Stadt zurück, und ihre schwarzen Cavaliere begleiten sie, meistens ganz betrunken auf bekränzten Pferden.

Für Spaziergänge ist in der Nähe von Lima hinlänglich gesorgt. Vor dem Callaothor, in der Vorstadt San Lazaro, längs des Rimac wandelt man unter langen und breiten Baumreihen. Auf der Brücke und der Plaza mayor genießt man an den Sommerabenden die kühlende Luft der Cordilleren. Auf der Brücke steht dicht gedrängt die Reihe der Herren, während die Frauen sich in die Rundformen (Rotonden) setzen, die über jedem Pfeiler angebracht sind. Ununterbrochen bewegt sich vor ihnen auf und ab die Menge der Spaziergänger, die nach den Baumgängen gehen oder auf dem Platz Erfrischungen zu sich nehmen an Tischen mit Limonaden, Mandelmilch und Gefrornem; die Besucher setzen sich auf Bänke, welche diese Tische im Viereck umgeben. — Eins der nothwendigsten Bedürfnisse ist für die Limeños das Eis, welches in einer Entfernung von 28 Leguas (21 Meilen) aus den Cordilleren auf Maulthieren geholt und dort von Indianern auf den Gletschern mit Aexten gehauen wird. Alle zwei bis drei Stunden ist eine Station, wo frische Maulthiere bereit stehen, denen man eiligst die Ladung auflegt und die, so oft es der Weg erlaubt, im starken Trabe dahin eilen müssen; denn jede Ladung verliert durch Schmelzen bedeutend. Jedes Maulthier trägt 300 Pfund, und dreißig derselben werden täglich nach Lima gesandt. In 18 bis 20 Stunden gelangt das Eis dahin. Täglich verkauft man in der Stadt 50 bis 55 Centner, davon zwei Drittel zur Bereitung des Gefrornen (Helado). Den ganzen Tag ziehen Indianer mit Kübeln auf den Köpfen durch die Straßen und schreien ihr eintöniges he-he-la-do! Das meiste Gefrorene wird von Milch oder Ananassaft bereitet. Außerdem erfrischen sich die Limeños in der heißen

Jahreszeit durch fleißiges Baden. Gewöhnlich geschieht dies in großen Brunnen von Privathäusern, doch hat man in der Nähe des Rimac auch öffentliche Bäder. Sie befinden sich in einem langen niedrigen, mit Strohmatten bedeckten Gebäude. In das erste Zimmer ergießt sich eine starke klare Quelle, die folgenden kleineren Gemächer erhalten ihren Wasserzufluß nur vom ersten mit allen darin abgeschwemmten Unreinigkeiten, weshalb sie selten besucht werden. Man badet fast ausschließlich in den frühen Morgenstunden. Des Nachmittags fahren zuweilen Damen hinaus und baden sich in den Privatzimmerchen. Jedes Bad kostet einen Real. Die Aufsicht über die Anstalt hat ein Zambo, der dem Badehaus gegenüber wohnt und Branntwein und schöne Früchte verkauft.

Zu Spazierfahrten und bei Besuchen in der Stadt bedienen sich die Damen gewöhnlich der Caleza (eſſ). Dies ist eine Art unförmlicher viereckiger ganz geschlossener Kasten auf zwei hohen Rädern. Viele der ältern sind außen, statt bemalt, mit buntem Papier überzogen. Die Caleza wird von einem Maulthier gezogen, auf dem ein Neger in Livree sitzt. Während der Glanzzeit der spanischen Herrschaft wurde mit diesen Wagen ein unglaublicher Luxus getrieben; nicht selten waren die Reife der Räder von Silber und die Maulthiere statt mit Eisen mit Silber beschlagen. Hübscher als die Caleza ist das von zwei Pferden oder Maulthieren gezogene Calezin. Zwischen Callao und Lima ist seit einigen Jahren eine regelmäßige Omnibuslinie errichtet. Nach anderen Punkten der näheren Umgebung von Lima fährt man auf der sogenannten Balanzin, einer Art Caleza, welche von drei neben einander gespannten Pferden gezogen wird, aber so schlecht gebaut ist, daß man den leisesten Stoß des Wagens mit verdoppelter Stärke empfindet. Der Mangel an ordentlichen Straßen verhindert, auf weitere Entfernungen sich der Fuhrwerke zu bedienen. Nur längs der Küste, südlich von Lima, kann man auf diese Weise ungefähr dreißig Meilen mit bedeutenden Unkosten zurücklegen. Es werden dann immer sechzig bis achtzig Pferde neben dem Wagen hergetrieben, da jede halbe Stunde umgespannt werden muß, weil sich die Räder nur höchst mühsam in dem mehr als Fuß tiefen Flugsand fort-

bewegen lassen. Unter diesen Umständen ist das Reiten in ganz Peru sehr gebräuchlich. Jedermann hält sich ein oder mehrere Pferde. Die Damen in Lima sitzen mit vieler Anmuth auf Quersätteln. Ihr Reitanzug besteht aus einem weißen Oberkleide, reich mit Spitzen besetzten Beinkleidern, einem feinen weißen Poncho und einem breitkrempigen Strohhut. Nur die farbigen Frauen setzen sich auf Männersättel und bändigen manchmal die wildesten Pferde. Das Reitzeug der Pferde ist oft sehr kostbar. An der Küste und im Innern sah ich Kopfgeschirr, Zügel und Schwanzriemen ganz aus feinen in einander greifenden Silberringen verfertigt, den Sattel mit Goldstickereien geziert, den Sattelbausch schwer mit Gold eingelegt. Solchen Luxus machen besonders die Mestizen. Das Kostspieligste sind gewöhnlich die Steigbügel: pyramidenförmig aus Holz geschnitzt, ungefähr einen Fuß hoch und unten eben so breit, vorn und seitwärts geschlossen. Die Ecken werden mit Silber beschlagen, die Spitze mit einer schweren silbernen Glocke eingefaßt, an welcher oben ein Ring für die Bügelriemen. Ein Pfarrer des Gebirgs ließ sich ein paar Steigbügel anfertigen, deren Silberverzierungen vier Pfund wogen, und das ganze Reitzeug hatte einen Silberwerth von mehr als 1500 Thaler. Die kolossalen Sporen sollen nach einem alten Gebrauch anderthalb Pfund Silber halten; die Räder haben 1½ bis 2 Zoll im Durchmesser und 25 bis 30 lange aber stumpfe Zacken. Am Zaume sind Stangen und Trensen in einem Stücke vereinigt und haben nach hinten einen Ring, an dem die lange Reitpeitsche befestigt ist. Kopfzeug und Zügel sind aus schmalen Riemen von ungegerbtem Kalbs- oder Schafleder geflochten und mit silbernen Schnallen verziert. Der Schwanzriemen wird durch ein breites, auf der Schwanzwurzel herzförmig erweitertes Leder bedeckt, auf dem gewöhnlich das peruanische Wappen prangt: ein Guanaco (Lama), eine Palme, ein Füllhorn in drei Feldern. Der Sattel ist kurz und so eng, daß der Reiter darin fest eingepfercht ist und man fast unmöglich herausfallen kann. Wenn aber das Pferd in gestrecktem Galopp stürzt und der Reiter hat nicht Zeit sich aus seiner gepreßten Lage zurückzuwerfen, so wird sein Körper leicht mit solcher Gewalt gegen den hohen vordern Sattelbausch ge-

schlagen, daß meistens augenblicklicher Tod die Folge davon ist. Ueber den Sattel wird eine Ellen lange und anderthalb Ellen breite Decke, der Pellon, gelegt. Die gemeinen Pellones werden aus zwei ungegerbten Schaffellen zusammengenäht. Bei den feineren wird die rohe Wolle in unzählige feine fingerlange Flechtchen gedreht und diese in einen Wollstoff eingewoben, so daß das Ganze dem Fell eines langhaarigen Thieres gleicht. Die aus Chile und Buenos Ayres sind für die peruanischen Landessättel zu schmal, wohl aber passen sie für die englischen Sättel; gewöhnlich sind sie langhaariger und werden aus Wolle mit Seide untermischt gefertigt. Ein sehr feiner Pelon kostet 20 bis 25 Louisd'or, ein weniger feiner 12 bis 16, ein gewöhnlicher 8 Louisd'or. Ihre Farbe ist am häufigsten blau, dann weiß, roth und grün. Zwischen Sattel und Pellon legt man, besonders auf Reisen, lederne oder wollene Quersäcke mit dem Mundvorrath und den nothwendigsten Sachen. Anfangs erscheint dem Fremden das peruanische Reiten schwerfällig, bald aber findet er es sehr zweckmäßig, selbst schön. Das edle peruanische Pferd ist feiner gebaut als die andalusische Stammrace, mittelgroß, etwas kurz, mit starker breiter Brust, feinen Beinen, kurzem starken Hals, ziemlich großem Kopf, kleinen spitzigen Ohren, feurigen Augen. Es ist sehr muthig, gelehrig und ausdauernd. Die gewöhnlichen Pferde sind höher, schmächtiger, mit schmaler Brust, aber eben so feurig und ausdauernd wie die Racenpferde. Die ganz gemeinen Pferde sind höchst unansehnlich, klein und struppig. An der Küste sieht man sie nur selten. Die meisten peruanischen Küstenpferde sind geborene Paßgänger, und haben sie diesen Gang nicht von Natur, so wird er ihnen eingeschult. Man unterscheidet verschiedene Paßarten. Der beliebteste und zugleich auch der bequemste ist der einfache Paß in vier Tempo. Es ist ein sehr beschleunigter Schritt, bei dem der Reiter durchaus keine schüttelnde Bewegung spürt. Einem ruhigen Pferde kann bei diesem Schritt jedes Kind ohne die mindeste Gefahr anvertraut werden, denn die Bewegungen sind so sanft und gleichförmig, daß aus einer vollen Schaale Wasser, die der Reiter in der Hand hält, auch bei einer Schnelligkeit, mit welcher das Pferd anderthalb Meilen in einer Stunde

zurücklegt, kein Tropfen überfließt. Beim Reisen ist dieser Gang der angenehmste, ermüdet aber nach einigen Tagen, da der Körper in einer zu gleichmäßigen Ruhe bleibt. Die Pflege der Pferde wird in Peru sehr vernachlässigt; nichts desto weniger sind sie sehr kräftig und gesund. Die Ställe haben meistens kein oder doch nur ein sehr kleines Dach. Im Gebirge stehen sie während der Regenszeit sechs Monate lang bis über die Fesseln im Kothe, ohne daß es im Geringsten nachtheilig auf sie einwirkt. Das Futter besteht aus Luzernklee; von Zeit zu Zeit giebt man ihnen Mais, den sie sehr lieben, und statt Ersatz des Hafers, den man nicht baut, Gerste. Die Bereiter sind meistens Farbige von stämmigem Körperbau. Sie sind Meister in ihrem Geschäft und ein von ihnen gut zugerittenes Pferd leistet außerordentlich viel. Folgendes Beispiel mag zeigen, mit welcher Sicherheit die peruanischen Pferde im vollesten Laufe, den leisen Bewegungen des Reiters folgend, nur auf den Hinterfüßen sich wenden. Ein bekannter Limeño sprengte nämlich im gestreckten Galopp auf der kaum neun Fuß breiten Stadtmauer von Lima entlang und warf zu wiederholten Malen sein Pferd in ganzer Wendung so herum, daß jedesmal die Vorderfüße des Thieres im Bogen über die Mauer hinausreichten. Mit einem jeden seiner Pferde machte er diesen Versuch. — Eine bedeutende Rolle spielen in Peru die Maulthiere, da sie bei den schlechten Wegen fast ausschließlich die Handelsverbindungen möglich machen. Sie sind in der Regel stark und schön. Der Preis eines mittelmäßigen Maulthieres ist hundert Piaster, bessere werden doppelt und dreifach, die besten zehnfach so theuer bezahlt. Die Ausdauer dieser Thiere, auch bei schlechter Pflege, ist sehr groß und macht es allein möglich, daß die ausgedehnten Sandflächen dem Verkehr nicht unüberwindbare Hindernisse darbieten. In Piura, wo die besten gezogen werden, besaß vor einigen Jahren der Pfarrer ein ausgezeichnetes Maulthier. Wenn er in der Hafenstadt Payta, 10½ deutsche Meilen von Piura entfernt, Messe lesen wollte, so bestieg er morgens um sechs Uhr sein Thier und erreichte vormittags um neun Uhr den Hafen; abends um vier Uhr ritt er wieder in 3 oder 3½ Stunden zurück, und zwar geht der Weg durch eine Sandfläche. Die bedeutendsten Summen ver-

weigerte der Besitzer für dies treffliche Thier. Der gewaltthätige Präsident Salaverry in Nordperu, der von der Schnelligkeit desselben gehört, schickte einen Boten ab, um es zu kaufen. Er kehrte unverrichteter Sache zurück. Der Geistliche aber, der sich auf Gewaltthätigkeit gefaßt machte, schnitt dem Thiere die Ohren und den Schwanz ab. Richtig erschien auch am nächsten Morgen ein Unteroffizier und führte es auf den gemessenen Befehl Salaverry's ab. Als dieser die verstümmelte Mula erblickte, schickte er sie fluchend weg, und der Pfarrer hatte seine Absicht erreicht, da es ihm nicht auf die Schönheit, sondern auf die Leistungen seines Lieblings ankam.

Beim Reiten und Fahren, auf Spaziergängen und bei allen Geschäften ist das Rauchen sehr gebräuchlich, es geschieht überall, nur nicht in den Kirchen. Fast jede Straße in Lima zählt eine oder mehrere Cigarrenbuden. Man bedient sich meistens kurzer Papier- oder Strohcigarren, und zu diesem Behuf wird der kurzgeschnittene Tabak in Papier oder in trockene gepreßte Blätter von unreifen Maiskolben gewickelt. Blos die Plantagen-Neger haben kleine thönerne Pfeifen. Man bittet Jeden ohne Unterschied der Farbe um Feuer. Der Sclave raucht in Gegenwart seines Gebieters, und sieht er bei seinem Herrn Feuer, so verlangt er es ohne weitere Umstände. Man hat berechnet, daß in Lima und seinen nächsten Umgebungen täglich für 2300 Piaster Cigarren verkauft werden.

Der Hauptmarkt wurde früher auf der Plaza mayor abgehalten und enthielt einen seltenen Ueberfluß an den köstlichsten Gemüsen, Früchten und Blumen. Gegenwärtig findet man dort nur noch den Blumenmarkt, der aber sehr in Verfall gerathen ist. Die berühmten sogenannten Blumengerichte (pucheros de flores) werden dort zuweilen verkauft und sind gewöhnlich auf folgende Weise zusammengesetzt: man legt auf ein Bananenblatt einen kleinen Apfel, einen Fruchtstengel, ein paar Knospen, einige Corneliuskirschen und Pomeranzenblüthen, diese mit Camillen, gelben Nelken, Veilchen, Tausendschön nebst Blüthen vom Aromobaum bespickt und mit einem Zweige von Macises (einem feinblätterigen Basilienkraut), von Chocho (überzogenem Zimmet), Hyacinthen und gelber Binse bedeckt und oben mit einer

kleinen Erdbeere verziert; das Ganze wird mit Lavendelwasser besprengt. Diese Pucheros sehen sehr niedlich aus, verbreiten aber einen entnervenden Wohlgeruch. Nach der Seltenheit der Pflanzen bestimmt sich der Preis; einige bezahlt man mit 6 bis 8 Piaster. Es ist ein den Damen sehr angenehmes Geschenk. — Der Hauptmarkt wird jetzt auf dem Inquisitionsplatz abgehalten. An Geflügel, besonders an Hühnern und Truthühnern, ist Ueberfluß. Wildpret kommt nie zum öffentlichen Verkauf, da die Jäger die wenigen von ihnen erlegten Rehe gewöhnlich selbst verkaufen. Längs den Straßengraben sitzen die Fisch- und Wurstverkäuferinnen. In der Mitte des Platzes liegen, in großer Fülle und in trefflicher Auswahl, die Gemüse ausgebreitet. Dem Inquisitionsgebäude gegenüber stehen die Buden der Fleischer; man findet aber nur Hammel- und Ochsenfleisch. Junge Thiere, als Kälber, Lämmer und Spanferkel, dürfen gesetzlich gar nicht geschlachtet werden. Schweine werden häufig geschlachtet. Man schneidet das ganze Thier in kleine würfelförmige Stückchen, die ausgebraten werden. Das Schmalz wird zum Kochen verbraucht. Das rückständige geschmorte Fleisch ist ein Lieblingsgericht.

In Bezug auf das Essen haben die Peruaner sonderbare Vorurtheile. Jede Speise ist nach ihrer Ansicht entweder erhitzend oder kühlend. Zwei dergleichen entgegengesetzte Speisen, z. B. Chocolade und Reis, die vereinigt im Magen zusammenkommen, sollen gefährliche Zufälle, ja den Tod herbeiführen. Aus dieser Ursache vermeidet man auch nach dem Genusse von Reis das Trinken von Wasser, ja die Dienerinnen weigern sich sogar, nach einer solchen Mahlzeit zu waschen und die Waschfrauen essen nie Reis. Eben so hütet man sich, des Abends ein Fußbad zu nehmen, wenn man des Mittags Reis gegessen hat.

Das Frühstück wird gewöhnlich des Morgens um 9 Uhr eingenommen. Es besteht aus gesottenem Hammelfleisch, Bouillon, in welcher Yucas, eine sehr schmackhafte Wurzel, gekocht werden, und aus Chupe. Das Hauptbestandtheil dieses Gerichtes sind geschälte Kartoffeln, die in Salzwasser mit etwas Käse und spanischem Pfeffer gekocht werden. So genießt man es einfach auf Reisen. Soll es vollkommener bereitet werden, so nimmt man noch Eier, Krebse und gebackene Fische dazu, wodurch man

eine wohlschmeckende Schüssel erhält. Nach diesem Essen giebt es Chocolade mit Milch. Eine Negerin bringt die Chocoladenkanne und quirlt Jedem seine Portion in die Tasse. Dies geschieht oft mit solcher Fertigkeit, daß in der schaumvollen Tasse kaum ein kleiner Löffel voll Getränk enthalten ist. Chocolade ist Lieblingsgetränk im Lande. Zu jeder Tageszeit wird eine Tasse davon gereicht. — Die Hauptmahlzeit wird um zwei oder drei Uhr Nachmittags mit einer sehr unschmackhaften Suppe eröffnet. Dieser folgt der Puchero, das Hauptgericht. Er enthält mit vollständigster Zuthat: Rindfleisch, Schweinefleisch, Speck, Schinken, Wurst, Geflügel, Kohl, Bataten, Süßkartoffeln (Kamotes), Kartoffeln, Reis, Erbsen, unreife Maiskolben, Quitten und Bananen. Zuerst bringt man das Fleisch, die Bohnen und den Reis auf's Feuer, nachher kommt das Gemüse dazu in den Topf. Bei Tische hat man für das Fleisch und das Gemüse besondere Schüsseln. In der Bereitung der Suppen ist man noch weit zurück, da die durch das Kochen des Fleisches erzeugte Kraftbrühe entweder weggegossen oder den Negern gegeben wird. Nur in wenigen Häusern ist man von dem Vorurtheile zurückgekommen, als sei die Kraftbrühe schädlich, und benutzt sie zu Suppen und Gemüsen. Der Puchero könnte als ein sehr nahrhaftes Gericht die Mahlzeit füglich voll machen; es werden aber noch Fische, Gemüse, Kartoffeln, Eingemachtes, Braten und Salat zugleich damit aufgetragen, und Jeder langt nach Belieben zu. Außerdem darf auch das „Picante“ nicht fehlen, d. h. Speisen, die mit einer großen Masse spanischen Pfeffers*) zubereitet wurden. Einige Löffel davon brennen dem Europäer anfangs mit der scharfen Würze wie glühende Kohlen im Munde;

*) Der spanische Pfeffer (Capsicum annuum) ist ein Kraut mit spitz-ovalen Blättern, weißen Blumen, niederhängenden länglichen Beeren. Die beerenartige Kapsel ist roth, bisweilen gelb. Die ganze Pflanze schmeckt scharf und brennend und zieht Blasen, besonders die Früchte und Samen. Die Frucht wird zerschnitten und kommt statt Pfeffer in die Brühen. Der aus Südamerika stammende Strauch wird in Spanien und auch in Mähren angepflanzt. Eine einzige Pflanze giebt einer Haushaltung Gewürz für's ganze Jahr. Außerdem wirkt es als scharfes, aber nicht betäubendes Gift gegen Lähmungen der Zunge, gegen den schwarzen Staar u. s. w.

allmählig aber gewöhnt man sich daran und räumt diesem Gerichte den ersten Platz ein. Solche Picantes hat man aus gedörrten, feingestoßenen Kartoffeln mit Fleisch, aus Maismehl mit Schweinefleisch, aus gedörrtem und dann zerklopftem Rindfleisch ꝛc. Alle Picantes sehen roth aus, da der spanische Pfeffer schön roth färbt und überdies die hinzugesetzten Körner des Rububaumes (Achote) ein sehr starkes Orangeroth haben. Eins der unnatürlichsten Gerichte ist ein Frucht-Mischmasch (Ensalada de frutas), bestehend aus allen möglichen Früchten, die blos in Wasser gekocht werden. Der Nachtisch bringt Früchte und Süßigkeiten (Dulces), als: Zuckerhonig (mit frischem Käse, ein Lieblingsgericht), zu Kuchen verdickter Zuckerrohrsaft, süßer Maisbrei, und von eingemachten Früchten, besonders Ananas, Quitten, unreife Citronen, Bohnen, Kokosnüsse. Der Limeño muß nach Tische ein Glas Wasser trinken, zu dem Ende nimmt er aber vorher erst einige Dulces zu sich. Servietten sind nicht gebräuchlich, Tischtücher nur in reicheren Häusern. — Im Trinken zeigen sich die weißen Kreolen der bessern Stände sehr nüchtern. Wasser und süße Weine sind ihre Lieblingsgetränke. Die niederen Stände und die Farbigen genießen dagegen gern und häufig berauschende Getränke, als Branntwein, Chicha (tschitscha) und Guarapo. Der Branntwein ist sehr rein und wird fast ausschließlich aus Trauben gebrannt. Der Guarapo wird aus gegohrenem Zuckerrohrsaft und Wasser bereitet; er ist Lieblingsgetränk der Neger. Die Chicha ist eine Art Maisbier, gelb und trübe von Ansehen, etwas bitter und scharf schmeckend. Man macht auch Chicha von Reis, Erbsen, Gerste, Bataten, Ananas und Brot. Schon vor der Eroberung Peru's durch die Spanier war dies Maisbier das allgemein beliebte Getränk der Indianer. — Branntwein und Guarapo werden in allen Victualienhandlungen, die man fast an jeder Straßenecke sieht, ausgeschenkt. Die Restaurationen, Kaffee- und Gasthäuser sind durchgehends schlecht und schmutzig. Eine Art Restaurationen sind die „Picanterias“: schmutzige Locale, gewöhnlich in lange schmale Fächer getheilt, von denen jedes einen unreinlichen Tisch und zwei Bänke enthält. Hier werden nur sehr scharfe Picantes und Chicha verabreicht. In buntem Gemisch finden sich Abends der Congoneger und der ernste Alt-

spanier, die schöne weiße Kreolin und die großmäulige China, Mönche, Soldaten, Kaufleute ꝛc., alle nach den beißenden Leckerbissen lüstern. In ungereinigten Tellern werden die verlangten Speisen aufgetragen. Statt des Brotes wird vor jeden Gast eine Portion gerösteter Mais (Cancha) in einer Kürbisschaale hingestellt oder auf den Tisch geworfen, wo die einzelnen Körner im Schmutze stecken bleiben. Die Chicha wird in großen, von vielfachem Lippengebrauch fetträndrigen Gläsern gereicht. Da bei der Bereitung der Chicha die klarere Flüssigkeit vom Brei nicht abgegossen wird, so bildet sich in den hohen thönernen Aufbewahrungsgefäßen ein sehr dicker Bodensatz. Verlangt man Chicha, so wird gefragt, ob man vom oberen, klaren (bomba ariba), oder vom Niederschlage (bomba abajo) wolle. An letzterer Flüssigkeit, die den echten Chichatrinkern vorzugsweise mundet, hat man mehr zu kauen, als zu trinken.

Eine den berauschenden Getränken ähnliche Wirkung äußert auf die Limeños das Vergnügen der Stiergefechte, die von Spanien*) nach Peru verpflanzt wurden. Ist das Land politisch ruhig, was in einem Jahrzehnd kaum für ein Jahr zutrifft, so beginnen sie während der heißen Jahreszeit im Monat Januar und dauern acht Wochen. Dann werden jeden Montag 10 bis 12 der schönsten Stiere der Volkslust geopfert. Zu Revolutionszeiten werden sie nur ausnahmsweise zur Feier des Sieges abgehalten. Die Frauen von Lima sind bei einer solchen Gelegenheit besonders aufgeregt und versorgen sich frühzeitig mit Billets für die offenen und geschlossenen Logen, deren Preis je nach der Größe 4 bis 8 Thaler beträgt. Der Schauplatz ist ein weites aus Backsteinen aufgeführtes Amphitheater ohne Dach. Die unterste Lage der für die Zuschauer bestimmten Plätze besteht aus gemauerten Zimmerchen mit niedrigen, ziemlich breiten Oeffnungen. Ueber diesen Zimmerchen folgen stufenweise mehrere Reihen von Bänken; ganz oben ist der Kreis der Logen. Der Präsidentenloge gegenüber befindet sich die schmale Thür des Torils. Es ist dies ein schmaler Gang, in welchem der zum Kampf bestimmte Stier den Augenblick des Hervorstürzens er-

*) Vergl. Band VII, S. 235 folg. unserer Weltkunde.

wartet; er ist so enge, daß jede Bewegung zur Seite oder nach rückwärts gehemmt wird. Dem so eingespannten Schlachtopfer werden zum Vorspiel seiner Martern bunte Bänder durch das Fell gezogen und in künstliche Knoten verschlungen und reiche Schabracken auf den Rücken genäht, Schwärmer und Raketen an die Hörner, die Ohren und den Schwanz geheftet. Mit spitzigen feinen Lanzen wird er von allen Seiten gestochen. Ohnmächtig tobt der Stier gegen den Stachel; seine Wuth steigert sich auf den höchsten Grad. In der Mitte des Circus sind ein Dutzend Pfähle in Kreuzesform eingerammelt, oben durch Querbalken verbunden und so enge stehend, daß nur ein Mann durchschlüpfen kann. Hierher retten sich die hart bedrängten Campeadores oder diejenigen, welche sich dem Stier mit einem Mantel oder Poncho, aber sonst unbewaffnet, gegenüberstellen, um ihn zu reizen. — An dem bestimmten Tage ist ganz Lima von zwölf Uhr mittags ab in Bewegung. Das Amphitheater füllt sich allmählich und um zwei Uhr sind 12 bis 15,000 Menschen darin versammelt. Gegen halb drei Uhr kommt der Wagen des Präsidenten, von einer starken Leibgarde der Lanzenreiter begleitet, vorgefahren, und je nach der Stimmung des Publikums gegen ihn wird er mit stürmischem „Viva!“ oder stumm empfangen. Die Musik spielt eine rauschende Fanfare, und schweigend treten die elegant gekleideten Campeadores zu Pferde und zu Fuß in den Circus, um den sie dreimal herumgehen, den Präsidenten und das Publikum begrüßend. Jubelnd empfängt das Publikum die wohlbekannten Gestalten, die sich schon einen Namen gemacht. Wenn aber die neue Amazone Felipa Muños in die Arena sprengt, ertönt tausendstimmiges Beifalljauchzen; denn diese, eine Zamba, zeichnet sich eben so sehr durch ihre Gewandtheit im Reiten aus, als durch die Kühnheit, mit der sie die wildesten Stiere zu reizen pflegt. Die schmetternde Trompete giebt das Zeichen zum Beginn des Kampfes. Die Campeadores zerstreuen sich; einer stellt sich dem Toril gegenüber. Noch einmal ruft die Trompete, und zum aufgerissenen Thore heraus stürzt „der schwarze Rächer von Bujama“ (jeder Stier hat nämlich seinen Namen, mit dem er in der Liste der Stiergefechte aufgeführt wird): ein schönes Thier von ächt castilianischer Raçe, kräftig und gedrungen, mit

niedrigen, feinen Beinen, kurzem Rumpf, mächtigem Kopf; wenige stark gekräuselte Locken bekränzen die eherne Stirn, von der verderbendrohend die kurzen scharfen Hörner nach vornhin ragen und verrätherisch mit Blumen umwunden sind. Eine weiß eingefaßte, mit Gold- und Silbermünzen reich behangene purpurne Schabracke bedeckt den glänzend schwarzen, buntbebänderten Rücken. Mit hoch aufgehobenem Schwanze, Feuer sprühenden Blicken und grimmig geöffneten Nüstern tobt „der Rächer" in blinder Wuth durch die Arena. Ruhig erwartet ihn der Campeador zu Pferde mit vorgehaltenem Poncho. Schon ist der Stier bei ihm, seine Hörner scheinen sich in die Weichen des Pferdes zu bohren, sein Untergang gewiß; aber auf eine leise Bewegung des Campeador macht das Roß eine kühne Wendung und — vorbei rennt der Stier. Eben so rasch überholt ihn der Reiter, reizt ihn von neuem, wendet ab und entwickelt in einer Reihe wohlberechneter Neckspiele (Suertes) seine bewundernswürdige Gewandtheit und seinen kalten Muth. Stürmischer Beifall ertönt ihm, und ein zweiter Campeador zu Fuß löst ihn ab. Der Stier stürzt auf ihn los, aber behende weicht er ihm aus und hält ihm wieder den scharlachrothen Mantel vor, springt auf die Seite, neckt ihn wieder. Das Thier dreht sich in kurzen Wendungen, greift immer rascher an, und der hart bedrängte Campeador eilt endlich im kurzen Zickzack zu seiner Rettung den sicheren Pfählen des Mittelpunktes zu. Der Stier hinter ihm stößt mit seinen Hörnern machtlos gegen die Balken, rennt einige Mal um das Kreuz, stutzt, sammelt sich, und stürzt sich auf eine weiße Gestalt*), die wenige Schritt von ihm steht. Ein Knall folgt, Rauch steigt auf, und zahllose Schwärmer umschwirren das tobende Thier. Die brennenden Reste des Luftgebildes hängen an seinen Hörnern: mächtig schüttelt er den Kopf, stampft, brüllt und durchrennt, bebend vor Wuth und Schmerz, die Arena, um sich von seiner Qual zu befreien. Ein Campeador zu Pferd

*) Es werden nämlich aus Reifen und Papier Männer- und Frauengestalten angefertigt, mit leichtentzündbaren Schwärmern und Raketen gefüllt und in die Arena gestellt. Sowie sie der Stier umrennt, entzünden sie sich mit heftiger Entladung.

stellt sich ihm entgegen, schwenkt ab, kehrt wieder, macht eine zu kurze Wendung, der „Rächer" wirft sich auf ihn und sein Name ist gerettet. Das Pferd bäumt sich, und in weitem Bogen spritzt ein dicker Blutstrom aus der durchbohrten Brust. Wie mit Grausen über seine Rache erfüllt, weicht der Stier einige Schritte zurück und eilt nach einer anderen Stelle des Circus hin. Ein tausendstimmiges Bravo! erschallt ihm, während der Campeador mit seinem Pferde vom Platze hinwegeilt, aber ehe er das Thor erreicht, stürzt es todt unter seinem Reiter zusammen. „Der Schwertmann! der Schwertmann!" (Espada, eigentlich Degen) schreien einige Zuschauer, und bald wird dieser Ruf allgemein. Der Schwertmann erscheint; in der rechten Hand einen langen breiten Dolch, in der linken einen kurzen Mantel. Mit ruhigem Blick und fester Haltung tritt er einige Schritt vor und schwingt ein paarmal leicht seinen Mantel. Der Stier bemerkt ihn und rüstet sich zum Angriff. Weite Kreise schlägt er mit seinem Schweif, tief gesenkt hält er den Kopf, wühlt mit seinen Vorderfüßen den leichten Sand auf und hüllt sich in eine Staubwolke, aus der ein dumpfes Brüllen, ähnlich dem fern rollenden Donner, erdröhnt. Mit leicht vorgebeugtem Körper und etwas emporgehobenem Arm, dessen Faust krampfhaft um den Dolch geballt ist, heftet der Espada die Augen auf seinen furchtbaren Feind, der nun mit Macht herantobt. Noch ein Augenblick, und der „schwarze Rächer" liegt zu seinen Füßen. Ununterbrochener Jubel erfüllt die Lüfte und übertäubt die rauschende Musik. Blumen und Geld werden von allen Seiten dem Sieger zugeworfen, der auf dem glatten Haar des leblos dahingestreckten Thieres seinen Dolch vom Blute reinigt, die reiche Schabracke als Siegestrophäe loslöst und vom Kampfrichter seine Belohnung erhält. Unterdessen wird dem Stier ein Strick um die Hörner geworfen; das Hauptthor des Circus öffnet sich, zwei Neger jagen auf vier stolzen, reich geschmückten Hengsten herein und schleppen das Thier an einem eisernen Haken unter Trompetengeschmetter fort. — Einige Neger mit Besen gleichen den aufgewühlten Sand des Platzes aus und bald wird auf's Neue zum Kampfe geblasen. Wild tobt ein anderer Stier, mit dem Namen „die böse Absicht" (mala intencion) von den Negern ge-

tauft, in die Arena. Die Campeadores zu Fuß und zu Pferde produciren glänzend ihre Künste. Nachdem so die erste Wuth des Stieres gebrochen ist, reiten die „Lanzenschwinger“ vor (Rejoneadores, welche die Aufgabe haben, das Thier auf den ersten Stoß niederzustrecken, indem sie die kurze Lanze zwischen dem linken Schulterblatt und dem Rückgrath ins Herz senken). Der Stier rennt auf den Ersten los, der ihn mit emporgehobenem Arm erwartet, um die scharfe Spitze in sein Herz zu bohren. Der Stoß geht fehl, aber die spitzen Hörner des Gegners haben die Weichen des Rosses weit aufgerissen und die Gedärme quellen hervor. Unbekümmert darüber, sucht der Reiter seinen Fehler gut zu machen, sprengt hinter dem Feind her, neckt ihn, stößt das zweite Mal besser, jedoch nicht tödtlich und wiederholt gleich erfolglos seine Versuche. Ein gräßlicher Anblick! Die Eingeweide des Pferdes schleppen im Sande nach; dennoch folgt es feurig dem Zaume, bis es todt zusammenbricht. Der zweite Lanzenmann ist nicht glücklicher; Reiter und Pferd sind bald über den Haufen geworfen und müssen sich zurückziehen. Bluttriefend ruht das Schlachtopfer einige Augenblicke aus; Keiner wagt sich mehr hinan, und nun treten die „Sehnenabschneider“ auf (Desgarretadores, eigentlich Zerstückler), um ihr schändliches Amt zu erfüllen. Jeder hält eine 14 bis 16 Fuß lange Stange, an deren Spitze ein sehr großes, äußerst scharfes sichelförmiges Eisen befestigt ist. Leise nähert sich Einer dem Stiere von hinten, wirft ihm mit aller Gewalt seine Waffe nach den Hinterfüßen und durchschneidet ihm die Achillessehne. Der Stier knickt ein. Ein Zweiter bricht ihm auf dieselbe Weise den anderen Hinterfuß, und er fällt mit dem ganzen Hinterkörper auf die Erde. Seine Kraft ist gelähmt, aber sein Muth nicht gebrochen. Auf den Knien rutscht das gequälte Thier seinen nun muthig gewordenen Gegnern entgegen. Sand und Blut vermischen sich zu Klumpen in den Wunden, und ein dumpfes herzzerreißendes Gebrüll zeugt laut von den Schmerzen des hülflosen Kämpfers. Im satanischen Triumph eilen die Neger mit Messern und Lanzen herbei, um den Tapfern vollends zu Tode zu martern. Mit dem tiefsten Abscheu wendet sich der menschlich fühlende Mann von dieser empörenden Scene hinweg. — Der folgende Stier

scheint die Gunst des Publikums nicht zu erhalten, und wirklich verdient er sie auch nicht. Die Heftigkeit, mit welcher er die Arena betrat, hatte bald ihr Ende erreicht; er steht stille, sieht sich ganz verwundert im Kreise herum, läuft in kurzem Trabe durch den Platz und sucht eine Thür, um hinaus zu kommen. Vergeblich necken ihn die Campeadores; er sieht sich nicht nach ihnen um, sondern glotzt das geschlossene Thor an und brüllt sehnsüchtig seinen abwesenden Gefährten zu. Die Lanzenmänner stechen ihn mit ihren Lanzen, um ihn etwas zu reizen; für Augenblicke rafft er sich zusammen, rennt ihnen nach, aber bald trottet er wieder harmlos im Circus herum. „Man tödte ihn!" ruft ein Theil des Publikums; „Man werfe ihn hinaus!" rufen Andere. Der Schiedsrichter giebt das Zeichen, dem letzteren Wunsche Folge zu leisten. Mehrere Kühe und Ochsen werden in die Arena getrieben, und in ihrer Gesellschaft verläßt das feige Thier unter dem Hohngelächter der Zuschauer den Kampfplatz. — Ein neuer Stier ist für die „Lanzada" (Lanzenstich) bestimmt. Ein untersetzter starker Indianer erscheint mit einer ungeheuern Lanze. Der Stiel ist 12 bis 14 Fuß lang und an seinem hintern Ende fast schenkelsdick; die Spitze ist breit und über eine Spanne lang. Dem Toril gegenüber ist in einer Entfernung von 25 bis 30 Schritt ein Stein in den Boden gerammelt. Dahin geht der Indianer, legt die Lanze nieder, zieht seinen Rosenkranz, betet andächtig einige Vater Unser und den Engelsgruß (das Ave), bekreuzt sich, greift wieder zu seiner Waffe und läßt sich auf ein Knie nieder. Mit beiden Händen faßt er den Stiel, den er gegen den Stein stemmt, indem er die Spitze kaum eine halbe Elle über der Erde erhebt, und giebt das Zeichen zum Angriff. Die Thür fliegt auf, und der Stier stürzt sich mit Macht in die Lanze. Die Gewalt des Stoßes schleudert den Indianer weit weg; er hatte das Ziel verfehlt und statt der Stirn, deren Durchbohrung augenblicklichen Tod gebracht hätte, den Körper unter dem Schulterblatt getroffen, so daß die Lanze zu den Weichen hinaus drang. Der wehrlos dahingeworfene Mann wird von dem verwundeten Thier gestoßen und getreten, bis die Campeadores herbeieilen und ihn einem gewissen Tode entreißen. Lanzenmänner machen dem vom ungeheuren Blut-

verlust erschöpften Schlachtopfer den Garaus. — Jeder der nachfolgenden Stiere bietet mehr oder weniger Interesse dar. Aber das Publikum will noch eine buntere Abwechselung, welche ihm zu Theil wird durch die „lustigen Leute" (Mojarreros, gewöhnlich Indianer). Ein halbes Dutzend Indianer, geführt von ihrem Aufseher, kommen singend und tanzend auf den Platz und springen eine Zeit lang unter drolligen Geberden herum. Der Stier wird eingelassen, wendet sich bald gegen die lustige Gruppe und greift sie an. Die Indianer stellen sich zur Wehre, halten den Stier ab, setzen ihre Tänze fort, werden wieder angegriffen, vertheidigen sich und verwunden ihren Gegner, aber immer springend und tanzend; zuletzt werfen sie sich auf die Erde und stoßen dem Stiere, indem er über sie wegsetzt, die Lanzen in den Leib, so daß er todt niederstürzt. In einem anderen Falle vertheidigen die Indianer einen mit Früchten und Branntwein besetzten Tisch, wobei sie, um ihre Prämien zu erhalten, darauf sehen müssen, daß der Tisch nicht verrückt wird. Zuweilen setzt der Stier über den Tisch weg, und wird in dem nämlichen Augenblicke von den Lanzen durchbohrt. — Es wird Abend. Vier Stunden lang hat das Schauspiel gedauert; 11 Stiere sind bereits dem barbarischen Vergnügen geopfert, 16 stehen auf der Liste. Ein Theil muß also zum nächsten Kampfspiel aufbewahrt werden, und schon fängt das Publikum an, sich zu entfernen. Aber noch einmal öffnet sich das Toril, und heraus sprengt ein Reiter auf einem ungesattelten Stier. Sehr schwer ist es, auf einem solchen tobenden Thier sich im Sattel zu halten; der Reiter bekommt daher seine Prämie, wenn er nur vom Toril bis mitten in die Arena gelangt, ohne abgeworfen zu werden. — Es giebt einige sehr gewandte Neger, die nicht nur mehrmals durch den Platz reiten, sondern auch, während sie auf dem Stiere sitzen, den Sattel abnehmen, ihren Ritt auf dem bloßen Rücken fortsetzen und sogar Feuerwerke losbrennen. Die einbrechende Dunkelheit macht dem Schauspiele ein Ende. —

Peru ist das einzige Land in Süd-Amerika, wo noch Stiergefechte gehalten werden. Wie es am letzten sich von der spanischen Herrschaft befreite, so hat es auch am längsten aus Mangel an eigener Entwickelungskräftigkeit die Gebräuche des

Mutterlandes beibehalten. Aber die Fehler der Spanier werden bei den Peruanern zu Lastern; wenn die Stiergefechte auf der Halbinsel grausam sind, so sind sie bei den Limeños in Thierquälereien ausgeartet. Diese werden zwar nur von der Hefe des Volkes ausgeführt, aber sie werden von dem gebildeteren Theile des Publikums mit Beifall aufgenommen. Die Regierung darf es an der Veranstaltung solcher Vergnügungen nicht fehlen lassen, indem sie dadurch einen doppelten Zweck erreicht: sie sichert sich die Zuneigung der Bevölkerung und lenkt zugleich dessen Aufmerksamkeit von der politischen Schaubühne ab, was in einem Lande wie Peru, das fortwährend von Revolutionen heimgesucht wird, von höchster Bedeutung ist.

Die Ursache dieser Revolutionen liegt in der Ehrlosigkeit des größten Theils der peruanischen Offiziere. Alle Revolutionen sind von Offizieren ausgegangen. Sobald einer zum Range eines Obristen gelangt, glaubt er ein Recht zu haben, den Präsidenten zu stürzen, und sich an dessen Stelle zu setzen, wenn er nur über 1500 bis 2000 Soldaten gebieten kann. Der Beweggrund zu dergleichen Schritten ist nicht Herrschsucht, sondern Geldgier. Während sie sich behaupten, raffen sie so viel als möglich Reichthümer für sich zusammen und treten dann, entweder freiwillig oder gezwungen, von der Bühne ab. Ihre Soldaten lassen sie immerhin darben. Die schmachvolle Weise, womit diese als Reeruten eingezogen werden, die beispiellosen Grausamkeiten, welche gegen sie im Dienst ausgeübt werden, erklären hinlänglich, warum Jeder sich gern dem Militair zu entziehen sucht. Das peruanische Fußvolk, meistens Gebirgsindianer, ist gut. Die Soldaten sind willig, tapfer, kaltblütig. In Ertragung von Hunger und Strapazen suchen sie ihres Gleichen. Bataillone haben während des Befreiungskrieges und später oft mehrere Tage nach einander täglich 10 bis 12 deutsche Meilen zurückgelegt, sind dann über den Feind hergefallen und haben ihn geschlagen. Die Soldaten müssen aber tapfere Anführer haben. Wenn die Offiziere bei den Truppen bleiben, so lassen sich diese zusammensäbeln oder niederschießen, oder stürmen gegen die Batterien, wenn sie auch bis auf den letzten Mann umkommen sollten. Sowie sie sich aber von ihren Anführern verlassen sehen, werfen

sie die Waffen weg und fliehen, wo möglich nach der Heimath. Die Reiterei, obgleich gut beritten, ist ganz untauglich. Bei aller Bravheit ihrer Offiziere suchen die Soldaten immer alsbald das Weite, da es feige Neger sind. Gegen die Besiegten zeigen sie sich höchst grausam, und wo sie eines wehrlosen Feindes mächtig werden, quälen sie ihn mit teuflischer Lust. Bei den Armeen befinden sich fast eben so viele Weiber als Männer. So auffallend dies anfangs erscheint, so sehr überzeugt man sich bei näherer Einsicht in die Verhältnisse von der Zweckmäßigkeit. Die Indianerinnen ziehen nämlich während eines Feldzugs dem Heere immer einige Stunden voran, suchen an den bestimmten Ruhepunkten das Brennholz zusammen und kochen den Mundvorrath, den sie bei sich tragen, so daß ihre Männer, Brüder oder Söhne bei ihrer Ankunft eine fertige Mahlzeit vorfinden. In den unwirthlichen, menschenleeren Gebirgsgegenden ist diese Fürsorge von außerordentlichem Werthe, auch verschaffen sie den Soldaten dadurch mehr Ruhe. Nach einem Gefecht suchen sie die Verwundeten auf und pflegen sie. Ihr Loos ist in der That nicht beneidenswerth; denn neben den mannigfaltigen Mühseligkeiten haben sie auch oft noch eine schlechte Behandlung von ihren Männern zu leiden, die sie mit unglaublicher Geduld ertragen. Einst prügelte ein Soldat seine Frau ganz unbarmherzig. Ein Mulatte wollte ihr beistehen; sie aber sprang gegen ihren Befreier an, zerkratzte ihm das Gesicht und rief: „Du brauchst Dich nicht in unsere Angelegenheiten zu mischen; ich gehöre meinem Manne und er kann mit mir thun, was ihm beliebt!" — Auch die Soldaten werden von den Offizieren oft ganz unmenschlich behandelt. Das kleinste Vergehen wird mit den härtesten körperlichen Züchtigungen bestraft. Manche Hauptleute haben sich durch ihre Grausamkeiten berüchtigt gemacht, und viele ihrer Soldaten haben den Tod dem Dienste vorgezogen. Während des Feldzuges gegen die Bolivianer im Jahr 1842 sprangen an einem Tage mehrere zwanzig Soldaten von der Hängebrücke bei Oroya in den reißenden Fluß. Mit dem höhnischen Ausruf: „Adios, Capitan!" wandten sie sich gegen den Hauptmann, und einen Augenblick später lagen sie zerschellt an den Felsen, zwischen denen der Strom sich hindurchzwängt. Ich bin Augenzeuge ge-

wesen, wie auf dem Marsche Soldaten, die vor Müdigkeit nicht mehr vorwärts konnten, auf der Stelle todtgeschossen wurden. Fast eben so schonungslos werden die Kranken behandelt. Sie mögen noch so gefährlich darnieder liegen, so müssen sie dem Zuge doch folgen. Können sie nicht mehr gehen, so werden sie auf Maulthiere gepackt, und diese bei der strengsten Kälte oder in der brennendsten Hitze hinter den Truppen hergetrieben. Daher geben die meisten Kranken unterwegs den Geist auf.

Was den Krieg mit den Chilenos betrifft, so ist derselbe ein Bruchstück des Bürgerkrieges, der seit zwanzig Jahren die Söhne dieses schönen Landes zerfleischt; ein Glied aus der großen Kette der Revolutionen, die unausbleiblich den moralischen Untergang einer jeden Nation herbeiführen. Santa Cruz, ein Bolivianer von Geburt, der sich als Protector der Bundesrepublik von Bolivia ebensowohl die Liebe der Eingeborenen und die Achtung der Fremden erworben, als er die Eifersucht Chile's erweckt hatte, wurde durch Treulosigkeit und Verrath gestürzt und so der Sieg den Chileno's in die Hände gespielt (21. Aug. 1838). In Folge davon herrschte eine grenzenlose Verwirrung, und man zählte damals in den verschiedenen Landestheilen nicht weniger als sechs Präsidenten, von denen jeder 1000 bis 5000 Soldaten unter seinem Befehl hatte und in den Gegenden, wo er sich aufhielt, so viel als möglich Rekruten aushob, Gelder ausschrieb, Güter confiscirte und die Anhänger der Gegenpartei verbannte oder zum Tode verurtheilte. Noch einmal hielt Santa Cruz einen glänzenden Einzug in Lima; aber eine verlorene Schlacht (20. Jan. 1839) machte ihn zum Flüchtling. Alle späteren Versuche zur Wiedererlangung seiner Würde blieben fruchtlos, und endlich wurde er (1844) in den Cordilleras ergriffen und an Chile ausgeliefert.

Drittes Kapitel.

Lima liegt 12° südlich vom Aequator. Die mittlere Temperatur beträgt während der heißen Jahreszeit, vom December bis zum März, 20° R., während der kalten Jahreszeit, vom April bis

November, 14° R. In den kältesten Tagen, gegen Ende des August und in der Mitte des September, sinkt die Quecksilbersäule nicht unter 13° R. und steigt in den heißesten Tagen, besonders während der zweiten Hälfte des Januar, nicht über 24° R. Diese niedrige Temperatur bei einer so geringen Entfernung vom Aequator ist in der Lage der Stadt und in den herrschenden Luftströmungen zu suchen. Im Osten, nur 21 deutsche Meilen entfernt, streichen die mit ewigem Schnee bedeckten Cordilleren, von denen eine sehr kühle Luft in das Thal hinunter weht. Westlich, nur anderthalb Meilen entfernt, dehnt sich der große Ocean aus. Der herrschende Wind, aus S. S. W. durch den Süd bis S. O., streicht also über's Meer und die südlichen Hochebenen. Westwinde sind sehr selten, erreichen aber in einzelnen Fällen eine außerordentliche Heftigkeit und bilden, indem sie sich an den umgebenden Bergen brechen, über der Stadt sehr gefürchtete Wirbel, welche Bäume entwurzeln und Hütten einreißen. Die Luftströmungen aus Norden, die über brennend heiße Sandflächen streichen, sind ziemlich selten, aber drückend schwül. Die Ortschaften der Umgegend, die nur wenige Meilen von der Hauptstadt entfernt sind, haben eine höhere Temperatur, z. B. Miraflores, ein kleiner, etwas über eine deutsche Meile davon abgelegener Ort, wo es an demselben Tage etwa um 5 Grad heißer war. Man muß daher annehmen, daß gewiß auch die Nähe des aus den Cordilleras-Gletschern entspringenden Flusses, der die Stadt durchschneidet, zur Kühlung beiträgt.

Das Klima von Lima ist allerdings angenehm aber keineswegs gesund. Vom April bis October lastet während sechs Monaten ein schwerer feuchter Nebel auf der Stadt. Die große Feuchtigkeit verursacht mannigfaltige Krankheiten, besonders Fieber, und wenn sie mit Hitze abwechselt, Ruhr. Dieser Krankheit fallen die meisten Opfer. Die jährlichen Todesfälle geben ein bedeutendes Uebergewicht über die Geburten; dies um so mehr, als die Zahl der todt ausgesetzten Kinder auffallend groß ist. Bei der Sittenlosigkeit, die in Lima besonders unter den Farbigen herrscht, läßt sich vermuthen, daß ein nicht geringer Theil der Neugeborenen von den Müttern gewaltsam um's Leben gebracht wird. Findet man ein todtes Kind vor der Kirche San

Lazaro oder sonst auf der Straße, so wird es ohne fernere Untersuchung aufgenommen und gelegentlich nach der Begräbnißstätte gebracht. Oft giebt man sich nicht einmal die Mühe, es zu beerdigen, und ich habe gesehen, wie die Aasgeier halbverfaulte Kinderleichen auf den belebten Straßen herumschleppten und auffraßen. Gewiß wird vielfach auch der frische Zuwachs für die Bevölkerung selbst schon im Keim vernichtet, und ein so sträfliches Beginnen rächt sich an sich selber durch Zerstörung der eigenen Gesundheit. Gröbere und feinere Ausschweifungen wirken mit zur Vermehrung der Todtenlisten, und so giebt uns Lima, gleich andern Hauptstädten, das Schauspiel einer hinwelkenden Bevölkerung, die ohne Zufluß von außen dem fressenden Krebs der innerlichen Verderbtheit alsbald erliegen müßte.

Wie der Mensch, der unter gefälligem Putz und friedlichem Aeußern des Busens unheilvolle Tücke verbirgt, so hier die Natur. An der ganzen Küste von Peru wiegt sich die Atmosphäre in einer fast beständig gleichmäßigen Ruhe; nie wird sie durch zuckende Blitze erleuchtet oder durch rollende Donner bewegt; nie vernichten Regengüsse oder Wolkenbrüche oder Hagelwetter den Reichthum der fruchtbaren Gefilde. Sogar das Feuer scheint hier seine verderbliche Macht verloren zu haben und die Werke der Menschenhände als unantastbar zu fliehen.*) Aber was die Elemente in ihrem Walten über der Erde verschonen, das zerstören ihre unterirdischen Kräfte mit grausenhafter Gewalt. Erdbeben sind in Lima eine sehr häufige Erscheinung, und die Stadt ist dadurch schon mehrmals fast ganz in einen Schutthaufen umgewandelt worden. Die Erfahrung hat gelehrt, daß im Laufe eines Jahrhunderts immer zwei sehr heftige Erschütterungen stattfinden. Zwischen beiden liegt ein Zeitraum von 40 bis 60 Jahren. Die Jahreszahlen 1586, 1630, 1687, 1713, 1746, 1806 zeugen davon. Die nächsten Jahrzehnde drohen wieder mit einer Zerstörung. Im Durchschnitt zählt man jähr-

---

*) Eine Feuersbrunst ist in Lima etwas Unerhörtes; denn da die Wohnungen aus Luftziegeln aufgeführt sind und fast gar keine Balken enthalten, so kann der Flamme sogleich durch Entfernung der Möbeln und durch Aushebung der Thüre alle Nahrung entzogen werden.

lich 45 Erdstöße, und der Januar zeichnet sich besonders dadurch aus. Die schwächeren Erdbeben sind bald von Geräusch begleitet, bald ohne solche nur durch die Schwankungen des Bodens fühlbar. Am häufigsten gleichen die unterirdischen Töne dem fernen Rasseln eines schwer beladenen Postwagens, der rasch über ein Gewölbe hinfährt. Einigemal kam mir das Geräusch wie ein schweres Aechzen aus dem tiefsten Grunde der Erde vor oder wie das Knistern des Feuers, das an den dürren Hochwänden eines alten Hauses nagt. Andere haben ein Klirren wie bewegte Ketten vernommen oder ein helles Klingen, als würden verglaste Massen in unterirdischen Höhlungen zerschlagen. Gewöhnlich begleiten die Töne den Erdstoß, selten gehen sie einige Secunden voran und nur in wenigen Fällen folgen sie wie ein fern verhallender Donner nach. Den furchtbaren Stoß bei dem Erdbeben von Riobamba in Quito (4. Februar 1797) war ganz geräuschlos; erst 18 bis 20 Minuten nachher hörte man unter dem Boden der Städte Quito und Ibarra, nicht aber im Mittelpunkte der Bewegung, ein ungeheures Getöse. Eben so entlud sich bei dem Erdbeben von Lima am 28. October 1746 erst eine Viertelstunde später unter Trujillo ein unterirdischer Donnerschlag ohne ein Erzittern des Bodens. Man hat auch Beispiele, daß Schall-Erscheinungen ohne alle Erderschütterungen vorgekommen sind. Lufterscheinungen sind häufige, aber nicht untrügliche Vorboten von Erdbeben. Schwüle Luft, lichte schmale hohe Wolkenstreifen, ein düsterer schwärzlich bedeckter Horizont geben den Eingeborenen immer zu Befürchtungen Raum, die meistens in Erfüllung gehen. An vielen Orten hat man kurz vorher Luftmeteore gesehen. Am Morgen des 14. Mai 1633, wo Carelmapu, nördlich von Chiloe, von einem schweren Erdbeben heimgesucht wurde, bemerkte man eine Feuerkugel, welche sich unter Begleitung von Sturm, Dunkelheit und Hagelwetter langsam fortbewegte, bis sie in's Meer fiel. Man hat aber auch Erdstöße bei der heitersten, ruhigsten Luft. — Was die Art der Erschütterungen selbst betrifft, so sind die Schwingungen entweder senkrechte (vertical) oder kreisend (rotatorisch) oder in der Richtung einer Linie fortlaufend (horizontal). Die senkrechten, von unten nach oben gehenden Stöße

sind meistens heftig; sie zerreißen die Wände und heben die Gebäude aus ihren Fundamenten. Am auffallendsten zeigte sich die Wirkung bei dem Umsturze der Stadt Riobamba, wo viele Leichname der Einwohner auf den mehrere hundert Fuß hohen Hügel la Culla, jenseits des Flüßchens von Lican, geschleudert wurden. Ich selbst fühlte den stärksten senkrechten Stoß am 4. Juli 1839 abends um halb acht Uhr in den Urwäldern des Chanchamoy-Gebietes. Vor meiner Hütte lag ein großer ungeheurer Baumstamm, der mit seinem untern Ende auf dem Wurzelstock auflag. Ich war gegen den Stamm gelehnt und las, als plötzlich mit einem mächtigen Ruck der Stamm etwa anderthalb Fuß aufgeworfen und ich rücklings über denselben weggeschleudert wurde. Durch denselben Stoß wurde der nahe Fluß Aynamayo aus seinem Bette gehoben und änderte dadurch auf eine ziemlich lange Strecke seinen Lauf. Die kreisenden Erschütterungen sind eben so selten als verderblich. Das Erdreich bewegt sich da wie eine Flüssigkeit, so daß parallele Baumpflanzungen gekrümmt, Aecker verdreht, Gemäuer ohne Umsturz herumgewandt werden. Ich selbst habe dergleichen nie gespürt; doch fühlte ich in Lima häufig eine ganz entsprechende Erschütterung. Sie bestand weder in einem Schwanken, noch in einem Stoßen oder Kreisen, sondern in einem heftigen Schütteln, wie wenn man von Jemandem an der Schulter gefaßt und rasch geschüttelt wird, oder in einem Zittern, ähnlich dem Beben, das man am Bord eines Schiffes in dem Augenblick empfindet, wo der Anker auf den Grund aufschlägt. Solche Schwingungen werden durch Unregelmäßigkeit ihrer kurzen, schnell und ruckweis auf einander folgenden Stöße so gefährlich; denn auch ganz schwache Erdbeben dieser Art reißen die Balken aus ihren Fugen und stürzen die Dächer ein, lassen aber merkwürdiger Weise die Seitenwände unversehrt. Die in der Richtung des Horizontes linienartig fortlaufenden Schwingungen sind die häufigsten und bringen bei der leichten Bauart der Wohnungen am wenigsten Schaden. — Viele Menschen haben als Vorempfindung vor einem Erdbeben ein unnennbares Gefühl von Unruhe und Angst, ein Zusammenpressen der Brust, als lägen auf derselben centnerschwere Lasten; ein augenblicklicher Schauer überläuft den

ganzen Körper und ein plötzliches Zittern fährt durch alle Glieder. Besonders stark ist dies Vorgefühl bei denen ausgebildet, die schon einmal bei einem Erdbeben unter den Trümmern ihrer Wohnung verschüttet wurden. Einen ganz eigenthümlichen Eindruck hinterläßt das erste Erdbeben, das man erlebt. Was Jeden da so wundersam ergreift, ist die Enttäuschung von dem angeborenen Glauben an die Ruhe und Festigkeit des Bodens, auf dem wir stehen und den wir von früher Kindheit als etwas Unbewegliches anzusehen gewöhnt sind. Wenn nun plötzlich der Boden erbebt und sich unter unseren Füßen bewegt, so wird dadurch in einem Augenblick die Erfahrung des ganzen bisherigen Lebens vernichtet. Wir kommen uns wie Trunkene und Träumende vor, die sich auf einmal ihres bisherigen Zustandes bewußt werden. Die Erde erscheint uns da nicht mehr wie ein starrer todter Koloß, der auf seinem Rücken geduldig alles trägt, sondern vielmehr als ein lebenskräftiges sich bäumendes Ungeheuer, das uns hinabzieht in den Bereich seiner geheimnißvollen zerstörenden Kräfte. Das Ungewöhnliche der Erscheinung bringt dieselbe ängstliche Unruhe auch bei Thieren hervor. Schweine und Hunde werden besonders davon ergriffen. Die Krokodile im Orinoco verlassen den erschütterten Boden des Flusses und laufen brüllend dem Walde zu. Dem Menschen stellt sich das Erdbeben als etwas Allgegenwärtiges, Unbegrenztes dar, dem er nicht, wie einem Feuerberg, entfliehen kann. Ueberall, wohin er auch die Schritte richtet, wähnt er sich über dem Abgrund des Verderbens. Ein solcher sehr natürlicher Zustand des Gemüthes ist aber nicht von langer Dauer. Folgt in einem Lande eine Reihe von schwachen Erdstößen auf einander, so erregen diese zuletzt kaum mehr Aufmerksamkeit, als ein Hagelwetter in der gemäßigten Zone, und der gewöhnliche Lauf der Geschäfte wird selbst durch stärkere Stöße nur auf wenige Minuten unterbrochen. Für die am 21. August gefallenen Peruaner hatten die fremden Kaufleute in Lima eine Todtenmesse veranstaltet. Der Tempel war prachtvoll ausgeschmückt, die Beleuchtung ausnehmend schön. Um zehn Uhr begann die feierliche Handlung. Sie hatte kaum eine halbe Stunde gedauert, als die Bekleidung des Hauptaltars durch das Umstürzen eines Wachslichtes Feuer fing. In einem

Augenblick war der Altar durch die schnell auflodernde Flamme der leichten Vorhänge magisch beleuchtet und warf einen blutrothen Schein auf die Versammlung. Schon zerstreute sich tumultuarisch die Menge, als das Feuer gedämpft wurde. Kaum waren die Gemüther etwas beruhigt und kaum hatte die Feierlichkeit wieder ihren gewohnten Gang genommen, als auf einmal der Boden schwankte, die Mauern der Kirche erzitterten, Stücke der Decke auf die Andächtigen hinunter fielen und ein dumpfes Gebrause die Luft erfüllte. „Erbarmen, Erbarmen! ein Erdbeben!“ (misericordia, un tremblor!) wiederhallte es tausendfältig, und die ganze Menschenmasse wälzte sich der Thüre zu. Ich stand zur Seite des großen Altars und wurde mit dem Strom bis zum Eingang der Kirche fortgerissen, wo ich unter dem fest gebauten Bogen stehen blieb. Aber schon nach etwa zehn Minuten hatte sich die Aufregung gelegt, die Kirche füllte sich wieder und der Gottesdienst wurde ganz ruhig fortgesetzt, nur von dem unheimlichen Anschlagen der Glocken unterbrochen, welches in Lima jedesmal nach einem Erdbeben von allen Thürmen ertönt und in Pausen von zehn Minuten die Bewohner zum Gebet ermahnt.

Das schrecklichste Unglück brachte über Lima der 28. October 1746. Es war in der Nacht um 10 Uhr und 31 Minuten, als plötzlich die Erde unter einem dumpfen Geheul erzitterte und dadurch augenblicklich ganz Lima in einen Schutthaufen verwandelt wurde. Geräusch, Schwankungen und Zerstörung waren ein Moment. Die Bewegungen waren anfangs rüttelnd, später ein regelmäßiges horizontales Schwanken, das vier Minuten dauerte. Schon durch den ersten und gewaltigsten Stoß wurde der Ruin der Stadt fast vollständig bewirkt. Von mehr denn 3000 Häusern blieben nur 21 unversehrt; die meisten öffentlichen Gebäude lagen in Trümmern. Noch gräßlicher war die Zerstörung im Hafen von Callao, wo das hochangeschwollene Meer sich mit fürchterlichem Gebrause über das Land hinwälzte und die Stadt mit ihren Bewohnern verschlang; 5000 Menschen fanden ihr Grab in den Wellen. Die Gewalt derselben war so furchtbar, daß die im Hafen vor Anker liegende spanische Corvette San Fermin weit über die Mauern der Festung geschleu-

dert wurde und mehr als tausend Fuß vom Ufer entfernt auf dem Lande strandete. Ein Kreuz zeigt noch jetzt die Stelle, wo der Rumpf dieses Schiffes hingeworfen wurde. Drei schwer beladene Kauffahrteifahrer hatten das nämliche Schicksal. Neunzehn andere ebenfalls vor Anker liegende Schiffe gingen in der Tiefe des Meeres zu Grunde. Die Zahl der bei diesem grausenvollen Ereigniß Verunglückten war sehr bedeutend, konnte aber nie genau ermittelt werden.

Die begleitenden und nachfolgenden Naturerscheinungen sind sehr verschieden. Während des Bebens werden oft heiße und giftige Dämpfe, heißes Wasser, Schlamm, schwarzer Rauch und selbst Flammen ausgestoßen. Bei dem Erdbeben von Lissabon am 1. November 1755 sah man nahe bei der Hauptstadt Flammen und eine Rauchsäule aus einer neugebildeten Spalte des Felsens von Alvidras aufsteigen; der Rauch war jedesmal um so dicker, als das unterirdische Getöse zunahm. Die gleichzeitigen Wirkungen dieses großen Erdbebens erstreckten sich über einen Raum, der viermal größer ist als Europa. Die großen Seen von Kanada und kleine Binnengewässer geriethen in schäumende Bewegung; ferne Quellen wurden in ihrem Laufe unterbrochen; die Teplitzer Warmbrunnen versiegten und kamen, alles überschwemmend, mit vielem Eisen-Ocker gefärbt, zurück. In Cadiz erhob sich das Meer zu 60 Fuß Höhe und in den kleinen Antillen stieg die gewöhnlich nur 26 bis 28 Zoll hohe Fluth urplötzlich tintenschwarz 20 Fuß hoch. Während des Erdbebens von Neu-Granada (16. November 1827) im Magdalenen-Thal verursachte der Ausbruch von kohlensaurem Gas aus Spalten das Ersticken vieler Schlangen, Ratten und anderer in Höhlen lebender Thiere. Bei der Zerstörung von Riobamba im Jahr 1797 wurde eine sonderbare mit Kohle, Kiesel-Krystallen und Kieselpanzern der Infusionsthiere gemengte Masse in zahlreichen kleinen fortschreitenden Kegeln aus der Erde hervorgehoben. Bei einem starken Stoße, der mich auf der Sandebene zwischen Chancay und Lima überraschte, schien die ganze Oberfläche in kräuselnder Bewegung zu zerfließen und von allen Seiten wirbelten Sandsäulen empor. Die Maulthiere standen still und spreizten die Beine auseinander, als ob sie sich vor dem Umfal-

len sichern wollten; die Arrieros sprangen aus den Sätteln und warfen sich neben ihren Thieren auf die Kniee, den Himmel um Barmherzigkeit anflehend. — Nach Erdbeben sind häufig in Gegenden von Peru und Quito, wo es sonst nie oder doch nicht um diese Zeit regnet, anhaltende Regentage eingetreten. Merkwürdig ist auch die Wirkung, welche die Erschütterungen zuweilen auf die Fruchtbarkeit des Bodens ausüben, indem üppige Felder verödeten und auf denselben während mehrerer Jahre durchaus keine Pflanze gedeihen wollte. Besonders empfindlich sind die Getreidearten; es sind Fälle bekannt, daß nach schwachen Erdstößen Maisfelder, die grade in der Blüthe standen, nach wenigen Tagen abdörrten. — Die Ursachen der Erdbeben sind in ein geheimnißvolles Dunkel gehüllt. Jedenfalls stehen sie mit vulkanischen Erscheinungen in der nächsten Verwandtschaft. Eine Rauchsäule, die man Monate lang in Südamerika aus dem Vulkan von Pasto aufsteigen sah, verschwand plötzlich, als 48 Meilen südlich davon das große Erdbeben von Riobamba eintrat. Die thätigen Vulkane sind Abführungs-Kanäle, durch welche die unterirdischen Gase Luft bekommen, und bilden insofern für die benachbarte Landschaft Schutz- und Sicherheits-Oeffnungen; verstopfen sich diese, so wächst die Gefahr. Humboldt führt eine Stelle des alten Geographen Strabo an, wo derselbe sagt: „Seitdem die Mündungen des Aetna geöffnet sind, durch welche das Feuer emporbläst, und seitdem Glühmassen und Wasser hervorstürzen können, wird das Land am Meeresstrande nicht mehr so oft erschüttert, als zu der Zeit, wo vor der Trennung Siciliens von Unteritalien, alle Ausgänge in der Oberfläche verstopft waren." Lima liegt gegen siebenzig Meilen von seinem nächsten Feuerberg, dem von Arequipa, entfernt, und die am Fuße desselben gelegene Stadt zählt durchschnittlich weniger Erderschütterungen, als Lima. Auch lehrt das Schicksal dieser Stadt, so wie das von Lissabon, Caracas und andere Städte Calabriens, Syriens und Kleinasiens, daß die heftigsten Erdstöße meistentheils in bedeutender Entfernung von brennenden Vulkanen erfolgt sind.

Die Lage von Lima ist in einer durch den Fluß Rimac bewässerten Oase, wie solche vielfach die ausgedehnten Sand-

flächen des Küstenlandes unterbrechen, immer da, wo ein Fluß nach kurzem Laufe aus den Cordilleras sich in's Meer ergießt. Der Rimac ist während des Winters sehr unbedeutend; so wie aber die Regenzeit im Gebirge beginnt, schwillt er sehr stark und richtet in höheren Gegenden große Verwüstungen an. Den Niederungen fügt er wegen seines breiten Bettes keinen Schaden zu. Aus dem Fluß werden unzählige Wasserleitungen theils zum Füllen der Straßengraben von Lima, theils zur Bewässerung der Felder abgeführt. Die Bewässerung geschieht, indem man an bestimmten Tagen die Wassergraben absperrt. Die Fruchtbarkeit der Felder, die bewässert werden können, ist sehr groß; wo aber das Wasser fehlt, erzeugt der Boden auch nicht den spärlichsten Pflanzenwuchs. Unter den Culturpflanzen, die man längs der ganzen Küste baut, bemerken wir die Baumwolle, besonders in den nördlichen Gegenden, das Zuckerrohr, welches auf feuchtem Boden den reichsten Gewinn giebt, den Mais, der am häufigsten und mit dem größten Erfolg angebaut wird; er vertritt bei den Peruanern das Brot und ist fast das einzige Nahrungsmittel der Gebirgsindianer. Weizen wird an der Küste nur wenig geerntet, Gerste gedeiht nur in den höheren Gegenden. Die Kartoffel wächst wild auf den Hügelreihen, die sich in geringer Entfernung vom Meere hinziehen. An der Küste, wo sie klein und wässerig bleiben, werden sie nicht gepflanzt. Die beste Art wächst etwa 16 Meilen von Lima in Huamantanga, welches ungefähr 7000 Fuß über dem Meere liegt. Sie ist klein, rund, mit dünner weißlicher Hülse, mehlig und auf ihrem Durchschnitt hellcitronengelb. Sie wird auf dem Markte von Lima sehr gesucht und theuer bezahlt. Die Camotes oder Bataten (Convolvulus Batata), nicht mit Unrecht süße Kartoffeln genannt, erreichen eine bedeutende Größe. Die Aracacha (tsch; Conium moschatum) ist ein angenehmes, sehr nährendes, der Sellerie an Geschmack nicht unähnliches Knollengewächs. Eins der vorzüglichsten Gemüse liefert die Yuca (Jatropha mahinot) mit rübenförmigen, innen blendend weißen Wurzeln, die ausgezeichnet gut schmecken. Im Wasser gekocht sind sie etwas schleimig, in der heißen Asche am Feuer geröstet mehlig. Im Gebirge von Vitoc schenkten die Indianer mir eine Juca, die 30 Pfund wog

und doch sehr zart war. Von Hülsenfrüchten kommen an der Küste Erbsen, im Gebirge Bohnen vor. Alle europäischen Arten von Kohl und Salat werden auch in Peru angepflanzt; eben so baut man eine Menge von Kürbisarten. Melonen und Wassermelonen werden sehr groß und vorzüglich gut. Von den Küchengewächsen, die zur Würze dienen, erwähne ich noch der in allen heißen Gegenden trefflich gedeihenden Liebesäpfel. Von dem vielgebrauchten spanischen Pfeffer ist bereits die Rede gewesen. Den Luzernklee pflanzt man als Pferdefutter in Masse an. Olivenbäume findet man hauptsächlich in den südlichen Küstenprovinzen; die Früchte schmecken indeß bei weitem nicht so gut als die spanischen, auch das Oel ist nicht so fein. Der Castor-Oelbaum (Ricinus communis) wächst wild, wird aber auch in vielen Plantagen gepflegt. Birnen und Aepfel gedeihen schlecht und sind fast ungenießbar. Kirschen, Pflaumen und Kastanien habe ich in Peru nie gesehen. Aprikosen erzeugen die Gebirgsthäler in ungeheurer Menge; nicht geringer ist der Reichthum an Apfelsinen, Pomeranzen, süßen und herben Citronen. Obgleich die Bäume das ganze Jahr mit Blüthen, halbreifen und ganzreifen Früchten bedeckt sind, so findet doch die eigentliche Ernte zu bestimmten Zeiten statt, z. B. an der Küste im Anfang des Winters, in der Waldregion während des Februar und März. Die Feigen, die man theils mit rothem, theils mit weißem Fleische hat, gehören zu den angenehmsten Früchten. Granatäpfel und Quitten kommen an der Küste selten vor; sie werden meistens aus den nahe gelegenen Bewässerungs-Feldern (Quebradas) auf den Markt der Städte gebracht. Die Früchte der üppig wachsenden Maulbeerbäume bleiben gewöhnlich den Vögeln überlassen. Die Weinrebe sieht man bei Lima nur in wenigen Gärten; in der südlichen Provinz Yca baut man sie mit ausgezeichnet günstigem Erfolg. Es giebt wohl nirgends so volle süße und gewürzhafte Trauben wie dort. An Früchten der heißen Zone zählt Peru einige, die an Wohlgeschmack alles übertreffen, was man sich nur wünschen kann. Oben an steht die Chirimoya oder der peruvianische Schuppen-Apfel (Anona tripetala). Diese Frucht entwickelt in Huanuco ihre größte Vollkommenheit, wo sie ein Gewicht von 14 bis 16 Pfund und

darüber entwickelt. Sie ist rundlich, oft auch herz= oder pyramidenförmig. Das mit kleinen Höckern und Schuppen bedeckte Aeußere ist grün, bei großer Reife schwarzgefleckt, das Innere schneeweiß, saftig und mit vielen schwarzen Kernen gespickt. Den Geschmack könnte man unvergleichlich nennen. Der Baum wird 15 bis 20 Fuß hoch und hat eine breite mattgrüne Krone. Frucht und Blüthe hauchen einen ausnehmend feinen aromatischen Wohlgeruch aus, der bei großer Blüthenfülle fast betäubend wirkt. Die Palta (Persea gratissima) ist eine birnartige dunkelbraune Kernfrucht mit grünem weichem, auf der Zunge wie Butter zerfließendem Fleisch, welches wegen seines eigenthümlichen Geschmackes den Fremden anfangs nicht behagen will, später aber zum größten Leckerbissen wird. Man genießt diese Frucht entweder ohne alle Zuthat oder mit etwas Salz, häufig auch mit Oel oder Essig. Der Kern, dicker als eine Wallnuß, enthält viel Milchsaft, der an der Luft roth wird und zum Zeichnen der Leinewand dient, weil diese Farbe nie wieder ausgeht; man bereitet daraus auch einen sehr guten Branntwein. Der schlanke Baum hat eine kleine gewölbte Krone und erreicht auf dem Ostabhange der Anden eine Höhe von 60 Fuß (sonst 20 bis 40 Fuß). Die Bananen (Platanos) gedeihen in den meisten Pflanzungen sehr gut; sie verlangen große Hitze und Feuchtigkeit. In der Waldregion zählt nicht selten ein Bananenstock 300 der dachziegelförmig über einander liegenden Früchte. Die Eingeborenen glauben, daß der Genuß des Branntweins nach einer Art derselben (platano guineo) einen schnellen Tod nach sich ziehe. Auf einem Spazierritt bestritt ich dies Vorurtheil und wollte es widerlegen, indem ich einige dieser Bananen aß und einen Schluck Branntwein dazu trank. Meine peruanischen Gefährten schnitten mitleidige Jammergesichter und meinten, ich werde die Stadt nicht mehr lebend erreichen. Ich gelangte indeß wohlbehalten mit ihnen zur Stadt. Beim Abschiede meinte Einer: „Wir werden uns nicht wieder sehen.“ Am folgenden Morgen erkundigten sie sich in aller Frühe nach mir und da sie mich ganz frisch und munter fanden, sagten sie: „Solch ein Ketzer von einem Fremden hat eine ganz andere Natur als wir.“ In Gegenden, wo die Bananen reichlich angepflanzt werden, ver-

treten sie die Stelle des Brotes. Ananas werden hauptsächlich von Guayaquil her eingeführt. Die Capulies (Prunus capulin) zieht man auf dem freien Felde oder in Gärtchen und Töpfen. Die Früchte, etwas größer als eine Kirsche, sind hochgelb und von säuerlichem Geschmack. Ihres feinen, sehr angenehmen Geruches wegen werden sie mit zu den Blumen-Gerichten genommen oder mit wohlriechenden Blümchen bespickt und mit köstlichem Wasser begossen zur Wäsche gelegt. Die Damen von Lima tragen sie gern im Busen. Aehnlich verhält es sich mit den Pallillos (Campomanesia lineatifolia, die schmale Berg-Gujave), die auf schönen 25 bis 30 Fuß hohen Bäumen wachsen und gelbe wohlriechende Aepfel tragen; die Blätter riechen, zwischen den Fingern gerieben, wie Myrte. An Palmen ist die Küste von Peru sehr arm. Die Kokospalme wird nur in einigen nördlichen Provinzen gepflegt, die Dattelpalme vorzüglich um Yca.

In der Umgegend von Lima liegen einige freundliche Dörfer, wo die reicheren Limeños die heiße Jahreszeit zubringen, meistens um Seebäder zu gebrauchen. Als der gesundeste dieser Oerter kann Miraflores betrachtet werden. Obgleich es ein heißeres Klima als die Hauptstadt hat, so ist die Luft hier doch viel reiner und wird auch durch die Winde des nahe gelegenen Meeres abgekühlt. Von einer reizenden, wenn gleich nicht üppigen Vegetation umgeben, überdies von Sümpfen entfernt, vereinigt es alles, was einen Sommeraufenthalt angenehm machen kann. Dennoch wird es nur wenig besucht, da die Indianer zu faul sind, einen ordentlichen Markt zu halten und jede Familie gezwungen ist, immer einen Proviant-Neger, namentlich zum Behuf des Fleisches, unterwegs zu haben. Für Kranke, die an Brustbeschwerden leiden, ist der Aufenthalt in Miraflores außerordentlich wohlthätig. — Der Hauptbadeort ist Chorillos, ein häßliches Dorf mit unansehnlichen Hütten (Ranchos) und winkeligen schmalen Straßen, dicht am Meer auf einem steilen sandigen Ufer gelegen, der Sammelplatz der vornehmen Welt, obgleich die Nachbarschaft keinen Baum, sondern nur eine brennend weiße Sandfläche darbietet. Die niedrigen Häuser bestehen aus Rohr mit Lehm beworfen; nur durch fortwährenden Zugwind findet man einige Kühlung darin, muß aber auch dem

Flugsand und dem Staub freien Zutritt gestatten. Ein breiter, ziemlich steiler Weg führt zum Meer hinunter an den sehr steilen Badeplatz. Eine Reihe kleiner Hüttchen aus Matten dienen als An- und Auskleidezimmer. Damen und Herren gehen mit niedlichen blauen Badeanzügen in's Wasser. Die Frauen lassen sich dahin von den sogenannten „Bañaderos“ begleiten. Dies sind Indianer aus dem Dorf, im Sommer den Badenden dienend, im Winter mit Fischfang beschäftigt; ein rohes freches Volk. Man badet des Morgens; zwischen dem Frühstück und dem Mittagsessen schaukelt man sich in der Hängematte; vor Sonnenuntergang geht man spazieren; später wird bis nach Mitternacht am grünen Tisch gespielt: alles ganz wie in europäischen Bädern. Die Nächte sind höchst unangenehm. Die Luft in den Schlafzimmern ist schwül; Flöhe, Wanzen, Mosquitos und andere Quälgeister wetteifern, die Ruhe von dem erschlafften Körper zu verscheuchen. — Fünf Leguas südlich von der Hauptstadt, eine Viertel-Legua vom Lurin-Fluß und etwa tausend Schritt von dem flachufrigen Meer entfernt, liegt Lurin in einer durch herrliche Gärten und sorgfältig bebaute Felder verschönerten Gegend. Diese war vor der Eroberung Perus durch die Spanier eine der bevölkertsten an der Küste. Damals hieß das ganze weite Thal „Pachacamac“, weil in der Nähe des Meeres, nördlich vom Flusse, ein sehr großer Tempel, ursprünglich „dem Schöpfer der Erde“ (Pachacamac, d. i. der die Erde aus Nichts hervorbringt) von dem wilden Stamme der Yunkas geweiht war. Die Inkas unterwarfen diesen Stamm und da ihnen der Pachacamac der „unbekannte Gott“ war, dessen Namen sie nur mit höchster Ehrfurcht nannten und von dem sie sich keine bildlichen Darstellungen machten, so warfen sie die Götzenbilder der Yunkas aus dem Tempel hinaus, weiheten ihn der Sonne, nöthigten den wilden Stamm zur Anbetung der bis dahin von demselben noch nicht verehrten Sonne, und bestimmten zum Tempeldienst eine Anzahl königlicher Jungfrauen, bis 1534 Pizarro mit seiner Horde in dieses Thal eindrang, die Jungfrauen durch seine Soldaten schänden und erschlagen, den Tempel aber zerstören ließ. Die Ruinen dieses außerordentlichen Gebäudes liegen auf einem 558 Fuß hohen Hügel, dessen

Spitze ungefähr 30 Fuß hoch aus Luftziegeln aufgemauert ist. Auf dieser künstlichen Kuppe stand der Sonnentempel, *) umgeben von hohen amphitheaterähnlich gebauten Mauern. Die Ruinen davon verrathen noch jetzt eine Höhe von 12 Fuß, meistens sind sie aber nur 3 bis 4 Fuß hoch; ihre Breite beträgt 8 Fuß. Der Tempel selbst liegt gegenwärtig ganz in Trümmern; man sieht nur noch einige Säle und Nischen und an den Wänden halb verwischte unkenntliche ziegelrothe und gelbe Malereien. An den Seiten und am Fuße des Hügels lagen Wohnungen, von denen nur die nackten, halb eingerissenen Wände übrig geblieben sind.

Das Reisen an der Küste von Peru ist beschwerlich, da die Wege durch Sandflächen führen, wo man oft 20 bis 30 Meilen weit keinen Grashalm und keinen Tropfen Wasser findet. Um von der Gluthhitze nicht allzu sehr zu leiden, benutzt man so viel als möglich die Nacht. Scheint der Mond nicht und verschleiern Nebel die Sterne, so verirrt man sich leicht, und schwinden dann in Folge übermäßiger Anstrengungen die Kräfte der Pferde, so ist es gewöhnlich um das Leben des Reisenden gethan; denn setzt er seinen Weg zu Fuß fort, so wird er meistens ein Opfer der Müdigkeit und des Durstes. Unzählige Lastthiere erliegen alljährlich den Mühseligkeiten dieser Reisen; lange Reihen ihrer Schädel zeigen in der Wüste die Richtung der Straße an. Nur mit sehr guten Pferden darf man sich durch größere Sandflächen wagen; denn in der Regel ertragen die Pferde kaum 48 Stunden Hunger und Durst, ohne gänzlich zu ermatten. Die Maulthiere dagegen, die alle Anstrengungen auch bei der spärlichsten Nahrung leichter ertragen, sind in Peru die eigentlichen „Schiffe der Wüste." Das Pferd folgt dem Sporn, bis es unter dem Reiter todt zusammenstürzt. Nicht so das Maulthier; fühlt es sich zu müde, um weiter zu

---

*) Der Sonnendienst des erobernden Stammes der Inkas deutet auf eine Einwanderung von Westen her. Auf Java und in Indien (Brahman), in Arabien und Egypten (Osiris), in Phönizien (Baal) und Babylonien (Bel) finden wir den Cultus der Sonne ausgebildet; in geringerem Grade bei den griechischen Pelasgern, den alten Deutschen und Persern, wo die weißen Rosse der Sonne geweiht waren.

gehen, so steht es stille, und weder Peitsche noch Stachel vermögen es von der Stelle zu bringen, bis es einige Zeit ausgeruht hat; dann geht es willig weiter. Zu den Beschwerlichkeiten der Wege kommt noch, daß die ganze bewohnte Küste von Peru, besonders in der Umgegend von Lima und Trajillo, fortwährend durch Straßenräuber sehr unsicher gemacht wird. Es sind dies entweder entlaufene Sclaven oder freie Neger, Zambos und Mulatten. Hin und wieder gesellen sich ihnen auch Indianer zu, die sich durch kaltblütige Grausamkeit auszeichnen. Zuweilen greift auch ein Weißer zu diesem schändlichen Gewerbe. Die Banditen sind immer beritten, gewöhnlich haben sie sehr schöne, ausgezeichnet gut zugerittene Renner, die ihren Herrn nicht leicht im Stich lassen. Wenn die verfolgenden Cavalleristen kaum auf Lanzenweite hinter ihnen sind, so lassen sie nur ihrem Pferde die Zügel schießen, um in einem Nu in Sicherheit zu sein. Die Sclaven nehmen gewöhnlich die besten Pferde der Plantage und fallen nach Sonnenuntergang, wenn sie von ihrer Arbeit frei sind, oder des Sonntags die Reisenden an. Die meisten Straßenräuber gehören zu einer wohlgeordneten Bande, die ihre berüchtigten Anführer und in den Städten ihre Spione hat. In der Nähe der Hauptstadt zeigen sie sich zuweilen in Schaaren von 30 bis 40 Mann, gewöhnlich aber machen sie ihre Streifereien in kleineren Parthien. Ihre Waffen bestehen in einem kurzen weitmündigen Karabiner (Trabuco) und einem großen Säbel; in kleinen Quersäcken führen sie die Munition, auf der einen Seite das Pulver, auf der anderen die Kugeln. Oft behandeln sie die Angefallenen mit großer Artigkeit und begnügen sich, ihnen Geld, Uhr, Ringe rc. abzunehmen, gewöhnlich nehmen sie auch das Pferd und mißhandeln die Beraubten mit Säbelhieben und Kolbenstößen. Finden sie Widerstand, so geben sie keine Gnade. Wird ein Bandit getödtet und entkommen die angegriffenen Reisenden auch glücklich, so schwebt doch ihr Leben in steter Gefahr; selbst mitten in der Hauptstadt sind sie vor der Rache der Freunde des Gefallenen nicht geschützt, und oft trifft sie der Dolch eines Meuchelmörders, wenn sie es am wenigsten ahnen. Fremde werden am häufigsten angegriffen, worin auch der Grund liegen mag, wes-

halb man nicht kräftiger gegen das Gesindel einschreitet. Persönlicher Haß oder Politik kommt bei den Angriffen zuweilen mit in's Spiel. Der englische General-Consul wurde vor mehreren Jahre mit zweien seiner Freunde auf einem Spazierritt überfallen. Die Räuber ließen ihnen nicht einmal die nothdürftigsten Kleidungsstücke, setzten alle drei auf ein halb lahmes Pferd, und so mußten sie am hellen Tage in dem Badeort Chorillos ihren Einzug halten. An den belebtesten Straßen lauern die Banditen den Geldtransporten auf. Wenige Wochen vor meiner Abreise nahmen etwa dreißig Wegelagerer nach einem kurzen Scharmützel eine Geldsendung von mehr als 100,000 Piastern weg. Auf die Eselstreiber aus dem Gebirg, die immer baares Geld bei sich führen, um in Lima Einkäufe zu besorgen, haben sie ihr besonderes Augenmerk gerichtet. Finden sie bei ihnen nicht, was sie suchen (denn die Indianer verstecken ihr Geld sehr gut und lassen sich lieber todt schlagen, als daß sie es verrathen), so mißhandeln oder tödten sie dieselben auf die furchtbarste Weise. Als ich zum letzten Mal (im Juli 1842) aus der Sierra zurückkehrend, bei der berüchtigten Brücke von Surco, anderhalb Meilen von Lima entfernt, ritt, scheute plötzlich mein Pferd vor einem quer über den Weg liegenden Leichnam. Ich stieg ab, um ihn auf die Seite zu ziehen und fand, daß es ein Indianer war, dem die Räuber den Kopf zwischen zwei Steinen zu Brei geschlagen hatten; der Leichnam war noch ganz warm. Die Zambos zeigen sich am grausamsten. Ein solcher fiel im Juni 1842 den Indianer an, der das Postfelleisen nach Huacho brachte und fragte ihn: „Soll ich dich tödten, oder die Augen ausstechen?“ „Wenn Eins von beiden sein muß, so tödte mich“, erwiderte dieser. Jener nahm aber den Dolch, stach dem Unglücklichen beide Augen aus und ließ ihn im Sande liegen, wo er von Reisenden gefunden wurde. Im Angesicht der Hauptstadt treiben die Banditen ungestört ihr Handwerk und schon öfter sind sie am hellen Tage schaarenweis nach Lima gekommen, um die Kettengefangenen zu befreien. Dort eingebrachte Straßenräuber werden nach sehr kurzem Processe zum Tode verurtheilt. Aus einer Kapelle, wo sie ein Priester vorbereitet, werden sie von Soldaten abgeholt. Der Ver-

brecher muß eine kleine Bank tragen, auf die er sich zur Execution hinsetzt. Er hat das Recht, die Stelle, wo er erschossen werden soll, selbst zu bestimmen. Ein kühner Zambo verlangte auf dem Inquisitionsplatz grade während der Marktzeit erschossen zu werden. Mit einem raschen Blick übersah er den Platz und setzte sich ruhig auf den Schemel. Die Soldaten zielten und feuerten. Als der Pulverdampf sich zertheilte, war der Zambo verschwunden. Mit Tigeraugen hatte er jede Bewegung der Soldaten überwacht und in demselben Augenblick, wo das Pulver auf der Pfanne aufblitzte, sich gebückt, einen Soldaten auf die Seite geworfen und sich unter der Menge verloren, wo ihn seine Freunde bald nach einem sichern Zufluchtsort brachten. Die Negerjungen üben sich schon früh in allen möglichen Banditenstreichen. Ihre Trabucos pfropfen sie zu dem Ende mit gehacktem Blei und Eisen voll und tragen diese fürchterliche Waffe unter dem Poncho verborgen, während sie mit der frömmsten Miene einhergehen. Fünf Engländer und zwei Deutsche kehrten eines Sonntags am Abend von der Jagd zurück und feuerten in der neuen Promenade (Alameda nueva) ihre Doppelflinten ab, um sie nicht geladen nach der Stadt zu nehmen. Kaum war dies geschehen, so stellten sich ihnen zwei Negerjungen entgegen und verlangten ihnen ihre Gewehre ab; der eine zog seinen Karabiner und zielte auf die überraschte Schaar, während der andere die Waffen nahm. An Widerstand war nicht zu denken, denn bei der großen Nähe hätte der einzige Schuß des Jungen Alle verwundet oder getödtet. — Ein früher berüchtigter Bandit, der Zambo José Rayo, leistete bei einigen Revolutionen als kühner Partheigänger nicht unwichtige Dienste und wurde deshalb zum Hauptmann der reitenden Feldpolizei ernannt. Er paßt vortrefflich dazu, da er das Leben der Banditen und ihre Schlupfwinkel genau kennt. Eines sehr gefürchteten Räuber-Anführers, des Negers Leon, konnte er sich jedoch nie bemächtigen, oder er wollte es nicht, da er sein Gevatter war, ein Verhältniß, daß in Peru heilig, wie in keinem andern Lande, betrachtet wird. Leon wurde indeß doch von einem andern Gevatter, einem Zambo, im Schlafe erwürgt, um die auf dessen Kopf gesetzte Prämie von 1000 Piastern zu verdienen. —

In Kriegszeiten bildet sich ein eigenes Corps, die sogenannten „Montoneros", größtentheils aus Personen bestehend, die durch Straßenraub oder andere Vergehen ihr Leben vor den Gesetzen verwirkt haben. Zuweilen schließen sich diesem Corps auch unbescholtene Männer an. Jeder, der sich die Präsidentenwürde durch eine Revolution zu verschaffen trachtet, sucht die Montoneros auf seine Seite zu bringen. Diese ergreifen gewöhnlich die Parthei desjenigen, der am besten bezahlt oder dem das Glück am meisten hold. Sie sind im Ganzen sehr gut beritten, können aber wegen ihres Mangels an militärischer Haltung nur als Vorposten, Spione und Plänkler benutzt werden, die den Feind auf allen Seiten umschwärmen und ihm allen möglichen Abbruch thun. Sie tragen keine Uniform, meistens schmutzige weiße Beinkleider und eine ähnliche Jacke, einen Poncho und einen breitkrämpigen Strohhut. Viele haben nicht einmal Schuhe, sondern schnallen die Sporen an die nackte Ferse. Sie führen einen kurzen Karabiner und Säbel. Ist ihre Zahl größer (1838 hatte Santa Cruz 1000 in seinem Dienst), so stehen sie unter dem Oberbefehl eines Generals der Armee, welcher unumschränkte Gewalt über sie ausübt. Die Zucht ist sehr streng; man bezahlt sie regelmäßig und bestraft das Stehlen mit dem Tode. Pferde wegzunehmen wird indeß nicht als Diebstahl betrachtet, da sie zur Cavallerie gebraucht werden; daher machen die Montoneros überall Jagd auf Pferde. Fast Grauen erregend ist der Anblick dieser schwarzen, olivenfarbenen und gelben, durch Laster und Leidenschaft verzerrten oder durch Narben verstümmelten Gesichter mit zerrissenen Kleidern, abgemagerten Pferden, zerfetztem Sattelzeug, kleinen Büchsen, langen, in Bocksfell eingenähten Säbeln. Der harmlose Reisende, der sich plötzlich von ihnen umschlossen sieht, kann sich glücklich schätzen, wenn er mit dem Verlust seines Pferdes davon kommt. Sie finden überall schnell Quartier und hinlängliche Nahrung, denn einem solchen Schwarm wird nicht leicht Jemand etwas verweigern. Wenn eine Abtheilung Montoneros durch die Thore von Lima braust, ertönt in allen Straßen der Angstruf: „Schließt die Thüren, die Montoneros!" Alles drängt sich dann in die nächste Wohnung und beeilt sich, die Thüren zuzuwerfen. Schnell wie sie

gekommen, sind sie, gleich der Windsbraut, wieder von dannen gepflogen.

In neuester Zeit ist das Reisen längst der Küste durch eine regelmäßige Dampfschifffahrt sehr erleichtert worden. Ich fuhr auf dem Dampfschiffe von Callao in achtzehn Stunden südlich nach Pisco, wo ich mir einen Führer mit Pferden miethete, um die 10½ Meilen entfernte große Binnenstadt Ica zu besuchen. Ein Catalane, der den Weg dahin unzählige Mal zurückgelegt hatte, erbot sich mir zum Begleiter. Nachmittags drei Uhr ritten wir ab. Anfangs geht's über harten Boden, bald aber durch tiefen Sand, der bis in die Nähe von Ica anhält; die Ebene wird nur an wenigen Stellen durch beschwerlich zu passirende Hügel unterbrochen. Beim Läuten der Abendgebetsglocken ritten wir an der von einem reizenden Palmenwäldchen umgebenen Plantage Huilla-Curin vorüber, hielten einen Augenblick an, um eine Menge der köstlichsten Feigen zu pflücken und ritten dann weiter. Gegen Mitternacht senkte sich ein dichter Nebel auf die Ebene und entzog unserm Blicke das Kreuz des Südens, das uns bis dahin als Wegweiser gedient. Der Spanier stieg häufig ab und beroch den Sand, um zu wissen, ob wir auf der rechten Straße wären; denn in Wüsten, durch welche viele Karawanen ziehen, geben die mit Sand vermischten Excremente der Lastthiere sicheren Aufschluß über die Richtung des Weges. Nachdem wir so ein paar Stunden zurückgelegt, kamen wir zu einigen Felsen, die meinem Führer unbekannt waren. Ich steckte eine Cigarre an und sah bei dem schwachen Gluthschimmer auf meinem Taschen-Compaß, daß wir statt in südöstlicher Richtung grade nach Westen ritten. Da wir nicht hoffen konnten, daß der Nebel sich vor Tagesanbruch hebe, so stiegen wir ab, gruben uns bis an den Hals in den warmen Sand ein und erwarteten den Morgen. — Unzählige Reisende haben sich hier schon verirrt und sind vor Durst verschmachtet. An dieser Küste strandete 1823 ein Schiff mit 320 Dragonern. Diese retteten sich an's Land. Nur 36 Stunden waren sie durch die öde Sandwüste geirrt, als sie von einem Cavallerie-Regiment aufgefunden wurden, welches von Pisco, wo sich die Nachricht des Schiffbruches schnell verbreitet hatte, mit Lebensmitteln und Wasser

abgesandt war, um die Verlorenen aufzusuchen; aber bereits hatten 116 der Unglücklichen, von Erschöpfung und Durst aufgerieben, den Geist aufgegeben; mehr als 50 starben noch in den folgenden Tagen. — Als der Morgen im Osten graute, setzten wir unseren Weg nach dem Compaß fort, kamen so wieder auf die gewöhnliche Straße und erreichten im Laufe des Vormittags Ica. — Die Sandfläche, durch welche wir geritten waren, ist das Bruchstück einer längs der Küste des großen Oceans von 3° 35′ bis 21° 48′ S. Br. ausgedehnten Wüste von 540 Stunden Länge und 3 bis 20 Stunden Breite. Sie wird von kleinen Ausläufern der Cordilleras durchschnitten. Ein feiner gelblichweißer Triebsand bedeckt Berg und Thal; nur da, wo die Ebene von Flüssen durchfurcht wird, bilden sich Oasen mit üppigem Pflanzenwuchs. Die Gefahren der Sandwüste werden durch die leichte Beweglichkeit des Sandes und durch die Anhäufungen (Medanos) vermehrt. Bei heftigem Wind erheben sich nämlich ungeheure Staubwolken. Sandsäulen, 80 bis 100 Fuß hoch, wirbeln empor, ziehen wie graue Gespenster umher und umhüllen plötzlich den Reisenden, der nur durch schnelles Reiten ihrem verderblichen Bereiche enteilen kann. Die erwähnten Anhäufungen sind Sandhügel mit fester oder lockerer Grundfläche. Die mit lockerer Grundfläche sind immer halbmondförmig, und 10 bis 20 Fuß hoch mit scharfem Kamm. Von einem etwas starken Winde gedrückt, wandern die Medanos rasch über die Fläche dahin, die kleineren, leichter beweglichen, eilen den größeren voran. Diese, indem sie die Luftströmung gegen jene abhalten, erreichen sie, und stürzen über ihnen zusammen. In wunderlichen Gestalten reihen sie sich auf der Ebene, bilden die verworrensten Labyrinthe und entziehen dem Blicke die Fernsicht. In wenigen Stunden ist oft eine Fläche mit einer Reihe von Hügeln bedeckt, und einige Tage später nimmt sie wieder ihre einförmige Flachgestalt an. Durch diese Wandelungen wird oft selbst der Kundigste getäuscht und verwirrt. Die Medanos mit fester Grundfläche bilden sich an den auf der Erde zerstreut liegenden Felsblöcken. Der Sand wird vom Winde dagegen getrieben und zu kegelförmigen Hügeln aufgehäuft. Ganze Hügelketten mit scharfen Kämmen entstehen

unter ähnlichen Verhältnissen. Die kleinen Gebirgsausläufer, von denen die Küste quer von O. nach W. durchsetzt wird, hemmen das Fortschreiten der Medanos; sonst würden die mit Dörfern und Meierhöfen bebauten Oasen bald von ihnen übersandet werden. Während des Sommers, der mit dem November beginnt, waltet in dieser Wüste der Tod. Keine Pflanze schlägt in dem glühenden Boden Wurzel, kein Thier findet hier Nahrung; kein Vogel, kein Insect wiegt sich in den heißen Luftschichten. Blos in den höchsten Regionen schwebt mit raschem Fluge darüber hin der König der Lüfte, der majestätische Condor, dem Meeresufer zu. Nur da, wo der große Ocean seine Gewässer mit der Wüste vermählt, ist Leben und Bewegung. Schaaren von Aasgeiern versammeln sich auf großen gestrandeten Seethieren; Ottern und Seehunde beleben die unzugänglichen Klippen; Heere von Strandvögeln suchen gierig nach den angespülten Fischen und Weichthieren; bunte Eidechsen tummeln sich auf den Sandhügeln und geschäftige Krabben und Meerspinnen durchfurchen das feuchte Ufer. — Im Mai ändert sich die Scene. Ein dünner Nebelschleier breitet sich über das Meer und die Küste aus; er wird immer dichter und hält beinahe sechs Monate lang die Sonnenstrahlen von der erfrischten Ebene ab. Das ist die Winterzeit. Nun nehmen die Hügelketten, welche im O. die Ebene begrenzen, ein anderes Kleid an. Wie durch einen Zauberschlag entsteht in wenigen Tagen ein blühender Garten, wo vorher öde Wüstenei war. Viehheerden und Pferde werden dahin auf die Weide getrieben; sie finden freilich kein Wasser, scheinen dessen jedoch bei der erquicklichen Nahrung auch nicht zu bedürfen. Im August und September sind die Nebel am dichtesten. Wochenlang bleiben sie unbeweglich auf der Erde liegen; ihre mittlere Höhe ist 7 bis 800 Fuß; 1200 Fuß pflegen sie nicht zu überschreiten. Sie lösen sich nie in eigentlichen Regen auf, sondern nur in einen feinen durchdringenden Niederschlag, „Garua“ genannt; bilden sie größere Tropfen, so fallen diese doch nie aus Wolken nieder. Wenige Meilen vom Meere entfernt kommen die Nebel nicht mehr vor, werden dort aber durch die heftigsten Platzregen ersetzt. Die Grenze zwischen Regen und Nebel ist mit scharfer Linie gezogen.

Ich habe zwei Plantagen kennen gelernt, deren eine Hälfte durch Regen, die andere Hälfte durch Garuas bewässert wird und wo die Grenze zwischen beiden wie durch eine Mauer bezeichnet ist. In einigen Gegenden Nord-Perus, wo die Garuas spärlich sind, hängt die Fruchtbarkeit des Bodens von den Gebirgsregen ab, denn im Sommer vertrocknen die meisten Flüsse und der Thau fehlt dort so vollständig, daß ein über Nacht im Freien liegendes Papier am Morgen auch nicht die geringste Feuchtigkeit zeigt. Bleiben jene lange aus, so entsteht an der Küste die furchtbarste Noth unter den Viehheerden. Des Regens entbehrt die ganze Küste, weil keine größeren Strecken Landes mit dichtem Baumwuchs beschattet sind; er beginnt erst im Norden von Tumbez, wo Wälder in bedeutender Ausdehnung vorkommen. — Je abschreckender das Bild der Wüste ist, um so räthselhafter erscheint es, wie der Mensch eine Gegend zu seinem Wohnsitz wählen kann, wo ihm die Natur alles versagt hat, außer einem dürren Sandboden, auf dem er seine ärmliche Hütte erbaut, der ihm aber keine Nahrung, ja nicht einmal einen Trunk reinen Wassers darbietet, während in der Entfernung weniger Meilen üppige Thäler diese Bedürfnisse im Ueberfluß hervorbringen. Und doch finden sich solche traurige Wüstendörfer. Reis't man von Lima zu Lande über Lurin nach Süden, so gelangt man zuerst nach dem Wüstendorf Chilca. Die Hoffnung auf Gewinn, sei es durch Handel oder Bergwerke, bevölkert oft öde Gegenden; aber bei Chilca fehlen solche Interessen durchaus. Vielleicht waren sie in früheren Zeiten vorhanden, denn die zahlreichen Ruinen, welche das Dorf umgeben, deuten auf eine größere Bevölkerung unter der Regierung der Inkas, und die Anhänglichkeit an den Boden der Väter fesselt die Indianer an diese undankbare Scholle. In wenigen Dörfern hat sich ihr Stamm so unvermischt erhalten als in Chilca. Sie beschäftigen sich meistens mit Flechten von Strohhüten und außerordentlich feinen Cigarrentaschen, auf denen sie aus buntem oder weißem Stroh zierliche Figuren, Namen und Verse einflechten. Man bezahlt dergleichen oft mit hundert und mehr Piastern. Außerdem fangen diese Indianer Fische an der Küste; auch gewinnen sie ein röthliches bitteres Salz, das nach dem Gebirg ausgeführt wird.

Ica ist eine ziemlich große, sehr freundlich gelegene Stadt und, wie die meisten Küstenstädte, mit buntgemischter Bevölkerung. Ein Unterpräfect und viele reiche Plantagenbesitzer wohnen daselbst. In den Haciendas der Umgegend werden fast ausschließlich Weinreben gezogen, die den großen Reichthum der Provinz ausmachen. Die Schößlinge gedeihen auffallend leicht in dem unfruchtbaren Boden. Man steckt sie einen halben Fuß tief in den Sand, bindet sie auf und überläßt sie ihrem Schicksal; rasch treiben sie Wurzel und Blätter. So prangen die Weingärten in frischem Grün, während Alles umher das gelbe Kleid der Wüste trägt. Die Trauben sind ausgezeichnet schön, sehr saftig und süß. Aus dem größten Theil wird der trefflichste Branntwein gebrannt, und dies Getränk aus dem Thal von Ica geht über ganz Peru, so wie nach Chile. Wein wird nur wenig gekeltert. In einigen Plantagen bereitet man eine dicke dunkelbraune und sehr süße Sorte, die dem Peruaner, nicht aber dem Europäer mundet. Nur der Plantagenbesitzer Don Domingo Elias, ein äußerst umsichtiger, unternehmender und dabei höchst gastfreundschaftlicher Mann, bereitet Weine nach europäischer Art, die denen von Madeira und Teneriffa ähneln; doch sind sie noch feuriger. Durch eine lange Seereise verbessert sich ihr Geschmack bedeutend. Der Branntwein, den man zur See ausführt, wird in große thönerne, fast birnförmig gestaltete Gefäße „Botijas" gefüllt, die mit Erdpech ausgegossen sind. Der Gebirgstransport geschieht in Schläuchen aus Bocksfellen. Die Art, wie die meisten Böcke in den Haciendas abgebalgt werden, ist die abscheulichste Thierquälerei. Ein Neger hängt den lebenden Bock an den Hörnern auf, macht ihm einen Kreisschnitt um den Hals, der aber nur bis auf das Fleisch geht, zieht dem zappelnden Thiere, das die gräßlichsten Schmerzenslaute ausstößt, das Fell vom Körper und tödtet es erst, wenn die Haut, die sich so leichter abziehen läßt, ganz herunter ist. — In Ica wohnte ich der Carnevalsfeier der Neger bei. In verschiedenen Straßen werden nämlich große, hübsch mit Bändern verzierte Bogen aufgerichtet. Negerinnen und Zambas tanzen um dieselben herum, während es die Aufgabe der Männer ist, in voller Carrière unter diesen Bogen durchzureiten, ohne sich

anhalten zu lassen. In einer Entfernung von hundert Schritten nehmen sie ihren Anlauf und jagen gegen das Ziel, wo die Weiber ihrer warten, den Pferden in die Zügel fallen und den Reiter aus dem Sattel reißen, der dann Geldstrafe erlegen muß und noch obendrein verhöhnt wird. Während des Ansprengens werden die Reiter mit einem Hagel unreifer Apfelsinen und Citronen begrüßt. Man weiß oft kaum, ob man mehr die Schnelligkeit der Pferde oder die Gewandtheit der Reiter oder die Kühnheit der Negerinnen, die sich rücksichtslos den daher brausenden Pferden entgegenwerfen, bewundern soll. Ich sah, wie ein Neger länger als ein Stunde durch die Schnelligkeit seines Pferdes den Weiberarmen entschlüpfte. Er legte dabei eine Probe seiner Stärke ab. In dem Augenblicke, wo er unter dem Bogen hindurchsprengte, bog er sich mit dem Oberkörper auf den Hals des Pferdes, ergriff mit jedem Arme eine Negerin und riß sie zu sich in den Sattel hinauf. Am Abend wird das gewonnene Geld verjubelt. — Vor der Stadt trifft man in allen Gebüschen sehr zahlreich ein Art Meerschweinchen (Cavia Cutleri). Nach Sonnenaufgang und gegen Abend verlassen sie ihre Schlupfwinkel und spielen im Grase, ohne sich vor Menschen sehr zu scheuen, und man kann sich ihnen auf wenige Schritte nähern. Hier wie an der ganzen Küste lebt auch ein kleines eidechsenartiges Thierchen in Steinritzen, auf Mauern und kriecht zuweilen an den Lehmwänden der Häuser. Man nennt es „Salamanqueja“ und hält seinen Biß für tödtlich. Ich fand, daß es ein Gecko war und sammelte mehrere, die ich zum Erstaunen der furchtsamen Eingeborenen lebend in den Händen hielt. Aus einer Oeffnung an der innern Seite des Oberschenkels sondern sie einen ätzenden Saft ab, der in Berührung mit einer frischen Wunde bedenkliche Zufälle erzeugen kann, aber die Thierchen beißen durchaus nicht. — Im Süden von Ica sind einige bedeutende Baumwollen-Pflanzungen.

Auf der Rückreise nach Pisco brachte ich die Nacht in der erwähnten Plantage Huilla-Curin zu. Pisco und Chincha gegenüber liegt eine Gruppe kleiner Inseln, die neuerlich durch Huanu (spr. Ghu) oder Vogeldünger einige Berühmtheit erlangt

haben. Der Huanu bildet dort 35 bis 40 Fuß mächtige Schichten. Die obersten Lagen sind graubraun; je tiefer man gräbt, desto stärker wird mit der zunehmenden Dichtigkeit die Färbung und ist in den untersten Schichten fast rostroth. In den tiefsten Lagen finden sich zuweilen große Massen von Salmiak. Zerdrückte Eier und wohl erhaltene Vogelfedern hat man aus einer Tiefe von 31 Fuß ausgegraben. Fast auf allen Inseln der Westküste von Südamerika wird der Huanu gefunden. Er bildet die Excremente verschiedener Seevögel, vorzüglich von Möven, Tölpeln, Tauchern und Scheerenschnäbeln. Wenn man sich die ungeheure Anzahl dieser Vögel vorstellt, deren Züge sich gleich Wolken längs der Küste bewegen und wenn man ferner ihre außerordentliche Gefräßigkeit berücksichtigt, so wie die Leichtigkeit, mit der sie sich ihre Nahrung verschaffen, so wird man sich über die Mächtigkeit der Excrementenschichten nicht wundern, die das Ergebniß einer ununterbrochenen Anhäufung im Verlauf von mehreren tausend Jahren sind. Während der ersten Jahre ist der Vogelmist weiß und liefert den Huanu blanco, der wegen seiner größeren Wirksamkeit viel mehr geschätzt und theurer bezahlt wird, als der gelbe oder braune. Die Anwendung des Vogelmistes als Düngmittel in Peru ist sehr alt und war schon zur Zeit der ersten Inkas bekannt. Die Peruaner benutzen ihn vorzüglich für die Mais- und Kartoffelfelder. Wenige Wochen nach dem Emporkeimen des Samens wird neben jeden Wurzelstock ein kleines Loch gemacht, in dasselbe eine tüchtige Prise Huanu gelegt, und dann deckt man es mit Erde zu. Höchstens 12 bis 15 Stunden später wird das ganze Feld einige Stunden lang unter Wasser gesetzt. Vom weißen Huanu nimmt man weniger, bewässert auch das Feld schneller und länger, weil sonst die Wurzeln durch die scharfe Aetze zerstört werden würden. Vermöge der ungemein starken Triebkraft des Düngers erreichen die Pflanzen schon in wenigen Tagen das Doppelte ihrer früheren Höhe. Wird das Düngen später, aber nur in geringerem Maße, noch einmal wiederholt, so können die Landbesitzer einer Ernte versichert sein, die wenigstens dreimal mehr lohnt, als das nicht gedüngte Feld.

Das Bild der südlichen Küste wiederholt sich auch nördlich

von Lima: fruchtbare Thäler, worin Dörfer und Plantagen, wechselnd mit Sandflächen; Hafenstädtchen da, wo die Natur oder der Handel irgend einen Vortheil bietet; fast unerträgliche Hitze und feuchte Nebel je nach der Jahreszeit; Menschenmangel und Denkmäler einer großen reichen Vergangenheit.

Auf einem Packetschiff fuhr ich nach dem nördlich von Lima gelegenen Hafen Huacho (tscho). Dies ist ein großes Dorf, neuerlich Stadt genannt. Es zählt über 5000 Einwohner, von denen vier Fünftel Indianer, die übrigen Mestizen sind; nur wenige Weiße haben sich hier angesiedelt. Die Eingeborenen beschäftigen sich mit Fischfang, Ackerbau und Federviehzucht. Das meiste Geflügel des Marktes von Lima kommt aus Huacho. Alle Freitage ziehen dahin große Karawanen von Indianerinnen mit Hühnern, Enten und Truthühnern. Die hiesigen Indianer sind keineswegs gutmüthig, sondern vielmehr tückisch, roh, rachesüchtig und geldgierig. Der Pfarrer Requena malte sie mir mit schwarzen Farben. Freilich konnten die Schafe unter einem solchen Hirten nicht fromm sein. Er war ein ächt peruanischer Pfarrer. Die Hetzjagd war sein Hauptvergnügen. Dazu hielt er sich ausgezeichnete Pferde und eine Menge Jagdhunde, besonders Windspiele, von denen ihm einzelne 150 bis 200 Piaster kosteten. Das Gelübde des Cölibates brach er auf die unverschämteste Weise. Wenige Wochen nach seiner Ankunft in seiner Gemeinde starb er und konnte nur schwer dahin gebracht werden, die Beichte abzulegen. Mit dem Gedanken an den Tod, oder, wie er sich ausdrückte, an die Trennung von seinen Windhunden und Pferden, konnte er sich durchaus nicht vertraut machen, und als seine Hände vor Todeskälte anfingen zu erstarren, ließ er sich von seinem Neger rehlederne Handschuhe anziehen. — Die Geistlichen in Peru haben keinen bestimmten Gehalt, sondern sind einzig auf die kirchlichen Gebühren angewiesen. Für Taufen, Trauungen und Messen giebt es feste Sätze, nicht so für die Begräbnisse, deren Preis der Pfarrer nach den Vermögensumständen bestimmt. Die einfache Beerdigung eines Armen kostet 8 bis 10 Piaster, die eines Reichen muß oft mit 200 Piastern bezahlt werden. Daher kommt es, daß einige der reicheren Pfarrgemeinden jährlich 12 bis 14,000 Piaster einbrin-

gen. Ein reicher Indianer hat in Huacho gegen eine geringe wöchentliche Abgabe die in Peru sonst nicht gebräuchliche Beerdigung der niederen Volksklassen in Särgen übernommen. Sobald nun Jemand stirbt, schickt er in dessen Wohnung einen Sarg; ist dieser zu kurz, so wird der Leichnam gewaltsam hineingezwängt und dann unter die Erde gebracht. In der folgenden Nacht geht der Indianer mit einigen seiner vertrauten Diener auf den Kirchhof, gräbt den Todten wieder aus, wirft ihn in das Loch und geht mit dem Sarg, oft auch noch mit dem Todtenhemde davon, die für den nächsten Todesfall die nämlichen Dienste leisten müssen, bis sie gänzlich unbrauchbar geworden sind. Den Kirchhof bildet eine graue, von niedriger Mauer umgebene Sandfläche voller Schädel, Knochen, Kleidungsstücke, eingetrockneter und halbverstümmelter Leichname. Da die Sargräuber bei der zweiten Beerdigung nur eine Schicht lockern Sandes auf die Cadaver werfen, so werden diese von den Hunden und Füchsen ausgescharrt und aufgefressen; was sie übrig lassen, fällt als Beute den Aasgeiern und Eulen zu, und die letzten Ueberreste werden in wenigen Tagen von der Sonne ausgedörrt. Todte, für deren Beerdigung die Hinterlassenen kein Geld auftreiben können, werden in der Nacht heimlich auf den Gottesacker getragen; am Morgen sind sie schon halb aufgefressen. — Die Umgegend von Huacho ist reich an reizenden Obstgärten und fruchtbaren Einhegungen; das Klima ist sehr heiß, doch gesund und durch die Nähe des Meeres mit seinen angenehmen Bädern erträglich. Nur das Ungeziefer verleidet den Aufenthalt. Unglaublich vermehren sich die Flöhe im Sande, besonders nächst den Indianerhütten. Kaum betritt man solche, so ist man von Hunderten dieser springfüßigen Thierchen bedeckt. Die Wanzen stecken in allen Lehmwänden. — Am Aschermittwoch reitet fast die ganze Bevölkerung von Huacho nach dem eine Legua entfernten Flusse, um Krebse zu essen, die an jenem Tage zu Millionen gefangen werden. Geistige Getränke spielen dabei die Hauptrolle und beim Heimreiten pflegt es nicht ohne blutige Schlägereien abzugehen.

Zwei kleine Leguas von Huacho landeinwärts liegt das Städtchen Huaura. Es ist eine der schönsten Reisen, von hier

durch ein herrliches Thal eilf Leguas weit östlich nach Sayan zu reiten. Die freundliche Gegend wird durch reiche Haciendas verschönert. In der Mitte des Thales liegt die ausgedehnte Zuckerplantage „Luhmayo". Die Walzen werden hier noch durch Ochsen gedreht, die Tag und Nacht arbeiten müssen. Ich verbrachte hier eine wundervoll schöne Tropennacht, und betrachtete lange das eigenthümliche Schauspiel, das mir die Nachtarbeiten im Walzengebäude gewährten. Ein hohes Feuer, genährt mit ausgepreßtem Zuckerrohr, loderte in dem weiten Raume. Ringsum lagen Neger in tiefem Schlaf oder kauerten in munterem Gespräch beisammen; nur hin und wieder saß einer stumm in sich abgeschlossen, als brüte er über einem finsteren Plan. Mit langsamen Schritten drehten sich die Ochsen vor der Walzenstange und verschwanden bald im dunkelen Hintergrunde, bald traten sie magisch beleuchtet in den Feuerkreis. Hinter ihnen schritt eine lange schwarze Gestalt, sie von Zeit zu Zeit mit dem Stachel zu rascherem Gange anspornend. Geschäftig steckten fröhliche Kinder das strotzende Rohr zwischen die zermalmenden Walzen, während andere die saftlosen Stengel auf der entgegengesetzten Seite empfingen und in regelmäßige Haufen schichteten. Von diesen Gruppen ließ ich meinen Blick nach Osten schweifen, wo sich die mächtigen Cordilleras himmelan thürmten und, vom blassen Schimmer der sinkenden Mondessichel spärlich erleuchtet, geisterhaft meinen in Träumen der Zukunft sich wiegenden Gedanken Halt zu gebieten schienen. — In der Nähe von Luhmayo sah ich unter dem Dache einer Negerhütte eine Unze von ungeheurer Größe, die wenige Wochen früher erlegt wurde. Sie maß von der Schnauze bis zur Schwanzspitze 8 Fuß 3 Zoll, wovon 2 Fuß 8 Zoll auf den Schwanz kommen. Die Unze und die Puma sind die beiden größten amerikanischen Katzen. Beide finden sich an der Küste selten. Die Unze ist sehr kühn nnd blutgierig. Mit ungemeiner Keckheit dringt sie in die Plantagen ein und fällt Rinder und Pferde an. Die ihr gestellten Fallen weiß sie mit vieler Schlauheit zu vermeiden. Der offene Kampf gegen dies Thier ist sehr schwer und gefährlich. Selten geht eine Treibjagd ab, ohne daß mehrere Jäger verwundet oder getödtet werden. Für einen Reisenden ist es wahrlich kein angenehmer

Augenblick, wenn er, aller Waffen entblößt, plötzlich auf wenige Schritt Entfernung vor einer Unze steht, welche weite Kreise mit dem Schwanze schlägt, mit blinzelnden Augen und halb unterdrücktem Knurren sich zum Sprunge reckend. Der Puma oder der rothe amerikanische Löwe ist dagegen feige und fürchtet sich vor dem Menschen. Jung eingefangen, werden diese Thiere leicht gezähmt. Indianer kommen zuweilen damit nach Lima und führen sie an einem Stricke oder in einem großen Sack auf dem Rücken herum, um sie für Geld sehen zu lassen.

Nördlich von Huacho wechseln längs der ganzen Küste bis nach Tumbez, an der Grenze der Republik del Ecuador, Wüsten und fruchtbare Thäler. Die ganze Gegend ist reich an merkwürdigen Denkmälern aus der Zeit der Inkas. Die wichtigsten sind die Ueberreste eines früheren Königspalastes und die Ruinen einer Festung. — Fünf Leguas südlich von Huacho liegen die ausgedehnten Salinas, die den größten Theil von Peru und Chile mit trefflichem Salze versehen. Sie ziehen sich vom Meer eine halbe Legua nach Osten hin und bieten einen überraschenden Anblick dar. Man glaubt ein Gletscherfeld vor sich zu sehen, auf dem sich die Sonnenstrahlen im wundervollsten Farbenspiel brechen, aber auch mit außerordentlicher Heftigkeit zurückprallen. Das Salz entsteht durch ein natürliches Verdampfen des Seewassers, welches durch das poröse Gestein des Ufers durchsickert und alle Höhlungen ausfüllt. Das ganze Lager ist in regelmäßige Felder abgetheilt, die in viereckigen Klumpen von hundert Pfund Schwere ausgehauen werden. Nach wenigen Tagen sind die ausgehauenen Löcher wieder mit Meerwasser ausgefüllt, das innerhalb 12 bis 24 Monaten das Salz zurückläßt. — Von den Salinas führt der Weg neun Leguas lang nach Süden durch tiefen Sand, größtentheils längs des Meeres. Schaaren von Strandläufern und Flamingos fliegen fortwährend vor den Reisenden her, als wollten sie ihnen den richtigen Weg zeigen. Am Ufer trifft man den Condor in großer Menge auf den gestrandeten Wallfischen. In der Nähe der Plantagen und in den Getreidefeldern halten sich kleine und große Tauben in so ungeheuren Schwärmen auf, daß sie fast zur Landplage werden. In den wenig besuchten Buchten kommen häufig

Riesenschildkröten vor. Unter den Kröten bemerkte ich die hübsche rothpunktirte Thaulkröte (Bufo thaul), welche zur Nachtzeit ein sehr unheimliches melancholisches Heulen ertönen läßt. Schlangen sind im Ganzen ziemlich selten. In den Zuckerplantagen lebt eine kleine sehr giftige Viper (Echidna ocellata), deren Biß fast augenblicklich tödtet. — Die erwähnte Sandfläche wird durch eine Reihe von Sandhügeln begrenzt, und hat man diese überschritten, so steigt man in das fruchtbare Thal des „Pasamayo" hinunter, dessen Hauptort Chancay mit ungefähr 1200 Einwohnern, meistens Indianern und Mulatten, anderthalb Leguas vom Flusse Pasamayo und eine kleine Legua vom Meere entfernt liegt. Ausgezeichnete Früchte und Gemüse, recht wohlschmeckende Früchte, treffliches Fleisch und Geflügel finden sich hier im Ueberfluß. Auf den Haciendas der Umgegend wird sehr viel Mais gebaut und größtentheils zum Mästen der Schweine verwandt, die den Hauptreichthum des Thales ausmachen. In keinem Thale von Peru giebt es aber so viel Sandflöhe, Piques genannt. Es sind kleine weiße, im Sande lebende Insecten, die sich als Schmarotzer an Menschen und Thiere, besonders an Schweine, anhängen. Sie bohren sich den Menschen meistens an den Füßen unter den Nägeln durch die Haut und legen da ihre Eier, wornach sich eine sehr schmerzhafte Beule bildet. Wird diese vernachlässigt, so entwickelt sich die Brut und frißt sich immer tiefer ein. Es entstehen dann heftige Entzündungen und Geschwüre, die zuweilen das Abnehmen des Fußes nöthig machen. Während des Einbohrens fühlt man die Piques nicht, sondern erst nach der Entwickelung der Eier. Dann ist es noch leicht, den ganzen Sack, in welchem sie eingeschlossen sind, sammt der Mutter herauszunehmen. Die Negerinnen haben eine große Fertigkeit darin; sie ritzen vorsichtig die Haut mit einer Stecknadel auf und ziehen den Beutel heraus. Wenn er platzt, holen sie die einzelnen Eier mit der Nadel heraus. Das etwa bohnengroße Loch wird mit heißer Cigarrenasche gefüllt, um die vielleicht noch zurückgebliebenen Eier und Larven zu tödten. Nicht nur an den Füßen, sondern auch am Rumpf und im Gesicht bohren sich diese Insecten ein und man weiß oft kaum, wie und wo man zu diesen unangenehmen Gästen gekommen ist. —

Zwei Leguas von Chancay, wo zwischen sonderbar geformten Hügelreihen ein trauriges Sandthal streicht, stößt man auf die sogenannten „Colcas", höchst merkwürdige unterirdische Bauten, aus der Zeit der Inkas. Der Sage nach sollen sie während eines Feldzuges gebaut sein, um Getreidevorräthe für das zahlreiche 120,000 Mann starke Heer aufzubewahren. —

Auf der Rückkehr nach Lima ritt ich in Begleitung eines wegekundigen Negers beim Mondschein um Mitternacht von Chancay ab. Einige Maulthiertreiber, die vor einer Hütte lagen, warnten uns vor dem sehr angeschwollenen Pasamayo. Gegen ein Uhr erreichten wir den Fluß, der durch heftige Regengüsse im Gebirge aus seinem Bette getreten war und wuthschäumend einher donnerte. Mehrere Reisende lagerten am Ufer, um den Morgen und das Sinken des Wassers abzuwarten. Chimbadores (Indianer, welche die Furten genau kennen, und die Reisenden durch die Flüsse begleiten) ließen sich nicht finden. Mein Neger, der die reißende, mehr als hundert Ellen breite Wasserfläche überblickte, zuckte die Achseln. Alle hielten das Durchreiten für unmöglich. Ich hatte jedoch keine Zeit zu verlieren und entschloß mich, im Vertrauen auf mein gutes Pferd, den Versuch zu wagen. Vorsichtig ritt ich in den Fluß, der bei jedem Schritt tiefer und reißender wurde. Bald ergriff der Strom mit voller Gewalt das Pferd. Der Grund fehlte unter seinen Füßen; aber mit aller Kraftanstrengung kämpfte es gegen die steigende Macht der Wogen an. Leichtes Gewölk umschleierte den Mond und entzog mir in dem wichtigsten Moment die Baumgruppe am entgegengesetzten Ufer, die ich als Ausgangspunkt in's Auge gefaßt hatte. Hülflos wurden wir von der Strömung fortgerissen und gegen einen Felsen mitten im Flusse geschleudert. Ich hörte nur noch das vom Strande her verhallende Angstgeschrei meiner Gefährten, als die Wellen über mir zusammenschlugen. Krampfhaft hatte ich die Zügel gefaßt und warf das Pferd herum, das nun wieder auf festem Grunde stand, setzte ihm die Sporen ein, und muthig stürzte sich das treue Roß noch einmal in die Fluth und schwamm an das Ufer zurück. Ich ritt mit meinem Neger am Strande entlang, fand endlich eine günstigere Stelle und wir setzten glücklich über den Fluß. Die übrigen

Reisenden folgten nun meinem Beispiel. — Von Pasamayo führt zwei Leguas der Weg, ziemlich eben, meistens zwischen Plantagen, von da acht Leguas über steile Sandhügel. In dieser Gegend sah ich außerordentlich starke Luftspiegelungen, die uns Alle mit geheimem Grausen erfüllten, denn riesengroß sahen wir uns über unseren Häuptern davon reiten. Mittags langten wir in Lima an.

Viertes Kapitel.

Die Cordilleren waren mein Ziel. — So viele Unannehmlichkeiten und Beschwerden das Reisen an der Küste mit sich bringt, so ist es doch im Gebirg mit mehr Mühseligkeiten und Gefahren verbunden. Dort führt der Weg meistens über flaches Land, und nur die brennende Sonne der Sandwüsten oder Banditengesindel drohen dem Wanderer Verderben; hier aber zieht er sich durch zerklüftete Thäler, über abschüssige Felsen und wilde Gebirgsstöcke, oft nur wenige Spannen breit, an furchtbaren Abgründen vorbei, in deren Tiefe ein reißender Strom tobt, oder er senkt sich fast lothrecht über steile Bergabhänge in gähnende Schluchten, oder er verliert sich an den Gletschern der unwegsamen Andenkuppen und in den verrätherischen Sümpfen der Hochebenen. Selbst der Himmel vermehrt die Beschwerden des Weges durch verderbenbringende Gewitter und wochenlang anhaltende Regengüsse oder durch dichte Schneegestöber, die in wenigen Augenblicken die letzte Spur des kaum erkennbaren Pfades dem ängstlich forschenden Auge entziehen. In den engen Thälern der tiefer gelegenen Cordillera-Gegenden herrscht eine erstarrende Kälte, und über die flachen Hochebenen ziehen schneidende eisige Winde.

Ich ritt durch das östliche Thor von Lima und gelangte auf eine breite Straße, die sich in geringer Entfernung vom linken Ufer des Rimac gerade nach Osten hinzieht. Anderthalb Leguas von der Stadt führt sie über die wegen der Straßenräuber berüchtigte steinerne Brücke von Surco. Die Gegend hat ein düsteres und wildes Aussehen. Graue unfruchtbare

Hügelketten schließen das mit Sand und Kieseln bedeckte Thal ein. Verödete Plantagen, eingestürzte Grenzmauern und große halb zerstörte Wohnungen zeigen, daß sich da früher ein reges Leben bewegte. Längs des Flusses erstrecken sich Viehweiden auf magerem Moorgrund; nur wo der Boden künstlich bewässert und gedüngt wird, trägt er Klee und Mais. Niedriges Gebüsch und Rohr, welches an den Ufern wächst, liefert den Holzbedarf für Lima. Vier Leguas von da entfernt, biegt sich der Weg nach Nordosten und behält diese Richtung bis zum Fuße der Cordilleras. Bei dem Dörfchen San Pedro Maman vereinigen sich in einer öden Gegend die Flüsse San Mateo und Santa Olaya, um den Rimac zu bilden. Dieser tritt während der Regenzeit aus seinem Bett, verwandelt die ganze Ebene in eine schlammige Wasserfläche und überdeckt sie mit Felsentrümmern und Rollsteinen, wodurch die unweit des Flußufers fortlaufende Straße stellenweis fast ungangbar wird. Hinter dem freundlichen Dorfe Cocachacra erreicht man durch ein immer schmaler werdendes Thal aufsteigend San Geromino de Surco, 6945 Fuß hoch über dem Meere gelegen. Es ist dies ein langes Dorf in einem der fruchtbarsten Theile des ganzen Thales. Die Häuser stehen abgesondert, jedes mit einer kleinen Anpflanzung umgeben. Man kann hier die Grenze zwischen der Küste und der Sierra annehmen. Das Klima ist angenehm, eher heiß als kühl. Bananen, Granatäpfel, Bataten &c. sind im Ueberfluß vorhanden. Schwärme von Insekten, besonders Stechfliegen und Sancudos (Culex molestus, eine Art Musquitos) belästigen den ermüdeten Reisenden und scheuchen die Ruhe von seinem Lager. In diesem Dorfe wohnt ein Alt-Spanier, der einen Tambo (Herberge) hält und nebenbei das Geschäft eines Hufschmiedes treibt. Ich ließ bei ihm ein meinem Pferde abgefallenes Hufeisen aufschlagen und mußte ihm für die acht Nägel eine halbe Goldunze (18 Gulden) bezahlen. Solche Prellereien kommen nicht selten vor, da es nur in den größeren Indianerdörfern Hufschmiede giebt. Man kann also oft 50 bis 60 Leguas weit reiten, ohne einen solchen zu finden. Daher versah ich mich nachher immer mit Eisen und Nägeln, was mir oft trefflich zu statten kam.

Von Surco läuft die Straße zwei Stunden lang ziemlich eben in der Nähe des Flusses Mateo fort bis Matacunas. Vor dem Dorfe liegt ein Tambo. In diesen Herbergen erhält der Reisende Obdach und zuweilen auch etwas zu essen. Sie sind selbst in Lima nicht viel besser als im Gebirge; man weis't dort den Ankömmling ein Zimmer an mit einem Tisch, einem Stuhl und einer leeren Bettstelle, da vorausgesetzt wird, daß Jeder seine Matratze mitbringe. Im Innern gewährt die Herberge nur einen Lagerplatz auf der Erde, wo man zwischen Indianern, Negern, Hunden und Schweinen liegen muß. Deshalb habe ich es immer, so oft es nur das Wetter erlaubte, vorgezogen, unter freiem Himmel zu schlafen, als die Nacht in diesen vollgepfropften, übelriechenden, dumpfigen Gemächern zuzubringen. Branntwein und Chiche fehlen in den Tambos nie, desto häufiger Eßwaaren, oft findet man nicht einmal eine Kartoffel oder Mais, noch viel weniger Fleisch. Da die Indianer so oft, namentlich von Offizieren, betrogen und gemißhandelt wurden, so behalten sie auch sehr häufig das Ihrige zurück, indem sie fürchten, keine Bezahlung zu erhalten. Deshalb thut man wohl, sein Verlangen nach Lebensmitteln sogleich mit Geld zu unterstützen. Ueberhaupt sind die Indianer der westlichen Gebirgsthäler durch die vielen Truppendurchzüge sehr verdorben. Sie sind dummdreist, frech, habgierig, ungefällig. Mit ernster Ruhe kommt man bei ihnen am besten durch; des Nachgiebigen spotten sie und beleidigen ihn; den Gewaltthätigen mißhandeln sie. Ein anmaßender Offizier wurde von ihnen eine Nacht lang an den Händen unter einem Dache aufgehängt und am Morgen quer über ein Maulthier gebunden und weggetrieben. — Matucanas, ein ziemlich großes Dorf, liegt am linken Ufer des Flusses. Die Häuser sind aus Luftziegeln gebaut und mit Feuerziegeln oder Stroh gedeckt, um gegen die anhaltenden und heftigen Regengüsse Schutz zu verleihen. Der fruchtbare Boden umher erzeugt nicht mehr die tropischen Gewächse, sondern vorzüglich nur Mais, Weizen, Kartoffeln und Luzernklee. Alle Felsen sind mit Cactus bewachsen, deren wohlschmeckende Früchte einen Handelsgegenstand ausmachen.

Von Matucanas aus verengt sich das Thal zu einer schma-

len Schlucht, nicht breiter als das Flußbett, und nimmt fortwährend einen wilderen Charakter an. Der Weg zieht sich an der Bergkette hin, die das linke Flußufer begrenzt. Der Pflanzenwuchs wird reicher, als in den weiten Küstenthälern. Fast alle Felsenspalten sind mit Grün bekleidet. Am Wasser wachsen verkrüppelte Weiden, an den Bergabhängen der schöne rothe Stechapfel (Datura sanguinea), aus dessen Früchten die Eingeborenen ein sehr stark narkotisches Getränk, die sogenannte Tonga, bereiten. Die Wirkung davon ist fürchterlich. Ich beobachtete sie einmal bei einem Indianer, der sich mit dem Geiste seiner Vorfahren in Verbindung setzen wollte, um von diesem Aufschluß über die in den Gräbern verborgenen Schätze zu erhalten. Bald nach dem Genuß der Tonga verfiel der Mann in ein stumpfes Hinbrüten; sein Blick stierte glanzlos auf die Erde, der Mund war fast krampfhaft geschlossen, die Nasenflügel weit aufgesperrt, kalter Schweiß bedeckte die Stirn und das erdfahle Gesicht, die Adern am Halse schwollen fingersdick an, langsam und keuchend hob sich die Brust, steif hingen die Arme am Körper hinunter. Dann befeuchteten sich die Augen und füllten sich mit großen Thränen; die Lippen zuckten flüchtig und krampfhaft; die Kopf-Schlagadern klopften sichtbar, das Athemholen beschleunigte sich. Nach Verlauf einer Viertelstunde steigerten sich alle diese Erscheinungen. Die nun trockenen, aber hochroth angelaufenen Augen rollten wild, alle Gesichtsmuskeln verzerrten sich. Zwischen den halbgeöffneten Lippen trat dicker weißer Schaum hervor. Die Pulse an Stirn und Hals schlugen mit ungemeiner Schnelligkeit. Der außerordentlich kurze und sehr rasche Athem vermochte die zitterartig bewegte Brust nicht mehr zu heben. Klebriger Schweiß bedeckte den ganzen, von den fürchterlichsten Zuckungen geschüttelten Körper; die Gliedmaßen waren aufs gräßlichste verdreht. Ein leises unverständliches Murmeln wechselte mit gellendem herzzerreißenden Geschrei, dumpfem Heulen oder tiefem Aechzen nnd Stöhnen. Lange dauerte dieser furchtbare Zustand, bis endlich allmählig die Heftigkeit der Erscheinungen abnahm und Ruhe eintrat. Sogleich eilten Weiber herbei, wuschen den Indianer mit kaltem Wasser und legten ihn auf einige Schaffelle. Es folgte ein

mehrstündiger Schlaf. Am Abend sah ich den Mann wieder, als er gerade einem Zuhörerkreis seine Gesichte und Gespräche mit den Geistern der Ahnen erzählte. Er schien sehr abgemattet zu sein. Vor Einführung des Christenthums bedienten sich nur die Aerzte und Zauberer des Stechapfelgenusses, um dadurch bei Beschwörungen den Göttern näher zu kommen. — Ein paar Stunden hinter Matucanas öffnet sich ein von einem kleinen Flüßchen durchfurchtes breites und freundliches Seitenthal, die Quebrada (eine von Gräben oder Flüssen durchschnittene Gegend) de Viso. Da, wo es mit dem Hauptthal zusammenstößt, liegt der Tambo von Viso, 9100 Fuß hoch, wo man ein leidliches Nachtquartier und hinlängliches Futter für Thiere findet. Hier geht eine Brücke über den Fluß und man betritt das rechte Ufer. An den engsten Stellen der Thalschluchten, durch welche der Fluß sich hindurchzwängt, werden die Brücken gebaut. Sie bestehen aus einigen Stämmen der gemeinen Baum-Aloe (Agave americana), die durch Querstücke verbunden und mit Aesten und Reisern belegt werden. Sie sind blos drei Fuß breit und ohne Geländer. Ist die Entfernung der beiden Ufer für jene Stämme zu groß, so werden statt ihrer starke Stricke aus Ochsenhäuten genommen. Diese Brücken sind oft sehr gefährlich zu passiren; denn die Pferde verwickeln sich leicht in den Querästen und stürzen in den Abgrund, wo sie dann sammt ihrem Reiter an den Felsen des Flußbettes zerschellt werden. — Der drei Stunden lange Weg von Viso nach San Mateo wird immer beschwerlicher. Die Thalschlucht verengt sich oft zu einer schmalen Spalte und wird auf beiden Seiten von mehr als tausend Fuß hohen Felswänden begrenzt. Diese mächtigen Mauern fallen entweder senkrecht ab, so daß ihre sehr zusammengeneigten Stirnen Riesengewölbe zu bilden scheinen, wo sich der Pfad dann an ihren Fuße entlang zieht und von den Flußwellen bespült wird; oder sie senken sich mit steiler Böschung in die Tiefe und sind mit Geröll und Trümmern bedeckt, die sich, durch die Regengüsse erweicht, von den höchsten Schichten loslösen; dann führt der Weg an den Seiten der Berge über dieses lose Gestein, das unter den Tritten der Lastthiere weicht. Von oben rollen Schutt und Steine, in die brausende Fluth aber donnern

weit springend große Felsblöcke hinunter. Auf dieser Strecke zwischen Viso und San Mateo war es, wo ein herabstürzender Felsblock eins meiner Lastthiere, das gerade meine wichtigsten Instrumente und Reisebedürfnisse trug, leider mit sich fortriß und im schäumenden Flusse begrub. Alljährlich verunglücken auf diesem Wege eine Menge Lastthiere und auch Reisende. Im Tambo de Viso traf ich einen Offizier, der mit zwei Knaben aus dem Gebirge gekommen war. Den jüngern hatte er vor sich auf der vorderen Sattelbausche, der ältere, zehnjährige, saß auf dem Kreuz des Maulthiers, als ein großer herabspringender Stein diesen Knaben traf und mit in den Fluß riß. Der trostlose Vater suchte vergebens nach dem Leichnam seines Sohnes.

San Mateo ist das größte Dorf in diesem Thal. In einer Höhe von 10,947 Fuß gedeiht hier, außer Kartoffeln und Mais, der knollige Sauerklee (Oxalis tuberosa) und die knollige Kapuzinerblume (Tropaeolum tuberosum); der Luzernklee bleibt etwas klein, giebt aber doch eine reichliche Ernte. Fünfhundert Fuß höher haben diese Culturpflanzen ihre Grenze. — Die bei den übrigen Indianern gebräuchliche Gastfreundschaft scheinen die Cholos von San Mateo nicht zu kennen. Gegen die Fremden zeigen sie sich mißtrauisch, roh und ungefällig. Sobald ein solcher im Dorfe anlangt, erscheint sogleich der Alcalde mit den Gerichtsdienern und fordert den Paß. Wer keinen hat, läuft Gefahr, auf einem Packesel zum nächsten Präfecten gebracht und obendrein gemißhandelt zu werden. Da indeß die Ortspolizei nicht lesen kann, so genügt ihr jedes gedruckte oder beschriebene Papier, wenn nur große Buchstaben darauf stehen. Ich reichte einst einem Gerichtsdiener den Theaterzettel der letzten Oper, die kurz vor meiner Abreise in Lima gegeben wurde und worauf mit dicken Lettern „Lucia de Lamermoor" zu lesen war. Jener starrte das Papier eine Weile mit wichtiger Amtsmiene an und erklärte den Paß für gut. Bei dem Mangel an einer Herberge und der Ungefälligkeit der Bewohner hält es oft schwer, im Dorf ein Unterkommen zu finden. Ein paarmal wurde mir ein finsteres, verpestetes Loch angewiesen, in welchem die Todten bis zur Beerdigung ausgesetzt werden. Ein andermal mußte ich die Nacht in dem feuchten Gefängniß zubringen. Ich wählte

mein Nachtquartier hier auch nur meinem Reitthier zu Gefallen; denn San Mateo ist in diesem Thale der letzte Punkt, wo Klee wächst und die Pferde ein reichliches Futter finden für den mühsamen Weg, den sie am folgenden Tag über die Cordillera zu machen haben. Gern aber entbehrt der Reisende eines bequemen Lagers, wenn er für die gehörige Pflege seines Thieres sorgen kann, von dem in dem wilden Gebirg und in den öden Steppen sein Fortkommen, ja oft selbst sein Leben abhängt. Im Gebirg hat man auch darauf zu achten, daß die Pferde nicht schwitzend beim Mondschein abgesattelt werden, was für den nächsten Morgen eine starke Geschwulst auf dem Rücken zur Folge hat.

Von San Mateo führt die Straße eine halbe Stunde lang in der Tiefe der düsteren Thalschlucht, dann steigt sie plötzlich längs der Felsenwände über treppenartig eingelegte Steine ziemlich hoch hinauf. Neben an stürzt sich der wilde Bergstrom schäumend von Fels zu Fels, bedeckt die Steinplatten und reißt mit seinen tobenden Wassern die niedrigen Mauern ein, welche den schmalen Pfad an den gefährlichsten Stellen einigermaßen stützen sollen. Ein eigenthümlich beklemmendes Gefühl beschleicht den Reisenden, wenn er sich an diesen schroffen Höhen hinaufwindet und um scharf vorspringende Felsecken biegt, wo der Huf seines keuchenden Thieres auf den glatten nassen Steinplatten jeden Augenblick ausgleitet, während dicht daneben die zischende Fluth nach einem Opfer emporzüngelt. Oft begegnet man auf diesem Wege langen Zügen von Maulthieren, die aus dem Gebirge kommen. Dann muß man irgend eine kleine Einbuchtung suchen und fest an die Felswand gedrängt die beladene Schaar vorüberziehen lassen. Das geschieht nicht ohne Zeitverlust. Ich selbst mußte hier mehr als zwei Stunden an einem schmalen Felsenrand stehen, um ein paar hundert bedächtig schreitende Maulthiere heruntersteigen zu lassen, die neben meinem Pferde kaum noch Raum hatten, um auf den äußersten Saum des Pfades die Füße zu setzen. An vielen Stellen ist das Ausweichen oder Umkehren ganz unmöglich, und nur indem das eine der sich entgegenkommenden Thiere in den Fluß gestürzt wird, kann das andere seinen Weg fortsetzen.

Die vielen Krümmungen der Straße und die vorspringenden Felsen verhindern jede Fernsicht und dadurch das zeitige Ausweichen. — Wenn man diese beschwerliche Stelle, von den Eingeborenen Cacray genannt, zurückgelegt hat und auf der Höhe, von wo der Bergstrom niederbraust, angelangt ist, so erweitert sich das Thal und steigt sanft nach Osten zur Hauptkette der Cordillera hinan. Zwei Leguas hinter San Mateo liegt 12,712 Fuß über dem Meere das elende Indianerdorf Chicla, der letzte Ort dieses Thales, wo der Boden noch einiger Cultur fähig ist. Eine halbe Stunde weiter folgen zerstreute Indianerhütten, Acchahuari genannt. Darunter befindet sich eine von den Reisenden häufig besuchte Herberge. Wer einmal eine Nacht hier zugebracht, dem wird diese unvergeßlich bleiben. Eine alte ekelhaft schmutzige Indianerin macht die Wirthin. Zum Nachtessen bereitet man aus Kartoffeln, spanischem Pfeffer und Wasser ein Gericht (Chupe), in welchem man bei genauerer Untersuchung gewisse kleine Insekten entdeckt, die während des Kochens von den schmutzsteifen Kleidern der Weiber in den Topf fielen. Zum Schlafen strecken sich die Hausbewohner und Reisenden hart an einander gedrängt auf die feuchte Erde. Die Alte giebt Jedem einige Schaffelle und breitet eine von Unreinlichkeiten starrende Wollendecke über die Gesellschaft. Aber wehe dem, der davon Gebrauch macht; denn alle Felle, Decken und Kleider der Indianer wimmeln von gewissen weißlichen Insekten, die selbst an den Wänden der Hütte kleben und auf dem Boden herum kriechen. Der erstickende Rauch und die häßlichen Dünste, die fortwährend den engen Raum einnehmen, so wie endlich eine Menge Meerschweinchen, welche die ganze Nacht hindurch den Schlafenden über Gesicht und Körper hinweglaufen, bringen den Reisenden fast zur Verzweiflung, so daß er oft trotz Schnee und Regen lieber das Freie suchen wird, als in einer so trostlosen Lage bis zum Morgen auszuharren. — Das Klima ist hier (13,056 Fuß ü. M.) sehr unfreundlich und rauh; in den Wintermonaten regnet und schneit es beständig, im Sommer giebt es gegen Abend oft heftige Schneegestöber. Die Küstenpferde, die zum ersten Mal in's Gebirge kommen, erfrieren häufig, besonders wenn sie im Moorgrund

stecken bleiben. Auch zeigt sich bei ihnen schon von Cacray an die sogenannte Veta. In Folge des verminderten Luftdruckes fangen sie nämlich an langsam zu gehen, halten oft stille, zittern am ganzen Leibe und stürzen zusammen. Je höher sie steigen, desto heftiger zittern sie, desto häufiger fallen sie um. Schont man sie dann nicht auf alle Weise, so gehen sie zu Grunde. Man pflegt ihnen an der Schwanzspitze, am Gaumen und an den Ohren Blut ausfließen zu lassen; wirksamer ist noch das Aufschlitzen der Nasenlöcher, weil sie dann eine größere Menge Luft einathmen können; auch wird ihnen zerstampfter Knoblauch in die Nasenlöcher gestrichen. Die ruhiger steigenden Maulthiere und Esel sind der Veta weniger unterworfen, als die Pferde.

Eine Legua hinter Acchahuari wird das Thal durch die vorbeistreichende Hauptkette der Cordillera geschlossen. Zwei Wege führen zum Kamm, der steilere über Piedra parada, der andere über Antarangra. Wir wollen den letzten verfolgen. Ganz am Ende des Thales liegt das Dorf Cashapalca (13,236 Fuß hoch), dessen Einwohner sich meistens mit Bergbau und dem Schmelzen silberhaltiger Bleierze beschäftigen. In der Nachbarschaft sind viele verlassene Haciendas, wo früher unglaubliche Massen Silbers gewonnen wurden. Die meisten jener Minen sind jetzt unter Wasser oder erschöpft. Hinter dem Dorfe windet sich ein schmaler schlüpfriger Pfad zur Seite eines Sumpfgrundes an einem muldenförmig ausgehöhlten Bergabhang in mannigfachen Biegungen aufwärts. Fast zwei Stunden lang geht es ziemlich steil über einen lehmigen, spärlich mit Alpenkräutern bewachsenen Boden. In Menge wuchern hier Kräuter, deren Schoten für Pferde und Maulthiere ein schnell tödtendes Gift sind. Zahlreiche umher zerstreute Schädel der Lastthiere zeugen von den feindlichen Mächten, die auf diesen Höhen walten. Je höher man steigt, desto spärlicher wird die Vegetation und erstirbt endlich ganz auf den nackten Felsen des wilden Hochgebirges. Der letzte Abschnitt dieses Abhangs, Antarangra (Kupferfelsen) genannt, ist steil und mit Geröll und Trümmergestein bedeckt. Auf der Spitze steht ein kleiner Steinhaufen mit einem Kreuzchen aus verkümmerten Bacharidenstengeln.

Es war ein erhabener unvergeßlicher Augenblick für mich, als ich zum ersten Male den Kamm der himmelanstrebenden Cordilleras erreicht hatte. Neben meinem zitternden Pferde stehend, war ich ganz in den wunderbaren Reiz der Scene versunken. Nach Abend hin sah ich die schmalen Gebirgsthäler allmählig in das sandige Küstenland auslaufen, das vom großen Ocean bespült wird. Nach Norden und Süden hin verfolgte ich die mit ewigem Eise bepanzerten Cordillerahäupter und die schwarzen, finster gen Himmel starrenden, senkrechten Felskuppen, die in stätiger Reihe den mächtigen Gebirgskamm krönen. Wenn ich meinen Blick nach Osten richtete, so schweifte er über das unermeßliche Grasmeer der Hochebenen und über die fruchtbaren Thäler der wilden Sierra, hinter denen sich die hoch emporgewälzte Kette der Anden aufthürmte. Aber des Geistes Flügel überflog die Riesenmauern bis zu den düsteren Urwäldern, den reizenden Ebenen Brasiliens und dem atlantischen Ocean.

Doch ich kehre zu dem Boden der Wirklichkeit zurück. Die Fernsicht der Cordillera wird durch die nach allen Richtungen vom Hauptarm abstreichenden Seitenarme sehr beschränkt. Die Gebirgspässe führen zwar über den Kamm, sie sind indeß auf jeder Seite von Felsen begrenzt, die sich oft nur wenig, zuweilen über tausend Fuß erheben. Der Paß von Antaranga liegt 15,600 Fuß über dem Meer, ist aber doch einen großen Theil des Jahres, wahrscheinlich wegen der Richtung der Luftströmungen, frei von Schnee, während kaum eine Viertelstunde nordwärts ewige Gletscher noch mehrere hundert Fuß tiefer als der Paß herunter reichen. Die Pässe bieten einen traurigen Anblick dar. Die Gegend ist wild und zerrissen, wie ein wirr durcheinander geworfenes Chaos. Der Boden starrt von Felstrümmern und Geröll. Alles Leben ist erstorben; nur hin und wieder klammert sich mit dürren Fingern eine Flechte an ein gebleichtes Gebein oder an einen feuchten Stein. Und doch sind überall hier oben Spuren des ewig regen, unermüdlichen Menschentreibens. Bald an hohen Felsenwänden, bald in Thalflächen oder hart am Wege erblickt man tiefe Löcher, die zu verödeten Bergwerken führen und die dem Reisenden, wenn

Alles umher mit Schnee bedeckt ist, oft verrätherisch durch das Hineinstürzen einen kläglichen Tod bereiten. — Nirgends habe ich die Wasserscheide der beiden größten Weltmeere so schön und so sichtlich genähert beobachtet, wie hier. Kaum dreißig Schritt von einander entfernt liegen zwei kleine Lagunas (Seen). Die westliche ist eine der Quellen des San Mateo, der als Rimac in den großen Ocean fällt; die östliche ergießt ihr Wasser durch eine Reihe kleiner Bergseen in den Pachachaca, der zum Gebiet des Amazonenstroms gehört. Von den auf beiden Seiten des Kammes stufenweis sich hinabsenkenden Seen steht jeder mit dem nächstfolgenden durch einen unterirdischen Abfluß in Verbindung; die obersten werden durch die naheliegenden Gletscher genährt. Einer der Bergriesen, der als kolossale Pyramide die ganze Gegend überragt, ist bis zum Rücken der Cordillera mit Schnee bedeckt, und mag eine Höhe von 18 bis 19,000 Fuß haben, da er sich bedeutend über den fast 16,000 Fuß hohen Kamm des Hauptgebirges erhebt.

Die oben erwähnte Piedra parada (der Versammlungsstein) ist ein großer Felsblock, an dem früher eine Kapelle angebaut war, die vom Blitz zertrümmert und nicht wieder hergestellt wurde. Jetzt hat man nur noch ein eisernes Kreuz oben auf dem Stein eingerammelt. Der Paß der Piedra parada liegt 16,008 Fuß hoch und ist fast immer mit Schnee bedeckt. Man meidet ihn gern, da man sich dort leicht verirren kann. So begegnete es mir, als ich einst ganz allein über den Paß ritt und mich in der Nähe der Spitze ein heftiges Schneegestöber überfiel. Viele Stunden irrte ich über die gleichförmigen Schneefelder, so daß ich schon alle Hoffnung aufgab, mich aus dieser schauerlichen Oede herauszufinden. Erst am späten Abend entdeckte ich ein verborgenes Seitenthal, wo ich die Nacht unter dem Schutz einiger Felsen zubrachte. Am folgenden Morgen erreichte ich mit unsäglicher Anstrengung eine Indianerhütte, wo man mich zurecht wies. — Der Weg ostwärts von diesem Passe leitet meistens über Gebirgskämme oder steinige Halden, oft durch wildromantische Gegenden. Nach einem zweistündigen Ritt erschaut man die Thalebene von Yauli und bald nachher das Dorf selbst. Yauli (13,100 Fuß ü. M.) besteht aus etwa

150 ärmlichen Hütten, worin 12 bis 1400 Indianer hausen. Die meisten sind rohe Bergleute. Die Cordillera von Yauli ist nämlich außerordentlich reich an silberhaltigen Bleierzen. Im Umkreise von wenigen Meilen befinden sich über 800 abgebaute Gänge, die aber großentheils für einen einträglichen Bergbau nicht reich genug sind. Wenn eine Masse von sechzig Centnern nicht wenigstens sechs Pfund Silber liefert, so wird die Grube nicht bearbeitet. Der Grund davon liegt in dem theuren Tagelohn und in dem Mangel an Brennmaterial. Letzteres besteht in diesen alles Holzes entbehrenden Gegenden nur aus dem getrockneten Mist von Schafen, Llamas (lj), Huanacas ꝛc., und derselbe giebt eine sehr lebhafte stark heizende Flamme. Das Schmelzen ist höchst einfach. Die Oefen enthalten zwei Abtheilungen: die größere für das Metall mit einem sehr hohen Schornstein, die kleinere mit dem Feuerheerd, dessen Rost etwas tiefer liegt, als die Fläche der ersten Abtheilung. Beide sind durch eine niedrige Feuerbrücke, über welche die Flamme schlägt, von einander getrennt. Das Metall wird durch eine Oeffnung im Gewölbe des Ofens eingeschüttet, die man darnach vermauert. Das Feuer wird mit Stroh angezündet und von einem Indianer unterhalten, der vor dem Ofenloche sitzt und Tag und Nacht fast in jeder Secunde eine Hand voll Trockenmist in den Heerd wirft. Dadurch wird eine sehr regelmäßige Flamme erzeugt, die das Erz gleichförmig badet. Ein Theil des Bleies geht durch den Schornstein ab, der größere Theil wird mit einer breiten etwas gekrümmten Eisenstange von der Oberfläche der geschmolzenen Masse abgezogen. Ist nach zwanzig bis vierzig Stunden alles Blei entfernt und zeigen sich die Kennzeichen der vollkommenen Reinigung des Silbers, als das Funkensprühen, die wellenförmige Oberfläche, die gelblichgrauen Wölkchen ꝛc., dann wird das Feuer gelöscht und Wasser auf das Metall gegossen, das gleich darauf als ein erstarrter Kuchen aus dem Heerde herausgeholt wird. — Viele Indianer, besonders in Yauli, betreiben den Bergbau so, daß sie mit ihren Frauen und Kindern in die Cordilleren gehen, wo sie silberhaltige Metalle entweder aus verlassenen Gruben oder aus Gängen brechen, die sie auf ihren Streifereien so häufig entdecken.

Haben sie nun sechzig bis achtzig Lamaladungen (zu einem Centner) Erz zusammengebracht, so sammelt die Familie auf den Hochebenen die Excremente von Huanacus und Vicuñas, welche diese Thiere immer an bestimmten Stellen in Haufen ablegen. Endlich miethen sie für ein paar Thaler einen Ofen und schmelzen das Silber. Das Mark verkaufen sie häufig zu 5 bis 6 Piaster (der gesetzliche Preis ist 8½ Piaster) und bereiten sich durch den Erlös einige fröhliche Wochen, die sie in Nichtsthun, Branntwein- und Chiche-Trinken und Coca-Kauen*) verbringen. Wenn an Sonntagen Bergleute aus den nahen Gruben, meistens Indianer, nach Yauli kommen und sich besaufen, so setzt es oft Streit und blutige Kämpfe. Als Waffen bedient man sich der Steinschleudern, Messern und Knüppel. Ist ein Feind niedergeworfen, so eilt der Gegner mit Geheul auf ihn los und schneidet ihm die Gurgel ab. — Eine halbe Stunde hinter Yauli liegen im Umkreise von einer Viertelmeile mehr als zwanzig Mineralquellen. Mehrere davon sind bittersalzhaltig, andere schwefelhaltig. Bei einigen steigt die Hitze auf 71° R. Bei mehreren ist ein viereckiger Behälter zur Badewanne ausgemauert, über welche man bei heftigen Schneegestöbern ein mitgebrachtes Zelt ausbreitet; das Wasser wird durch hineingeleitete kalte Quellen abgekühlt. Einzelne mit Hautkrankheiten und Gliederschmerzen behaftete Indianer bringen fast den ganzen Tag in diesen warmen Bädern zu und kochen sich Fleisch, Kartoffeln und Eier in einer benachbarten sehr heißen Quelle. Der Boden umher besteht großentheils aus Sümpfen, in deren Mitte man einzelne Stellen sprudeln und dampfen sieht. — Der Mangel an Oefen und Kaminen ist in Yauli bei dem strengen Klima sehr empfindlich. Im Som-

*) Coca ist ein kleiner Baum mit hellglänzenden grünen Blättern, die denen des Orangenbaumes ähneln. Diese Blätter werden dreimal im Jahr abgenommen und sorgfältig im Schatten getrocknet. Sie enthalten so nahrhafte Bestandtheile, daß die Eingeborenen in einigen Gegenden Peru's, besonders in denen, wo es Bergwerke giebt, sich lediglich davon nähren ohne eine andere Speise zu sich zu nehmen. Gegenwärtig ist die Coca-Cultur in Peru sehr selten geworden.

mer sind die Tage freilich sehr heiß, aber die Nächte sehr kalt. Im Winter ist der Himmel fortwährend von dichten Wolken bedeckt, die sich in anhaltende Schneegestöber auflösen. Die Dorfbewohner sind jedoch an die rauhe Witterung von Jugend auf gewöhnt. Ich sah Tage lang ganz nackte Indianerkinder im Schnee herumlaufen und in den halbgefrorenen Straßengräben spielen.

Der zwei Leguas lange Weg von Yauli nach Pachachaca führt am rechten Ufer des Rio de Yauli, eigentlich die Hauptquelle des Rio de Oroya, in sanfter Neigung nach dem letzteren Dorfe. Man trifft in dieser Richtung auf zahlreiche verfallene oder verlassene Mineral-Haciendas, die früher den Portugiesen angehört. Diese waren einst die mächtigsten, kenntnißreichsten und glücklichsten Grubenbesitzer in Peru. Sie erregten dadurch den Neid des spanischen Vicekönigs, der eine allgemeine Verfolgung über sie verhängte. Viele derselben, die das drohende Ungewitter erkannten, ließen daher die Gruben verschütten; ihre ungeheuren, theils in geschmolzenem, theils in geprägtem Silber bestehenden Schätze versenkten sie entweder in Lagunen oder verscharrten sie und entflohen. Seitdem hat sich der Bergbau in Peru nie wieder auf die glänzende Stufe emporgeschwungen, die er unter der Leitung der Portugiesen einnahm. Die reichsten Gruben liegen verlassen oder verloren. Cactusgewächse überwuchern ihre Oeffnungen und entziehen sie den emsigsten Nachforschungen.

Von Pachachaca dehnt sich ein stellenweis ziemlich breites Thal drei Stunden lang bis nach La Oroya aus. Halbwegs zwischen beiden Oertern liegt das traurige Indianerdorf Saco. Eine natürliche Brücke führt über den Fluß, der sich offenbar sein Bett unter den Felsen ausgehöhlt hat. Das Gebirge südlich von Saco fällt äußerst steil ab. Als ich mich einst in jenen Gegenden auf den Hochebenen verirrt hatte, gelangte ich zu diesem Gebirgskamm und sah mit Freuden das wohlbekannte Thal vor mir sich ausdehnen und den Kirchthurm des Dorfes senkrecht unter mir. Mein Maulthier begann sogleich an einem längs den Felsen sich hinziehenden schmalen Saum in das Thal hinunter zu steigen. Mich erfaßte ein Grauen beim Hinabschauen

in die schwindelnde Tiefe und ich bezweifelte die Möglichkeit, an diesen schroffen Felsenwänden hinunter zu klettern. Aber das Selbstvertrauen, mit dem mein Maulthier den gefahrvollen Gang begann, verscheuchte allmählig meine Furcht, und ich langte glücklich im Thalgrund an. — La Oroya liegt an dem linken Ufer des gleichnamigen Flusses und ist mit dem rechten Ufer, an dem entlang der Weg führt, durch eine große Hängebrücke verbunden. Diese Brücken bestehen aus vier armsdicken Kuhfellstricken, die durch dünnere Querstricke vereinigt werden, und darüber sind einige Schichten von Baumzweigen, Stroh und Agavenwurzeln gelegt. Ein Strang auf jeder Seite, 2 bis 2½ Fuß höher als die Brücke, bildet das Geländer. Auf jedem Ufer sind die Stricke an eingerammelten Pfählen befestigt. Bei anhaltendem Regenwetter verlängern sich die Brücken und müssen dann mehr gespannt werden. In der Mitte sind sie jedoch immer viel tiefer als an den beiden Ausgangspunkten und schwanken beim Hinübergehen gleich einer Hängematte. Es bedarf einiger Uebung und eines schwindelfreien Kopfes, um ohne Begleitung der Brückenindianer (Puenteros) darüber hinweg zu gehen, zumal wenn man ein Pferd oder ein Maulthier führt, wodurch das Schwanken sehr heftig wird. Furchtsame Personen werden von den Brückenleuten hinüber getragen. Die Hängebrücke von Oroya, fünfzig Ellen lang und anderthalb breit, ist eine der größten in Peru. Die über den Apurimac in der Provinz Ayacucho ist jedoch beinahe doppelt so lang und führt über einen viel tieferen Abgrund. — Eine andere Art von Brücken, die sogenannten Huaros, bestehen aus einem einzigen dicken Stricke, der an felsigen Stellen über das Flußufer gespannt wird. Auf diesem Stricke sind eine Rolle und ein starkes Holz in Form eines Joches angebracht, an das zwei Seile befestigt sind, vermittelst deren man das Joch über den Hauptstrang zieht. Der Passagier wird an das Joch gebunden, welches er mit beiden Händen umfaßt. Die Tour ist höchst unangenehm und unheimlich. Wenn der durch die abwechselnde Witterung mürbe gewordene Strick reißt, was nicht selten geschieht, so ist man unrettbar verloren, da man gebunden ist. Sind die Uferfelsen nicht hoch, so biegt sich der Strang in der Mitte so tief, daß

der Hinterkörper das Wasser durchstreift. Pferde und Maulthiere treiben die Indianer mit Geschrei und Steinen in den Fluß, den sie durchschwimmen müssen; doch gehen viele dabei zu Grunde. — Das Dorf La Oroya liegt eine Viertelstunde von der Brücke entfernt. Es zählt einige funfzig elende, zerstreute Hütten, die von ein paar hundert armen, sehr rohen Indianern bewohnt werden. Hier trennen sich mehrere Wege nach verschiedenen Gegenden des Gebirgs. Einer derselben führt über eine ausgedehnte Hochebene, wo man streckenweis sehr interessante Kreideversteinerungen findet, ein anderer geht an einer alten Inka-Festung vorüber, ein dritter geht nach dem Cerro (Gipfel) de Pasco.

In den engen Gebirgsthälern und oben auf der wilden Cordillera hat der Reisende bis dahin nur elende Dörfer oder vereinzelte Hütten angetroffen, wo er kaum das dürftigste Obdach fand. Nun reitet er durch die einförmige Hochebene von Bombon und hat er sich dann hinter dem Dorfe Pasco den sumpfigen und steilen Weg bis zum Rücken des Gebirgszuges von Olachin hinaufgewunden, so sieht er plötzlich vor sich eine volkreiche Stadt, die ihm in diesen rauhen Gefilden von fern einen überraschend angenehmen Eindruck macht; denn in ihren wohlverwahrten Häusern mit schützenden grauen Bleidächern und dampfenden Schornsteinen verspricht er sich einen wohnlichen Aufenthalt. Diese Stadt ist der durch seine reichen Silberminen weltberühmte Cerro de Pasco. Sie liegt 13,673 Fuß hoch (unter 10° 48′ S. Br. und etwa 59½° W. L. F.), rings von steilen nackten Felskuppen umgeben, in einer tassenförmigen Vertiefung und dehnt sich zwischen kleinen Lagunen und Sümpfen nach allen Seiten in unregelmäßigen Abtheilungen aus. Das Innere entspricht dem ersten Eindruck nicht. Krumme, enge und schmutzige Gassen winden sich zwischen unordentlichen Häuserreihen, wo neben armseligen Indianerhütten stattliche Wohnungen stehen. Ein Blick auf die wimmelnden Menschenmassen, welche Straßen und Plätze füllen, zeigt die verschiedenartigsten Bewohner, die sich vereinigten, um in dieser rauhen unwirthbaren Gegend, fast an der Grenze des ewigen Schnees, eine so bedeutende Stadt zu gründen, und die alle durch ein mächtiges

Bindemittel zusammengehalten werden, um dasselbe Ziel zu verfolgen. Das sind die reichen Silbergänge, die in verschiedenen Richtungen das Thal und die benachbarten Berge durchziehen. Vor ungefähr 215 Jahren hütete ein Indianer Namens Huari Capcha südöstlich von der Laguna de Llauricocha (lj-tscha), der Mutter des mächtigen Amazonenstromes, seine Schafe. Eines Tages hatte er sich weiter als gewöhnlich mit der Heerde von seiner Hütte entfernt, suchte an einem Bergabhange Schutz gegen die Kälte und zündete ein großes Feuer an. Am folgenden Morgen fand er die Steine unter der Asche zu seinem Erstaunen geschmolzen und in Silber verwandelt. So wurde der erste reiche zu Tage kommende Gang von Silbererzen aufgefunden, und diese Grube, genannt „die Entdeckerin" (la descubridora), wird noch jetzt ausgebeutet. Bald wurden neue Gänge aufgespürt, neue Gruben angelegt. Die außerordentliche Ausbeute lockte immer mehr Menschen, und so entstand rasch eine Stadt, die bis 18,000 Einwohner zählt. Es lassen sich im Cerro de Pasco besonders zwei sehr mächtige Silbergänge nachweisen, von denen der eine fast unter dem Marktplatze der Stadt kreuzt; letzterer ist 6400 Fuß lang und 380 Fuß breit, der andere 9,600 Fuß lang und 412 Fuß breit. Von diesen Hauptgängen laufen nach allen Richtungen unzählige Silberadern, so daß man den Boden wie von einem Silbernetze durchzogen betrachten kann. Ein paar tausend Oeffnungen führen zu diesen Gängen. Die meisten sind in der Stadt selbst, in kleinen Häuschen, viele in den Wohnungen der Minenbesitzer. Manche haben eine sehr große, andere nur eine sehr geringe Tiefe; alle aber sind unordentlich durch einander mit Vernachlässigung der gewöhnlichsten Sicherheitsmaßregeln gebaut. Daher das häufige Einstürzen der Gruben. In einer derselben fanden einst 300 Arbeiter zugleich ihren Tod. Ich habe verschiedene Gruben befahren, darunter auch die „Descubridora," die eine der tiefsten ist, und schätzte mich immer glücklich, wenn ich die Tageshelle wieder wohlbehalten begrüßen konnte. Ueber halb faule Querhölzer und lose Steinstufen oder da, wo keine Hölzer anzubringen waren, an rostzerfressenen Ketten und modernden Stricken geht der Weg fast senkrecht in die Tiefe, während dem Herabsteigenden von

den nassen Wänden loses Gestein nachrollt. Auf einer gewissen Tiefe angelangt, dringt in die meisten Schachte Wasser, wodurch der Bergbau ungeheuer erschwert wird. Die meisten Gruben führen die Namen von Heiligen. Wenn eine Grube sehr reiche Metalle liefert, so heißt es, sie ist in „boya" (im Flotten), was bei der großen Anzahl fast immer irgendwo zutrifft. Dann strömen von allen Seiten Arbeiter zu, und die Bevölkerung vermehrt sich oft um das Doppelte oder Dreifache. Die Bergleute werden geschieden in die Barreteros, welche die Erze brechen, und in Hapiris, welche dieselben aus den Gruben fördern. Diese Arbeit ist in den sehr steilen und engen Schluchten außerordentlich mühevoll. Jeder Hapari trägt 50 bis 75 Pfund Metall in einem ungegerbten Fell aus der Mine und verrichtet diese saure Arbeit gewöhnlich ganz nackt. Da die Arbeiten Tag und Nacht fortgesetzt werden, so sind die Bergleute in Haufen (puntas) eingetheilt, von denen jeder zwölf Stunden in den Gruben zubringen muß. Um sechs Uhr Morgens und Abends lösen sich die Haufen ab. Bei einer geringeren Ausbeute werden die Arbeiter mit Geld bezahlt, sobald sich aber eine Boya zeigt, erhalten sie Antheil an dem Erze. Jeder Arbeiter bringt dann bei der Ablösung ein Tuch voll Metall aus der Grube mit. Werden reiche Stufen gebrochen, so suchen sie die Indianer ungeachtet der statt findenden Visitation oft auf sehr schlaue Weise zu entwenden. Ein Hapari erzählte mir, wie er die reichste Silberstufe, die er je gesehen, bei dem Visitator vorbeitrug. Er band sich nämlich die Platte auf den Rücken und stellte sich dann so krank, daß ihm der Aufseher die Erlaubniß gab, die Grube zu verlassen. In seinem Poncho gehüllt, wurde er von zwei Mitwissern hinaufgetragen und der Schatz in Sicherheit gebracht. Wenn die sogenannte Polvorilla, ein schwarzes pulveriges sehr reiches Schwefelsilber gefunden wurde, so zogen sich die Arbeiter aus, befeuchteten den ganzen Körper und wälzten sich dann in diesem Silberstaube, der fest ankleben blieb. Zu Hause wuschen sie die mehrere Thaler an Werth betragende Kruste ab. Doch auch dieser Betrug wurde ihnen vereitelt und schon seit vielen Jahren müssen sie sich bei der Visitation ganz entkleiden. — Nach gesetzlicher Bestimmung soll das in den

Minen gewonnene Silber nach einem von der Regierung gebauten Schmelzhause gebracht und dort in Barren von hundert Pfund eingeschmolzen und gestempelt werden, zugleich aber sollen die Abgaben davon erhoben werden. Das so eingeschmolzene Silber vom Cerro de Pasco beträgt jährlich 2 bis 800,000 Mark. Eine unglaublich große Menge wird jedoch über die Hochebenen nach der Küste geschmuggelt und von dort nach Europa verschifft. Mit dem Ueberschiffen solches Schmuggel-Silbers befassen sich besonders die Neger, wobei sie eine außerordentliche Kühnheit an den Tag legen.

Bei dem rauhen Klima, das schneidend kalte Luft und Stürme, heftige Gewitter und anhaltende Schneegestöber mit sich bringt, und bei den traurigen Umgebungen bietet das Leben im Cerro de Pasco wenig Erfreuliches dar. Auch erregt es dem Neuling ein höchst unangenehmes Gefühl, wenn er nachts durch die grade unter seinem Bette herauftönenden dumpfen Hammerschläge der arbeitenden Indianer aufgeweckt wird und wenn er bedenkt, daß der ganze Boden hier unterhöhlt ist. Glücklicher Weise gehören die Erdbeben in diesen Gegenden zu den Seltenheiten. Ein heftiger Stoß würde die ganze Stadt in ein Chaos der Zertrümmerung versenken. Da der Cerro nichts als Silber hervorbringt, so müssen alle Lebensbedürfnisse aus der Ferne herbeigeschafft werden, und obgleich der Markt auf's reichlichste mit allen Erzeugnissen des Landes angefüllt ist, so übersteigen doch die geforderten Preise den wirklichen Werth, wenn er auch nach den Verhältnissen bestimmt wird, um mehr als das Doppelte. Die Bewohner bilden das bunteste Gemisch. Die Völker zweier Welttheile sind dort vertreten. Der Schwede und der Sicilianer, der Kanadier und der Argentiner finden sich auf einem Punkte des Interesses wegen zusammen. Man kann die Bevölkerung in Kaufleute und Bergleute scheiden. Die Kaufleute sind größtentheils Europäer oder weiße Kreolen. Die meisten Restaurationen, Kaffeehäuser und Branntweinschenken halten hier, wie in Lima, Italiener, vorzüglich Genuesen. Mestizen betreiben den Kleinhandel, Indianer den Verkauf von Lebensmitteln. Die Grubenbesitzer, Mineros genannt, sind meistens Abkömmlinge aus alten spanischen Familien, die schon in früheren Zeiten

Bergwerke besaßen, aus denen sie ungeheure Reichthümer schöpften, dieselben aber im Verlauf der Jahre durch sinnlose Vergeudung wieder verloren. Nur wenige können den höchst kostspieligen Bergbau aus eigenen Mitteln bestreiten und müssen sich daher an die Kapitalisten in Lima wenden, die ihnen die nöthigen Summen gegen 100 bis 120 Procent jährlicher Zinsen vorstrecken. Außerdem liegt im Charakter und in der Lebensweise eines Minero noch ein Grund, warum er sich selten auf eine glänzende Stufe des Glückes emporschwingt. Unersättlich habgierig, begnügt er sich nie mit dem reichen Ertrage seiner Gruben, sondern vertieft sich in immer neue Unternehmungen, in denen die gewonnenen Kapitalien wieder verloren gehen. Die Geldgier übertäubt die Stimme seiner Vernunft. Von Tag zu Tag, von Jahr zu Jahr malt er sich einen nahen unermeßlichen Reichthum durch das Flottwerden eines Ganges aus, bis er endlich stirbt und seinen Kindern eine tief verschuldete Grube hinterläßt. Mit dieser Speculationswuth vereinigt sich eine unüberwindliche Neigung zum Karten- und Würfelspiel; denn vielleicht nur auf wenigen Punkten der Welt wird so viel und so hoch gespielt, wie im Cerro de Pasco, wo durch den Ueberfluß des Silbers diesem verderblichen Nationallaster der Spanier und ihrer Abkömmlinge nur zu reichliche Nahrung geboten wird. — Die arbeitende Klasse der Bergleute besteht aus Indianern, bei kärglicher Ausbeute drei bis vier tausend, bei reicher Ausbeute auf mehr als die dreifache Zahl steigend. Sie gehören zu der verworfensten Klasse, die der Boden von Peru trägt. Nicht sind sie von Natur schlechter, als die übrigen, sondern die Verhältnisse zu den gewinnsüchtigen Weißen machen sie dazu. Mit bewundernswürdiger Geduld und Ausdauer arbeitet namentlich der Hapari, der einen geringeren Lohn empfängt. Mit schlechter Nahrung und noch schlechterer Wohnung zufrieden, erfüllt er in der Woche sein schweißvolles Tagewerk und am Schluß derselben bleibt ihm nach Abrechnung aller Lebensmittel und Waaren, die er von dem Minero auf Abrechnung erhält, noch höchstens ein Thaler in Geld. Diesen bestimmt er zum Sonntagsvergnügen, das heißt, er vertrinkt ihn in Chiche und Branntwein. Gelangt er aber als Theilhaber einer Boya in den Besitz größerer Sum-

men, so widmet er sich ganz und gar dem Maisbiertopf und dem Branntwein. Ein Graben oder ein Loch, wo hinein er im Taumel gefallen, wird sein Nachtquartier, und ist er bei strenger Kälte am Morgen nicht erfroren, so setzt er das wüste Leben bis zum letzten Heller fort. Dann kehrt er in süßer Erinnerung an die verlebten schönen Tage zu seinen Gruben zurück. Im halbtrunkenen Zustande durchziehen die Indianer heulend und tobend die Straßen und suchen überall Händel. Auch verschwenden sie dann leicht Geld an Gegenstände des Luxus, die ihnen oft nur Stunden lang dienen. Ich sah einst, wie ein Indianer sich in einem Gewölbe einen feinen Tuchmantel für mehr als hundert Thaler kaufte, ihn umhing, sich in der nächsten Schenke besoff, sich dann im Straßenkothe wälzte und den beschmutzten und zerfetzten Mantel wieder wegwarf. Aehnliche Beispiele kommen täglich vor. Die dem Laster der Trunkenheit ergebenen Indianer sind auch in jeder anderen Hinsicht verderbt. Sie sind hinterlistig, falsch, verschlagen und diebisch. Die in der Umgegend wohnenden legen sich auch oft auf Straßenraub. Sie lauern hinter Felsen den Reisenden auf und werfen sie mit ihrer furchtbaren Steinschleuder todt. Besonders ist die Strecke zwischen Pasco und Cacas berüchtigt, und für den Einzelnen ist es immer sehr gefährlich auf diesem Wege in einer Indianerhütte zu übernachten, denn sehr häufig erwürgt der Wirth seinen Gast im Schlafe. Selbst in einem Dorfe wurden vor wenigen Jahren unter dem Bette des Alcalden die Leichen von drei Reisenden hervorgezogen, die bei ihm Nachtquartier gesucht und die er meuchlings ermordet hatte. Jährlich verschwinden auf dieser Straße eine Anzahl Reisende, die von den Indianern erschlagen und dann in irgend eine Höhle geschleppt und verscharrt werden.

Außer den Bergwerken des Cerro de Pasco, die denen von Potosi an die Seite gestellt werden können, besitzt Peru noch eine Menge der ergiebigsten Metalldistricte. Wir erwähnen hier noch den durch Alexander von Humboldt auch in Europa berühmt gewordenen Cerro de San Fernando in der Provinz Hualgayoc, wo 1771 die reichsten Silbergänge entdeckt wurden. Die Metalladern durchkreuzen den isolirt stehenden Berg nach allen Richtungen und sind eben so leicht zu bearbeiten als er-

giebig. Die an der Küste nahe bei Iquique liegenden Gruben von Huantajaya lieferten das Silber entweder massiv oder doch mit wenigen fremdartigen Zusätzen; ihr Ertrag war unglaublich groß, aber nicht anhaltend, so daß sie jetzt verödet sind. Eine große Berühmtheit erlangte die „Mine von Salcedo“, sowohl durch den unermeßlichen Ertrag, als durch das tragische Ende ihres Besitzers. Don Jose Salcedo, ein armer Spanier, verliebte sich in ein Indianermädchen, dessen Mutter ihm unter der Bedingung, daß er sich mit ihrer Tochter verheirathe, einen Silbergang entdeckte. Salcedo erfüllte ihren Wunsch und bearbeitete mit dem günstigsten Erfolg die Grube. Der Ruf seines ungeheuren Reichthums erregte die Eifersucht des damaligen Vicekönigs, der sich selbst in den Besitz der Grube setzen wollte. Salcedo wurde daher wegen Hochverraths angeklagt, eingekerkert und zum Tode verurtheilt. Er bat den Vicekönig, die Entscheidung seines Schicksals dem obersten Gerichtshof in Madrid anheim zu geben und an die Gnade des Königs appelliren zu dürfen. Dabei machte er sich anheischig, von dem Tage an, wo das Schiff den Hafen von Callao verlasse, bis zu dessen Rückkunft, worüber damals immer zwölf bis sechzehn Monate vergingen, dem Vicekönig täglich eine Barre Silber zu geben. Nichts desto weniger ließ ihn der Vicekönig im Mai 1669 erhängen. Mit dieser Grausamkeit verfehlte er aber durchaus seinen Zweck. Als Salcedo hoffnungslos dem Tode entgegensah, begab sich seine Schwiegermutter sammt ihren Freunden und Verwandten in die Grube, setzten sie unter Wasser, zerstörten die Arbeiten und verschlossen den Eingang so genau, daß es unmöglich war, ihn wieder aufzufinden. Die Thäter zerstreuten sich, und von denen, die eingefangen, konnte weder durch Versprechungen noch durch qualvolle Marter die Bezeichnung der Mine herausgepreßt werden. — Ein anderes Beispiel von dem reichen Ertrag der peruanischen Bergwerke liefert die Grube von San Jose, im Departement von Huancavelica. Ihr Besitzer war dem Vicekönig befreundet und dessen Gemahlin hob sein erstes Kind aus der Taufe. Auf den nicht kurzen Weg von seiner Wohnung bis zur Kirche ließ der Grubenbesitzer zu Ehren seiner hohen Gevatterin eine dreifache Reihe von Silber-

barren legen, die ihr der Wirth beim Abschied schenkte. — Bei allem Reichthum der Bergwerke von Peru wird doch nur ein geringer Theil bearbeitet. Denn groß ist die Zahl der ergiebigsten Gruben, die den Indianern sehr wohl bekannt sind, welche sie aber nie den habgierigen Weißen oder den verabscheuten Mestizen verrathen. Sie wissen, daß ihnen der ausgedehntere Bergbau nur saure Arbeit und wenig Genuß bereitet. Daher hat sich bei ihnen seit Jahrhunderten die Kenntniß der reichsten Silbergänge vom Vater auf den Sohn als unverbrüchliches Geheimniß vererbt, das ihnen selbst nicht die Wirkung des Branntweins entlockt. Man erzählt viele Thatsachen, welche diese Behauptung beweisen. So lebten bis vor wenigen Jahren in dem großen Dorfe Huancayo ein paar der mächtigsten Mineros. Da sie erfahren hatten, daß in dem benachbarten Gebirg einige Gänge von fast gediegenem Silber vorkämen, so sandten sie einen jungen Mann in die Gegend. Dieser quartierte sich bei einem Schäfer ein und knüpfte ein zärtliches Verhältniß mit der Tochter seines Wirthes an. Das Mädchen versprach ihrem Geliebten eine sehr reiche Grube zu zeigen; er sollte nämlich an einem Tage, wenn sie die Schafe auf die Weide treibe, von fern ihr folgen, und da, wo sie ihre Manta fallen lasse, die Erde wegscharren, um sogleich den Eingang der Mine zu finden. Der junge Mann entdeckte auf diese Weise eine schon ziemlich tief ausgehöhlte Grube, die sehr werthvolle Erze enthielt. Als er am eifrigsten mit dem Brechen der Metalle beschäftigt war, überraschte ihn der Vater des Mädchens, freute sich über seine schöne Entdeckung und erbot sich zur Mithülfe. Nach mehrstündiger Arbeit ruhten sie aus und der alte indianische Schäfer reichte seinem Gefährten eine Flasche mit Chicha hin, welche dieser auch dankbar trank. Der Spanier verspürte bald Unwohlsein und gewann die Ueberzeugung, daß er vergiftet sei. Eilig raffte er sich auf, bestieg sein Pferd und ritt nach Huancayo zurück, wo er den Ort sehr genau beschrieb und noch in der nämlichen Nacht seinen Geist aufgab. Die Nachforschungen blieben jedoch fruchtlos. Der Schäfer mit seiner ganzen Familie war verschwunden. Ein ebenfalls in Huancayo wohnender Franziskanermönch hatte sich durch eine freundliche Behandlung die

Liebe der Indianer gewonnen, welche ihm häufig Geflügel, Käse, Butter &c. zum Geschenke brachten. Als leidenschaftlicher Spieler war er jedoch fast immer in Geldverlegenheit. Eines Tages klagte er seine Noth einem Indianer, seinem Gevatter. Dieser versprach ihm Hülfe und brachte ihm am folgenden Abend einen Sack voll der reichsten Silbererze. Dies wiederholte er einige Mal. Der Mönch aber, damit nicht zufrieden, bat den Indianer dringend, ihn doch in die Grube selbst zu bringen. Auch dies bewilligte ihm sein guter Gevatter. Er kam also in einer Nacht mit zwei Kameraden zu dem Franziskaner, lud ihn mit verbundenen Augen auf seine Schultern und trug ihn abwechselnd mit seinen Gefährten mehrere Stunden weit in's Gebirg, wo er endlich abgesetzt und in einen wenig tiefen Schacht gelassen wurde, in welchem ihm die schönsten Silberstufen entgegenglänzten. Nachdem er sich vollauf damit beladen, wurde er auf dieselbe Weise wieder zurückgebracht. Unterwegs löste er heimlich seinen Rosenkranz auf und ließ von Zeit zu Zeit ein Kügelchen fallen, in der Hoffnung, dadurch später die Spur des Weges aufzufinden. Einige Stunden nach der Heimkunft aber klopfte sein Gevatter an die Thür und brachte ihm mit den Worten: „Vater, Du hast deinen Rosenkranz verloren", eine ganze Hand voll der losen Kügelchen. — Während meiner Anwesenheit in Jauja bat mich ein Indianer um ein Brecheisen. Ich gab es ihm, und nach einigen Tagen brachte er es zurück, die Spitzen ganz mit Silber überzogen. Bald darauf hörte ich, daß er vom Unterpräfecten gemißhandelt und in's Gefängniß geworfen sei, weil er sehr reiche Silbererze verkauft habe, die er auf der Straße gefunden haben wollte. Später traf ich den Indianer wieder, und er erzählte mir nun, daß er lange Zeit habe im Gefängniß schmachten müssen, um seine Mine zu verrathen, er sei aber immer bei der nämlichen Angabe geblieben. Dann theilte er mir vertraulich mit, daß er wirklich einen breiten Gang von sehr werthvollem Schwefelsilber, von dem er mir Proben zeigte, kenne, daß er aber nur in der größten Noth und namentlich zur Bestreitung seiner Abgaben dort Metall hole. Die Grube, sagte er mir, sei blos zwei Mann tief; den hinausgeförderten Schutt trage er immer Stunden weit weg und decke dann

die Oeffnung mit Cactus und Rasen auf's sorgfältigste zu. Er lebte übrigens in einer elenden Hütte und fristete sein Leben nur äußerst kärglich durch das Zuschneiden von hölzernen Steigbügeln.

Kehren wir noch einmal nach dem Cerro de Pasco zurück, so bildet diese „Schatzkammer von Peru", obgleich sie den Hauptverbindungen des Reiches entrückt ist, wegen ihrer Wichtigkeit den Mittelpunkt von vier sehr besuchten Straßen. Die Stadt liegt da, wo sich die Cordillera mit den Anden zu dem zweiten großen Gebirgsknoten vereinigt. Die beiden mächtigen, parallel laufenden Gebirgsketten, welche Peru in der Richtung von S. S. W. nach N. N. O. durchschneiden, dürfen nicht mit einander verwechselt werden, indem der Name Cordillera streng genommen nur den westlichen, Andes den östlichen Gebirgszug bezeichnet, sofern „Anta" Metall, besonders „Kupfer" bedeutet und die alten Bewohner von Peru vorzüglich am Fuße desselben wohnten und von daher die Erze zu ihren oft kunstvollen Arbeiten holten. Dagegen pflegt man beide Ketten auch wohl im Allgemeinen durch „Cordilleras" zu bezeichnen. Nördlich von dem großen See von Titicaca, der an der Grenze von Peru und Bolivia liegt, vereinigen sich die zwei Ketten zu dem Gebirgsknoten von Asangaro, dann wiederum zu dem Knoten von Pasco und endlich unter dem 4° S. Br. in der Republik Ecuador zu dem Knoten von Loja. Die Höhe der beiden Ketten steht in umgekehrtem Verhältniß zu einander; je bedeutender nämlich die Erhebung der Cordillera ist, desto mehr sinken die Anden. In Südperu beträgt die mittlere Kammhöhe der Cordillera 15,000 Fuß, die der Anden, welche durch Bolivia streichen, gegen 17,000 Fuß. Hier begrenzt diese Kette das 12,000 Fuß hohe bolivianische Hochland nach Osten und schließt einige Gebirgsstöcke ein, die zu den höchsten der Erde gehören, als der Schneeberg von Sorate, 25,250 Fuß ü. M., und der Illimani, 24,350 Fuß ü. M. Im mittleren Peru reicht die Rückenlinie der Anden nur bis 13,000 Fuß, während die der Cordillera auf 15 bis 16,000 Fuß steigt. Beide Cordillerakatten sind außerordentlich reich an kleinen Seen oder Lagunen, die selten eine halbe Stunde im Umfang haben. Sie sind meistens tief grün

gefärbt. Oft haben zwei neben einander liegende eine ganz verschiedene Farbe, z. B. die nur wenige Schritte von einander entfernten sogenannten Erd-Augen (Pacha-ñaui) bei Yauli, von denen das eine Auge tiefblau, das andere meergrün ist; beide sind beträchtlich tief und ganz klar. Diese Gebirgsseen gefrieren troß der bedeutenden Kälte nie; nur die ganz kleinen werden bei anhaltendem Schneegestöber mit einer dünnen Eiskruste überzogen, die den ersten Sonnenstrahlen wieder weicht. In den meisten leben kleine welsartige Fischchen und zahlreiche Wasservögel. In diesen Seen nehmen gewöhnlich kleine Flüsse ihren Ursprung. Die Cordillera bildet, wie bereits bemerkt wurde, die Wasserscheide zwischen den beiden Oceanen. Alle Gewässer der Ostabdachung dieser Kette, so wie alle, die auf den Hochebenen und auf der Westabdachung der Anden entspringen, fließen daher ostwärts und durchbrechen diesen letzteren Gebirgszug, woraus man auf eine spätere Erhebung desselben geschlossen hat. — Das Silber, das den großen Hauptreichthum von Peru ausmacht, wird vorzüglich in den Hauptketten gefunden; Gold ist darin nur selten enthalten. Das Waschgold, welches die Flüsse des nordöstlichen Peru mit sich führen, wird nicht regelmäßig gesammelt. Quecksilber ist nicht selten, aber zu wenig ergiebig. Die Kupfererze sind sehr häufig, werden aber nur in der Cordillera ausgebeutet, da der Transport von den Anden nach der Küste zu kostspielig sein würde. Auf Blei und Eisen, die in erstaunlicher Menge vorkommen, wird wegen des geringeren Werthes gar nicht gebaut. — Die Cordillera bietet einen ganz anderen Anblick dar, als die Anden; sie ist schroffer und wilder, ihr Kamm breiter, ihre Gipfel meistens nach Norden oder Westen senkrecht abfallende Gebirgsstöcke, während die Anden Pyramiden oder Kegel sind, oft schmale scharfe Spitzen, sogenannte Nadeln. Die Cordillera dacht sich stufenweis in die Hochebene ab, die Anden in ziemlich gleichförmiger Neigung. Die Kreideberge, die vom Hauptzuge der Cordillera ostwärts streichen, sind an ihren Kämmen zertrümmert, wodurch die seltsamsten Formen entstehen. Oft glaubt man das Werk von Menschenhänden, vielleicht Denkmäler aus der Zeit der Inkas, zu sehen; zuweilen erblickt man von fern abenteuerliche Gestalten, Gruppen von

Riesen oder Thieren; kommt man näher, so findet man isolirt stehende Zacken, die demnächst in's Thal stürzen werden. Die abgelösten Felsblöcke haben meistens regelmäßige Würfelform, eben so das umher liegende kleine Geschiebe. Auf den Hochebenen von Paucara, auf dem Wege von Ayacucha nach Huancavelica, zeigt sich eine andere Art merkwürdiger Felsbildung. Es sind röthlichweiße isolirt stehende Sandsteinpyramiden von 8 bis 22 Fuß Höhe, welche immer aus einem Stücke bestehen, alle ziemlich gleichmäßig, mehrere mit so scharfen und regelmäßigen Spitzen, wie sie wohl kaum durch den Meißel genauer gearbeitet würden; andere hingegen sind durch Verwitterung ungleichförmig abgeplattet. Ueber zwei Stunden weit bedecken diese Pyramiden die Hochebenen oft nahe an einander gedrängt, oft in großen Abständen.

Von der Cordillera ragen einige noch nicht gemessene schneebedeckte Riesenberge empor, wie der Hatun-Chahua, nordwestlich vom Cerro de Pasco, und in der Provinz Yauyos der noch von keinem Reisenden erwähnte Huajracocha, der sich gewiß neben den höchsten Gipfeln der Anden behaupten kann. Ich habe oft an seinem Fuße auf meinen Streifereien in den höchsten Cordilleras mein Jagdquartier aufgeschlagen und seine kahlen Abhänge bis zu den Gletschern erklommen. Auf solchen beträchtlichen Höhen zeigt sich die Wirkung des verminderten Luftdruckes am Organismus in sehr hohem Grade durch eine unerträgliche Müdigkeit und sehr heftige Athmungsbeschwerden. Die spanischen Kreolen nennen diese Wirkung Veta, die Eingeborenen Puna oder Sorroche und schreiben sie der Ausdünstung der Metalle zu; in der That tritt das Uebel in einigen sehr metallreichen Gegenden stärker auf, als in anderen selbst höher gelegenen. Die ersten Anzeichen der Veta erscheinen gewöhnlich auf einer Höhe von 12,600 Fuß und bestehen in Schwindel, Ohrensausen, Trübesehen, wozu sich bald Kopfschmerzen und Uebelkeiten gesellen. Höher hinauf empfindet man eine Müdigkeit in den Oberschenkeln, die sich bis zur Unmöglichkeit des Gehens steigert; das Athemholen wird äußerst beengt, und dazu kommt heftiges Herzklopfen. Durch vollkommene Ruhe vermindern sich diese Symptome, aber bei fortgesetzter Bewegung

treten sie wieder heftiger hervor und werden oft von Ohnmachten und heftigen Erbrechen begleitet; die Blutgefäße der Bindehaut der Augen, der Nase und der Lippen bersten und das Blut tritt tropfenweis daraus hervor; Blutspeien und blutiger Durchfall vermehrt das Uebel, und zuweilen kostet es dem Reisenden das Leben. Sehr viel hängt dabei von der Körperbeschaffenheit und der Gewohnheit ab. Die Küstenbewohner und Europäer, die zum erstenmal die hohe Cordillera passiren und dann wieder solche, die schwächlich und sehr fett sind, leiden am meisten von dem Uebel. Bei einem längeren Aufenthalte in den höheren Regionen gewöhnt sich der Organismus bald an diese verdünnte Luft; dann kann der kräftige Europäer mit Leichtigkeit selbst hohe Berge besteigen. Die Wirkung der Puna auf die Lastthiere haben wir bereits erwähnt. Es giebt aber einige Hausthiere, die von dem Uebel noch schlimmer behaftet werden. Dies gilt besonders von den Katzen. Auf einer Höhe von 13,000 Fuß können diese Thiere nicht mehr leben, sondern verenden nach wenigen Tagen unter den schrecklichsten Convulsionen. — Ein zweiter Feind des Wanderers in den Cordilleras ist der sogenannte Surumpe. Er besteht in einer äußerst heftigen Augenentzündung, hervorgebracht durch das plötzliche Zurückprallen der brennenden Sonnenstrahlen von den Schneegefilden. Da nämlich in diesen Gebirgen sich der Himmel oft augenblicklich verfinstert und in wenigen Minuten die grünlichgelbe Fläche mit einer weißen Decke überzogen wird, während die Sonne dann plötzlich wieder aus dem zerrissenen Gewölk hervortritt, so wird das unverwahrte Auge dadurch stark geblendet. Sogleich fühlt man ein schmerzliches Stechen und Brennen, das sich von Minute zu Minute steigert. Das Auge ist lebhaft geröthet, die Lider schwellen auf und bluten. Der Schmerz ist einer der heftigsten und führt oft zur Verzweiflung und Wahnsinn. Oft findet man Cholos am Wege sitzend und vor Schmerz laut schreiend. Die Indianer sind diesem Uebel mehr ausgesetzt, als die Kreolen, die sich auch mit grünen Brillen und Schleiern dagegen schützen.

Die heftigen Schneegestöber in der Cordillera sind meistens von Donner und Blitz begleitet. Während fünf Monate, vom

November bis März, entladen sich fast täglich Gewitter. Zwischen zwei und drei Uhr nachmittags beginnen sie mit einer merkwürdigen Pünktlichkeit und dauern bis fünf oder halb sechs Uhr abends; nie tritt ein Gewittersturm nach dieser Stunde oder des Nachts ein. Das Schneegestöber hält aber bis nach Mitternacht an. In der Morgendämmerung jagen noch eiskalte Nebel von den Gebirgskämmen in die Ebenen hinunter und verschwinden beim Erscheinen der Sonne, die nach wenigen Stunden auch den Schnee hinweggeschmolzen hat. Die Furchtbarkeit der Gewitter, besonders in metallreichen Gegenden übersteigt jede Vorstellung. Was ich auf dem wildempörten Meer und in den finsteren Urwäldern in der Hinsicht erlebte, läßt sich nicht mit den Gewittern vergleichen, von denen ich im Gebirgszuge von Antaichahua Zeuge war. Stundenlang folgen sich hier Blitz auf Blitz und bilden an den kahlen Felsenwänden blutrothe Wasserfälle; von krachenden Schlägen begleitet, schießt der glühende Strahl in die einzelnen wetterstangenartig emporragenden Felsenzacken, oder er windet sich als feurige Schlange über die Erde hin, lange Furchen im versengten Grase zurücklassend; von ununterbrochen rollendem Donner, welcher sich in tausendfältigen Echos am Gebirge bricht, erzittert die Atmosphäre. Bange sucht dann der Reisende unter einem überhängenden Stein einen Zufluchtsort.

Kahl und öde ist die Natur auf diesen Höhen. Die Thiere fliehen die verderblichen Mächte, die hier oben walten. Nur der Condor fühlt sich daselbst in seiner wahren Heimath. Er nistet an den unzugänglichsten Felsenkuppen und heckt in den Monaten April und Mai seine braunen Jungen aus. Der ausgewachsene Vogel mißt von der Schnabelspitze bis zum Ende des Schwanzes vier bis fünf Fuß und klaftert von einer Flügelspitze zur andern zwölf bis dreizehn Fuß. Er lebt vorzüglich von Aas; der Hunger treibt ihn auch zu den neugeborenen Jungen von Schafen, Vicuñas und Llamas. Selbst kleine Kinder auf dem Felde sind vor seinem Anfall nicht sicher. Zuweilen setzt er sich, durch den üblen Geruch der Wunden angelockt, auf den Rücken der in den Hochebenen weidenden Pferde und zerfleischt sie. Seine Hauptstärke liegt im Nacken und im Schnabel; doch kann er nur mit einer Last von acht bis zehn Pfund auf-

fliegen und also keine Schafe oder gar Kälber mit in die Luft entführen. Hat er sich voll gefressen, so kann er nicht auffliegen, sondern er muß sich dann immer erst durch Auswerfen eines Theils seines Magen-Ballastes erleichtern. Von der Ebene kann er sich nie ohne Anlauf emporschwingen, daher setzt er sich am liebsten auf Steine oder Bergabhänge. Einen großen Theil des Tages, besonders des Mittags, schläft er, und fliegt am Morgen und Abend auf Raub aus. Dann schwebt er ruhig dem Blicke kaum erreichbar in der reinen Atmosphäre der himmelanstrebenden Cordillera, mit bewundernswürdig scharfem Auge nach Beute spähend, auf die er sich mit Blitzesschnelligkeit hinunterstürzt. Bald sammeln sich zu dem Einzelnen eine große Zahl von Gefährten und verlassen den Fraß nicht, bis er rein aufgezehrt ist. Nur schwer sind die außerordentlich zähe-lebigen Vögel durch einen Schuß zu tödten, wenn nicht der Sitz des Lebens getroffen wird. Da die Federn, besonders der Flügel sehr stark sind und dicht über einander liegen, so dringen sogar Rehposten nicht durch und selbst die schief anschlagenden Kugeln bleiben wirkungslos. Die Eingeborenen legen ihnen daher Fußeisen und Schlingen, werfen sie mit der Steinschleuder oder fangen sie mit den Wurfkugeln (Bolas). In der Provinz Abancay fängt man sie auf folgende Art lebendig ein. Man legt nämlich eine frische Kuhhaut, an der noch einige Stücke Fleisch hängen, auf eine Hochebene. Da hinunter kriecht, hinlänglich mit Schnüren versehen, ein Indianer, während andere sich nahe bei verstecken. Sobald die Condore, angezogen durch den Geruch des Fleisches, sich auf die Haut setzen, werden sie von dem Indianer bei den Füßen gefaßt und an die Haut festgebunden, so daß die Beine der Vögel wie in einem Beutel stecken. Darauf eilen die übrigen Indianer herbei, werfen ihre Ponchos über die Thiere und tragen sie nach ihrem Dorfe, wo sie für die Stiergefechte aufbewahrt werden. Fast eine Woche vor dem dazu bestimmten Tage erhalten sie nichts mehr zu fressen; dann wird je ein Condor einem Stier auf den vorher blutig gestochenen Rücken gesetzt, wo nun der heißhungerige Vogel mit seinem Schnabel das gequälte Opfer zerfleischt, das zur Freude der Indianer wüthend auf dem Kampfplatz umhertobt. —

Zwischen der Cordillera und den Anden liegen auf einer Höhe von 12,000 Fuß über dem Meere lang hingestreckt große fast menschenleere Hochebenen, die Puna, d. i. unbewohnt, heißen. Sie ziehen sich durch ganz Peru von N. W. nach S. O. über mehr als 260 deutsche Meilen fort, setzen sich durch Bolivia fort und laufen allmählig in der argentinischen Republik nach Osten aus. In einigen Gegenden dehnt sich die Puna gleichmäßig von der Cordillera bis zu den Anden aus, in anderen wird sie von tiefen Thälern durchschnitten. Das Klima dieser Region ist eben so unfreundlich wie das der hohen Gebirgskämme. Kalte West- und Südwestwinde streichen fast das ganze Jahr von der beeisten Cordillera über die Fläche und bringen eben so regelmäßig wie dort während vier Monate täglich heftige Gewitterstürme, von Schneegestöber begleitet. Die Luftwärme ist sehr abwechselnd und zeigt oft in wenigen Stunden einen Wärmeunterschied von 18 bis 20° R. Das Sinken der Temperatur wird gewöhnlich von scharfen schneidenden Winden begleitet, welche die Haut an Gesicht und Händen so heftig reizen, daß sie springt und aus allen Rissen blutet. Ueberdies empfindet man ein unerträgliches Brennen und leidet an einer lästigen Geschwulst. Besonders schmerzhaft ist das von den Indianern Chuñu (tschunju) genannte Uebel an den Augenlidern, und verbindet es sich mit einem heftigen Surumpe, so wird die Qual unerträglich. Auch an den Lippen ist es sehr lästig, da der Schmerz beim Sprechen und Essen sich vermehrt und beim unvorsichtigen Lachen Schrunden entstehen, die anhaltend bluten und nur schwer heilen. Thierische Körper werden durch die Punawinde außerordentlich schnell ausgetrocknet. Ein todtes Maulthier ist schon nach wenigen Tagen in eine lederartige Mumie verwandelt, ohne daß selbst die Eingeweide Fäulniß zeigen. — Aus den eiskalten Windstrichen gelangt man oft plötzlich in sehr warme Luftströmungen, die zuweilen nur zwei bis drei Schritt breit sind, oft aber mehrere hundert Fuß und sich in paralleler Richtung wiederholen, so daß man in wenigen Stunden fünf bis sechs dergleichen durchschneidet. Mein Weg führte mich einmal während mehrerer Stunden der Länge nach durch eine solche warme Luftschicht, die nicht breiter als 27 Schritt und um 11°

R. wärmer war, als die angrenzende Atmosphäre. Ich habe diese Strömungen besonders im August und September beobachtet; sie scheinen aber nicht blos zeitweilig zu sein, da die Arieros oft ganz genau angeben, wo man eine solche trifft. — Der Anblick der Puna ist ungemein einförmig und traurig. Die ganze Oberfläche zeigt nur magere braungelbe Gräser. Kümmerliche Syngenesisten und gelbliche Cactusgewächse (Echinocacteen) bringen nur wenig Abwechselung, und selbst die großblüthigen Pantoffelblumen (Calceolariae), die wohlriechenden Verbenen, die zwergartigen Kreuzblumen (Cruciferen) und manche andere Alpenpflanzen verlieren sich hier unter den strohartigen Gräsern. Nur hin und wieder trifft man einzelne verkrüppelte Bäume oder große Strecken, die mit rothbraunem Strauchwerk bedeckt sind, um Brennholz und Dächer der Hütten abzugeben. Nur eine einzige Culturpflanze erreicht hier ihre vollkommene Reife: die Maca, ein kartoffelähnliches angenehm süßlich schmeckendes Knollengewächs, in vielen Gegenden das vorzüglichste Nahrungsmittel der Eingeborenen. Aus dem getrockneten Macas bereitet man ein schleimiges syrupähnliches Gericht, das mit geröstetem Mais eine ganz schmackhafte Schüssel giebt. Außer der Maca pflanzt man in der Puna nur noch die Gerste an, die aber nicht reif wird und als Grünfutter für die Pferde dient. — Reicher als die Pflanzenwelt ist die Thierwelt; denn hier ist die eigentliche Heimath des amerikanischen Kameels oder des Schafkameels. Dies Thier gleicht in vieler Hinsicht dem Kameele der alten Welt, wiewohl es sich auch wiederum wesentlich davon unterscheidet. Es ist kleiner, aber netter gebaut, hat einen kleinen Kopf ohne Hörner, an der Stirn mit einem breiten Haarbüschel verziert. Der Nacken ist lang und schlank, die schwarzen Augen groß, die Schnauze klein, die Oberlefze mehr oder weniger gespalten. Der Leib ist schön gebogen, die Beine sind lang und schmächtig, die Füße zweigespalten. Die Bekleidung besteht aus einer Mischung von Haar und Wolle. Das Thier gehört zu den Wiederkäuern und hat vier Mägen, wovon der zweite eine Menge Höhlen zum Aufbewahren des Wassers enthält, An der Brust hat das Schafkameel einen schwieligen hornartigen Wulst, auf den es sich legt, wenn es schlafen oder eine

Last aufnehmen will. Man hat vier Gattungen: das Llama, das Alpaco, das Huanacu und die Vicuña (nja); die beiden ersteren werden als Hausthiere gehalten, das Llama (d. i. Lastthier) ganz gezähmt, das Alpaco (d. i. Thier des Landes) halb verwildert. Das Llama ist bei weitem das schönste unter diesen vier Thierarten. Es erreicht von der Sohle bis zum Scheitel eine Höhe von 4½ Fuß und darüber, bis zum Rücken aber nur 3 Fuß. In seiner stattlichen Haltung gleicht es dem Hirsche, aber der schwanengleiche Nacken, der niedliche Kopf und das sanfte Antlitz verleihen ihm eine noch größere Schönheit. Die Farbe ist meistens ein blasses Hellbraun, das in's Gelbliche oder Schwärzliche hinüberspielt; viele sind buntscheckig, seltner findet man sie ganz weiß oder schwarz. Die Männchen werden im vierten Jahr zum Lasttragen abgerichtet und von den Weibchen geschieden, während die letzteren auf den Weiden der Hochebenen bleiben. Die Last, die das Llama trägt, darf 125 Pfund nicht übersteigen; nur selten wird ihm mehr als ein Centner aufgeladen. In den Silberminen müssen diese Thiere das Metall von solchen Gruben hinunter tragen, die an so steilen Felsabhängen liegen, daß dort der Huf von Eseln und Maulthieren keinen Haltpunkt findet. Wenn sie ausruhen, so geben sie einen eigenthümlichen leisen Ton von sich, der bei einer großen Schaar von fern dem Zusammenklingen mehrerer Aeolsharfen gleicht. Die Indianer ziehen oft mit großen Heerden von Llamas nach der Küste, um Salz zu holen. Es ist ein hübscher Anblick, einen Zug beladener Llamas über die Hochebenen ziehen zu sehen. Die Ohren mit Bändern verziert und Glöckchen um den Hals, schreiten sie langsam und abgemessen, geführt von einem, das eine Fahne auf dem Kopfe trägt, in größter Ordnung, wie eine Reihe Soldaten vorwärts und blicken neugierig nach allen Seiten umher, Wenn sich ihnen plötzlich ein fremdartiger, ihre Furcht erregender Gegenstand nährt, so zerstreuen sie sich im Nu, und die Arrieros haben die größte Mühe, sie wieder zusammen zu treiben. Trotz ihrer Last bewegen sie sich mit außerordentlicher Leichtigkeit. Wenn sie beladen werden sollen, so knieen sie nieder. Ist ihre Bürde zu schwer, so erheben sie sich nicht eher vom Boden, bis ihnen die Last erleichtert worden ist. Dabei sind sie so folgsam,

daß ihre Treiber weder Stachel noch Peitsche bedürfen, um sie vorwärts zu bringen. Ihr Wolle wird zu grobem Tuche verarbeitet. — Das Alpaco oder Paco ist kleiner als das Llama. Dem Körper nach gleicht es dem Schaf, hat aber einen längeren Hals und zierlicheren Kopf. Die Farbe ist meistens ganz weiß oder schwarz; es giebt aber auch einzelne braunscheckige. Sein Vließ ist sehr lang und ausnehmend weich. Die Indianer verfertigen sehr warme Decken und Ponchos aus der Wolle. Die Alpacos sind äußerst widerspenstig und sehr scheu. Man weidet sie in großen Heerden auf den Hochebenen und treibt sie nur zur Schur nach den Hütten. Wenigen Thieren scheint die Geselligkeit so sehr zum Bedürfniß zu sein, als diesen. Wenn eins von der Heerde getrennt wird, so wirft es sich auf die Erde und erleidet lieber die heftigsten Schläge, ja, den qualvollsten Tod, als anderswohin zu folgen. Nur wenn sie von früh auf bei den Indianerhütten gehalten werden, gewöhnen sie sich an den Menschen und an das Alleinsein. — Das größte Thier dieser Familie ist das Huanacu. Der Gestalt nach ähnelt es dem Llama. Die Farbe ist an Hals, Rücken und Schenkeln rothbraun, am Bauche und den inneren Gliedmaßen schmutzig weiß, das Gesicht schwärzlich grau. Die Wolle ist kürzer und weniger fein als beim Llama. Sie leben in Rudeln von 5 bis 7 Stück und sind sehr scheu. Jung gezähmt, bleiben sie doch immer tückisch und verwildern leicht wieder; nur sehr schwer lassen sie sich zum Lasttragen abrichten. — Zierlicher ist die Vicuña; an Größe steht sie zwischen dem Llama und Alpaco; aber der Hals ist viel schlanker, die viel kürzere mehr gekräuselte Wolle ist ausnehmend fein. Der Scheitel, der obere Hals, der Rumpf und die Schenkel haben eine eigenthümlich röthlichgelbe Farbe, der untere Hals und das Innere der Gliedmaßen sind hellocherfarben, der Unterleib weiß. Ihr Geschrei ist ein kurzes scharfes Pfeifen. Sie sind scheu und mißtrauisch. Die männlichen Vicuñas vereinigen sich zu Schaaren von 40 bis 50 Stück. Die Weibchen bilden abgesonderte Rudel von 6 bis 15 Stück, die von einem Männchen angeführt und beschützt werden. Dies hält sich immer einige Schritte von den Weibchen entfernt und bewacht sie auf das sorgfältigste, während jene sorglos

weiden. Bei der Annährung irgend einer Gefahr giebt es ein Zeichen durch ein helles Pfeifen und ein schnelles Vortreten. Sogleich vereinigt sich der Rudel, streckt die Köpfe neugierig nach der Gefahr drohenden Seite hin und begiebt sich dann auf die Flucht. Das Männchen deckt den Rückzug, bleibt öfter stehn und beobachtet den Feind. Die Weibchen belohnen mit seltener Treue und Anhänglichkeit die Wachsamkeit ihres Anführers. Wird dieser verwundet oder getödtet, so laufen sie pfeifend im Kreise um ihn herum und lassen sich alle tödten, ohne von der Stelle zu weichen. Die Vicuñas und ihre Gattungsverwandten haben die Gewohnheit, ihre Umgebungen mit Geifer und halbverdautem Futter zu bewerfen. Die Llamas und Huanacus thun es nur gereizt; die Vicuñas und Alpacos bespeien auch die harmlos Vorübergehenden und zielen gewöhnlich sehr sicher treffend nach dem Gesicht. Der Brei riecht ekelhaft und färbt die Haut stark grün. — Die Indianer fangen die Vicuñas gewöhnlich in dem sogenannten Chacu. Auf einem ebenen Raume, von einer halben Stunde Umfang, werden nämlich, je 12 bis 15 Schritt von einander entfernt, kreisförmig Stöcke in die Erde gesteckt und diese durch Bindfaden verbunden. An die Schnur des Umkreises hängt man bunte Lappen, die vom Winde hin und her geweht werden, und auf der einen Seite läßt man einen Eingang von ein paar hundert Schritten Breite offen. Dahin werden nun alle Vicuñas aus der Gegend umher von einer großen Menge zum Theil berittener Männer zusammengetrieben. Ist eine gehörige Anzahl versammelt, so wird der Eingang geschlossen. Die scheuen Thiere wagen es nicht, über den Faden mit den flatternden Fetzen wegzuspringen und werden nun leicht mit den Bolas erlegt. Die Zahl der auf diese Weise erlegten Vicuñas beträgt oft mehrere Hundert. Der Erlös der Felle kommt der Kirche zu Gute. Das sehr zarte Fleisch wird an der Luft gedörrt und giebt dann zerstampft und mit spanischem Pfeffer zubereitet ein wohlschmeckendes Gericht. Aus der Wolle werden die feinsten Gewebe und sehr dauerhafte Hüte verfertigt. Jung eingefangen, werden die Vicuñas leicht gezähmt und sind dann sehr zutraulich. Im Alter werden sie aber tückisch und durch das viele Spucken unerträglich. —

Unter der Regierung der Inkas, wo fast jede nützliche Pflanze oder Thier ein Gegenstand der Verehrung war, erwies man dem Llama und seinen Verwandten fast göttliche Verehrung; denn die Peruaner verdankten denselben ausschließlich die Wolle für ihre Kleider und das Fleisch für ihre Nahrung. In den Tempeln befanden sich große Bildsäulen von Gold und Silber in der Gestalt dieser Thiere und in den Häusern wurden steinerne und thönerne Gefäße aufbewahrt, die, wenn gleich roh, ihre Form ziemlich genau wieder gaben.

Außer diesen angeführten Thieren sind für die Puna bemerkenswerth: der hirschartige Taruſch (Cervus antisiensis), mit zweigabeligem Geweih, das Reh und die Felsenhasen, nämlich die Viscachas (Lagidium peruanum) und Chinchillas (Eriomys) deren seidenweiche Felle das bekannte ausgezeichnet feine Pelzwerk liefern, welches früher zu Kleidern für die Inkas verarbeitet wurde. Diese kaninchenartigen Thierchen leben zu Tausenden an den steilen Felswänden in Ritzen und Löchern, welche sie besonders morgens und abends verlassen, um die zarten Alpengräser abzuweiden. Die Indianer fangen sie leicht durch vor die Löcher gelegte Pferdehaar-Schlingen. Das bedeutendste Raubthier ist der über ganz Südamerika verbreitete Atoc (Canis Azarae), ein Fuchs, welcher an Schlauheit und Ausverschämtheit ganz seinen europäischen Verwandten gleicht. In den wärmeren Seitenhöhlen der Puna haus't der bereits erwähnte rothe oder amerikanische Löwe (Felis concolor) und wagt sich, von Hunger getrieben, bis an die Grenze des ewigen Schnees, wo er die Vicuñas und Rehe beschleicht. Nur selten verirrt sich in die kalte Puna der wilde Hucumari (Ursus ornatus), ein großer schwarzer Bär mit weißlicher Schnauze und hellen Binden längs der Brust.

Von den Vögeln der Puna erwähnen wir als Raubvogel neben dem Condor nur noch den Huarahuau oder Aloi (Polyborus megalopterus), der zu den Geierfalken gehört und sich schaarenweis der gefallenen Thiere bemächtigt. Gern verweilt er in der Nähe der menschlichen Wohnungen, um die weggefallenen Ueberreste zu verschlingen, und dabei ist er so harmlos, daß er mit Stöcken todtgeschlagen werden kann. Um die Felsen

fliegen braungesprenkelte Spechte, Acacli oder Pito genannt (Colaptes rupicola). Zwischen den Büscheln des strohartigen Grases laufen die Pishacas oder Yntu, eine Art Rebhühner (Tinamotis Pentlandii), die von den Indianern mit Hunden gefangen werden. Diese Hunde bilden eine eigne Art (Canis Ingae) mit kleinem spitzschnauzigen Kopf, aufrecht stehenden Ohren, einem vorn gerollten Schwanz und einem langen dichten und rauhen Pelz. Sie leben halbverwildert, sind falsch, tückisch, sehr bissig und fallen mit Ingrimm auch weit überlegnere Feinde an. Daher eigenen sie sich trefflich zum Hüten der Viehheerden. Die aufgespürten Rebhühner beißen sie nach einigen Sprüngen todt. Ein kleiner Vogel, auf dem Rücken braun mit schwarzen Streifen, an der Kehle grau mit dunklen Binden, am Unterleib weiß, hat die sonderbare Gewohnheit, des Nachts nach jeder vollendeten Stunde einen monotonen Ruf ertönen zu lassen. Die Indianer nennen ihn Ingahuallpa, oder „Hahn der Inga" (Thinocorus Ingae) und knüpfen manchen Aberglauben an sein regelmäßiges Geschrei. Auf den Sümpfen und Lagunen lebt paarweis die Huachua (Chloephaga melanoptera), eine blendend weiße Gans mit dunkelgrünen, in ein lebhaftes Violett sich spiegelnden Flügeln; Füße und Schnabel sind hochroth. Sie nisten auf Felsen. Die Indianer fangen sie jung ein und zähmen sie. Ihnen ähnlich an Farbe ist der metallglänzende Regenpfeifer, der Licli genannt (Charadrius resplendens). Er hält sich schaarenweis in den sumpfigen Hochebenen und nähert sich furchtlos den Reisenden. Besonders häufig sind zwei Ibisarten: die Bandurria (Theristocus melanopis), fast über ganz Südamerika verbreitet, und die Yanahuico (Ibis Ordi) mit dunkelgrünem Gefieder, carminrothem Schnabel und Fuß. Auf den Lagunen schwimmen lange Züge von weißen Möven, mit schwarzem Kopf und rothem Schnabel, und paarweis das Riesenwasserhuhn (Fulica gigantea). Es ist schwarzgrau und hat an der Wurzel des dunkelrothen Schnabels einen großen gelben bohnenförmigen Höcker. Unter den wenigen Amphibien ist eine kleine Unke bemerkenswerth. — Die Punagräser werden als Futterkräuter benutzt. Man trifft daher häufig in den geschützten Punathälern Meiereien, sogenannte Heerden-Landgüter (Haciendas de Ganado),

welche oft 60 bis 80,000 Schafe und 4 bis 500 Kühe besitzen. Man bereitet hier Butter und Käse. Die Wolle der Schafe ist fein und wird zu Zeugen verarbeitet. Das Fleisch derselben wird an der Luft getrocknet und giebt die Hauptnahrung der Puna-Bewohner ab. Auch das Kuhfleisch wird gedörrt und heißt Charqui, das der Schafe Chalona. Die Stiere werden meistens für die Stiergefechte in den Gebirgsdörfern aufbewahrt. Einige sind ganz und gar verwildert. Sie halten sich gewöhnlich in sumpfigen Gegenden auf und fallen die Menschen oft plötzlich und mit solcher Wuth an, daß kaum noch an Rettung zu denken ist. — Die Schäfer haben die Verpflichtung, alle Jahr einmal zur Erzielung eines besseren Futters das dürre Gras der Puna abzubrennen; doch bietet ein Punabrand nie den großartigen Anblick eines Prairiebrandes dar, weil das Punastroh kürzer und immer etwas feucht ist.

Die Gebäude der Haciendas sind aus rohen Steinwänden aufgeführt und in große viereckige immer naßkalte, unwohnliche Räume abgetheilt. Unter den Strohdächern hängen gewöhnlich lange Reihen von Füchsen. Da jedem Indianer für einen getödteten jungen oder alten Fuchs ein Lamm oder ein Schaf verabreicht wird, so sind jene sehr eifrig auf der Fuchsjagd und tödten auch mit Leichtigkeit viele; denn die Füchse sind in einigen Gegenden so zahlreich, daß sie fast zur Landplage werden. — Die Wohnungen der Schäfer gleichen den Indianerhütten in der Puna. Auf einem geschützten Platze werden nämlich in einem Zirkel von 8 bis 10 Fuß Durchmesser große Steine als Fundament gelegt und darauf wird von Erd- und Steinschichten eine etwa vier Fuß hohe Mauer aufgeführt. Auf der dem herrschenden Winde gegenüber liegenden Seite läßt man eine $1\frac{1}{2}$ bis 2 Fuß breite Oeffnung als Thür. Unmittelbar auf dies niedrige Gemäuer wird das aus 6 bis 8 Stämmen der amerikanischen Agave bestehende, zuckerhutförmige und mit Punastroh gedeckte Dach gesetzt. Die Mitte hält eine Höhe von 8 Fuß. Eine ungegerbte Kuhhaut vertritt die Stelle der Thür. Oft ist der Eingang so schmal, daß man nur gebückt und seitlich hineinkriechen kann. Mit der Unbequemlichkeit wetteifern im Innern die Armuth und die Unreinlichkeit. Zwei Steine bilden den Feuerheerd,

wo mit trockenem Kuhdünger oder mit schlechtem Torf ein spärliches Feuer unterhalten wird. Ein irdener Topf zum Kochen der Suppe, einige Scherben zum Rösten des Mais, ein paar Kürbisschalen als Teller und ein Gefäß zum Aufbewahren des Wassers machen das ganze Hausgeräth aus. Auf schmutzigen, von Ungeziefer wimmelnden Schaffellen liegen die Hüttenbewohner, der Indianer mit seinem Weibe, und kauen in thierischer Stumpfheit ihre Coca, während die nackten Kinder am Boden herum sich wälzen, wo das fast fortwährend durch das Dach triefende Wasser zu Pfützen sich sammelt. Dazu kommen noch drei oder vier hungrige Schäferhunde, mutterlose Lämmer und Schaaren von Meerschweinchen. — Die Häuser der Puna-Dörfer sind von ähnlicher Bauart, wie diese vereinzelten Hütten; sie sind aber etwas geräumiger und länglich viereckig; doch nicht weniger unreinlich. Verläßt ein Cholo mit seiner Familie für mehrere Tage seine Hütte, so verrammelt er den Eingang mit Steinen, und so bleibt sein Eigenthum gesichert; denn nie würde ein Indianer es wagen, diese Steine wegzunehmen. — Die Nahrung der Puna-Indianer besteht aus geröstetem Mais, ähnlich zubereiteter Gerste und Macas, zuweilen aus gedörrtem Fleisch, das auf Kohlen geröstet wird. Hätten sie auch eine größere Mannigfaltigkeit von Lebensmitteln, so fände sich doch in der verdünnten Luft ein bedeutendes Hinderniß für die verfeinerte Kochkunst; denn in diesen hochgelegenen Gegenden siedet das Wasser schon bei einem so niedrigen Wärmegrad, daß Kartoffeln und Fleisch, wenn sie auch 24 Stunden lang kochen, doch nicht weich werden. Es ist komisch, zu hören, wie die Indianer, unbekannt mit der wahren Ursache dieser Erscheinung, bald den Töpfen, bald den Weiden, bald dem Alter der Thiere, Schuld geben. Selbst gebildete Peruaner erschöpfen sich in Vermuthungen, und ich habe oft gesehen, wie ein Pfarrer die Schafe aus den tieferen Gebirgsthälern kommen ließ, glaubend, ihr Fleisch würde leichter gar. Auf Reisen schützen sich die Indianer vor Durst und Ermüdung durch Coca. Die Blätter sind an sich geschmacklos, aber mit ein wenig Kalk oder Asche vermischt, haben sie einen sehr angenehm süßen Geschmack. Die Indianer führen daher einen kleinen ledernen Beutel mit Cocablättern

und eine Calebasse mit Kalk oder Asche bei sich, und so ausgerüstet unternehmen sie Botengänge von vielen Tagereisen, ohne sich weiter mit anderen Lebensmitteln zu versehen.

Die Inkas legten für ihre Boten Stationshäuser an, welche man noch häufig auf den Hügeln der Hochebenen ganz wohlerhalten stehen sieht. Diese Häuser waren immer auf Anhöhen in einer solchen Entfernung von einander gebaut, daß sie von der nächstfolgenden Station deutlich gesehen werden konnten. Sobald nun ein Bote von einer Station weglief, wurde ein Signal aufgehißt, worauf der Nachbar ihm auf dem halben Wege entgegen kam. So wurden die Befehle der Herrscher mit erstaunlicher Schnelligkeit durch's ganze Land verbreitet. Als Beweis dafür erzählt man, daß auf der königlichen Tafel in Cuzco frische Fische aufgestellt wurden, die im Meer bei dem Sonnentempel von Luria (über 200 Leguas von Cuzco) gefangen und in anderthalb Tagen und einer Nacht an den Ort ihrer Bestimmung gebracht wurden. — In der Puna findet man auch noch zahlreiche Ueberreste von der mächtigen Heerstraße der Inkas, welche sich von Cuzco nach Quito durch ganz Peru in einer Länge von nicht weniger als 600 Stunden erstreckte. Sie hatte eine Breite von 25 bis 30 Fuß und war mit glatten breiten Steinen gepflastert; ihr Rand war mit einem niedrigen Walle schmaler Steine eingefaßt: ein Werk, das mit den besten Kunststraßen Europa's verglichen werden kann. Längs dieser großen Straße waren weite runde Thürme errichtet zur Beschützung der Getreidemagazine, welche die Inkas anlegten, um in diesen aller Nahrung entbehrenden Hochebenen für ihre Truppen die nöthigen Lebensmittel aufzubewahren.

In diesen weiten flachen Ebenen, wo keine Spur menschlicher Wohnungen zu entdecken ist, suchen habgierige Peruaner und Kreolen zuweilen nach Schätzen. Sie stützen sich dabei auf folgende Ueberlieferung. Als nämlich der letzte regierende Inka von Pizarro in Cajamarca gefangen gehalten wurde, versprach er demselben als Lösegeld für seine Freiheit das 22 Fuß lange und 17 Fuß breite Gefängnißzimmer so hoch mit Gold auszufüllen, als ein Strich reiche, den Pizarro mit dem Schwerte an der Wand mache. Das Gold aber, das der Inka in der

Umgegend auftreiben ließ, reichte kaum hin, den bestimmten Raum zur Hälfte auszufüllen. Er schickte daher nach Cuzco, um das Fehlende aus dem königlichen Schatz zu ergänzen. Eilftausend Llamas, jedes mit hundert Pfund Gold beladen, waren bereits unterwegs. Ehe diese jedoch in Cajamarca anlangten ließ Pizarro den Inka auf Anrathen eines Dominikanermönches hinrichten. Die Kunde davon durchlief wie ein Lauffeuer das ganze Land und traf die Indianer mit den schwer beladenen Llamas auf den Hochebenen von Mittelperu. An der Stelle, wo sie die Trauerbotschaft vernahmen, verscharrten sie sogleich alles Gold und zerstreuten sich.

Südöstlich von Conchucos liegt der Bezirk Huamalies mit der Hauptstadt Huacaibamba. Stevenson erzählt uns: „Ich wohnte während meines Aufenthaltes in dieser Gegend mehrmals der Vorstellung von dem Tode des letzten Inka bei. Auf dem Marktplatze war an jeder Ecke eine Art Schwibbogen errichtet und mit Bändern, Blumen, Fahnen aus Schnupftüchern 2c. verziert. Unter einem derselben saß ein junger Indianer mit einer Krone auf dem Haupt, so wie mit den übrigen Abzeichen der königlichen Würde geschmückt und von seinen Prinzessinnen umgeben, welche ihm Lieder in der Quichuasprache, der Ursprache der Indianer, vorsangen. Plötzlich kamen einige Indianer von der entgegengesetzten Seite herbeigelaufen, warfen sich vor dem Inka auf die Kniee nieder und benachrichtigten ihn von der Ankunft der Sonnenkinder (der Weißen). Zugleich hörte man Trommeln und Trompeten. Pizarro mit einem Dutzend Soldaten erschien zu Pferde und stieg unter dem Schwibbogen, welcher dem des Inka gegenüber stand, ab. Ein Gesandter wurde nunmehr von Pizarro zum Inka gesendet, um eine Zusammenkunft zu erbitten, und der Fürst macht sich sofort bereit, sich bei dem spanischen General einzufinden. Eine Art von Leiterwagen wurde herbeigeholt, auf dem er Platz nahm und, von einer Anzahl Indianern und seinen Prinzessinnen begleitet, nach dem Orte fuhr, wo Pizarro seiner harrte. Pizarro wandte sich zuerst an ihn und versprach ihm den Schutz des Königs, seines Herrn. Der Inka nahm dies Versprechen an. Pizarro sagte ihm ferner, daß er ein Christ werden müsse. Dagegen machte

er Einwendungen, worauf er sogleich ergriffen und nach einer andern Ecke gebracht wurde. Pizarro folgte ihm und gebot ihm, alle seine Schätze auszuliefern. Darauf nahm er ihm Krone, Scepter ꝛc. und befahl, ihm den Kopf abzuschlagen, was auch inmitten des Marktes vollzogen wurde. Die Spanier gingen nun von dannen, die Indianer aber blieben zurück, um den Tod ihres Königs zu beklagen. Die wehmüthigen Klagelieder konnten nicht verfehlen, auf jedes fühlende Herz einen tiefen Eindruck zu machen. Und gewiß, die innere Wahrheit und die tiefe Empfindung, welche die Indianer bei diesen jährlichen Schauspielen zum Andenken ihres letzten, vor dreihundert Jahren ihnen entrissenen Inka an den Tag legen, hat etwas außerordentlich Rührendes und Ergreifendes, zumal wenn man bedenkt, daß statt des hellen warmen Lichtes der Bildung und Religiosität hier noch kalte Nacht und schwarze Finsterniß herrscht, daß die Herolde des Evangeliums diesen armen Indianern wohl den Glauben durch bloße Worte, aber die Laster durch Beispiele gelehrt; daß man ihnen Freiheit, Beschirmung, Wohlsein und Ruhe mit den lebhaftesten Farben vorgemalt, in der That sie aber in die schmählichste Sclaverei gestürzt und ihr unbefangenes Zutrauen mit blutiger Verfolgung vergolten hat.

Fünftes Kapitel.

Der Morgen war im Erwachen. Die ersten Sonnenstrahlen rötheten die schneebedeckten Häupter der Cordillera und gossen spärliche Lichter durch die rußige Oeffnung des Daches in das Innere der Hütte meines Puna-Schäfers. Ich verließ mein trauriges Lager, das der gutherzige Gastfreund dem von Kälte und Müdigkeit erschöpften Reisenden gegönnt, hob das Kuhfell vor der Thüröffnung auf, kroch hinaus, sattelte und bepackte mit froststeifen Händen mein treffliches Thier, welches ich nahebei an einen Stein gebunden hatte. Knurrend und mit scheelen Blicken begleiteten die falschen braungelben Hunde, welche die Nacht durch mein Bett mit mir getheilt, jede meiner Bewegungen, und nur die ernstlichen Drohungen ihres Herrn konnten sie

von einem giftigen Angriffe abhalten. Mein indianischer Hauswirth reichte mir die Flinte; ich bot ihm mit einigen Realen und Papiercigarren mein Gastgeschenk, fragte nach dem Wege und ritt mit einem dankbaren und freundlichen „Gott vergelt's" davon. — Ein dichter schwerer Nebel bedeckte die ganze Gegend und verschmolz mit dem über Nacht reichlich gefallenen Schnee in ein einförmiges Weiß, wie das Leichentuch mit dem alabasterähnlichen Körper der entseelten Jungfrau zu einem bleichen Ton verschwimmt. Ich ritt bei einer alten Indianerin vorüber, die ihre Schafe zur Weide trieb; blökend zog ihr die Heerde voran und ließ eine tiefe Furche zurück im Schnee, mit dessen Schmelzen ihr spärliches Futter zu Tage kommen sollte. Etwas höher hinauf traf ich den verwilderten Sohn jener Schäferei emsig beschäftigt, mit seinem Hunde Rebhühner zu fangen. Sümpfe und unübersteigliche Felsen nöthigten mich oft zu großen Umwegen. So verflossen mehrere Stunden, als endlich die Sonne den Nebel zertheilte, und vor ihrem brennenden Strahl war in wenigen Augenblicken die Schneedecke verschwunden. Ich hatte inzwischen eine Hochebene von fast 14,000 Fuß Höhe erreicht. Von beiden Seiten starrten beeiste Zacken und einzelne gigantische Pyramiden der Cordillera. Hinter mir lagen tief und tiefer gesenkt die schwarzdunklen Thäler der niedrigeren Bergregion, vor mir streckten sich die dürren unermeßlichen Hochebenen wellenförmig hin. Es kam mir vor, als hauche hier an den einsamen Schneefeldern der Cordillera der Geist der Natur seine Kraft aus. Das mattgelbe Punastroh verschmolz hier mit den grünlichen Gletschern des Gebirgs, und nur eine kümmerliche Vegetation erinnerte an die schwachen Pulse des Lebens. Froh grüßte ich, wie alte Bekannte, den purpurblauen Enzian (Gentiana) und das braune Frauenschühlein (Calceolaria) und zählte die gelben Blüthen des Echinocactus, welche die Steine bekleiden, in der Gesellschaft von Flechten und Moosen und etlichen dürren Syngenesisten, die vom Froste rostbraun geworden waren. Noch wiegt kein Schmetterling sich auf diesen ätherischen Höhen, keine Fliege, kein Insect; nur selten findet man unter einem umgewälzten Stein einen dunklen Käfer; hie und da kriecht die träge Kröte aus ihrem

Loche und eine halbverhungerte Eidechse sonnt sich auf einem Stein. Aber je weiter ich ritt, desto mehr Leben fand ich. Die stolze Huachua, die schöne Gans von Peru, weidete schnatternd sammt ihrem Gemahl in den Sümpfen das kurze Rindgras ab. Kreischend flog der metallglänzende Regenpfeifer vom Moorgrunde auf und begleitete so auf und nieder fliegend meilenweit meine Schritte mit widerlichem Geschrei. Der Puna-Specht klopfte laut schreiend an die Felsen, um aus einer Ritze ein verlorenes Insect zu locken, und hundertfach wiederholte das Echo seine schrillen Töne. Der schwarzgrüne Ibis Yanahuico schritt gravitätisch auf dem nassen Boden einher und seine Verwandte die Bandurria wühlte sorglos mit ihrem langen Schnabel die Erde nach Würmern auf. Auf den Wellen einer kleinen Lagune wiegten sich schwarzköpfige Möven und zahlreiche Enten, während das Riesenwasserhuhn, dem die Gabe des Fliegens versagt ist, sich mit unaufhörlichem Tauchen vergnügte. Fern am Ausfluß eines kleinen Bergsees watete ein Schwarm hochbeiniger Flamingos, immer auf der Hut, um nicht überrascht zu werden und bei Annäherung von meiner Seite sich zurückziehend. Heerden von Vicuñas näherten sich neugierig, um bald darauf wieder mit Windeseile zu fliehen. Weithin zogen stolze Schaaren von Huanacus, die mich vorsichtig betrachteten. Im Verstecke der Felsen wachten einzelne Rehe auf und verfolgten laut pfeifend den sanften Bergabhang. Langsam kam der sonderbar gehörnte Puna-Hirsch aus seiner Höhle und sah mir, fast erstaunt, mit seinen großen schwarzen Augen nach, während die Schaaren der Felsenhasen sich munter umhertummelten und die dünne Bekleidung der Felsenritzen abrupften. — Viele Stunden lang hatte ich bereits meinen rauhen Weg fortgesetzt und das mannigfaltige Leben dieser so eigenthümlichen Alpenwelt beobachtet, als ich auf ein todtes Maulthier stieß, das vermuthlich unter seiner Last erlag. Drei Condore flogen bei meiner Annäherung von dem Cadaver auf. Stolz schüttelten die Könige der Lüfte das gekrönte Haupt, und indem sie Feuerblicke aus ihren blutrothen Augen schossen, erhoben sie die Riesenschwingen und schwebten Verderben drohend in immer kleineren Kreisen über mir. Ich fühlte mich einsam bei dem Gedanken, daß ich allein als mensch-

liches Wesen auf diesen schauerlichen Höhen athme. Da traf ich zu meiner Freude zwei ärmlich in dichte Ponchos gehüllte Indianer, die emsig die Excremente der Vicuñas und Huanacus sammelten, um sie als Brennmaterial an den nächsten Schmelzöfen zu verkaufen, indeß ein kleiner Junge ihre grasenden Lama's hütete.

Die Sonne hatte schon vor zwei Stunden ihre Mitttagshöhe erreicht, und seit dem frühen Morgen war ich fortwährend, wenn auch allmählig, bergan gestiegen. Mein keuchendes Maulthier begann seinen Schritt zu verkürzen und hielt von Zeit zu Zeit an. Ich stieg ab, um mein Thier zu erleichtern. Rüstig wanderte ich höher hinauf, doch fühlte ich alsbald den verderblichen Einfluß des verminderten Luftdruckes. Mich ergriff ein früher nie empfundenes Unbehagen. Ich mußte stille stehen, um Luft zu schöpfen, aber ich fand sie kaum. Ich versuchte zu gehen, aber eine unbeschreibliche Angst bemächtigte sich meiner. Hörbar klopfte das Herz gegen die Rippen, der Athem war kurz und abgebrochen, eine Welt lag mir auf der Brust; die Lippen wurden blau, aufgedunsen und barsten; die feinen aufgeschwollenen Gefäße der Augenlider rissen, und tropfenweis drang das Blut heraus. Ich sah und hörte und fühlte nichts mehr; ein dunkelgrauer Nebel schwamm vor meinen Augen, oft tief geröthet, bis ihnen eine blutige Thräne entquoll. Jetzt fühlte ich mich verwoben in den rings umher waltenden Kampf um Leben und Tod; mein Kopf schwindelte, die Sinne schwanden, und zitternd mußte ich mich auf die Erde niederlegen. — Nach einiger Zeit hatte ich mich so weit erholt, um mit Mühe mein Thier besteigen zu können. Denn ich mußte fort. Schwarze Wetterwolken hatten sich am Horizont gehäuft; zahllose Blitze leuchteten aus ihrem dunklen Grunde, und der näher kommende Donner drohte dem Obdachlosen. Aber das Hochgewitter lagerte sich schwer um die metallreichen Cordillera-Gipfel, und nur das leichte Gewölk jagte mir entgegen, sich auflösend in dichtes Schneegestöber, das der eisige Wind mir in's Gesicht peitschte. In weniger als einer halben Stunde war Alles umher fußhoch mit Schnee bedeckt; Sumpf und Hügel, Thal und Felsabhang erschienen nur als Eine Fläche, und jede Spur des Weges war

verschwunden. Unglücklicher Weise verfolgte ich die frische Fährte einer Vicuñaheerde, die sich in einen Sumpf verlor. Lange ritt ich nun hin und her und suchte meinen Weg in der unendlichen Oede. Endlich fand ich ihn. Er war durch eine Menge Schädel und Gerippe bezeichnet, die mit ihren scharfen Kanten unter der weißen Decke hervorragten und den Tod gefallener Lastthiere anzeigten. Da theilten sich plötzlich die Wolken, und die Strahlen der brennenden Tropensonne wurden von dem blendenden Schnee zurückgeworfen. Augenblicklich wurden meine Augen von der Surumpe getroffen; sie fingen heftig an zu stechen und nur mit einem vorgehängten Tuche konnte ich den Weg fortsetzen. — Nach einer halben Stunde wiederholte sich die Scene. Der plötzlich verfinsterte Himmel entlud unter Blitz, Donner und Sturm ungeheure Schneemassen; dann kam die Sonne wieder, um sich hinter neuen Gewittern zu verbergen.

Unter unsäglichen Anstrengungen arbeitete ich mich mit meinem schon ganz erschöpften Maulthier durch den immer höher sich thürmenden Schnee langsam vorwärts. Da brach die Nacht herein. Starr vor Kälte und entkräftet von Hunger und den ausgestandenen Strapazen konnte ich kaum noch die Zügel halten. Das nächste gastliche Dach lag, wie ich wußte, über acht deutsche Wegstunden entfernt. Mein armes Thier konnte nicht mehr weiter, und schon glaubte ich mich in Kälte, Schnee und Dunkelheit verloren, als ich seitwärts einen überhängenden Felsen mit einer Höhle gewahrte. Ich untersuchte die Höhle; es war doch ein Obdach vor dem Wind und dem immer dichter fallenden Schnee. Mühsam sattelte ich ab und bereitete aus den Satteldecken und den Ponchos ein Lager auf der nassen Erde. Das Maulthier band ich an einen Stein fest, und gierig scharrte es einige Kräuter unter dem Schnee hervor. Heißhungerig verzehrte ich etwas gerösteten Mais und ein Stück Käse, womit ich mich versorgt, warf mich dann auf das harte Lager, noch lange dem schaurigen Gekrächze der Nachtvögel lauschend. Endlich überwältigte mich der Schlaf. Da traten die Folgen der Surumpe mit neuer Heftigkeit ein. Ein unerträgliches Brennen in den Augen machte mich wach; die Augenlider waren mit halbgeronnenem Blute zusammengeleimt. Ich sprang

auf und mußte laut aufschreien von dem durchbohrenden Schmerz. Vorbei war Ruhe und Schlaf; zitternd vor Frost und gemartert von heftiger Qual, erwartete ich bald stehend, bald auf einem Steine sitzend, sehnlichst den Tag. Sternenhell funkelte das Himmelsgewölbe bei der eiskalten Atmosphäre über dem Hochgebirg; Stille des Todes lag auf der Gegend und nur der Yncahuallapa meldete, gleich einer Todtenuhr, mit eintönigem Ruf den Verlauf der langsam hinschleichenden Stunden. Als ich endlich bei anbrechender Morgendämmerung die schmerzenden Augen öffnete, gewahrte ich mit Entsetzen, daß mir ein hartgefrorener menschlicher Cadaver zum Kopfkissen in meiner nächtlichen Herberge gedient hatte. Schaudernd wandte ich mich ab und suchte mein Maulthier. Es lag todt auf der Erde ausgestreckt. In seinem Heißhunger hatte es während der Nacht ein giftiges Kraut gefressen. Ich ging zurück in die Höhle, untersuchte meinen entseelten Gefährten und erkannte beim Scheine der jungen Morgensonne, die über der nebelfreien Welt aufging, einen Halbindianer. Mehrere tiefe tödtliche Wunden am Kopf verriethen mir, daß er mit der Steinschleuder von der tückischen Hand der Indianer umgebracht und hieher geschleppt worden war; ihre Raubsucht hatte ihm sogar die Kleider genommen. Ich ergriff darauf meine Flinte, ging hinaus und schoß einen Felsenhasen, suchte mir ein spärliches Brennmaterial und briet an einem Bratspieß, den ein Knochen vertreten mußte, ein nicht sonderlich wohlschmeckendes Frühstück. Dann erwartete ich ruhig, wie sich mein Schicksal gestalten werde. — Es war etwas nach zwölf Uhr Mittags, als ich in Zwischenräumen ein einförmiges abgebrochenes Geschrei hörte. Erfreut über die mir wohlbekannten Töne, bestieg ich den nächsten Felsen und erblickte in der Tiefe die beiden Indianer von gestern, welche ihre mit Excrementen beladenen Thiere nach dem nächsten Bergwerke trieben. Flugs eilte ich hinunter und beredete sie, mir für ein kleines Geschenk von Tabak ein Llama zu überlassen. Sie gingen auch willig mit mir, das Llama nahm mein Gepäck auf, und so verließ ich die verhängnißvolle Höhle. Hungrig und müde erreichte ich in Gesellschaft der Indianer das Bergwerk und setzte auf einem halb verhungerten Klepper meine Reise fort.

Die Puna wird von zahlreichen engeren oder weiteren Thälern durchschnitten, die mehrere tausend Fuß tiefer als die Hochebenen liegen und dadurch einen ganz eigenthümlichen Charakter annehmen. Diese Thäler werden im Besondern die Sierra, d. i. Säge, (vielleicht wegen ihrer ausgezackten Ränder) genannt. Wenn der europäische Reisende an der Küste von Peru die Gluth des tropischen Himmels und die schauerliche Oede der Sandwüsten kennen gelernt hat, oder wenn er in der Cordillera und Puna unter der scheitelrechten Mittagssonne vor Frost fast erstarrte und sich überall von einer fremdartigen Natur umgeben sah: dann empfindet er beim Hinabsteigen in die Thäler der Sierra eine unbeschreibliche Freude, indem er ein Klima und eine Pflanzenwelt findet, die heimathliche Erinnerungen wecken. In einer mittleren Höhe über dem Meere gelegen, wo durch die reine Atmosphäre der entnervende Einfluß der glühenden Tropensonne gebrochen ist, und durch zahlreiche Bergketten gegen die kalten Winde der Schneegebirge geschützt, vereinigt die Sierra alle Vorzüge eines milden Himmels. Es giebt hier nur zwei Jahreszeiten. Im October beginnt der Winter oder die Regenzeit; aber die Regen dauern selten mehr als zwei oder drei Tage hinter einander und die häufigen Gewitter wiederholen sich auch nicht täglich, wie in der Puna; sie werden wohl von Hagel, nie von Schnee begleitet. Im April tritt der Sommer ein und mit ihm eine fast ununterbrochene Reihe heiterer und warmer Tage. Die Nächte sind kälter als im Winter, die Mittagsstunden drückend heiß. Das regelmäßige und gemäßigte Klima begünstigt die Fruchtbarkeit des Bodens, dem der Fleiß der Einwohner einen reichlichen Ertrag abgewinnt. Außer dem Mais, einigen Knollengewächsen und der Quinoa*) baut man europäische Getreide- und Obstarten, so wie trefflich gedeihenden Luzernklee. Statt der auch

*) Chenopodium Quinoa, eine Art Melde, deren Blätter als Gemüse, wie Spinat, benutzt werden. Der mehlreiche Same wird von der ärmeren Volksklasse zu Brei, Chocolade und eine Art Branntwein (Chicha de Quinoa) verwandt. Die Pflanze wird 3 bis 4 Fuß hoch mit vielen blutrothen Aesten; Blüthen grün oder roth.

hier fehlenden Wälder erblickt man an den Felsabhängen nur ungeheure Cactusgewächse und wuchernde Agaven. Längs den Flüssen vereinigt sich eine 20 bis 25 Fuß hohe Weide (Salix Humboldtii) zu kleinen Gruppen; hin und wieder bilden auch niedrige Queñua-Bäume ein unbedeutendes Gebüsch. Zahlreiche Städte, Dörfer und Weiler schmücken diese Thäler, die noch mehr an Bedeutung gewinnen würden, wenn sie eine leichtere gegenseitige Verbindung unterhalten könnten. Aber um jedes Thal thürmen sich Gebirge auf, über die sehr mühevolle und gefährliche Wege hinziehen. Bald führen sie an schroffen Bergwänden hinauf und senken sich dann wieder mit steilem Abfall in die Tiefe, bald winden sie sich durch enge, mit zerstreuten Felstrümmern besäete Schluchten, oder leiten über die öden Hochebenen.

Die Bewohner der Sierra (Serranos) sind größtentheils Indianer, besonders in den kleineren Dörfern. In den Städten und größeren Dörfern herrschen die Mestizen vor; Weiße giebt es wenig. Der Europäer oder weiße Kreole ist in der Regel Kaufmann; der reiche Mestize ein fauler Güterbesitzer, der arme ein Taugenichts; der Indianer Ackerbauer oder Tagelöhner. — Die Kaufleute reisen jährlich zwei- bis dreimal nach Lima, um dort ihre Ankäufe zu machen. Hauptgegenstände sind: gedruckte und weiße Baumwollenstoffe, Wollzeuge, Klein-Waaren (Quincaillerie), Leder, Seife, Wachs und Indigo. Von letzterem wird sehr viel verkauft, da die Indianer fast alle ihre Kleider blau färben; auch von Wachs wird behufs glänzendster Erleuchtung der Kirchen bei den fast täglich sich wiederholenden religiösen Feierlichkeiten eine große Menge verbraucht. Die Eingeborenen bringen besonders wollene Ponchos und Decken, ungesponnene gefärbte Wolle, hölzerne Steigbügel, Sattelzeug und Hufeisen zum Verkauf. Letztere Gegenstände werden vorzüglich von den Maulthiertreibern der Küste erhandelt. Den Huf der Thiere pflegt man hier nach den vorräthigen Hufeisen zuzuschneiden. In ungeheuren Massen wird nach der Sierra Branntwein von Ica ausgeführt, dem die Indianer an Sonn- und Festtagen leidenschaftlich zusprechen. Als Scheidemünze hat man in mehreren Gegenden, z. B. in der Provinz Jauja, Hühnereier, indem

48 bis 50 Stück auf einen Thaler rechnet. Da sieht man denn auf dem Marktplatze, wie die Indianer für ein paar Eier Branntwein oder Indigo oder Cigarren kaufen. Diese Eier werden von den Kaufleuten in Kistchen verpackt und nach Lima gesandt. — Die reicheren Mestizen sind meistens Besitzer von Landgütern, deren Ertrag in den Bergwerken und größeren Städten abgesetzt wird. Da der Gewinn die Besitzer gewöhnlich ganz anständig nährt, so weihen sich diese einer fast unbegreiflichen Trägheit und ihren Vergnügungen. Den größten Theil des Tages stehen sie gruppenweis in ihre Mäntel gehüllt und unterhalten sich von den nichtssagendsten Dingen, oder sie versammeln sich zum Würfelspiel und den Hahnenkämpfen, die mit der größten Leidenschaft der Wetten betrieben werden. Den Hähnen werden immer scharfe Messer angebunden, und in jeder Stadt bilden sich zwei oft auch politisch verschieden gefärbte Parthien, die ihre Hähne gegen einander kämpfen lassen. — Mit dem Ackerbau beschäftigen sich ausschließlich die Indianer, die entweder ihre eigenen Felder haben, oder für kargen Lohn die der Mestizen bearbeiten. Im Februar kommen zuweilen heftige Nachtfröste, die dem Getreide sehr schaden und Mißernte und Hungersnoth veranlassen. Es werden daher in kalten hellen Februarnächten, die Frost befürchten lassen, Prozessionen durch alle Dörfer und Städte veranstaltet, um die Gnade des Himmels zu erflehen. Oft ertönen plötzlich um Mitternacht die Glocken und rufen die Bewohner zur Kirche, um sich zu solchen feierlichen Umzügen zu versammeln. Büßende, in Säcke gehüllt, durchziehen die Gassen und geißeln sich. Die Indianer schreien in ihrer Sprache Gebete, Gelübde und Verwünschungen zum Himmel auf, während ihre Kinder laut heulend umherlaufen, sich auf die Erde werfen und sich wie Verzweifelnde geberden. Stundenlang dauert der Tumult, der etwas ungemein Schauerliches hat, und erst mit dem grauenden Morgen zieht sich Jeder in seine Wohnung zurück. Die Zeit der Ernte wird immer mit geräuschvollen Vergnügungen gefeiert. Unter dem Klange von Trommeln, Geigen und Flöten wird das Getreide geschnitten; ungeheure Gefäße voll Chiche stehen zur freien Benutzung der Arbeiter da, die fortwährend betrunken sind und doch mit

den schwersten Lasten von Garben noch Tänze aufführen. Die reichliche Mahlzeit wird in mächtigen Kesseln auf dem Felde bereitet, und zum Essen setzen sich Alle in eine lange Reihe, je Einer zwischen die ausgespreizten Beine seines Hintermannes, was eine possirliche Scene abgiebt, da die meisten nicht mehr im Stande sind, sich aufrecht zu erhalten und sie daher bald seitwärts, bald nach hinten oder vorn umfallen und ihre Kürbisteller ausschütten. Der Weizen und die Gerste werden gleich auf den Aeckern in Haufen aufgeschichtet und durch Pferde, die man im Kreise darauf herumjagt, ausgedroschen. — Die Indianer in den größeren Dörfern und Städten beschäftigen sich oft mit Handwerken und erreichen darin einen hohen Grad von Vollkommenheit. Als Goldschmiede besonders verfertigen sie die geschmackvollsten und zierlichsten Arbeiten, wie man sie in den Hauptstädten Europas nicht besser findet. Die Gefäße und Figuren aus Silberdraht (filigranas), welche die Cholos von Ayacucho verfertigen, sind von jeher in Spanien berühmt gewesen. Die Eisen- und Lederarbeiten der Indianer in Jauja werden in ganz Peru sehr geschätzt und gesucht. In Cuzco widmen sich viele der Oelmalerei zur Ausschmückung der Kirchen; sie liefern freilich keine Meisterwerke, aber man darf nicht vergessen, daß diese Künstler ihre Bilder ohne alle Anleitung und überdies mit sehr rohen Materialien malen. In Tarma und den Umgebungen weben die Indianer Stoffe von vorzüglicher Feinheit; es giebt Ponchos von Vicuñawolle oder Zwirn, welche mit hundert bis hundert und zwanzig Thalern bezahlt werden und die feinsten europäischen Gewebe übertreffen, obgleich die Vorrichtungen dazu äußerst roh sind.

In Bezug auf das gesellschaftliche Leben fehlt den Serranos allerdings die feine Geschliffenheit der Bewohner von Lima, welche sich gern über ihre bald unbeholfenen, bald allzufreien Manieren lustig machen; auch ist ihre Sprache hart, unrichtig und mit zahlreichen Quichuawörtern gemischt. Aber der Fremde fühlt sich doch bald bei ihnen wohl; denn er genießt einer äußerst wohlthuenden treuherzigen Gastfreundschaft und wird gleich einem Familiengliede betrachtet. Wo er auch nur anklopft, wird er freundlich willkommen geheißen, und Monate lang kann er unter

einem gastlichen Dache verweilen. Nach kurzem Verweilen in einer Gebirgsstadt, ist man schon mit einer großen Zahl der Einwohner bekannt, da es sich der Hauswirth zur Pflicht macht, den Gast seinen Freunden vorzustellen und ihn zu allen Gesellschaften und Vergnügungen mitzunehmen. Die Serranos sind sehr gesellig und veranstalten bei der geringsten Veranlassung Landparthien oder Abendgesellschaften mit Gesang und Tanz. Die Hauptrolle spielt dabei der Branntwein, dem die Damen nicht weniger fleißig zusprechen, als die Herren. Unermüdlich ist man im Anerbieten und Empfangen von Gesundheiten, und da gewöhnlich für eine Gesellschaft von dreißig und mehr Personen nur drei bis vier Gläser vorhanden sind, so wandern diese ununterbrochen von Hand zu Hand und von Mund zu Mund. Bei der Menge von Branntwein, die in einem Abend getrunken wird, ist es nicht zu verwundern, wenn man am folgenden Morgen im Ballsaal betrunkene Tänzer oder Tänzerinnen auf dem Boden liegend findet. Dergleichen kommt selbst in den angesehensten Familien vor und gilt durchaus nicht für etwas Entehrendes, sondern liefert höchstens für ein paar Tage Stoff zu Neckereien. So viel thut Mangel an Bildung und Macht der Gewohnheit; denn im gewöhnlichen Leben ist der Serrano äußerst enthaltsam, und nur selten trifft man in den besseren Familien auf einen Trunkenbold. — Noch viel leidenschaftlicher, als die Weißen und Mestizen, lieben die Indianer die geistigen Getränke. Jedes ihrer sehr häufig wiederkehrenden Feste wird mit mehrtägigen wilden Trinkgelagen gefeiert, bei denen Branntwein und Chicha in Strömen fließt. In einigen Gegenden der Sierra bereiten die Indianer ihre Chicha auf eigenthümliche Weise. Statt die durch Feuchtigkeit zum Keimen gebrachten und an der Sonne gedörrten Maiskörner (Jova) zwischen zwei Steinen zu zerstampfen, zermalmen sie dieselben mit den Zähnen. Männer und Weiber versammeln sich zu dem Ende im Kreise um die aufgeschichtete Jova; Jeder nimmt eine Hand voll davon in den Mund, kaut sie fein und spuckt den Brei in ein dazu bestimmtes Gefäß. Diese Masse wird mit Wasser aufgekocht, der Gährung überlassen und bildet dann die sehr beliebte Chicha mascada (gekaute Chicha), die jeder anderen Art vorgezogen wird und in

der That auch besser schmeckt; ist man aber einmal Augenzeuge dieses ekelhaften Verfahrens gewesen, so kann man nicht ohne große Selbstüberwindung von dem dargebotenen Getränk kosten. Um die Chicha sehr stark und wohlschmeckend zu machen, wird sie in ein großes irdenes Gefäß gefüllt, ein mehrpfündiges Stück rohes Ochsenfleisch darein gelegt, dann mit Gyps luftdicht verschlossen und einige Fuß tief in die Erde vergraben. So läßt man sie mehrere Jahre stehn. Häufig vergräbt man ein solches Gefäß bei der Geburt eines Kindes und holt es erst bei der Verheirathung desselben wieder aus der Erde heraus. Das Getränk hat dann einen eigenthümlich angenehmen Geschmack, ist aber so stark, daß schon ein Glas voll berauscht.

Jedes Dorf hat seinen Schutzheiligen, dessen Tag immer mit großen Festlichkeiten begangen wird. Die Kosten für das Hochamt in der Kirche und die nöthigen Wachskerzen belaufen sich in größeren Dörfern auf drei bis vier hundert Thaler, in den kleinern immer auf mehr als hundert Thaler. Die Vergnügungen dabei bestehen in Tänzen und Stiergefechten. Die Tänze sind noch eine Fortpflanzung der monatlichen Tänze (Raymi), nach denen die Inkas ihre Zeitrechnung führten. Die Tänzer sind ganz so gekleidet, wie die alten Peruaner bei dergleichen Gelegenheiten, nämlich mit Federhelmen, Federponchos, Arm- und Fußspangen, Keulen, Holzschwertern, Köcher, Pfeil und Bogen. Auch die Musik ist noch die der Vorfahren: eine Art Rohrflöte und eine Handtrommel, bestehend aus einem über einen einfachen Reif gespannten Felle. Unter den unharmonischen Zusammentönen dieser beiden Instrumente und dem eintönigen Gesange von Quichua-Liedern werden anfangs jene feierlichen Tänze aufgeführt, mit denen die Inkas die Sonne verehrten, bald aber nehmen sie einen mehr heiteren Charakter an und verwandeln sich zuletzt in wilde Kriegstänze, die bei einer reichlichen Spende von Chicha häufig aus Scherz in Ernst verwandelt werden. Die Stiergefechte werden immer auf dem viereckig gebauten Hauptplatze abgehalten, der durch das Absperren der Straße mit Balken in eine Arena umgeschaffen wird. Diese barbarischen Schauspiele übertreffen noch die in Lima an Grausamkeit und Rohheit. Nachdem die Theilnehmer des Kampfes

in der Wohnung ihres Capitan, wie der Anführer heißt, gehörig in Branntwein und Chicha geschwelgt, stellt sich dieser zur bestimmten Stunde in einer alten spanischen Generalsuniform auf einem lächerlich aufgeputzten Pferde an die Spitze seiner betrunkenen Schaar und reitet in die Arena. Hier ergötzt er mit seinen Gefährten die Zuschauer durch allerhand Reiterkünste, bis die Pferde vor Müdigkeit fast zusammenbrechen. Dann wird der Stier aus dem Verschluß gelassen. Einige reiten vor und necken ihn eine Zeit lang, bis der Capitan eine Lanze ergreift und das Signal zum Tödten giebt. Sogleich stürzen sich alle Indianer zu Fuß und zu Pferd auf das Schlachtopfer und durchbohren es mit unzähligen Stichen. Unter Musik wird der Sieg gefeiert und die Kämpfer eilen zum Chichatopf, um neuen Muth zu trinken. Da sich die Indianer ganz betrunken und daher auch furchtlos dem Stier entgegenstellen, so giebt es unzählige höchst komische, aber auch gräßliche Scenen. So sah ich wie in Tarma ein Stier einem Indianer das Horn in den Leib rannte. Alle Zuschauer glaubten den Gespießten einem gewissen Tode geweiht, als dieser plötzlich anfing sehr behende die mit Thalern behängte Decke vom Rücken des Thieres zu lösen und sie in der Luft schwenkte, während er immer noch auf dem Horne des wüthenden Stieres schwebte. Das Horn war ihm nämlich, ohne ihn zu verletzen, unter dem breiten Gürtel zwischen der Brust und den Kleidern hineingedrungen. Sobald ein Stier fällt, eilen die Cholos zu ihm und trinken das aus den Wunden strömende Blut, indem sie glauben, der nachfolgende Stier rieche es und wage nicht, sie anzugreifen, obgleich ihnen die Erfahrung das Gegentheil hinlänglich beweist. Jedes Stiergefecht in der Sierra kostet das Leben von Menschen und Pferden, und oft ist die Zahl der Opfer sehr bedeutend. In Jauja sah ich, wie an einem Tage vierzehn Indianer und neunzehn Pferde schwer verwundet und getödtet wurden. Doch so etwas macht bei den Eingeborenen keinen Eindruck, und lachend sehen sie zu, wenn der Stier einem Cholo den Bauch aufschlitzt und ihm mit der Spitze des Hornes beim Weglaufen die Gedärme aus dem Leibe reißt. Zum Schlusse der Stiergefechte fangen die trunkenen Indianer gewöhnlich an zu zanken und

verwickeln sich dann bald in heftigen Kampf. Als ich der Feier der Santa Helena in Jauja beiwohnte, entspann sich unter den Indianern ein Streit, der sogleich einen ernstlichen Charakter annahm. Sie theilten sich in zwei Parteien, jede von ein paar tausend Mann, stellten sich in Schlachtordnung auf und fingen das Gefecht mit der furchtbaren Steinschleuder an. Die Weiber trugen den Kämpfenden Steine zu, feuerten sie durch Geschrei und Chicha zum Streite an und schleppten die Gefallenen weg. Es war ein fürchterlicher Anblick, als diese wilden Horden bald handgemein wurden, sich mit Knüppeln und Messern niedermetzelten und fortwährend schauderhafte Drohungen ausstießen.

Auch andere religiöse Feierlichkeiten begehen die Indianer der Sierra auf eigenthümliche Weise. In der Mitternachtsmesse am Weihnachtsabend ahmen sie in der Kirche die verschiedensten Thierstimmen nach. Da hört man Vögel singen, Hähne krähen, Esel schreien, Schafe blöken, so täuschend, als ob sich wirklich diese Thiere im Tempel vereinigt hätten, um ihre Freude kund zu thun. Nach dem Gottesdienst ziehen während der ganzen Nacht Weiber mit aufgelöstem Haar umher und tragen in der Hand eine Stange, an deren oberen Ende vier bis fünf Stäbchen mit flatternden Papierstreifchen befestigt sind; von den Tönen einer Harfe, Flöte und Geige begleitet, singen sie schöne Melodien und tanzen, indem sie mit ihrer Stange den Takt dazu schlagen. Am Weihnachtstage selbst erscheinen die sogenannten Negritos: Indianer mit rothen, reich mit Gold- und Silberfäden durchwirkten Hemden, weißen Hosen, einem Hut mit einer wallenden schwarzen Feder und einer abscheulichen Negerlarve. In der Hand trägt Jeder einen buntbemalten Flaschenkürbis, in welchem die trockenen Kerne herumrollen, womit er den Takt zu den sehr melodischen Liedern schlägt. Je vier und vier führen die Tänze der Guinea-Neger auf, die sie in allen Stücken nachahmen. Drei Tage und drei Nächte durchziehen sie die Straßen und erpressen sich überall Branntwein und Chicha. — Am Neujahrsmorgen kommen die Coreobados. In graues Wollenzeug gehüllt, einen alten Vicuñahut auf dem Kopf, einen Pferdeschwanz im Nacken, eine langbärtige Fratzenlarve vor dem Gesicht und in Polterschuhen, reiten sie unter

dem Schalle der wunderlichsten Musik auf langen Stecken herum, indem sie alles, was sich im Laufe des Jahres in den verschiedenen Häusern zugetragen, vor den Thüren derselben absingen, wobei ihnen besonders die ehelichen Streitigkeiten reichen Stoff geben. Dies Vergnügen dauert zwei Tage und endet mit Saufgelagen, häufig mit Todtschlag.

Um den an Götzendienst gewöhnten Indianern die christliche Religion faßlicher zu machen, suchten die ersten spanischen Mönche ihnen einzelne Scenen aus dem Leben Jesu in einer Art Schauspiel darzustellen. Diese religiösen Komödien haben sich in den meisten Dörfern der Sierra noch erhalten. Am Palmsonntag wird eine von einem Fohlen begleitete Eselin, die ein Christusbild auf dem Rücken trägt, in großer Prozession auf dem Hauptplatz herumgeführt und mit Palmzweigen beworfen; die Indianer wetteifern, ihre Ponchos auf der Erde auszubreiten, damit das Thier darüber gehe. — Am Charfreitag wird des Nachmittags um zwei Uhr in einiger Entfernung vom Altar ein Christusbild mit drei großen silbernen Nägeln an das Kreuz geschlagen und ihm eine reiche silberne Krone auf's Haupt gesetzt; an jeder Seite steht ein Kreuz mit einem Missethäter. Des Abends um acht wird die Ceremonie der Kreuzesabnahme durch vier in weiße Gewänder gehüllte Priester vollzogen. Dabei sieht man auf einem großen Gerüst die Jungfrau Maria in Trauerkleidern mit einem weißen Kopftuch. Ein Priester erläutert in einer langen Rede die Bedeutung der Scene und sobald der erste dumpfe Hammerschlag auf den Nagel der Christushand gehört wird, so ertönt durch die ganze Kirche der tausendfältige Angstruf: Erbarmen! Erbarmen! (misericordia! misericordia!) und ein schauerliches herzzerreißendes Klagegeschrei. Ein Priester überbringt den Nagel der Jungfrau Maria, und so wie er sich derselben nähert, geht sie ihm, durch einen Mechanismus bewegt, entgegen, empfängt den Nagel mit beiden Händen, legt ihn in eine silberne Schale, trocknet sich die Thränen und kehrt auf ihr Gerüst zurück. Dasselbe wiederholt sich, wenn ihr die übrigen Nägel und die Krone gebracht werden. Das ununterbrochene Schluchzen und Heulen der Anwesenden steigert sich zum durchdringendsten Schmerzensschrei besonders dann, wenn die

vier Priester den Leichnam der Jungfrau übergeben, die wiederum heftig zu weinen anfängt. In diesem Augenblicke schließt der Geistliche seine Predigt, und das Christusbild wird in ein auf's schönste mit Blumen geschmücktes Grab gelegt, welches mit der Jungfrau in Prozession durch alle Straßen getragen wird. Dieser nächtliche Umzug, von vielen tausend Wachskerzen umschimmert, und die herrlich erleuchteten wundervoll bekränzten Traggerüste gewähren einen überaus feierlichen Anblick. Während der Prozession errichten die Indianer der Kirchenthür gegenüber zwölf Blumenbogen und legen zwischen je zwei einen Blumenteppich, auf dem mit unglaublicher Schnelligkeit die geschmackvollsten Figuren, Arabesken, Landschaften und Thiere, in der schönsten Auswahl der Farben aus Blumen gebildet werden. Wenn die Prozession zurückkehrt, wird die Jungfrau unter diesen Blumenbogen hindurch getragen und in der Mitte abgesetzt. Dann singen Frauen einige leise Lieder mit Harfenbegleitung und kehren endlich mit dem Traggerüst in die Kirche zurück, wo sie das Grab während der Nacht bewachen. Am folgenden Morgen um vier Uhr wird auf dem Platz vor der Kirche Judas erhängt. Es ist eine Figur in Lebensgröße aus Papier und mit Raketen und Schwärmern gefüllt. Sehr häufig stellt sie mit täuschender Aehnlichkeit irgend einen verhaßten Bewohner des Dorfes vor. Unter Freudengeschrei und Tänzen zünden die Cholos die Lunte an und ergötzen sich am Zerplatzen ihres Feindes.

Die Städte und Dörfer der Sierra sind ziemlich nach demselben Plan gebaut. In der Mitte befindet sich ein großer Platz, der auf drei Seiten von Häusern umgeben wird, unter denen immer das Regierungsgebäude und das Gefängniß ist; die vierte Seite nimmt die Kirche ein. Von diesem Platze streichen in grader Richtung acht mehr oder weniger breite Straßen ab, die von andern rechtwinkelig durchschnitten werden. Die meistentheils zweistöckigen Häuser sind geräumig aus Luftziegeln gebaut, mit Feuerziegeln gedeckt und von einem großen Hofe umgeben. Von den Kirchen haben nur einzelne in den größeren Städten ein angenehmes Aeußeres und eine reiche innere Ausschmückung. Die kleineren Indianerdörfer sind, wie überall, armselig und schmutzig, sind aber wegen des kalten Klimas we-

niger von Ungeziefer heimgesucht. — Die Sierra ist bei weitem der bevölkertste Theil von Peru. An beiden Ufern der Flüsse, welche die fruchtbaren Thäler durchfurchen, reihen sich Dörfer an Dörfer und bieten oft einen überraschend schönen Anblick dar. Auch beweist die Bebauung der Felder den Fortschritt der Cultur. Den Mittelpunkt für die Förderung der Geistes-Cultur und der Ausbreitung des Christenthums unter den Indianern bildete seit 1725 das Kloster von Acopa, in dem schönen Thale, welches sich zwischen Jauja und Huancayo neun Leguas lang ausdehnt. In den Stürmen der Revolution mußten die Mönche fliehen (1820) und ihre äußerst werthvollen literarischen Schätze wurden zerstreut. In neuerer Zeit hat sich das Kloster mit neuen Bewohnern bevölkert; aber der friedliche Geist und der heilige Eifer, der die alten Mönche beseelte, ist nicht zurückgekehrt. Nur wenige der neuen Ankömmlinge haben den Muth gehabt, in die verlassenen Missionen vorzudringen; andere haben das Kloster unter mancherlei Vorwänden verlassen, und so steht dies Collegium, einst die Bewunderung von ganz Südamerika, vielleicht bald wieder verlassen und verödet da.

Von der Sierra aus gelangt man auf zwei Wegen zur Ostabdachung der Anden. Der am wenigsten gangbare führt längs der wilden Flüsse, welche diese Gebirgskette durchbrechen, der andere über ihren Rücken. Kaum hat man diesen überschritten und ist nach Osten einige hundert Fuß tiefer hinabgestiegen, so eröffnet sich wiederum eine ganz verschiedene Natur; denn schon zeigt sich hier eine ziemlich reiche Vegetation, die mit jeder zurückgelegten Meile an Größe oder Fülle zunimmt. Der Weg geht über die scharfen Gebirgskämme (Cuchillas, d. i. Messer) der vielen ostwärts auslaufenden Seitenarme der Binnen-Cordillera und führt stufenweis in die dichten Urwälder hinab, die sich im Osten am Fuße der Anden ausdehnen. So lange er sich noch über die mit niedrigen Forsten bekränzten Gebirgsrücken hinzieht, ist er leicht gangbar; so wie er sich aber in die Tiefe senkt, ist er mit den gefahrvollsten Mühseligkeiten verbunden. Fast überall hat man natürliche Gänge benutzt, durch welche der Pfad leitet, meistens von Wasser ausgehöhlte Schluchten oder Erdschlipfe. Wo die Natur den Menschen zur Herstellung einer

Verbindung genöthigt hat, ist es nur auf eine äußerst unvollkommene Weise geschehen. Den sprechendsten Beweis dafür liefern die sogenannten Barbacoas oder Luftbrücken. Unterbricht nämlich den Weg ein schmaler Erdschlipf oder ein nicht zu umgehender Fels, so werden auf der einen Seite wagerecht in die Erde oder in die Felsritzen drei bis viertehalb Fuß lange Pfähle eingerammelt, kreuzweis über diese einige starke Aeste gebunden und der Zwischenraum mit mattenartig geflochtenen Baumzweigen oder Rohren ausgefüllt. Auf das Ganze wird eine Schicht von Erde oder Moder geworfen, und die Brücke ist fertig. Nur selten wird unter dieser Barbacoa zur Hälfte ihrer Breite eine Mauer von großen Steinen aufgeführt. Bedenkt man, daß auf der einen Seite ein steiler Felsen oder ein fast senkrechter Bergabhang mit losem Gerölle ist, auf der andern aber ein tiefer Abgrund sich eröffnet, so wird man dem Reisenden leicht verzeihen, wenn er mit einem geheimen Schauder diese Brücke betritt, die, nur an einer Seite befestigt, größtentheils frei in der Luft schwebt, beim Betreten aber ächzt und schwankt. Oft sind die Barbacoas so sehr ausgetreten, daß die Maulthiere mit den Füßen durch die Erd- und Rohrschicht durchfallen, und indem sie sich anstrengen, dieselben zurückzuziehen, über den Rand der kaum drei Fuß breiten Brücke hinüberstürzen und in der Tiefe zerschmettern. Häufig folgt die durch die heftigen Bewegungen der zappelnden Thiere aus den Fugen gerissene, schlecht befestigte Barbacoa nach. Die Indianer ahmen beim Bau dieser Brücken der großen Lehrerin Natur getreu nach. Denn die kleinen knorrigen tiefbeasteten Bäume dieser Berg-Region haften mit ihren Wurzeln kaum zur Hälfte in der Erde, während sich die andere Hälfte über der Erde wegwindet, die Wurzeln oder Aeste eines Nachbarn ergreift und, sich innig mit ihm verbindend, eine schwebende Brücke bildet, die von üppig wuchernden Schlingpflanzen durchwoben und verstärkt zu einem undurchdringlichen Netze wird. Alle Bäume und Sträucher sind mit zahllosen Schmarozern bedeckt. Ueberhaupt liegt hier in der Pflanzenwelt eine unermeßliche Fülle und Abwechselung, aber ohne aufstrebende Entwickelung. Nur wenige Fuß über den Boden erhaben, umfassen sich Bäume, Sträucher, Ranken, Gräser in buntem Gewirrre, sich

wärmend, schützend oder erdrückend. Die Kälte der Nacht scheint hinderlich einzuwirken auf die Höhenentwickelung der Pflanzen, zu der sie durch die große Bodenfeuchtigkeit und Tageshitze angewiesen werden.

Je tiefer man den Ostabhang hinunter steigt, desto beschwerlicher wird der Weg. Lange Strecken führt er in schmalen Klüften, die während der Regenzeit von den Wassern ausgefressen werden. Ihr Grund ist durch Löcher zerrissen und naß, die Seitenwände so sehr genähert, daß stellenweis der Reiter seine Füße nicht an den Seiten des Thieres herunterhängen lassen kann, sondern sie längs dessen Hals nach vorn hin strecken und sogar die großen hölzernen Steigbügel losschnallen muß. Häufig bilden dicke Baumwurzeln über diesen engen Schluchten ein so dicht verwobenes Dach, daß der Reisende sich plötzlich in einem nur matt von spärlichen Lichtern erhellten natürlichen Tunnel sieht. Das Zusammentreffen von Lastthieren in diesen Hohlwegen giebt oft zu blutigen Auftritten Anlaß. Die Thiere der schwächern Parthei müssen dann abgeladen und oft weit zurückgeführt werden. Ich stieß einst in einer solchen Schlucht auf einen schwerbeladenen Esel, der vom Gebirg herunterkam. Noch ehe ich Zeit hatte vom Pferde zu springen, drängte das störrische Thier mit aller Gewalt von oben herunter und warf mein Pferd rücklings bergab, so daß ich weit weg geschleudert wurde. Ein andermal konnte ich dem nämlichen Schicksal nur durch das Todtschießen des entgegenkommenden Esels entgehen. Auf langen Strecken haben die Indianer treppenartig große Steine gelegt. Jede Stufe ist schmal und von der andern anderthalb bis zwei Fuß entfernt. Da die Maulthiere nur zwei Füße auf eine Stufe setzen können, so müssen sie, während sie mit den Hinterfüßen auf der ersten sind, mit den vordern auf die dritte springen, um die hintern auf die zweite zu setzen. Bei diesem Manöver streckt sich das Thier lang aus, und der Reiter muß sich jedesmal ganz auf den Rücken legen, um nicht durch den heftigen Ruck kopfüber geworfen zu werden. Es ist eine wahre Tortur fünf bis sechs Stunden ununterbrochen solche Treppen hinunter zu reiten, und man verläßt seinen Sitz zuletzt wie gerädert. Wollte man hinter dem Maulthier zu Fuß gehen, so

müßte man darauf gefaßt sein, daß jenes entweder Reißaus nimmt und in weiten Sprüngen mit Abwerfung des Gepäckes bergab jagt, oder es steht auch wegen seines störrischen Naturells ganz still und ist durch kein Mittel vorwärts zu bringen, bis der Reiter wieder im Sattel sitzt. — Nicht weniger unangenehm sind die steilen Abhänge mit lehmigem Grunde zu passiren, wo die Maulthiere nirgends sicher auftreten können und bei jedem Schritt ausgleiten. Sie wissen sich jedoch dadurch zu helfen, daß sie die Hinterfüße den vorderen näheren, den Hinterkörper senken und so halb stehend, halb mit dem Hintertheil aufsitzend, pfeilschnell die glatte schiefe Ebene hinunterrutschen. Nicht immer aber glückt eine solche Rutschpartie, und es sind nicht selten Beispiele vorgekommen, daß Thier und Reiter dabei tödtlich verletzt wurden. — Endlich ist auch ein großes Hinderniß für den Reisenden in diesen engen zerklüfteten Wegen die Menge der vor Hunger und Müdigkeit umgekommenen Lastthiere, die den Pfad zuweilen ganz versperren. Oft muß man des Tags über ein Dutzend solcher Cadaver hinwegreiten, vor denen die meisten Pferde oder Maulthiere zurückscheuen. Die Indianer räumen sie erst weg, nachdem sie von den Aasgeiern und Ameisen zu Skeletten gefressen wurden. — Zu alle dem kommt noch die Unwirthlichkeit der Gegend. Selten trifft der Reisende eine Quelle, noch seltener Futter für sein Thier oder Nahrung und Obdach für sich selbst, da die menschlichen Wohnungen sehr weit, oft 25 bis 30 Stunden, auseinander liegen. Man muß daher sein Nachtquartier in einer Höhle suchen oder sich aus Baumzweigen ein nothdürftiges Laubdach zum Schutz gegen den häufig strömenden Regen verfertigen. Dabei findet man mitten im Baumlabyrinth kein Stückchen brennbares Holz, um sich am Feuer zu erwärmen, weil alles schwer von Wasser durchzogen ist.

Auf dem beschriebenen beschwerlichen Wege gelangt man endlich in die Montaña (anja). So heißen die Urwälder, die sich durch das ganze Land von Norden nach Süden längs des östlichen Fußes der Anden erstrecken. Die etwas höher liegenden, wo die Zwischenräume der Bäume dicht mit Gebüsch und Schlingpflanzen verwachsen sind, nennt man schlechtweg „Montaña“, diejenigen, welche frei davon sind, heißen „Montañas reales“

(eigentliche Montañas). Letztere machen den Eindruck eines uralten Eichenwaldes. — Die Entfernung vom Kamm der Anden bis hieher beträgt in einigen Gegenden sechs bis acht sehr lästige Tagereisen; in andern verläßt der Reisende frühmorgens die schneebedeckte Puna-Hütte und bei Sonnenuntergang kann er am bebauten Rande der jungfräulichen Wälder selbstgepflückte Ananas und Bananen genießen. In wenigen Stunden durchschreitet man da die entgegengesetztesten Klimata der Erde und verfolgt mit Vergnügen die fortschreitende Entwickelung der Pflanzenwelt von der Flechte, die sich mit hundert langen dürren Armen an der kahlen Felswand festklammert und von den kümmerlichen strohgelben Gräsern der einförmigen Hochebene, bis zu den großblumigen Magnolien, den ungeheuer dicken tausendjährigen Bäumen und den himmelanstrebenden Riesenpalmen.

Die meisten der peruanischen Montañas sind nur spärlich von christlichen Indianern bewohnt, die entweder selbst ihre Felder bebauen oder für Tagelohn in den größeren Plantagen arbeiten. Die Erzeugnisse dieser letzteren bestehen vorzüglich in Zucker, Kaffee, Mais, Coca, Tabak, Apfelsinen, Bananen und Ananas, die nach der Sierra ausgeführt werden. Das Sammeln von Chinarinde, Balsam, wohlriechendem Harz, Honig und Wachs beschäftigt ebenfalls eine große Anzahl von Indianern. Die Plantagen sind gewöhnlich auf einer Anhöhe angelegt, aus lehmbeworfenem Rohr gebaut und mit Stroh oder Palmblättern gedeckt. Rings um die Gebäude liegen die nach der Beschaffenheit des Bodens cultivirten Felder. Die Kaffeestauden umgeben meistentheils die Wohnungen; die Fruchtbäume stehen alleenartig längs der Maisfelder; an sumpfigen Stellen wächst das Zuckerrohr; um die Brunnen und Flüßchen wuchern die Bananenstöcke; auf trocknen heißen Abhängen reihen sich die Ananas, und am weitesten vorgeschoben in den engen heißen Schluchten ziehen sich die Cocafelder hin. Da sowohl die Feuchtigkeit der Luft, als die zahllosen Insecten, Mäuse und Beutelratten den Vorräthen leicht verderblich werden, so sucht man dieselben möglichst bald abzusetzen, wodurch ein lebhafter Verkehr zwischen den Montañas und der Sierra stattfindet.

Die Indianer, von denen wir bisher gesprochen, werden

als christliche strenge von den wilden Indianern (Indios bravos) unterschieden. Letztere gehören unzähligen Stämmen an, von denen jeder seine eigenen Gebräuche und seine Religion, die meisten auch ihre eigene Sprache haben. Diejenigen, welche die Montañas von Südperu bewohnen, sind völlig unbekannt, denn undruchdringliche Wälder scheiden sie von der civilisirten Welt. In Mittelperu sind die wilden Stämme am meisten gegen die christlichen vorgeschoben, nämlich in der Montaña de Huanta die Iscuchanos, in der Montaña de Vitoc die Chunchos. Die Iscuchanos treiben zeitweise Tauschhandel mit den Bewohnern der Huanta, dann treten aber wieder lange Perioden der Feindseligkeiten ein. Die Chunchos sind weit gefährlicher und bilden einen der furchtbarsten wilden Stämme. Sie bewohnen den südlichsten Theil der sehr ausgedehnten, aber noch in tiefer Dunkelheit ruhenden Pampa del Sacramento. Ihre Grenznachbaren sind die blutdürstigen Campes oder Antes. Neben diesen leben die durch ihren diebischen verschmitzten und mordsüchtigen Charakter übel berüchtigten Pirras. Längs des Flusses Pachitea lebt der Stamm der Casibos, der furchtbarste Feind aller umliegenden Nationen, mit denen er beständig Krieg führt und kein Mittel scheut, sie zu vernichten. Allen Nachrichten zufolge sind sie, wie die Antes und Chunchos, noch Menschenfresser und machen ihre Kriegszüge, um Gefangene zum Essen zu erobern. Wenn nach der Regenzeit die Pirras und andere Stämme in die westlichen Wälder auf die Jagd ziehen, so fallen sie gewöhnlich in die Hände der Casibos, die mit der täuschendsten Aehnlichkeit die Stimmen der Waldthiere nachahmen, so den Jägern hinterlistig Fallen legen und sie dann als Schlachtopfer nach Hause schleppen. Werden sie selbst besiegt und müssen sie bei anderen Nationen als Sclaven dienen, so bleiben sie doch wegen ihrer Falschheit und ihres Blutdurstes höchst gefährlich, und der Herr ist nie sicher, gelegentlich von seinem Diener aufgefressen zu werden. Bei den Casibos herrscht noch die fürchterliche Sitte, daß sie Männer ihres eigenen Stammes todtschlagen und verzehren. Die nächsten Verwandten werden zu einem solchen Mahle eingeladen und ihnen die wohlschmeckendsten Theile, als Ohren, Nasen, Hände und Füße vorgesetzt. Die Weiber verschonen sie,

da sie in dem Fleisch derselben etwas Unreines sehen und dasselbe für giftig halten. — Von den zahlreichen Stämmen, welche die ausgedehnten Wälder zwischen Sarayacu und dem Marañon bewohnen, leben die wenigsten in freundschaftlicher Beziehung zu einander, sondern jeder Stamm ist mit seinen Nachbaren fast immer im Krieg, um Gefangene zu machen und diese entweder als Sclaven zu gebrauchen oder einzutauschen, oder sie aufzufressen.

Die Lebensweise aller dieser Indianer ist so ziemlich dieselbe. Krieg und Jagd im Sommer, Verfertigung von Waffen im Winter sind die Beschäftigungen der Männer. Die Weiber pflegen der Männer, bebauen das Feld, trocknen Vorräthe, fischen, indem sie narkotische Pflanzen zerstampfen und in den Fluß werfen, wodurch die Fische betäubt auf die Oberfläche kommen und leicht ergriffen werden, fangen Schildkröten, weben und kochen. Die Kleidung ist sehr einfach. Bei einigen Stämmen tragen die Männer ein ärmelloses Hemde, die Weiber einen vom Gürtel bis zu den Knieen reichenden Rock. Die baumwollenen Stoffe sind meistentheils weiß, blau oder roth gefärbt. Viele Stämme malen sich blos ein Kleid. Die Gewohnheit, die Ohren, die Nase und Unterlippe zu durchbohren ist sehr gebräuchlich. Pfeil und Bogen sind die Hauptwaffen auf der Jagd. Im Kriege bedient man sich außerdem noch der Keulen und einer Art hölzerner Schwerter. Bei vielen Indianern ist auch das Blasrohr, die Pocuna, eine sehr gewöhnliche Jagdwaffe. Es mißt 8 bis 10 Fuß und wird aus langem Rohr oder jungen ausgehöhlten Palmen gefertigt. Die dazu gehörigen kleinen Pfeile sind fast alle vergiftet, da sonst die Wunde zu unbedeutend sein würde, selbst um einen kleinen Vogel zu tödten. Das Pfeilgift pflegt unter geheimnißvollen Ceremonien gebraut zu werden. Die Hauptbestandtheile sind einige Giftpflanzen und Abkochungen aus den Blättern eines sehr scharfen Tabaks. Auch nimmt man dazu die schwarze sehr giftige Ameise, so wie die Zähne der furchtbaren bunten Rautenschlange (Lachesis picta). Die Wirkung des Pfeilgiftes ist sehr heftig und schnell. Menschen und größere Säugethiere sterben in höchstens vier bis fünf Minuten nach der Verwundung, kleinere Thiere und Vögel

schon in zwei Minuten. Das Blasrohr treibt diese verderblichen Pfeile mit ziemlicher Sicherheit in eine Entfernung von 32 bis 36 Schritt; die Spitze der Pfeile ist gewöhnlich eingeschnitten, damit sie in der Wunde leicht abbrechen.

Die Indianer aller Stämme wohnen nur selten in Dörfern, meistens in zerstreuten Waldhütten. Eine Regierungsform ist bei ihnen gänzlich unbekannt. Sprache, Sitten und Waffen vereinigen eine Anzahl zu einem Stamme, aber nicht zur Unterthänigkeit gegen irgend eine freiwillig erwählte oder aufgedrungene Obermacht. Bei Einigen sind indeß entweder die Aeltesten oder die Tapfersten die bald öffentlich, bald stillschweigend anerkannten Anführer. Nur bei einzelnen Stämmen achtet man das Alter, bei anderen werden die Greise todtgeschlagen. Bei ihren Festen fließen in ungeheurer Menge berauschende Getränke, die man aus einer Batate (Yucca) oder Palmenfrüchten bereitet. Wilde Tänze begleiten gewöhnlich die mit blutigem Gemetzel endenden Trinkgelage. Die Heirathen geschehen bei Einigen unter schmerzhaften Ceremonien für die Braut, bei Anderen unter Hunger- und Marterkuren für den Bräutigam. Bei mehreren Stämmen werden die Jungfrauen als Preise ausgesetzt und die jungen Männer müssen unter einander auf Leben und Tod für sie kämpfen. Die sonderbare Gewohnheit vieler brasilianischen Indianer, daß sich der Mann bei der Niederkunft seiner Frau in's Bett legt und sich ein paar Wochen verpflegen läßt, herrscht bei allen wenig kriegerischen Stämmen des westlichen Ucayali. Bei diesen und bei den Anwohnern des Flusses Santa Catalina wird die Geburt eines Kindes feierlich begangen. Die Aeltesten des Stammes versammeln sich und empfangen das Kind, das wiederholt angeblasen wird, um die bösen Geister und Krankheiten zu vertreiben. Dann erhält es den Namen eines Thieres, als Tapir, Hirsch, Eichhörnchen, Adler, Falk ꝛc. und die Zeugen graben mit einem Holzstift einige sinnbildliche Zeichen auf ein paar Blätter, die sorgsam aufbewahrt und beim Tode des Betreffenden neben ihn gelegt werden. Die Todten werden in den Hütten begraben, und die Angehörigen, nachdem sie ihren Schmerz durch Zerreißen der Kleider und dreimaliges Wehegeheul bezeugt haben, verlassen

die Stätte, um sich in einer entfernten Gegend wieder anzubauen. Alles Hausgeräth des Verstorbenen wird zerschlagen, aber seine Waffen und Ackergeräthe werden mit ihm beerdigt in der Ueberzeugung, er werde dieselben an seinem künftigen Wohnort brauchen. Hie und da herrscht die Sitte, daß der älteste Sohn seinem gestorbenen Vater ein Stück von der Ferse schneidet und als Heiligthum immer um seinen Hals trägt. Einigen dieser rohen Völkerschaften geht alle Ehrfurcht vor den Todten ab und sie werfen dieselben unbeerdigt zum Fraß der Raubthiere in den Wald. Alle stimmen jedoch in dem Glauben an eine Fortdauer nach dem Tode überein. Sie schaffen ihren Verstorbenen neue Körper. Bald meinen sie, daß sie schöne vollkommene, an einem schöneren Ort lebende Menschen werden; bald aber hüllen sie dieselben in Thiergestalten ein, indem Jeder in ein seinem Charakter entsprechendes Thier verwandelt wird, also etwa der Blutgierige in einen Tiger, der Mürrische in einen Bär, der Neidische in einen Affen. Alle Indianer glauben auch an das Dasein höherer Wesen, welche sie in gute und böse theilen. Die ersteren verehren sie aus Dankbarkeit, die letzteren aus Furcht. Gewisse Sternbilder sind ihnen freundliche Erscheinungen; andere betrachten sie mit geheimem Grauen. Die Sonne wird von Allen freudig verehrt, den blassen Mond betrachten sie hingegen mit scheuer Verehrung. Donner, Blitz und schädliche Winde schreiben sie dem Einfluß böser Geister zu. Aber nicht blos bei den Naturerscheinungen, sondern auch bei allen Thieren, Pflanzen und Steinen sehen sie das Walten gutartiger oder feindseliger Mächte, unter deren Einflusse auch jeder Gedanke, jedes Wort und jede Handlung des Menschen steht, so daß eine Freiheit des Willens nicht möglich ist. Keine von allen diesen Völkerschaften scheint noch zu der Vorstellung gelangt zu sein, daß ein Wille die ganze Natur nach unabänderlichen Gesetzen regiert; der Glaube an einen Gott liegt ihnen fern. — Am Ucayali, an der Grenze dieser Stämme, findet sich die einzige christliche Mission, Sarayacu, die Peru gegenwärtig noch besitzt. Sie wurde im Anfange des 17. Jahrhunderts gegründet und hat sich allein in allen schweren Stürmen der wild bewegten Zeiten erhalten, während alle übrigen Missionen untergingen.

Sie hatte aber auch das seltene Glück, immer von trefflichen Männern geleitet zu werden, die als ächte Priester von Gottes Wort die Religion in Liebe und Sanftmuth predigten und durch ihr Beispiel unterstützten. Als treue Väter ihrer Schüler erschienen sie durch ihr reines Leben und ihre aufopfernde Hingebung den rohen Indianern als Wesen höherer Art, und so wurde es möglich, daß diese Kirche, welcher seit langen Jahren der ehrwürdige Franziskaner Manuel Plaza, ein fast hundertjähriger Greis, vorsteht, sich erhielt, während ringsumher feindliche Nationen auf der tiefsten Stufe der Menschheit wüthen. Manuel Plaza ist der einzige von 59 gleichzeitig mit ihm an den Ucayali gesandten Glaubensboten, welcher der mörderischen Hand der Indianer entging und mit segensreichem Erfolg seine Aufgabe erfüllen konnte.

Sechstes Kapitel*).

Nachdem ich wieder in Lima angekommen war, richtete ich meine Augen auf die Republik Ecuador (Aequator) oder Quito und schiffte mich zu dem Ende in Begleitung eines hohen Beamten zu Callao nach Guayaquil ein.

Es war spät abends, als wir der Stadt Guayaquil gegenüber vor Anker gingen, und hier bot sich uns ein äußerst glänzendes Schauspiel dar. Die lange Häuserreihe an der Flußseite zeigte eine doppelte Reihe von Lichtern, indem sowohl die Buden im Erdgeschoß, als die Wohnzimmer im ersten Stockwerk erleuchtet waren. Dahinter erhoben sich die Häuser der alten Stadt, eins über das andere, während die vielen vor Anker liegenden oder den Fluß hinabgleitenden Flöße, die Feuer am Bord angezündet hatten, einen nicht minder schönen Anblick gewährten. — Guayaquil ist der Hafen von Quito und zählt etwa

*) Das Folgende entnehmen wir aus der erwähnten älteren, im Juni 1808 unternommenen Reise des Amerikaners Stevenson.

24,000 Einwohner. Die Stadt wird durch den gleichnamigen Fluß getheilt, über welchen eine 1600 Fuß lange Brücke führt. Die Neustadt dehnt sich eine halbe Stunde weit am Ufer auf einer Ebene aus und stößt mit ihrem nördlichen Ende an die theilweis auf einem Hügel erbaute Altstadt. Die oberen Stockwerke der Häuser haben lange Balcons, die mit segeltuchenen Vorhängen versehen sind, um die brennenden Sonnenstrahlen abzuhalten. Ausgezeichnete Gebäude giebt es nicht; aber die Wohnungen sind in der Regel geräumig, bequem und von nettem Ansehn. Da sie sämmtlich aus Holz erbaut sind, so haben hier schon oft sehr verderbliche Feuersbrünste gewüthet. Die Kirchen sind ebenfalls aus Holz und haben ein einfaches Ziegeldach. An hohen Festtagen ist es Sitte, daß Leute mit Trommeln und Trompeten auf die Glockenthürme gehen und allerhand Märsche und Tänze in Begleitung des Geläutes der Glocken aufspielen, die nach chinesischer Weise mit Hämmern oder Steinen geschlagen werden. In den Straßen der Stadt zeugt Alles von rührigem Leben. Der Fleischmarkt ist nur mittelmäßig ausgestattet, desto reichlicher der Obstmarkt. Ungeheuer große Wasser- und andere Melonen, Orangen, Limonien, Citronen, Tamarinden, Kokosnüsse giebt es im Ueberfluß. Statt des Brotes werden als Hauptnahrung für die niederen Volksklassen und die Schiffer außerordentlich große Haufen der Paradiesfeigen, Früchte des Pisang, verkauft. Große Kanots und Flöße mit einer Ladung von 5 bis 600 Bündel dieser Feigen kommen tagtäglich zur Stadt. Man füttert damit auch das Federvieh und die Schweine. Als Ausfuhrartikel ist das bedeutendste Erzeugniß dieses Theils von Südamerika der Cacao. Behufs Anlegung einer Pflanzung werden die Cacao-Bohnen frisch aus den reifen Schoten genommen, in 14 bis 15 Fuß von einander entfernten Reihen eingesenkt und mit Pisangblättern überdeckt, um den Bohnen die Feuchtigkeit zu erhalten und die zarten Sprößlinge vor zerstörenden Regengüssen zu schützen. Auch pflegt man zwischen die Reihen noch andere junge Pflanzen einzustecken, um den Cacao-Gewächsen den nöthigen Schatten zu geben. Die Blüthe des Cacao ist weiß. Die etwa drei Zoll lange Fruchtkapsel gleicht der Melone. Sie hat eine gelbe Farbe und enthält in fünf

Reihen 20 bis 40 Bohnen, die sich in einem klebrigen weißlichen angenehm säuerlichen Mark befinden. Ein anderer Handelsartikel ist Bauholz, welches viel nach Peru ausgeführt wird. Aus der gemeinen Baum-Aloe (Agave americana) spinnt man einen feinen Zwirn, Pita genannt, und die Indianer des Bezirkes Jipijapa, nordwestlich von Guayaquil, verfertigen viele tausend weiße feine Strohhüte, von denen das Stück zuweilen 20 bis 25 Thaler kostet.

Dem Fremden wird der Aufenthalt in Guayaquil durch die lästigen Insekten und höchst giftigen Gewürme sehr verleidet. Während der Regenzeit erscheinen die Mosquitos in so großen Schwärmen, daß man sich vor ihnen gar nicht zu retten vermag, und die Häuser wimmeln von einer so ungeheuren Menge Ameisen, daß es fast unmöglich ist, die Lebensmittel, besonders das Eingemachte, vor ihnen zu verwahren. Es ist gar nichts Ungewöhnliches, daß man beim Abheben des Deckels einer Pastete oder beim Aufmachen einer Büchse oder Schüssel mit Eingemachtem, den Inhalt bereits verzehrt und die Gefäße mit diesen kleinen Räubern angefüllt findet. Ich sah häufig ein kaltes Huhn auftragen, und beim Zerlegen kamen Ameisen haufenweis daraus hervor und liefen über den Tisch. Selbst die Betten werden von ihnen heimgesucht. — Die ganze Provinz Guayaquil hat viele Schlangen, und die Bewohner werden häufig von ihnen gebissen. Die Blätter einer Kriechpflanze, Huaco, dienen als wirksamstes Heilmittel gegen einen solchen giftigen Biß. Man zerstößt diese Blätter zu einem Brei und formt daraus kleine Kuchen von der Größe eines halben Kronenthalers. Sobald man nun gebissen ist, steckt man einen Kuchen in den Mund und kaut ihn so lange, bis der bittere Geschmack desselben sich verloren hat. Darauf muß man sich baden und stark schwitzen. Ich selbst wurde einst in der Hand von einer Korallenschlange gebissen, deren Biß für tödlich gilt. Ich fühlte in der Wunde ein heftiges Brennen, das sich allmählich über den ganzen verletzten Theil ausbreitete und von einer ganz eigenthümlichen Empfindung begleitet war, gleichsam als hielte ich ein schweres Gewicht in der Hand. Ein Eingeborener gab mir sogleich einen Huaco-Kuchen, den ich kauen mußte, während er meine Hand

zusammenpreßte. Nach etwa fünf Minuten verschwand der bittere Geschmack und milderte sich der Schmerz. Darauf badete ich mich in dem Flusse, legte mich zu Bette, hüllte mich in einen Poncho und kam in starken Schweiß. Der Schmerz in der Hand war sehr vermindert, doch fühlte ich überhaupt eine allgemeine Dumpfheit und große Schwäche, begleitet von Erbrechen. Ich trank ein Glas Mandelmilch und schlief etwa eine Stunde. Beim Erwachen hatte ich Fieber und eine harte trockene Zunge. Vier Tage lang fühlte ich mich sehr krank. Am vierten Tage begann die Wunde zu eitern und hiemit zugleich meine allmählige Genesung. Ein hier lebender Vogel, der bald Quiriquinqui, bald Huaco genannt wird, führt einen beständigen Vertilgungskrieg gegen die Schlangen und übrigen giftigen Gewürme. Er gehört zum Geiergeschlecht, hat die Größe eines Huhnes und eine hellbraune, mit blaßgelben Flecken gesprenkelte Farbe. Er greift die Schlange an, indem er sich dabei des Flügelschlags seiner Fittige als eines Schildes bedient. Ist die nach ihm schnappende Schlange etwas erschöpft, so beißt er sie in der Nähe des Kopfes, fliegt dann augenblicklich in die Höhe und wiederholt den Biß so oft, bis er die Feindin getödtet hat. Die Eingeborenen bemerkten, daß der Vogel nach einem solchen Kampfe von dem Huaco-Kraut fraß, woraus sie schlossen, daß es ein Gegengift sei, was denn auch die Erfahrung bestätigte. — Der Fluß Guayaquil und seine kleinen Buchten wimmeln von Alligatoren, die am Ufer sich sonnend wie Holzscheite umherliegen. Man fängt sie auf doppelte Weise. Ein Mann nimmt nämlich in die rechte Hand einen etwa zwei Fuß langen Knittel, Tolete genannt, an dessen Ende zwei Kugeln mit eisernen Harpunen, in dessen Mitte aber ein Riemen angebracht ist. An diesen Riemen faßt der Mann den Tolete, taucht in's Wasser und hält ihn wagrecht über der Wasserfläche, indem er zugleich mit derselben Hand ein todtes Huhn emporhält und mit der andern schwimmt. Er legt sich nun in gerader Richtung einem Alligator gegenüber, der sogleich auf das Huhn losschießt. In demselben Moment, wo er, um dasselbe zu verschlingen, die Kinnladen öffnet, wird ihm der Tolete dergestalt in den Rachen gestoßen, daß die zuschnappenden Kinnladen sich

in den Harpunen verfangen, worauf das Thier mittelst eines am Tolete befestigten Strickes an's Ufer gezogen wird. Schaudererregend ist der Anblick desselben mit dem weitgeöffneten Rachen und dem blaßrothen Schlunde, mit den scharfen Zähnen und den fast aus dem Kopf hervorgetretenen Augen, mit dem undurchdringlichen Schuppenpanzer, den ungeheuren Pfoten, dem mächtigen Schwanz. Die Eingeborenen umringen das gefangene Thier und reizen es wie einen Stier durch vorgehaltene rothe Gegenstände, auf welches es losrennt, so weit es der Strick gestattet. Ist man dieses grausamen Spieles müde, so tödtet man den Alligator durch einen Lanzenstich. Die zweite Fangart besteht darin, daß ein Mann in die eine Hand ein Huhn, in die andere ein scharfes Messer nimmt und dem Alligator in dem Augenblick, wo er auf das Huhn losfährt, einen tödtlichen Stich in den Bauch versetzt. Aus den Zähnen dieses Thieres verfertigt man kleine Büchsen zur Aufbewahrung von Taschenfeuerzeugen, weiß wie Elfenbein und zum Theil äußerst geschmackvoll mit Gold und Silber ausgelegt. — Sehr merkwürdig sind die haselnußgroßen Schalthierchen, welche sich an den Felsen in der Nähe von Santa Elena finden. Sie gleichen an Gestalt einer Schnecke und liefern die herrlichste Purpurfarbe. Man sticht das Thierchen zu dem Ende mit einer Nadel oder einem Cactusdorn an und preßt den milchartigen Saft aus, in den ein Stück der zu färbenden Baumwolle oder des Zwirns getaucht wird. Die Farbe ist anfangs blaßgelb, wird dann grün und nach wenigen Stunden geht sie in einen Purpur über, der durch kein Waschen oder durch die Einwirkung der Luft vergeht und verbleicht.

Am 18. Juli verließ ich mit meinen Gefährten Guayaquil, um die Reise nach Quito (Kito) fortzusetzen. Der Weg war zum Theil sehr schlecht. Ueber Nacht blieben wir in einer Meierei und erreichten am folgenden Tag das Dorf Chimbo. Es liegt in einer tiefen Bergschlucht, und man hat eine schöne Ansicht der Cordillera, deren Berge sich nach einander emporthürmen, bis ihre Häupter in den Wolken verschwinden. Von hier aus hatten wir einen traurigen Weg, nämlich die Bergstraße. Wir begannen des Morgens um neun Uhr zu steigen,

und fanden fast bei jedem Schritte größere Hindernisse und neue Gefahren, indem wir bald über einen schmalen Bergrücken zwischen furchtbar gähnenden Abgründen dahin ziehen mußten, bald über eine steile Felswand und bald wieder durch enge Schluchten oder wellenartige Vertiefungen, welche durch die strömenden Regen und die Maulthierfährten gebildet waren. Nachmittags zwei Uhr gelangten wir an den Ausgang der Bergstraße und nach Huaranda, einer zwar großen, aber armen Stadt, indem der Reichthum der Bewohner allein in ihren Maulthieren und ihr Hauptnahrungszweig in dem Fortschaffen der Waaren zwischen Quito und Guayaquil besteht. Das Klima ist außerordentlich kalt, theils wegen der hohen Lage über der Meeresfläche überhaupt, theils wegen der Nähe des Chimborasso, der von dieser Stadt aus die Gestalt einer ungeheuren weißen Wolke hat, die am blauen Himmel steht. In den Thälern dieser Gegend werden viele Maulthiere gezogen und Gerste, Mais und Kartoffeln werden in hinreichender Menge gebaut. In den tiefen Bergschluchten gewinnt man auch etwas Zuckerrohr. Bei einem Dorfe befindet sich eine Salzquelle von so starkem Gehalt, daß sie die von ihr bespülten Steine mit dicken Krusten überzieht. Die Indianer lassen das Wasser in Trögen verdunsten, worauf sich das Salz an den Wänden krystallisirt und, in Körben verpackt, nach Quito oder Peru versandt wird.

Von Huaranda aus setzten wir unsere Reise fort, und zwar am Fuße des Chimborasso entlang. Die Atmosphäre war äußerst rein und durchsichtig, der Anblick des majestätischen Bergriesen schön. Wir hatten ihn schon an der Mündung des Guayaquil in einer Entfernung von vierzig Stunden gesehen. Damals erstickte uns fast die Gluthhitze, jetzt kamen wir vor Frost beinahe um. Die Zone der Palmen und des Pisang war in wenig Tagen mit einer Gegend vertauscht worden, wo das Pflanzenreich auf der niedrigen Stufe armseliger Zwergmoose stand. Wir übernachteten in einem Tambo (Wirthshaus) auf der Ebene, am Fuße des Chimborasso. Die Wände der Gemächer hat man zum Schutz gegen die Kälte mit trockenem langen Grase gefüttert. Zufällig fing dies Gras in einem der Gemächer früh morgens um zwei Uhr Feuer. Wir stürzten so-

gleich in's Freie und warteten den Tagesanbruch auf unseren Matratzen sitzend und in unsere Ponchos gehüllt ab, indem wir uns bei dem schneidend kalten Winde der Flamme des niederbrennenden Hauses so viel als möglich näherten. — Unser Weg wand sich nun weiter um den Fuß des Chimborasso herum durch das Thal von San Juan, und Nachmittags kamen wir in Riobamba an. Die alte Stadt enthielt gegen 20,000 Einwohner, wurde aber 1797 durch ein (bereits erwähntes) Erdbeben so zerstört, daß fast sämmtliche Einwohner unter den Trümmern begraben wurden. Die neue Stadt ist auf einer sandigen Ebene erbaut und das milde Klima ist zur Erzeugung aller europäischen Früchte wohl geeignet. Die nächste Tagereise brachte uns nach der Stadt Ambato, gut gebaut und sehr reizend am Ufer des gleichnamigen Flusses gelegen. Sie ward 1797 ebenfalls zerstört und schon früher einmal (1698) durch einen Ausbruch des Vulkans Cotopaxi, der von einem Ausbruch des Carguaïraso begleitet wurde. Beide warfen eine ungeheure Menge einer heißen schlammigen Masse aus und füllten damit mehrere Thäler an. Weizen, Mais, Gerste und andere Getreidearten gedeihen hier auf's trefflichste. Aprikosen, Pflaumen, Aepfel, Birnen und Erdbeeren wachsen in reichster Fülle. Letztere bekleiden ganze Ebenen. Will man sich in den Früchten etwas zu Gute thun, so zahlt man dem Eigenthümer des Bodens etwa zwei Groschen nach unserem Gelde und kann sich dafür den ganzen Tag in dem rothen Erdbeerfelde ergehen und essen, so viel man will. — Fünf Stunden von Ambato entfernt liegt die kleine Stadt Tacunga nahe bei dem Cotopaxi. Sie hat mehrmals von Erderschütterungen sehr stark gelitten. Im Jahr 1689 blieben bei einem Erdstoße von neun Kirchen nur eine und von 700 Häusern nur vier stehen. Bei einem Erdbeben im Jahr 1743 befand sich ein Pater gerade in der Kirche, als das Dach einstürzte, und er blieb unter den Ruinen bis zum dritten Tage, wo er unbeschädigt hervorgezogen wurde. Allein seine Geisteskräfte waren so zerrüttet, daß er seinen eigenen Namen vergessen hatte, seine Freunde nicht wieder kannte, in seinem Gebetbuch nicht mehr lesen konnte und überhaupt ganz kindisch geworden war. Auch nachher konnte er

sich seiner früheren Kenntnisse nicht wieder bewußt werden, und Alles, was vor dem Erdbeben vorgefallen, war aus seinem Gedächtniß gänzlich verwischt. — Am nördlichen Ende der Ebene, in welcher Tacunga liegt, befinden sich die Ruinen von Callo. Dies Bauwerk, welches ein Palast der Inkas gewesen sein soll, ward aus Porphyr aufgeführt. Die Steine waren in lange viereckige Stücke gehauen und so genau zusammengefügt, daß man die Spitze eines Federmessers nicht dazwischen hindurch bringen kann. Als Kitt scheint eine Art Erdpech gedient zu haben. — Noch eine gute Tagereise weiter und wir zogen in Quito ein.

Quito wurde 1534 gegründet und bald nachher von Kaiser Karl V. zur Stadt erhoben. Sie liegt in einer Bergschlucht auf der Ostseite des Pichincha und auf der Westseite einer Hügelreihe. Sie ist die Hauptstadt der Republik Aequator und zählt etwa 55,000 Einwohner. Die breiten und graden Straßen durchschneiden sich rechtwinklig, und in der Mitte befindet sich die Plaza major (der große Platz), deren ganze Westseite der etwas finster aussehende Palast der Republik einnimmt. Er ist so kolossal, daß er die Wohnung des Präsidenten, die Ministerien, die Gerichtshallen, die Schatzkammer und das Staatsgefängniß in sich faßt. Ihm gegenüber steht das Rathhaus mit einer prachtvollen Giebelseite. Die Nordseite nimmt der große Palast des Bischofs ein, und ihm gegenüber steht die im Vergleich zu den übrigen Gebäuden sehr unscheinbare Kathedrale. Das Innere derselben ist mit einigen hübschen Gemälden von geborenen Quitoern geschmückt. In der Mitte des Platzes prangt ein schöner Springbrunnen aus Bronze. Unter den Klostergebäuden verdient das ehemalige Jesuitencollegium genannt zu werden. Die Fronte der Kirche ist aus Porphyr und von der ausgesuchtesten Arbeit. Die sechs korinthischen, mit trefflicher Steinarbeit verzierten Pfeiler auf jeder Seite der Mittelpforte sind aus einem einzigen Blocke von weißem Quaderstein gehauen. In einer Reihe von Nischen sind Bildsäulen angebracht, unter denen besonders die des Petrus und Paulus durch kunstreiche Ausführung eine hohe Meisterschaft des Urhebers bezeugen. Das Innere ist nach dem Vorbilde der Je-

suskirche in Rom gebaut und hat ein feierliches Ansehn. Nach der Aufhebung des Jesuitenordens verlor die Kirche ihre bedeutendsten Kostbarkeiten. Dazu gehörte ein Hostienhäuschen, welches sich gegenwärtig in der königlichen Kapelle des Escorial bei Madrid befindet und dessen eine Seite aus Diamanten, in feinem Silber gefaßt, die andere aus Smaragden, in Gold gefaßt, bestand. Obgleich das Ganze nur zwei Fuß acht Zoll hoch war, so wurde der Werth davon doch auf mehr als eine Million Thaler angeschlagen. Die ehemalige Bibliothek der Jesuiten enthält 20,000 Bände, darunter viele alte sehr schätzbare Werke. Von dem Umfang dieses ganzen prachtvollen Gebäudes kann man sich einen Begriff machen, wenn man hört, daß ein Theil davon sammt der Kirche der Geistlichkeit, ein anderer Theil der Universität, ein dritter Theil der Garnison als Kaserne eingeräumt wurde. Die Universität hat sich von jeher eines großen Rufes erfreut.*) Früher gab es deren sogar zwei; die eine stand unter der Leitung der Jesuiten, die andere unter der Leitung der Dominikaner. Nach der Vertreibung der ersteren wurden beide Universitäten vereinigt. Eines der größten Klöster auf Erden ist das Franziskanerkloster am Fuße des Pichincha. Die Kirche besitzt zwei Orgeln, die eine das Werk eines Italieners, die andere von einem Indianer gefertigt. Eine Bildsäule der heiligen Jungfrau von höchster Anmuth rührt ebenfalls von einem Indianer her. — Die meistens aus Steinen oder Backsteinen erbauten und mit Ziegeln gedeckten Häuser der Vornehmeren haben in der Regel ein oberes Stockwerk, die der ärmeren Volksklassen aber nur ein Erdgeschoß.

Die Bevölkerung von Quito zeigt ähnliche Mischungsverhältnisse, wie Lima. Die Weißen sind im geselligen Verkehr redlich, offen und höflich, in ihrem Hause ausnehmend gastfrei und zuvorkommend gegen Fremde. Mit der Weichheit und Schmiegsamkeit ihres Charakters verbindet sich Unbeständigkeit. Einer aus ihrer Mitte sprach sich darüber einmal folgender-

*) Die neueren Wirren haben indeß sicher auch hier auf den Flor der Wissenschaften verderblich eingewirkt.

maßen aus: „Wenn wir am Morgen eine Trauerprozession haben, so erscheinen wir Alle im bußfertigsten Zustande und mit den andächtigsten Mienen. Haben wir des Nachmittags einen Hahnenkampf, so fehlt Keiner dabei. Gegen Abend hören wir vielleicht die Predigt eines Geistlichen und bringen darauf den Rest der Nacht mit Tanz oder Kartenspiel zu." Die Mestizen haben mit den Weißen manche Tugenden gemein, übertreffen sie aber in ihren Lastern. Sie sind ebenfalls höchst unbeständig und vergnügungssüchtig, dabei ausnehmend talentvoll. Einige spielen die Rolle der Haushofmeister auf den Landgütern, Andere zeichnen sich in der Malerei und Bildhauerkunst aus oder betreiben mechanische Künste als Steinschneider, Juweliere und Goldschmiede. Die Indianer sind von verhältnißmäßig kleinem Körperbau, aber sehr muskulös und kräftig. Sie dienen besonders als Lastträger, und als Dienstboten beweisen sie ihrer Herrschaft eine oft rührende Anhänglichkeit. Die Tracht der Spanier und Kreolen ist die des europäischen Mutterlandes. Die Damen sind besonders auf Juwelenschmuck erpicht. Außerdem gehört zum Putz eine große Menge Bänder, Fransen, Spitzen und Spangen. Das Haar hängt in langen Locken über den Rücken herab, über die Schultern ein kleiner Shawl; ein Netz bedeckt den Kopf. Man schätzt einen kleinen weißen Fuß und rothe Fersen. Die Liebe zum Tanz und Musik geht über Alles. — Quito ist berühmt wegen des köstlichen Eises, wegen schöner eingemachter Früchte, kühlender Getränke und feiner Zuckersachen, welche einem jeden Gastmahl die Krone aufsetzen müssen. Ueberhaupt suchen die Einwohner in der Kunst, die Speisen mannigfaltig zuzubereiten, ihren Meister. So bereitet man 46 verschiedene Arten von Kuchen und Gerichten lediglich aus Mais und 32 dergleichen aus Kartoffeln. Man verzehrt hier eine unglaubliche Menge von Käse, und pflegt denselben nicht nur mit Brot und zwar meistens geröstet, sondern auch mit Kartoffeln, Gurken, Mais und vielen anderen Speisen zu genießen. Der Markt wird mit allen Bedürfnissen überflüssig versorgt, sofern die Thäler der Umgegend die verschiedensten Klimate in sich vereinigen, so daß man gleichsam bei jedem Schritt in ein anderes kommt und daß mitten unter den tropischen Gewächsen fast alle

europäischen Obst- und Gemüsearten wachsen. Die meisten Thäler sind bebaut und die mannigfaltige Fruchtbarkeit einiger übersteigt fast allen Glauben. Der Europäer geräth in Erstaunen, wenn er daselbst den Pflug und die Sense, den Säemann und den Drescher zu derselben Zeit in Thätigkeit, hier eine Blume vor Alter welken, dort ihre Schwester die Knospe in jugendlicher Pracht entfalten, auf dem einen Baume die reifen Früchte zum Genusse winken, den andern aber in seiner Blüthe prangen sieht. In der That kann es kaum etwas Schöneres geben, als wenn man von einer Anhöhe herab die verschiedenen Abstufungen des Pflanzenreiches im bunten Farbenspiel auf einem kleinen Raum zusammen erblickt.

Das Klima von Quito ist überaus angenehm und die Witterung außerordentlich beständig. Vom December bis zum März regnet es in der Regel jeden Nachmittag von halb ein bis fünf Uhr. Ein trüber Morgen gehört zu den Seltenheiten und selbst während der Regenzeit sind die Morgen und Abende höchst anmuthig. Die stets milde Luft bewirkt, daß der Wachsthum der Pflanzen niemals aufhört. Daher wird diese Stadt das immergrüne Quito genannt und man sagt von ihr, daß sie im Schooße des ewigen Frühlings liege. In der That sind die einheimischen Bäume sämmtlich immergrün, und die Felder an den Bergabhängen verlieren diese Farbe niemals.

Quito's Umgebung ist mit einem Worte: prachtvoll. Von der Terrasse des Regierungspalastes hat man eine der schönsten Aussichten von der Welt. Man erblickt hier nicht weniger als eilf mit ewigem Schnee bedeckte Riesenberge, deren Fuß scheinbar auf den die Stadt umgebenden grünenden Hügeln ruht, während ihre glänzenden eisbehelmten Häupter hoch in das Indigoblau des Firmamentes hineinragen und die Wolken entweder ihre Hüften umgürten oder zu ihren Füßen lagern. Die höchsten unter diesen Bergen sind der Cayambe, Imbaburu, Iliniza, Antisana, Chimborasso und der häufig in Rauch und Flammen stehende ewig grollende Vulkan Cotopaji. Der Cayambe (18,420 Fuß) ragt über den Marktplatz von Quito mehr als 9000 Fuß empor. Er gewährt mit seinem domförmigen Gipfel, den der Aequator durchschneidet, einen imposanten Anblick. Oben ist ein

erloschener Krater. Dasselbe gilt von dem Gipfel des Antisana (17,952 Fuß). An seiner Seite liegt das gleichnamige Dorf in der Höhe von 13,500 Fuß über dem Meere. Man hält dasselbe für den höchsten bewohnten Punkt der Erde. Der schönste Berg der ganzen Reihe ist von Quito aus gesehen der Cotopaji (17,700 Fuß). Er hat die Gestalt eines abgestumpften Kegels und einen flachen Gipfel, dessen Krater in beständiger Thätigkeit ist. Des Morgens und des Abends sieht er zuweilen wie ein kolossaler Leuchtthurm aus, und das Licht seiner Flamme wird dann von dem ihn bedeckenden Eise zurückgespiegelt. Oft schon hat er die ganze Provinz mit Schrecken und Entsetzen erfüllt. Im Jahre 1738 stieg seine Flamme noch 3000 Fuß über den Gipfel in die Höhe. Im Jahre 1743 wurde sein Getöse bis auf eine Entfernung von 200 Stunden vernommen. In demselben Jahr fand ein zweiter Ausbruch statt. Vorher hörte man ein unterirdisches Getöse, welches fünf bis sechs Tage hindurch immer stärker wurde. Darauf erfolgte ein Feuerspeien aus dem Gipfel und noch drei andern neugebildeten Kratern an der Seite. Der ganze Berg war bis dahin mit Schnee bedeckt; dieser ward aber durch die Ströme glühender Lava und durch die in die Luft geschleuderten feurigen Massen zum Schmelzen gebracht. Das Wasser des geschmolzenen Schnees überschwemmte die Gegend zwischen dem Cotopaji und Tacunga fünf Stunden weit und brachte Untergang über Häuser, Menschen und Vieh; auch ein Theil der Stadt Tacunga wurde zerstört. Diese grauenvolle Verwüstung dauerte drei Tage lang, und die Gegend am Fuße des Vulkans ward drei Stunden im Umkreis mit glühenden Kohlen und Schlacken bedeckt. Im Mai des folgenden Jahres fing der Berg wiederum an zu brennen und das dauerte bis zum November fort, bis eine Entladung erfolgte. Diesmal wurden ungeheure Massen Asche ausgeworfen, die mit Schlamm und Wasser vermischt, den Lauf des Flusses Pastaza über hundert Stunden weit trübten. Im April des Jahres 1768 öffnete der Berg seinen Schlund auf's neue, schleuderte jedoch diesmal nur Asche heraus, aber in solcher Menge, daß die Sonne dadurch ganz verfinstert wurde und die Einwohner der benachbarten Städte und

Dörfer sich genöthigt sahen, von Nachmittags halb zwei Uhr bis zum folgenden Morgen Lichter zu brennen und auf den Straßen Laternen anzuzünden. Im Januar 1803 kam es zu einem abermaligen Ausbruch, nachdem Flammen, Rauch und Dämpfe seit zwanzig Jahren nicht aufgehört hatten, sichtbar zu werden. Die Thätigkeit des unterirdischen Feuers wurde so mächtig, daß die ganze Masse von Schnee und Eis, die den Berg bedeckte, in einer einzigen Nacht schmolz und der Kegel bei Sonnenaufgang ganz dunkelbraun aussah. Das furchtbare Tosen des Vulkans hörte man in den 52 Stunden entfernten Guayaquil gleich wiederholten donnernden Entladungen grober Geschütze. Ein anderer thätiger Vulkan ist der Pichincha, (Pitschintscha, 14,946 Fuß), an dessen östlichem Fuße Quito liegt. Seine heftigsten Ausbrüche fanden in den Jahren 1535, 1575, 1660 und 1690 statt. Bei dem letztgenannten ward die Stadt zwölf Tage hinter einander von einem feinen, die Luft verfinsternden Aschenregen eingehüllt, so daß die Asche zwei Fuß hoch die Straßen bedeckte. Der Berg El Altar war einst noch höher als der Chimborasso. Sein inneres Feuer verzehrte jedoch die Wände seines Kraters, die nach siebenjähriger ununterbrochener Thätigkeit in sich zusammenstürzten. Dasselbe geschah im Jahre 1698 bei dem Carguairaso, dessen Trümmer sich über acht deutsche Quadratmeilen ausbreiteten.

Der berühmteste Riese der Anden, der vor der Entdeckung des Dhawala Giri (26,340 par. Fuß hoch) auf den Himalaya-Gebirge für den höchsten Berg der Erde galt, ist der Chimborasso. Vom Meere aus bemerkt man seine bedeutende Höhe; je näher man aber seinem Fuße kommt, desto mehr verschwindet sie. Ueber die benachbarte Ebene von Tapia erhebt er sich 9 bis 10,000 Fuß. Die Gestalt des Chimborasso bildet einen abgestumpften Kegel mit einem kuppelförmigen Gipfel. Unterhalb des Schnees sind seine Seiten mit einer verkalkten Masse bedeckt, die weißem Sande gleicht. Das Hervorkommen einiger Ströme heißen Wassers auf der Nordseite scheint es außer Zweifel zu setzen, daß er vulkanischer Natur ist. Darauf weis't auch die Wölbung seines Gipfels, als Product elastischer Dämpfe, hin. An der Grenze des ewigen

Schnees ist der Berg noch drei Viertel deutsche Meilen dick. Der blendende Schnee der oberen Theile, die große Durchsichtigkeit der Atmosphäre mit der tiefblauen Wölbung und die Dicke des Kolosses verringern scheinbar seine Höhe (20,100 Fuß). Auf der Ebene von Tapia sahen wir den Gummi liefernden Mastirbaum Schinus molle, so wie die Opuntia und Agave. Einige Llamas weideten auf dem grünen Teppich, und Indianer aus dem benachbarten Dorfe Lican, der vormaligen Residenz der Inkas von Quito, zogen vorüber. Humboldt sagt von der anmuthigen Ebene: „Hat man einige Monate in dieser Ebene gelebt, so vergißt man es nach und nach völlig, daß Alles, was Einen umgiebt, die Dörfer mit der Geschäftigkeit eines Gebirgsvolkes, die mit Llamas und europäischen Schafen bedeckten Weiden, die mit schönen lebendigen Gehegen eingefaßten Obstgärten, die sorgfältig bearbeiteten Felder, welche eine reiche Ernte versprechen, gleichsam wie schwebende Gärten 10,000 Fuß über der Meeresfläche liegen.“ —

Siebentes Kapitel.*)

Die Vorbereitungen zu der Heimreise auf dem Marañon (njon) kosteten bedeutende Mühe und Zeit. Durch die naturgeschichtlichen Sammlungen hatte sich das Gepäck so vermehrt, daß keine Kanoa hinreichend groß genug war, um es ungetrennt verladen zu können, und da es weiter am Strome hinab immer schwieriger wird, Fahrzeuge zu erhalten, so unternahm ich die Erbauung eines großen Flosses. Wir ruderten zu dem Ende den Huallaga (Ghualjaga) hinauf und fällten an seinem Ufer genug alte Stämme der korkartig leichten Ochroma. Diese wurden neben einander geordnet, quer über sie hin sechs harte Balken mit unzerreißlichen Schlingpflanzen befestigt und auf der ganzen Länge Stücke sehr harten Holzes, sich kreuzend und in Böcke verbunden, eingeschlagen. Auf ihnen ruhete, hoch

*) Die folgende Fahrt auf dem Amazonenstrom, dessen oberer Theil den Namen Marañon führt, nach Pöppig in den Jahren 1831 und 1832.

genug, um dem gewöhnlichen Wellenschlage unerreichbar zu sein, eine Plattform aus Rohr, überwölbt mit einem doppelten Dache aus den Blättern der Tafelbanane (Heliconia): ein hinreichender Raum für die Ladung, so wie für die getrennten Schlafplätze des Eigners und seiner Begleiter. Der vollendete nicht unzierliche Bau erregte durch seine Größe und Festigkeit die Bewunderung der Indianer. Obschon nicht lenkbar und langsam, so war das Floß doch der Gefahr des Umschlagens nicht ausgesetzt und ungleich bequemer als die kleinen und engen Kähne, in denen die Eingeborenen weite Reisen machen. Ausgerüstet mit Mundvorräthen, als gelte es, eine Seereise anzutreten, von vier Indianern als Ruderern und einem Halbweißen von Moyobamba als Diener begleitet, trat ich meine Fahrt auf dem Huallaga an. Wir hatten die Freude, zu sehen, daß unsere Balsa (Floß) vom Ufer gelös't und vom Strom ergriffen, im besten Gleichgewicht und dem Steuer gehorsamer, als zu erwarten war, dahinglitt. Unter den Flintenschüssen einiger Weißen, dem weithallenden Glücksruf und dem rauhen Holztrompeten-Ton der versammelten Indianer verließen wir unsern bisherigen Standort.

An der Mündung des Huallaga hatte der angeschwollene Marañon die Gewässer des Seitenstroms zurückgedrängt, und wir fanden daselbst eine solche Menge umhersegelnder Baumstämme, daß wir die Nacht in einem Seitenarm verbrachten, mehrfach gezwungen, bei dem Scheine der Copalharz-Fackeln mit Aexten und Waldmessern die Aeste und Wurzeln zu entfernen, die sich an das Floß fest hingen und es in den bunten Wirbel zu reißen drohten. Mit nicht geringer Anstrengung vermieden wir am folgenden Morgen mehrere riesige Bäume, und groß war unsere Freude, als wir gegen Mittag das breite Becken der eigentlichen Mündung durchschnitten hatten und am westlichen Ufer neben dem unmittelbaren Punkte der Vereinigung beider Flüsse landen konnten. Es war am 6. August. Rasch und geräuschlos strömte der königliche Marañon an uns vorüber. Bei einer Breite von vier- bis fünftausend Fuß und einem so geraden Laufe, daß die Wasserfläche ostwärts zwei Stunden weit sichtbar war, entsprach das Bild des Ganzen

durchaus dem Charakter der Großartigkeit, den dieser Strom vom Ausfluß aus dem Llauricocha bis zur Ergießung in's Meer überall behauptet. Der Marañon erschien gelb gefärbt und war zu beiden Seiten mit einem dunkelen Saum von Urwald eingefaßt. Gegen acht Uhr erreichten wir neben der Einmündung des Rio Parinari ein neu angelegtes gleichnamiges Dorf, das einzige des rechten Ufers zwischen dem Huallaga und Ucayale, wo das Land so niedrig und sumpfig ist, daß man am Strome selbst nie Dörfer mit Erfolg gründen wird, da diese Lage bösartige Fieber mit sich bringt. Auch in Parinari, das alljährlichen Ueberschwemmungen ausgesetzt ist, war in wenig Jahren die Hälfte der Bewohner von Fiebern weggerafft. Von hier aus schwammen wir bei dem heitersten Wetter auf dem schönen Strome ruhig fort, umgeben von einer Landschaft, deren Unveränderlichkeit in Verwunderung setzt. — Am 10. August landeten wir bei der auf einer Insel gelegenen Mission San Regis, indem wir in einen sumpfigen Arm des Marañon einliefen. Die auf sechs und zwanzig Familien zusammengeschmolzene Bevölkerung der Yameos steht unter dem alten Franziskaner Pablo Marino, der uns sehr freundlich aufnahm, uns aber zur schnellen Abreise rieth, da sich die Pocken unter den wilden Stämmen des Innern gezeigt hätten. Auch eine unendliche Menge blutaussaugender Insecten trieb uns von dannen. — Eine zwanzigstündige Fahrt brachte uns nach Nauta, einem erst vor zwei Jahren von ausgewanderten christlichen Cocamas hoch angelegten Dorfe. Die Indianer (etwa 650 Seelen) hatten ohne weitere Aufsicht ihre sehr reinlichen Häuser in lange und grade Gassen geordnet, begannen bereits den Bau einer Kirche und hatten unter sich eine sehr strenge Zucht eingeführt. Alles dies zeugte gewiß von einem guten Geiste.

Nach der Vereinigung mit dem Ucayale gewinnt der Strom ein wahrhaft majestätisches Ansehn, und wenn auch die Gleichförmigkeit der Landschaft auf einer Strecke von mehreren hundert Meilen zuletzt das Auge ermüdet, so nimmt doch das Interesse an dem Wachsen des Riesenmäßigen zu. Ein breiter Strom, der bald in zahlreiche Arme gespalten, zwischen sandigen hochbewaldeten Inseln dahinfließt, bald als seegleicher Spiegel

sich weithin ohne Unterbrechung ausdehnt; ein dunkelgrüner, von tausend Schlingpflanzen übersponnener Waldrand, der auf dem ebenen Boden von Ferne einer künstlich gezogenen ungeheuer großen Hecke gleicht: das sind die einzigen Bestandtheile der landschaftlichen Ansichten. Freilich erhebt sich nirgends an den Ufern eine gewerbfleißige Stadt, denn nur nach ein oder zwei Tagereisen kommt man an einem ärmlichen, von halbwilden Menschen bewohnten Dorfe vorüber, dessen Rohrhütten nur in der Nähe hervortreten: allein über das Ganze spannt sich ein wolkenloser Himmel, und die brennenden Sonnenstrahlen fallen auf eine Natur von so unendlichem Reichthum, die immer neu sich gestaltende schöpferische Lebenskraft spricht sich allenthalben so gewaltig aus, daß der Reisende, weit entfernt, die Langeweile einer Seefahrt zu empfinden, durch den Wechsel der Scenen und Gegenstände stets angezogen wird und jeden Morgen die in heiliger Stille ruhende Wildniß mit neuer Freude begrüßt. Das Blätterdach des schwimmenden Hauses träuft dann von dem nächtlichen Thau; die Luft ist kühl und ruhig; spiegelglatt ziehen die Fluthen dahin, und ihre Schnelligkeit ist oft nur aus dem beschleunigten Laufe des Fahrzeuges oder aus dem dumpfen Rauschen abzunehmen, welches sie bei einem der großen natürlichen Verhaue auf halbversunkenen oder überschwemmten Inseln hervorbringen. Der Aufgang der Sonne macht in tropischen Gegenden zwar eine sehr große Zahl von Thieren lebendig, allein die allgemeine Thätigkeit wird erst längere Zeit nachher bemerklich; denn meistens lassen sich die Bewohner der Urwälder erst im Sonnenschein von der zunehmenden Wärme durchdringen, um dann mit verdoppelter Kraft ihr Geschäft zu beginnen. Große Heerden von Affen nehmen die obersten Gipfel ein. Besonders sitzen die Brüll-Affen in behaglichen Stellungen den Morgenstrahlen zugewandt, welche sie in Tönen begrüßen, die wohl zu den rauhesten des vielstimmigen Orchesters der Thierwelt gehören. Die meisten Geschöpfe fliehen in der Frühe die niedrigen und feuchten Schichten der Waldung. Selbst Vögel, die sonst auf der Erde in Büschen oder auf Sandinseln ihre Nahrung suchen, steigen des Morgens bis in die luftigsten Kronen. Die Stein-Baumhühner (Crax pauxi) flattern schwerfällig

von Ast zu Ast bis auf die gewünschte Höhe. Auf den weißgebleichten Armen eines Riesenstammes, den ein Blitzstrahl oder die Angriffe der Insecten zum Vertrockenen brachte, sitzen Schaaren der gesellig schlafenden schwarzen Geier, die unbeweglich mit ausgebreiteten Flügeln am Sonnenstrahl sich trocknen, bis sie sich langsam nach einer andern Seite wenden. Selten steht der Touyouyou, ein kolossaler Storch, wie in tiefe Gedanken versunken, schon zeitig am Flußufer; auch er nimmt eine erhabene Stellung an. Vor allen herrlich aber zeichnen sich auf den dichten dunkelgrünen Baumkronen die still ruhenden Schaaren schneeweißer Reiher wie eben so viele festliche Kerzen ab. Nicht weniger theilen die Geschöpfe der geringeren Ordnungen die Sehnsucht nach der wohlthätigen Wärme des Tagesgestirns. Die Fische scheinen entweder so sorglos und ruhig an der Oberfläche, daß der Indianer sie leicht mit Wurfspieß und Pfeil erlegt, oder sie fliegen schaarenweis empor, während die großen Delphine sich in plumpen Sprüngen lustig tummeln. Noch liegen dünne Nebelstreifen, gleich durchsichtigen Schleiern, welche ein kostbares Gemälde bedecken, über der Landschaft; sie zerschmelzen allmählig in dem Luftstrom, der während der späteren Morgenstunden leise in der Richtung der Gewässer wehet, wenn nicht ein kräftiger Wind der höheren Regionen an seine Stelle tritt. Mit der steigenden Wärme strömen unzählige harzige Baumstämme und Blüthen balsamischen Duft aus, der unter dem Einfluß der Mittagshitze verschwindet. Nun erst entwickeln die Bewohner dieser Wildnisse ihre volle Thätigkeit. Zahllose Entenschaaren treiben auf den flachen Wellen, so wenig vertraut mit der Verfolgung des Jägers, daß derselbe zwischen ihnen hinrudert, ohne Schrecken oder Flucht zu veranlassen, und Wolken von schwarzköpfigen Möven sind hier wie an den Meeresküsten mit Fischfang beschäftigt. Auch Rehe erscheinen am Ufer, und von nun an waltet auf diesem Naturtheater das geschäftigste Treiben, begleitet von den vielerlei Tönen, wie sie bald Freude, bald Furcht oder Gewohnheit entlockt. Höchst selten mischt in diesen tausendstimmigen Chor sich ein durch Menschen hervorgebrachter Laut. Es mögen Tage vergehen, ehe der rauhe, aber sehr weit vernehmbare Ton der hölzernen Trompete die Nähe einer ande-

ren Gesellschaft von Reisenden verkündet, und wie auf dem Meer der Ungeübte lange Zeit umsonst am Horizont nach dem von einem alten Seemann erkannten Fahrzeug umsonst umherspähet, eben so entgeht ihm auf diesem breiten Strom gar leicht der kleine Kahn, der mit braunen Indianern erfüllt und von tief herabhängenden Baumästen beschattet, langsam gegen die ruhigere Strömung des Ufers aufwärts geht. Am Lande selbst mischt mancher Ton sich ein, der die Beschäftigungen der Thiere verräth. Unabsehbare Flüge grüner Papageien bis zu dem sperlingsgroßen, durch goldgelbe Stirn ausgezeichneten, zutraulichen Lorito (Papageichen), der jung eingefangen der freundlichste Gesellschafter der Menschen ist, haben sich auf fruchttragenden Waldbäumen niedergelassen, und das Herabfallen der Kapseln und Beeren verursacht auf den harten Blättern der Heliconien des Ufers das Geräusch eines Schloßenwetters. An dem weißen Stamm einer Iririmpalme wird ein glänzend himmelblauer Schweif sichtbar: es ist der große gelbe Arara-Papagei, damit beschäftigt, das Innere eines Spechtloches mit seinem starken Schnabel zum Neste zu erweitern. Die Spechte selbst erfüllen den Wald mit ihren pochenden Tönen, denn nur eine einzige strohgelbe Art zieht es vor, die Termitenbaue ohne Mühe und Lärm zu zerbrechen. Bisweilen erklingt aus der Tiefe des grünen Labyrinthes, wo zahlreiche Palmen eine sumpfigere Gegend vermuthen lassen, das Geräusch einer galoppirenden Truppe. Die großen Heerden wilder Pecaris (Bisamschweine mit weißem Halsband) sind es, welche den Boden gemeinsam zerstampfen, vielleicht um die Insecten und Würmer aufzuschrecken, ehe sie das Erdreich mit dem Rüssel aufwühlen. — Inzwischen nahet der Mittag. Alles eilt vor der tropischen Gluth den tieferen Schatten zu; viele Geschöpfe, besonders die Vögel, verfallen in Schlaf, und eine neue allgemeine Ruhe tritt ein. Kein Wölkchen zieht über das azurene Himmelsgewölbe, die lorbeerartigen Blätter der Baumkronen glitzern unter dem senkrechten Strahle, und in dem heiligen Dunkel des Bodens gaukelt dann höchstens ein Schmetterling oder ein Kolibri umher. Da, wo der Strom gradlinig und insellos erscheint, wird sein Horizont undeutlich oder verschw[illegible] Bisweilen tritt die Luftspiegelung der

Seeküsten ein, und die langen Reihen der Palmen stellen sich dann verkehrt dar. Ein andermal gewahrt man nur eine und die andere in Sommerrauch gehüllte Baumkrone und von dem Wasserspiegel durch eine zitternde Schicht der stark erhitzten Luft geschieden. Fische und Wasservögel sind verschwunden; nur an den Mündungen der Nebenflüsse liegen schaarenweis auf den Schlammbänken die greulichen Krokodile ausgestreckt, um sich zu sonnen. — Wenn Sonnenuntergang nahet, so wiederholt sich die Scene der Frühe: zum zweiten Male eilen die Bewohner der Wildniß zu der Tafel, die eine gütige Hand fortwährend für sie besetzt hält. Bisweilen aber verkündet das Geheul der Brüll- und Nacht-Affen, der schrille Ton der Möven und die allgemeine Angst aller Thiere ein Ungewitter. Geisterhaft rauschen die Bäume und während noch kein Luftzug sich rührt, geht wie eine warnende Stimme den schwarz heranziehenden Wolkenmassen ein dumpfes Sausen in den höchsten Regionen voraus. Urplötzlich kracht der alte Forst unter orkanartigem Sturm; nachtgleiche Dunkelheit verfinstert die Atmosphäre, und während Blitz und Donner unter dicht niederstürzender Ergießung unaufhörlich folgen, empören sich die Gewässer des Stromes zu schreckenhafter Höhe. Indeß die Natur zürnt nur auf kurze Zeit. Die Wolken brechen sich; mild und hoffnungsreich strahlt wieder der Abendhimmel, und von den Sternen der Nacht sinkt goldener Frieden herab über Strom und Wald. —

Mit der Schnelligkeit des Marañon, die während der trocknen Jahreszeit gegen eine deutsche Meile in der Stunde beträgt, schwamm das Floß den größten Theil des Tages fort, wohl auch des Nachts, wenn keine besonderen Gefahren zu drohen schienen. Um jedoch dem allgemeinen Wunsche eines ganz sorgenfreien Schlummers zu entsprechen, wurde bisweilen an einer sandigen Uferstelle, wo möglich auf einer Insel, gelandet. An Brennholz fehlt es niemals; denn stets setzen sich auf der obersten Landspitze riesige Baumstämme fest, die mit den Fluthen vom Fuße der Anden kamen, um später von neuem emporgehoben und von Meeresströmungen ergriffen, vielleicht den Nordpolarländern Segen zu bringen. Gern zündet der Indianer aus Muthwillen das gesammte Bollwerk an, und schreitet das Feuer

dann unerwartet nach Einer Richtung hin fort, so muß die Gesellschaft eiligst auf's Fahrzeug fliehen und ein anderes Lager suchen, während die rothe Gluthsäule noch lange über dem düsteren Urwald emporlodert. Am Wasserrande zündet der Eingeborene sein Feuer an, da er sicher ist, in wenigen Augenblicken eine Menge großer Fische herbeizulocken und mit der Wurflanze zu erlegen. Andere gehen aus, die Schildkröten zu belauern, die allnächtlich zum Eierlegen an's Ufer kommen. Die Unze treibt dieselbe Jagd, und deshalb entfernt sich der Indianer nie allein und ohne Waffen von seinem Wachtfeuer. Nachdem das Abendessen verzehrt ist, plätschern die Indianer eine Zeit lang ihrer unveränderlichen Gewohnheit gemäß im Wasser, und sobald noch ein Baumstamm an's Feuer hingewälzt ist, strecken sich alle in einer Reihe unter den schwarzgefärbten niedrigen Zelten aus, die auf dem weißen Sande sich wie eben so viele Särge ausnehmen. Der ruhige Athemzug deutet an, daß die Eingeborenen in tiefen Schlaf gefallen sind, während der leichter erregte Europäer sich unter so großartigen Umgebungen wach erhält. Leise brechen sich am Sandufer die Wellen, und in der Todesstille vernimmt das lauschende Ohr selbst das Rascheln des Insects am Boden oder das Hervorspringen einzelner Fische in der fernen Mitte des Stromes. Auch am Himmel waltet dieselbe Feier der Nacht; kein Wölkchen trübt des Firmamentes heitere Stirn, wo hell und klar die tausend Aeuglein funkeln. Auf einmal rauschen die Gewässer der Ferne, als ob sich Welle über Welle dahin wälzte, und sobald der wunderbare Ton sich in größerer Nähe bemerklich macht, gewahrt man beim Mondschein allerdings eine ungewöhnliche Bewegung inmitten der Wasserfläche. Bald nachher nimmt diese Bewegung ab, bis weiter hinab das Rauschen völlig verklingt. Scheu flüstern unter sich die erwachenden Indianer; denn sie halten für die Ursache dieser unheimlichen Erscheinung eine riesige Amphibie, die zwar noch Niemand sah, deren Dasein aber jeder Forscher, der die Natur solcher Länder kennt, für möglich halten wird.*) Um Mitter-

*) Das erwähnte Geräusch, dem eines Segelbootes vergleichbar, welches mit starkem Winde einen Fluß emporgeht, habe ich selbst mehrmals deutlich

nacht wird die Ruhe durch verschiedene Thierstimmen gestört, welche, wie die Indianer sagen, die Stunde verkündigen und die sich von da an in regelmäßigen Pausen hören lassen. Der Ruf wird immer häufiger, je näher der Morgen heranrückt; allein er weicht kurz vor Sonnenaufgang wieder der allgemeinen Stille, mit welcher die Nacht begann. Bisweilen veranlaßt irgend eine unbekannte Ursache die Thierwelt zu einem tausendstimmigen Geschrei, das periodenweis abnimmt, aber nicht eher ganz verstummt, als bis der rosenroth strahlende Morgen feierliche Ruhe über die Wälder gießt. — Nicht überall ist jedoch das Nachtlager in der Wildniß so unbelästigt und sicher; denn manche der Inseln sind mit Wolken von Mosquitos bedeckt; ein andermal bringt das Knurren der nahe herumstreifenden Unze oder die Erscheinung herbeikriechender, durch das Feuer angelockter Krokodile die Gesellschaft in Aufruhr. Nur auf der Mitte des königlichen Stromes genießt man volle Sicherheit; denn sehr selten kreuzt ihn der Krokodil, und die Insecten werden auf ihren gebrechlichen Schwingen nicht so weit vom Ufer getragen. Doch hat der Amazonenstrom auch seine eigenthümlichen Gefahren. An jenen Bollwerken der Stämme, die sich auf den Landspitzen festsetzen, brechen sich die Wogen mit großer Gewalt, und Stromschnellen umgeben diese Stellen, wo vielfach ganze Uferstrecken mit donnerähnlichem Rollen in die Tiefe sinken. Verloren ist der Nachen, der zwischen die schwankenden Stämme geräth, die halb versunken, aber am Boden wohl befestigt und ihre Aeste in den Wirbeln kreisförmig herumbewegend, ihn entweder umstürzen oder zertrümmern. Von der Strömung ergriffen, der unser Rudern nicht widerstand, gerieth unser Floß zweimal in solche Baumverhaue, allein es entging glücklich dem Verderben. —

Am 15. August kamen wir an die inselreiche Mündung des Napo. Oberhalb Oran strömt der Marañon in gerader Linie

---

gehört, einmal sogar die starke Wellenbewegung in der Mitte des Stromes mit bloßen Augen gesehen. Nie wird dieses Phänomen bei Tage beobachtet. Jenem mysteriösen Nachtthier des Marañon schreibt man kegelförmige Anhäufungen von fünf Fuß zu, welche einen furchtbaren Geruch verbreiten und aus Excrementen, mit Knochen des Meerschweins (Capybara) und der Seekuh (Lamantin, Manatus atlanticus) untermengt, bestehen.

und mit ununterbrochenem, mehr als eine Viertelstunde breiten Spiegel wohl zwei Meilen weit sehr majestätisch dahin, während das Dorf durch seine Lage auf einem steilen Ufer schon aus der Ferne sichtbar ist. Nur achtzehn getaufte Ehepaare bewohnen den Ort. Außerdem hausen hier gelegentlich die wilden Majorunas, greulich entstellt mittelst Durchbohrung der Lippen, so wie die Jaguas und Orejones. Letztere charakterisirt die künstliche Verlängerung der Ohrläppchen, die, durchbohrt und ringförmig ausgedehnt, bis auf die Schultern herabhängen und nur im Walde als hinderlich umgeschlagen und über den oberen Theil des Ohres aufgehängt getragen werden. Ein Schwarm, ganz unbekleidet und großentheils betrunken, empfing uns beim Landen, so daß es zum ersten Mal nothwendig war, bewaffnet unter diese wilden Naturkinder zu treten. So roh und geistesarm ist jener Menschenstamm, der sich vom Napo bis Tabatingo verbreitet, daß selbst die armseligen Yameos sich seines Namens zur Bezeichnung der tiefsten Wildheit bedienen. Plötzlich tauchen die unabhängigen Indianer hier aus ihren Wäldern auf und leben, so lange es ihnen gefällt, in der Mitte der Christen, indem sie diesen Aufenthalt benutzen, um für ihr Pfeilgift, ihre Balsame, Hängematten und sehr kunstreich verfertigte Waffen Eisen einzutauschen und europäische Kleidungsstücke.

Am Mittag des 17. August landeten wir auf einige Augenblicke bei dem elenden Dorf Cochiquinas. Ueber eine gegen zwei hundert Schritt breite Schlammbank, welche die gesunkenen Gewässer zurückgelassen, mußten wir uns, entkleidet und bis an den Gürtel einsinkend, mühsam hinwegarbeiten, ehe wir nach den fünf Hütten gelangten. Millionen von blutsaugenden Zweiflüglern umschwärmten uns, und statt sich von dem anklebendem Schlamme zu reinigen, fanden es meine Cocamillas nöthig, ihren ganzen Körper damit zu überziehen, um der Qual zu entgehen, während sie auf die von mir gekauften kartoffelartigen Yuccas und Bananen warteten. Fieber schüttelte den Mestizen und seine Familie, die hier die Ortsobrigkeit vorstellte, und der in seiner kreisförmigen, überall verschlossenen dunkeln Hütte, von einem glühenden Dampf glimmender Stücke der Termitenbaue als Schutzmittel gegen die Insecten umgeben, eben einen Anfall der

Krankheit abwartete, die durch Heftigkeit und Langwierigkeit ihn in ein Skelett verwandelt hatte. — Wiederum verstrich uns ein voller Tag ohne die geringste Veränderung in unseren Umgebungen, und der Abend war schon geraume Zeit herabgesunken, als hinter uns der rauhe Ton einer hölzernen Trompete, die hier überall zum Signal dient, die Waldnacht zum Wiederhall und die aufgeschreckten Thiere zum Aufruhr brachte. Ungewiß über die Absicht der sich Annähernden, griffen wir zu unseren Waffen. Mittelst einer großartigen Erleuchtung hofften wir unsere unwillkommenen Begleiter zu erkennen, und während unsere Cocamillas sich im Kahne mit der Entzündung eines Gefäßes voll Copalharz beschäftigten, ließen wir auf dem Floß ein sogenanntes blaues Licht abbrennen, eine Substanz, die unter dem chinesischen Feuerwerk oft nach Chile und Peru gebracht wird. Der grelle geisterhafte Schein erhellte plötzlich den breiten Strom von einem Ufer zum andern und drang sogar noch in den Wald ein, denn ein einstimmiges Angstgeschrei der erwachenden Thiere beantwortete den aufsteigenden Glanz. Gleichzeitig wurden zwölf oder mehr menschliche Gestalten nahe bei uns sichtbar, die fast ohne Fahrzeug herbeizuschwimmen schienen, mit Streifen bemalt, an den Armen mit flügelartigen Verzierungen und außerdem mit buntem Kopfschmuck versehen. Durch die Erleuchtung in nicht geringeren Schrecken versetzt als die Thiere, nahmen sie schnell eine andere Richtung. Zwei kurze, nur leicht mit Schlingpflanzen zusammengebundene Stücken Floßholz mit einem Sitz von wenig Zollen Höhe bildeten eins ihrer Fahrzeuge, denen auch andere Indianer sich unbedenklich anvertrauen, wenn sie ohne Gepäck stromabwärts fahren. Das Ruder ist leicht aus weichen Palmscheiden gemacht, und ausgestreckt im Sonnenstrahl schwimmt so der Eingeborene meilenweit fort. — Mitternacht brachte uns an das Dorf Peruaté, die Niederlassung eines unternehmenden Weißen, der es versucht hat, die Aucas der Umgegend an sich zu gewöhnen und zu einem gesitteteren Leben zu bringen. Der dumpfe Schall einer Trommel verkündete uns schon lange vorher die Nähe des Ortes und ein Fest seiner Bewohner. Wir landeten und fanden hier jene kleinen Flöße, die uns vorher begegnet waren, und also Gäste herbeigeführt hatten. Drei Hütten

mit kegelförmigem Dache und von außerordentlichem Umfang bilden das Dorf. Ein kleines Haus war die Wohnung des Stifters der Colonie. Da er grade abwesend war, so hing unser Empfang ganz von der zweifelhaften Laune der Wilden ab. Das Innere der von uns betretenen Hütte wurde mit Manatifett, welches in kleinen Thongefäßen brannte, erleuchtet; denn das große Feuer schien zum Mittelpunkte eines wilden Kreistanzes dienen zu sollen. Eine Versammlung von vierzig oder mehr Personen empfing uns beim Eintritt mit einem Geheul, dem man leicht die übelste Bedeutung hätte unterlegen können, wenn sich uns nicht einige Weiber mit der Bitte um Glasperlen genähert und die Männer meine Begleiter mit Geberden zum Trinken aufgefordert hätten, da Keiner die Sprache des Andern verstand. Alle waren unbekleidet bis auf eine schmale Binde aus Baumbast, die Frauen jedoch trugen einen mit Perlenmutterschalen kunstreich verzierten Schurz. Ein wilder Tanz der Männer begann nach dem Dröhnen der Trommel und tactmäßigem Geschrei; doch konnte seine Bedeutung keine heitere sein, denn die Geberden wurden immer drohender, und häufiger saus'ten die kurzen Lanzen nach einem freigelassenen Winkel, wo man sich einen verborgenen Feind dachte, als unter dem Klopfen auf Schilde aus Krokodilshaut und dem schrillen Laut kleiner Pfeifen furchtbar brüllend eine zweite Partei, vielleicht die Gegner darstellend, eintrat und an dem Feste Theil nahm. Alle Anwesende waren bemalt und die Männer in fürchterliche Larven versteckt, die zum Theil eingetrockneten Feindesköpfen glichen. Der eigentliche Greuel der Scene aber bestand darin, daß nicht nur die Männer, sondern auch die Knaben im höchsten Grade betrunken waren, während die Weiber abgesondert einen anderen Tanz aufführten und darin die gröbste Gemeinheit an den Tag legten. In einer jeden dieser Hütten leben zehn oder mehr Familien zusammen. Zwischen den Pfeilern des Daches hingen ringsumher in sehr kurzen Zwischenräumen kurze Hängematten; der Mann nimmt die oberste ein, seine Frauen die unteren. In einem jener Netze lag eine vielleicht achtzigjährige blinde und taube Indianerin mit eisgrauem Hauptbaar, zusammengeschrumpft zu einem dickrunzeligen, furchtbar häßlichen Gerippe und dabei völlig

betrunken. Voll Widerwillen schlichen wir uns leise davon und selbst die Cocamillas sprachen ihr Mißvergnügen darüber aus, als wir, ferne von den Klängen des barbarischen Festes, in der frischen Kühle der Nacht wieder ruhig dahintrieben.

Nachdem wir am 19. August das letzte peruanische Dorf, Loreto, für einige Augenblicke besucht hatten, traten wir auf neutralen Grund, der sich gemäß eines Abkommens zwischen den spanischen und portugiesischen Behörden bis Tabatinga ausdehnt. Der folgende Morgen brachte uns nach dem ersehnten Tabatinga. Ein ziemlich steiler Abhang des linken Ufers trägt ein kleines, aber verfallenes Palissadenfort, ein auf Pfeilern erhöhtes Wachthaus, und im Vordergrunde einige reinlich übertünchte Häuser mit Gallerien, gut gearbeiteten Thüren und Ziegeldächern: lauter Dinge, die eine mehr europäische Gesittung verkündeten. Der brasilianische Commandant nahm mich in Folge eines Empfehlungsschreibens freundlich auf. Die Garnison beträgt dreißig Mann, und erfreulich ist dem Reisenden auf diesem Grenzpunkt das Zusammentreffen mit zahlreichen Weißen, die, an den atlantischen Küsten geboren, in Handelsspeculationen bis nach der östlich von den Anden gelegenen peruanischen Provinz Maynas kommen. Meine Leute gefielen den Brasilianern wegen ihrer Größe und ihres guten Benehmens nicht übel, und nachdem ich sie in das hieselbst eingetauschte Linnenzeug gekleidet, wodurch sie einen fast seemännischen Anstrich bekamen, setzte ich meine Reise fort. — Abgesehen von einigen sehr heftigen Ungewittern, genossen wir das herrlichste Wetter und mondhelle Nächte. Unsere Nahrungsmittel erhielten einen unerwarteten Zuwachs durch einen Zug von Fischen, der mehrere Meilen lang am rechten Ufer mit solcher Gewalt und so dicht gedrängt stromaufwärts ging, daß das Wasser schäumte und Schläge mit Ruderstangen, Wurfspießen und selbst hineingeschleuderte Stücke Holz uns die reichlichste Beute verschafften. Diese Wanderungen der Fische bezwecken nur die Ablegung des Laichs in den höheren Gegenden, besonders in den kleineren Seitenflüssen des Marañon. Cormorane, Reiher, Verkehrtschnäbel (Rhynchops), Fischerfalken und Möven waren nicht minder geschäftig, als wir; auch stellen sich die furchtbaren Feinde dieser Fische, die Krokodile, schaaren-

weis an den Mündungen der kleinen Flüsse auf und richten eine grenzenlose Verwüstung unter dem dichtgedrängten Haufen an, der nie seine eigentliche Richtung verläßt.

Unsere Fahrt glich jetzt einer abenteuerlichen Entdeckungsreise, da meine Cocamillas nur bis oberhalb Tabatinga mit dem Marañon und allen Eigenthümlichkeiten des Landes vertraut waren. Wir trieben daher, ohne im Geringsten die Entfernungen der einzelnen Punkte und die zahllosen Spaltungen des Stromes zu kennen, bald in dem einen, bald in dem anderen Arme fort, stets bemüht, die schmalen Kanäle zu vermeiden und wo möglich die Niederlassungen aufzufinden, in denen wir einige Belehrungen über unseren Weg und einen eingeborenen Indianer als Führer zu erhalten hofften. Eine Bootladung von Bananen und Yuccas, Schildkröten, die wir in Menge an das Floß gebunden hatten, reichliche Fische und das zahlreiche Wild des Waldes sicherten uns vor allem Mangel. Unsere Sorglosigkeit wurde jedoch bald in ziemlich ernster Weise unterbrochen. Es war am 24. August, als wir durch den dichten Morgennebel hindurch auf einer Sandinsel eine Gruppe von Menschen entdeckten. Zwei Cocamillas gingen nebst meinem sehr brauchbaren Diener auf unserem Boote ab, um Nachrichten einzuziehen, während ich selbst mit zwei Indianern auf dem Flosse zurückblieb. Jene glaubten sich bei der Rückkehr im Hauptstrom zu befinden, bemerkten jedoch zu ihrem Schrecken, daß sie sich im Nebel verirrt und uns verloren hatten. Sehr besorgt um die lange Abwesenheit der Gefährten fuhren wir langsam am Ufer hinab, als plötzlich eine reißende Strömung uns in einen engen Kanal zog, der zur rechten Seite eine Insel durchschnitt. Nur zu bald sahen wir eine Masse versunkener Baumstämme vor uns. Vergebens arbeiteten wir mit aller Macht dahin, das unbehülfliche Floß an das Sandufer zu treiben; denn die Kraft von drei Menschen würde an jener Stelle vielleicht nicht im Stande gewesen sein, auch nur einen kleinen Nachen zu regieren. Die Indianer stießen einen Angstruf aus, allein wie immer zeigten sie auch in diesem entscheidenden Momente Geistesgegenwart. Mit der größten Anstrengung rudernd, um die außerordentliche Schnelligkeit und den Stoß des Flosses zu vermehren, fuhren

wir grade auf die Mitte der hervorragenden Stämme und Aeste los, an denen die Wellen schäumend und wirbelnd sich brachen. Alles splitterte und wich vor der furchtbaren Gewalt, mit welcher wir wie mit einem Mauerbrecher anrannten, und krachend brach sogar ein Ast auf uns nieder, der im Vorüberstreifen mehr als die Hälfte des Daches zerstörte. Die letzten der halb versunkenen Bäume konnte das Floß mit seiner sehr verminderten Gewalt nicht mehr durchbrechen, es machte jedoch zu unserem Glück eine Schwenkung und entkam ohne unser Zuthun durch eine schmale Oeffnung der Baum-Ablagerung in ruhiges Wasser. Wir landeten bald darauf, um unser übel zugerichtetes Fahrzeug wieder auszubessern; allein wir fanden bald, daß sowohl diese Arbeit, als die Leitung des Flosses fast unsere Kräfte überstieg. Nur mit großer Mühe konnten wir uns mehrfach aus der Nähe gefährlicher Strömungen retten; auch begegneten wir keinem Kahn, der uns Nachricht über das vielleicht sehr traurige Schicksal unserer Gefährten gegeben hätte, und Fonteboa, den nächsten brasilianischen Ort, vermochten wir nicht aufzufinden, indem derselbe gleich den meisten anderen Niederlassungen nicht am Hauptstrom, sondern an einem Seitenkanale liegt. — Drei Tage waren uns bereits in dieser peinlichen Lage vergangen, als wir am späten Abend Lichter am Ufer bemerkten. Bald darauf erschien ein Kahn mit Indianern, um uns das Rudern zu erleichtern. Unsere verirrten Gefährten hatten uns hier schon am Tage vorher gesucht, und durch dieselben hatte man in der Niederlassung Nachricht von dem Floß und dem üblen Zustand seiner schwachen Mannschaft erhalten. Diaz Guerrero, der Eigenthümer jener Niederlassung, hatte Befehl gegeben, uns aufzusuchen und zu leiten. Gastfreundlich wurden wir von ihm aufgenommen. Unsere Gefährten waren, in den vielen Armen des Marañon umherkreuzend, ohne Feuerzeug, Kochgeschirr und Kleidung, bei Tage der Sonnengluth, bei Nacht dem Thau ausgesetzt gewesen, und hatten durch Angst und Mangel sehr gelitten. Seitdem vermieden wir alle Trennungen während der Beschiffung dieses uns völlig unbekannten Stromes. Die Begleitung eines Eingeborenen konnten wir nirgends erhalten, und da Ega, der Ort unserer Bestimmung, auch nicht am Hauptstrom liegt, so mußten

wir bei Ansicht des uns umgebenden Labyrinthes von Flußarmen fürchten, an jenem Platz vorüberzugehen, ohne ihn zu bemerken.

Am Abend des 3. September hatten wir unser Floß an eine große Sandinsel befestigt. Da glänzte gegen Mitternacht ein entferntes Feuer wie ein hoffnungbringender Pharus zu uns herüber. Trotz Müdigkeit und Dunkel kreuzten wir den breiten Strom im Kahn und erfuhren von einer Gruppe gelagerter Indianer, daß wir uns unterhalb der Mündung des Tefé und in geringer Entfernung von Ega befänden. Einer von ihnen entschloß sich, noch vor Tagesanbruch mit einigen Hülfe erbittenden Zeilen an Bernardino Cauper nach Ega abzugehen. Dieser durch Bildung und Herzensgüte ausgezeichnete Mann, ein geborener Portugiese, schickte mir sogleich am folgenden Tage ein großes Boot, in welches wir die ganze Ladung des Flosses brachten. Das letztere überließen wir nicht ohne einige Betrübniß seinem Schicksale. Bald gelangten wir in den südlichen Arm des gewaltig verzweigten Marañon und stiegen zwischen Schaaren von Krokodilen den dunkelbraunen Tefé bis zu seinem Austritt aus einem schönen See hinauf, von dessen Hügelufer das freundliche Dorf Ega einladend herabblickt. Herr Cauper räumte als Befehlshaber der Miliz mir sein Haus ein, dasselbe, welches einst auch die baierschen Naturforscher von Spix und von Martius auf ihrer Reise durch Brasilien (in den Jahren 1817 bis 1820) beherbergte. Seine Lage auf dem hohen Ufer vergönnte eine freie Aussicht über den meilenweiten Spiegel des Sees, während das Innere mir und meinem Diener mehr Raum und Bequemlichkeit darbot, als wir seit langer Zeit gewohnt gewesen waren. Nicht ohne Rührung nahm ich hier von meinen Cocamillas Abschied, die mich gegen 200 Meilen weit von ihrer Heimath aus begleitet hatten und nun im kleinen Nachen ihre Rückreise antraten. —

Ega, wo ich mehrere Monate verweilte, eröffnete mir mannigfache Gelegenheit zu den ausgedehntesten Ausflügen. Der See, dem Neufchateler vielleicht an Größe nichts nachgebend, breitet sich in vielen Armen nach dem Innern aus und bildet bei hohem Wasserstande schiffbare Kanäle, die bis in die Mitte der Urwälder reichen oder mit dem Netz der Solimoës

in Verbindung stehen; während der trockenen Jahreszeit sind sie mit hohem Grase bewachsen. Ich bediente mich eines Kahnes, der sich durch Leichtigkeit und schnelles Segeln auszeichnete, indeß nur groß genug war, um mich, meinen peruanischen Diener und meinen treuen Hund zu tragen. Gar oft waren wir Tage lang abwesend und drangen zur Verwunderung der Eingeborenen in weit entlegene Kanäle ein, die Keiner gern besucht, da in ihnen die Riesenschlangen hausen sollen und zahllose Krokodile mit der furchtlosesten Kühnheit das zerbrechliche Fahrzeug umgeben, während der Blick ihrer Grauen erregenden hellgrünen Augen den Ruderern Tod und Verderben zu verheißen scheint. Schlimmer noch sind die Stürme, die als Vorboten der Gewitter mit solcher Gewalt und Schnelligkeit eintreten, daß die breiteren Gewässer nach wenig Minuten in den größten Aufruhr versetzt werden und die Wellen am flachen Seegestade wie an einem Meeresstrande hinaufrollen. Dann verhütet man das Umschlagen des Nachens oft nur dadurch, daß man über Bord springt und ihn während des gewöhnlich schnell vorübergehenden Unwetters unterstützt, indem man seinen Rand mit den Händen erfaßt und mit den Füßen schwimmt. Eine solche Durchnässung hat nie etwas Bedenkliches, denn Regen und Flußwasser sind stets sehr warm, auch ist die Temperatur der Luft so hoch, daß die dünne, nur aus zwei Stücken Baumwolle bestehende Kleidung ungemein leicht trocknet. Erkältungen treten in Folge davon niemals ein, sobald man den entblößten Körper nur nicht zu lange der Ergießung aussetzt und nasse Kleider vermeidet. Nahet ein Regensturm, so verbirgt der Indianer Peru's und Brasiliens, so gut er eben kann, seine abgelegte Kleidung und genießt mit vieler Ruhe das Wolkenbad. Auch wir kamen in ähnliche Lagen und waren einst sogar in der Mitte des Sees dem Untergange nahe. Indessen wurden alle diese Mühen durch die Herrlichkeit der Natur, so wie durch die Menge und Schönheit der Pflanzen reichlich belohnt. Nirgends fast hatte ich einen so üppigen Wuchs verbunden mit der ausgesuchtesten Schönheit der Formen angetroffen. Schon von den Fenstern unseres Hauses aus gewahrte man an dem Waldrande, der das Dorf umgiebt, oder in den hohen Forsten jenseits des Flusses

und Sees die bunten Säulen und Kronen blühender Vochysien, riesiger Mandel-Ahorne (Caryocar), feingefiederte Aehren-Schelfen (Prosopis), Rosenschuben (Gustavia) mit rosenartigen Blumen, Erbsenlennen (Byrsonima) und Hufkruppen (Dalbergia), die sich mit goldgelben Blüthentrauben so dicht über und über schmücken, daß fast das Laub des Baumes nicht mehr erkennbar ist. Die sandigen Ufer des Sees sind mit der herrlichen Ega-Myrte (Eugenia egensis) bewachsen, welche hier tief im Innern des Landes die Wurzelbäume der Meeresküste vertritt. Gleich diesem legt sie ihre hellbraunen mit einer glänzenden Rinde bekleideten Stämme fast horizontal auf den Boden nieder und erhebt erst viele Fuß von der Wurzel entfernt ihre mehr senkrechten Aeste, die wiederum in vielen Richtungen hochrothe Wurzeln herabhängen lassen, um den äußersten Zweigen aus den Gewässern der großen Ueberfluthungen unmittelbar Nahrung zuzuführen. Im Januar und Februar, wo der See angeschwollen ist, ragen kaum die Kronen der Myrten über den Spiegel hervor. In den letzten Monaten des Jahres ist dagegen der größere Theil des Landes um Ega ganz wasserfrei. Breite Sandflächen ziehen sich dann zwischen dem hohl untergrabenen Waldrand und der klaren Fläche des Sees und der Ströme hin, die auch bei verminderter Breite noch majestätisch bleiben. Unzählige Inseln, bewachsen mit Weiden, Trompetenbäumen (Hermesia), Cecropien und baumartigen Gräsern, erscheinen grünend über der Oberfläche. Bänke von schnell verhärtendem Schlamm heben sich über die zurücksinkenden Flüsse und dienen Myriaden von Möven und Verkehrtschnäblern (Rhynchops) zur Anlegung ihrer Nester, flachen Gruben, aus denen man die nicht unschmackhaften buntgesprenkelten Eier nimmt. Der Boden der Wälder, der, geraume Zeit unter der flüssigen Decke versunken, mit neuer Lebenskraft geschwängert wurde, entwickelt eine Menge kleinerer Pflanzen, während in den Kanälen des Hauptstromes Wasserpflanzen zur Erscheinung kommen, die durch abenteuerliche Größe fast an die Rafflesia Ostindiens erinnern, diese aber an Farbenpracht weit übertreffen. So die amazonische Nymphäa oder Seerose (Euryale amazonica), in Ega Mururú genannt, deren dicht mit Stacheln besetzte Blätter klafterbreit werden,

während die schneeweiße, nach innen purpurrothe Blume neun bis zehn Zoll im Durchmesser mißt. Zwischen dieser zauberhaften Pflanzenwelt schwärmen, dicht gedrängt und auf ungewohnt engen Raum beschränkt, die verschiedenartigsten Fische und bereiten den Eingeborenen einen Ueberfluß, den sie zwar für den Augenblick benutzen, nicht aber für die Zeit des Mangels aufzubewahren sich die Mühe nehmen. Was irgend ein tropisches Klima an Herrlichkeit in sich schließen mag, entwickelt sich in jener Zeit, dem Frühling dieser Gegenden, wo auch die eine Hälfte der Waldbäume blühet, über dem beglückten Lande; der reichste Glanz, die vollste majestätische Pracht vereinigt sich mit idyllischer Ruhe und Heiterkeit zu einem Landschaftsgemälde, welches den Freund der Natur zu immer neuer Beschauung spornt und ihn begeistert, immer mehr in die Tiefen des geheimnißvollen Lebens der Erde einzudringen. Wenn aber nach oftmaliger Wiederkehr von Nebeln die Regen endlich sich geraume Zeit hindurch ergossen haben, so ändert sich die Scene; denn aus dem furchtbar angeschwollenen Hauptstrom dringen die lehmgelben Fluthen in die Seitenflüsse hinauf und trüben den hellen Spiegel des Sees. Weit und breit versinkt das Land und seine Blumen unter das Wasser; nur einzelne Stücke ragen inselgleich, mit Flüchtlingen aller Thierklassen angefüllt, über die Fluthen empor. Eine große Menge weggerissener Waldbäume treiben auf den Fluthen daher und bringen das schwache Boot des Eingeborenen in die größte Gefahr, der um diese Jahreszeit nicht selten Mangel leidet, denn weit verstreuet leben die Fische in diesem ungeheuren Wasserraum, und die Schildkröten steigen dann kaum zu der Oberfläche empor. Dagegen ruft die Ueberschwemmung andere Klassen von Geschöpfen in's Leben, denn während die meisten Insecten durch die Feuchtigkeit ausgebrütet werden oder dadurch mittelbar Nahrung erhalten, tritt unter ihrer Begünstigung auch die andere Hälfte der Pflanzen in Blüthe. Die niedrigeren Wälder der häufig überschwemmten Inseln und Uferstellen gewähren nun mit ihren eben aus dem Wasser hervorragenden tausendblüthigen Kronen den Anblick schwimmender Gärten. Besonders günstig ist jener Zustand den Bildungen der niedrigsten Stufen; denn nach jedem Zurück-

weichen der Gewässer entstehen bunte Pilze und die sonderbarsten Schimmel auf den Rinden und Holztrümmern. Wasserfäden (Conserva) bilden mit der wunderbarsten Schnelle in wenigen Stunden die dichtesten Decken über weite Seen. Welche Massen von Leben aber zugleich während jener Ueberfluthungen untergehen mögen, läßt sich blos ahnen. Große Colonien von Insecten treiben auf den schwimmenden Inseln einiger gewöhnlichen Ufergräser umher, welche durch die Strömung fortgerissen wurden und alsbald bei Erreichung einer festeren Stelle Wurzel schlagen. Herrlich ist der Anblick dieser beweglichen Pflanzenmassen oft bei Nacht, indem Hunderte von Glühkäfern (Lampyris), durch die Breite des Stroms am Fortfliegen gehindert, gefangen auf ihnen fortschwimmen und die segelnden Halme mit dem Glanz der Sterne bekleiden. —

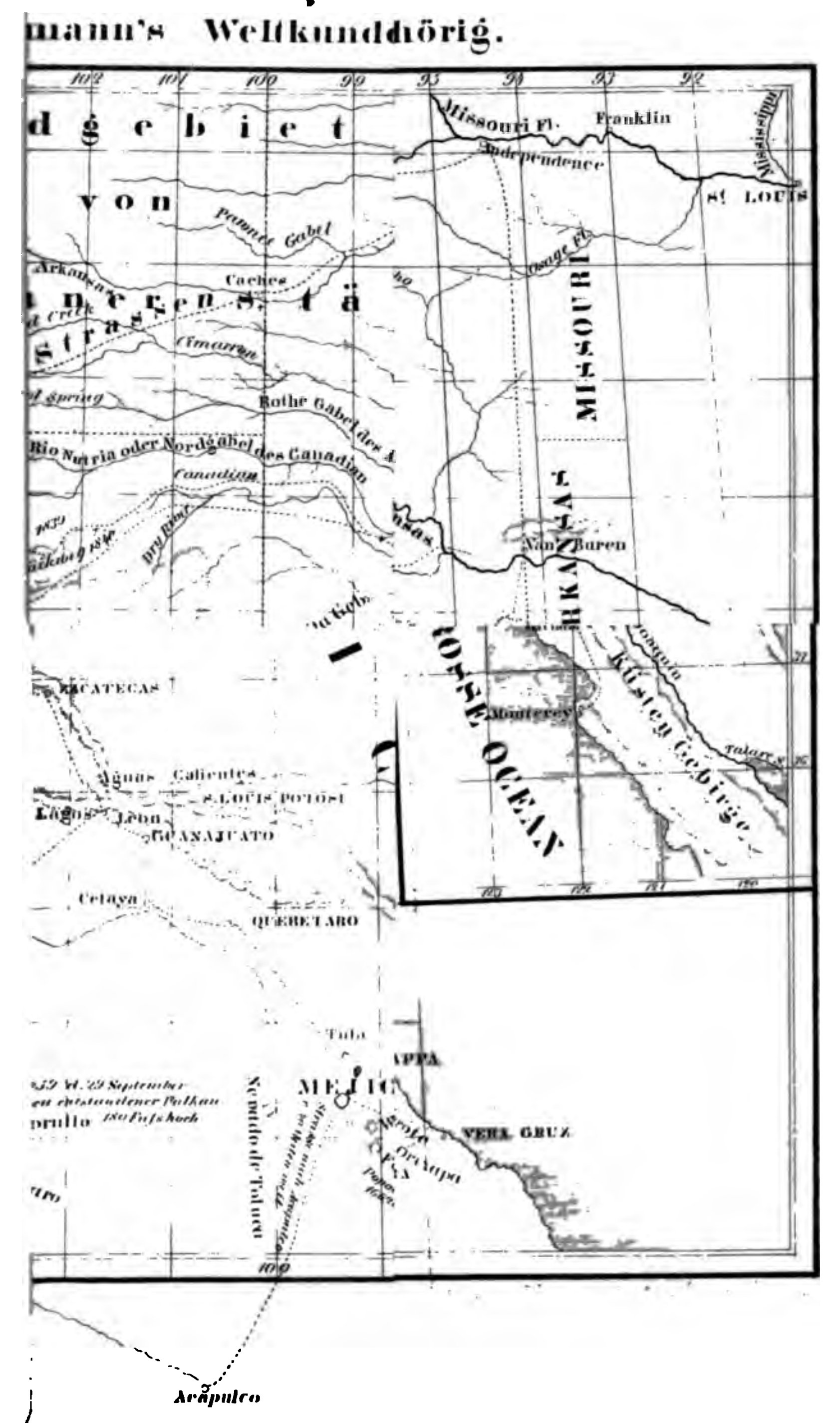
Am 6. März fuhr ich auf einem Segelfahrzeug, das eine Ladung Landesproducte nach Para bringen sollte, von Ega ab. Die Rücksicht auf die bürgerlichen Unruhen, die gerade damals in Brasilien ausgebrochen waren, nöthigte uns, die Reise möglichst zu beschleunigen. Wollten wir nicht der Gefahr ausgesetzt sein, unter die Räuberhorden zu fallen, die unterhalb des Rio Negro die Enge von Obydos zu besetzen drohten und überall umherschweiften, so mußten wir durch die unbesuchtesten Kanäle gehen und das Dunkel benutzend unseren Weg zurücklegen, oder uns Tage lang in den unfreundlichen Sümpfen verbergen, ohne jedoch zu landen, indem sich jeden Augenblick ein Feind zeigen konnte. Außerdem hatten wir auch mit manchem Sturm auf dem seegleichen Strome zu kämpfen. Den großartigsten Anblick bietet derselbe da, wo man zum ersten Mal wieder blaue Berge (Serra de Parú) als Hintergrund der überaus herrlichen Landschaft gewahrt. Je mehr wir uns den inselbesäeten Mündungen näherten, desto mehr litten wir Mangel an Lebensmitteln; denn in den untersten Theilen des Amazonas, wo schon regelmäßig Ebbe und Fluth stattfindet, sind die Fische sehr selten und arm an Arten; erst da, wo das Wasser entschiedener salzig wird, z. B. unterhalb Colares, ist die Fischerei wiederum einträglich. Die Mannschaft suchte sich mit Mauritiafrüchten zu erhalten, und mir blieb kaum eine andere Nahrung als Palmenkohl.

Dazu litten wir an Fieber und Koliken. Auf alle Gefahr hin verließen wir endlich den Amazonas, um in den Kanal Tagipuru einzulaufen. Zwischen einem zur Undurchdringlichkeit verwachsenen Hochwalde verbreitet sich hier ein unendlich verzweigtes Netz schmaler Kanäle, die, von der Ebbe und Fluth auf die verschiedenste Weise ergriffen, in so entgegengesetzten und scheinbar unnatürlichen Strömungen sich in einander ergießen, daß man bei aller Aufmerksamkeit es zuletzt für unmöglich hält, sich darin zurecht zu finden und es gern dem Indianer überläßt, durch das Auge der Erfahrung geleitet, eine enge Mündung auszuwählen, die bald in eine Wasserstraße von wenig Klaftern Breite führt, wo Baumstämme jeden Augenblick die Mastspitzen abzubrechen drohen, bald in einen Kanal führt, der sich zu einem seeartigen Becken erweitert. Nur langsam rückten wir durch dies Inselmeer vor; denn die wenigen Indianer waren durch Mangel und Krankheit so geschwächt, daß sie den Ruderdienst nicht mehr zu versehen vermochten, auch ging viele Zeit durch das Abwarten der Ebben und durch das häufige Verbergen verloren, wenn wir uns verdächtigen Orten naheten. Mit einiger Furcht vor Stürmen kreuzten wir den Busen von Limoeiro, den sonst kleinere Fahrzeuge nicht besuchen und der so breit ist, daß wir am Abend des 22. April kaum noch die gegenüberliegende Küste seines großen Wasserbeckens erkennen konnten. Bald nachher liefen wir im Stromarme zwischen Inseln ein, wo die düsteren Landschaften der engen Kanäle und die seeartige Ausdehnung der Baien freundlicheren Umgebungen wichen. Nichts deutete noch die Nähe einer bedeutenden Handelsstadt an; denn die majestätischen Wälder erhoben sich in derselben Jungfräulichkeit und Ruhe aus dem Spiegel des Stromes, wie an den weit entlegenen unbewohnten Gestaden des peruanischen Marañon. Endlich grauete der Tag. Ein Kanonenschuß rollte über die ebbende Fläche, andere folgten in regelmäßigen Zwischenräumen, das feierliche Geläute vieler Glocken stimmte ein und verkündete uns das ersehnte Pará und den Ostermorgen. Der leichte schleierartige Nebelvorhang fiel auf die Gewässer nieder, und in dem Strahle der rasch aufsteigenden Sonne erglänzten die langen Häuserreihen der wohlgebaueten Stadt.

Einige Kriegsschiffe und zahlreiche Kauffahrer nahmen den Vordergrund ein, und wie zur Begrüßung des aus mancherlei Fährlichkeit oft wunderbar Geretteten entfalteten sich im leisen Windhauch die Flaggen des heimathlichen Europa. Der Anker fiel; der breite Welttheil war durchmessen, das Ziel erreicht und dankend schaute ich zu dem empor, der mich bis dahin mit starker Hand geleitete.

Eine belgische Schonerbrigg sollte mich nach Europa zurückbringen. Nicht ohne tiefe Bewegung nahm ich Abschied von dem Wunderlande Amerika. Es war an einem schönen Abend, als ich vom Bord des absegelnden Schiffes aus zum letzten Male sah, wie die Strahlen der untergehenden Sonne den fernen Streifen des Urwaldes, der hier Brasiliens flache Küsten bis an's Meer bedeckt, übergoldeten. Die Nacht trat ein, das Festland verschwand, und nur Erinnerungen blieben als köstlichste Frucht der vergangenen Zeiten.

Druck von Philipp Reclam jun. in Leipzig.



und den angrenzen Mexicos.
mann's Weltkundhörig.
d g e b i e t
v o n
Missouri Fl.
Franklin
Independence
St. Louis
Mississippi
Pawnee Gabel
Arkansas
Caches
Osage Fl.
MISSOURI
Cimarron
Rothe Gabel des A
Rio Natria oder Nordgabel des Canadian
Canadian
ARKANSAS
Van Buren
Monterey
Küsten Gebirge
OCEAN
ZACATECAS
Aguas Calientes
S. LOUIS POTOSI
Lagos
Leon
GUANAJUATO
Celaya
QUERETARO
Tula
MEJICO
VERA CRUZ
Orizaba
Acapulco



rte von Süd-Amer,

n Heinzelmann's Wel.






UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 06220 8718

